Die Neue Rundschau

Digitized by Google

PROPERTY OF
University of
Michigan
Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Neue Deutsche Rundschau

(Freie Bühne)

XIII. Jahrgang.

Drittes und viertes Quartal.

1902.

S. Fischer Verlag
Berlin W.

Digitized by Google

830.6
N48
R9
1902
v.2

Digitized by Google

G.L
Contin
Biblion
4.28 55
92063

Inhaltsverzeichnis

zum zweiten Halbband des dreizehnten Jahrgangs der „Neuen Deutschen Rundschau".

Seite

Romane, Novellen, Dramen, Gedichte.

Jacob Wassermann, Der Moloch 683, 793, 929
Svend Leopold, Frühling 733
Frank Wedekind, Frühlingsstürme 845
Herman Bang, Der Lauf der Welt 882
Per Hallström, Arfareth 964
Gustav Wied, Jargon 997
Maurice Maeterlinck, Monna Vanna 1040
Robert Michel, Die drei Musikanten 1102
Stijn Streuvels, Ernte 1157
Gustav Wied, Mannsleute 1216
Henrik Ibsen, Ballerinnerungen, In der Bildergallerie 1247
Felix Salten, Die kleine Veronika 1285

Kultur, Philosophie, Memoiren, Briefe.

Rudolf Eucken, Der moderne Mensch und die Religion 673
E. Gagliardi, Verdi in seinen Briefen 753
Lothar v. Kunowski, Das Auge als Weltrichter 785
Charles Henri, Teufelsgeschichten 832
Richard Reuter, Vormärzliche Briefe 897, 1085
Paul Mongré, Der Schleier der Maja 985
Kurt Breysig, Die erste Renaissance des germanischen Kunstgeistes . . . 1009
Briefe von Christian Grabbe 1033
Hugo Wolf, Briefe an Emil Kauffmann 1121
H. v. Gerlach, Der Kern des Zolltarifs 1190
Albrecht Wirth, In der Mongolei 1203
Franz Oppenheimer, Das Gesetz der cyclischen Katastrophen 1233
Normann-Hansen, Bilder aus Rußland und Finnland 1263
Paul Mongré, Der Wille zur Macht 1334

Digitized by Google

Rundschau:

Seite

Holländische Cultur 777
Die Renaissance 778
Vom Reisen 889
Moderne wissenschaftliche Hilfsarbeit 891
Das Jahrhundert des Kindes und die Kinder der Jahrhunderte 891
Die Revisionsbewegung in der Sozialdemokratie 1002
Reifrock und Wertherfrack 1006
Westliche Fahrt 1110
Emerson 1223
Jüdische Polemik 1231

Litteratur und Kunst.

Oscar Bie, Wellen der Kunstgeschichte 728
Arthur Eloesser, Neue Bücher 742
Richard Muther, Rossetti, Burne Jones und Watts 859
Felix Poppenberg, Goethewege 957
Alfred Kerr, Der zweite Maeterlinck 1183

Rundschau:

Elsbeth Meyer-Foerster 779
Dekorative Utopie 780
Goethehuldigung 783
Minnesangs Frühling 895
Quattrocentokunst 1004
Maeterlinck, der Erwachte und der Erwecker 1113
Der schöne Mensch 1117
Hippolyte Taine 1119
Zola 1221
Bruges la Réveillée 1224
Der dekorative Cicerone 1227
Königsphantasien 1339
Kunst und Künstler 1342
Der neueste Muther 1343

Digitized by Google

Der moderne Mensch und die Religion.

Von **Rudolf Eucken.**

Der moderne Mensch und die Religion scheinen Größen völlig unvereinbarer Art, die Entscheidung für das eine scheint eine Absage an das andere. Der moderne Mensch will den Augenblick frisch ergreifen und das Leben gemäß den Forderungen der unmittelbaren Gegenwart gestalten; die Religion lenkt das Sinnen auf eine ewige, unsichtbare Ordnung und erklärt leicht dieser gegenüber alles zeitliche Geschehen für nebensächlich, ja nichtig. Der moderne Mensch lechzt nach ungehemmter Entfaltung und energischer Ausprägung der Individualität; erst das scheint dem Dasein eine Spannung und einen Wert zu verleihen, daß jeder an seiner Stelle etwas Unvergleichliches und Unersetzliches leistet; die Religion beschränkt den Spielraum des Einzelnen, indem sie ihn großen Zusammenhängen einfügt und strengen Geboten unterwirft. Den modernen Menschen erfüllt ein glühender Lebensaffekt, eine freudige Bejahung des Daseins; eines unbegrenzten Vermögens gewiß, entwickelt der Mensch ein stolzes Selbstbewußtsein und glaubt er die ganze Wirklichkeit der Vernunft zuführen zu können; die Religion entdeckt tiefe Schatten im menschlichen Dasein, und sie verweilt bei diesen Schatten, sie steigert die Empfindung des Leides und des Bösen, sie scheint allen Lebenstrieb zu brechen und eine völlige Entsagung nahe zu legen. — So steht im Bewußtsein der Zeitgenossen meist beides unversöhnlich gegeneinander; brächte dieses Bewußtsein die letzte Entscheidung, so wäre über den Konflikt nicht hinauszukommen. Aber vielleicht liegt die Sache nicht so einfach, vielleicht ist auch hier im letzten Grunde zu gegenseitiger Ergänzung auf einander angewiesen, was zunächst auf's härteste zusammenstößt. Erwägen wir also näher, was unter moderner Kultur und was unter Religion zu verstehen sei.

Ueber den wesentlichsten Charakterzug der modernen Art waltet kein Zweifel, er besteht im Aufnehmen des Lebensprozesses, im Aufbau der Wirklichkeit vom Subjekt her, während in der älteren Denkweise das Subjekt noch unmittelbarer mit der umgebenden Welt zusammenhing und das Leben sich als ein Austausch von Wirkungen hieher und dorthin darstellte. Eine neue Epoche beginnt, indem der Mensch sich von der Weltumgebung losreißt und sich stark genug fühlt, sich auf sich selbst zu stellen, von sich als dem archimedischen Punkt alle Dinge zu bewegen, sich zum Herrn der ganzen Wirklichkeit zu machen. Es beginnt damit eine durchgreifende Umwandlung und Umwertung aller Größen, nicht nur äußerlich will der Mensch die Welt bezwingen, sondern sie auch innerlich sich aneignen, indem er sie bis zum letzten Grunde in seine Gedanken umsetzt; so eine gewaltige Arbeit, ein heldenmütiges Ringen, ein unabläßiges Anschwellen des Lebens,

Digitized by Google

das Aufblitzen einer Unendlichkeit des Wesens in einer Unermeßlichkeit des Lebens und Wirkens.

Aber die Sache ging nicht so glatt und glücklich vorwärts, wie der jugendliche Drang der erwachenden Neuzeit erwartete. Denn die kräftigere Entfaltung des Subjekts gegenüber den Dingen hat zugleich den Widerstand der Dinge gesteigert, sie hat die Eigentümlichkeit ihrer Natur erst recht zur Entfaltung und Empfindung gebracht. Am deutlichsten ist dies im neuen Bilde der Natur, wie es sich bei der schärferen Auseinandersetzung von Subjekt und Objekt gestaltet. Indem das Subjekt aus der Natur alle ihr bis dahin geliehenen seelischen Eigenschaften, z. B. innere Kräfte, Strebungen, Zwecke, zurückzieht, und sie ein Reich bloßer Massen und Bewegungen wird, gewinnt sie in ihrer Seelenlosigkeit eine trotzige Selbständigkeit und Selbstherrlichkeit auch wider den Menschen; riesengroß erhebt sie sich ihm gegenüber als ein unermeßlicher, dabei fest verwobener Kausalzusammenhang; bei solcher Verstärkung kann sie es unternehmen, ihrerseits den Menschen an sich zu ziehen und ihn möglichst ganz in sich aufzunehmen. Immer strenger umklammert sie ihn, immer mehr wird das Subjekt ein verschwindender Tropfen am Eimer, ein beinahe Nichts. So schlägt die Bewegung in das volle Gegenteil der ursprünglichen Absicht um, der Mensch sieht sich in den härtesten Kampf um seine geistige Existenz verwickelt.

Dieser Kampf ist dann freilich mutig aufgenommen, zunächst von Seiten der großen Denker. Alle großen Denker der Neuzeit lassen sich unter dem Gesichtspunkt betrachten, daß sie bei williger Anerkennung der Natur zugleich die Ueberlegenheit der Seele zu erhärten suchen. Spinoza entwirft ein grandioses Naturbild, aber er läßt alles körperliche Sein nicht nur von einem Denken begleitet, sondern schließlich in einem umfassenden göttlichen Denken begründet und von ihm getragen werden. Leibniz wendet den höchsten Scharfsinn an den Nachweis, daß alles Sein schließlich ein Fürsichsein und damit seelischer Art sein müsse, daß daher dem Reich der Natur ein Reich der Seelen zu Grunde liege. Kant setzt die ganze Natur zu einer bloßen Erscheinungswelt herab und sucht einen Zugang des Menschen zu den letzten Gründen der Wirklichkeit vom Geiste her, nämlich im Reich der Moral. Hegel endlich möchte die Natur als eine bloße Entwicklungsstufe des Geisteslebens, als ein noch unbewußtes Geistesleben verstehen und so die Natur ohne Abzug in den Geist aufnehmen. In dem allen eine unabläßige Steigerung des Subjekts, aber auch eine immer weitere Entfernung vom unmittelbaren Eindruck der Dinge. — Zur Seite der Denker kämpfen die Dichter. Von der Ueberzeugung aus, daß der Kern der Natur Menschen im Herzen sei, suchen sie die Natur von innen her zu beseelen und sie damit dem Geist zurückzugewinnen, damit ohne die Gewaltsamkeit philosophischer Spekulation die Ueberlegenheit des Geistes zu sichern.

Wie viel Großes und Bleibendes durch solche vereinte Bemühung erreicht ist, das zu erörtern, liegt außerhalb unserer Aufgabe. Aber unleugbar hat alle Größe der Leistung nicht verhindert, daß die Welt der Dinge sich nicht nur gegen das Subjekt und die Seele behauptet, sondern daß sie die Selbständigkeit des Inneren immer härter bedroht. Das 19. Jahrhundert hat das Problem namentlich dadurch gesteigert, daß es die Verwicklungen des modernen Lebens dem Menschen mit besonderer Energie zur unmittelbaren Erfahrung und Empfindung brachte. Merkwürdig genug ist es die menschliche Thätigkeit selbst, deren eigentümliche Entwicklung in diesem Jahrhundert die innere Selbständigkeit des Menschen am schwersten gefährdet. Das 19. Jahrhundert war vor allem ein Jahrhundert der Arbeit,

Digitized by Google

in der Arbeit liegt seine Größe, in der Arbeit seine Gefahr und Schranke. Von Haus aus hat die Arbeit ein Doppelantlitz: sie verkündet die Stärke des Menschen, indem sie ihn den Gegenstand ergreifen, beherrschen, für seine Zwecke nutzen lehrt, sie erweist seine Gebundenheit, indem sie ihn zwingt, seine Thätigkeit unabläßig der Natur des Gegenstandes anzupassen, sie der Notwendigkeit der Sache zu unterwerfen. Nun hat das 19. Jahrhundert diesen gegenständlichen Charakter der Arbeit weit mehr herausgestellt als alle früheren Zeiten. Denn in einer überwiegend technischen Gestaltung der Kultur schuf es gigantische Arbeitscomplexe, die alle Unterordung unter die Zwecke der bloßen Individuen ablehnen, eigne Gesetze und Notwendigkeiten enthalten, eigne Antriebe und Forttriebe entfalten, damit aber eine zwingende Macht gegenüber dem Menschen üben. Aus einem selbständigen Wesen wird er mehr und mehr ein bloßes Mittel und Werkzeug des großen Räderwerkes. Am deutlichsten ist diese Emancipation der Arbeit im modernen Fabrikbetriebe, der alles menschliche Thun an die Maschine kettet und den Menschen schließlich die Maschine nur bedienen läßt; aber sie erscheint auch in der modernen Wissenschaft mit ihren unübersehbaren Komplexen und ihrer fortschreitenden Differenzierung, wie auch im modernen Heereswesen und in der modernen Staatsverwaltung. Ueberall große Mechanismen, überall die Notwendigkeit einer strikten Einfügung der Individuen in diese Mechanismen, eines Wirkens in Reih und Glied. Zugleich eine wachsende Bedeutung der großen Massen, eine wachsende Bedeutung auch der geschichtlichen Kontinuität; nicht die Individuen, sondern das geschichtlich-gesellschaftliche Zusammensein wird jetzt der Hauptträger der Kultur. Damit ein gegen frühere Epochen unermeßlich gesteigertes Vermögen der Menschheit, eine spielende Bewältigung von Riesenaufgaben, ein neuer Typus der Kultur. Aber alle Größe teuer erkauft, erkauft um den Preis einer Verkümmerung der menschlichen Seele, einer Herabdrückung des ganzen und des inneren Menschen. Das Reich der Arbeit, das eigne Werk des Menschen, wird mit seiner Ausschließlichkeit zum Feinde des Menschen und seiner Innerlichkeit. Die Arbeit schätzt den Menschen nur nach seiner Leistung, der Stand seiner Seele ist für sie durchaus gleichgültig. Und selbst von den Kräften entwickelt sie ein immer geringeres Stück, je mehr sie sich differenziert; der hervorragenden Ausbildung nach einer besonderen Richtung entspricht ein Schlummerstand des sonstigen Vermögens. Je unentwickelter aber die Seele des Menschen bleibt, desto seelenloser wird notwendig auch die Arbeit, das ganze Leben verfällt von innen her einer Mechanisierung. So ist der Widerstand, den die moderne Bewegung überwinden will und überwinden muß, in den eignen Bereich des Lebens eingedrungen und wird hier weitaus gefährlicher als aller Angriff von außen werden könnte.

Wir wissen, daß es solcher Entwicklung nicht an Gegenbewegungen fehlt. Umwogt uns doch in tausendfachen Gestaltungen der moderne Subjektivismus, der sich von den Gegenständen auf die reine Zuständlichkeit der Seele, die Stimmung, zurückzieht und die Stärkung, künstlerische Veredlung, Genießung dieser Zuständlichkeit zum Hauptinhalt des Lebens macht. Eine andere, wohlberechtigte Seite der Wirklichkeit gelangt damit zur Geltung, und die Heftigkeit des Rückschlages kann den nicht befremden, der die Größe der durch die moderne Arbeit herbeigeführten Krise vollauf ermißt. Aber alle solche Schätzung läßt die Frage offen, ob dieses Zurückgehen auf die seelische Zuständlichkeit das Subjekt stark und weit genug mache, die Weltaufgaben zu lösen, welche ihm die Neuzeit stellt, ob es von hier aus eine Ueberlegenheit gegen die Arbeit gewinnen könne, ob nicht die moderne Be-

wegung, so in die bloße Zuständlichkeit verlaufend, in Gefahr komme, sich in sich selbst zu verzehren.

Ohne Zweifel stehen wir an einem großen Wendepunkte, vor der Notwendigkeit bedeutsamer Wandlungen und Entscheidungen. So wie sich der unmittelbare Anblick darstellt, ist das moderne Leben in einen schroffen Gegensatz ausgelaufen, dem die Mittel des unmittelbaren Daseins nicht gewachsen sind; indem das 19. Jahrhundert diesen Gegensatz, der von vornherein im modernen Leben steckt, voll zur Empfindung brachte, hat es ihn durchaus unerträglich gemacht. Das Subjekt hat sich entfaltet, aber noch stärker hat sich der Widerstand entfaltet und droht ihm jetzt völlig über den Kopf zu wachsen; gelingt es nicht solchem Wachstum des Gegners eine innere Vertiefung entgegenzusetzen und im Subjekt selbst Weltzusammenhänge zu ergreifen, gelingt es nicht, das Subjekt von innen her zu einer Welt, zu einer universalen Geistigkeit zu erweitern und es damit aller Außenwelt sammt aller Arbeit überlegen zu machen, so ist die Sache verloren, so war die ganze moderne Bewegung eine grandiose Irrung. Der moderne Mensch kämpft also um das Recht seines Daseins, um seine geistige Selbsterhaltung, wenn er um eine solche Vertiefung seines Wesens und zugleich um eine Vertiefung der Kultur kämpft. Man müßte seine Augen verschließen, um nicht zu sehen, daß heute eine Bewegung nach diesem Ziele im Gange ist, daß sie in langsamem aber merklichem Anschwellen durch alle Kulturvölker geht, daß sie in aller bunten Fülle, ja in allem Widerspruch ihrer Erscheinungsformen ein gemeinsames Grundverlangen offenbart.

Denken wir uns jedoch den Fortgang dieses Strebens nicht zu leicht! Alle Kombination gegebener Elemente, alle scharfsinnige Reflexion, aller Aufschwung der Stimmung, auch der künstlerisch veredelten Stimmung, führt uns keinen erheblichen Schritt weiter, immer wieder sinken wir unter die Gewalt der Widersprüche, der Hemmungen zurück, die überwunden werden sollten. Die Bewegung der Kultur hat auch innerhalb des Menschen schwere Konflikte und dunkle Abgründe gezeigt; nicht nur nach außen hin, auch gegen den Menschen selbst ist das Geistesleben, die geistige Aufgabe mit größter Mühe aufrecht zu erhalten. So sehr gehen im Menschen Großes und Kleines, Edles und Gemeines, ja Göttliches und Diabolisches durcheinander, daß, wenn es nicht gelingt das geistige Leben von der menschlichen Lage abzuheben und in einer Ueberlegenheit gegen den Menschen zu begründen, alle Hoffnung auf einen glücklichen Fortgang zusammenbricht. Es muß sich eine Umkehrung des nächsten Weltanblickes und der nächsten Lebensführung vollziehen, es muß eine neue Weltthatsächlichkeit unserem Verlangen entgegenkommen, dem Menschen neue Zusammenhänge eröffnen, aus ihm etwas Neues und Besseres machen, dem geistigen Leben einen Halt geben, dann allein kann die Innerlichkeit zu einer Innenwelt wachsen und kann das Subjekt, als der Durchbruchspunkt einer neuen Wirklichkeit, der Ausgangspunkt einer neuen Kultur werden, hat es dagegen nicht die erhöhende Kraft einer realen Welt hinter sich, so ist alle Bemühung um einen Weltaufbau unsererseits aussichtslos.

Dies alles führt augenscheinlich in die Nähe der Religion. Denn ihre Hauptthese ist keine andere als die Erschließung einer weltüberlegenen Wirklichkeit, die Eröffnung eines neuen Lebensprozesses inmitten unseres Lebens, eine innere Umkehrung der Welt; diese These mag, aus dem Zusammenhang gerissen, überkühn erscheinen, soll von vornherein als unmöglich und thöricht gelten, woran die einzige Möglichkeit der Aufrechterhaltung unserer geistigen Existenz hängt? — Jedenfalls können uns bei solchem Stande der Dinge nicht die Einwendungen einschüchtern, welche eben den

Strömungen angehören, über welche es die Menschheit zwingend hinaustreibt. Der moderne Realist und Positivist verwirft die Religion aus der Erwägung, daß es dem Menschen versagt sei, über die Natur hinaus und durch die Natur hindurch in ein Reich des Jenseitigen vorzudringen und seinen Bestand zu erschließen. Dabei gilt offenbar die Religion als eine Art von Weltanschauung, als ein Wissen von dem, was jenseit des Bereiches der Erfahrung liegt; der ausschließliche Weg des Erkennens scheint aber die naturwissenschaftliche Forschung. Der innere Widerspruch der Religion als eines Wissens vom Unwißbaren ist dabei so handgreiflich, daß man sich wohl hätte die Frage vorlegen dürfen, wie er so vielen, doch nicht durchwegs bornierten Menschen entgehen konnte. Aber von der Religion gilt in nicht geringerem Maße als von der Philosophie die Klage Schellings, „daß von jeher die alltäglichsten Menschen die größten Philosophen widerlegt haben, mit Dingen, die selbst Kindern und Unmündigen begreiflich sind." „Kein Mensch denkt daran, daß sie vielleicht all das auch gewußt haben, denn wie hätten sie sonst gegen den Strom von Evidenz schwimmen können?" — Die Hauptsache jedoch ist dieses, daß die Religion auf der Höhe ihres Schaffens und in der Gesundheit ihrer Entwicklung durchaus nicht eine lehrhafte Aufklärung über Weltgeheimnisse sein will; was sie will, ist die thatsächliche Eröffnung und Aneignung eines neuen Lebensprozesses, der in seiner Ueberweltlichkeit zugleich Gegenstand unmittelbarer Erfahrung wird, die Bildung eines neuen Grundverhältnisses zur Wirklichkeit. Geistiger Art könnte freilich solche Thatsächlichkeit nicht sein, ohne daß in ihr auch ein Grundstock von Ueberzeugungen angelegt wäre, aber dieser Grundstock will immer erst entwickelt sein, und was sich von ihm entwickelt, das ist bedeutend nicht wegen seines Lehrgehalts, sondern als Ausdruck und Zeugniß jenes Lebensprozesses. So berührt jener positivistische Angriff die wirkliche Religion gar nicht.

Dem Subjektivismus neuester Art ist die Religion anstößig, weil sie ihm als eine Herabsetzung der Lebensenergie, als ein Mittel der Schwächung und Erniedrigung des Menschen erscheint; Schwächlinge, so dünkt es, beugen sich dabei unter fremde Ordnungen, vertrauen auf fremde Hülfe, jammern über Leid und Elend, stimmen die eigene Empfindung zu thatlosem Mitleide herab, statt die eigne Kraft wach zu rufen und mit ihr aller Hemmung zu trotzen. Gewiß findet sich in der Geschichte der Religionen manches, was zu diesem Bilde stimmt. Aber sehen wir auf die schaffenden Ursprünge und auf die beherrschenden Höhepunkte der Religion, so bekundet sie nicht sowohl die Kleinheit, als eine Größe der Gesinnung, so ist sie ein Ausdruck nicht sklavischer, sondern mannhafter, ja heroischer Denkart. Denn wohl enthält alle Religion eine Verneinung, einen Bruch mit der nächsten Wirklichkeit, — woher sonst ein Antrieb, über diese hinauszugehen? — aber wie alle energische Verneinung schließlich ein verstecktes Ja in sich trägt, so war sie hier vornehmlich ein Durchgang zu einem neuen Ja; die Religion ließ den nächsten Stand der Dinge, die „Welt", wie es in ihrer Sprache heißt, nicht müssig liegen, sondern sie suchte ihm gegenüber in mutigem Aufstreben eine neue Welt, ein Reich Gottes zu erreichen, daraus unendliche Kraft zu schöpfen und mit solcher Kraft die nächste Welt zu überwinden, umzuwandeln, zu erhöhen. Und solche Umwälzungen sollten ohne ein Aufgebot gewaltigster Kraft erfolgen können! Oder sind wir so sehr dem Naturalismus der Wertschätzung verfallen, daß wir eine nach innen gerichtete Kraft nicht mehr als Kraft anerkennen? In Wahrheit brauchen wir nur den Eindruck religiöser Helden unbefangen auf uns wirken zu lassen, um die

Herabsetzung der Religion zu einem Ausdruck menschlicher Schwäche als eine wunderliche Irrung zu empfinden. Auch könnte schon die äußerlichste Betrachtung der Weltgeschichte dahin belehren, daß die Sorge um ewige Güter mehr als irgend etwas anderes stärkste Bewegung, flammende Begeisterung, glühendste Leidenschaft hervorgebracht hat, daß nichts innerhalb der Welt eine so bewältigende, so hinreißende Macht übte, als die Idee einer Ueberwelt.

Lassen wir uns also durch alles, was auch der Religion an Entstellungen anhaften mag, nicht den Blick für die Hauptsache trüben, lassen wir nicht statt der Sache ihre Entartung unser Urteil beherrschen! Und hüten wir uns bei einer Frage, wo so ernste Angelegenheiten, wo der Sinn und der Wert unseres eigenen Lebens auf dem Spiele steht, mit kleinen Witzen und platten Spötteleien zu operieren; wir könnten leicht durch den Verlauf der Dinge in unsanfter Weise zurechtgewiesen werden. Denn täuschen wir uns nicht: ein starkes Gefühl der Unbefriedigung mit der gegenwärtigen Kultur geht durch die Menschheit; wir empfinden diese Kultur als zu wenig durchgreifend bis zur Wurzel des Wesens, als unfähig, dem Leben einen Sinn und Gehalt zu geben und die Gemüter mit jener großen Liebe zu erfüllen, die über alle Not und Enge hinaushebt. Der Mensch verlangt nach einem Werte seines Lebens und einer Bedeutung seines Thuns, und dies Sträuben gegen die gänzliche Vernichtung ist mehr als ein selbstisches Glücksverlangen, es steckt dahinter ein metaphysischer Lebensdrang, ein Zeugnis größerer Tiefen und Geheimnisse der Wirklichkeit; wenn aber dieser Lebensdrang einmal aus der gegenwärtigen Verkümmerung und Verschleierung mit voller Kraft und Klarheit hervorbricht, so wird er mit elementarer Gewalt niederwerfen, was sich ihm entgegenstellt, und mit zwingender Sicherheit sich seine Bahn schaffen. Darum ihr, die ihr zu Verwaltern der geistigen Güter der Menschheit bestellt seid, und vornehmlich ihr, die ihr in freiem Sinne dieses hohen Amtes waltet, nehmt das Problem der Religion nicht leicht, es kann nun und nimmer an euch, wohl aber könnt ihr an ihm scheitern. Die moderne Bewegung wird den sich ihr entgegentürmenden Hindernissen nur gewachsen sein, wenn es ihr gelingt, sich das religiöse Verlangen zu inkorporieren; nur mit diesem Elemente, nicht ohne und gegen es, ist jene Vertiefung der Kultur, jene Wendung ins Wesenhafte und Echtmenschliche erreichbar, an der alle Hoffnung einer glücklichen Zukunft hängt. Wie dabei die Religion im Näheren zu fassen und zu begründen sei, das bleibt hier gänzlich außer Frage; hier handelt es sich nur darum, daß sie als ein wichtiges und notwendiges Problem anerkannt werde, daß nicht jene kleinkluge, blasierte, ohne Mühe fertige Verneinung entscheide, die sich so groß dünkt und hinter der so wenig steckt. Es ist ein arger Fehler zu meinen, daß die Entwicklung der Kultur die Religion überflüssig mache. Im Gegenteil, je mehr der Lebensprozeß sich vertieft, je mehr er damit Ansprüche erhebt, erheben muß, welche der nächsten Welt widersprechen, desto größer wird die Spannung, desto hoffnungsloser der Ausblick, wenn nicht dem Zuwachs des Nein ein Zuwachs des Ja entspricht, wenn nicht eine Eröffnung wesenhafterer Zusammenhänge, eine Zuführung weiterer Kräfte möglich ist, wenn sich nicht schließlich durch alle Hemmung, Entstellung, Verkehrung ein ewiges Ja erhebt, an dem alle Gegnerschaft zerschellt. Und die Vertreterin dieses ewigen Ja ist die Religion.

Bis dahin galt es eine Betrachtung der Religion von der Kultur her, auch die umgekehrte Frage ist möglich, ob die Kultur, ob im besonderen die moderne Kultur für die Religion einen Wert, ja eine Notwendigkeit

habe. Auch hier versperren eingewurzelte Vorurteile den Weg. Wie oft die Kultur von religiösen Kreisen in Bausch und Bogen verworfen wird, ist bekannt. Kürzlich ging durch die Blätter eine Notiz, auf dem letzten evangelisch-lutherischen Kongreß in Lund habe ein hervorragender Redner als die beiden Feinde der lutherischen Kirche „Rom“ und „die moderne Kultur“ bezeichnet. Es wäre bedauerlich, wenn diese Nachricht richtig wäre, noch bedauerlicher, wenn sie in weiteren Kreisen Zustimmung fände, bedauerlich namentlich vom Standpunkt der Religion selbst. Hegel hatte guten Grund, vor jener Kleinkrämerei des Glaubens zu warnen, die gern in den Schicksalen des kleinsten Individuums ein höheres Walten sucht, die aber die Geschichte der Menschheit, die Bewegung der Weltgeschichte, der Willkür, dem Zufall, der Unvernunft überliefert. Ist es nicht ein Kleinglaube, ja ein Unglaube an die Macht des Göttlichen in der lebendigen Gegenwart, so eingreifende Umwandlungen des Lebens, so tiefe Veränderungen der Wirklichkeit, wie sie jene Kultur vollzogen hat, als in direktem Gegensatz zu den höchsten Zwecken erfolgt zu denken, und sie damit ganz und gar zu verwerfen? Gewiß kann die Religion die Kultur nicht unbesehens hinnehmen, sie muß in ihrem Bestande Echtes und Unechtes, Ewiges und Zeitliches, menschliche Meinung und geistige Substanz scheiden, sie würde sich selbst preisgeben, wollte sie darauf verzichten und wehrlos auf den Wogen der Kulturoberfläche bald hieher, bald dorthin treiben. Aber innerhalb der Kultur und innerhalb einer besonderen Kultur derart scheiden, ist etwas anderes, als jene schlechthin verwerfen. Ein positives Verhältnis zur Kultur, auch zur modernen Kultur, liegt im eignen dringenden Interesse der Religion. Einen neuen, weltüberlegenen Lebensprozeß kann sie nicht vertreten, ohne darin an erster Stelle eine Erweisung göttlichen Lebens zu erkennen, und diese als eine ewige Wahrheit unerschütterlich gegenüber allem Wandel der menschlichen Verhältnisse und allem Fluß der Zeiten zu behaupten. Aber die Religion hat nicht nur eine göttliche, sie hat auch eine menschliche Seite, sie kann das verheißene Leben nicht voll entwickeln ohne eine Aneignung durch den Menschen, ohne eine Aufrufung der menschlichen Thätigkeit; nach dieser Seite hin wird sie aber ihr Ziel nur erreichen können, wenn ihre Gestaltung, ihre Existenzform der allgemeinen Entwicklung der Menschheit folgt, wenn sie dem weltgeschichtlichen Stande der geistigen Evolution entspricht. Auch das Ewige will immer neu errungen sein, es wird die eine Zeit nie voll überzeugen, wenn es in der Sprache einer anderen zu ihr redet. Sofern dabei die Bewegungen der Kultur den Lebensprozeß steigern, muß ihr Fortgang schließlich auch die Religion fördern, indem er sie wirksamer, eingreifender, durchdringender macht.

Unleugbar ist allerdings die Möglichkeit, die Wahrscheinlichkeit peinlicher Spannungen und schwerer Erschütterungen. Der Lauf der Geschichte bringt nicht nur leise Verschiebungen, sondern auch große Wandlungen, und es ist kaum zu vermeiden, daß wenn diese eine Erneuerung der Gestalt der Religion verlangen, das leicht als eine Gefährdung ihrer Substanz, als eine Preisgebung ihres Wesens verstanden wird, so verstanden wird sowohl von Freunden als von Gegnern der Religion. Aber so große Hemmungen und Stockungen daraus entstehen mögen, schließlich bleibt alle Irrung und Verirrung der Menschen der Wahrheit der Sache untergeordnet; wollen wir uns nicht einem krassen Dualismus ergeben, so müssen wir zu der Hoffnung, der Ueberzeugung, der Gewißheit stehen, daß auch das anscheinend und in den Absichten der Menschen Feindliche durch alle Zweifel und Kämpfe hindurch im tiefsten Grunde zur Förderung wirkt.

So gilt es im besonderen vom Verhältnis der Religion zur modernen Kultur. Diese bringt die großen Wandlungen, welche sich seit der Festlegung der kirchlichen Form des Christentums vollzogen haben, zu deutlichem Bewußtsein und zu voller Wirkung. Schon im Allgemeinen der geistigen Art ist eine bedeutende Veränderung unverkennbar. Jene Festlegung erfolgte unter einem starken Einfluß des griechischen Intellektualismus, dem das Denken und Wissen als der Kern des Geisteslebens galt; die unter solchem Einfluß fixierte Dogmenlehre, an sich eine bewunderungswürdige Leistung, bringt vieles mehr, aber auch vieles nicht, als religiös notwendig ist, sie kann daher nicht als die endgiltige Fassung der christlichen Wahrheit gelten. Wenn nun der Bruch mit dem Intellektualismus die gründlichste Revision jener Gedankenwelt nötig macht, damit die Hauptsache sich deutlich abhebe und nicht Nebendinge die Ueberzeugung verwirren, die Gewissen beschweren, ist das als ein bloßer Verlust zu erachten? Tiefer als dies greift ein anderes. Jene ältere Gestaltung erfolgte in einer Zeit stagnierender Kultur und geistiger Ermüdung; das ergab auch für die Religion ein Ueberwiegen der Passivität, ein Vortreten des Verlangens nach Ruhe und Entlastung, eine kritiklose Sucht nach Unterwerfung und devoter Verehrung. Ein solcher Stand der Religion paßt nicht mehr für eine zur Aktivität geweckte, um Entwicklung aller Kraft besorgte Zeit. Soll nun die eine Zeit sich der anderen zum Opfer bringen, sollen wir uns selber untreu werden, um nur die Vergangenheit nicht zu kränken? Und ist jene größere Aktivität, die so viel Befreiung und Vergeistigung in sich trägt, auch für die innere Gestaltung der Gedankenwelt, nicht auch ein Gewinn für die Religion?

Bei solcher Denkweise erhalten zugleich die großen Wandlungen eine neue Beleuchtung, welche die moderne Kultur in der näheren Durchbildung der Wirklichkeit vollzogen hat, und denen sich auch eine lebendige Religion nicht entziehen kann. Wir gewahren zunächst die unermeßliche Erweiterung des Naturbildes sowie die Anerkennung einer durchgängigen Gesetzlichkeit in aller Unendlichkeit, ferner die Ausbildung der technischen Herrschaft über die Natur mit ihrer Erhöhung des menschlichen Kraftgefühles; wir gewahren gesteigerte Bedeutung des geschichtlich-gesellschaftlichen Zusammenseins, im besonderen auch der ökonomischen Aufgaben; wir gewahren als namentlich bedeutsam die wachsende Ablösung der geistigen Arbeit von der unmittelbaren Art und Lage des Menschen, das Aufnehmen eines Kampfes des Menschen gegen das Kleinmenschliche in seinem eigenen Wesen und in der Gestaltung der Verhältnisse; alles das zusammen läßt die ältere Form des Christentums als zu eng, zu klein, zu anthropomorph erscheinen; ist aber einmal eine solche Empfindung erwacht, so kann keine Macht der Welt den Menschen dahin bringen, das als anthropomorph und damit mythologisch Empfundene noch weiter als ein Göttliches zu verehren. Eine andere Abgrenzung von Göttlichem und Menschlichem, von Ewigem und Zeitlichem ist damit unabweisbar geworden. Aber wohnt in dem allen ein bloßes Nein, ist diesem nicht ein Ja abzuringen, sollte aus dem scheinbaren Verlust nicht ein wirklicher Gewinn entspringen können? Gewiß nicht ohne Arbeit und Kampf, nicht ohne Gefahren und Einbußen, aber wer diese scheut, der bleibe solchen Dingen fern und halte sich in den ausgetretenen Geleisen. Wen aber die innere Notwendigkeit der Sache packt und treibt, dem wird sie auch Mut und Vertrauen einflößen, den wird sie durch das Fegefeuer des Zweifels hindurchführen, dem wird die Ueberwindung des Anthropomorphismus sich zu einem Siege des Göttlichen wenden, der wird die groß-

artige Befreiung, Erweiterung, Kräftigung des Lebens, welche die moderne Kultur vollzogen hat und vollzieht, auch als einen Segen für die Religion begrüßen. Mag der Zugang zu diesem neuen Leben dem Menschen schwerer werden und mehr Entsagungen von ihm fordern, der Lebensprozeß selbst ist größer geworden. Und dieser Gewinn der Sache wiegt doch wohl mehr als unsere Bequemlichkeit.

Wir verfochten eine gegenseitige Verständigung der Religion und der Kultur, wir halten eine solche zur Belebung jener ebenso notwendig wie zur Vertiefung dieser. Das sollte nicht bedeuten, daß das eine dem anderen sich unterwerfe und dienstwillig anschließe, vielmehr kann auch hier alles Große nur aus voller Freiheit hervorgehen und bedarf daher jedwedes einer vollen Selbständigkeit, um seine Kraft, seine Wahrheit, seine Eigentümlichkeit zu entfalten. Aber das macht einen gewaltigen Unterschied, ob die Bewegungen einander endgültig widersprechen oder ob sie innerhalb eines umfassenden Lebensprozesses auf einander angewiesen sind, wenn auch als Gegenpole, wenn auch in unabläßiger Spannung; ob sie einander zu suchen oder ob sie einander zu fliehen haben. Die Selbständigkeit der Kultur bedarf heute keiner Verteidigung; daß aber auch die Religion ihre eignen Wurzeln und Notwendigkeiten hat, das bestätigt mit zwingender Anschaulichkeit die uns nächstliegende Erfahrung des 19. Jahrhunderts. Von der Kultur aus angesehen läßt sich dieses ganze Jahrhundert als eine fortlaufende Gegenbewegung gegen die überkommene Form der Religion, ja gegen die Religion selbst betrachten. Die naturwissenschaftliche Umwälzung des Weltbildes hat nun erst die volle Eindringlichkeit gewonnen und ist nun erst in die Massen gedrungen, zugleich bietet die Entwicklungslehre eine neue Handhabe den Menschen mit seinem ganzen Thun und Sein der Natur einzuordnen; dabei ist die geschichtliche Betrachtung mit ihrem Relativismus erst recht zur Entfaltung gekommen und wird ein unversöhnlicher Feind aller ewigen Wahrheit; die politischen, nationalen, sozialen Aufgaben haben die Bedeutung des unmittelbaren Daseins unermeßlich gesteigert, erregen hier stärkste Leidenschaften und halten hier das Sinnen und Streben fest; zugleich scheinen die eignen Stützen der Religion in's Wanken zu geraten, die historische Kritik erschüttert die Sicherheit der heiligen Ueberlieferung und zerstört den Glanz des Wunderbaren, der sie in der Ueberzeugung früherer Geschlechter umfloß, die Philosophie vollzieht durch Umsetzung in's Rationale und Allgemeinmenschliche eine Erweichung und Auflösung des Historischen; überall wird das Wunder aus dem Leben vertrieben und eine natürliche Ansicht der Dinge durchgeführt. Die Verbindung so vieler nach derselben Richtung wirkender Factoren läßt mit Sicherheit erwarten, daß die Religion immer mehr aus der Wirklichkeit des Lebens verschwunden sei, daß ihr Reich immer mehr sich in bloße Illusion aufgelöst habe. Entspricht dem das wirkliche Bild, ist in der That die Macht der Religion zu Beginn des 20. Jahrhunderts weit geringer als sie zu Beginn des 19. war? Wir wissen, daß das direkte Gegenteil der Fall ist: inmitten aller Befehdungen, in aller scheinbaren Auflösung, in allen Nachweisungen ihrer Unmöglichkeit, Verkehrtheit, Unfruchtbarkeit ist die Religion in den Gemütern der Menschen wieder mächtig aufgestiegen, beherrscht sie die Interessen, entzündet sie die Leidenschaften, verbindet und entzweit sie die Menschen in Liebe und Haß weit mehr als irgend etwas anderes, erweist sie in dem allen eine unzerstörbare Lebenskraft. Im

Jahre 1768 schrieb Winckelmann von Rom aus, vielleicht werde in fünfzig Jahren dort weder ein Papst noch ein Priester sein; würde wohl heute jemand eine ähnliche Vermutung wagen? Solches Wiedererstarken der Religion in direktem Gegensatz zur Bewegung der Kultur ist doch wohl ein deutliches Zeugnis dafür, daß die Religion aus anderen und aus eignen Quellen schöpft.

Aber bei aller Selbständigkeit brauchen Religion und Kultur nicht feindlich auseinanderzugehen; jede, so sahen wir, kann ihr eignes Werk nur vollenden mit Hülfe der anderen. So wird uns auch das Verhältniß des eigentümlich modernen Lebens zur Religion, das den Ausgang unserer Betrachtung bildete, jetzt in einem anderen Lichte erscheinen: die modernen Bestrebungen selbst können nur glücklich fortschreiten und aus einer bloßen Oppositionsbewegung zur führenden Macht des Geisteslebens werden, wenn sie das religiöse Element zu eigner Vertiefung und Verstärkung in sich aufnehmen. Das moderne Leben will ein kräftiges Ergreifen des Augenblicks, ein Schaffen und Gestalten aus unmittelbarer Gegenwart; aber was ist der Augenblick, wenn er nicht ein „Repräsentant der Ewigkeit" ist, und wie kann eine wahrhaftige, eine geistig erfüllte Gegenwart finden, wer wehrlos auf den Wogen der Zeit dahintreibt? Wir wollen eine kräftige Entfaltung und deutliche Ausprägung der Individualität, was aber ist die Individualität und welchen Wert hat sie, wenn sie nicht in einer geistigen Welt gegründet ist und sich von ihr aus die Weite und Wahrheit der Dinge zu eigen machen kann? Wir freuen uns des positiven Lebensaffektes und streben nach einem abschließenden Ja, aber wir sollten nicht vergessen, daß für uns mitten im Werden und Kampf befindlichen Menschen der Weg zu einem wahrhaftigen und gehaltvollen Ja durch das Nein führt, daß ohne eine innere Erneuerung jene Lebensbejahung ein Herausfallen aus der Geistigkeit, ein Unterliegen unter die rohe Natur bedeutet. Denkt also, so möchten wir den Zeitgenossen zurufen, von eurer eignen Aufgabe groß und ihr werdet auch von der Religion anders denken als ihr zu denken pflegt. Wer in jener Weise die Aufgabe faßt, dem muß freilich die Gegenwart als eine Zeit voll schwerer Verwicklungen, voll ungelöster Aufgaben erscheinen. Aber weshalb sollten wir deshalb verzagen, weshalb sollten wir nicht mit Fichte „froh sein über den Anblick des weiten Feldes, das wir zu bearbeiten haben", „froh sein, daß wir Kraft in uns fühlen, und daß unsere Aufgabe unendlich ist"?

Der Moloch.

Roman

Von **Jakob Wassermann.**

(3. Fortsetzung.)

Verena.

35.

Durch einen scheinbar unerklärlichen Anstoß begann Arnold sich plötzlich streng abzuschließen. Er lehnte jede Einladung ab und war unzugänglich für jeden Besucher. Noch mehr, er nahm auch an den Mahlzeiten bei Borromeos nicht mehr teil, sondern versorgte sich entweder zu Hause mit Schinken und Wurst oder suchte irgend eine nahegelegene billige Wirtschaft auf. Doch konnte er nicht den Anblick vieler hundert Menschen vermeiden, an denen er selbst vorüberging wie ein Unsichtbarer. Und trotz des Alleinseins wimmelte es um ihn her von Bildern und Gesichtern, die seinen Geist in unaufhörliche Beschäftigung versetzten und den Stunden der Arbeit die Leichtigkeit raubten. Wohin mit all der Mühe? dachte er bisweilen in Zweifeln, die wie schwarze Vögel am Horizont flogen, — wohin? zu welchem Ufer, du Segler? Er arbeitete, ohne die Anerkennung eines Freundes zu genießen.

Eine Stimme klang in seinem Ohr, die ihm diese Anerkennung zu versprechen schien und deren Widerhall nicht erlöschen wollte. Unter Millionen Augen gerade dieses eine verfolgte ihn. Nicht gewohnt, lange in unentschiedener Qual zu verharren kam auf einmal, es war schon spät im Abend, der Entschluß über ihn. Auch wollte er ganz nebenbei wissen, wie es jenem Ueberfahrenen gehen mochte.

„Wohnt hier Fräulein Hoffmann?“ fragte er in der Wasagasse einen träumerisch im Hausflur lungernden Portier. Der Mann nannte die Nummer eines Zimmers im dritten Stock. Arnold stieg die Treppen hinan. In dem öden Korridor oben sah er sich nach einem Namensschild um. Ein kindlicher Zweifel ließ ihn zögern und erlaubte ihm nicht zu denken, daß jene Einmalgesehene irgendwo in wirklicher Gestalt wohnen und leben könne. Indessen wurde die Thüre, vor welcher er stand, aufgerissen, und ein Mann trat heraus, in dem Arnold sofort den Ueberfahrenen erkannte und dessen Kopf und linke Hand stark verbunden waren. Der Alte stutzte, als er einen Fremden vor sich sah. Er drehte sich mit Heftigkeit um und schrie zurück: „Aufgepaßt, Vera! Spione!“ Er blickte Arnold mit einem lakaienhaften Ausdruck an, rückte ergebenst die Schultern hinauf und sagte mit ironischer Unterwürfigkeit: „Treten Sie ein, Herr Graf. Der Wein ist kaltgestellt, die Brötchen sind geröstet.“ Mit tänzelndem Schritt ging er zur Treppe, an Arnold vorüber, der einen Irrsinnigen zu sehen glaubte.

Jetzt trat durch einen kurzen Gang, der vom Zimmer aus nur wenig erhellt war, Verena Hoffmann in den Rahmen der Thüre. Ihr bleiches Gesicht war halb zu Boden gewandt, und sie fragte mit einem erstaunten, überaus langsamen Emporheben der Lider: „Wollen Sie zu mir?“ Da Arnold bejahte, machte sie eine Bewegung, die ihn aufforderte, einzutreten. Er kam in ein ziemlich großes Zimmer, das von einer Stehlampe Licht erhielt. Vor allem sah er Bücher: an den Wänden, auf dem Tisch, auf Bett und Stühlen und auf dem Boden. In einem Winkel stand ein menschliches Skelett, in einem anderen Winkel ein kleiner Sparherd, auf welchem Wasser kochte. Daneben befand sich eine Art Anricht, worauf ein Hohlspiegel stand, ein Mikroskop, eine Retorte, Flaschen, zwei Krautköpfe und ein Laib Brot. Arnold betrachtete all dieses mit Verwunderung und mußte schließlich lächeln. Das junge Mädchen schaute halb gespannt, halb verdrießlich in das fremde Gesicht, das auf sie einen Eindruck von Vierschrötigkeit und Hausbackenheit machte. „Womit kann ich dienen?“ fragte sie mit einer hellen, deutlichen Stimme und etwas ausländischer Betonung.

„Ich wollte fragen, wie es dem alten Herrn geht, der überfahren wurde. Ich selbst, wenn Sie sich erinneren wollen, habe mit in dem Wagen gesessen. Aber es scheint, daß alles gut abgelaufen ist.“

„Sehr freundlich“, entgegnete das Fräulein mit einem Neigen des Kopfes, das wie ein Zeichen von Ermüdung wirkte, „wenn auch die Stunde, die Sie zu der Nachfrage gewählt haben, etwas ungewöhnlich ist. Herr Tetzner ist wohlauf.“

Arnold blickte schweigend auf die weichen weißen Hände der Sprecherin. Wie sie aus den Aermeln des blauen Kattunkleides hervorragten, erinnerten sie ihn, eigen genug, an die weißen Dolden der Glockenblumen. Weiß und rund wie die Hände war auch der durch das Kleid nicht beengte Hals, vielleicht etwas zu weiß und zu rund. „Um die Wahrheit zu reden“, sagte Arnold endlich, da das zunehmende Befremden des jungen Mädchens auf ihm zu lasten begann, „so bin ich nicht allein des Herrn Tetzner wegen gekommen, sondern auch Ihretwegen.“

Verena Hoffmann machte große Augen. Der seltsame Besucher stand noch immer ruhig vor ihr; sie nahm in einem Rohrsessel Platz und forderte ihn durch eine Bewegung auf, sich ihr gegenüber zu setzen. Durch ihre Sicherheit zu leichtem Trotz erregt, blieb Arnold jedoch stehen. Jetzt lächelte das junge Mädchen; dadurch wurde ihr Gesicht in wunderbarer Weise verändert: der Zug mißtrauischen Abwartens und täuschungsvoller Ruhe verschwand daraus. „Ich verstehe nicht recht“, sagte sie mit liebenswürdiger Ironie und einem verständigen und kühlen Glanz der Augen. „Sie scheinen sich keineswegs auf alltägliche Förmlichkeiten einzulassen. Sie müssen selbst zugeben, daß der Besuch eines Namenlosen zur Bettgehzeit einen nicht sofort glücklich machen muß.“ Mit verschlossenen Lippen lächelte sie noch immer ironisch, wodurch ihr Mund ungewöhnlich dünn und breitgezogen und ihr Gesicht um vieles älter erschien.

„Ich heiße Ansorge“, erwiderte Arnold rasch und nahm nunmehr ohne Umstände Platz, als müsse diese Auskunft für alle Fälle genügen. „Warum hat mich Herr Tetzner da draußen als Graf angesprochen? Erwarten Sie einen Grafen?“ Arnold lachte und beugte sich neugierig vor.

Verenas Gesicht wurde wieder verschlossen und ruhig. „Das ist so“, sagte sie gleichgiltig. „Tetzner hat Tage, an denen er alle Leute Herr Graf nennt. Das ist so bei ihm.“ Sie rieb langsam ihre Handfläche an der Lehne des Sessels und blickte zu Boden. Ihre gleichförmige Ruhe, die das ganze Wesen wie einen tiefen, einsamen See erscheinen ließ, das war es hauptsächlich, was Arnold mit Interesse, ja mit Spannung erfüllte.

Verena Hoffmann hob den den Kopf. „Und nun, Herr Anſorge“, ſagte ſie mit einer leichten Ungeduld, „darf ich jetzt wiſſen —?“ Sie ſtockte.

Arnold betrachtete das Skelett in der Tiefe des Zimmers und blickte dann raſch in Verenas Geſicht. Auch ſie ſah ihn aufmerkſam an, etwa wie einen Studien-Gegenſtand. „Ich dachte mir gleich“, begann Arnold offen, „daß Sie fragen würden und daß ich nicht antworten könnte. Ich will einen Vorſchlag machen. Denken Sie doch, daß wir ſchon lange bekannt wären und daß Sie mich heute erwartet hätten.“ Er zauderte und ſuchte nach dem Ausdruck. „Man kann ſich ja vorſtellen, ich wäre verreiſt geweſen, oder Sie ſeien ſeit der Kindheit über Meer geweſen. Freilich man ſollte ſich klar mitteilen, denn wie ſollten ſonſt die Menſchen einander näher kommen —“ Er ſuchte nach einem entſcheidenden Satz, machte aber eine unwillige Kopfbewegung und war ſtill.

Das junge Mädchen wendete mechaniſch die Blätter eines Buches um, das auf dem Tiſch lag. In der Art ihres Nachdenkens und wie ſie das Gehörte auf ſich wirken ließ, es auf ſich zukommen ließ ohne eine Regung der Wißbegierde, darin lag eine ſeltſame philoſophiſche Gemeſſenheit. Leidenſchaft und ein tiefes Mißtrauen gegen alles was ſie erregte, hielten ſich offenbar in dieſem Gemüt die Wage. „Wenn ich Ihnen jetzt antworten würde, wie Sie es wünſchen“, ſagte ſie, ohne den Kopf zu bewegen, der zu dem offenen Buch geneigt war, „dann würden Sie ſpäter vergebens mich wiederzuerkennen ſuchen. Ich weiß nicht, was Sie gerade hierhertreibt; vielleicht ein Straßen-Intereſſe. Ich habe wenig Zeit, ſehen Sie, und ich will wenig Zeit haben. Nur was mir nützt, kann ich in mein Leben aufnehmen.“

Arnolds Geſicht rötete ſich. „Da führen Sie aber ein trauriges Leben,“ entgegnete er ſchnell.

Verena Hoffmann zuckte die Achſeln und machte eine unbeſtimmte Geberde gegen die überall verſtreuten Bücher. Sie ſchien nicht aufgelegt, ſich in Erörterungen einzulaſſen. Langſam, mit wiegendem, gedankenvollem Schritt ging ſie hinter dem Tiſch auf und ab, berührte zerſtreut einige Gegenſtände mit der Hand und ſchielte bisweilen mit Erſtaunen auf den Beſucher, der keine Anſtalten machte, ſich zu entfernen. Plötzlich, mit einem Entſchluß, trat ſie vor ihn hin und ſagte, die Arme rückwärts auf die Tiſchplatte ſtemmend: „Ich heiße Verena Hoffmann, bin fünfundzwanzig Jahre alt, in Petersburg geboren, lebe hier ſeit fünf Jahren und ſtudiere im ſechſten Semeſter Medizin.“

Arnold hörte aufmerkſam zu. „Medizin,“ wiederholte er. „Ja, das iſt etwas Feſtes. Darnach kann man greifen.“ Er machte eine Bewegung in der Luft, als nähme er die ganze Medizin in die Hand. „Da giebt es Arbeit,“ fuhr er fort, auf die Wände des Zimmers blickend, „da kann man anfangen und aufhören, Arbeit giebt es zum Zweck, und ſo ſoll es ſein.“

Als Verena ihren Spott ſo unvermutet und wirkungslos auf den Boden fallen ſah, änderten ſich ihre Haltung und der Ausdruck ihres Geſichts. „Das allein genügt nicht,“ antwortete ſie mit Wärme. „Nicht Arbeit und nicht Zweck. Was iſt Arbeit ohne Zuſammenklang und Zweck ohne Perſönlichkeit? Das Thun eines Einzelnen muß eine Vergangenheit von ganzen Geſchlechtern haben, und das muß er empfinden wie ein Edelmann ſein Adelsbewußtſein. Wenn das aber nicht iſt,“ — ihr Ton wurde bedrückt und leiſe, — „dann müßte er die ganze Zukunft wie im Traum packen können.“ Etwas beſchämt ſchwieg ſie, wandte ſich ab und ſchloß eine Sekunde lang die Augen.

„Was reden Sie da,“ ſagte Arnold mit einem hilfloſen Weſen, als lieſe er jedem ihrer Worte mit vergeblicher Anſtrengung nach.

Wieder näherte ſich ihm Verena, und jene frühere Beſchämung kehrte

zurück, nur mit einer größeren, unerklärlichen Macht. Plötzlich erschien ihr sein Kommen geheimnisvoll und beachtenswert; plötzlich faßte sie Interesse für seine Art, die Sätze langsam auszubreiten und beim Sprechen den Kopf vorzuschieben.

Das Geräusch eines auf den Steinfließen der Treppe Schlürfenden wurde hörbar, erst entfernt, dann ein Scharren und Aussetzen, vermischt mit Seufzen und Schnauben, dann klopfte es draußen und Verena ging um zu öffnen.

Tetzner trat ein. Er trug eine blaue Brille, einen Schlapphut, einen Wettermantel und außerordentlich große Stiefel. Unter dem Arm hatte er einen dicken Folianten. Sein Gesicht war schwammig und aufgedunsen; die Lippen schwollen förmlich aus dem Bart heraus, der in der trüben Beleuchtung schier eine kanariengelbe Farbe zeigte. Durch die bedeckten Augen erhielt das Gesicht einen sonderbar blinden Ausdruck.

Verena sagte leise ein paar russische Worte. Tetzner blickte Arnold an, wobei sein ganzer Körper die Drehung des Gesichtes mitmachte. Er warf den Hut ab, und die weiße Binde über der Stirn sah aus wie eine Nachthaube.

Fragend schaute Arnold von einem zum andern. Verena reichte Arnold die Hand und sagte mit freundlich-ernstem Lächeln: „Ich hoffe, Sie wiederzusehen.“ In ihren Augen lag etwas Kameradschaftliches; ihr ganzes Wesen atmete Ruhe.

36.

Langsam tastete sich Arnold am Geländer der Stiege bis in den Flur hinunter Die winzige Flamme einer Oellampe, die über dem Pförtnerfenster aufgehängt war, vermischte die Wände des Raumes mit der Finsternis und ließ sie unendlich erscheinen. Arnold ging zur Thüre zurück und setzte das Auf- und Abgehen fort, ohne daran zu denken, daß er den Thorwächter aus seinem Schlafe wecken müsse. Wenn er in die Nähe des Lämpchens kam, war es ihm, als sei es ein Ofen mit wohlgenährtem Feuer, so wenig hingen auf einmal die Dinge mit seinem unmittelbaren Sehen zusammen. Er hörte ein Klingeln; bald darauf trat der Portier wunderlich vermummt aus seiner Wohnung, klapperte mit den Pantoffeln und öffnete schläfrig das Thor, um einen Draußenstehenden einzulassen, während Arnold hinausging. Nach einigen Minuten blieb er stehen; es war ihm, als könne er seinen eigenen Schritt nicht vernehmen, als ginge er auf Schnee oder feuchter Erde, während ihn doch Pflastersteine trugen und der warme Sommer-Mondschein auf der Erde lag. Ohne weitere Vermittlung dachte er an Pottgießers Statue. Er sah sie als etwas Leuchtendes vom Firmament herabgleiten, und sie war ihm in diesem Augenblick ein Bote und Wegweiser nach oben. Er ahnte ihre Harmonie und suchte Harmonie in sich selbst.

Es war, als ob Wolken aus seinem Gehirn fortgeblasen seien. Er ging mit ganz anderm Sinn an eine Thätigkeit, deren Grenzen zu bestimmen er bisher mit bedenklicher Leidenschaftlichkeit bemüht gewesen war. Um wie viel ruhiger nahm er nun alles wahr, was noch gestern wie ein geschickter Drehtanz seine schweifenden Augen ermüdet hatte. Er begriff, daß die Fülle ihn verwirrt, die Vielfältigkeit ihn zerstreut hatte und beschloß, alle Kräfte nun in einem Punkte zu versammeln, sie nach einer Richtung zu lenken und von seinem Wege alles Fremdartige mit Festigkeit abzuweisen. Damit glaubte er, eine innere Schuld an sich abzutragen und war überzeugt, den Antrieb von der geheimnisvollen Stirn Verena Hoffmanns empfangen zu haben. Er befand sich an einer Stelle, von wo die jungen Leute sonst bequem und ohne Sammlung auszu-

gehen pflegen, willig, doch freudelos, da ſie den Morgen ihres Lebens verblaſen haben. Sie ziehen mit leeren Taſchen auf die Wanderſchaft und haben nichts als zerbrochene Hoffnungen, die ſie, Kindern gleich, welche die Ueberreſte von Puppen auf die Straße werfen, ekel und hämiſch vor ſich herſtreuen.

Arnold verſchaffte ſich ein genaues Verzeichnis der Fächer, deren Kenntnis zur Abiturialprüfung erfordert wurde. Nicht ſo leicht wurde es ihm, zu erfahren, bis zu welchem Grade dieſe Kenntniſſe reichen mußten. In der Univerſität wies man ihn da- und dorthin. Schließlich nahm er einen Wagen und fuhr in die Wohnung eines Profeſſors der Jurisprudenz, den er hatte nennen hören. Der Mann war mürriſch und kalt. Doch Arnolds beſtimmtes und zweckvolles Auftreten und Fragen ſchüchterten ihn ein; er gab Auskunft wie ein aus dem Schlaf geweckter Schüler. Arnold notierte; ſeine heitere Liebenswürdigkeit verwunderte endlich den Gelehrten und nahm ihn für den Beſucher ein. Er glaubte den Eifrigen warnen zu ſollen: dies Brot mache keinen fett, der Andrang ſei groß und die Brüſte der Alma mater ſeien ſchlaff geworden. Arnold verſtand den Schmälenden nicht. „Ich bin nicht hungrig," ſagte er kurz und wollte ſich entfernen. An der Thür drehte er ſich noch einmal um. „Ich habe vergeſſen, Ihnen zu danken, Herr Profeſſor," ſagte er, in ſeiner freimütigen Weiſe den Kopf erhebend. „Aber ich glaube, daß es keinen Menſchen giebt, der ſeinen Beruf nicht unerträglich findet, wenn er nur Brot für ſich will. Meine Meinung iſt, wer das Ziel nicht in ſich fühlen kann, in dem behält nur der Magen recht."

Der Alte richtete ſich majeſtätiſch auf. Doch Arnold ſchüttelte vorwurfsvoll den Kopf und ging. Zunächſt ſuchte er einen Studenten, mit deſſen Hilfe er lateiniſch und griechiſch treiben konnte; von beiden Sprachen waren nur Anfangsregeln in ſeinem Kopf. Er folgte dem Rat des Profeſſors und hinterlegte ſeine Adreſſe beim Pedell der Univerſität. Am nächſten Morgen ſchon ging es treppauf, treppab im Borromeo'ſchen Haus. Junge Männer mit leidenden und düſtern Geſichtern kamen. Sie trugen meiſt eine angenommene Demut zur Schau, eine Unterwürfigkeit, die ſchlecht zu den Vorſtellungen Arnolds paßte. Was aber viel entmutigender und ſchrecklicher auf ihn wirkte, war die große Menge dieſer nahrungsloſen Studenten. Im Korridor, wo oft zehn oder fünfzehn auf einmal warteten, hatte der Diener Mühe, ihre Eiferſucht und Vordringlichkeit zu zähmen. Jeder wollte der Erſte ſein, und nicht durch ſeine Perſon oder ſein Weſen glaubte er den Andern verdrängen zu können, ſondern durch die größere Niedrigkeit des Preiſes ſeiner Dienſte. Von Einem zum Nächſten wurde Arnold unentſchloſſener. Er wollte nicht auf den herunterblicken, der ihm Wiſſen zutrug; zum wenigſten galt es doch, Schulter an Schulter zu ſtehen. Wie ſympathiſch ihm auch irgend ein Geſicht ſein mochte, die Dunkelheit des Schmerzes darin ſtieß ihn ab. Blutlos und kraftlos tauchten ihre Züge vor ihm auf, redeten nicht, ſondern liſpelten und verſchwanden wieder troglodytiſch fahl. Arnold fragte oft nach ihren Lebensumſtänden, ihrer Heimat, ihren Abſichten, und ohne Rechenfehler konnte er am Schluß ein bedeutſames Mehr an Elend, Untauglichkeit und Verworrenheit wahrnehmen. Er wünſchte das Symptom zu erkennen und den Zufall auszuſcheiden, aber Jeder betrachtete ſein Geſchäft als abgethan, ſobald ſeine Erwartungen durch ein Intereſſe getäuſcht wurden, das ihm frivol erſchien. „Ich bin nicht da, um Sozialpolitik zu treiben," meinte einer höhniſch, „dafür bleibt mir Zeit, wenn Andere bei der Tafel ſitzen." Arnold ſchwieg, überlegte ſeine Entgegnung, dann ſagte er, daß er eben Jemand ſuche, der darauf Antwort zu geben verſtünde, „und das muß ihm ebenſo notwendig und natürlich ſein, wie mir, zu fragen." Hätte er ſchon das Ohr für ſich ſelbſt beſeſſen, er wäre über ſeine Worte erſtaunt

gewesen. Wie ein ins Wasser Geworfener, der lange Zeit vergebliche und falsche Bewegungen gemacht hat, auf einmal von selbst die Hilfsmittel findet und schwimmen kann, so formte Arnolds Zunge scharf und bestimmt jene Worte, zu denen ihn Augenblick und Ereignis drängten.

Der Student entfernte sich mit einem kurzen Auflachen, und Arnold, der keinen mit leeren Versprechungen hingehalten, wollte nun auch die Übrigen nicht mehr sehen. Seiner Natur widerstrebte es, sich in ein ungesundes Mitleid einzubohren und betrübende Verhältnisse entweder als etwas Unabwendbares einer gütigeren Zukunft in den Schooß zu werfen oder in unfruchtbarer Hitze unreife Handlungen zu vollenden. Ihm war es klar geworden, daß eine geregelte Thätigkeit, die auf Thaten zielt, mehr ist als eine verfrühte That.

Er beschloß, sich an Verena zu wenden, welche ihm vielleicht eine geeignete Person empfehlen konnte. Zu seiner Arbeit hatte er nun die schönste Muße; Frau Anna war auf dem Land, Doktor Borromeo war in Prozeß-Angelegenheiten nach Ungarn gefahren. Der Sommer und Sonnenschein zog Arnold nicht ab. Tag und Nacht waren seine Fenster offen, und er begnügte sich mit dem kleinen Himmelstück zwischen den Dächern und mit den kurzen Vogelschreien, die über die Straße hallten.

Verena Hoffmann antwortete ihm unverzüglich, sie wisse einen geeigneten Menschen und werde ihn bald schicken. Sie habe Gelegenheit gehabt, auf dem Kommissariat Herrn Hyrtl zu treffen, fügte sie hinzu. „Nachdem der Kutscher wegen Schnellfahrens verurteilt war und Herr Hyrtl sein Pfund erlegt hatte, erzählte er mir, da die Rede darauf kam, Interessantes von Ihnen. Er scheint in Bezug auf seine Freunde ein sehr ruhmrednerischer Mann zu sein, aber dennoch möchte ich Sie bald wiedersehen. Ein Punkt vor allem giebt mir zu denken. Sollte es Geschwätz sein, so hätte ich den Mann unterschätzt, der so etwas für ein kurzes Gespräch erfindet." Die Schrift war fein und rundlich, genau wie Verenas Hals und Hände.

Was bedeutet das? dachte Arnold. Was will sie wissen? und was könnte Hyrtl von mir wissen? Er hatte kaum Zeit, den Brief auszulesen, da hinter dem meldenden Christian ziemlich aufgeregt Specht ins Zimmer trat. Ohne seinen Hut abzunehmen, warf er sich in einen Sessel, spannte die Kniee zwischen seine Arme und das vorgehaltene Spazierstöckchen und sagte, indem er die kleinen, unruhigen Augen aufriß: „Gott sei Dank, daß Sie zu Hause sind. Ich wäre verzweifelt, wenn ich Sie nicht angetroffen hätte. Sie müssen mir helfen, lieber Freund. Ich habe gestern Abend an Hyrtl vierhundert Gulden auf Ehrenwort verloren. Wir haben Macao gespielt, ich, Hyrtl, Levin Osterburg und noch ein Herr. Es ging ziemlich hoch. Bis heute Abend muß ich — Sie begreifen, Arnold, — meine Ehre —" Er stotterte, denn Arnolds verwundertes und verletztes Gesicht ließ ihn nicht das Beste hoffen.

Arnold schüttelte den Kopf. „Nein, lieber Specht," sagte er, „nein".

Maxim Specht nahm langsam den Hut vom Kopf, griff nach seinem seidenen Taschentuch und wischte die feuchte, runde, etwas gerötete Stirn. „Sie wollen grausam sein, Liebster," flüsterte er mit gezwungenem Lächeln und einem Versuch, liebenswürdig-beredt zu erscheinen, „aber man straft sich selbst, wenn man seine Freunde verläßt. Sie sind reich genug, um dieses Sümmchen durch die Finger zu blasen, ich aber —," er wollte nach der Uhr sehen, zog aber die Hand zurück — „wenn ich bis Abend nicht zahle, kann mir nur noch eine Pistole kaufen." Er schob den Zeigefinger hinter den Kragen und fuhr damit um den Hals.

„Das sind nichtswürdige Dinge, die Sie da vorbringen," antwortete Arnold. „Es ist so wenig Verstand darin, daß ich gar nicht anfangen mag, Ihnen

Widerſpruch zu halten. Wenn man ſpielt, kann man doch nicht mehr verſpielen, als man hat. Das wäre nicht ehrenhaft und könnte keine Ehrenſchuld ſein. Ich, lieber Specht, das ſage ich Ihnen, will nicht Geld an Ihre Stiefelſohlen hängen, damit es auf der Straße liegt. Ich glaube nämlich, mit Geld muß man Edles beginnen, damit es edel wird."

„Ach Liebſter, machen Sie doch nicht in meiner kleinen Miſere den Reformator," klagte Specht mit einer müden Kopfbewegung, während ſeine Augen halb gehäſſig, halb verzweifelt blitzten. „Ich muß nun doch für das Geſchehene einſtehen. Theorieen ſind gut für das Kommende. Sie ſollen mir nichts ſchenken. Warten Sie nur, bis meine Zeit anbricht; ich habe Wurzel gefaßt, jetzt laſſen Sie mich Blätter und Früchte tragen."

Arnold ſchämte ſich für Specht, denn ſein geordneter Sinn nahm dieſe Reden mit Verachtung auf. Ein ſüßlich höhniſches Lächeln lag um Spechts Lippen, offenbar nur durch den Wunſch erzeugt, nicht allzu klein zu werden und nicht gar zu mürbe zu erſcheinen.

„Gut," ſagte Arnold endlich mit einer freundlichen, jedoch nachdenklichen Miene, „ich darf Sie nicht belehren, und wenn Sie auf mich rechnen, muß ich vielleicht die Rechnung anerkennen. Gut, ich will Ihnen alſo das Geld geben."

Spechts Geſicht wurde erſt glühend rot, dann blaß. „Sind Sie nicht ein wenig ungerecht gegen mich?" fragte er mit einem faſt ſichtbaren Aufatmen der Erleichterung. „Hätten wir nicht Grund und Fähigkeit genug, uns gegenſeitig anzuſchließen, ſtatt uns abzuwetzen? Wo Süßigkeit ſein ſollte, iſt immer Schärfe." Es war, als ob er mit verbundenen Augen redete und als ob Arnold mit verſtopften Ohren höre. Aufſtehend und ſich verabſchiedend ſagte Specht: „Wir beide ſind übermorgen Abend bei Hankas eingeladen. Hankas reiſen noch in dieſer Woche ab. Ich hoffe, wir werden uns draußen ſehen."

Arnold machte ſich wieder an die Arbeit und erſtickte jedes weitere Nachdenken über Specht. Bald wurde es Abend, und ſtatt auszugehn, wanderte er in langſamen Schritten durch die drei Zimmer, wohl über eine Stunde. Sein Gemüt war hell, er formte ſein Leben, befehligte die erwachenden Wünſche und ſuchte die ſchlummernden zu erkennen. Es war, als befühle er den Grund ſeiner Natur wie der Baumeiſter ein Stück Land, auf dem er ein ſchweres Gebäude errichten will. Er ging bald zu Bett und ſtand in der früheſten Frühe auf. Auch dieſer Tag ging mit Arbeit hin. Eine wunderbare Unermüdlichkeit war in ihm entſtanden, denn wer täglich friſche Klarheit über das Notwendige erwirbt, muß täglich über ſeine friſchen Kräfte verfügen.

Am Abend trieb ihn die Begierde nach guter Luft aus dem Haus. Kaum war er um die nächſte Straßenecke gebogen, ſo ſah er vor ſich eine große Anſammlung von Wagen, die ſich geſtaut hatten, da der Weg durch ein umgeſtürztes Frachtfuhrwerk geſperrt war. Sein Auge fiel, er wußte kaum wie es geſchah, auf Beate Hanka. Ihr lachendes Geſicht war von der Abendröte beſchienen, und ihre mutwillige Hand hatte den Vorhang des Wagens, in dem ſie ſaß zurückgeſchoben. Mit prahleriſcher und aufgeregter Neugier ſpähte ſie nach dem Hindernis, und Arnold war ſehr überraſcht, als er an ihrer Seite nicht Hanka, ſondern Maxim Specht gewahrte. Er hatte nicht Zeit, näher hinzuſchauen, denn ſchnell fiel der Vorhang wieder über das Fenſter.

37.

Indem Arnold weiterging, fiel ihm plötzlich ein Wort Natalies ein. Sie hatte ihm einſt geſagt, er möge ſich wohl hüten, es Hanka merken zu laſſen,

wie er über Beate denke. Er hat ſie ja für ſich aufgezogen, hatte Natalie mit ihrem halbfrivolen Lächeln geſagt.

Ihm wäre es durchaus nicht auffallend erſchienen, Specht und Beate ſo vertraut beiſammen zu ſehen, hätte er nicht gewußt, wie die beiden auseinandergegangen waren. Es beſchlich ihn etwas Dunkles, und er mußte ſtehen bleiben, um ſeine Ueberlegungen zu ſammeln und ſie einem Entſchluß zuzudrängen. Hankas trockene und gerade Art wurde ihm gegenwärtig, ebenſo wie Beates ſchlüpfriges, dehnbares Weſen. Er empfand Mißtrauen gegen ſich, ſah ſich aufs Wunderlichſte zu einem Verhältnis hingezogen, das ihn mit Ahnungen von Trug und Geheimnis beſchäftigte. Für ſich ſelbſt ſah er darin noch keinen Platz; mit einer Art von ſchmerzlichem Zorn dachte er an Hanka, wenn er in ihm einen Mann ſehen ſollte, in deſſen Leben keine Wahrheit floß. Wie er ſich auch ſtellen mochte, nichts konnte ihn ſeiner Unruhe entreißen. Die Furcht des Irrtums ließ ihm ſeinen Zweifel ungeheuerlich erſcheinen, und er beſchloß zuletzt, noch in dieſer Stunde Natalie aufzuſuchen. Irgend ein Inſtinkt trieb ihn, dem Gefühl einer Frau zu vertrauen, und er bedachte zugleich, daß es dieſelbe Frau war, welche ſo ſelbſtverſtändlich Hanka für einen Schwergetäuſchten nahm. Mit jedem Schritt wuchs in ihm das bisher ſo fremde Bild Alexander Hankas und erhielt ſchließlich das Gepräge eines wahren Freundes.

Arnold fand Natalie mit dem Packen von Kiſten und Koffern beſchäftigt. Trotzdem es ſchon acht Uhr abends war, ſchien ſie nicht erſtaunt, ihn zu ſehen, denn zu allen Tageszeiten hatte ſie Beſuche im Haus. „Wir ziehen morgen aufs Land," ſagte ſie und ſah ſich mit lachender Verzweiflung nach einem Stuhl um; überall lagen Kleider und Wäſche. „Es iſt ſchon ein wenig ſpät im Jahr, aber ich freu mich rieſig auf Wälder, Wieſen und Luft. Petra iſt heut bei Mama. Mama iſt krank, wird aber jedenfalls reiſen, denk ich. Werden Sie uns nicht beſuchen im Gebirg? Das wäre märchenhaft. Hier, ſetzen Sie ſich auf den Hutkoffer. Die Kinder ſind ſchon zu Bett. Denken Sie nur, was Helenchen heute zu Levin ſagte. Papa, ſagte ſie, ich kann gar nicht begreifen, daß du dich bei Mama langweilſt. Wie finden Sie das? Herrlich, nicht? Nun, wenn die Väter ſo klug wären wie ihre Kinder, würden ſie keine haben."

Arnold nahm Platz. Kurzweg begann er: „Ich möchte Sie fragen, Frau Natalie, warum Sie glauben, daß zwiſchen Hanka und Beate keine Ehrlichkeit beſteht?"

Natalie ſtarrte ihm eine Minute lang äußerſt erſtaunt ins Geſicht, dann ſchlug ſie die Hände zuſammen und ſetzte ſich ihm gegenüber auf einen aufgerollten Teppich. „Ich?" erwiderte ſie halb beſtürzt, halb beluſtigt, „wann hätte ich das geſagt? Und deshalb kommen Sie zu mir? Nein, dieſer Menſch iſt närriſch."

„Sie haben es geſagt," beſtätigte Arnold gelaſſen. „Doch hören Sie, antworten Sie mir gerecht. Ihr Lächeln zeigt, daß Sie noch die alte Meinung haben. Glauben Sie nicht, daß ein Mann wie Hanka die Wahrheit wiſſen muß? Schon allein deswegen, weil ſie ein Anderer weiß?"

Natalies Stirn legte ſich in bedächtige Falten, und mit niedergeſchlagenen Augen drehte ſie ihren Ring am Finger rundum. „Ich verſtehe nicht," ſagte ſie. „Was wiſſen Sie denn? fuhr ſie lebhaft fort. „Erzählen Sie doch."

Arnold ſchüttelte den Kopf. „Ich ſehe wohl, daß ich dabei nichts gewinnen kann," erwiderte er einfach. „Aber das müßten Sie begreifen; nämlich daß hier etwas zerbrochen werden muß, damit etwas ganz wird, bei Hanka, mein' ich."

„Was für verdrehte Ideen!" rief Natalie aus und klopfte mit den Fuß-

ſpitzen ungeduldig den Boden. „Laſſen Sie doch ſchlafen, was ſchläft. Aber wollen Sie mir nicht endlich ſagen, worum es ſich handelt? Was wiſſen Sie denn? Darauf kommt es an.“ Da ihre Neugier immer unbezähmbarer durchleuchtete, ſo ſchämte ſie ſich endlich ſelbſt und lachte. Arnold ſah ein, daß er ſich verirrt und eine Hungernde um Brot gebeten hatte.

In dieſem Augenblick kam Levin Oſterburg, erhitzt und wichtig, wie von myſteriöſen Erlebniſſen ſtrahlend. Mit einer Miſchung von Vertraulichkeit und Leutſeligkeit ſchüttelte er Arnolds Hand und ſagte ſofort, als ob deſſen Beſuch verabredet wäre: „Herr Anſorge, Sie müſſen heiraten. Ich habe ein wunderbares Mädchen für Sie, ohne Spaß, mein Ehrenwort. Nicht reich, nicht arm, aber was man ſo ſagt, intelligent. Unter uns, eine famoſe Perſon. Grundſätze, Ideale, wie das heute ſo üblich iſt.“ Breitbeinig ſtand er da, ſah verſtändnisinnig aus, ſchmatzte mit den Lippen und fächelte ſich mit dem Taſchentuch Kühlung zu. Natalie ſah ihn voll Schrecken und Staunen an.

„Das einzige Hindernis wäre,“ fuhr Levin fort, „daß ſie eine Jüdin iſt. Aber ſie ſind ja ſozuſagen ein aufgeklärter Geiſt.“ Er riß die Augen unnatürlich weit auf, ging mit zornigen Schritten herum und fuchtelte erregt mit den Armen. „Was geht uns dieſe Geſchichte an, die da vor zweitauſend Jahren paſſiert ſein ſoll? Wir ſind Alle Menſchen, Alle ſind wir Brüder. Mein Ehrenwort, das iſt meine Meinung, Herr Anſorge.“ Dieſe letzte Worte ſchrie er beinahe zum Fenſter hinaus.

„Biſt Du betrunken?“ fragte Natalie mit eiſiger Ruhe.

Levin wurde plötzlich kleinlaut und ſeufzte. „Ach, ach,“ ſeufzte er, „früher war ich ſo geiſtreich; erſt ſeit zwei Jahren bin ich ſo ſtupid geworden.“

Arnold verabſchiedete ſich. In dieſem Hauſe umfing ihn ſtets eine Luft von ſeltſamer Weſenloſigkeit, ein Gewebe abenteuerlicher und zweckloſer Reden, ein grundloſes Auf und Ab von Lachen und Trauer, von Eifer und Leerheit, von Wichtigkeit und Bodenloſigkeit.

Am nächſten Tag fand ſich der junge Mann ein, den Verena zu ſchicken verſprochen hatte. Es war ein zarter Menſch von bürſchchenhaftem Anſehen, mit roſigem Kindergeſicht und ernſten, klugen Augen. Seine Redeweiſe hatte etwas Nüchtern-Belehrendes, ſein Betragen war gewandt und kühl, aber Arnold ſpürte ſofort, daß dies der ihm notwendige Helfer ſei. Was er vor allem aus dem kleinen blonden Mann dunkel herausfand, war eine gewiſſe Ehrlichkeit und Zartheit; er fühlte die Gegenwart einer tüchtigen und klaren Natur. So ſah er ſich mit Vergnügen am Eingang einer arbeitsreichen Epoche, und als von Hankas eine ſchriftliche Ermahnung kam, er möge den heutigen Abend nicht vergeſſen, da war für ihn beſchloſſen, nicht hinzugehen. Wozu das Trübe ſuchen? dachte er; im ſchlammigen Waſſer ſteckt kein Fiſch. Als er ſich nachmittags hinſetzte, um durch eine Karte ſein Nichtkommen zu melden, ward es jedoch anders. Mit ſeinen groben Federzügen ſchrieb er Anrede und Anfangsworte und legte langſam den Halter auf den Tiſch zurück. Ernſt und fragend tauchte Alexander Hankas Geſicht vor ihm empor als das eines Freundes.

Es war ein heißer Tag, Arnold wurde gelähmt durch die brütende, ſtaubige Stadthitze. Die Glieder ſchienen ſchwerer, die Gelenke ſtarrer; die Sonne leuchtete nicht, ſondern glomm in einem Dunſt-Neſt. Auf der Straße war es noch übler als im Zimmer, und er wollte zurückkehren, blieb aber eine Weile ſinnend ſtehen, wie wenn er Anteil nähme an dem mühſam ſich fortſchiebenden Menſchenſtrom. Plötzlich ſchlug er die Richtung nach der Waſagaſſe ein. Das „Ich hoffe Sie wiederzuſehen“ Verenas lag in ſeinem Ohr.

Er läutete einige Male an der Thür und Niemand rührte ſich drinnen. Als er ſich enttäuſcht zur Treppe wandte, kam Verena Hoffmann von unten

herauf. Am Fuß der letzten Stiege gewahrte ſie ihn ſchon, blieb einen Augenblick ſtehen und lächelte zu ihm empor. Sie trug ein weißes Leinwandkleid mit ſchwarzem Band um den Hals und um die Taille. „Eigentlich iſt es außen ſo kühl, daß wir gleich hier bleiben könnten“, ſagte ſie „aber es wäre zu ungaſtlich.“ Sie reichte ihm die Hand, deren feſten Druck er feſt erwiderte, dann ſchloß ſie auf, ging voran, warf ohne ſonderliche Verlegenheit eine Wolldecke über das noch ungemachte Bett, brachte Streuzucker und eine Art Sodawaſſer bei und beide nahmen an einem Tiſch beim Fenſter Platz. Von hier war ein weiter Blick in die Nachbarhöfe und Verena ſagte, indem ſie hinausdeutete: „Zweihundertfünfzig Fenſter.“

Arnold nickte. „Auf wie viele Menſchen kommt da ein Fenſter?“ erwiderte er lächelnd, als ob dahinter eine ſchwierige Rechnung ſteckte.

Verena ſagte, ſie freue ſich, daß er gekommen ſei. Jener Herr Hyrtl hätte die Gelegenheit, daß er Tetzner überfahren, auch dazu benutzt, um ihre Bekanntſchaft zu machen. Er habe von Arnold geredet: was ſei es nun mit dieſer Judengeſchichte? was dürfe man davon halten? Sie glaube wenigen Männern etwas Männliches.

„Was weiß Hyrtl von mir“, erwiderte Arnold verdroſſen. „Warum überhaupt davon reden? Es iſt eine Geſchichte ohne Schluß und deshalb muß man warten, bis der Schluß kommt.“ Es lag etwas Herrſchendes und Ueberlegenes in ſeiner Stimme, dem Verena ſich ſpöttiſch zu widerſetzen beſchloß. Aber ſie ſchwieg, und ſchaute mit merklich zuckenden Lippen auf ihre ruhigen Hände herab. „Es iſt warm“, ſagte ſie endlich und bog ſich ſeufzend zurück. „Gut, man kann ja ohne Brücken leben. Wir können uns ja von Ufer zu Ufer unterhalten. Es iſt nur ein wenig anſtrengend.“

Arnold wußte nichts zu entgegnen. Er war in den Künſten des Hin- und Her-Redens noch nicht geübt genug, um ſeiner langſamen Zunge jene Worte zu entreißen, die er ſpäter gerne als geſagt anzunehmen wünſchte. Er glaubte, Verena verletzt zu haben und wurde etwas ſchüchtern. „Und wie iſt es mit Ihnen?“ fragte er unſicher. „Sie ſehen oft traurig aus. Heute aber ſind Sie leicht wie eine Schwalbe.“

Das junge Mädchen blickte ſchweigend aus dem Fenſter. Dann ſtand ſie etwas ſchwerfällig auf und ihr Geſicht war voll Schatten. „Ich habe kein Geheimnis“, ſagte ſie beziehungsvoll und es klang, als wende ſie ſich an ein Ding oben in der Luft. „Denken wir uns einander unter dem Standpunkt der Nützlichkeit. Ich ſprach neulich davon. Wer ſich zuerſt bloßſtellt, trägt den erſten Verluſt. Ich habe nie von Andern Aufrichtigkeit verlangt, ich kann von einer Blume nicht fordern, daß ſie riecht. Mich ſollten Sie meiden. Ich bin fremder Entwicklung nicht zuträglich.“

Höchſt aufmerkſam folgte ihr Arnold mit den Augen, wie ſie hin- und herging. Er fand ihren Gang angenehm; er fand es anziehend, daß ſich beim Reden in ihrem Geſicht nichts veränderte, kaum daß ſich die Lippen bewegten. Das verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit, und die matte, ſingende, gleitende Stimme ſchien wie ein dünnes Silberfädchen in der ſchwülen Zimmerluft zu vibrieren. Aber bei alledem ſtieß ihm etwas Verzwicktes und Hochmütiges in ihren Reden auf. Es war ihm einen Augenblick, als müſſe er ihr zurufen: wovor fürchteſt Du Dich? Je länger er ihre Stimme hörte, in der Stille nachhallen hörte, je deutlicher wurde ihm der Eindurck, daß Verena etwas Schweres hinter ſich herſchleppe und daß er berufen ſei, ihr dienend zu helfen; je mehr empfand er die Ueberflüſſigkeit, ſich ſelbſt zu eröffnen, ſondern kam ſich wie zu Hilfe gerufen vor. Da bin ich nun, hätte er ſagen mögen, ſprich alſo und vertraue. Aber das ſagte er nicht; er wunderte ſich vielmehr, daß das Vertrauen aus

ihrem Weſen zu fliehen ſchien und das machte ihn endlich widerſpänſtig und unfroh.

Verena fragte ob der junge Mann gekommen ſei, den ſie geſchickt und ſie rühmte deſſen Vorzüge. Mit etwas ſpöttiſchem Lächeln ſaß ſie Arnold gegenüber, trank ein Glas Waſſer leer und richtete mit ermüdeten Geberden die Friſur.

Arnold geriet in Verwunderung. Inſtinktiv begriff er wohl, daß ſie ihn ſuche, daß er mit klaren Worten ſich ihr nähern müſſe, doch vergaßen ſeine Augen, was ſein Geiſt verlangte. Eine wunderbare Bewegung in ſeiner Bruſt überzog dieſe dunklen Vorgänge wie mit einer Decke von Wohlgerüchen und die Ruhe, die ihn plötzlich überſtrömte, hatte nichts Trügeriſches für ihn. Verena Hoffmann beobachtete ſeine Verwirrung. Ihre Art, alles mit dem Verſtand abzuſchätzen, nichts außerhalb der Vernunft gelten zu laſſen, mußte oft zu einem Punkt führen, wo ſie ihre eigenen Empfindungen mit trüben oder mißtrauiſchen Augen wahrnahm. Deshalb ſchien ſie oft dort noch zu rechnen, wo ihr innerſtes Ich in tiefen Träumen lag. Ohne den Blick von der Tiſchplatte zu erheben, ſagte ſie in leiſem, vorſichtigem, aber beſtimmtem Ton, wobei ihr Kopf ſich gegen die eine Schulter ſenkte: „Ich will und muß allein bleiben. Es iſt weniger mein Bedürfnis als eine Notwendigkeit von außen. Gewiß, ich habe Sie gebeten, wieder zu kommen, aber als ich es that, haben Sie mich in keiner Weiſe intereſſiert. Es war Sympathie, ein wenig Eigenliebe auch, weil man doch immer will, daß man kein Zerrbild in ſympathiſchen Menſchen erzeugt.“ Sie ſtand auf, ſchaute auf die Uhr und ſagte ſtirnrunzelnd: „Ich muß zu Tetzner hinüber.“

„Und Herr Tetzner? Wie ſtehen Sie zu ihm?“ fragte Arnold, dem faſt alles, was Verena geſagt, wie eine unfaßbare Wolke vorbeigezogen war.

Verena ſtutzte, zuckte die Achſeln. „Tetzner? Ein Mann ein reicher Mann aus Rußland, der . . . ſeine fixen Ideen hat. Ich kenne ihn lange.“

Wie er mit vorgebeugtem Kopf ſaß, glich Arnold einem Pferd, das bei einem fremden Geräuſch die Ohren ſpitzt. Plötzlich warf er den Kopf zurück und ſagte, den Blick voll auf Verena richtend: „Ihre Antworten ſind nicht ganz ehrlich. Das kommt daher, daß Sie mit den Dingen, die Sie verbergen wollen, nur ſpielen, anſtatt ſie wirklich zu verbergen.“

Verena Hoffmann blieb ſtehen. Mit etwas bewußter Schwermut lehnte ſie den Kopf leicht gegen die Schulter des Skeletts. Sie nahm ihr Taſchentuch, hielt es eine kurze Weile vor den Mund und atmete tief auf. Dann aber flammte ihr Geſicht, und es ſchien, als ob Feuer aus ihrem Innern hervorbräche. Die Naſe, das Kinn, die Lippen, die Schultern, alles zuckte beinahe hyſteriſch, als ſie mit einer tieferen Stimme als bisher erwiderte: „Das iſt es ja. Kaum kennen ſich zwei Menſchen, ſo fordert der eine ſchon Rechte und Rechenſchaft. Laſſen Sie mich ruhen. Laſſen Sie mich ſpielen, wenn ich ſpiele. Soll man ſofort dafür bezahlen, daß man Sympathie erweckt hat? Es iſt ſchädlich, ſich hinzugeben, Freundſchaft iſt ſchädlich.“

Arnold legte ſeine großen Hände vor ſich auf den Tiſch und näherte langſam die Fingerſpitzen einander. Mit der Sekunde, da dies geſchah, wünſchte er etwas geſagt zu haben, doch ſeine Lippen öffneten ſich nicht. Verena ſchien indeſſen ihre ſchnellen Worte bereut zu haben. Sie ſah ſich etwas faſſungslos um, ſchaute abermals auf die Uhr, ſetzte langſam den großen, runden Strohhut auf und wandte ſich mit einem liebenswürdigen und zerſtreuten Lächeln zu Arnold. „Ich muß Ihnen leider die Thüre weiſen“, ſagte ſie, „aber ſie bleibt offen bis zum nächſten Mal.“ Er blickte raſch in ihr Geſicht, welches durch das Lächeln um vieles älter ausſah, nickte und folgte ihr.

Ohne ein Wort zu wechſeln, waren ſie auf die Straße gelangt und nach einigen Schritten wollte ſich Arnold verabſchieden, als Tetzners Kopf an einem ebenerdigen Fenſter des nächſten Hauſes ſichtbar wurde. „Ich warte auf Dich, Verena," ſagte er in mildem, freundlichem Ton, „nimm doch Deinen Bekannten mit herein. Junger Freund, hier giebt es die ſeltenſten Schnäpſe der Welt und vieles andere, was ſich ſonſt nur auf der Tafel des Großkhans der Bucharei findet. Kommen Sie, wir ſind heute noch jung und morgen ſchon tot."

Arnold blickte hinauf, machte eine Grimaſſe und lachte. „Man hat ſchon wo anders für mich geſorgt," entgegnete er lachend, „aber vielleicht heben Sie mir etwas auf."

„Bravo," rief Tetzner und klatſchte in die Hände. Verena warf einen teilnehmenden, tiefen Blick auf Arnold, deſſen Heiterkeit ihr gar ſehr gefiel. Faſt ungeſtüm ſtreckte ſie ihm die Hand hin, als er ging.

38.

In dem Zimmer, welches gegen den Garten hinausging, ſaß Hanka am Klavier und ſpielte eine Haydn'ſche Sonate. Beate ſaß in der Ecke des mäßig großen, noch von der untergehenden Sonne beleuchteten Raumes, blätterte in einem Photographie-Album und gähnte von Zeit zu Zeit. „Dieſe Einladung war ganz unnötig," ſagte ſie in der Pauſe zwiſchen einem Andante und einem Allegro, „beſonders da Specht nicht kommt. Was thun wir denn mit Arnold Anſorge allein und was geht er uns an? Dazu iſt er noch unhöflich und läßt auf ſich warten."

Hanka wandte ſich langſam mit dem Drehſtuhl um. Er blickte auf die Uhr, ſchmatzte mit den Lippen und erwiderte: „Wir wollten doch die beiden Podoliner einmal beiſammen haben. Daß Dein Freund Specht abſagen würde, konnte man ja nicht vermuten. Übrigens intereſſiert mich Anſorge viel mehr."

Beate pendelte ungeduldig mit den Füßen. „Mich langweilt er," ſagte ſie beinahe erregt. „Ich langweile mich überhaupt. Wenn wir nur ſchon fort wären. Wie lang iſt es noch bis morgen früh! Ich will jeden Tag wo anders ſein, und Du, Du ſchläfſt bei Tag und Nacht."

Und zwiſchen einem Lächeln und einem Zähneknirſchen fuhr ſie fort: „Haſt Du denn die Fahrkarten beſtellt?"

Mit dem ihm eigenen, ſchlenkernden Schritt ſpazierte Hanka über die Breitſeite des Zimmers. Er antwortete nichts. Seit einer Reihe von Tagen war er von unnennbaren, wechſelnden Empfindungen bewegt. Mit der Kraft ſeines ganzen Weſens hing er an Beate, doch während ſie bisher gleichſam ruhend ſich ihm zu eigen gegeben, erſpähte er nun fortwährend Auflehnung in ihrem Innern. Für eine Perſon wie Hanka iſt die Aeußerung einer Empfindung nicht das Mittel, um Glauben an ſie zu erwecken; für ihn war es wichtig, den Weg einer ſcheinbaren Trockenheit einſchlagen zu können. Wer dies, ihn verſtehend, ermöglichte, konnte ihn ganz beſitzen. Es war ihm unwiderſprechlich geworden, daß Beate nicht ſah, was ſie hätte ſehen, nicht fühlte, was ſie hätte fühlen müſſen, daß ihre gleißneriſche Beweglichkeit nichts anderes war als eine Flucht vor dem, was die Natur in ihm haltbar und ſtark erſchaffen hatte. Doppelte Mühe alſo für ihn, das Feuer ſeiner Anhänglichkeit nach außen leuchten zu laſſen. Verdruß machte oft die Ruhe ſeines Nachdenkens düſter. Die Anziehungskraft wächſt mit dem Quadrat der Entfernungen, pflegte er ſich ironiſch zu ſagen, und mit der ihm eigenen Gründlichkeit wünſchte er genau zu erkennen, durch welche Eigenſchaften ihm Beate ſo unentbehrlich geworden. Doch

hier machten seine Gedanken keusch und bebend Halt, und in einer stets erneuten Zärtlichkeit, wie sie nur sein von allen Seiten verschlossenes Herz kannte, erblickte er immer wieder das kräftige und kapriziöse Kind der Natur in ihr, dem sein eigener, schwachgewordener Wille sich mit ebenbürtiger Laune unterwerfen mußte.

„Trabst Du schon wieder herum wie ein Bär?“ sagte Beate, sprang aber gleichzeitig auf, da es geläutet hatte. Bald darauf trat Arnold ein und wurde von Hanka mit herzlichem Händedruck, von Beate mit etwas ungeschickter Kälte begrüßt. Alle drei setzten sich sogleich zu Tisch. Draußen hatte sich der Himmel verfinstert, und Gewitterwind wehte durch den Garten. Hanka erhob sich wieder drehte die elektrischen Flammen auf und fragte Arnold, weshalb er so spät komme.

„Zur Strafe sollten Sie eigentlich nichts zu essen bekommen“, sagte Beate ärgerlich. Sie trug ein blaßviolettes Battistkleid, welches das Schmetterlinghafte ihrer Art und Bewegung vermehrte. Ihr Blick war saugend, ruhelos und leer. Arnold entschuldigte sich nicht. „Ich habe bis zuletzt gezögert, ob ich kommen soll“, sagte er. „Das ist nicht höflich, Frau Beate, aber es hat seinen Grund“.

Beate stutzte. „Er hat immer Gründe,“ erwiderte sie bissig.

„Als alte Bekannte seid ihr zu spitz,“ bemerkte Hanka gutmütig. Er freute sich eigentlich, daß Arnold Ansorge ihm nun gegenübersaß, es erschien ihm fast wichtig, diesen Menschen zu sehen und zu beobachten. Aus solchem Holz schnitzt man Freunde, dachte er und nahm sich gleichzeitig vor, zu schnitzen. Ja, einen Augenblick schien es ihm denkbar, die morgige Abreise deshalb aufzuschieben, und er lächelte kaustisch in sich hinein, wenn er daran dachte, was Beate zu einem solchen Vorschlag sagen würde.

Unter dem heranrollenden Donner begannen sie zu essen. Beate legte aber bald Messer und Gabel hin, und ihr Gesicht veränderte sich zusehends vor Angst.

„Ja, mit den Gewittern,“ meinte Hanka stirnrunzelnd. „Für eine Frau, die auf dem Land aufgewachsen ist, ist das beschämend.“

Ein außerordentlicher Blitz ließ selbst die Lichter des Zimmers erblassen. Nach dem langen Donner erhob sich Beate und murmelte verstört mit einem Blick auf Arnold: „Schick ihn fort, Alexander.“

Auch Hanka stand auf. Er faßte Beate bei den Händen und suchte sie zu beruhigen. Ein zweiter Blitzstrahl erzeugte ein krampfhaftes Zittern in ihrem Körper. Voll Heftigkeit stieß sie Hanka von sich; mit einem bösen, hexenartigen Ausdruck schrie sie in den Donner hinein: „Ich will nicht, ich will euch nicht,“ und lief aus dem Zimmer.

Hanka folgte ihr sogleich. Nach einer Weile kam er zurück, rief das Stubenmädchen, und Arnold fand sich abermals allein an dem gedeckten Tisch. Er nahm weniger Anteil an diesem Auftritt, als es in seinem interessevollen und menschlichen Wesen lag. Was von Beate kam, glitt ihm vorüber und mischte sich so wenig mit seinem Geist wie Oel mit dem Wasser. Vielleicht aber war das Spiel der Elemente draußen für ihn anziehender und ergreifender als die selbstsüchtige Bangnis einer kleinen Seele. Er trat langsam an das Gartenfenster, und beim Schein der Blitze fühlte er sich unwiderruflich auf gefordert, Wahrheit in dies Haus zu tragen. Er reckte sich auf, schloß die Augen und lächelte.

Unbefangen und fast humoristisch aufgelegt, kam Hanka zurück. „Sie hat sich in Bett-Tücher eingehüllt und die Ohren verstopft,“ sagte er. „Ich habe ihr versprechen müssen, daß Sie gehen werden. Haben Sie je etwas mit ihr gehabt? Es ist mir unbegreiflich. Kommen Sie, lieber Freund, essen wir

weiter. Ich freue mich, daß Sie da sind und werde Sie nicht so geschwind wieder loslassen."

„Frau Beate fürchtet vielleicht, mich mit ihnen allein zu lassen," erwiderte Arnold ruhig und folgte Hanka zum Tisch.

„Warum? Sie wollte ja selbst, daß Sie einmal bei uns wären. Warum fürchten?" Vergnügt und voll Appetit legte sich Hanka Fleisch und Gemüse auf den Teller.

„Das kann ich mir erklären," sagte Arnold. „Vielleicht wollte sie es nur darum, um zu sehen, wie sie sich gegen mich verhalten muß. Und dann sollte ja auch Specht kommen. Warum ist er nicht da?"

„Ei, was Sie für ein Spitzfindiger geworden sind! Allerdings, was Sie da sagen, hat etwas für sich. Gerade die Frauen wollen oft das Verhaßte nahe haben. Darin steckt ein kindlicher Instinkt, sich zu schützen. Aber es ist geradezu lächerlich, wenn Sie das bei Beate annehmen."

Arnold schwieg. Unschlüssigkeit beengte ihn abermals. Plötzlich erschien es ihm, als ob Hanka alles wisse, als ob es kein Geheimnis zwischen ihm und Beate gebe, und er kam sich vor wie ein Mensch, der schmutziges Wasser in einen reinen Strom gießen will.

„Es berührt uns auch, ich möchte sagen ästhetisch, wenn Frauen sich vor dem Gewitter fürchten," fuhr Hanka angeregt zu plaudern fort. „In einer Frau liegt etwas ebenso Elementares wie in einer elektrischen Wolke, und fast möchte man glauben, daß die Natur sich einen Spaß daraus macht, ihre latenten Instinkte gegeneinander platzen zu lassen. Dergleichen ist für mich eher angenehm als verstimmend."

Ein bläulicher Blitz fuhr durch den Raum, schnitt Hankas Rede ab und vom fast gleichzeitigen Donnerkrach zitterten die Wände und rasselten die Teller.

„Warum ist eigentlich Maxim Specht nicht gekommen?" fragte Arnold, indem er gegen das Fenster sah, an welches der Regen gepeitscht wurde. „Er erzählte mir zuerst, daß er hier sein würde. Es fällt mir nur deshalb auf, weil ich ihn gestern mit Frau Beate in einem verschlossenen Wagen sah."

Hanka schaute rasch empor und machte ein sehr erstauntes Gesicht. „So?" fragte er kurz. Er erinnerte sich plötzlich, daß ihm die Stunden lang und ungewöhnlich erschienen waren, die Beate gestern bei der Schneiderin zugebracht haben wollte. Er schüttelte den Kopf und sagte mit einem unsichern und wohlwollenden Lächeln: „Darin täuschen Sie sich vielleicht."

„Ich täusche mich nicht," erwiderte Arnold, „obwohl die Vorhänge des Wagens nur einen Augenblick zurückgeschoben wurden."

Hanka hörte auf zu essen. Warum erzählte sie mir davon nichts? dachte er, wie um sich noch einmal gewaltsam zu betrügen. Er lehnte sich in den Stuhl zurück, öffnete den Mund, schloß ihn aber wieder, ohne gesprochen zu haben. Zu beiden Seiten der Nasenflügel trat eine seltsame gelbliche Blässe hervor.

„Ich dachte mir, Sie wüßten um alle Beziehungen zwischen Specht und Frau Beate," fuhr Arnold mit unerbittlichem Ernst fort. Er hatte den Ellenbogen auf den Tisch und den Kopf in die Hand gestützt und schaute Hanka unverrückt an. „Nicht nur jetzt, sondern auch früher. Beide waren in Podolin wie Mann und Frau, bei Tag und bei Nacht. Das weiß ich und würde es Ihnen nicht sagen, wenn ichs nicht wüßte. Darum hören Sie alles auf einmal, damit ich Sie nicht quäle. Nach Specht hatte sie ein Verhältnis mit dem Oberknecht auf dem Randomir'schen Gut, das heißt, im Anfang betrog sie den Einen mit dem Andern, bis der Knecht sie durch Schläge gehorsam machte. Davon wußten die Mägde bei uns jeden Tag zu erzählen. Mir hat von

jeher eine Stimme geſagt, daß Sie dabei im Finſtern ſind, denn Sie ſahen eine andere Beate, hätten vielleicht nicht einmal die gewollt, die es ehrlich geſtanden hätte. So trieb es mich alſo her, wie ſchwer es auch iſt; ich denke mir, die einen leben von Lüge, die andern ſterben durch Lüge, die beiden muß man voneinander halten. Das iſt alles."

Während dieſer Worte hatten die gelblichen Flecke auf Hankas Geſicht beſtändig zugenommen. Auch er ſah unverrückt in das Geſicht ſeines Gegenübers; und allmählig verlor er das Bewußtſein davon, daß da ein Menſch ſitze; er gewahrte nur einen weißlichen Kreis; ihm war, als ſei es der Mond, der vom Himmel heruntergeglitten war, um zu ſprechen. Jedoch er hörte, hörte. Er verſpürte einen ungeheuren, verſchlungenen Schmerz im Kopf, und als Arnold geendigt hatte, glitt ein dünnes, geiſtloſes Lächeln über ſeine Lippen. Arnold ſchwieg und Hanka ſchwieg, und ſo ſaßen ſie über eine Viertelſtunde ſchweigend, während das Gewitter ſich verlor. Endlich rückte Hanka ſeinen Stuhl, beugte ſich vor, als mache er ein Kompliment und ſagte mit heiſerer Stimme und richterlicher Schärfe, wobei er die ſchwarzen Augen weit aufriß: „Beweiſe —?"

Arnold erwiderte nichts; er heftete ſtumm ſeine Blicke in diejenigen Hankas. Es war ein überlegener, ſtrenger und vornehmer Ausdruck in ſeinen Augen wie in ſeinem Geſicht und Hanka beugte ſich wieder zurück, als ob er ſein Wort vergeſſen haben wolle. Er legte eine Hand glatt auf den Kopf, Farbe kehrte in ſeine Wangen zurück und verſchwand wieder daraus. Er gab einen unbeſtimmten kurzen Laut von ſich, ſtand auf und wie zum Zeichen ſeiner Faſſung zündete er langſam eine Cigarre an. Darauf ging er ſchweigend mit großen Schritten auf und ab. Auch Arnold verließ ſeinen Platz. „Adieu, Doktor Hanka," ſagte er; „Freund oder Feind; wie Sie mich nennen wollen, das ſteht bei Ihnen."

Hanka kehrte ihm den Rücken, verſchränkte die Arme und blickte gegen das Fenſter. Doch als Arnold ſich zur Thür wandte, ſchritt er ihm nach, ſah ihn mit einem unbeſchreiblichen Blick an und reichte ihm die feuchte, kalte Hand.

39.

Hanka ſetzte ſeinen Spaziergang durch das Zimmer fort. Er dachte nun weder an ſich ſelbſt, noch an Beate, ſondern er richtete ſeine Gedanken mit aller Kraft auf die Perſon Arnold Anſorges. Seine gerechte Natur mußte erſt mit allem Aeußern fertig werden, ehe ſie in ſich ſelbſt verſank. Er vergegenwärtigte ſich den Arnold, den er in Podolin kennen gelernt und hielt den dawider, der heute zu ihm geſprochen. Er warf gleichſam ein Senkblei aus, um die Tiefe des Vertrauens zu dieſem Mann zu ermeſſen. Das Lot ſank weit. Er ſah einen Menſchen, der ſich mit thätigem Arm den Weg ins Leben kämpft, der nie vom höchſten Gefühl ſeiner ſelbſt verlaſſen wird. Er mußte einen Verſtand anerkennen, der die Aufrichtigkeit über alles liebte. Und ſchließlich mußte er ſich geſtehen, daß dieſer Menſch von Sympathie geführt wurde, um ihn, Hanka, ſehen zu lehren. Folglich war ich blind, dachte Hanka. Gewaltſam ſuchte er ein haßartiges Gefühl von Kälte gegen Arnold von ſich abzuwehren. Wie er ſich auch ſtellen mochte, er konnte noch nicht glauben. Es erſchien ihm einen Augenblick lang fantaſtiſch und lächerlich, ſich einem Zweifel an Beate zu ergeben. Was führt ihn her? dachte er trüb und trotzig. Mitleid? Dann wäre ſelbſt ſeine Wahrheit nicht wahr. Wie konnte er annehmen, daß zwiſchen

uns kein gegenseitiges Wissen bestand? Hankas Eigenliebe begann sich zu bäumen. Vielleicht wurde er selbst verschmäht und spielt den Verräter, grübelte er voll Verzweiflung, doch ein Schauer fuhr ihm über die Haut, als ob ihn Ekel berührt hätte. Hundert Erwägungen verbrannten sein Gehirn, durch hundert Kunstgriffe suchte er das Gesicht des Anklägers zu entstellen, immer schüttelte er den Kopf und kehrte zu sich selbst zurück: war ich also blind! Ja, sein Gemüt begann zu wünschen, daß es im Nichtwissen hätte bleiben dürfen, und als er sich dabei ertappte, legte er mit der ihm eigenen Bewegung die flache Hand auf den Kopf, wie um sich zu halten, zu mahnen. Und abermals ging er auf und ab. Er stellte um sich her lauter Beates mit allen ihren Gesichtern, ihren Geberden, ließ all ihre Worte nachklingen, die ihm erinnerlich waren, begann an ihrem Schweigen zu studieren, und endlich schien es ihm, als ob von einzelnen dieser Bilder eine Maskenhaut abfiele, und er sah Liebloſigkeit, in kindisches Gewand verhüllt, Verlogenheit unter tausendfach täuschendem Lächeln. Was soll ich thun? entfuhr es ihm endlich und ihm war, als müsse er sich auf den Boden legen, um Jahre lang nur darüber nachzudenken. Und er schaute mit einer gewissen Verachtung in sich hinein, denn er wußte doch genau genug, was er thun würde. Erst jetzt dachte er daran, daß er ja zu Beate gehen könne und daß dann alles entschieden sein müsse. Mit grausamer Logik überzeugte er sich, daß er diese Entscheidung nur verschieben wolle. Ist es denn schließlich so schlimm? murmelte er. Ein Weib weniger für mich, gut. Das Vergehen ist gering von ihrer Seite, da sie doch nicht die ist, die ich glaubte. Man darf die Einfachheit der Sachlage nicht verwickeln. Betrug oder Nichtbetrug, das ist schließlich Angelegenheit des Geschmacks und der Reinlichkeit. Für mich handelt es sich um mehr. Einen Weg, der nicht da ist, kann man nicht gehen, mit Jemand, der nicht existiert, kann ich nicht zusammenleben.

So hatte Hanka die ihm notwendige Ruhe gefunden. Er zündete eine Kerze an, verließ das Zimmer, ging durch einen Salon, in welchen die Sessel schon mit staubschützenden Ueberzügen versehen waren und betrat das Schlafgemach. Beate lag im Schlafrock auf dem Bett und schlief. Er zögerte, stellte dann die Kerze vorsätzlich geräuschvoll auf ein Mamortischchen und Beate schreckte empor. „Hast Du ihn fortgeschickt?“ fragte sie schlaftrunken. „Lösch doch die Kerze aus, Alexander, sonst verbrennt der Vorhang“, fuhr sie munter werdend fort. „Es ist ja Licht genug, siehst Du denn das nicht?“ Da er nicht antwortete, sondern wie draußen auf- und abzugehen begann, verfolgte sie ihn mit ungeduldigen Blicken. „Du könntest jetzt zu Bett gehen“, sagte sie verdrießlich. „Wir müssen ausschlafen, ich muß morgen früh noch meine Handtasche packen.“

„Die magst Du wohl packen“, entgegnete Hanka mit Ruhe. „Du kannst auch reisen, wenn es Dir gefällt, aber es wird ohne mich sein, denke ich.“

Beate riß erstaunt die Augen auf. „Ja, bist du denn toll?“ schrie sie endlich, starrte wieder und lachte darauf laut. Sie hob sich empor, brachte die Füße auf die Erde und indem sie auf dem Rand des Bettes sitzen blieb, zeigte ihr Gesicht einen Ausdruck von Angst, Sorge und Haß.

Es schien, als ob Hanka von alledem nichts sähe. Unsichtbare Gegenstände in der Luft fesselten seine Teilnahme. Er wiegte den Kopf hin und her und begann in gleichmütigem Tonfall wieder zu sprechen. „Ich frage Dich nicht, in welchem Verhältnis Du zu Maxim Specht stehst; weder was Dich veranlaßt, im Wagen geheimnisvoll mit ihm durch die Stadt zu fahren, noch was zwischen euch schon in Podolin vorgegangen ist. Ich frage auch nicht, was es mit dem Knecht beim Grafen Randomir auf sich hatte. Ich will nur wissen, was Du mir jetzt zu sagen hast, da Dir bekannt ist, daß ich alles weiß.“

Beates Gesicht war erdfahl geworden. Ihr Rücken krümmte sich, und ihr

Kopf ſank ein wenig herab. Langſam öffneten ſich die Lippen und ließen die feſt zuſammengepreßten Zähne ſehen. Es ſchien, als ob ſie gleichzeitig lachen und ſchreien wolle. Ihre Finger bewegten ſich, ihre Zehen rührten ſich in den dünnen Strümpfen, ihre Kniee drückten ſich gegeneinander, ihre Arme zuckten, dann ſtand ſie voll Ungeſtüm auf und ſagte mit gremzenloſer Verachtung: „Der Hund alſo! Ganz recht.“ Mit einer blitzartigen Bewegung nahm ſie das Umhangtuch, das auf dem Bett lag, ſchlug es um den Kopf, ging auf Strümpfen ſtolz zur Thür und ſchlug ſie knallend hinter ſich zu.

Ein verblaſenes Lächeln glitt über Hankas Mund. Er blieb ſtehen und drückte die Augen zu, als wollte er ſagen: Genug, übergenug. Doch keine Minute war verfloſſen, als Beate wieder zurückkam. Sie weinte; ſie ſetzte ſich auf einen Stuhl und drückte das Taſchentuch vor die Augen. „Es liegt nun an Dir“, ſagte Hanka, „Dein Leben in Zukunft ſo gut wie möglich einzurichten. Ein öffentlicher Skandal widerſtrebt mir ganz und gar. Es iſt alſo gut, wenn Du in aller Stille die Stadt verläßt. Ich laſſe Dir Zeit, ich will für einige Wochen weg, damit alles unauffällig iſt. Was ich Dir zu einer anſtändigen Lebensführung materiell biete, werde ich morgen ſchriftlich feſtſtellen laſſen. Haſt Du noch etwas zu ſagen?“

Als Beate merkte, daß es ſo bitterer Ernſt war, ging eine neue Veränderung mit ihr vor. „Ich bin unſchuldig, Alexander!“ rief ſie aus, „ſie haben mich verführt, bei Gott. Sie haben mich unglücklich gemacht.“ Sie fiel vor dem Bett auf die Kniee und legte ihr Geſicht in die Kiſſen.

„Das mag wahr ſein“, ſagte Hanka freundlich, der vor dem Spiegel ſtand und ſo nach ihr hinſchaute.

Beate erhob raſch den Kopf und in ihrem Geſicht war ein naiv hoffender Ausdruck.

Hanka lächelte eigentümlich fein und ſchmerzlich. Er begriff, daß ſeine Sprache nicht zu den Ohren dieſer Frau dringen konnte, daß ſeine Welt in andern Sphären rollte, daß ſein Blut anders beſchaffen war und daß Beate dies nicht einmal zu ahnen vermochte. Alſo verurteilte er ſich ſelbſt und kehrte traumlos in jenen Kreis zurück, in deſſen Mittelpunkt ſein Bruder-Ich fataliſtiſch-überlegen ſtand. „Richte Dich nach dem, was ich geſagt habe,“ bemerkte er kühl und wandte ſich zum Gehen. Als er den Raum ſchon verlaſſen hatte, hörte er Beates aufſchreiendes Lachen.

Er kehrte in das Eßzimmer zurück, ſetzte ſich ans Klavier, ſchlug irgend ein Notenheft auf und präludierte mit ungefügen Fingern. Aber es war, als ob ſich zwiſchen ihm und dem Inſtrument eine Wand befinde; die Töne blieben dumpf und fern. Er ſtand auf, öffnete die Fenſter und die Glasthür, die in den Garten führte. Er ging hinaus. Von Bäumen und Sträuchern tropfte das Regenwaſſer, und über den Beeten lag ſchwärzeſtes Dunkel. Am weißlich-grauen Himmel ſchob ſich Wolken hin, und das Gewitter leuchtete noch in der Ferne. Ich war ein andrer Menſch, als jene Blitze noch auf der andern Seite des Horizonts ſtanden, dachte Hanka; zwiſchen zwei Windſtößen hat ſich das Schickſal gewandt. Er verfolgte die geſchlungenen Gartenwege, und das unveränderliche Tropfen des Waſſers klang ihm wie die Hämmer des Klaviers, das an dieſem Abend nicht hatte tönen wollen. Es war ſpät, als er wieder in das Zimmer zurückkehrte, das er nach allen Seiten abſchloß. Noch einmal ſetzte er ſich hin, als ob er getrieben werde, um jeden Preis mit der ſtummen Ton-Maſchine zu reden. Sie ſchwieg. Er nahm in einer Ecke Platz und griff zu einem Buch, zu einem zweiten und dritten. Was ſtand geſchrieben? Doch nichts als dies: es ſtirbt der Geiſt, der Buchſtabe lebt. Hanka hatte ein Gefühl der Müdigkeit und Schwere, als ob er zwei Nächte durchzecht

hätte. Er ſtreckte ſich im Seſſel aus, und in ſeinem Kopfe begann ein hohles Denken, welches in einen hohlen Schlummer überging, als die Blätter im Garten von der Morgenröte zu erglühen anfingen.

40.

In denſelben ſich rötenden Morgenhimmel blickte Arnold mit noch wachen Augen.

Nachdem er Hankas Haus verlaſſen hatte, ſtand er ein Weile unſchlüſſig vor dem Thor. Dann ſchritt er die unbekannte Gaſſe entlang, kehrte aber wieder zurück. Schweigend ſtanden die Villen und Landhäuſer zu beiden Seiten der Straße, und ſein Ohr vernahm keinen andern Laut als den des Regens. Er gelangte vor eine Bank, die unter dem Schutze eines alten Kaſtanienbaumes leidlich trocken geblieben war und ſetzte ſich nieder.

Der letzte Blick und Händedruck Alexander Hankas wollten ihm nicht aus dem Kopf. Arnold fühlte wohl, daß darin mehr und anderes enthalten war als die dankbare Quittung für einen wohlgemeinten Dienſt, anderes jedenfalls, als was Arnold erwartet hatte. Er hatte erwartet, daß ein Mann, der behäbig im Finſtern geſeſſen, ſich überraſcht, thätig und entſchloſſen dem Licht zuwenden würde, das ihm ein Freund ins Haus getragen. Statt deſſen, das verrieten ihm Empfindung und Beobachtung, hatte er einen Gedemütigten hinter ſich gelaſſen, einen, der blutende Hände ſeinen Ketten nachſtreckt. Arnold hatte geglaubt, eine Wahrheitsſchuld abzutragen, und er hatte ein Gericht abgehalten. Hankas Blick war deutlich: Du haſt gerichtet, aber wer hat Dich gerufen? War dies nun die Schwäche Hankas oder war es die menſchliche Schwäche oder war es Arnolds Irrtum?

Von dieſem Punkt aus ſtrömten Arnolds Gedanken weiter wie ein ſchwerflüſſiger, feuriger Bach, der alles in Brand ſteckt, was an ſeinen Ufern wächſt. Iſt es Hankas Schwäche, dachte er, dann beruht ſein Glück darauf, nicht zu ſehen, wie das meine, ſehen zu wollen. Und ſo wenig ich die Macht habe, ihm mein Gehirn, mein Auge, meine Muskeln zu geben, ſo wenig ſteht bei mir das Recht, zu handeln wie ich gethan. Sollte es alſo ſo ſein, daß es keine Wahrheit für Hanka giebt als die, welche in ihm ſelbſt entſteht, und ſeine Handlung beſtimmt? Dann käme wieder das Recht zu mir, denn meine Wahrheit beſtimmt auch *meine* Handlung. Hier iſt kein Ausweg, obwohl ich ſehe, daß jedes Ding, gutes Ding und böſes Ding zwei Seiten hat. War es eine menſchliche Schwäche, dann kann es ja auch meine Schwäche ſein, und es wird für mich um ſo viel mal ſchwerer, Recht zu haben, als es außer mir noch Menſchen giebt. Was Hanka beſitzt, das iſt ſein Eigentum: Kleid, Haus und Weib. Ich nehme an, Hanka käme zu mir und ſagte: deines Vaters Geld, von dem Du zehrſt, iſt durch Liſt, fremden Schweiß und fremde Not zuſammengehäuft. Ich müßte es prüfen und richtig finden und müßte von mir werfen, was ich durch Lüge beſitze, weil ich doch annehme, daß Jeder ſeine Lüge von ſich werfen ſoll. Aber wie iſt es mit Beate? Vielleicht war es der beſte Weg, den ſie erkannt hat, zu ſchweigen, ſo wie mein Erbe durch mich zum Guten drängt —? Vielleicht war es ihre Kraft, *nicht* zu bekennen, und ſie liebte Hanka am beſten, wenn ſie ſein Nichtwiſſen liebte? Vielleicht war hier die Lüge das Beſſere. Lüge, das iſt doch nur ein Wort. Darf ich hingehen und eine fremde Kraft mit Füßen treten? Demnach war es mein Irrtum, meine Anmaßung, meine Liebloſigkeit? Aber wie? wenn er es auf rohe und niederträchtige Art erfahren hätte? Kann der Vorſatz eine That hell

oder dunkel machen? ist ein Wille, der etwas vollbringt, nicht ebenso gut wie das Ungefähr? und gilt es darum nicht als Schicksal, weil ich es gewollt? Mein Wille steht nicht tiefer als ein Ungefähr. Wo bin ich denn hingeraten, daß ich nicht mehr weiß, wie Recht und Unrecht aussieht, was geht denn mit mir vor?

Hier hörte die durchdringende Klarheit seines Nachdenkens auf, und der Glutbach begann trübe zu erstarren. Reue und Zerwürfnis stellten sich ein. Es war, als ob zwei Gestalten in ihm lebten, eine, welche stumm das Recht fühlte, die andere, die es laut und verstandvoll bestritt. Er saß und saß und konnte weder einig noch ruhig werden. Ein wunderliches Gesicht stellte sich ein. Er sah die Gestalt Beates vor sich, aber ihr Kopf war derjenige Samuel Elassers. Er erschrak und schickte sich an zu lachen. Dumpf, aber von Minute zu Minute stärker litt er unter dem wilden Zwiespalt, der sich wie eine Schlucht in seinem Innern öffnete. Er fragte sich, ob er selbst diesen Riß verschuldet, denn wenn es ihm auch nicht bewußt war, so ahnte er doch, daß in seiner Seele bisher Ungebrochenes gebrochen war, daß die Einheit seines Wesens eine Zweiheit geworden war; daß sein Kopf einen Weg ging und sein Herz einen andern. So kam es, daß seine eigene Ueberlegung in dieser Stunde ihn mit verzweiflungsvollem Zorn erfüllte und daß er sehnlichst darnach verlangte, seinen Heimweg mit Heiterkeit antreten zu können. Das Bild der Welt war ihm geteilt. In seinem Irren und Wirren faßte er den Plan, sich Verena mitzuteilen, ihr Urteil zu erbitten, und er kehrte sich nicht daran, daß in seiner Brust diese neue Schwäche mit neuer Betrübnis aufgenommen wurde. Er erhob sich, schwer von Dingen, die vorher nicht in ihm Platz gehabt hatten.

Der Osten war schon gelb.

41.

Ende August kehrte Anna Borromeo vom Landaufenthalt zurück. Sie machte sofort Besuche, empfing Besuche, abonnierte für Konzerte und Theater und bereitete sich mit Hast und Selbstflucht auf das gewohnte Herbst- und Winterleben vor. Sie hatte heftigen Streit mit der Köchin und jagte sie aus dem Haus. Sie schien nicht zu sehen, was vor ihren Augen lag, so trüb und flackernd war ihr Blick. Stöße von Romanen kamen von der Buchhandlung und vom Leihgeschäft und keiner konnte sie länger als einen Vormittag festhalten. Atemlos jagte sie hierhin und dorthin, klagte über Schlaflosigkeit, schien bald entkräftet, bald überreizt, bald geschwätzig und bald bleiern still. Sie würdigte während der ganzen Zeit Arnold kaum eines Wortes, sie spürte fast körperlich seine treue Beobachtung. Ihn beklemmte es, sie und den Oheim in einem so engen und ewigen Verhältnis zu denken, als welches ihm die Ehe erschien. Er dachte oft darüber nach, in jener neuen, zerlegenden, grabenden Art, die mehr und mehr in seinem Innern entscheidend wurde, wie sich diese beiden Menschen wohl voreinander erscheinen mochten, wenn sie von keinem Ohr belauscht, von keinem Auge gesehen wurden. Den gemeinschaftlichen Mahlzeiten wich er aus; es verletzte ihn, daß man nur eine so dünne Decke gesellschaftlicher Höflichkeit und erkünstelter Unbefangenheit vor ihm ausspannte. Friedrich Borromeo war freilich tief in sich gekehrt. Nichts kam der Müdigkeit und Gelassenheit gleich, mit welcher er Messer und Gabel führte, die Speisen auf seinen Teller legte, nichts der Appetitlosigkeit, mit der aß oder ein schmackloses Gespräch zu einem vorläufigen Endpunkt schleppte.

Es verdroß und kränkte Arnold, dies zu beobachten. Noch brannte in ihm der Wunsch, sich um Menschen zu bemühen, sie in ihrer Weite und Tiefe zu erkennen, ihr Gleichgiltiges, Zufälliges und Aeußerliches auf den Mittelpunkt ihres Wesens zurückzuführen. Als er an einem Morgen mit Doktor Borromeo allein beim Frühstück saß, begann er offen, mit einer fast inbrünstigen Freundschaftlichkeit: „Könntest Du mir nicht sagen, was Dich so niederdrückt? Ich will nicht auf Dich zufahren, ich meine nur," er errötete im Drang sich mitzuteilen, „ob nichts geändert werden kann? Muß es denn sein, wie es ist?"

Borromeo zog die Brauen langsam empor. Seine beiden Augensterne rollten erlöschend in die Winkel. „Du fragst wie ein Jüngling," sagte er, „aber ich kann Dir nicht antworten wie ein Mann. Lassen wir das. Auch die Sterbenden haben ein nil nisi bene."

Als sie sich verabschiedeten, war Borromeos Händedruck voll Wärme, doch lag darin eine Anerkennung, welche ihren Grund außerhalb dieses kurzen Gesprächs hatte. So wenig es auch zu bemerken war, so verfolgte doch Borromeo mit einer fast mystischen Aufmerksamkeit Arnolds Thun und Lebensweise. Nun sah er alle Zeichen des ruhig atmenden, sicher schreitenden Menschen sich bewahrheiten. Ihn verblüffte nur eine gewisse leichte Wandlungsfähigkeit, eine rasche Einordnung in bisher neue Formen, die fast vornehme Abgedämpftheit des äußern Betragens und die eigentlich selbstgeschaffene, doch immer fließende Rede bei Arnold. Was dem leicht Hinsehenden, rasch Empfänglichen Zutrauen, ja selbst Neigung einflößte, das allein gab dem Doktor zu denken. Eines aber beunruhigte ihn, — seit wenigen Tagen. Während eines Lächelns hatte er die blitzschnelle Empfindung gehabt: Arnold weiß um dies, sein eigenes Lächeln. Und die dunkler werdende Befürchtung begann in ihm zu wühlen, ob nicht Arnold schon um manches Wort wisse, das in ihm gemacht und von ihm gepackt worden war, statt ihm zu entströmen.

Mit seinem jungen Lehrer Wolmut hatte Arnold ein gutes Verständnis erreicht. Ohne daß es zu wirklicher Aussprache gekommen wäre, fügten sich die beiden trefflich ineinander. Bei einer Gelegenheit wurde Arnold von einem Beamten aus Borromeos Kanzlei überrumpelt; er warnte vor Wolmut als einem kühlen Streber, den er genau zu kennen behauptete und dessen staunenswerter Fleiß nur eine Hülle seiner trüben Absichten wäre. Arnold fertigte den Mann gelassen ab. Er hatte dabei zum ersten Mal Gelegenheit, den Ruf eines Menschen mit seinem lebendigen Bilde zu vergleichen, und er faßte den Entschluß, niemals zwischen jenem und diesem zu schwanken, sondern stets in seinem eigenen Innern einen vertrauenswürdigen Spiegel zu bewahren. Damit ergab sich im weiteren Nachdenken als wichtig, Selbstbeherrschung zu besitzen, sobald es sich darum handelte, in Beziehung zur äußeren Welt zu treten. So sann er, früh genug, auf Mittel zur Abgrenzung und Herzensruhe, vielleicht unbewußt in eine Lieblings-Anschauung Wolmuts schlüpfend. Er erkannte sofort dessen glückliche und gesunde Veranlagung, allen Kräften seines Wesens gleichmäßig zur Entwicklung zu verhelfen und beobachtete ihn so scharf, als ob er durch die fremde Natur seine eigene ohne weiteres vervollkommnen könne.

Völlig das Kind eines wissenschaftlichen Zeitalters, gehörte Wolmut zu jenen Menschen, welche sich eine Weltanschauung aufbauen, um von ihr ins Leben hinauszuschreiten. Seine kleinsten Geschäfte verrichtete er mit unermüdlichem Eifer und strenger Gewissenhaftigkeit, und seine Armut trug er mit selbstverständlichem Stolz. Er liebte um jeden Preis zu lernen und suchte stets zu helfen. Sein klares, trockenes Urteil befähigte ihn, jede schadhafte Stelle in der Lebensführung des Andern sofort zu übersehen. Die neugierige Frage tauchte in Arnold auf, wie sich Wolmut gegenüber Elasser und der

Gewaltthat des Kloſters benommen hätte. Seit jener Nacht, die unter dem Kaſtanienbaum in Regen verfloſſen war, hatte er in ſpähendem Erinnerungsfieber und zugleich mit verſtändiger Zergliederung aller Einzelheiten über Jutta Elaſſers Raub nachgedacht. Wie vorher im flutenden Gefühl, ſo erfaßte er jetzt all jenes Vorgefallene im ruhigſten Verſtand. So glich er einem Mann, der kampf- und rechtbegeiſtert vom Schlachtfeld reitet, um Verſtärkungen gegen den Feind zu holen; er eilt anfangs und ſeine Botſchaft benimmt ihm noch den Atem. Dann wird ſeine Stirne kühler. Er beginnt Gefallen an der Landſchaft zu finden, läßt allmählich das Pferd im Tritt gehen und an geſchützter Stelle graſen; aus der Nacht wird Morgen, aus dem Morgen Mittag. Der drängende Ruf, der ſeine Schritte beflügelt hatte, verklingt, die ſchreckensbleichen Geſichter, die ihre flehenden Blicke dem Abgeſandten in die Seele bohrten, entrücken unter den Horizont, und endlich ſucht der Kopf des Ritters Recht und Unrecht, Stimmung und Gelegenheit, Wahrheit und Parteiſucht tiefſinnig abzuwägen.

Dazu war Arnold in den letzten Tagen ſehr bemüht geweſen, eine ihm neue Weichheit der Stimmnng abzuſchütteln, die noch ungewohnter ſchien, da ſie den hadernden und zerſetzenden Gedanken ſo ſchroff gegenüberſtand. Unter dem Druck des Zwieſpalts ſtellte er eine Frage an Wolmut, die harmlos ſchien. Er gedachte zu erſehen, welches Echo die Podoliner Ereigniſſe in einem ſo Fern-, doch wahrhaft Mit-Lebenden gefunden hätten.

„Soviel ich weiß, ſteht die Geſchichte auf dem alten Fleck," erwiderte der Student. „Ich hörte, die Regierung habe Jemand zum Papſt geſandt, aber dadurch wird nichts geändert werden. Wozu ſich aufregen? Wenn die Juſtiz ihre unmittelbaren Handhaben verloren hat, iſt für den Einzelnen keine Möglichkeit mehr, ſich zu widerſetzen. Der Rechtsbegriff wird nicht erzwungen und gemacht, ſondern bildet ſich wie die Sprache."

Arnold ſah ziemlich betroffen vor ſich nieder. „Das hört ſich gut an," erwiderte er ſchroff, „ſo lange, bis Sie ſelber dabei den Hieb bekommen. Wollen Sie verzichten, an dem Unrecht teilzunehmen, das nicht an Ihnen ſelbſt ausgeübt wird?"

Wolmut lächelte. „Das müßte man auch. Es handelt ſich nur um eine Ausſchaltung unzweckmäßiger Triebe. Was ſoll platoniſche Teilnahme? Sich ſelbſt in Betrieb ſetzen, eine Maſchine ſein, die möglichſt viel Räder in Bewegung ſetzt, mit der Feuerung haushalten und bei der größten Arbeitsleiſtung den kleinſten Kräfteverbrauch erzielen, iſt das nicht Teilnahme genug?" Der kleine, ſchmale, hübſche Menſch mit dem roſenroten Geſicht ſprach ruhig und überlegen, mit einer ſo ſtraffen Verhaltenheit, als wolle er Meinung und Gebahren ſogleich in Einklang bringen.

„Das iſt wahr, weil es wahr ſein kann," gab Arnold etwas gereizt zurück. „Ich will nicht ſagen, daß ich anders denke, aber wenn ich gar nicht denke, wird plötzlich alles anders."

„Gefühl zerſtört," behauptete Wolmut mit ſeiner unerſchütterlichen Ruhe und Lehrſamkeit. „Ziehen Sie Ihren Kreis; verbieten Sie Ihrer Fußſpitze, ihn auch nur um einen Millimeter zu überſchreiten. Glück iſt Poſitivität. Die Welt ändern wollen heißt, ſich ſelbſt vernichten."

Arnolds Geſicht rötete ſich. „Das iſt Streberweisheit," rief er zornig aus. „Das Judenmädchen iſt alſo nur deshalb nicht zu retten, damit wir, ich und Sie, glücklich werden?"

Wolmut zuckte die Achſeln. „Warum denn nicht? Jede Kultur ſchleppt noch einen Reſt von Finſternis hinter ſich her, der von ſelbſt kleiner wird, wie ein Schatten, je höher die Sonne ſteigt. Ich predige nicht Apathie oder

banalen Egoismus. Aber jeder Menſch muß unbedingt ſeine Handlungen nach dem Maß ſeiner Hilfskräfte modeln. Ebenſo wie er zu jeder Minute ſich darüber klar ſein muß, daß nichts in ſeinem eigenen Charakter ihn überraſchen und daß kein Vorfall der Welt ihn verführen kann, die Arme ſtatt des Kopfes oder das Herz ſtatt der Füße zu gebrauchen."

Arnold hatte das Gefühl, als ob ein ſchädlicher Doppelgänger auf ihn zugetreten wäre, um die Gedanken der Entſchuldigung und entfremdeten Kälte, die er gehegt, in ein Syſtem zu preſſen. Dieſer feſte und ehrliche Menſch, weit entfernt, ihn zu überzeugen, verdunkelte ihn nur vor ſich ſelbſt und vermehrte die ſchwankende Unſicherheit ſeines Innern. Noch eben mit dem Vorſatz einer Erwiderung beſchäftigt, verbot ſich auf einmal jedes Wort von ſelbſt als unnütz.

Den Reſt des Tages verbrachte er nicht mit Arbeit, ſondern er war lediglich damit beſchäftigt, einen Fehler in dem Gewebe ſeiner Anlagen zu entdecken. Er klagte ſeine Jugend und erſte Erziehung an, die ihm vorenthalten hätten, wozu Andere ſo mühelos und planvoll kämen: Geſchloſſenheit und Sichbeſcheiden. Darüber erhob ſich die Geſtalt der Mutter, und mit einem Gemiſch von Schrecken und Scham kehrte er wieder zu jener weichen Stimmung und Verſtimmung zurück, aus deren Wolken ſich das Geſicht Verenas erhob. Aber nicht mit Innigkeit ſtand er vor der Erſcheinung, ſondern mit Trotz und Wachſamkeit, als ob ſich neuerdings eine Sache der Gewalt und der unbefugten Eingriffe zu entſcheiden habe.

Ziemlich ſchwerfüßig machte ſich Arnold am Nachmittag auf, um Verena Hoffmann zu beſuchen. Zu ſeiner Ueberraſchung fand er in ihrem Zimmer eine kleine Geſellſchaft fremder und halbfremder Menſchen beim Thee. Wolmut und Tetzner waren da und ein Fräulein, das ihn zu kennen behauptete. Es war Joſefine Druſius, die Schweſter jenes alten Barons; auch Arnold erinnerte ſich, ſie bei Natalie geſehen zu haben. Sie kannte Verena von den Vorleſungen her. Verena war zurückhaltend wie ſonſt, doch heiterer. Tetzner ſaß ſchweigſam beim Fenſter, und Wolmut ſetzte den beiden Frauen ſeine Anſicht über die Aſkeſe auseinander.

Verena ſtand auf und trat zu Arnold. „Ich habe für morgen Abend zwei Billete zum Konzert", ſagte ſie freundlich. „Vielleicht kommen Sie mit?"

Arnold lächelte unbeſtimmt und lange, ohne zu antworten. Verena war etwas verwundert; dann preßte ſie die Lippen zuſammen, erblaßte und warf einen flüchtigen Blick auf Tetzner, der ſchweigend und abgekehrt ſaß. Hierauf ſahen ſie ſich zum erſten Mal von ſolcher Nähe in die Augen, Arnold mit großem fernen, doch etwas knabenhaftem Blick, Verena mit einem zugleich böſen und flehenden Ausdruck. „Kommen Sie nur", wiederholte ſie ſchließlich mit der vorigen Freundlichkeit, „man ſpielt Beethoven."

Die unterdrückte, etwas krächzende Stimme Wolmuts klang wie ein Wäſſerlein durch den Raum. Seine andächtigſte Zuhörerin war Joſefine Druſius. Sie machte den Eindruck eines ſinnlichen und ſelbſtſüchtigen Menſchen, aber ohne Frohſinn und ſtets voll Unſicherheit. Ihre reizvolle, ſchlanke Geſtalt, ihr hübſches, lebendiges, etwas trauerndes Geſicht ließen gleichwohl irgend ein geſtörtes Schickſal erkennen und Kräfte, die ſich feindlich entgegenwirkten und ſich verminderten. Aber wie ſie zuhörte, ſchien es, als würde ſie ihr ganzes ferneres Leben nach Wolmuts Worten drehen.

Arnold brach früher auf als die Uebrigen. Auf der Treppe ſah er ſich von Tetzner eingeholt. „Der junge Wolmut hat äußerſt von Ihnen geſchwärmt, bevor Sie kamen", ſagte er leutſelig und vergnügt. „Wie ſteht es aber mit

den Schnäpsen? Schon lang sind die Auserwählten für Sie bereit; sie sehnen sich, eine würdige Kehle zu befeuchten."

Der Ueberfall kam Arnold ungelegen und wollte schlecht zu seiner golden fließenden Stimmung passen. Er verabschiedete sich hastig, doch sah er dabei zu ersten Mal, wie im Traum, Tetzners klares, durchdringendes Augenpaar hinter der Brille.

42.

Die Arbeit verdarb: es war an kein Zusammenraffen zu denken. Die Welt schien plötzlich öder in ihrem Zuständlichen, aber gehaltvoller und verheißender in dem, was sie dem körperlichen Auge verbarg. Trotzdem zwang sich Arnold zum gewohnten Thun, und er trug wenigstens die Genugthuung davon, sich zur Disziplin erzogen zu haben. Im Ganzen spielte er jetzt ein wenig überlegenen Humor in das Fachwissen hinein, und das war gefährlich, solange ihm der Ernst noch keine reifen Früchte getragen. Aber das Spielende kam über ihn; alle Ecken seines Wesens trieben zur Rundung.

Um sieben Uhr sollte Arnold Verena am Portal der Universität erwarten. Sie kam pünktlich. Zum Schutz gegen den Regen trug sie einen von den Schultern an glatt und faltenlos herabhängenden Mantel, der ihre Erscheinung schlanker als sonst machte. Sie mußten beim Gehen aufeinander achten, auf den Verkehr der Straßen und die breiten Pfützen. So kam es zu keinem ordentlichen Gespräch, aber Arnold merkte doch, daß heute etwas Besonderes Verenas Mund verschloß, oder daß Gewöhnliches eine besondere Schwere angenommen hatte. Zu fragen wagte er nicht. Mit welcher Stimme hätte er fragen können und wo das erste Wort anketten, ohne roh oder unbescheiden zu scheinen? Wenn er auch überall Nebel sah, hier mußte er nun lernen im Nebel zu gehen, da half nichts anderes. Gern hätte er das Aeußerste gethan, was ihm der Augenblick an Hinneigung gewähren konnte: ihre Gestalt stützen, damit sie aufrechter und fröhlicher ging, denn vor allem handelte es sich um Freudigkeit und Mut, und er selbst suchte den Atem kühler und gemächlicher durch die Lippen in die Brust strömen zu lassen. Ihm war die freie Unbefangenheit der Bewegung fast abhanden gekommen, und ungleiche Wärme herrschte in seinem Körper. Verena, auf Gummischuhen geräuschlos gehend, war beschäftigt, das Kleid zu raffen und den Schirm zu halten. Sie schritt vorsichtig, die Blicke in die unentschiedene Helligkeit des Abend bohrend. Es war schon sehr septemberlich; das alte Laub raschelte, von unsichtbaren Besen umhergekehrt. Schon trat die liederlose, winterahnende Jahreszeit ein.

Der Musiksaal blieb halb leer, denn für die Stadtleute war es noch frühe Zeit, ungeeignet für Modeversammlungen. Arnold hörte in diesen Stunden Klänge, die weder zum Trost, noch zur Qual der Welt gemacht schienen. Er sah eine Säule langsam und zart bis in den höchsten Himmel wachsen, und oben erst sprühten die erdgeborenen Blitze. Es war, als würden ihm zwei neue Ohren aufgerissen, und er lauschte mit einem Zustimmen seiner tiefsten Vernunft.

Aus einer hastigen Aeußerung entnahm Verena, daß er ganz und gar nicht zerflossen war. Das hatte sie wohl erwartet, allein die Formel ihres eigenen Innern so bestimmt und unbewußt in einem fremden Gemüt ausgeübt zu sehen, erfüllte sie beinahe mit Furcht. Sie hatte sich bis jetzt so sehr als einsame Zuschauerin des Lebens gefühlt, daß sie fast eine feindliche Empfindung gegen den neuen Betrachter bekämpfen mußte, der frei von Schwindel und von

Erinnerung in das bunte Treiben blickte. Sie sah ihre eigene, zerstückelt gelebte Vergangenheit gleich losen Papierfetzen vor sich in der Dämmerung liegen, und es trieb sie, die Stücke aufzuheben und ihm vor die Augen zu halten, damit seine stille Sicherheit von ihm weiche.

Sie gingen schon geraume Zeit die Ringstraße hinunter. Der Regen hatte aufgehört, aber Herbstdünste füllten die Luft. „Ich habe Hunger", sagte Arnold, „Sie nicht?"

„O ja", erwiderte Verena, blieb stehen und lugte nach einem Wagen der Straßenbahn.

„Wollen wir nicht in das Gasthaus da?" meinte Arnold, auf die erleuchteten Fenster eines vornehmen Speisehauses deutend.

Verena neigte den Kopf auf die Seite und lächelte verschmitzt. „Ich bin kein Millionär", erwiderte sie, „und muß sparen. Ueberdies habe ich Tetzner versprochen, mit ihm Thee zu trinken. Kommen Sie mit."

Das junge Mädchen ging rascher. In ihrem Verstand begann etwas hinzuschmelzen. Jugendlichkeit und Frische atmeten ihr aus dem Wesen ihres Begleiters entgegen, und es war ihr wie Einem, der barhaupt in den Frühling tritt. Sie sah Arnolds langen Schatten auf dem feuchten Pflaster und ihren eigenen, der sich mühevoller bewegte. „Ich lebe vorläufig von Tetzners Geld", sagte sie auf einmal zu ihrer eigenen Ueberraschung.

Als Arnold ihr trauriges Gesicht und ihren bohrenden Blick bemerkte, empfand auch er Trauer, gemischt mit Zorn gegen das Unbekannte, das sich feindlich an Verena rieb. Gleichwohl hatte er Mühe, einer rätselhaften Freude Herr zu werden, die ihn von der Stirn bis zu den Sohlen einhüllte; — Verena war ihm entgegengeschritten, wenn auch nur mit einem trotzigen Bekenntnis.

„Noch vor einer Woche war es meine Ueberzeugung", fuhr Verena mit gleichmäßigem Tonfall fort, „daß ich mit keinem Menschen mehr in Klarheit zu leben vermöchte. Und auch heute, — ich zweifle, daß ich werde sprechen können. Soll ich mich verbluten um eine moralische Schrulle? Und wenn es auch mehr ist, — soll ich mich verbluten?" Sie blieb stehen, krampfte die Hände zusammen, starrte mit Bitterkeit und Qual zu Boden.

„Nein", antwortete Arnold mit einer ihn selbst befremdenden Hingenommenheit, „Sie sollen mir nichts geben, nichts gewähren, als was Sie mit Freude lassen können. Ich will fliehen so weit Sie wollen, wenn Sie nur ahnen, daß es anders sein könnte."

Sie standen vor dem Hause, in welchem Verena wohnte, und sie sah ihm nach diesem unerwarteten Ausbruch forschend und glühend in die Augen. „Durch Sonnenschein allein wird nichts reif", sagte sie mit einem unbestimmten, diplomatischen und betrübten Lächeln.

Der Portier berichtete, daß Tetzner oben sei und warte. Verena zündete ein Wachsstöckchen an und ging gedankenvoll voraus, den Arm mit der Kerze hochhaltend und Arnolds Gegenwart lebhaft und dankbar fühlend.

Oben angelangt, pochte sie dreimal an die Thüre und sah mit dem breiten schwarzen Hut, dem langen glatten Mantel und dem vorgebeugten Kopf, der von dem schnell abbrennenden Lichtlein magisch bestrahlt wurde, wie eine dunkle Zauberin aus, die beunruhigende Botschaft vor eine ahnungslose Thüre bringt.

Tetzner saß vor der Spiritusflamme und kochte Wasser zum Thee. Er erwiderte kaum den Abendgruß der beiden Kommenden. Als der Thee fertig war, nahm er sein Buch und setzte sich abseits. Verena legte Brot, Butter und kaltes Fleisch auf einige Teller und so war das Nachtessen bereit. Arnold wagte kaum zuzugreifen; kindliche Schüchternheit hatte ihn erfaßt. In ihm

quoll und rumorte es und war doch wieder abſonderlich ruhig, wenn er hinhorchte und fliehende Laute zu ergreifen ſtrebte. Jetzt in der Stille des Zimmers fühlte er ſich wie auf einem Turm, hoch über beſonntes Land gehoben und den verworrenen Geräuſchen entrückt. Auch Verena bot einen veränderten Anblick. Sie ſchien geſammelter und gelaſſener, ausruhend wie am Sonntag. Ihre niedere Stirn leuchtete über den blauen, ſtillen Augen wie ein weißes Blatt. Während ſie aß, nahm ſie ein Stückchen Kreide und zeichnete auf der Tiſchplatte herum, dabei lächelnd und verſtohlen einige Mal nach Arnold ſchielend. Er beugte ſich über die Ecke und erkannte verwundert ſein übertriebenes Profil: ein rundes, ausladendes Kinn, deſſen Linie gegen den Mund abenteuerlich weit einbog und ſo mit dem vorſtehenden Lippenpaar einen wahren Hafen bildete, eine griechiſch kurze Oberlippe, das Stück eines kümmerlichen Schnurrbarts, eine lange, gerade und unbeſcheiden in die Luft ſtechende Naſe und über der ungewölbten Stirn anſtändig und gleichmäßig geſtrichenes Haar. Arnold nahm nun ſeinerſeits die Kreide und begann damit, Verenas Hut zu zeichnen, den ſie gar nicht auf dem Kopf hatte, der ihm aber vor allem im Gedächtnis war, wenn er an ihre äußere Erſcheinung dachte. Mit dieſem ſchwierigen Stück verging aber ſo geraume Zeit, daß Verena beluſtigt die Hände zuſammenſchlug und ausrief: „Sehen Sie, auch dazu braucht es Talent.“

Tetzner hatte die Brille abgenommen und ſie auf das offene Buch gelegt. Mit großen, weit offenen Augen blickte er herüber und ſagte mit einem tiefſinnigen und gutmütigen Ausdruck: „Als ich zum erſten Mal liebte, da wußte ich zum erſten Mal, daß es wirklich eine Wahrheit in der Welt giebt.“

Aufmerkſam hob Arnold den Kopf. Verena runzelte die Stirn und rollte Brotkügelchen zuſammen, während die Haut ihres Geſichts zu vibrieren begann. Und von Tetzner wegblickend zu Verena, erſchrak Arnold. Sein berücktes Herz ſammelte ſich in dieſem Augenblick zu aller Sehnſucht und Leidenſchaft, deren es fähig war. Er erſchrak bis ins Herz; ſeine Knieen zitterten.

„Wenn ich aber das Leben überblicke,“ fuhr Tetzner verſonnen plaudernd fort, und ſein Blick richtete ſich düſter gegen eine Wand, „ſo iſt nichts als Irrtum. Was man hat und rechtmäßig in ſich trägt, wird verſchleudert, und das Schlechte, das uns trügeriſch glänzt, kauft man um teuren Preis. Liebe hin, Liebe her, aber wo iſt die Welt, die nicht aus den Fugen ginge, wenn aus dem Irrtum nicht die Wahrheit geboren werden könnte? Nur vor einem muß man ſich hüten: aus der Liebe eine Machtfrage werden zu laſſen. Nicht Hammer ſein und nicht Ambos, ſondern Strom und Strom. Das Meer wäre längſt vertrocknet, wenn nicht alle kleinen Wäſſerlein treu zuſammenfließen würden. Keins läßt ſich einfallen, ſeinen beſonderen Privatozean zu ſuchen.“

Gegen den Ofen gelehnt, flüſterte Verena nervös: „Was ſollen dieſe langatmigen Reden? Ich bin ſatt von Worten. Ich bin überdrüſſig, alles zu wiſſen, was ich empfinde und empfinden ſoll.“

Tetzner ging auf und ab und ſeufzte. „So lange es Suppe und Rindfleiſch auf Erden giebt, ſoll man nicht über Liebe reden, das iſt richtig,“ ſagte er in ſeiner wiederkehrenden kauſtiſchen Manier und trommelte mit den Fingern in der Luft. Breitbeinig ſtellte er ſich vor den Tiſch, ſtarrte ins Licht der Lampe und trällerte mit veränderter, heiſerer Stimme:

„Wenn er bei einer Hochzeit iſt,
Da ſollt ihr ſehen, wie er frißt;
Was er nicht frißt, das ſteckt er ein,
Das arme Dorfſchulmeiſterlein.

Wenn er einmal geſtorben iſt,
Legt man ihn ſicher auf den Miſt.
Ach wer ſetzt einen Leichenſtein
Dem armen Dorfſchulmeiſterlein."

Dann warf er den Wettermantel um, nahm den Schlapphut und ſein Buch und entfernte ſich, ohne irgend Abſchied genommen zu haben. Bald hörte man ihn die Außenthüre zuſchlagen.

Die Stirn an die Scheibe gedrückt, ſtand Verena am Fenſter. „Es iſt finſter draußen," murmelte ſie mit erzwungener Gelaſſenheit. Als ſie ſich umdrehte und Arnold gewahrte, entfärbte ſich ihr Geſicht. Er ging auf ſie zu und packte mit Heftigkeit ihre Hände. Sie ſchwieg, atmete jedoch wie eine Gehetzte. Er drückte ihre Hände nur umſo feſter, als umſchlöſſe er alles, was er im Leben an ſich reißen wollen. Vergeblich war ſie bemüht, ſich ihm zu entwinden.

„Sind Sie denn glücklich, Verena?" fragte Arnold endlich flüſterud, im innigſten Ton, mit einem hinreißenden Ausdruck von Treuherzigkeit und Selbſtanerbietung.

Ihr Geſicht wurde kalt, verſchloſſen und todesruhig, und er gab ihre Hände frei. Während ſie ſich an den Tiſch ſetzte und den Kopf in die Hand ſtützte, ſtand Arnold ratlos, wie niemals durchwühlt, gekränkt und geängſtigt. Bei alledem zogen belangloſe, faſt lächerliche Bilder durch ſeine Fantaſie, zum Beiſpiel ein Fuhrmann, der ſingend auf zwei Pferde einhieb. Er glaubte, nicht mehr Wirklichkeit zu atmen, und wenn er die Augen ſchloß, glaubte er zu fallen.

„Für heute müſſen Sie gehen, Arnold," ſagte Verena plötzlich weich. „Aber wir wollen jeden Tag beiſammen ſein."

Mit der Lampe leuchtete ſie ihm, der ſich widerſpruchlos fügte in den dunklen Flur und wartete, weit über das Geländer gebeugt, mit ſicherer Hand die Lampe haltend, bis er unten war. Dort blieb er noch einmal ſtehen und ſchaute nun in Wirklichkeit zu ihr empor, wie er es ſonſt in ſeinen Gedanken zu thun pflegte. So begegneten ſich ihre Augen durch eine nichtige Ferne, einander grüßend, doch ohne Verſprechen, ohne Begehren, ohne Gewißheit.

43.

Eine andere Sprache redeten jetzt die Stunden für Arnold, andere Laute hatte der Tag, andere Strahlen das Licht. Sein zurückliegendes Leben erſchien ihm als ein einziger Schritt vom Nichts in eine ſüße, geſammelte Welt. Jetzt erſt glaubte er, ſehen zu können; ſein eigenes Spiegelbild kam ihm näher und weſensvoller vor. Keine Minute war ſo flüchtig, als daß ſie nicht wenigſtens einem Gedanken die Krone des Gelingens aufgeſetzt hätte, und aus den wimmelnden Geſtalten um ihn her tauchte manches liebe Geſicht auf, das noch geſtern matt und hohl in Gleichgültigkeit zerſtoben war. Er war mit allen Sinnen bei der Arbeit, aber zur ſelben Zeit, als ob ſein Weſen vervielfältigt wäre, konnte er ſich mit ganzer Seele an einem verlorenen Punkt ſeiner Träume finden. Nichts löſte ſich in Weichheit auf, keine Ader ſeines Körpers wurde ſchlaff, aber alles was er unternahm, hatte einen beſtrickenden Reiz von allgemeiner Liebe und Erkenntnis des Beſſeren. Jede Schwierigkeit verſank unter der Wucht günſtiger Notwendigkeiten; die Gefahren tauchten ſchon von ferne furchtſam und eilfertig in die Flut des Glückes. Die Begegnenden hoben oft erſtaunte Blicke zu ihm auf, Anna Borromeo, der Oheim, Wolmut, der Diener und faſt ſchien es, als hätten unſichtbare Luftgeiſter den verborgenen Schmuck

ihrer Günſtlinge zuſammengerafft, um damit gerade Arnold geſchäftig zu ſchmücken

Die Oktobertage verſtrichen meiſt unter Regen. Arnold ging mit Wolmut über den kothbedeckten Freiungplatz, als unvermutet Natalie Oſterburg vor ihm ſtand. Sie ſah ihn groß an, verſuchte entrüſtet auszuſehen, ſtreckte ihm aber doch begierig die Hand hin und ſagte: „Sie haben mich wohl für geſtorben gehalten? Nein mein Lieber, daraus wird nichts.“

Wolmut verabſchiedete ſich eilig. Mit lächelndem Vergnügen blickte Arnold auf das ſchmächtige Perſönchen herab und erwiderte, er ſei zu jeder Verantwortung bereit, wenn etwas dergleichen zwiſchen ihnen läge. Natalie drehte den Kopf kokett und ſagte, immer mit der ſpieleriſchen Entrüſtung: „Schämen Sie ſich! Wie ſehen Sie überhaupt aus — rot und friſch! Wo beziehen Sie Ihre Geſundheit her?“

Arnold verſicherte, daß er ganz ohne Schuld zu ſolchem Gedeihen gelangt ſei. Die kleine Frau zog ihn raſch vor einem Wagen vorbei auf den Gehweg. „Wiſſen Sie, daß Petra ernſtlich in Sie verliebt iſt?“ ſagte ſie plötzlich mit tragiſcher Haltung. „Ich finde das unverantwortlich von Ihnen. Außerdem müſſen Sie mich ſobald als möglich beſuchen, und laſſen Sie nicht merken, was ich Ihnen anvertraut habe. Nun adieu, leben Sie wohl, ich habe Eile, muß zum Conditor.“

Arnold beſchloß zu ihr zu gehen, weil dies liebenswürdige und mittelpunktloſe Weſen in ſeinem mückenhaften Tanz ihn mit Beſorgnis und Anteil erfüllte.

Abends war er mit Verena beiſammen; ſie trafen einander täglich und gingen, wenn das Wetter es erlaubte, ſtundenlang in den Straßen ſpazieren. Sonſt ſaßen ſie im Zimmer oder in einem kleinen Vorſtadtkaffeehaus. Verena war es, die den Aufenthalt beſtimmte, die Zeit begrenzte. Sie war es, welche die Schranken zog und Arnold, der gläubig davor ſtehen blieb. Sie erſtaunte, wie er unter der Berührung ihres Blickes, ihres Hauches, ihrer verhaltenſten Stimmung weicher, wärmer, empfindlicher zu werden ſchien, wie er erbebte unter ihrem kaum geborenen Gedanken, der angſtvoll in die Zukunft deutete. Allmählich erſchütterte es ſie ſogar, dies zu ſehen. Sie fürchtete für ihn, denn je ſchärfer der Stahl, je tiefer die Scharte, dachte ſie. Sie fürchtete auch für ſich; ſie hatte nicht geglaubt, einen ſolchen Menſchen ohne Anſtrengung zu gewinnen, und ſchmerzlich zweifelte ſie, daß eine ſo helle, ſprudelnde Natur ſich mit ihrer verbrauchten miſchen könne. Sie ward vorſichtig. Sie zerwühlte ihren Geiſt, um wenigſtens im Erkennen einige Seligkeit zu ernten, aber in ſeinem ſtürmiſchen Empfinden anerkannte ſie bald ein höher geartetes Licht, das ihre Geiſteskräfte ahnungslos überſtrahlte. Nach allen Seiten ſuchte ſie zu entweichen, um immer ſtärker und glühender den Hauch ſeiner Nähe zu ſpüren. Sie ſah ſich verfallen, ſie beharrte regungslos. Aber ſie bemerkte, daß ſie herrſchen könne, wenn ſie nur die Hand erhob, ſo erhob ſie die Hand, wenn auch mit einer lebloſen Geberde. Mit geſchloſſenen Augen und geöffnetem Herzen ſtand ſie da.

Ihre Geſpräche bedeckten gleichmäßig und farbig Tiefen und Untiefen des Beiſammenſeins. Verena wartete ſtets ab, was von ihr verlangt wurde, und da es wenig genug war, ſo konnte ſie ſich großmütig erweiſen und dort ſchenken, wo ſie nur ein beſcheidenes Verlangen zu übertreffen brauchte. Ihre eingeſchränkte Lebensweiſe machte Arnold mehr und mehr ſtutzig; es betrübte und beleidigte ihn, ſie in einer Lage zu wiſſen, die von der ſeinigen ſo ſehr verſchieden war. Einmal kam er zu ihr; Tetzner ſtand mit gekrümmtem Rücken und gebeugtem Kopf nahe der Thür. Als Arnold Verena begrüßt hatte und

ſich nach ihm umſchaute, war er ſchon verſchwunden. Verena blieb einſilbig und abgekehrt. Erſt am Abend ſagte ſie: „Nun iſt es entſchieden, ich ſtehe auf eigenen Füßen, mag es gehen wie es geht, aber ich kann nicht eine Schuld anhäufen, für die ich vielleicht nicht einzuſtehen vermag.“

Erſt nach ſorgenvoller Ueberlegung verſtand Arnold, was ſie meinte. „Wovon wollen Sie leben?“ fragte er, und dies letztere Wort wurde plötzlich auf ſeiner Zunge ſchwer, als hätte ſeine weittragende Bedeutung ſich ihm jetzt erſt erſchloſſen.

Sie zuckte die Achſeln. „Man verhungert nur an ſeinem Unvermögen,“ entgegnete ſie. Sie wandte ſich ab, ſeufzte lächelnd und breitete in ihrer ſinnlich müden Weiſe die Arme aus. „Ich werde Stunden geben, Schreibarbeiten machen, Holz hacken, was ſich bietet. Uebrigens bin ich nicht ganz entblößt.“

Von ungreifbarer Betrübnis gewürgt, verbrachte Arnold die nächſten Tage. Eine ſeltſame Verachtung alles Glänzenden, Reichen, Geputzten erfaßte ihn; er ſelbſt in ſeiner Unbekümmertheit und Sattheit erſchien ſich überaus verwerflich. Aber eines Morgens erwachte er, förmlich gebadet in der Seligkeit eines blitzhaften Entſchluſſes. Er kleidete ſich haſtig an, ließ Botſchaft für Wolmut zurück und machte ſich auf den Weg zu Verena. Sie war nicht zu Hauſe; auf der Straße auf- und abgehend, wartete er anderthalb Stunden. Eine Frühaufſteherin, dachte er in ſtürmiſcher Zärtlichkeit und empfand nichts als den Rauſch ſeiner guten Eingebung. Sie kam. Morgendlich hell, freudig bewegt, ihn zu ſehen, den Widerglanz ihrer Thätigkeit und ihrer Beſonnenheit in den weichen Geſichtszügen und in der robuſten Geſtalt, reif und anziehend wie ſelten. Sogleich begann Arnold. „Ich bin ein Eſel, Verena, und ſchlecht müſſen Sie von mir denken. Ich habe einen Sack voll Geld und wenn ich nur ein Loch hineinſchneide, rollt es aufs Pflaſter. Sie brauchen nur nehmen, Verena, und nicht einmal das, Sie brauchen nur darauf zu treten und alles gehört Ihnen.“

Kalt und ſtolz ſah ihn Verena an. Dann lachte ſie hyſteriſch. „Das hieße einen Strick mit einem Meſſer vertauſchen,“ antwortete ſie ſchroff und ließ ihn vor dem Haus ſtehen.

Nicht imſtande, ihr zu folgen, blieb Arnold wie geſchlagen auf der Schwelle. Mit ſchleichenden Schritten ging er endlich langſam heim und traf Wolmut, der ihn erwartet hatte, wie immer in der durchſichtigen Laune des klugen Lehrers. Der Schüler jedoch, verwirrt, war nur mit loſen Fäden an die gegenwärtige Stunde geknüpft. Gegen Abend empfing er einen wunderlichen Brief von Verena. Mit einem faſt widerwilligen Anſchmiegen ließ ſie dunkle Leiden vor ihn hinſtrömen, malte Schatten, deren Körper er nicht zu ſehen vermochte. Zum erſten Mal tönte ihr Weſen in einer weiblichen Klage vor ihm; getröſtet und aufatmend machte er ſich das tote Papier zum Freund und erblickte in ihm einen Anker, der das ratlos ſchweifende Schiffſlein ſeiner Gefühle auf feſtem Grunde hielt.

Er gab zu dieſer Zeit viel Geld für wohlthätige Zwecke hin, geleitet, ja faſt begeiſterungsvoll gezogen von Wolmut, der genau wußte und überlegte, wo das Nützliche auf rechte Art zu thun ſei. Ungeahnte Wege öffneten ſich durch hundertfältige Beziehungen. Das raſche Gerücht trug den Namen des Helfers in die finſtern Stuben der Verſtoßenen. Bald füllte ſich das Vorzimmer von Arnolds Wohnung täglich mit den bunteſten Figuren: Frauen und Greiſe, Jünglinge, Familienväter, Kinder; Kranke, Vorſteher von Vereinen, Unternehmer von Sammlungen, verarmte Kaufleute und Handwerker, mittelloſe Schauſpieler, Beamte, Adlige, Arbeiter, alle warteten auf ihre Viertelſtunde und zogen befriedigt oder enttäuſcht, jeder nach ſeiner Veranlagung wieder davon.

Es kam ſo weit, daß ſich Leute einfanden, welche durchaus nicht nach Geld trachteten, ſondern nur in einer ſchwierigen Lebensverwickelung Rat einholen wollten, zum Beiſpiel, wenn ſie amtliche Scherereien hatten, in Heirats- und Erbſchaftsangelegenheiten, ja ſogar in Fragen ihres berufloſen Thuns und ihrer Geſelligkeit. Oft gab es Stoff zum Lachen, oft ſeltſame Einblicke in das Treiben der Leute, in das Räderwerk ihrer Pflichten und Vorurteile und aus mancher geheimnisvollen Not ſprach das Leiden und der Irrtum von Geſchlechtern. Und wie wenn die ſchlaffe Haut von einem zu Tod verwundeten Tier ſich löſt, ſo daß das in Krämpfen zuckende Muskelwerk ans Licht tritt, ſo konnte Arnold in das zuckende Fleiſch des Landes und der Geſellſchaft blicken. Unduldung und Willkür, gelaſſenes Hinnehmen der Rechtloſigkeit, grauſamſtes Ränkeſpiel und hartnäckiges Strebertum, — aus ebenſovielen Wunden rieſelte die Lebenskraft des Staates. Aber Arnold litt nicht ſo ſehr darunter, als er ſich glauben machen wollte, daß er litt. Und in mancher gewiſſensbangen Stunde fragte er ſich, ob ſein Schmerz wohl in einem ehrlichen Verhältnis zur Betrachung des Schmerzes ſtehe. Es war, als ob Leidenſchaft ein Gitter um ihn gewoben hätte. Wohl ſah er Pfeile fliegen und Getroffene niederſtürzen, aber ihn beſchlich eine ſüße und frevelhafte Sicherheit und während er zu kämpfen ſchien, verſank er mehr und mehr in ſich ſelbſt und in den heißen Dunſt ſeiner Gefühle.

Wolmut, wie ein uneigennütziger und gewandter Miniſter, behandelte jeden Fall mit trockener Sachlichkeit und ſtand in dem kleinen Thatengewebe aufmerkſam und wächtergleich da, vielleicht mit Wiſſen die größere Rolle einſtudierend, die er der Welt einſt vorzuſpielen gedachte. Phantaſielos und wegſicher, verſchmähte er jeden Aufenthalt zur Beluſtigung ſeiner Sinne. Arnold lernte von ihm, ſich auf das Einfache und Zweckdienliche zu beſchränken, alles Gebauſchte und Ueberflüſſige zu vermeiden. Auch äußerlich lebte er ſo einfach und mit ſo ängſtlicher Sparſamkeit, daß er zum Spott ſeiner näheren Umgebung wurde.

Anna Borromeo beobachtete ſein Thun mit Verdruß und Entrüſtung. Wenn ſie ihm begegnete, erbleichte ſie vor Zorn, der in dieſe kurze Minute gepreßt war, da ſie ſelten Gelegenheit hatte ihn zu ſehen. Sie beklagte ſich bei ihrem Gatten lebhaft über das Geſindel, welches nun täglich Flur und Treppen ſtürme. „Gut“, erwiderte der Doktor mit niedergeſchlagenen Augen, „ich werde Arnold erſuchen, vor dem Hausthor Fräcke und ſeidene Kleider austeilen zu laſſen. Dann kannſt Du die Herrſchaften getroſt auch bei Dir empfangen.“

„Du haſt Recht“, gab Frau Anna zurück, indem ihre Hände, auf dem Tiſch liegend, ſich ballten. „Und wir beide werden bei ihm um ein Verſorgungsſtübchen in Podolin betteln.“

Mit weſenloſem Lächeln kehrte ſich Borromeo ab. Frau Anna ging in den Salon, wo ſie den Leutnant Valescott erwartete, einen jungen Baron, deſſen leichtfüßige Verehrung ein hurtigeres Tempo in die trübe Gangart ihrer Stunden brachte.

Friedrich Borromeo begegnete Arnold im Stiegenhaus. „Willſt Du mich ein Stück begleiten?“ fragte er in ſeiner zurückhaltenden und beſcheidenen Art. Arnold erklärte ſich bereit; er ſei auf dem Weg, Natalie Oſterburg zu beſuchen.

Sie gingen ein Stück Wegs, ohne daß Borromeo, was ihn beſchäftigte, in Worte zu faſſen vermochte. Er war redensmüde; immer ſchwerer wurde es für ihn, ſich mit der realen Andacht des Lebenden vor ein Geſchehnis zu ſtellen, da all und jedes Ding für ihn in ein unermeßliches Meer der Nutzloſigkeit floß. Trotzdem ſagte er ſchließlich mit einem Anflug von kränklicher Ironie: „Du ziehſt das lebhafte Mißfallen der beſſeren Kreiſe auf Dich. Die beſſeren Kreiſe wollen nicht, daß man ihre Privilegien, die ſie ja freilich nicht ausüben,

zu wörtlich nimmt. Du ſollteſt dir ein Sammetpolſter kaufen und darauf ſitzen bleiben. Thuſt Du es nicht, ſo werden die beſſeren Kreiſe dafür ſorgen, daß dein bisheriger Sitz mit Nadeln gepolſtert wird. Du ſiehſt, es iſt kein ſchöner Kampf, man kann ihn nicht auf ehrliche Weiſe führen. Stecknadelſchlacht iſt es." Er reichte Arnold die Hand und zog ſchwermütig die Brauen empor. Arnold ſah ihm ſinnend nach.

Bei Oſterburgs wurde er in das große Wohnzimmer geführt. Im Ofen brannte Feuer. Es war eine ordentliche Verſammlung da: Petra, die alte Frau König, Natalie, ihre beiden Kinder, Levin und Hyrtl. Als Arnold eintrat, herrſchte die größte Stille, und er gewahrte mit Erſtaunen, daß alle Sieben in der gleichen Weiſe beſchäftigt waren. Frau König legte Patiencen mit zierlichen Elfenbeinkärtchen, dasſelbe that Natalie; Petra ſpielte mit Levin Beziques. Selbſt die beiden Kinder beſchäftigten ſich mit kindiſch verzerrtem Kartenſpiel und Hyrtl legte die ſogenannte kleine Patience. So ſaßen ſie ſeit Stunden, nicht nur an dieſem Tag, ſondern jeden Tag, den Gott gab. Bisweilen fing Frau König an zu krähen und zu ſchmälen, dann ſagte Natalie Pſt und vertiefte ſich wieder. Hierauf entſpann ſich unter den Kindern ein bedeutender Kriegslärm und Levin brachte ſie durch einen Zornanfall zur Ruhe, der genügt hätte, um eine Schaar von Landsknechten einzuſchüchtern. Auch er verſank darnach wieder im Spiel wie ein Froſch, der flüchtig das Waſſer verlaſſen hat, nur um ein Donnerwetter am Himmel zu bequacken.

Natalie begrüßte Arnold etwas verlegen. Alle hörten auf zu ſpielen außer Frau König, die dem jungen Mann ſo vertraulich zulächelte, als ob ſie nichts Lieberes kenne als ihn. „Gleich bin ich fertig", ſagte ſie mit heiſerer, kranker Stimme und deutete mit einer übertriebenen Rokoko-Höflichkeit auf einen leeren Stuhl an ihrer Seite.

Levin gähnte, befühlte ſeine Lenden und warf ſich mit äußerſt gelangweiltem Geſicht auf eine Ottomane, wo er einſtweilen wie ein Geſtorbener bleiern liegen blieb. Die beiden Kinder, geſtachelt durch die Anweſenheit eines Fremden, brachen wechſelsweiſe in ein völlig unbegründetes Gelächter aus, als ob es an ſich verdienſtvoll und der Aufmerkſamkeit wert wäre, zu lachen. Mit verurteilendem Geſicht blickte Petra ins Leere.

„Denken Sie nur, ich ſchlafe nicht mehr", klagte Natalie mit entſetzt fragendem Geſicht. „Seit Nächten kann ich kein Auge mehr ſchließen."

Levin bewegte ſich. „Seit ich Dich kenne, meine Liebe, haſt Du noch nie geſchlafen", rief er verdroſſen und gereizt. Zu gewiſſen Zeiten reizte ihn der harmloſeſte Laut. Jemand gebrauchte das Wort Kunſt, und er begann unbeſtimmt ins Blaue zu ſchimpfen. Beſonders auf neuere Malerei war er ſchlecht zu ſprechen, und Richard Wagner war aus unerfindlichen Gründen ſein Todfeind. „Wiſſen Sie, daß ich krank bin?" ſagte er jetzt, das Haupt matt nach Arnold drehend. „Ich habe Pſorias." Wie einen koſtbaren Gegenſtand nahm er das Wort und ſtellte es zur Bewunderung vor ſich hin. Er hatte irgendwo den Fachausdruck für einen unbedeutenden Ausſchlag gefunden und war nun ſehr ſtolz.

Natalie zog Arnold, der bisher kein Wort geſprochen hatte, in eine Ecke und nahm auf einem niedrigen Seſſelchen neben ihm Platz. In atemloſer Erregung ſagte ſie: „Wiſſen Sie denn ſchon? Ich hab es erſt vor einer Woche erfahren —, wiſſen Sie es?"

„Was?" Arnold war verdutzt.

„Ich möchte Ihnen gern etwas mitteilen, Herr Anſorge", ließ ſich Levin wieder vernehmen, „aber geben Sie mir das Ehrenwort, daß Sie Silbe für Silbe glauben wollen?"

„Er braucht einen Maulkorb," murmelte Hyrtl, der müde und verſtimmt ausſah.

Natalie klatſchte in die Hände. „Petra!" rief ſie triumphierend über das ganze Zimmer, „er weiß noch nichts. Alſo wiſſen Sie wirklich noch nichts? Seien Sie aufrichtig."

„Wenn Du ſo ſchreiſt, liebes Kind," fiel die alte Dame mahnend ein, „ſo weiß ich nicht, wo ich Ruhe für eine ſo ſchwierige Stellung hernehmen ſoll. Ich habe kein Aß mehr, keinen Zehner" . . . Mit verglaſten Augen ſtarrte ſie auf die ſoldatiſch regelmäßigen Kartenreihen.

„Hanka hat ſeine Frau weggejagt," begann Natalie mit Feierlichkeit und ſah, die Wirkung erwartend, Arnold geſpannt an. Da die Unbeweglichkeit dieſer Züge ſie enttäuſchte, fuhr ſie mit berechneter Steigerung fort: „Hanka iſt verreiſt und Niemand weiß wohin. Beate hat ein Verhältnis mit Armin Pottgießer, Ihr Freund, Maxim Specht, hat die Beiden miteinander bekannt gemacht. Alle Welt ſpricht davon, jetzt erſt, obwohl die Geſchichte ſchon Monate alt iſt. Nun? was ſagen Sie dazu? Iſt das nicht entſetzlich? Aber ſo reden Sie doch etwas —"

Jetzt erhob ſich Petra, ſchaute tief aufatmend und verzweifelt gegen die Decke des Zimmers und ging ſchweigend hinaus. Sie kam nach kurzer Zeit mit einem Buch zurück und ihre Züge zeigten ein ehernes Lächeln. Wenn ſie ein Wort ſprach, war es von der gewählteſten Natürlichkeit, denn ſie glaubte ſich von Andern ebenſo unaufhörlich beobachtet wie von ſich ſelbſt. Arnold ſchaute flüchtig nach ihr hin, und er fragte ſich, weshalb ſich Niemand um ſie bemühe, da ſie zu leiden ſchien.

Natalie war unzufrieden mit Arnold. Er war weder überraſcht, noch dankbar, weder erſchreckt, noch anteilvoll. „Sie ſind ein Stock," ſagte ſie ärgerlich.

Hyrtl und Arnold gingen zuſammen. Hyrtl ſagte, er fühle ſich krank und glaube, daß ſein Herz nicht mehr lange gehorchen werde. Kühl hörte Arnold darüber hinweg. Je mehr er ſelbſt in einer ruhig atmenden Thätigkeit ſtand und die Zügel der dahinrollenden Tage beſonnen führte, von Schickſalsluft umfächelt, von Bildern eines ſchönen Halbtraums begleitet, je weniger begriff er die Herumſteher und müden Eckenhocker.

44.

Mit eiſiger Wucht hatte ſich der Winter ins Land geworfen; vom frühen Morgen an war Schnee gefallen. Arnold ſaß in der Dämmerung bei einem Buch, doch eine verborgene, wenn auch ſchon gewohnte Erregung ließ ihn nicht bis zum Sinn der Worte vordringen. Er vermochte keine der Vorſtellungen zu miſſen, die ihn mit Verena in Schlaf und Wachen verband. Ohne daß er an einen Begriff wie Liebe dachte oder ſeine Empfindungen an ein beſtimmtes Bild kettete, fand er unverſehens ſein Ich verdoppelt in der Welt ſtehen. Ein klarer Strom der Leidenſchaft wuſch allen Staub vom Angeſicht der Tage, und wenn auch blindes Verlangen wie eine unauslöſchbare Flamme emporwuchs, ſo war doch bisher Verenas Geſtalt imponierend als Hüterin bei dieſem Feuer geſtanden.

Lange blieb er in einem gepreßten Nachdenken ſitzen, dann entſchloß er ſich ſchnell und machte ſich auf den Weg zu Verena. Sie war zu Hauſe. „Was für eine ungewöhnliche Zeit —?" fragte ſie mit ihrer muſikaliſchen Stimme und ſetzte ſich wieder zur Lampe, bei der ſie gearbeitet hatte.

„Ja, Verena," murmelte er und atmete beklommen.

Es entstand ein sonderbares langes Schweigen. Ihre Blicke begegneten sich suchend. Verenas gütige und milde Miene veränderte sich und nahm den Ausdruck trüber Ahnung an. Erschrocken sah sie zu Boden; Arnold, durch ein tiefes Zartgefühl zum Schweigen verurteilt, lächelte in Fieber. Jedes Zucken seiner Lider, jede Regung seiner Finger war voll Verlangen. Alles Leben, innere und äußere, verdichtete sich zu einem Wunsch, der alsbald in geisterhaftem Rauschen den Raum auszufüllen schien. Er streckte die Arme aus, trat näher, packte Verenas Kopf und zog ihn zwischen seinen Händen unwiderstehlich zu sich heran. Seine Finger verwühlten sich in ihre Haare und berührten die kühle Haut des Kopfes. Mit weit aufgerissenen Augen blickte Verena in sein Gesicht, in dem etwas Ungedämmtes und zugleich so Wild-Ruhiges lag, daß es wie erstarrter Sturm berührte. Denselben erstarrten Ausdruck hatte die Stirn, und über den begierig gerundeten Brauen zeigten sich tiefe parallele Furchen.

Verena schrie leise durch die geschlossenen Zähne. Mit dem einen Arm preßte sie seine Brust von sich ab, den andern hatte sie kraftlos um seinen Hals geschlungen. Innerlich wunderte sie sich über seine Stärke. Sie schien wie gefesselt von Müdigkeit. Ihr Mund verzog sich flehend, ihre Lider schlossen sich langsam. Als Arnold dies gewahrte, ließ er sie behutsam los. Sie lehnte sich an die Wand und blickte bitter und ergeben zu ihm herüber. Arnold sah auf den weißleuchtenden Lampensturz nieder und schwieg. Dann begann Verena auf- und abzugehen, immer dieselbe Wand entlang, hin und zurück, wobei sie ihren nahen Schatten bald zu verfolgen, bald zu fliehen schien. Plötzlich blieb sie stehen und sagte: „Hören Sie mir zu, Arnold, ich will Ihnen erzählen, was ich erlebt habe." Sie richtete mit beiden Händen das Haar, und ihre Bewegungen hatten etwas Schlaffes und Bedachtsames. „Es ist gar nichts Ungewöhnliches, den Meisten ist es schlechter ergangen, aber Sie müssen es wissen, damit Ihnen nichts an mir unnützes Nachdenken verursacht."

Sie berichtete.

Mit der Erinnerung an ihre früheste Kindheit verband sich bei ihr, wie bei vielen Menschen, das Gefühl eines für immer verlorenen, vollkommenen Glückes. Kein Bild war mehr lebendig, keine Vorstellung greifbar und erst an dem Tage, wo sie auf das Gut einer Verwandten kam, welche in einem weitentfernten Kreis wohnte, trat die Welt für sie aus Nebel und Traum. Sie war sieben Jahre alt, und ihr Verstand, einmal erwacht, zeigte sofort jene Kälte und Schärfe, welche alles Kindliche zu überdecken vermochte. Sie erfuhr, daß die halbtaube Tante sich bereit erklärt hatte, sie erziehen zu lassen und daß ihre Eltern, welche arm waren, dieses Anerbieten mit Freude aufgenommen hatten. Ihr ganzes Nachdenken hing sie an die vergötterten Gestalten von Vater und Mutter. Eines Tages schrieb sie einen kindlich-ernsthaften Brief an den Vater, worin sie ihre Verlassenheit und das mürrische Wesen der beständig Thee trinkenden Tante beschrieb. Die alte Gutsherrin bekam das Schriftstück in die Hände, ließ das Mädchen vor sich kommen und schlug sie, ohne zu reden, zwei Mal derb ins Gesicht. Verena, die keine Ursache für eine solche Züchtigung entdecken konnte, wurde verschlossen und zurückhaltend.

Die Zeit verfloß. Das einfache und gleichmäßige Leben auf dem Gut gab Gelegenheit zu der außerordentlichen Stille und Vertiefung, die sich an Verenas Wesen bemerkbar machten. Die Hauslehrer hatten es leicht, sie zu lehren und harte Mühe, sie zu befriedigen. Sie begnügte sich niemals mit dem Schein der Dinge, sie vertraute niemals einer Formel, sondern ihr thätiger und einsichtsvoller Geist wollte alles innere Weben kennen und erkennen, suchte

hinter jeder Ruhe eine Bewegung, hinter jedem Wachstum eine Wurzel. Da sie äußerlich so sehr im Engen und Abgeschiedenen lebte, erstrebten ihre Gedanken die größte Weite; da sie täglich sich im Kleinen unterwerfen mußte, wollte sie auf einem Gebiet Herrscherin werden, wohin die niedere Umwelt ihr nicht folgen konnte. Schon mit fünfzehn Jahren lag in ihrer Denkungsart, in ihrem Urteil eine Sicherheit, Reife und Selbstständigkeit, die jeden einschüchtern mußte, der nicht mit gleichem Ernst wie sie die Dinge berührte. Dabei hatte sich in ihr eine zauberische Reinheit des Herzens bewahrt, ja vielleicht gebildet, denn schließlich ist es doch der Gedanke, der die Stürme des Blutes ebnen kann. Noch immer waren die Eltern für sie Gebilde der Vollkommenheit; jede üble Andeutung überhörte sie und begnügte sich in diesem einzigen Fall jahrelang mit der Schöpfung ihrer Fantasie und dem Trug der Erinnerung, ohne die auffallende Wirklichkeit an ihrem Urteil zu messen. Die Briefe, die sie schrieb, waren überfließend und zärtlich, diejenigen, die sie erhielt, kurz, eilig und kalt.

Vier Monate nach Verenas sechzehnten Geburtstag starb die Gutsherrin. Verena schrieb nach Hause. Ihr Vater antwortete, wichtige Geschäfte verhinderten ihn, sie abzuholen, er werde einen treuen und erprobten Freund senden. Verena las dies befremdet und bedrückt; ein schwülstiger, nachlässiger Ton fiel ihr auf, doch sie wollte nicht denken und vertraute sich, so auffallend und unbequem es war, dem Fremden an, der drei Tage später eintraf. Er hieß Tetzner, war ein Deutscher von Geburt und machte den Eindruck eines schweren, weitläufigen und ruhigen Menschen. Während der langen Wagenfahrt zur nächsten Bahnstation war er schweigsam; seine Augen schienen düster auf einem verlorenen Punkt des Lebens zu weilen. Später zeigte er ein sicheres und wohlwollendes Betragen und machte einige Bemerkungen über sein Verhältnis zu Verenas Eltern.

Das junge Mädchen konnte, als das Ziel der Fahrt sich nahte, ihre Erregung so wenig bemeistern, daß sie vor Tetzner in Thränen ausbrach. Aber als sie ankamen, erwies es sich, daß Frau Weloţin, Verenas Mutter, in Gesellschaft gegangen und Peter Sergejitsch, der Vater, im Club war. Erstaunt und beklommen schritt Verena durch die Zimmer, deren Unordnung und unwohnliche Dürftigkeit sie noch trauriger machte als jenes Etwas, das sich vor ihre Wiedersehensfreude gelagert hatte. Gegen zehn Uhr abends kam die Mutter zurück und sah Verena zitternd auf der Schwelle des Zimmers stehen. Sie näherte sich, in Seide rauschend, eine Wolke von Moschus um sich her und küßte mit übersüßem Lächeln das junge Mädchen auf die Stirn. Ihr dickes Gesicht war geschminkt, an den Ohren baumelten falsche Diamanten; sie schickte Verena sogleich schlafen. Den Vater bekam sie erst am folgenden Tag zu sehen.

Verenas Natur glich der in einem Kessel auf- und abwogenden Wasser-Menge, welche niemals zum Ueberfließen kommt, doch innerhalb ihrer Einfriedigung der größten Empörung fähig ist. Sie war nicht darauf beschränkt, frauenhaft zu leiden; sie war fähig, ihren Gram durch die schärfste Beobachtung zu steigern. Bald genug mußte sie wahrnehmen, daß sie inmitten einer jener gänzlich herabgekommenen Adelsfamilien lebte, die, zu stolz und zu dumm, um zu arbeiten, ihre Blöße mühsam mit den zusammengerafften Fetzen der Vergangenheit bedecken. Das Haus steckte über und über in Schulden, die Möbel waren verpfändet, der Krämer und der Schneider verlangten jeden Tag schimpfend Geld. Alle Wunder der Kindheit fielen für Verena auseinander wie Blumen im Sturm. Sie mußte die Erfahrung machen, daß ihr Vater ein dem Trunk, dem Spiel und den schalen Ausschweifungen ergebener Schwächling sei, der

wie ein Stock, ohne Tiefen zu ſpüren, auf der Oberfläche des Lebens hinſchwamm. Er bezog ein kärgliches Taſchengeld zu ſeinem „ſtandesgemäßen“ Leben von ſeiner Gattin, welche ſich einen bunten Liebesherbſt in den Armen reicher Lebemänner verſchaffte. Verena konnte von da an weder leſen noch denken. Sie hatte jede Herrſchaft über ſich verloren, und es war, als ob ihr Herz erfroren ſei. Die Einteilung der Zeit war ihr entfremdet; ſie lebte wie Rauch, der vom Wind getrieben wird, und das Daſein erſchien ihr ohne Ende, weil ſie es gedankenlos vor Schmerz trug.

Tetzner, deſſen Reichtum auf Peter Sergeijitſch betäubend wirkte, hatte früher einmal Verenas Bildnis geſehen, das ſie vom Gut aus den Eltern geſandt und ſein Entzücken geäußert. Man hatte ihm Hoffnung auf den Beſitz des ſchönen Mädchens gemacht und es ſo einzurichten gewußt, daß er ſchon dieſe Hoffnungen mit barem Geld bezahlen mußte. Er ließ ſich beſtimmen, Verena unter harmloſen Vorwand abzuholen, und als er ſie ſah, war er wie geſchlagen vor Beſchämung. Er verwandelte ſich faſt unter ihren Augen und ward ſeiner beſſeren Natur inne. Schweigend belauerte er ihr formloſes Leben, das ſich wie hinter ehernen Pforten abſpielte und gelangte dazu, ſich ſelbſt zur Rechenſchaft zu ziehen und ſeine Handlungen auf ihren wahren Wert zu prüfen. Bisweilen entſpann ſich zwiſchen ihm und Verena ein Geſpräch, in welchem er bei aller geiſtigen Kraft und Feinheit, die ihm eigen war, ein Weſen der Abbitte und der ungreifbaren Verſprechung zeigte, das Verena zu denken gab.

Die Reihe der düſterſten Monate war ihr noch vorbehalten worden.

Ihre Eltern waren übereingekommen, ſie zu verheiraten; reiche alte Männer wurden zu dieſem Zweck aufmerkſam gemacht und angelockt, aber Verenas finſteres, abwartendes, ſchweratmiges Weſen nahm ihnen den Mut. Der Vater drohte, ſchimpfte, Frau Welotzin heuchelte Krämpfe und Zuckungen und ging nach wie vor in Seidenkleidern auf Abenteuer aus. Sie brachte junge Männer aus der Geſellſchaft ins Haus und hoffte, die erſtorbenen Sinne des jungen Mädchens durch frivole Luſtbarkeiten aufzuwühlen. Der Zweck war durchſichtig und frech; wenn es nicht möglich war, durch ein dauerndes, von der öffentlichen Moral anerkanntes Bündnis die Klauen des Hungers und der Not abzuwenden, ſo konnte vielleicht Gelegenheit und feige Ueberumpelung einige Dienſte leiſten. Anna Pawlowna Welotzin ſelbſt begann zu verblühen; auch die Schminke wirkte nur noch wie Roſt auf altem Eiſen.

So kam es, daß Verena vollgeſogen von Ekel und Widerwillen, alle Männer, die ſich ihr nahten, einer verächtlichen und vernichtenden Kritik unterzog. Da Keiner unter ihrer ſcharfſichtigen Beobachtung beſtehen konnte, und da Jeder ſich nur umſo mehr erniedrigte, je mehr er ſich zurückgeſtoßen fühlte, wurde das blos Vorurteilsvolle zu einem Prinzip ihres Lebens. Mehr als das; jede Berührung, jedes Wort, jeder Anhauch wurde ihr zum Abſcheu. Der ſinnliche Kampf der Geſchlechter, weit entfernt, ihre Neugierde zu entfachen, befremdete und empörte ſie. Sie empfand ihn als Sünde, nicht im bibliſchen, aber im geiſtigen Sinne, ſah darin eine Verleugnung und Beſchmutzung jeder ehrlichen Sympathie, die ſich zwiſchen Menſchen bilden konnte. Wenn auch ihr Urteil und ihre Einſicht vor den gewaltigen und rückſichtsloſen Geſetzen der Natur ſich beugten, ſo hielt ſie ſich durch ihren Haß, durch ihre Bitterkeit, durch ihr lieblos gemachtes Gemüt doppelt aufrecht. So kalt und ſachlich, beinahe wiſſenſchaftlich dachte ſie ſchließlich darüber, daß ihre Unterhaltungen mit Tetzner ſich oft nur um dieſen Mittelpunkt drehten und daß ihr, ſehr ſeltſam, mit ihm als dem Einzigen eine Art freundſchaftlicher Neigung daraus erwuchs. Er fühlte mit ihr und gab ihr Recht. Er wollte gern der

Diener ihrer Meinungen sein und unterdrückte mehr und mehr jede männliche oder leidenschaftliche Regung. Ein hörender Schatten an ihrer Seite, bildete er lange Zeit die einzige freundliche Vermittlung zwischen Verena und der Welt, die sich um sie bewegte.

Da geschah es, daß Peter Weloţin in einer Nacht spät nach Hause kam und Verena ihm im Finstern begegnete. Sie vernahm sein wüstes Gemurmel und blieb in Schrecken und Widerwillen lautlos stehen. Er zündete mit suchtelnden Händen ein Wachskerzchen an und stierte bei dessen Schein blöd und begehrlich in das weiße Gesicht seiner Tochter. Dann lallte er, wankte auf sie zu, umarmte sie, küßte sie, umarmte sie fester, stammelte eine irrsinnige Forderung, bis Verena sich mit einem lauten Schrei und mit Aufbietung aller Kraft befreite.

Sie verließ das Haus, irrte umher und wußte keinen Rat. Sie dachte an Selbstmord. Aber eine so zusammengesetzte, ehrliche und im höheren Sinne religiöse Natur wie die ihre bedurfte dazu ebensowohl eines atemlosen Aufruhrs wie einer eisigen Abgeschlossenheit; jener mußte die That bewirken, diese die vielen Fäden des Lebens zu einem letzten Knoten vereinen. Zu Beidem war sie nicht fähig, sondern nur den Zuständen empfänglich, die dazwischenliegen. So fiel ihr Tetzner ein. Zufällig war ihr seine Wohnung bekannt. Sie eilte hin, es war ein Uhr in der Nacht. Er war nicht daheim. Sie wartete. Tetzner führte sie, als er kam, mit Erstaunen und Besorgnis in sein Zimmer. Während er, den Hut noch auf dem Kopf, die Lampe anzündete, warf Verena ihren Schal ab und trat so dicht vor Tetzner hin, daß er ihre beiden Augen nicht mehr zugleich sehen konnte. Zitternd trat er zurück. Sie ergriff rasch seine beiden Hände beim Gelenk und flüsterte mit bläulich blassem Gesicht und feuchten Augen, halb Weichheit, halb Wildheit in der Simme: „Führen Sie mich fort. Nehmen Sie mich weg, lassen Sie mich in ein anderes Land."

Tetzner erriet. Was ihr Mund nicht sagte, machte ihr Wesen begreiflich. Ihre andeutenden Worte zeigten deutlich die Verwüstung ihres Innern. Von diesem Augenblick an versuchte er nichts Anderes mehr, als an ihr zu wachsen und sie zu überzeugen, daß er nur Verenas bedurft hatte, um Verenas würdig zu werden. Rein und ohne Verlangen lebte er neben ihr, mehr als ein väterlicher Beschützer, weniger doch als ein Freund. Er führte sie (es war eine Art Flucht) nach Zürich. Die jahrelange Härte ihrer Brust löste sich unter der Berührung einer freien, mitstrebenden Welt. Nicht auf einmal kamen Entschluß und Willenskraft über sie, doch das langsame Werden trug Beständigkeit in sich. In einem aufstürmenden Drang nach Erkenntnis dachte sie zuerst an das Studium von Mathematik und Philosophie, entschied sich aber nach kurzem Schwanken für die Medizin. Sie nahm den Namen Hoffmann an, um auch so für immer von der Vergangenheit abgeschnitten zu sein. In erstaunlich kurzer Zeit legte sie die erforderlichen Prüfungen ab, und außerhalb ihrer Arbeit gab es bald nichts mehr, das ihr Inneres beschäftigte. Sie besaß nichts, und nahm von Tetzner, der sie gern mit Geld überschüttet hätte, als Darlehen nur das, was sie für den Hunger und das Fortkommen brauchte. Ihr kärgliches und überaus eingeschränktes Leben bildete oft den einzigen Gegenstand ihrer Auseinandersetzungen.

Das war der Inhalt von Verenas Erzählung. „Sie sind heute anders wie sonst gekommen, Arnold," sagte sie am Schluß, „das begreife ich wohl. Vielleicht werden Sie auch anders gehen. Glauben Sie nur nicht, daß mir das Natürliche unnatürlich erscheint oder daß ich mich schäme, Frau zu sein und als Frau zu handeln. Aber lassen Sie Reinheit zwischen uns sein. Zerstören Sie nicht etwas, was dann nie wieder sein kann. Angenommen

auch, etwas Schöneres käme an seine Stelle, so würde es doch nicht lange dauern."

Arnolds ruhiges, kluges Gesicht war vom ersten Wort bis zum letzten Verena zugewandt geblieben. Unter dem Eindruck ihrer sonderbar schmeichlerischen Stimme und ihrer Regungslosigkeit verlangte er, daß ihr Leiden auf ihn einströmen und ihn überfließen möge. „Warum sollte es nicht dauern, Verena?" fragte er jetzt etwas unwillig. „Und was Sie Reinheit nennen, ist das vielleicht nicht nur Furcht?"

Verena zuckte die Achseln. Sie bohrte ihre Augen in die seinen, bis seine Blicke vor den ihren wie zerbrochen zu Boden fielen. „Das ist möglich," antwortete sie, indem sie den Oberkörper straff aufrichtete und die Schultern etwas nach vorn drückte, „das ist möglich. Ich will auch nichts mehr sagen, als Ihnen Ihre eigenen Worte vorhalten: ‚Sie sollen mir nichts gewähren, Verena, als was Sie mit Freude geben können. Ich will fliehen, soweit Sie wollen, wenn Sie nur ahnen, daß es anders sein könnte.' Haben Sie das nicht gesagt?"

Arnold konnte nichts antworten.

Verena öffnete die Schiebethür des Ofens und hielt die Hände davor, um sie zu erwärmen. „Und mit Freude geben, —" fuhr sie fort, „daran ist nicht zu denken. Dazu sind Sie mir zu viel geworden. In mir krümmt sich alles, wenn ich nur daran denke. Es wird nie sein, nie mit meinem Willen."

In kauernder Haltung, weit vorgebeugt, preßte Arnold den Kopf zwischen die Hände. Der Schall von Verenas Stimme entzückte ihn mehr als je; er hörte kaum, was sie sagte und lächelte plötzlich. Verena, die es gewahrte, erschrak. Sie drückte die Zähne in die bebende Unterlippe. Noch lange dachte sie an dieses Lächeln. Sie fühlte eine eigentümliche Mattigkeit, ihr Gesicht, dicht über der Lampe, zeigte scharfe, tiefe Schatten, sein Oval erschien langgezogen, die gespannte Haut des Halses verriet die fieberische Bewegung des Bluts. „Was hätten Sie davon, wenn Sie meinen Körper nähmen und mit ihm weiterlebten wie mit einer Hülle?" sagte sie, und obwohl sie leise sprach, hatten ihre Worte einen durchdringenden Klang. „Mich selbst hätten Sie nicht mehr."

„Aber das ist krank," entfuhr es Arnold wider Willen und mit einiger Heftigkeit. „Das ist, als ob Jemand, der nie einen Apfel gegessen hat, glauben würde, alle Aepfel sind vergiftet, nur weil seine Meinung vergiftet ist!"

„So ein Vergleich hat immer etwas Berauschendes," antwortete Verena kühl. „Besonders für den, der ihn macht. Das ist nicht ehrlich, Arnold. Ich weiß nicht, was ich Ihnen darauf sagen soll, denn ich habe ja mein eigenes Leben gehabt und nicht das Ihre."

Rasch und bittend streckte ihr Arnold seine Hand entgegen. Sie legte ihre Hand hinein und glaubte, ein Versprechen empfangen zu haben. Arnold fühlte, beschämt und zur Ruhe gebracht, den Zauber ihres Wesens; die Klarheit ihres Geistes war ihm wie der blaue Himmel, welcher dennoch allerlei dunkle Sternen-Geheimnisse verbirgt. Plötzlich war er befangen durch ihre bloße Gegenwart, und mit Angst bedachte er, daß der wilde Wunsch sich nur schlafen gelegt habe.

Sie gingen zusammen fort. Rastlosigkeit verwirrte sein Gedächtnis und verfinsterte seine Stirn. Auf der Treppe lauschte er mit Begierde dem Geräusch ihrer Schritte und seine Vorstellungen krochen wie Eidechsen von ihren Füßen aus hinter den Hüllen der Kleider empor. So diebisch und feige regte sich seine bedrückte Fantasie. Er ergriff, wie zum Schutz, Verenas Hand und bemerkte, daß sie die seine gesucht hatte. Sie zögerte eine Sekunde lang weiter

zu gehen und lehnte ſich vorſichtig an ſeine Schulter. Sie richtete die Augen feſt auf ſeine Lippen, dann ſeufzte ſie, wandte ſich ab und eilte raſch voraus.

45.

Durch Schneegeſtöber und hochliegenden Schnee ging Verena von der Univerſität nach Hauſe. In der Nachbarſchaft verſorgte ſie ſich für den Mittag mit Schinken und Brot und erſtieg nachdenklich die Treppen zu ihrer Wohnung: mit jeder einzelnen wurde ihr Herz ſchwerer und vergaß die ſchneeweiße Fröhlichkeit der Straßen. Oben wollte ſie Thee kochen, fand aber, daß kein Spiritus mehr da ſei. In Hut und Mantel kauerte ſie vor den Ofen hin und legte Späne hinein, um aus der Glut noch einmal friſches Feuer zu gewinnen, dann ſtellte ſie ſich ans Fenſter und ihr Blick ſchweifte ernſthaft über die linnenweißen Dächer und zahlloſen ſchneeberahmten Fenſter der Höfe, hinter denen bisweilen ein umrißloſes fremdes Geſicht auftauchte. Als es im Zimmer warm zu werden begann, nahm ſie die Flaſche, und, die Treppen hinuntergehend, hatte ſie abermals das Gefühl, als nähere ſie ſich einem Schauplatz der Heiterkeit; in der That glich die Straße einem blendend weißen Saal, in welchem die Flocken einen ſchwereloſen Tanz aufführten.

Oben angelangt, ſetzte ſie ſich, anſtatt Thee zu bereiten, vor das Knochengerüſt, ſtützte den Arm auf die Lehne des Holzſtuhls, den Kopf in die Hand und blickte unter halbgeſchloſſenen Lidern ſchräg auf den dürren Schädel. Wunderliche Anwandlungen, mit dieſem Ding ein Geſpräch anzuknüpfen, unterdrückte ſie, ja ſie erblickte ſich ſelbſt, losgelöſt von Fleiſch, Blut und Empfindung, doch immer noch Zwiſchenglied, beinernes Abſtractum. Ihr bisher einſichtsvolles, gerades Wollen erſchien ihr totenhaft verknöchert. Eine ſeltſame Zärtlichkeit erſchütterte ſie von oben bis unten und bald darauf, als ob ihr Organismus von Kämpfen ermüdet ſei, hatte ſie Schlafbedürfnis. Sie legte ſich auf das Bett und ſchlief ein, um nach einer Viertelſtunde von dem Geräuſch eines Eintretenden zu erwachen. Es war Arnold; erſchreckt fragte ſie, wie er hereingekommen ſei. Seine Erklärung, daß die Außenthüre nur angelehnt geweſen ſei, nahm ſie mit einem nachdenklichen und ſüßen Lächeln auf, in welchem noch ein Traum nachzitterte. Sie erhob ſich, reichte ihm die Hand und ſtrich die braunen, in dieſem Zwielicht faſt aſchenfarbenen Haare aus der Stirn. Ueber Arnold legte ſich eine ſchwere Erſtarrung. Er glaubte, glücklich zu ſein oder doch die Nähe des Glücks zu ahnen. Das Bild eines märchenhaften Sommers ſtieg vor ihm auf; nackte Menſchen wanderten zwiſchen Blumen und buntem Laub. Nie hatte er Verena ſo geſehen, ſtill und von gleichſam animaliſcher Zutraulichkeit. Er ergriff ihre Hände, um zu ſehen, ob ſie es auch wirklich ſei, er preßte ihre eine Hand an die Lippen und drückte die Zähne in die Haut, ſodaß zwei Halbkreiſe von blutunterlaufenen Strichen entſtanden. Sie ſeufzte ſchmerzlich und drängte von ihm weg; er flüſterte, ungewiß lächelnd. Sein Geſicht war feucht, und er breitete die Arme aus, — nach nichts. Er folgte ihr nun, umſchloß ſie bei den Schultern und küßte ſie. Ihre erſtickten Bewegungen, ſich zu befreien, glichen den Zuckungen eines betäubten Tieres. Der beſchwörende Ausdruck und Glanz ihrer Augen erloſch langſam. Ihre beiden offenen Hände lagen zuerſt wie zwei tote Körper auf ſeinem Haupt und glitten dann bis zum Nacken herab, um endlich ſchlaff mit den Armen völlig zu ſinken. Arnold ließ ſie nicht. Ihr thränennaßes Geſicht ſah er nicht. Er fragte nicht mehr, ob ſie mit Freude gewähre, er ſah nicht ihre Lebensangſt; als ſie nachgiebig geworden war, unfähig, einen vergangenen oder zukünftigen Augen-

blick zu bedenken, als alle gesprochenen Worte plötzlich leichter schienen wie die Luft, erfüllte Verena ein Verlangen, dessen räuberische Wildheit für sie etwas Elementares und Niederreißendes hatte.

Am Abend ging sie noch mit ihm fort. Allein im Zimmer zu bleiben, erschien ihr auf einmal unmöglich. Ihr Anschmiegen an ihn hatte etwas Bittendes und Furchtsames. Sie war überaus schweigsam; ihre Lippen waren wie versiegelt vor Erstaunen und Ratlosigkeit. Was ihr körperlich zurückgeblieben, war ein alle Glieder umgürtender Schmerz; und im Gemüt lagerte Nüchternheit, Selbsthaß und Erschöpfung. Noch gestern über den gewöhnlichen Dingen und Menschen der Straße schreitend, kam sie sich heute mit ihnen vermählt vor; jedenfalls vereinigt; verurteilt, ihr Eigenleben zu verlassen und an den tausend endlosen Geschäften der zum Tode strebenden Menschheit teilzunehmen. Der Lärm und die Unrast der unzähligen enggedrängten Häuser strömte auf sie ein. Die Stadt, wie eine dampfende Maschine mit glühendem Bauch, Dampf und Feuer ausspeiend, lebendige Leiber in ihren Fäusten zerquetschend, erhob sich aus der beunruhigten Erde, deren unsichtbarer Mund um Gnade bat. Sie ging ohne Festigkeit und spürte zwischen ihren Füßen und ihrem Leibe keinerlei Zusammenhang. Sie wußte kein Mittel, sich vor ihrem aufstürmenden Innern zu verschließen, als den Schlaf, aber sie mochte sich noch nicht von Arnold trennen. Seine Gegenwart erschien ihr notwendig; an ihm aufblickend glaubte sie ihn viel größer als sonst, und sie spürte etwas wie bange Erwartung vor seinem Urteil und seinem heiteren Blick.

Arnold begleitete Verena wieder zurück. Die kalte, stille Luft hatte sie beide erfrischt. Vor dem Thor blieben sie noch eine Weile plaudernd stehen; aber es war, als ob jeder nur aus Gefälligkeit gegen den Anderen rede, da das Reden der inneren Stimme vorlaut zu werden begann. Verena suchte den Abschied von einer Minute zur andern zu verschieben. Ihr Gesicht war gerötet; einmal legte sie den Kopf auf die rückwärts gekreuzten Hände, wodurch die atmende Bewegung der Brust etwas Friedliches und Erstaunliches erhielt. Dann sagte sie gute Nacht und reichte ihm den Mund zum Kuß. Lange sah sie ihm nach, wie er sicher und fest dahinschritt und wie sich frohe Laune und frohe Leichtigkeit des Herzens in seinen Bewegungen ausdrückte. Ihr war es einsam.

Arnold dagegen war in der That voll Zufriedenheit. Er ging so aufrecht, als wäre ihm der Befehl über eine Armee übertragen worden, lächelte bisweilen verschmitzt und gemütlich in sich hinein, und als er nach Hause gekommen war, legte er sich sogleich ins Bett und schlief fest bis zum Morgen.

Die Sonne schien ins Fenster, als er beim Frühstück saß. Christian kam und meldete eine Dame. Es war Verena. Sie trat ein; ihr Gesicht, kaum merklichen Zuckungen unterworfen, war von einer eigentümlich strahlenden Blässe. Sie nahm mit den Bewegungen eines Gastes Platz. Mit weiten Augen, die keinem Aufenthalt begegnen wollten, schaute sie umher und sagte: „Ich wollte Dich nur sehen, Arnold. Wie hast Du geschlafen? wie geht es Dir?“

„Gut, sehr gut, Verena,“ antwortete Arnold glücklich und mit erwachendem Stolz darüber, sie zu besitzen. Aber er sah an ihrem Wesen, daß sie wieder „gedacht“ hatte, wie er es innerlich nannte und suchte seine sich regende Scheu durch eine etwas heuchlerische Freimütigkeit zu bemänteln.

Verena legte den Kopf zurück und sah ihn an. Sie lächelte formlos. Ihre Handschuhe fielen zu Boden und Arnold bückte sich darnach. Dann standen sie einander gegenüber. „Nun?“ fragte Verena mit einem fast schalkhaften Lächeln und einem so forschenden Blick, als wolle sie seine ihm selbst verborgenen Regungen ausgraben. „Du sollst wissen, Arnold,“ begann sie und

wühlte mit den runden, ſchneeigen Fingern im Pelzbeſatz ihrer Winterjacke, „daß ich mich keiner Täuſchung hingebe. Ich habe die ganze Nacht dazu benutzt, um über uns beide klar zu werden. Denn das Nebeneinander-Gehen genügt nicht, man muß doch auch wiſſen, wohin man geht.“

„Warum, Verena,“ unterbrach ſie Arnold mit leiſem Unwillen und mit Furcht vor dem, was ſie ſagen würde, „warum immer das zerpflücken, was ſchön iſt und was von ſelber entſtanden iſt? Es iſt genug, über das Schlechte zu grübeln, und warum brauchſt Du ein Wohin? Die Erde iſt rund und man geht immer nur im Kreis.“

„Das iſt doch eine etwas oberflächliche Wahrheit,“ entgegnete Verena, erſtaunt über das Beſtimmte und Fertige ſeiner Meinung. Eine Sekunde ſpäter, und ſie wurde traurig, denn ſie erkannte, daß er ihr entweichen wollte.

„Du biſt zu ſchwermütig, Verena,“ ſagte er mit begütigender Kritik, vergeblich nach dem Grund ihres ahnungsvollen Schweigens ſuchend.

Verena erhob ſchnell den Kopf. „Darin haſt Du Recht!“ rief ſie aus. „Begreifſt Du es nun?“

„Ich begreife nichts,“ entgegnete er mit ſtockender Stimme und ordnete ſich, für einen Augenblick nur, wie früher ihrem imponierenden Weſen unter.

„Ich weiß zu viel von mir. Leider,“ ſagte Verena. „Denke doch nach, Arnold, Du fliegſt umher in der Luft. Ich bin ein im Erdreich verfallenes Etwas. Meine Wurzeln ſind abgeſtorben, während Du noch in blühenden Geſchlechtern ſtehſt. Und hauptſächlich wenn man ſo in der Tiefe lebt, iſt alles dunkel oder wie Du ſagſt, ſchwermütig. Nicht Einzelſchwermut, weil es mir vielleicht ſchlecht ergangen iſt oder weil ich zu wenig Zeit zum Spazierengehen habe, ſondern die Schwermut unſeres ganzen Lebens, unſeres Siechtums, unſerer falſchen Kultur. Ich bin kraftlos und durch Kraftloſigkeit bin ich die Deine geworden. Deshalb hab ich gefragt, wohin es gehen ſoll, denn Du müßteſt mich auf Deinem Weg nicht nur ſchleppen, ſondern ſogar heruntерſteigen, um mich zu ſchleppen. Alſo lebe und rette Dich.“

Sie ſtand vor ihm und ſah ihn an. Sein ganzes Innere wurde bewegt und umfaßt von dieſem zauberhaften Blick ehrlicher Bedrängnis. Aber zugleich fühlte er etwas anderes. Er zweifelte, ob er derjenige war, den ſie in ihm erblickte und dies machte ihn zu feig, ihr zu widerſprechen. Er verbarg es ſich aber und blickte geſchmeichelt auf ſein ſtolzes Abbild im Spiegel ihrer reinen Seele. Ein glückliches Uebergewichtsbewußtſein ſtellte ſeine Unbefangenheit wieder her und nachdem er ſich auf ſolche Art zuerſt von ihr entfernt hatte, kehrte er auf einem Umweg und in wunderbarer Verwandlung näher und beſitzesfroher zu ihr zurück. „Sollen wir uns denn trennen?“ fragte er mit berechnender Schelmerei. „Was Du da ausſpintiſiert haſt —! Jeder weiß, daß er ſterben muß, aber ſtirbt man deswegen ſogleich?“

Er nahm ſie in die Arme und küßte ſie. Dann gingen ſie zuſammen fort. Verenas Weſen bog ſich mit blutloſer Nachgiebigkeit. Sie wußte, daß Holz und Eiſen nicht verſchmiedet werden können, aber ſie hielt Arnold mit ſtarren Armen beglückt und erkenntnisreich in ihrem Kreis.

Jetzt waren ſie meiſt in Verenas ſtiller Wohnung. Tetzner hatte nach und nach aufgehört, ihre Geſellſchaft zu ſuchen. Einmal trat er ein, die Hände in den Manteltaſchen, ſcheinbar gut gelaunt. Er war über und über beſchneit. Aber bald wurde es klar, daß ſeine Aufgeräumtheit nur eine mühevoll vorgehaltene Larve war. Er legte die Hand vor den Kopf, als fürchte er, ſeine Stirn könne zuſammenbrechen. Seine wulſtigen Lippen lagen wie zwei Fäuſte aufeinander und mit dem runden, fahlen Bart und dem blinden Ausdruck der Augen ſah er aus wie ein Bildnis des alten Homer. Ohne zu ſprechen,

entfernte er ſich wieder, ſeine aufpatſchenden Schritte faſt furchtſam dämpfend. Er war eingeſponnen und gelähmt von der gleichmäßigen, raſtloſen Unbill des Schickſals. Verdunkelung des Gemüts kam über ihn. Nicht, daß Verena ihr Herz der Leidenſchaft geöffnet hatte, bewirkte dies; darauf war er vorbereitet. Er hatte nie etwas Anderes für Verena ſein wollen als Hüter und Ebner des Wegs. Aber daß ſie ihn vor den Thoren wachen ließ, während ſie ſchon längſt über alle Berge war, das empfand er als erlittenes Unrecht. Dazu kam, daß er ſeit jenem Unglück mit Hyrtls Wagen von Kopfſchmerzen geplagt war, die ſich ſehr verſchlimmerten. Er ſchlich durch ſein Daſein wie ein vordem edles Pferd, welches blind geworden, ſich mit jedem Schritt vom gebahnten Pfad, unglücklich irrend, entfernt.

Doch er ertrug das Fernſein nicht. Vier Tage nach jenem erſten Mal, es war am Abend, zur Hausſperr-Stunde, trieb es ihn wieder zu Verena hinauf. Der Portier, der ihm das Thor öffnete, ſagte mit böswillig-wiſſendem Lächeln, der junge Herr ſei oben bei dem Fräulein. Während Tetzner die Stiegen emporkeuchte, hatte er Mühe, nicht aufzuheulen, ſo ſtark waren die Schmerzen in ſeinem Hinterkopf.

Er klopfte an der Thüre in der Weiſe, wie er es mit Verena ſeit je verabredet hatte, aber alles blieb ſtill. Traurig lehnte er ſich im Finſtern an die Mauer. Wenn er die Augen ſchloß, ſah er lohende Brände. Er wagte es nicht, noch einmal zu klopfen. Er wollte auch nicht fortgehen, um dem Hausmeiſter nicht wieder Anlaß zu böſem Grinſen zu geben. Aber er hörte nun trippelnde Schritte in dem Flur drinnen; er glaubte ſogar, einen hauchenden Atem zu vernehmen. Es ſchien, als ob eine ſchuldige Perſon an die Thüre ſchliche, um ihrem Anklänger nachzulauſchen. Und dieſes Bild, auf Verena angewandt, erſchien ihm plötzlich ſo toll und widerwärtig, daß er laut auflachte. „Tetzner, ſind Sie es?“ ertönte daraufhin die Stimme Verenas hinter der Thüre. „Ich“, erwiderte Tetzner, und es wurde geöffnet.

Es war warm und hell im Zimmer. Vor der Lampe lag ein aufgeſchlagenes Buch. Tetzner ſchob die blaue Brille auf die Stirn und blickte Arnold zuerſt wie einen fremdartigen Gegenſtand zerſtreut an, dann zogen ſich die Muskeln des Geſichts zu einem nachtwandleriſchen Lächeln auseinander. Etwas Angſtvolles, Zärtliches und Geiſtreiches tauchte in ſeinem Geſicht auf, als er ſagte: „Wollen wir nicht fröhlich ſein, Thee trinken, über die Zukunft plaudern? Na, Verena – ? Wie —?“ Mit geſchloſſenen Augen lächelte er und hing ſeinen Mantel an die Wand.

Verena blickte nachdenklich gegen das Fenſter. Arnold war unruhig und unwillig. Er begehrte mit Verena allein zu ſein und hatte große Mühe, nicht merken zu laſſen, wie verdrießlich ihm Tetzners Anweſenheit war, der nun in dem großen Seſſel Platz nahm, die Beine ausſtreckte und beide Hände auf den Kopf legte, wobei ein kaum vernehmliches Aechzen ſich aus ſeiner Kehle ſtahl. „Sind Sie müde, Tetzner?“ fragte Verena verlegen und mitleidig.

„Ja, mein Seelchen,“ antwortete er. „Nicht Fußmüdigkeit, ſondern Herz-, Herzmüdigkeit.“

Arnold brütete in ſich hinein. Ohne Sympathie, ohne Milde der Wahrnehmung, wünſchte er nichts Anderes, als daß Tetzner fortgehe, und da er ſich nicht verſtellen konnte, merkte Verena, was ihn bedrückte und auch ſie begann daſſelbe zu wünſchen. Sie ſah, daß Tetzner litt, ſie fragte ihn und er gab Auskunft, ein wenig verſtört und verängſtet durch die hämmernden Schmerzen im Kopf. Verena erſchrak und ſie bemühte ſich um den Freund, legte ihm ein naſſes Tuch über die Schläfen, zählte die Pulsſchläge und blickte bittend und grübelnd zu Arnold hinüber, der keine Teilnahme zeigte, der ungeregt und un-

berührt nur ſeiner egoiſtiſchen Sehnſucht nachhing. Eine bittere Betrübtheit umfing Verenas Herz. Wach auf, Arnold! hätte ſie rufen mögen. Verſchließ Dich nicht, vergiß Dich nicht! umfange die Welt! Sie kam ſich ſelbſt auf einmal ſündhaft und gefährlich vor, denn das wollte ſie nicht: von einer Seele Beſitz ergreifen, die ſich in ungenügender Begierde ſelbſt zerſtört.

Als ſie neben Tetzner ſtand, beſorgt und verſonnen, konnte ſich Arnold nicht länger bezähmen. Er ſtand auf, ergriff Verena bei den Schultern und küßte die ſich ehrlich Sträubende ungeſtüm und lachend auf die Wange. Das hatte Verena nicht erwartet.

46.

Jemand tritt in ein Kaffeehaus und beſtellt ein Getränk, — eine Handlung ohne Gewicht und ohne Bedeutung. Er blickt verwundert um ſich; die unbeweglichen Dinge ſind ihm ſonderbar, erſtaunlich berühren ihn die geſpenſterhaft ſchleichenden Kellner, die bleierne Wichtigkeit der zeitungleſenden Gäſte, das Klappern der Spielbälle, die Aufgeregtheit der Kartenſpieler. Er, der innerlich ſich mit jedem Schlag des Herzens erneut, dem nichts gleichgiltig vorüberrollt, den die Flucht der Erſcheinungen mit Intereſſe und menſchlicher Unruhe erfüllt, dem jedes Geſicht eine ſtumme Frage erweckt, er iſt der Lebendigſte der Lebenden, und ſo war Arnold geweſen. Nun hatte er dies Verwundertſein verlernt. Er war ruhig geworden, ein Umſtand, den er unmöglich ſelbſt an ſich empfinden konnte oder der ihm doch in ſeinen Folgen wohlthätig und vorteilhaft erſcheinen mußte, da die Gewohnheit der Ruhe und des fertigen Hinnehmens zum Gelingen aller niederen Geſchäfte notwendig iſt. Wem aber die Umwelt vom Sandkorn bis zur Sonne das Erſtaunliche verloren hat, deſſen abgeſtumpfter Geiſt muß in ſich ſelbſt verſinken und Eitelkeit gebären.

Wenn Arnold zu Verena kam, vereinigten ſich unbewußt alle ſeine Kräfte dahin, ſie willfährig zu machen. Worin ſie ſich unterordnete, das lockte ihn nicht mehr. Sie glaubte ſeinem Temperament zu erliegen, doch es entſtand keine Glückesgewißheit für ſie. Sie ſuchte den Mangel in ſich ſelbſt und wünſchte in wunderlicher Verwirrung, ihr Blut zu raſcheren Schlägen peitſchen zu können. Warum kann ich nicht gedankenlos ſein? klagte ſie in ihrem Innern. Oftmals legte ſich Ernüchterung wie ein grauer Mantel um ſie. Dies Treiben war es nicht, was ſie gehofft: von Kreuzweg zu Kreuzweg eilen, ratlos warten und fragen. Nie ſchwieg ihr Verſtand, nie war ihr Urteil ſtill, und ſie wußte, daß es hätte ſein müſſen, ſo wie im Traum Uhr und Glocke ihren Sinn verlieren.

In der letzten Carnevalswoche ging ſie in Arnolds Begleitung zu einem Ball der Studentinnen. Arnold tanzte nicht, aber es machte ihm Vergnügen, als Außenſtehender das rhythmiſche Gewühl zu beobachten, und er freute ſich, Verena zu führen. Die Beziehung zwiſchen beiden war kein Geheimnis, ſollte es auch nicht ſein; im engen Kreis der Freunde fand Verena eine wohlthuende Unbefangenheit. Aber dennoch geſtand ſie Arnold offen, daß ſie nicht ſobald wieder in eine Geſellſchaft gehen werde, und er gab ihr Recht. Gerade die Gutmütigſten und Nachſichtigſten hatten ſie durch Neugierde und Zudringlichkeit verletzt. Aber nach wenigen Tagen überredete Emerich Hyrtl, der in einem Hotel eine Art Hausball veranſtaltete, Arnold, mit Verena zu kommen. Hyrtl ergriff gern die Gelegenheit, eine moderne Geſinnung an den Tag zu legen, und noch viel größeren Spaß bereitete es ihm, ſeine bürgerlich geſinnte Umgebung vor den Kopf zu ſtoßen.

Verena weigerte ſich. Schweigſam und verletzt ſetzte ſich Arnold in eine Ecke. Sie ſuchte ihn vergeblich zu beſänftigen, vergeblich zu überzeugen. Ihr war es bang zu Mut. Vieles ſtrömte auf ſie ein, Arnolds immer heftiger werdendes Verlangen unerfüllt zu laſſen, aber als er ſich anſchickte zu gehen und ihr, eigenſinnig, die Hand nicht reichte, willigte ſie ein. Er ſchloß ſie in die Arme, hob ſie empor, erdrückte ſie beinahe, jauchzte, küßte ſie, gab ihr kindiſche Koſenamen, preßte ihre Hände. Hingeriſſen, verzieh ſie ihm im Stillen. Doch was mochte ihn bewegen?

Unter den übrigen Ballbeſuchern trafen ſie auch Petra König, und Arnold machte ſie mit Verena bekannt. Sie blieb beſtändig um Verena. Ihr treuherziger Bildungshunger glaubte dabei einen Brocken zu erhaſchen. Aber ſie ſuchte dabei auch hervortreten zu laſſen, wie viel freier und ſelbſtſtändiger ſie dachte, als die Andern und betonte mit jedem Lächeln, wie unbekannt die Prüderie der Geſellſchaft ihrem Weſen ſei. Verena war überlegen genug, es humoriſtiſch zu nehmen, aber nie war ihr ſo öde und faul zu Mut geweſen. Auch Hyrtl kam, war witzig, ruhmredneriſch, melancholiſch. Er ſpielte mit blindem Eifer auf den wenigen verſtimmten Saiten ſeines Innern.

Auf dem Heimweg, ſie gingen zu Fuß, machte Verena halb bittere, halb ironiſche Andeutungen über Petras anſchmiegende Jüngferlichkeit. „Petra iſt ſo," antwortete Arnold bedächtig. „Immer ſucht ſie ſich das Beſte aus, was man reden und thun muß, aber es bleibt ihr fremd."

„Du weißt ſehr gut zu urteilen," meinte Verena mit abgewandtem Geſicht.

„Petra iſt nicht übel," fuhr Arnold fort. „Sie iſt vielleicht nur durch gute Bücher verdorben."

„Gewiß," beſtätigte Verena. „Sie verwechſelt das, was ſie bewundert, mit dem, was ſie vermag. Dadurch wird ſie gekünſtelt. Aber was hab ich dabei zu ſchaffen? Weshalb ſoll ich mich ſtundenlang preisgeben? Warum willſt Du mich hinüberziehn auf den Markt, wenn ich Ruhe will? Dort hat man nur ein kurzes Leben. Aber ich begreife doch," ſagte ſie mit veränderter Stimme, zu einer Vorſtellung überſpringend, die ſie betrübte, „daß ſelbſt die guten und freieſten Mädchen ſich die Ehe wünſchen. Es iſt traurig, daß die Menſchen eine Sittlichkeit erfunden haben, mit der ſie das Schöne herunterziehen können."

„Wäre es Dir angenehm, mit mir verheiratet zu ſein, Verena?" fragte Arnold und beugte ſich lächelnd zu ihr.

Verena biß ſich auf die Lippen. Mit kurzem Seitenblick ſtreifte ſie ſein Geſicht. Sie mußte an jenen Tag zurückdenken, an dem er ihr ſein Geld hinſchütten wollte. Arnold ſchwieg etwas betreten. Als ſie am Hausthor angelangt waren, wollte ſich Verena verabſchieden, doch er hielt ihre Hand feſt.

„Heute laß mich allein, Arnold", bat ſie. Ihre Augen waren von Müdigkeit dunkler. So ſah ſie aus, wenn ſie vor Stunden des Nachdenkens und der Selbſtſchau ſtand. Trotzig wich Arnold nicht von der Stelle. Verena runzelte die Stirn und ſeufzte; ihre geöffneten und in die Höhe gerichteten Augen gaben dem Geſicht einen bitter wiſſenden Ausdruck. „Mein Liebſter", ſagte ſie mit wunderbarer Sanftmut, „prüfe Dich genau, ob Du nicht widerſtehen kannſt."

Arnold lachte. „Immer betrachten und zerpflücken!" rief er. „Kannſt Du denn noch zwiſchen Freude und Nichtfreude unterſcheiden?"

„Es giebt nur Leiden, denn nur Leiden ſind wahrnehmbar", entgegnete Verena leiſe. „Das andere ſind Ruhepauſen. Ich will nur noch nicht jedes Leiden als ein Symbol hinnehmen, das iſt alles. Sonſt müßte ich eben aufhören, zu überlegen."

Ohne ſie ganz zu verſtehen, machte Arnold eine unbeſtimmte und ungeduldige Bewegung. Er ſtand und pfiff leiſe. Zwiſchen ihnen fielen Waſſertropfen vom Dach herab. Die Straße entlang plätſcherte und ſickerte es vom tauenden Schnee. Verena war es, als ob ihr Herz und ihre Adern in einer arktiſchen Kälte zuſammenſchrumpften. Lautlos brachen die noch ungeſprochenen Worte in ihrem Innern entzwei. Mit langſamer Bewegung des Arms drückte ſie auf den Knopf der Hausglocke, im Stillen erwartend, daß Arnold nun doch mit hinaufgehen würde. Sie ſelbſt wünſchte es, da ſie nicht eine ganze Nacht lang durch Mißverſtändnis und böſes Sinnen von ihm getrennt bleiben wollte. Aber der Teufel war in ihm. Als der Hausmeiſter drinnen den Schlüſſel ins Schloß ſteckte, wünſchte Arnold gute Nacht, verbeugte ſich in luſtiger Ehrerbietung und ging. Derſelbe Teufel floß wie Luft hinter ihm einher und flüſterte an ſeiner Schulter vorbei: ich bin langmütig wie Gott; das vollendetſte Bild der Kultur habe ich Dir entgegengeführt und nannte es Verena. Und doch vernichteſt Du Dich an ihm.

Verena konnte nicht ſchlafen. Lange Stunden wanderte ſie in ihrem Zimmer herum. Was vorher ſtill und fern in ihr gewühlt, durchbrach nun furchtbar die Hüllen des Unbewußtſeins und entlockte ihr Frage über Frage, vor denen feig zurückzuprallen nicht in ihrem Weſen lag. Wenn es zwiſchen ihr und Arnold nicht ſo geworden war, wie ſie gewollt, ſo hatte es auch niemals ſo werden können. Die Natur ſelbſt rief dann ihr vorbeſtimmtes Nein in die zukunftloſen Freuden. Und Verena ſchien es, als hätte ſie ihr Herzblut in das ſchmutzige Meer des Lebens ſchütten müſſen, damit es, aufdampfend unter der Glut dieſer Leidenſchaft, zur Abendröte werde für den kurzen Sonnentag, durch den ſie hatte gehen dürfen. Sie wollte nicht warten, bis es Nacht geworden war. Sie wollte früher, noch im Glanz der Lichter untertauchen in die Flut, an deren Ufer für Arnold die Erinnerung begann. Nur ſo kann ich ihn erleichtern, dachte Verena; nur ſo kann ich ihn ſich ſelbſt zurückgeben und mich zugleich für ihn bewahren. Einmal würde es doch kommen, daß er mich vom Weg ſtieße und dann ſäß ich da wie ein Bettelweib, während ich jetzt noch ein Stück von ihm mitnehmen kann, für immer. Ich weiß, was ich weiß; das Wort Ende beſteht aus vier Buchſtaben, und wenn man es auch zehn Mal ſchreibt, werden doch nicht fünf daraus. Nach dem letzten Kuß kommt kein allerletzter.

Verena wandte das Geſicht von der Lampe weg, und ſo, im Schatten ſtehend, wurde ſie totenbleich. Es wollte kein Entſchluß aus all den energiſchen und krankhaft ſcharfſinnigen Betrachtungen werden. Was ſie Arnold geben konnte, das erſchien ihr erbärmlich wenig. Sie hatte das Gefühl, als ſuche er eine Andere in ihr, hinter ihr, und als müſſe ſie ſich von ihm zertreten und verſchlingen laſſen, nur damit der Weg frei werde. Ihre Arme hoben ihn empor, zu jeder Stunde, im Traum, im kürzeſten Gedanken, ja ſelbſt wenn ſie ſich kühl von ihm wandte, aber ſie war zu ſchwach für die Laſt; die Arme brachen nieder und ſie ſtürzte zuſammen. „Was wird nun!“ flüſterte ſie verzweifelt. Nie war ſie ſo leidenſchaftlich erregt in Arnolds Gegenwart, nur wenn ſie allein war.

Angekleidet legte ſie ſich aufs Bett und ſchlief allmählich ein. Aber ſchon um ſechs Uhr wachte ſie auf, konnte keinen Schlummer mehr finden und war doch müde, unfähig ſelbſt, zu überlegen, welche Arbeit und Arbeitseinteilung ſie an dieſem Tage erwarte, der nach erſten Frühnebeln einen blauen Himmel über die Stadt ſpannte. Die Sonne trieb Verena empor. Sie entkleidete ſich, goß kaltes Waſſer über ſich herab, daß ihre Haare troffen, dann zog ſie ſich mit ſo ſchwermütiger Langſamkeit an, als könne ſie das ge-

fürchtete Vorrücken der Stunden dadurch hemmen. Sie ſetzte Waſſer zum Thee auf den Kocher, frühſtückte und wollte ſich eben bereit machen, in die Klinik zu gehen, als Arnold kam. Zum erſten Mal war er ſo früh bei Verena. „Ich war elend geſtern, verzeih", ſagte er ſofort und nahm ihre Hand. „Und heute, Verena, darfſt Du nicht fleißig ſein, heute wollen wir hinaus —" Er ſtockte, als er ihr unſchlüſſiges und müdes Geſicht ſah, „— hinaus aufs Land."

„Ich kann nicht einen ganzen Tag verlieren," antwortete Verena; „ein wichtiges Examen ſteht bevor . . ."

Hin- und hergehend, verſtimmt und erregt durch ihre Weigerung, ſagte Arnold: „Ich will aber, daß Du mitgehſt, Verena. Du ſollſt nicht etwas anderes wollen als ich."

„Ich habe ſchon geſagt, daß ich nicht gehe," entgegnete Verena leiſe, indem ſie nach ihrer Weiſe die Brauen hob und den einen Mundwinkel verzog.

Arnolds Geſicht wurde rot. „Du mußt!" rief er mit Heftigkeit und ſchlug dabei in die Hände. Aber der Anblick Verenas ließ ihn ſofort bereuen, was er gethan. Ihr plötzliches, unwillkürliches Händefalten, das beſtürzte und klagevolle Abwenden ihres Geſichts und die gewaltſam emporſteigende Entſchloſſenheit, die ſich in ihrem ſchräg zur Erde gerichteten Blick kundgab, erſchreckten ihn.

„Ich lebe nicht nur in der Liebe," ſagte endlich Verena mit einer ſeufzend ſich hebenden Stimme, „und das iſt vielleicht meine Schuld. Du aber, Arnold, biſt in Gefahr, Dich ganz in Liebe zu verlieren, und das iſt ſchlecht . . ."

„Ich weiß nicht, daß Du mich liebſt," erwiderte Arnold trotzig und ſchüchtern zugleich, „ich habe keine Beweiſe." Er ſetzte ſich auf den Kohlenkaſten und, den Kopf zwiſchen den Händen, ſtarrte er zu Boden.

In tiefſtem Erſtaunen verharrte Verena eine lange Minute hindurch regungslos. Dann zuckte ihr Mund, und ihre Züge ſtrahlten plötzlich von herrlichem inneren Licht. Sie ging hin, legte Arnold den Arm um den Nacken und ſuchte, wobei ſie ſich tief niederbeugen mußte, ſeinen Blick mit ihrem eigenen zu vereinen. „Nun geh," flüſterte ſie endlich. „Heute wollen wir uns nicht mehr ſehen." Sie küßte ihn, erhob ſich, deckte die Hand über die Augen und wandte ſich ab. Sie weinte, doch gelang es ihr vollkommen, dies zu verbergen, wenn auch das innerliche Schluchzen ihren Mund faſt ſprengen wollte.

Auch Arnold ſtand auf. „Gut, auf morgen alſo, Verena," ſagte er mit brennendem Schamgefühl. Hier iſt irgend ein Mißverſtändnis, dachte er, als er die Treppe hinabſchritt. Sehnſucht ergriff ihn plötzlich, und er wußte nicht recht, war es Sehnſucht nach Verena, oder nach etwas in ihm ſelbſt, das er verloren geben mußte. Im untern Stockwerk hing ein kleiner Spiegel neben einer Thüre. Er blieb davor ſtehen, betrachtete ſich aufmerkſam und lächelte zerſtreut.

Zu Hauſe machte er ſich über ſeine Bücher und Hefte her, aber es gelang nichts. Die Gedanken blieben wie faule Spaziergänger unterwegs liegen. Er beſuchte, wie er es jetzt bisweilen mit ſchwerfällig erwachendem Verſtändnis zu thun pflegte, eine Gemälde-Gallerie. Meiſt blieb er vor den landſchaftlichen Darſtellungen ſtehen. Heute, da etwas wie Frühling durch die Gaſſen zog, betrachtete er auf den Bildern mit ſchweifender Fantaſie braune Bäume mit machtvollen Kronen, ſtille Teiche, verglimmende Abendhimmel, helle Heerden und weitgeſtreckte Ackergründe.

Heute ſchien es, als ob die Zeit auf dem Flecke bleiben wolle. Endlich wurde es Abend, endlich Nacht. Arnold begriff ſeine Ungeduld und ſein Bangen nicht. Am andern Morgen kam Wolmut zur beſtimmten Stunde. Er reichte Arnold einen verſchloſſenen Brief und ſagte, — ruhig und ſachlich wie immer: „Ich ſoll Sie vielmals grüßen. Verena Hoffmann iſt abgereiſt."

Arnold ſtarrte ihm dumpf und entſetzt ins Geſicht. „Was —?“ fragte er, und die weißen Blätter auf dem Tiſch ſchienen auf einmal rot zu werden. Haſtig riß er den Brief auf und las: „Mein Liebſter, ich ſage Dir Lebewohl. Mühe Dich nicht, mich zu finden oder mir zu folgen, es wäre umſonſt. Wenn Du das Warum ſpürſt, wirſt Du mich nicht anklagen, wenn nicht, dann würde uns dies doch allzubald auseinander reißen. Ich werfe weg, um nicht zu verlieren. Lebe wohl! Tetzner begleitet mich.“

Arnold ſtand am Fenſter. Sein Atem überhauchte das Glas und trübte ſo die Welt. Ungläubig blickte er auf das Papier, bebend auf Wolmuts mädchenhaften Mund. Er nahm Mantel und Hut, ſtürzte fort, warf ſich unten in einen Wagen, nachdem er mit heiſerer Stimme dem Kutſcher Verenas Adreſſe zugerufen hatte. Zorn, Schrecken, Reue, Scham machten ihn faſt beſinnungslos. Allzugleichgiltig rann die Zeit und rumpelten die Räder, und Arnold ſtampfte auf den Boden des Fahrzeugs.

Doch die Wohnung Verenas war leer. Schnell hatte ſie's vollbracht und Arnolds Herz ſtand ſtill, als er ſo den Erfolg ihrer Eile ſah. Er lief wieder herab, ging zwei Häuſer weiter, — auch Tetzner war auf und davon, und jetzt erſt glaubte es Arnold, da ſeine Augen ihn überzeugt hatten. Er ſtand vor dem Haus, als wiſſe er nicht, wohin er ſich wenden ſolle. Welch ein Mißverſtändnis iſt dies? fragte er ſich verſtört. Noch immer vermochte er nichts zu ſehen als ein Mißverſtändnis, wie Jemand, der eine Mauer nicht gewahrt, weil er die Hand vor die Augen hält.

(Fortſetzung folgt.)

Wellen der Kunstgeschichte.

Von **Oscar Bie.**

Ob es gerade sehr angenehm ist, mit historischen Augen durch die alljährlichen Kunstausstellungen zu gehn, weiß ich nicht. Man wünschte sich lieber in einem Taumel zu leben, mitten im Sturzbad, das uns mit jedem Stoß erschrickt und erfrischt. Man wünschte sich, jährlich das Nochniedagewesene zu sehen, neue Formeln für neue Vorstellungen, ein lebendiges Stück Unendlichkeit, das das beruhigende Gefühl giebt, es gehe ewig weiter, es sei noch etwas zu erfüllen, etwas, wofür man leben kann. Leider kann es so nicht sein. Die Künstler und die Kunstfreunde hat die Historie verdorben. Sie schaffen nicht mehr naiv und wir sehen nicht mehr naiv. Wir sitzen am Ufer und sehen die Wellen kommen, ja wir zählen sie, wir zählen die Zwischenräume, immer die zehnte ist stärker, neun sind Gott sei Dank schwächer, und sie laufen alle auf den Sand. Wir kommen aus dieser Perspektive nicht mehr heraus und haben nur die einzige schwache Hoffnung, daß eben dies Historische, das unsere Errungenschaft ist, wenigstens so lange amüsant bleibt, bis wieder einmal in einer wilden Nacht Vollmond ist und eine Sturmflut uns näßt.

Klinger ist nicht Sturmflut. Sein Beethoven ist nicht der Beethoven. Er ist von hymnischen Sängern bejubelt worden, die hadrianische Töne fanden für eine hadrianische Statue. Noch stehen wir ihm zu nahe, um ihn mit den decadenten Augen römischer Kaiser zu sehen. Er ist uns Musikern kein Kultgott, sondern gerade das Gegenteil, der erste Mensch in der Musik. Er ist von dem glänzenden vergoldeten Stuhl aufgestanden, er hat das ideale Gewand aus Onyx abgeworfen, er hat alle Symbole zu Hause in eine Mappe gelegt und den Adler als Wächter zurückgelassen und ist hinaus gegangen, in den Wald, ist gegangen und gegangen, über Wurzeln und Steine, bis er den Rhythmus faßte, der ihm in den Gliedern lag. Onyx, Marmor, Opal, Jaspis, Achat und Elfenbein ist ihm nichts, weil er etwas besseres hat, den Bach und das Moos. Es giebt eine kleine Statuette, die nach der alten Lyserschen Zeichnung Beethoven auf seinem Spaziergang zeigt, es ist eine Nippessache, aber die Beethovensche Bewegung ist mehr darin als in der Klingerschen Prunkfigur.

Den großen Künstler Klinger erkennt man in den geballten Fäusten seines Beethoven und in der vorgebeugten Linie des Rückens. Das ist bei aller Monumentalität doch höchst menschlich und nicht abgenutzt. Aber es ist, als ob die Pracht der ganzen Inscenirung diesen Beethoven verhinderte, ernstlich die Faust zu ballen und Löwenblitze aus den Augen zu schießen. Er scheint sich bitter darüber zu beklagen, daß er thronen müsse, immer thronen und immer die Faust zeigen. Er wünschte sich gewiß, wenn er schon Gott sein solle, dann wenigstens

auch ganz repräſentativ zu werden, und er beneidet die griechiſchen Goldelfenbeinwerke, ſeine Stammesbrüder, um ihre reine, üppige, orientaliſche Göttlichkeit. Unter Praxiteles machten die Griechen aus den Göttern Menſchen, hundert Jahre vorher aber waren ſie noch in einer aſiatiſchen Vorſtellung befangen, als ob Pracht, Material, Symbolik und Aſſociationen die Ehrfurcht ſteigern. Das Goldelfenbeinbild der Phidiaſiſchen Athena mit Augen aus Stein hatte einen Helm mit Sphinxen und Greifen, vorn die Meduſenaegis, auf dem Schild Centauren- und Gigantenkämpfe, auf der Hand die Nike, auf dem Poſtament die Geburt der Pandora. Aber ſeinen olympiſchen Zeus können wir uns kaum noch vorſtellen. In der Rechten die Nike, die Linke auf einem Adlerſcepter, überall eingelegte Arbeit in Figuren und Ornamenten, ſämtliche Arten Edelſtein, Gold, Elfenbein, Ebenholz, als Lehnſtützen des Thrones Sphinxe mit Knaben, darunter noch Apollon und Artemis, an jedem Beine vier Niken, am Fuß noch je zwei, Kampfſtatuetten auf den Balken, oben Chariten und Horen, auf den Thronverſchalungen reiche Gemälde, auf dem Fußſchemel Löwen und Amazonenreliefs, auf der Baſis ein goldenes Relief, mit der Geburt der Aphrodite und ſämtlichen Göttern. Die Statue war 14 Meter hoch, das iſt die einzige Entſchuldigung für dieſe primitive Schmuckſucht, die auf uns heut ſo abſchreckend wirkt. Im Verhältnis dazu hat der Beethoven nicht viel weniger Schmuck. Eine Edelſteinkette mit Masken an der Lehne, von einer reichen Pantaſie, die des Juwelierpoeten Lalique würdig wäre. Dann die liegenden Geſtalten auf dem Stuhlrücken und die ſeitlichen Reliefs, den Adler nicht zu rechnen, der kein totes Attribut iſt. Vergleicht man den Zeus und den Beethovenſchmuck, ſo iſt der des Beethoven unorganiſirter. Die Geburt der Aphrodite war dort auf der Baſis vorn, hier iſt ſie auf der unteren Rückſeite des Seſſels, alſo nur füllend, und ſie ſoll doch etwas bedeuten. Es ſind die drei Gekreuzigten zu ſehen (warum eigentlich die beliebten „Schächer" ebenfalls?), und Johannes weiſt knieend nach vorn auf Venus, die in höherem Relief heraustritt. Einige glauben, Venus würde fortgewieſen, und das ſtände im Einklang mit dem Spott auf den Olymp, den Klinger in ſeinem großen Chriſtusbilde nicht verhehlte. Aber dieſe Venus macht nicht recht den Eindruck, als ließe ſie ſich von den Chriſten jagen. Nehmen wir an, ſie ſei allgemein die Freude, der Beethoven in ſo ſchöner Naivetät gehuldigt hat. Er war ja nicht ſehr demütig geſtimmt, er glaubte an die unmoraliſche Kraft und gleichzeitig an die Humanität — freilich, wie das zuſammengeht, iſt bei ihm ſo unklar, wie auf dieſem Relief.

Die Neigung, Ehrfurcht durch Pracht auszudrücken, wiederholt ſich nach der phidiaſiſchen und polykletiſchen Zeit noch einmal unter den römiſchen Kaiſern. Die Goldelfenbeintechnik wird in dieſer Zeit wieder aufgenommen, die Tempel in Olympia, Korinth und Athen füllen ſich zum zweiten mal mit koſtbaren Statuen, aus phrygiſchem Marmor, aus leuchtenden Steinen. Auf der Baſis des großen Goldelfenbeinwagens des Poſeidon, den der berühmte Stifter Herodes Atticus in das iſthmiſche Heiligtum weihte, war wiederum die Geburt der Aphrodite dargeſtellt, die der Lieblingsſchmuck dieſer Kultwerke geweſen zu ſein ſcheint. Die Wirkung des verſchiedenartigen Marmors hat Klinger mit der antoniniſchen und hadrianiſchen Zeit gemeinſam. Nur hat er einen neuen pariſeriſchen Reiz in dieſem Luxus gefunden. Die Salome, die Amphitrite, die Aſenieff gewinnen dadurch an Lebenscultur; etwas Verſchwenderiſches, Raffinirtes, Exotiſches kommt in ihren Typus, das die alten Iſisfiguren erſt entfernt ahnen. Beethoven aber gewinnt nicht.

Er wird ein Schaustück, wie ein römischer Kaiser aus buntem Stein, der in einer Nische des Vatikans steht.

Etwas Anderes ist die Wendung zur formalen Antike, die jetzt auf der ganzen Linie zu beobachten ist. Die Strömung war zuerst in der Malerei bemerkbar. Um Feuerbach, Marées, Puvis blüht die Antike auf, ein drittes antikes Reich, das man mit neuen Augen ansieht, eine noch zartere, distinguirtere Flucht aus der Wirklichkeit, als unter Carstens und Winckelmann. Durch keine Schulreformen wird die Antike ihrer menschlichen Bedeutung beraubt werden können, und alle diejenigen, die die „erste" Natur fliehen, werden dieser „zweiten" in die Arme laufen, die uns die reinste Form der Idealität giebt. Man zähle in der kleinen Secessionsausstellung die Plastiken ab, die sich um Klingers Beethovenmodell scharen. Von Tuaillon und Hildebrand geführt, interessiren sich von Jahr zu Jahr mehr Bildhauer dafür, in Statue, Statuette und Relief den destillirten Typus des Menschen auszubilden. Bisweilen, wie Kraus in seiner Sandalenbinderin, kommen sie dabei einfach auf den Standpunkt guter Renaissancebronzen. Aber in anderen Fällen ist ihre reine Form nicht bloß ein Nachahmen des capitolinischen Dornausziehers oder einer Bronze von Giovanni da Bologna, sondern man sieht dieser neuen Akademie an, was sie überwunden hat, was sie vergessen will: so ist Hildebrands Büste von Bode erst durch die Wirklichkeit hindurchgegangen, ehe sie die eisernen Züge erhielt. Für die Arbeit darin schwärme ich, für die Kunst aber bin ich noch zu jung. Ein Stück Leben, von Rodin'schem Impressionismus, regt mich mehr auf, weil es mehr Keime hat. Man wird sich das erst langsam abgewöhnen.

Vorläufig schwelgt man in der naturalistisch geschulten Kraft der Quattrocentomenschen, die ihre Kunst mit großen Mitteln sinnlich betrieben, wie sie die Akademiker mit großen Mitteln geistig betreiben. Und auch dieser Kreis wird bedeutender. In derselben Zeit, die Klassiker, Hellenisten, Impressionisten in der Plastik gegeneinander hetzt, blüht noch einmal die Schule des Quattrocento, von einer duftigen Hecke dekorativer Schönheit geschützt. Ein neues großes Talent aus diesem Reiche ist der Turiner Canonica, dessen ausgezeichnete Arbeiten durch eine merkwürdige Schicksalsmalice in den letzten Saal der Moabiter Ausstellung geraten sind. Seine Studien von Frauen und Kindern mit Duftehänden, mit dem neckischen donatelleskeu Kopfwenden, mit der frappirenden Lebenswahrheit in dem Muskelspiel müßten in den kleinen Zimmern der Secession stehen, um genossen zu werden.

Unsere Plastik ruft um so eher kunstgeschichtliche Vergleiche wach, als sie trotz reichlicher Arbeit nicht sehr lebenskräftig ist. Es ist nicht die gegebene Form, in der wir empfinden. Die Antike kommt nicht wieder. Den Michelangeloschen David kann heut Niemand machen. Ein Relief, wie die singenden Jungen von Robbia, sieht man nicht mehr. Monumente sind etwas gänzlich Ueberflüssiges geworden. Einige bessere Ideen, die Italiener haben, führt man nicht aus. Bartholommés Todtendenkmal ist sehr gut, aber man muß an Canova denken. Die Plastik, so weit sie noch am Leben teilnimmt, hat sich mit einziger Ausnahme des großen Meunier ins Zimmer geflüchtet und versucht von da aus sich zu rekrutiren, wie es einst die Malerei that. Es sind aber erst Anfänge eines Impressionismus vorhanden, der mit der Körperlichkeit so unstofflich schaltet, wie Manet und Monet mit den Farben: Rodins Menschen, die aus dem Stein erwachen, Minnes tektonische Figuren, Carriès' Köpfe, Rosso's Porträts. Nicht alles davon hält Stand.

In der Malerei sind wir mehr im neuen Fahrwasser und weniger historisch.

Die französische Schule, die die Lehren von Velasquez, Goya, Hals und den Japanern zu einer neuen Religion ausbildete, erobert die Welt. Nach Manets Überresten wird gesucht, wie nach den Reliquien des heiligen Lucas, Monet schickt schon die alten verehrungswürdigen Bilder her, Pointillisten und Symbolisten haben ihre Schüler, Landschafter wie Breitner, der kühnste aller Holländer, malen nur aus dem Organ für balancirende Töne heraus, Ulrich Hübner tritt als stark begabter Jünger der Pariser in Seestücken, Porträts und Interieurs hervor, Slevogt als freier Colorist, während Ury, der schärfste und originellste aller Farbenseher, der noch nie verbundene Farben mit unglaublicher Sicherheit zu balancieren weiß, keiner Schule folgt und keine Schule hat.

Innerhalb dieses eifrigen Betriebes, der uns jährlich so viele schöne Landschaften und gute Porträts schenkt, macht sich eine einzige Strömung bemerkbar, die verlorene Güter wiederbringen will: das alte Historienbild will sich wieder beleben. Auch hier ist nichts gestorben, es war nur ein Wellen-Thal, und nun kommt wieder der Druck nach oben. Mit dem, was uns die neue Kunst gegeben, wollen wir wieder allgemeinmenschliche Dinge darstellen, typische höhere Vorgänge, die zu allen Zeiten gern durch die Bibel gestützt wurden. Aber noch ist die neue Historienmalerei in den tastenden Anfängen. Sie ist ihrerseits so unsicher, wie drüben in der Plastik der neue Impressionismus. Während die Malerei nun eine impressionistische Höhenkunst zu werden versucht, will die Plastik dieselbe Laufbahn, die sich so fruchtbar erwies, mit ihren Mitteln abzugehen probiren. Und hinter den Plastiken, die die alte Akademie mit neuem Blut zu tränken versuchen, hängen wiederum die Bilder, die die alte Historie mit modernen Augen umzusehen sich Mühe geben.

Uhde ist müde geworden. Ohne die neue Technik zu überspannen, hatte er in seinen christlich-socialen Bildern wenigstens stofflich neue Begriffe gefunden. Dann ergab er sich dem grauen Ton und die Zeit, die ihm die Krankheit ließ, wußte er mit Intermezzi aus der Familie, aus dem Garten auszufüllen. Mit starken Revolutionslüsten trat Ury auf den Plan. Seine trauernden Juden, sein Adam und Eva, sein Jeremias waren in der Auffassung genial, in der Technik neu, in der Form noch nicht beendigt. Die tiefe ursprüngliche Poesie seiner Vorstellungen, die reine und ungewöhnliche Form seines Gedankens war noch nicht getragen von jener überzeugenden Form in der Darstellung, die Technik und Idee verschmilzt. Er geht diesen Weg jetzt ab. Liebermann aber beginnt ihn von der anderen Seite. Sein Pinsel, der über holländische Impressionen hinzustreichen gelernt hat, fährt mit derselben Verve über die Körper zweier nackten Menschen, die das Motiv von Simson und Delila darstellen. Seit seinem jugendlichen Christus im Tempel hat Liebermann die Bibel beim Malen nicht geöffnet. Die Sehnsucht der Zeit läßt ihn eine alte Skizze des Simson aufnehmen und seine neuen Mittel daran probiren. Was kam heraus? Ich glaube, daß die freie und überlegene Art, wie er das Fleisch herunterstrich und mit Licht versetzte, in dieser Form noch nicht da war und daß man technisch ihm so gut wie nichts vergleichen kann, nicht einmal einen Rembrandtschen Schlächterladen. Aber die Bibel, scheint mir, war dazu nicht nötig. Die Gewalt dieser teuflischen Scene ist nicht in dem Bilde. Von der fürchterlichen Kraft, wie sie im Tizianschen Simson in der Villa Borghese lebt, vom Herkules in der Nacht ist wenig zu spüren, darum weil der Vorgang in jedem Sinne flach gesehen ist, nicht von einem Winkel aus. Der Haar-Raub ist das Thema, über dem zwei kühne Akte gemalt sind.

Louis Corinth iſt zuletzt in dieſem Kreiſe zu nennen. Wie Urys Weſen die innere träumende Poeſie, Liebermanns Weſen die Anſchauung durch das Auge des Malers iſt, ſo ſitzt bei Corinth die Seele in einer ſehr vergnügten Bohèmeecke, mit luſtigen Modellen männlicher und weiblicher Natur. Was in dieſer Ecke aufgeführt werden kann, gelingt ihm; was nicht, nicht. Vor berühmten Menſchen und eleganten Damen wird er ängſtlich; ſeine Elly aber oder ſeinen Peter Hille oder gar ſich ſelbſt mit einem Modell, das ihm über den Rücken guckt, malt er unübertrefflich. Mit den Grazien ſteht er auf angenehm ſchlechtem Fuße. Er beſchäftigt ſie mit Schleierchen und Bändchen, aber es ſcheint, daß ſie nicht wiſſen, was ſie eigentlich machen ſollen. Corinth hat einmal einen weiblichen Akt gemalt von einer Rückſichtsloſigkeit, die ſelbſt nicht ſeceſſionsfähig war. Hier wollte er ein wenig höflich ſein und wurde unbeholfen. Wenn ſeine Grazien Kleider anhätten, könnten ſie viel nackter ſein. Auch mit dem fluchenden Samuel wurde es nicht ſo recht. Es iſt nicht genug, wie bei ſo vielen ſeiner Hiſtorienbilder. Andromeda und Perſeus hätte ſchärfer ſein müſſen, die Grazien noch viel ungriechiſcher, der Samuel noch viel hieratiſcher. Es iſt nur ein bischen Orient, ein bischen Typik, ein bischen Gobelin. Es iſt nicht innerlich zu Ende geſehen, als es gemalt wurde. Es hat zwei Stile. Seine Salome hat er nicht wieder erreicht, in der glücklichen Verſöhnung von Lebensraffinement und bäuriſcher Urſprünglichkeit, die um ſein großes Talent hadern.

Frühling.

Eine Geschichte aus der „guten, alten" Zeit.

Von **Svend Leopold.**

Welch herrlicher Abend.

Hunderte feine, zitternde Laute lockten draußen in dem lichten Blätterbehang der Bäume, in den weißen Blumenschleiern der Dornenbüsche, hundert wechselnde Farben in ihrem Durcheinander flimmern: ein gelber Streifen über einen Giebel hin, rothes Blinken in einer offenstehenden Fensterscheibe und die unruhigen, springenden Lichtstrahlen; denn es war ja Maiabend.

Die Jungen hielten es nicht länger aus, drinnen in der Stube zu sitzen, es kribbelte förmlich in ihnen. Da hatte die Theekanne gestanden und so einschläfernd gesummt, und die Augen der Frau Professorin so ungewöhnlich strenge geblickt — schon um sechs Uhr wären sie am liebsten davongelaufen; aber sie mußten hübsch drinnen sitzen und auch „ihren Senf" zu dieser endlosen Debatte geben. Der Bischof und der alte Professor hatten sich nämlich in einen solchen Wortschwall über „all' das schreckliche Neue" hineingeredet, das zur Zeit aufkam: der Liberalismus und die Volksvertretung!

Und das sollte eine Jugend-Gesellschaft sein.

Die jungen Mädchen saßen mitten in dem großen Gartenzimmer um den runden Mahagonitisch und häkelten und stickten, und es lag ein allerliebster Zug von Altklugheit um ihre leichtgespitzten Lippen und eine niedliche Gesetztheit in ihrer fast zu geraden Haltung. Man hätte sie für einen Kreis junger, kurz verheiratheter Frauen halten können; aber es war auch die grünste Jugend da mit verliebten Herzen und Walzertakt in den Füßen.

Die jungen Männer standen in Gruppen und lauschten den Reden der alten Herren. Sie senkten ihre Kinne mit staatsmännischer Gewichtigkeit in die elegant gebundenen Halsbinden hinein, und in ihren gedankenvollen Staatsmanns-Augen schlummerten hundert Vorschläge zur Ständefrage, wie sie da standen, die Rechte in die strahlend weiße Weste hineingesteckt. Wenn die jungen Mädchen von ihren Häkelzeugen aufblickten, fühlten sie sich fast ein wenig beklommen über all' den männlichen Ernst dort an den Fenstern.

Die beiden alten Herren saßen nämlich auf den breiten Lehnsesseln oben auf dem Fenstertritt und sprachen bestimmt und rücksichtslos über die Kultur der neuen Zeit, dieser Zeit, die so garnicht den guten, alten Zeiten gleichsah, da Seine Hochehrwürden und Seine Hochgelahrtheit noch jung und heiter waren.

Aber dann mußte eins der jungen Mädchen gähnen, und sie gähnte so furchtbar laut, daß in der stillen Stube ein Gelächter entstand, in das alle einstimmten.

Das war natürlich Jette.

Das Geschwätz über die Ständefrage ertrank hoffnungslos in diesem respectlosen Lachen; man nahm eine fürchterliche Rache an der Stille und Langweile, und dann wollte man sich ein bischen Bewegung verschaffen, nach dem Thee, einen kleinen Abendspaziergang machen.

Der „Doctor", der junge, eben heimgekehrte Sohn des Hauses, der vorhin seines tiefsinnigen Vaters tiefsinniger Sohn gewesen war, wurde nun ausgelassen, wie ein Schuljunge; er hatte sich ungeheuer gelangweilt, und darum bekam Jette nun einen Wiener Walzer, weil sie gegähnt hatte, sodaß der Bischof in seiner stillen, mild tadelnden Weise zu dem etwas verlegenen Professor sagen mußte:

„Die Jugend von heutzutage, mein lieber Professor, ist ganz renoncé an Vernunft."

Jette schüttelte sich nach dem Walzer wie ein aufgerauhtes junges Kätzchen; sie hätte gut noch einen Galopp vertragen können, so aufgelegt war sie danach geworden.

„Der Thee ist auf dem Tisch," sagte die Professorin, und schon kamen aus den Nebenstuben ältere Damen hineingetrippelt, ältere Damen, die in schwarzer Seide mit riesigen Strickzeugen in den Händen daherrauschten, und ganz zuletzt kam ein kränklich aussehendes junges Mädchen herein, das stark lahmte und über ihren Körperfehler sehr verlegen zu sein schien.

Sie setzte sich sogleich auf das Sopha und legte das faltenreiche Kleid um sich herum und sah dann mit ihren dunklen, scheuen Augen über die lärmende Gesellschaft hin und blickte flüchtig von einem zum andern, und dann kam ein traurig resignierter Ausdruck in ihr bleiches Gesicht.

Das war die elternlose Nichte Professor's, die zur Gesellschaft, zum „Nutzen", zu allem Möglichen im Hause verwandt wurde. Sie „gehörte natürlich zur Familie", aber die Professorin hatte ein Dienstmädchen weniger, seit die „gute Eline" in's Haus gekommen war. Die gute Eline glitt ganz allmälig und still auf den Platz der entlassenen Marie hinab, ruhig, ohne Widerstand, ohne Lohn und ohne Dank.

Jette eilte zum Sopha hin, um die arme Eline, die da ganz zusammengekauert saß, zu küssen; am liebsten hätte sie den Doctor auf seinen hübschen Mund geküßt; nun mußte sie sich mit der lahmen Cousine begnügen, dann blieb der Kuß doch gleichsam in der Familie.

Und die jungen Mädchen versammelten sich mit den Armen um die Taillen der Andern im Kreise vor dem Sopha und fragten teilnehmend mit mitleidigem Ausdrucke nach ihrem Befinden.

Die Herren gingen an den Wänden umher und studierten große Familienporträts. Die lahme Nichte war doch auch wirklich immer im Wege, wenn junge Leute bei Professors waren. Man konnte nicht gut tanzen, damit verletzte man ihre Gefühle; sie saß da und erfüllte gleichsam den ganzen Raum mit einem kalten Lufthauch; man fror in ihrer Nähe, diese Eisjungfrau war höchst unbehaglich.

Plötzlich war auch der Doctor ganz anders geworden; stumm und ernst stand er am Fenster und schien gar nicht zu bemerken, daß Conferenzrath Jacobi's niedliche Jane und Rector Basse's noch niedlichere Wilhelmine ihn wie verliebte Fliegen in rothem und blauem Zephyr umsummten und umbrummten, ohne den geringsten Dank für ihre verliebte Summerei einzuheimsen.

Die ganze Stube war so seltsam still, und dann ging man zu Tisch.

Die Heiterkeit hatte eine Dusche bekommen, und es war nun wieder furchtbar langweilig.

Aber hernach wollte man einen Abendspaziergang machen, und dann sollte die Neckerei richtig losgehen.

Diejenigen von den jungen Mädchen, die nicht verlobt waren und Jette, Jane und Wilhelme hießen, saßen da und dachten an die „nette Eline", Eline, die erst so „nett" geworden war, seit sie im Vorjahre auf der Leiter zu schaden kam und nun also unschädlich war. Denn zwischen ihr und dem Vetter, dem Doctor, war da was vorgewesen, das unterlag keinem Zweifel, eine recht ernste Verliebtheit sogar; aber das hatte der Professorin gar nicht in den Kram gepaßt, und dann wurde der allzu verliebte Sohn zur Studienreise auf deutsche Universitäten gesandt, um sie zu vergessen.

Und alle Mädchen hatten von dem selten hübschen und hochbegabten Sohne des Professors geschwärmt und geträumt, der nun weit da unten in Deutschland war, um zu studieren und . . . . na, man wußte ja was!

Aber so ganz im Stillen machte man sich doch Hoffnung, bat die Frau Professorin — selbstredend so ganz im Scherz — ihn zu grüßen, wenn sie an ihn schrieb, und die Frau Professorin bestellte natürlich die Grüße, machte aber eine recht schroffe Anmerkung über die allzu liebenswürdige Jungfer.

Die gestrenge Frau Professorin hatte wahrscheinlich große Pläne mit ihrem umschwärmten Sohn.

Ja, und dann „passierte" Eline das „Malheur". Herr Gott, daß das dumme Mädchen nicht die Balance halten konnte auf der Leiter, als sie die Flurfenster von außen putzte. Aber das kam daher, daß sie sich mit romantischen Grillen trug. Das war die Sache; es war durchaus nicht wahr, daß die Leiter in den Fugen morsch gewesen war. Die Frau Professorin verbat sich alles derartige Gerede; ihr Gewissen war rein; aber das Malheur geschah, und da gab es ein Halloh!

Sie konnte gar nicht mehr an die schreckliche Zeit denken, die dann für sie kam. Sie bekam sogleich ihre furchtbare Migräne und mußte sich hinlegen. Alles war für die arme Eline geschehen: Aerzte, Bandagen, Gips und Tropfen! Was das gekostet hatte, davon sprach ja keiner! Der Professor hatte während des ganzen letzten Jahres keine Nachmittagspfeife geraucht; das war doch Opfer genug, sollte man meinen!

Der „Doctor" erhielt einen langen Brief, einen mütterlichen Brief von sechzehn Seiten.

Die Antwort, die dann kam, erfreute die Professorin. Der Ton war so männlich, ohne jede Spur von Sentimentalität; aber ihre scharfen Augen konnten doch nicht unbemerkt lassen, daß hie und da auf dem Papier Spuren fortgewischter Thränen waren.

Ein Mutterauge sieht Alles; aber ein Mutterherz kann auch Alles fortdeuten, was es nicht zu sehen wünscht, und so wurden denn die Thränen zu Regentropfen-Flecken. Es regnete nämlich so stark in diesem Jahre in Deutschland, besonders in der Heidelberger Gegend, wo sich der Sohn befand. — — Und dann war die Geschichte mit Eline so allmälig in Vergessenheit geraten. Sie hatte das ihm gleich gestern, als er ankam, angemerkt.

— —

Lange, allzu lange saß man über den Theetassen.

Rothe Streifen liefen über die Wände hin, die Rahmen leuchteten grell, die Vögel zwitscherten im Ahorn vor der Thüre des Gartenzimmers, Reden und Lachen tönte von den Wegen und Stegen draußen gedämpft herein;

es waren heute Abend so viele junge Leute draußen auf dem Wall! Wie sie lachten und sangen.

Der Professor sprach unaufhörlich von der großen Leidenschaft und den großen Gefühlen, die die Jugend gar nicht mehr kannte, von der Herzensarmuth und Gemüthsleere, die an deren Stelle getreten wären; aber, wie gesagt, an diesem Malheur war die sogenannte öffentliche Meinung schuld und die Zeitungen, die von Männern von zweideutigem Charakter redigiert wurden, sowie die Vaudevilles, die allen guten Geschmack zu Grunde richteten. Es wäre eben eine Vaudeville-Zeit, in der man lebte, damit wäre Alles gesagt.

Als dann nach dem Thee auch die Professorin noch eine Debatte über Lamartine haben mußte, den sie doch nicht verstand, wurde es sieben, ja acht Uhr; aber dann konnte die Jugend es nicht länger aushalten.

Einer nach dem andern verschwand hinaus ins Entree, einer nach seinem Taschentuch, eine andere nach ihrer Häkelnadel; man war ja bei den Alten wie zu Hause. Jette war natürlich die erste, die sich hinausschlich, dann der junge Graf drüben von Sorö, dann Jane, die sehen wollte, wo Jette blieb, und Wilhelmine, die sehen wollte, wo Jane blieb. Schließlich waren sie alle draußen, selbst der Assessor, der doch sonst der Vernünftige war; aber Herr Gott, diese Frühlingszeit, selbst ein Assessor in den dreißig kann hingehen, seine Kanzleischreibereien vergessen und unruhige Maigefühle bekommen.

Hüte und Stöcke wurden von den Haken heruntergenommen, die jungen Mädchen warfen leichte Shawls um die runden Schultern, ein kleiner, flüchtiger Blick in den Spiegel, ein graziöses Zupfen an der Frisur, eine feine, ordnende Handbewegung über eine Locke hin, die zerdrückt war, über eine Hemdkrause, die sich vordrängte — weg waren sie.

Der Doktor war offenbar wieder bei guter Laune; er ertheilte die Ordres. Einen schnellen Marsch durch die Oester-Allee hinaus, über den Exerzierplatz nach Vibenshus und zurück um die Seen.

Er war das Licht, das die Motten umschwärmten. Es lag eine erzwungene Heiterkeit über ihm. Er schwang seinen Stock, und dann setzte man sich in Bewegung.

Der Graf und der Assessor schritten an der Spitze; sie waren beide verlobt. Um solche Herren „riß man sich nicht.“ Dann kamen Jette, Jane und Wilhelmine; mit um die Taille geschlungenen Armen schwebten sie hin; ein Rascheln von Weiß und Blau und Roth, ein Lichtschimmer über einem jungen Nacken, eine weiße Hand, die das Kleid vor dem Abendthau ein wenig lüftete, ein schmaler Spann unter einem stramm sitzenden Seidenstrumpf; war es nicht, als wenn die Grazien auf Abendpromenade wären?

Wie viele junge Leute abends da draußen waren und spazierengingen.

Da kam eine Gesellschaft mit einem Kinderwagen voller Eßvorrath vom Walde. Der Vater trug den Jungen, der sanft schlief. Ein holsteiner Wagen ratterte der Stadt zu, frohe Studiosi schwangen ihre Stöcke und Taschentücher, dort auf dem Stege gingen zwei Verliebte: „zwei Seelen und ein Gedanke“.

Er redete laut von Gutzkows respektloser und ärgernißerregender „Wally“ und von der Litteratur des „Jungen Deutschland,“ und sie that, als wenn sie ihn verstände und schaute bewundernd zu ihm auf; dann blickte er plötzlich auf sie herab; sein Blick war zärtlich, die Herzen verstanden sich, die Hände fanden sich; wäre Mama nicht gerade ihnen dicht auf den Hacken gewesen, hätten die Lippen sich sicher auch gefunden; es war ja gerade Anfang Mai.

Die Windmühlen am Farimagswege waren stehen geblieben; so abendstill war es. Die Leute saßen in den Gartenhäuschen rings um die Seeen und genossen nach der Theezeit die herrliche Natur. Ein Boot kam langsam zum Ufer hingeglitten, eine weißgekleidete Dame saß am Steuer und sang mit weicher, sentimentaler Stimme die Romanze aus Donizettis „Liebestrank," die damals gerade in der ganzen Stadt gesummt wurde. Wo zwei beisammen waren, summten sie diese schmachtenden Melodieen voll zärtlicher Sehnsucht und Liebesahnungen; wenn man allein war, wurden sie herausgeträllert, in Gesellschaft sang man sie vierstimmig.

An diesem Abend war da ein junger Mann, zu dessen Herz diese stille, weiche Melodie wie ein Echo aus entschwundenen Tagen drang, eine zarte Erinnerung an glückliche Stunden.

Der Gesang draußen von dem stillen See tönte bis zum Ufer und ergriff ihn stark und seltsam; eine sonderbare Angst regte sich tief in ihm, voll nagender Vorwürfe.

„Daß Du das vergessen konntest! Wie war es möglich, daß Du das vergessen konntest!"

„Denn auch sie, die daheim in Deiner Mutter Haus umhergeht, hat Dir einst dieses Lied vorgesungen an jenem Frühlingsabend, als Du so viele gute und schöne Worte in den träumerischen Stunden der Dämmerung sprachst." Und plötzlich kehrte er um und lief fast zurück durch die Allee.

— —

All die jungen lachten und lärmten.

Die drei Grazien, Jette, Jane und Wilhelmine, sprachen nicht mit einander, sie summten nur zusammen, allzu glücklich, reden zu können.

Jede von Ihnen hatte ihr Geheimniß, an dem sie sich erfreuen konnte, ein süßes Geheimniß, das nicht einmal den Freundinnen anvertraut werden durfte.

Jette hatte über einen „Händedruck" nachzudenken, Jane über einen „Blick" und Wilhelmine über ein Wort. Und sie verdächtigten sich nicht gegenseitig; jede meinte natürlich, es wäre undenkbar, daß „er" „ihr" eine andere vorziehen könnte; sie suchten im Gegentheil einander, und die zärtlichen Klänge der kleinen Herzchen vereinigten sich zu Liedern ohne Worte, geheimnißvollem Summen.

Auch die Blumen dufteten, eine Blumenjugend, die Blätter dufteten, die sich eben auf zarten Stielchen entfaltet, die Tausendschönchen standen wie weiße Tröpfchen auf den grünen Wiesen, die Butterblumen drängten sich in zahlloser Menge an den Gräben entlang, überall streckten sie ihre hellgelben Köpfe hervor; die Nesseln standen in ganzen Büschen und strotzten mit den feingezackten Blättern, die aussahen, als wenn sie noch gar nicht brennen könnten; so hellgrün und unschuldig, ohne Bewußtsein von der Gefährlichkeit ihrer Natur standen sie da vor den Bretterzäunen und blickten nach den hübschen Frühlingsblumen hin, die im Grase saßen und artig aussahen.

Sie alle zusammen waren ja Frühlingskinder.

— —

Beim Triangel begann man allerhand Possen zu treiben, der Graf schlug mit den Armen Windmühle, der Assessor ging auf Kuhfang auf der Wiese, einer sprang über Gräben, ein anderer stellte sich auf den Kopf. Die Grazien hatten sich getrennt, sie hatten Walzergefühle in den Füßen, und „das große Feld" war allzu einladend zu einem kleinen Solo; es lag da in der Abendsonne, goldgrün und strahlend, auf allen Seiten umrahmt von

den kuppelförmigen Ahornbäumen; die im Westen zeichneten sich schwarz gegen den rothen Himmel ab.

Jane und Wilhelmine tanzten Tyroler Walzer, sodaß der verliebte Zephyr ihnen wie Frühlingshauch die Ohrem umsäuselte; die kleine Jette schwang sich vor einer rothen Kuh, die lag und wiederkäute und eine verblüffte Miene machte, voll Grazie umher.

Das Leben ist wie ein Tanz, bald vorwärs, bald seitwärts, oft rückwärts, bald im Takt, bald außer Takt, gerade wie ein Tanz.

Das war Jettes Lebensphilosophie, und die hatte sie in den Füßen.

Der Professor hatte gewiß Recht, daß es eine Vaudeville-Zeit war, in der man lebte.

— —

Große Bestürzung entstand im Garten bei Professors, als der Doktor plötzlich zurückkam, ganz allein, ohne die andern.

Er lief fast nach der Aussichtshöhe hinauf, wo die alten Damen um den Tisch saßen und über ihren riesigen Strickzeugen plauderten.

Hoch über den alten Köpfen glühte die Danebrogsfahne, wie ein rothes Feuer in der strahlenden Abendsonne; wenn der Wind mit kurzen Schlägen an dem großen Flaggentuche zerrte, erklang es wie ein langer Seufzer in der stillen Luft.

Die Professorin stand oben am Geländer und rief ihrem Sohne, der den Gartenweg heraufkam und ganz roth vom Laufe war, bekümmert nach unten zu:

„Was ist denn, mein Junge, was ist denn geschehen . . . ."

Mehr konnte sie nicht fragen, denn all' die alten Damen schmetterten durcheinander im großen Chor:

„Gott, Concordia, es ist doch kein Unglück geschehen?"

Da ertönte eine Stimme unten an der hohen Treppe:

„Seid nur ruhig; ich bin nur manchmal ein bißchen vergeßlich."

Der Ton klang so seltsam warm, fast glücklich.

„Na, Gott sei gelobt," sagte die Professorin beruhigt, denn sie war ganz ängstlich geworden. „Von Deiner Vergeßlichkeit hast Du, mein Junge, immer selbst den Schaden und versetzt uns Andere damit in die schrecklichste Aufregung. Na, was hast Du denn n u n wieder vergessen, vielleicht Deine Lorgnette?"

„Nein, Mutter," klang die Stimme des Sohnes gerade so weich, „es war nur eine alte Geschichte, die mir plötzlich wieder einfiel . . . . ."

„So!" unterbrach ihn die Frau Professorin schnell. Sie richtete gerade die rothe Grütze an und hörte daher nur halb.

„Eine Geschichte, na, dann steht sie wohl oben in Vaters Bibliothek, ach Eline, hilf doch dem Doktor, sei so gut; wie heißt sie denn, mein Junge?"

„Ach, sie heißt gewiß so etwas wie „Verspieltes Glück" oder „Das verlorene Kleinod" oder „Vergessene Gelübde", erklang die Stimme von unten in ausgelassenem Tone.

„Ein Roman," sagte die Frau dort oben, ein wenig zerstreut; „könnt ihr es denn nicht wenigstens unterlassen, Romane zu lesen, wenn Ihr Abendspaziergänge macht. — — Streuzucker, liebe Justizräthin. — — Ach Eline, geh' doch nach dem Buch, der Doktor giebt Dir wohl nähern Bescheid!"

Eline stand gerade oben auf der Treppe; sie stützte sich schwer auf ihren schwarzen Stock; es war, als machte sie sich so klein und unsichtbar, wie möglich, dort oben in dem gelben Abendlichte, als stritte sie einen schweren

Kampf mit ſich ſelbſt, als ſie die beſchwerliche Wanderung nach dem „Verſpielten Glück," das der Doktor geholt wünſchte, antrat.

Stufe für Stufe ging ſie dann die ſteile Treppe hinab; ſie konnte mit einem Schritt immer nur eine Stufe nehmen und blieb auf jeder ein Weilchen ſtehen. Ein tiefwehmütiger Zug lag um ihre dunklen Augen.

Bleich ſah ſie aus, wie ſie da in das unbeſtimmte Abendlicht hineinkam, ihre Wangen waren ſo ſchmal, und dann dieſe ſchmerzverkündenden Augen, in denen der Blick aus größerer Tiefe drang, als bei anderen Menſchen; über ihrem Weſen lag ein beredtes Schweigen, eine gedankenreiche Stille, als ginge ſie immer und grübelte über Dinge, die außerhalb des Alltäglichen lagen.

Sie ſah ihn, der da unten am Fuße der Treppe ſtand, nicht an; hätte ſie in ſeine Augen geſehen, die ſo liebevoll und bittend zu ihr hinaufblickten, hätte ſie ſeine Lippen betrachtet, alle die Bitten um Vergebung, die um ſie bebten, darin geleſen, ſie wäre wohl nicht ſo bleich und kalt geweſen, wie ſie es nun war, indem ſie langſam, ſo langſam zu ihm hinabſtieg.

„Eline!"

Sie hörte nicht das ſtille Rufen; es war faſt kein Klang in der Stimme.

Die alten Damen dort oben ſummten und ſchwatzten, die Teller und Löffel klapperten, und draußen vom Wege ertönte ferner Lärm von den Waldwagen, die zur Stadt zurückkehrten, bevor die Thore geſchloſſen wurden.

Noch eine Stufe hinab und ein tiefer Athemzug, ihre Kräfte verſagten faſt.

„Eline!"

Nun trafen ſich ihre Blicke in einem langen, brennenden Verweilen.

Ihre Lippen öffneten ſich ganz wenig, hundert Fragen drängten ſich vor, zauberten und ſtarben hin, ihre Wangen färbten ſich, es zeigte ſich ein ſtarker Glanz in den Augen, die gleichſam größer und größer wurden und lebhafter, als ſähen ſie eine ganze Welt der Freude, die vor dem verwunderten und ſeltſam bezauberten Blick aufging, der gar nicht glauben wollte, was er ſah, und doch hinein gelockt und gezogen wurde in machtloſem Erliegen in das liebereiche Anſchauen eines andern Menſchen.

Und dann kam eine lange Rede da unten in dem ſtillen Garten.

Aber von *ihren* Lippen kam kein Wort.

Alles war ja geſagt, Alles verſtanden, Alles verziehen.

Ganz langſam, noch immer Aug' in Auge, gingen ſie und gingen, fort, weit fort, hinaus auf die Allee. Ihre Herzen wurden nicht müde, ſtill mit einander zu reden. Sie ging ſo ſchlank und leicht; alle Krankheit war fort, alle Gebrechlichkeit! Ein Wunder war geſchehen, das ſeltſamſte, die Lahme war geheilt; und ſie wußte es ſelbſt noch nicht. Wie im Traume, nachtwandlerartig, folgte ſie ihm nur, der ſinkenden Sonne entgegen, die unten am Horizonte lag und wie ein erlöſchendes Freudenfeuer verglimmte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als die Profeſſorin Eline's ſchwarzen Stock unten im Gartengang fand, ſchrie ſie in großer Ueberraſchung auf.

Der ſchwarze Stab lag da zu ihren Füßen wie ein böſes Wahrzeichen.

Die alten Damen, die oben ſaßen, roth beleuchtet, um den runden Tiſch, ſahen gerade wie Hexen um einen Hexenkeſſel aus. Sie hatten allerhand Neuigkeiten zu erzählen, als die gute Concordia mit dem Stock wiederkam: Der Doctor und Eline machten wohl einen Abendſpaziergang! Es wäre ganz merkwürdig geweſen, wie Eline ausſchreiten konnte; man ſah gar

nichts davon, daß das Mädchen jemals lahm gewesen war. Ja, die Justizräthin behauptete sogar, sie wäre auf dem Wege hingeflogen, aber das war doch gewiß eine Uebertreibung.

— —

Die beiden gingen nun draußen in der Allee Arm in Arm.

Es kamen so viele Leute in der Allee, sie gingen nach der Stadt; die Thore wurden ja bald geschlossen. Man sagte einander so nett „guten Abend", und alle sahen so froh aus; die Augen blickten so seltsam, und dann gingen sie so leicht, so leicht, als hätten sie Flügel an den Füßen.

„Guten Abend — guten Abend!"

All' diese Leute bildeten gleichsam eine große Familie; man hatte die Arme voll aufgebrochener Buchenzweige; ein ganzer Wald wanderte der Stadt zu, der Stadt, die da lag und sich hinter den alten Wällen versteckte.

Die Abendsonne beschien das Kreuz der „Unsre Frau-Kirche" und den Hahn von „St. Petri", der gerade neu vergoldet war, sodaß er weithin strahlte. Die glacierten Ziegel des Schloßdaches leuchteten wie Neusilber, und der Mann auf dem „Erlöserthurm" war noch grüner, als gewöhnlich, lenzgrün von Kopf bis zu Fuß.

Dann ertönte Lachen und Gesang weit draußen in der stillen Allee.

Da kamen sie, diese Jungen an Herz und Seele; näher und näher kamen sie; es umgab sie gleichsam eine goldene Wolke vom Abendglanze; der Abendthau saß im Haar der jungen Mädchen; Lenzblumen steckten an ihrer Brust; es lag eine Sorgenlosigkeit in diesem schnellen Gange, eine sorglose Leichtigkeit; es war ja auch eine Jugend, die zum Tanze eilte.

Die Frau Professorin hatte fest so ein kleines Tänzchen in der Gartenstube versprochen; wenn Eline die Stühle in die Wohnstube hinübersetzte und den Boden ein wenig polierte, war ja Alles parat.

Jette's kleine Gedanken wiegten sich in den lichtesten Möglichkeiten: der Doctor war der beste Tänzer, den man sich denken konnte, und es gab verschiedene unter Jette's Bekannten, die sich gerade in die Ehe hineingetanzt hatten.

Plötzlich — ging da nicht gleichsam ein Ruck durch die muntere Schaar, ein hastiges Beben, eine Welle der Verwunderung, die die jungen Mädchen veranlaßte, in verblüfften Stellungen auseinanderzufahren.

Wer in aller Welt war die junge Dame, mit der der Doctor da „untergefaßt" im vertraulichsten Gespräche daherkam?

Denn das war doch nicht Eline?

Jette, Jane und Wilhelmine standen aufgereiht mitten auf dem Wege, als beabsichtigten sie zusammen einen zierlichen „pas de trois" zu tanzen.

Nun war man sich ganz nahe gekommen; und da entstand ein einziger großer Verwunderungsruf der Ueberraschung, Freude und Klage über brechende Illusionen in einem Chor vieler zusammenklingender Stimmen:

„E . . . li . . . ne!"

„Darf ich Dir Deine zukünftigen drei Brautdamen vorstellen!" sagte der Doctor lustig und führte Eline zu Jette, Jane und Wilhelmine hin, die noch in ihren Stellungen verharrten und wie Mondsüchtige aussahen.

Die Brautdamen knixten mechanisch und lächelten sauer.

Um all' diese Verlegenheit dann ein wenig zu verdecken, brachte der junge Graf ein wohlgemeintes Hoch auf die Neuverlobten aus, in das alle einstimmten.

Wilhelmine hatte sich am ehesten gefaßt und schwenkte matt ihren Filet-Shawl; Jane zog sich still in den Kreis der Herren zurück, wo sie

ſich ſogleich einen kleinen unverlobten Marinelieutenant auserſah; aber die kleine Jette konnte es nicht unterlaſſen, Thränen zu vergießen; ſie verbarg gar nicht ihre Rührung, konnte es auch nicht, und ſo thaten die andern, als wenn ſie es nicht ſahen.

Dann ging man auf die Stadt zu.

Vom Kaſtellwall drinnen trug der laue Windhauch Klänge der wehmuthvoll ernſten Töne des Waldhorns herüber. Es war, als bekämen all' die thränenreichen Qualen des Erdreichs Linderung und Befreiung; alle Winterwunden des Landes waren geheilt. Der Frühling war als guter Arzt vom Süden gekommen; das Sauſen der Gärten tönte wieder freiathmend in die ſtillen Nächte; die Sterne waren mild und ſanft, nicht unheilverkündend, wie die des Herbſtes.

Der Abend war dunkel, aber wach. Er hatte allen müden Schlaf aus ſeinen jungen Augen geſtrichen. Der Traum, der feine, zarte Frühlingstraum, lag am unruhig pochenden Herzen der Nacht.

Alle Blumen neigten liebesahnend Kelch an Kelch; alle Vögel konnten nicht ſchlafen, paarweiſe ſaßen ſie in den Neſtern und ſangen leiſe, mit langen Zwiſchenräumen, ihr Glück hinaus in gedämpften Locktönen; ſie konnten nicht ſchlafen wegen des Wildroſen-Duftes.

Die Sterne ſuchten zwei und zwei zuſammenzukommen, die, welche allein blieben, blinzelten wehmüthig mit den holden Sternenaugen.

Die Menſchen gingen hinaus aus ihren dumpfen Schlafgemächern und warmen Alkoven, dicht umſchlungen hinaus in die ſtillen Gärten — ſtumm und glücklich.

Neue Bücher.

Von **Arthur Eloeſſer.**

Während unſere gegenwärtige dramatiſche Produktion im allgemeinen von einer lähmenden Ratloſigkeit befallen zu ſein ſcheint, während die Anſprüche, die man eine Zeit lang an das Theater ſtellte, ſo tief herabgeſtimmt worden ſind, daß ein Stück von Oscar Blumenthal umſtändlich auf ſeinen geiſtigen Gehalt unterſucht werden konnte, hat es ſich in unſerer erzählenden Litteratur munter zu regen begonnen, und wenn es ihr auch noch, was kein Unglück iſt, an groß klingenden Namen fehlt, die bereits *über* den einzelnen Leiſtungen ſtehen dürfen, ſo ſehen wir doch eine Anzahl von friſchen unverbrauchten Kräften an der Arbeit, die zu ſich Vertrauen haben und auch das unſere erwecken. Es war keine äußere Zufälligkeit, ſondern ein Zeichen des wieder erwachten Selbſtvertrauens, daß nach ſo vielen kurzatmigen, nervös geſtammelten Büchlein in den letzten Jahren eine Reihe von mehrbändigen Romanen herauskam. Allein der Umfang deutete eine Wendung des künſtleriſchen Intereſſes an. Die Schriftſteller ließen die ariſtokratiſche Einſamkeit ihrer egoiſtiſchen Träumereien, den ſterilen Umgang mit den Phantomen eines abgeſchloſſenen Artiſtentums, und als ſie müde geworden waren, auf alle die wechſelnden Parolen der europäiſchen Litteratur zu hören, begannen ſie, ſich wieder auf ihr Volkstum zu beſinnen und mit den Augen von Kindern und Brüdern das Leben der Landſchaft und der Heimat zu betrachten. Mit der Ausſcheidung der Fremdſtoffe hat ſich unſer Roman wieder vermännlicht und verdeutſcht, er hat durch die Verſenkung in den Boden der Landſchaften die beſten Wurzeln ſeiner Kraft wiedergefunden. Bei einer früheren Gelegenheit, als Theodor Fontane ſtarb, habe ich hier auseinander zu ſetzen verſucht, daß unſere ſtarken Epiker ſeit Goethe immer Partikulariſten geweſen ſind, und wenn unſere jungen Erzähler heute in dem Sonderleben der Provinzen ein begrenztes fruchtbares Erdreich ihres Schaffens finden, ſo folgen ſie nicht dem kürzlich lautgewordenen Schlagwort von der Heimatkunſt, das gegen eine litterariſche Vorherrſchaft Berlins ausgegeben worden iſt, ſondern ihr Partikularismus hat ſich von ſelbſt als Reaktion gegen den Internationalismus ergeben, er brauchte auch nicht durch eine oppoſitionelle Polemik erweckt zu werden, weil er nie ganz ausſterben konnte als ein weſentlicher Zug unſerer Litteratur und als eine der Hauptbedingungen ihrer Geſundheit, Kraft und Mannigfaltigkeit. Nachdem ſo viel Winde durcheinander geblaſen haben, denen eine beängſtigende Windſtille gefolgt iſt, ſcheint es doch, als ob wieder eine rüſtige Fahrt verheißen ſei, und wer alle die erfolgloſen Verſuche und

Verſuchungen einer ſchnell zugreifenden, ſchnell verwerfenden, immer unbefriedigten Periode in treuer Hingebung miterlebt hat, darf bei ſolchen Zeichen ſchon eine tüchtige Fracht Optimismus mit an Bord nehmen, die Zweifel zu unterſt verſtauen und einige bunte Wimpel der Hoffnung flattern laſſen.

Das ſtärkſte Zeichen iſt uns aus dem deutſchen Norden gekommen, von einem Landsmann der Hebbel, Klaus Groth, Theodor Storm, einem Sohne des zähen dithmarſiſchen Stammes, der den Pflug, das Ruder und das Schwert durch die Jahrhunderte mit der gleichen ruhigen Kraft geführt hat. Als Guſtav Frenſſen's „Jörn Uhl“*) die Bewunderung auf ſich zog, hat man nach deutſchem Brauche gleich verſucht, dem Verfaſſer eine litterariſche Verwandtſchaft zu geben und ihn zu Wilhelm Raabe geſtellt, mit deſſen verſetztem Peſſimismus er nicht das Geringſte gemein hat. Eher könnte man dieſen Pfarrer in der deutſchen Nordmark mit ſeinem Nachbarn, dem Huſumer Landvogt vergleichen, um zu ſagen, daß er bei aller Stammesähnlichkeit ganz anders iſt, weniger Lyriker, weniger der ſtillen Garteneinſamkeit ergeben, ein ungefeilterer Stiliſt, ein robuſterer Geſtalter, aber ein ebenſo wurzelfeſter Menſch, der mit ſeinen Stammesbrüdern als einer von den Ihrigen ohne weiteres mitfühlt, der mit ihnen gearbeitet und geſorgt hat, ein treuer Hüter aller koſtbaren Erbſchaften der Vergangenheit, der die Geſchichte des Landes wie ein Epos in ſich trägt. Frenſſen hat die Geſammtanſchauung von ſeinem Volke, die Vergangenheit und Gegenwart als eins umfaßt, wie ſie auch Gottfried Keller von dem ſeinen hatte, der ihn allerdings als Künſtler bei weitem überragt, er hat dieſelbe Sachlichkeit, denſelben erzieheriſchen Zug und er kann mit einer trotzigen Beſchränkung, die der Schweizer Dichter immer von ſeinem Schaffen ablehnte, wie ſein Held Jörn Uhl über ſich ſagen: „Wie es anderswo ausſieht, und was anderswo lebt und webt, davon weiß ich nichts. Es geht mich auch nichts an. Aber was hier in dieſer Gegend in der Erde liegt und darauf wächſt und darüber hinläuft: das habe ich unterſucht und davon verſtehe ich etwas.“ Zwei Raſſen unterſcheidet er in ſeiner Heimat, die großen blonden Uhlen rein germaniſcher Herkunft, die auf ihren fetten Marſchhöfen als ſtolze Herren ſitzen, die noch ganz wie bei Tacitus ſich mit Trinken und Spielen ruinieren, und die kleinen dunklen Kreien ſlaviſcher Herkunft, die auf der mageren Geeſt hauſen oder im Lande umherhandeln und die hochmütige Sorgloſigkeit der ſtarken Uhlen mit dem demütigen Trotz der zähe wartenden Erben umſchleichen. Aber in den Nachkommen der alten Wikinger lebt nicht nur die unbändige Kraft der Inſtinkte, die ſich häufig ſelbſt zerſtört, weil ſie nicht mehr kriegeriſch nach außen ſchlagen darf, es iſt auch ein nachdenkliches Geſchlecht dieſer Frieſen und Sachſen, das mit weitem träumeriſchem Blick über das Meer ſieht und fragend hinauf zu den Sternen, das ſich keine Erkenntnis geben läßt und alle Rätſel der Welt in einſamem Sinniren ſelbſt ergründen will. Jörn Uhl iſt in Gefahr als „lateiniſcher Bauer“ zu enden, der zu einem großen Philoſophen oder Mathematiker berufen auf dem väterlichen Hofe feſtgehalten wird, ſeiner groben Umgebung immer mehr entfremdet ſeine Augen ganz nach Innen richtet, wo er immer Wunderlicheres ſieht, bis er ſich eines Tages aufhängt. Wie ſeine Seele von Erkenntniſſen belaſtet wird, wie ſie ſich unter dieſer Laſt verſchließt, ſich wieder befreit und mit der Welt einigt, das wird ſo kraftvoll und mit einer ſo vollſtändigen Anſchauung des Landes erzählt, daß wir ihn und alle die Anderen wie Pflanzen aus ihrer Heimaterde herauswachſen ſehen. Der Held ſteht nicht immer genau in der Mitte des Romans, ſein Schickſal wird nicht glatt vorgetragen, ſondern wie

*) Berlin. G. Grote's Verlag.

bei allen unſeren ſtarken Erzählern iſt die Figur, die gerade auftritt, hauptſächlich, ihr Leben einzig und bedeutend, ſo die prächtige Dienſtmagd Wieten Penn, die Kennerin der alten Sagen, oder der liſtige Fieten Krey, der ihre Erzählungen rein praktiſch auffaßt und das Märchengold ſucht, das in die Brunnen gefallen iſt, oder der prächtige Geert Dooſe, der den Kameraden ſo verwegene Geſchichten aufbindet, daß er mit Prügeln belohnt wird, oder endlich der gern betrunkene Kanonier Lohmann, der das eiſerne Kreuz bekommt, weil er bei Gravelotte mit demſelben unentwegten Stumpfſinn gewiſcht hat wie beim Exercieren auf der Loher Heide. Ganz ohne leitende Kompoſitionsfäden ergeht ſich die Darſtellung in einer Breite, von der man doch nichts fortwünſchen möchte, und mit einer unbeſorgten Zwangloſigkeit der Technik, als ob der Dichter dem Schickſal nur zuſieht und ſich hütet, es zu leiten. Nachdem wir ihm durch viele ſtruppige aber ſchließlich immer ausſichtsreiche Seitenpfade vertrauend gefolgt ſind, ſtutzen wir erſt im letzten Teile, da der Autor, um endlich zum Ende zu kommen, ſeinen Jörn ſichtbar an die Hand nimmt und mit ihm einen kurzen, geraden Weg geht. Wenn Jörn, nachdem er den durch den Leichtſinn des Vaters und der Brüder verwirtſchafteten Hof trotz aller Arbeit verloren und die Jugendgeliebte trotz allem Sträuben ſeiner Sprödigkeit gewonnen, zuletzt auf das Polytechnikum geſchickt wird, damit er auf die in der Kindheit abgebrochene Entwicklung zurückkommt, wenn er als angeſehener Schleuſen- und Brückenbauer endet, dann fängt das Buch an, romanhaft zu werden. An eine feinere Technik gewöhnt, widerſtreben wir auch der didaktiſchen Art, mit der zum Schluß über den Sinn des Ganzen Auskunft gegeben wird. beſonders wenn der Dichter ſelbſt als Freund Jörn Uhls auftritt mit der angekündigten Abſicht, ſein Leben zu beſchreiben, und wenn er ausdrücklich zu betonen ſcheint, daß er ſich um die Erfahrungen moderner Technik nicht zu kümmern brauche. Was Frenſſen zum Schluſſe ſagt, iſt allerdings prachtvoll, und es mag für den Leſer beſtehen bleiben, der ſich das nicht ſelbſt zu ſagen imſtande war, daß allen ernſten Menſchen in ihrem Leben etwas zerriſſen ſcheint, und daß wir in Sandwege hinein müſſen, damit die Geſchichte Fülle und Tiefe bekommt. Dieſer Frenſſen iſt eine außerordentliche Erſcheinung von geſunder Phantaſie und froher, voller Erfindungskraft, er ſchöpft aus der Liebe zu der Heimat und ihren Menſchen, aber er iſt viel zu männlich und herbe, um ihr Daſein zu vergolden oder ſchwärmeriſch zu erhöhen, er braucht die Natur und die Landſchaft nicht, um den Schickſalen der Menſchen lyriſch abgeſtimmte Hintergründe in wechſelnden Beleuchtungen zu geben, ſondern wir finden in ihm etwas Stärkeres, nur dem wirklichen Epiker Eigenes, das Gefühl der wandelnden Zeit im Mitleben mit der Natur, des langſamen Werdens aus den Wurzeln heraus, der geſetzmäßigen Entwicklung durch die Wiederkehr vom Winter zum Sommer, von den Saaten zu den Ernten. Er lebt ganz in der Natur, in der Verehrung der großen Mutter, er feiert die heilige Macht unſerer mächtigſten Naturtriebe, und es ehrt den deutſchen Proteſtantismus, daß in ihm und im Einklang mit ihm ein Mann mit dem Bekenntnis zu ſo freier Sittlichkeit wirken kann.

Während Frenſſen ſeinen Jörn Uhl bis zu der Höhe des Lebens führt, auf der er Herr ſeines Schickſals wird, geht der Hamburger Friedrich Huch mit dem Helden ſeines erſten Romans den entgegengeſetzten Weg, er bringt ihn an das Ende, wo er von ſeinen vagen Idealen und Träumereien Abſchied nimmt und ſich zu traumloſem Schlafe die Nachtmütze feſt übers Ohr zieht. Darum hat er ihn „Peter Michel“*) genannt. Der kleine Peter iſt ein

*) Hamburg, Alfred Janſſen Verlag.

ſtiller artiger Junge, er glaubt alles was die Erwachſenen ihm ſagen und er wird nur wütend, wenn ſein Vertrauen getäuſcht wird, wobei er meiſtens die Prügel bekommt; denn ungeſchickt bleibt Michel immer als Schüler, als Student, als Lehrer, namentlich aber mit den Frauen. Er iſt Mathematiklehrer geworden, ohne recht zu wiſſen warum, und er weiht ſeine Verehrung der ſchönen, zarten Rektorsgattin, in der er zuerſt ſeine Jugendgeſpielin, die Lieſel, wiederzuerkennen glaubt. Dieſes Verhältnis wird mit ſehr feinem Humor dargeſtellt; er nimmt es der Angeſchwärmten übel, daß ſie die Lieſel nicht iſt, und findet doch in dem Gedanken keinen Troſt, daß die Lieſel noch nicht vergeben iſt; denn Michel der Schwärmer lebt lieber in ſehnſüchtiger Entbehrung als in Genuß und Beſitz. Die neue Freundin ſchickt ihn auf die Freite, aber er wird von der Jugendgeliebten ſchmerzlich enttäuſcht, die ein unregelmäßiges Leben angefangen hat und zur Abwechſelung auch den Michel wie ſchon ſo viele Andere verführt, doch durchaus ohne den Wunſch, geheiratet zu werden. Das verwirrt ihn ſo ſehr, daß er ſich ſchließlich mit einem anderen weſentlich braveren Mädchen verloben läßt, aber vor der Hochzeit, die er wie eine Hinrichtung fürchtet, erſinnt er über ſich ſelbſt alle möglichen Scheußlichkeiten in der Hoffnung, wegen moraliſcher Defekte wieder frei gegeben zu werden, was ihm keinen Erfolg als eine tüchtige Ohrfeige einbringt. So wird er ſchließlich Gatte, Vater, kurz ein zufriedener Menſch. Für ein Erſtlingswerk iſt dieſe ſauber geſchriebene Roman eine recht beachtenswerte Leiſtung. Auch macht ſich über das enge Leben der kleinen Menſchen luſtig aber nicht ohne tieferen Humor. Dieſer Michel iſt eben der echte Germane, vage, träumeriſch, ſcheu vor den Menſchen fühlt er ſich auf dieſer Erde am wohlſten, wenn er in einem Kornfeld liegt und zum blauen Himmel hinaufſtarrt, an das Leben ſtellt er nur die beſcheidenſten Anſprüche, aber er verlangt für ſich die Freiheit des Träumens, des feſſelloſen Gedankenſchweifens, darum macht er mit ſeiner geringen politiſchen Begabung die dümmſten Streiche, bevor er ſich einfangen läßt. Ohne recht erwacht zu ſein wird er ſchon wieder im Philiſterium ſchlafen gelegt, und was ihn tröſtet, iſt auch wieder echt michelhaft, nämlich die Fähigkeit, über kleine Dinge große Worte zu machen, die er bei den Feſtakten in der Aula erworben hat. So kann er am Schluß zu der unternehmenden Lieſel, die es nach manchen Fahrten zur Gräfin gebracht hat, mit großer ſittlicher Würde ſagen. „Ja, ja, Frau Gräfin! freuen Sie ſich hier an dem Glücke zweier Ehegatten, welches nichts zu ſtören, nichts zu vernichten vermag. Ob der Lenz auf uns herniederlacht, ob der Winter uns umbrauſt: unſere Liebe ſteht feſt wie der Fels im Meer“ u. ſ. w. Der junge Autor hat ähnlich wie Hermann Bang die Fähigkeit, das tägliche Leben in ſeiner ſtumpfen Wiederholung mit ſolcher Andacht zu ſchildern, daß es wieder mechaniſch, geſpenſterhaft, grotesk wirkt, aber der däniſche Schriftſteller weiß ſeine Geſchichten in einen viel engeren Rahmen zu preſſen und ſie ohne ſatiriſche Abſichtlichkeit auf einen ſchlichten, innigen Ton zu bringen. Auch hat dieſen Ton auch, aber noch nicht die durchgehende Kunſt ſorgfältigſter Abſtimmung, ſonſt hätte er wohl die lauten Szenen etwas ſtiller gemacht, die grellen etwas blaſſer gefärbt, und er hätte mit einer feineren Perfidie der Kompoſition wahrſcheinlich auch nicht das Lokal gewechſelt ſondern ſeine Leutchen auf denſelben engen Fleck zuſammen gehalten. Jedenfalls hat er eine höchſt perſönliche Note mitgebracht, ein ſtarkes Talent für humoriſtiſche Kleinmalerei norddeutſcher Genres bewährt, aber es fragt ſich, ob ſeine ſatiriſche Veranlagung ihn nicht auf andere Ziele als die Verſpottung des Philiſtertums hinweiſt.

Emil Strauß, der ſich ſchon mit mehreren Novellen als einer der feinſten unter unſeren jüngeren Schriftſtellern gezeigt hat, wählt in ſeinem

„Freund Hein“ *) die tragiſche Geſchichte eines Knaben, der ſchon im beginnenden Jünglingsalter aus dem Leben geht. Mit ſeiner herzlichen, warmen Darſtellung, mit ſeinem reinen plaſtiſchen Stil, mit der glücklichen Eintracht von Phantaſie und Ueberlegung bekennt ſich dieſer ſchwäbiſche Dichter zu der guten Schule von Gottfried Keller, zu dem ihn die Stammesverwandtſchaft und eine ähnlich auf das Pädagogiſche gerichtete Eigenart hinzieht. Seine wohlthuende Geſetztheit und gemütvolle Männlichkeit ziert ſich allerdings gern mit dem Zöpfchen eines altväteriſchen Ausdrucks, der bei einem jugendlichen Dichter etwas preziös klingt, aber er iſt ein Menſch und ein Künſtler für ſich und er ſchreitet in ſo gewiſſenhafter Arbeit und ſo glücklicher Entwicklung fort, daß wir von Buch zu Buch an ihn höhere Anſprüche ſtellen dürfen. Die Kindheit des kleinen Helden in dem ſchwäbiſchen Städtchen iſt von einem Schimmer reiner Poeſie vergoldet, mit Zartheit und Kraft geſtaltet und vor allem mit einem Gerechtigkeitsgefühl, das die in den Jugendgeſchichten ſonſt üblichen Lamentationen gegen die Härte und Verſtändnisloſigkeit der Eltern durchaus nicht leidet. Der junge Heinrich wächſt in der reinſten Atmoſphäre auf als der Sohn einer zarten, gütigen Mutter und eines pflichttreuen, gerechten Vaters, der einſt ſeine Paſſion die Muſik aufgeben mußte, um ſeine Zukunft zu retten. Aber was ihm Paſſion war, iſt bei dem Sohne Lebensbedingung. Das kann der Vater, dem ſein eigenes Schickſal zur Norm geworden iſt, nicht erkennen und er zwingt den Jungen, zunächſt das Gymnaſium durchzumachen, was der geborene Künſtler wegen gänzlicher Unfähigkeit in der Mathematik trotz der ehrlichſten Anſtrengung nicht bewältigen kann. Dabei verliert er die Lebenskraft, und da er nicht fähig iſt, der Schule etwas abzuſchwindeln oder dem Vater etwas abzutrotzen, da er andrerſeits ſchon zu ſehr Künſtler iſt, um ohne die verbotene Muſik leben zu können, ſo macht er ſeinem Daſein ein Ende wie einer, der fertig iſt und ſich mit müdem Lächeln ſchlafen legt. Der Autor hat das ſchöne Buch eine Lebensgeſchichte genannt, wie um anzudeuten, daß der Jüngling ſchon alles durchlebt hat, was ſpätere Jahre nur noch wiederholen können, Freundſchaft und Liebe, das Bewußtſein der Perſönlichkeit, die Seligkeit des Schaffens, den ſtumpfen Widerſtand der Welt und die Entſagung, die zu einer That wird; er hat uns auch mit einer ganz ſeltenen Kunſt zu überzeugen vermocht, daß dieſer Knabe ein muſikaliſches Genie iſt, dem jede Erregung in Tönen wiederklingt, dem ſich die Welt in Melodieen mitteilt. Aber wenn den Gemarterten, dem die Jahre der Entwicklung unter einem tötlichen Druck dahinſchwinden, auch ſonſt nichts mehr auf der Erde zurückhält, es dürfte der pſychologiſchen Wahrſcheinlichkeit widerſprechen, daß der geniale Menſch, der ſtill und feſt an ſich glaubt, ſein Schaffen ausſtreicht, noch bevor es erprobt iſt, daß er die Werke, die er in ſich trägt, mit der Vernichtung des Künſtlers freiwillig hinmordet. Wenn es der Ehrgeiz nicht iſt, müßte gerade die Kunſt und der Glaube an ſeine Beſtimmung ihn am Leben erhalten. Aber wer auch dem Autor nicht bis zu dem tragiſchen Abſchluß zu folgen vermag, wird doch an dieſer Jugendgeſchichte ſeine reinſte Freude haben, die von der ſicherſten Divination für alle Regungen der jungen Seelen eingegeben iſt. Die prächtigen Schulſzenen werden die Leſer dieſer Blätter nicht leicht vergeſſen oder die noch feinere Darſtellung der Kindheit, das Umhertollen des Jungen im Garten, wie er mit der kleinen Nachbarin ſpielt, wie mit ihren Zärtlichkeiten und Zänkereien das künftige Verhältnis der Geſchlechter in Ahnungen vorgebildet iſt, wie die Phantaſie der Kinder arbeitet, die nichts Müßiges, Gleichgültiges um ſich duldet, wie ſie jeden Gegenſtand beleben, ihm zu ſich perſön-

*) Berlin S. Fiſcher Verlag.

liche Beziehungen geben, wie durch die poetische Beseelung und Vertiefung die holde Märchenwelt mit jeder Kindheit wieder auferstehen muß. Und auch die eigene Kindheit läßt der Dichter wieder in uns auferstehen zugleich mit der Erkenntnis des Reifgewordenen, daß sie nicht nur ein dumpfer Anfang ist sondern ein wohl abgeschlossenes Vorspiel, das schon einmal alle Möglichkeiten durchgeht, alle künftigen Schicksale in sich faßt, nur daß sie sich später auf einem größeren Schauplatz und mit stärkerem Bewußtsein wiederholen.

In ihrem letzten Roman „Die Wacht am Rhein“*) stellt sich Clara Viebig die lohnende Aufgabe, in einer deutschen Provinz, in der zwei verschiedene Stämme, Eroberer und Alteingesessene, zusammenstoßen, die Entstehung eines gemeinsamen Volksgeistes zu schildern, uns durch die Kontraste von Gesinnungen und Gesittungen zu führen, die sich langsam im Wandel der Generationen ausgleichen und schließlich vor der Wucht der großen nationalen Erlebnisse vergehen. Die geschätzte Schriftstellerin hat in ihrer Heimat mit der guten Stadt Düsseldorf einen für solche Beobachtungen sehr geeigneten Boden gefunden. Die Erinnerungen der dort geschilderten ältesten Generation gehen bis in die Zeit der Kurfürsten und des Rheinbunds zurück, und die jüngste ist die der Krieger, die aus Frankreich ruhmbedeckt zurückkehren oder auf den Schlachtfeldern des Feindeslands ihr Grab gefunden haben. Die mit liebevoller Sachlichkeit verfolgten Schicksale einer Unteroffiziersfamilie müssen als typische betrachtet werden. Ein preußischer Feldwebel heiratet die Tochter eines eingesessenen Bürgers und aus dieser Ehe ergeben sich die Gegensätze von preußischem und rheinischem Volkstum, die durch den Widerstreit von Protestantismus und Katholicismus noch verschärft werden. Auf der einen Seite Einfachheit, Kargheit, Treue, idealisirte Knechtseligkeit mit einem primitiven Glauben an die zehn Gebote, die Kriegsartikel und das Exerzierreglement, auf der anderen bequemer bürgerlicher Wohlstand, leichte fröhliche Lebensauffassung, Carnevalsfreudigkeit und intimer naiverer Verkehr mit dem Himmel und seinen Heiligen, der der Nüchternheit des preußischen Luthertums immer kindlich und unwürdig scheint. Statt der Waffenthaten, die der preußische Soldat sein Leben lang ersehnt, kommt es zur Revolution, und als der Feldwebel seinen Sohn auf Seiten der Empörer sieht und ihn bei einem Handgemenge mit einer seltenen Anwandlung von väterlicher Zärtlichkeit schont, erschießt er sich hinterher vor Scham über diese unpreußische und unsoldatische Schwäche, was mir einigermaßen unwahrscheinlich vorkommt, weil der Feldwebel, wie er sein soll, nicht desertirt, nicht von der Fahne und nicht von der Erde. Der Unterschied der beiden Rassen, der auch seine Ehe gespalten hat, wird erst in seiner Tochter ausgeglichen, die die Vorzüge beider Stämme durch Erbschaft vereinigt und so zu einer ungemein tüchtigen Frau, Mutter und Patriotin wird. Die Verfasserin hat die Gegensätze etwas drastisch, mechanisch genommen, sie hat den Gang der Handlung ziemlich schematisch nach den Jahreszahlen der großen Geschichte geregelt, aber es ist ihrer fest zugreifenden Energie doch gelungen, uns ein innerliches Stück deutschen Lebens wenigstens in seinen niederen einfachen Schichten gegenständlich zu machen.

In die höheren Kreise seiner Standesgenossen geht Georg von Ompteda wieder mit dem dritten Teile seiner Serie vom deutschen Adel um 1900, dem zweibändigen Roman „Cäcilie von Sarryn“.*) Es ist die Geschichte der alten Jungfer, der den gebildeten und besitzenden Klassen so unentbehrlichen „Tante“, zu deren Psychologie seit Balzac's „Cousine Bette“ hier wieder ein sehr wertvoller Beitrag geleistet worden ist. Wie immer hat Ompteda seine

*) Berlin. F. Fontane & Co.

Aufgabe sehr gewissenhaft, sehr gründlich erfüllt, er trägt eine Menge von kleinen Zügen zusammen, wie sie das Leben bietet, man ist mit jedem einzelnen einverstanden, auch mit der zwanglosen Art, in der sie sich zusammenfügen, aber wenn seine künstlerische Bescheidenheit, seine etwas nüchterne doch gemütliche Gehaltenheit ihn von starker Konzentration und auch von tragischer Vertiefung zurückhalten, so legt man das Buch doch nach vielen kleinen Erregungen ohne die große aus der Hand, die in uns nachwirkt und ein dauerndes Verhältnis zu ihm begründet. Jedenfalls hat er ein sehr beachtenswertes, liebenswürdiges Werk geliefert, und eine kluge Führung der Erzählung hat ihm ermöglicht, die alte Jungfer nicht nur unserem Mitleid anzuvertrauen, sondern sie auch mit vielen Problemen des Familienlebens zusammenzubringen, sie wirkend und schaffend zu zeigen und ihrer selbstlosen Tüchtigkeit eine wohlverdiente Glorie zu verleihen. Cäcilie muß ihren alten Vater ohne großen Dank zu Tode pflegen, sie muß einer späten Leidenschaft für einen Litteraturprofessor, gegen die sich der Egoismus der Familie wehrt, entsagen und schließlich die Erziehung von einem halben Dutzend Neffen und Nichten, deren Eltern gestorben sind, übernehmen. Damit erfährt das Buch von der alten Jungfer eine interessante Komplikation, es wird zu einem Erziehungsroman, und die einzelnen Probleme treten um so schärfer hervor, als die Aufgabe von einer Person gelöst wird, die von Natur nicht dazu bestimmt ist, die eine der Mutter als selbstverständlich zuerkannte Autorität erst in zähem Kampfe erobern muß. Die mangelnden Erfahrungen des Instinktlebens müssen von ihr durch einen doppelten Aufwand an Gemüt, Verstand und Willen ersetzt werden. In den Lebensgang der Töchter findet sie sich noch verhältnismäßig leicht hinein, auch wenn sie Frauen und Mütter werden; sie lernt Schmerzen lindern, die sie selbst nie gefühlt hat, sie lernt die Schauer vor dem ihr in letzter Linie unbekannten Mysterium der Liebe überwinden, aber wenn die Jungen größer werden, steht sie ziemlich ratlos vor den plötzlich aufschießenden Trieben erwachender Männlichkeit, sie stößt auf fremde, drohende Dinge, auf eine verschlossene Welt und sie muß sich auch in Verhältnisse, die ihr unerlaubt, unsauber scheinen, hineinfinden, um mit Gerechtigkeit schalten zu können. Einige Szenen gewinnen einen ernsten Humor, besonders wenn ein empfänglicher Bengel, der von einem Lehrer, einem Freunde oder aus einem Buche etwas Neues aufgeschnappt hat, mit imposanter Weisheit der Erzieherin gegenübertritt, in der er das inferiore Weib bedauert und die alte Jungfer noch ein wenig mißachtet. Alle die beängstigenden Erscheinungen der rohen Unfertigkeit der Flegeljahre verwirren sie und stoßen sie zurück, aber schließlich bleibt sie doch über sich und die Anderen Siegerin, weil sie die Gabe der Liebe, des menschlichen Verstehens hat und zuletzt doch immer die Helferin und Trösterin in der Not bleibt. So sieht sie ein Geschlecht heranwachsen, dem sie zwar nicht das Leben gegeben, wohl aber ihr Leben mit allen eigenen Wünschen geopfert hat, ihre Armut ist in der Aufopferung reich geworden, und es gelingt dem Verfasser, der die gute Tante mit dem unscheinbaren Aeußeren und der inneren Tüchtigkeit sehr glaubhaft hingestellt hat, mit einer Harmonie zu schließen. Sie preist sich glücklich, daß ihr gewisse Nachtseiten des Lebens verborgen geblieben sind, daß ihre äußere Unscheinbarkeit ihr als Schutzkleid gegen manche Häßlichkeiten des Daseins gedient hat. Der Autor hat hier wohl etwas zu viel gethan, um der guten Cäcilie Genugthuung zu geben. Wer der Leidenschaft nicht gedient hat, wird in häufigen Augenblicken einen Mangel empfinden, wenn es ihm nicht selbst irgendwo mangelt, als ob er Tiefstes und Schmerzlichstes zur Entfaltung und Erkenntnis seines Wesens versäumt habe. Auch die Wünsche und Triebe schlafen ein, aber wenn sich die brave Cäcilie nicht mehr nach der Liebe und ihren Gewährungen sehnen sollte, so doch nach

den Leiden, mit denen die Mutterschaft erkauft wird, und sie muß sich trotz allen Erfahrungen an Anderen von diesem Mysterium des schwersten Dienstes, von der Weihe des Weibes ausgeschlossen fühlen.

Das Bild eines jungfräulichen Wesens, das seine Bestimmung als Weib in walkyrenhaftem Trotze verfehlt, zeichnet Georg Hirschfeld in der zarten Erzählung „Freundschaft".*) Sie hat wieder den Duft seiner weicher Jugendlichkeit, den Reiz schmiegsamer Eindrucksfähigkeit, der seinen ersten Dramen den persönlichen Zauber gab und in seinem letzten vor dem Metier des Dramatikers gewichen war, vor einer konstruirenden Bestimmtheit, die einen Mangel tieferen Erlebens doch nur mit einer Scheinarchitektur verhüllte. Dieser Erzählung scheint die Erfahrung zunächst eine größere Fülle und Festigkeit zu geben, aber am Schluß angekommen hat man trotz der feinen Prägung der Figuren, trotz der warm ansprechenden Innerlichkeit der Darstellung den Eindruck, daß der Dichter durch eine thatsächliche Begegnung einen Stoff empfangen hat, ohne gegen das vom Leben selbst gelieferte Motiv die künstlerische Unabhängigkeit zu gewinnen, die über die bloße Reproduktion hinausgeht. Solches Urteil läßt sich nicht beweisen, wohl aber mit ziemlicher Sicherheit aus gewissen Thatsächlichkeiten ableiten, die der Erzählung mit allen Zeichen konkreter Zufälligkeit anhaften, die von dem angegeregten Künstler wieder zerrieben und zweckmäßig umgeformt werden müßten. Eine junge Norwegerin kommt nach Berlin von schöner brunhildenhafter Erscheinung, von leicht berührbarem aber jungfräulich unberührtem Wesen, von jener fordernden Strenge, der noch keine Erfahrung irgend welche Nachsicht oder Indifferenz selbst in kleinen Dingen abgehandelt hat. Der schon am stärksten geprägte Zug dieses unaufgetauten Wesens ist die Dankbarkeit und so wird nach manchen Enttäuschungen und Mißbräuchen ihres vornehmen Vertrauens ihre erste innige Beziehung die Freundschaft mit einem jungen deutschen Dichter, dessen Verse ihr schon in der norwegischen Einsamkeit geklungen haben. Sie weiht ihm eine Freundschaft, die sie für schwesterlich hält und sie wird von einem Ausbruch seiner männlich werbenden Liebe zurückgestoßen, um zu spät zu erkennen, daß sie sich mit ihrer spröden Selbstverwahrung gegen die große Natur vergangen habe. Der Abgewiesene verlobt sich mit einer anderen jungen Dame wesentlich anspruchsloserer Art, und durch die Eifersucht wird ihr Weibempfinden etwas verspätet aber um so heftiger und schmerzlicher herausgestachelt. Sie entflieht der großen fremden Stadt, die ihrem Wesen zuwider war, und in ihrer Heimat, unter der stärkenden Macht der großen ernsten Landschaft gelingt es ihr, die verwundete und gedemütigte Seele wieder aufzurichten. Dort weiht sie ihr Leben einem erblindeten Bruder, der sich aus Wünschen und Träumen eine seelische Harmonie schaffen darf, die durch den Anblick des Wirklichen nicht mehr gestört wird. Dieser Ausweg ist nun allerdings kein Ausweg. Der junge Dichter, der mit seinem munteren Frauchen eine Hochzeitsreise in der Schweiz macht, (wozu die Familiaritäten der Verlobung, Hochzeitsreise und Vorstellung der Verwandten?) ist zwar von dem Briefe sehr gerührt, in dem die Freundin die glückliche Wiederkehr ihrer Seelengröße anzeigt, aber trotz seiner freundlichen Beistimmung scheint er doch froh, daß das alles weit weg von ihm geschieht, und auch der Autor scheint eine gewisse Erleichterung zu empfinden, weil er dieses schwere, starke Frauenwesen glücklich los geworden ist, dessen Züge er mit einer anschmiegsamen Fähigkeit der Reproduktion mehr physiognomisch vermerkt hat, anstatt daß er sie aus den dunkleren Untergründen der Persönlichkeit recht ans Licht führen konnte.

*) Berlin. S. Fischer Verlag.

Die moderne Frau versuchte Hedwig Dohm in ihrer „Christa Ruland“*) zu beschreiben, es ist allerdings bei dem Versuch geblieben, und diese innerlich leere, unruhige Dame, die sich an Nietzsche und Stirner hingiebt, die gern Bildhauerin, Schauspielerin, Diakonissin, Aerztin und noch einiges werden möchte, können wir nicht ernster nehmen als ihre wirklichen Vorbilder, die uns schon im Leben genug mit ihren unberechtigten Ansprüchen zusetzen. Sie heiratet einen ganz charmanten Mann, der ihr nicht genügt, sie verliebt sich in einen dämonischen Schriftsteller und wird schließlich von einem Propheten geliebt, der wie manches Andere in diesem Roman von dem Dichter der „Renate Fuchs“ gezeugt ist. Von der ausschließlichen Pflege eines litterarisch vermittelten Egoismus unbefriedigt wird Christa es nun mit dem Altruismus versuchen; obgleich sie nie Kinder haben wollte, erwartet sie das angehende Jahrhundert als das des Kindes und wie vorher auf die anderen, so wird sie auch auf dieses neue sehr beliebte Schlagwort ein großes Vertrauen setzen.

Etwas außer der Reihe stehen die Geschichten „Aus der Triumphgasse“,**) die uns Ricarda Huch, unsere vornehmste Stilistin, in ihrem neuesten Bande erzählt. Aus der bequemen, eleganten Gegenwart einer Stadt oberitalienischen Charakters, mit der wohl Triest gemeint ist, wandert sie hinauf nach der abgeschlossenen, fast unbekannt für sich lebenden Altstadt an den Mauern eines alten Römerkastells vorbei, auf das jetzt die Straßenjungen ihre Spottverse schreiben, an der christlichen Basilika vorbei, die sich mit ihrer niedrigen Wucht auf die Trümmer eines heidnischen Venustempels gelegt hat, und unter einem Siegesthor mit edlen, strengen Linien kriecht das Triumphgäßlein mühselig bergan zugleich mit anderen schmutzigen, engen Wegen, die zu der unzerstörbaren Citadelle des Elends führen. Aelter, ehrwürdiger, ausdauernder als Tempel, Kastelle und Siegesbogen scheint hier die Armut seit einer Ewigkeit zu hausen. Die Dichterin hat kein Buch des sozialen Mitleids schreiben wollen; je länger sie dieses grelle Stück Menschheit betrachtet, desto mehr überkommt sie von dem Gleichmut, mit dem die Elenden selbst ihr Schicksal tragen, und sie schlingt beobachtend und schildernd so viel lange und kurze, wirre und gerade, niedrige und heroische Lebensläufe durcheinander, daß wir von dem Schicksal der Einzelnen Abstand nehmen müssen und nur noch ein mächtiges Gemälde sehen, auf dem auch die Buntheit der Lumpen den Augen zu einer Harmonie wird. Diese Armen scheinen älter zu sein, als die drunten Lebenden, sie bewahren in ihrer Phantasie, in ihrer Ueberlieferung und Gesittung die zu ihnen gesunkenen Reste vergangener Kulturen und Religionen, und sie scheinen jünger zu sein, weil sie keine Vorsicht lernen, sich keine Erfahrungen überliefern und mit der unschuldigen Selbstsucht von Kindern nur vom Augenblicke fordernd nach glänzenden, unnützen Dingen greifen. Sie sind nicht ganz elend, weil sie die Sehnsucht nach der Freude noch behalten, weil sie von den Wünschen des Leichtsinns erregt werden; sie vegetiren drauf los mit einem naiven Gefühl der Daseinsberechtigung, mit einer unbekümmerten Stärke der reinen Instinkte, ihr Fatalismus sinnt auf keine Veränderung der gemeinsamen Lage, weil es immer so gewesen ist und sein wird, aber die Einzelnen hören nicht auf, für sich zu wünschen, auf eine glänzende Ueberraschung zu warten, sie finden die Gewähr in den alten Märchen, die sie sich abends am Brunnen halb vertrauend halb ironisch erzählen, und sie bestürmen ihr Leben lang die Götter und Heiligen,

*) Berlin. S. Fischer Verlag.
**) Eugen Diederichs Verlag. Leipzig.

listig feilschend stehen sie mit ihnen in einer unendlichen Verrechnung, aus der doch einmal ein Gewinn herausspringen muß, sei es Liebe oder ein Haufen Gold oder ein Rausch, der die Besinnung ganz wegträgt. Es sind da viele Kranke, Verzweifelte, Wahnsinnige, Verbrecher im Großen und Kleinen, aber auch schöne rassige Menschen, die im Schmutz vergehen, und da sie nichts anderes haben als sich selbst und unter sich lebend unbedrückt von den Reichen bleiben, so bilden sie ihre Persönlichkeiten mit trotziger Selbstliebe aus, und man stößt dort auf einen ins Spleenhafte getriebenen dem Künstler reizvollen Individualismus, der heute nur den Freiesten oben und unten, den Millionären und den Bettlern gestattet ist. Ricarda Huch hat in letzter Linie nicht die Elenden sondern die Menschen gesucht und zwar solche, die sich nicht verhüllen können, weil ihre Lumpen dazu nicht ausreichen, ihre Betrachtung ist weder kalt abweisend bis zur Distanz eines menschlich gleichgültigen Artistentums noch von philanthropisch schnuppernder Wehleidigkeit, manchmal packt sie der Abscheu vor ihren Freunden, manchmal wiederum ein Schwindel, der sie über den Rand dieses Infernos werfen möchte. Der knappe Schluß giebt uns auch den menschlichen Ausklang. In einer Stadt am Meere wurde in alten Zeiten ein Sommerfest gefeiert, bei dem ein flaches Schiff unter dem Mondschein ins Meer fuhr, darauf gab es Speisen, Früchte, Getränke und es wirbelte von Musik, Gesang und Tanz. Wenn einer bei dem leidenschaftlichen Treiben ins Wasser stürzte, durfte niemand es beachten, niemand helfen, damit kein Ton des Jammers das wilde Fest störte. So ist das Leben. Wer mittanzen will, darf nicht hinuntersehen, und dennoch giebt es keine Lust, die uns vergessen machte, daß wir über Leichen fahren, und gerade die Lust giebt uns auch den Schwindel, der uns an den Bord des Schiffes zieht. So sagt der Mann, in den sich die Dichterin verwandelt hat, zu seiner Geliebten. „Weißt Du, daß mich jetzt eben, wo ich Dich erwartete, eine Sehnsucht faßte wie ein Schwindel mich hinabzustürzen zu den Gescheiterten? Und daß die roten Augen eines Trunkenbold's mir tiefer ins Herz rührten als Deine? Du siehst mich an, und die Melodie des Glückes, die mich hundertmal in Deine Arme gelockt hat, atmet von Deinen Lippen: laß uns lieben und selig sein! Aber horch! es ist ein anderer Ton laut geworden und ich muß mich über den Rand des Schiffes beugen, um dem Chor der Untergegangenen zu lauschen, die das Thränenlied ihres Schicksals singen. O Lisabella, was wird aus Dir und mir, wenn mein Herz Deine Stimme überhört! Ich weiß nicht, warum ich mich nicht in Deine Arme werfe; warum ich weinen muß, wenn ich an Dich denke!"

Zum Schluß will ich noch an die beiden Gaben des träumerischen Nordens hinweisen, die meine Leser schon aus dieser Zeitschrift kennen gelernt haben, das „Weiße Haus"*) des Dänen Hermann Bang und „Das Buch vom Brüderchen"*) des Schweden Gustaf af Geijerstam. Aus beiden sehen uns zwei seltsam zarte Frauengestalten an, die ihr Geheimnis nicht ganz sagen können, die eine, die leben wollte und nicht dazu kam, die so viel singt und tanzt und spielt und flattert, weil sie die große, rauschvolle Melodie, in der sie hätte schweben können, nicht finden kann, die andere, die sterben wollte, die von der Liebe an diese dunkle Erde gebannt und von dem Kinde als ihrem Engel in das Jenseits zurückgeleitet wird, das ihr immer heller, vertrauter, heimatlicher blieb als die Wirklichkeit. Mit zweien von ihren feinsten Vertretern zeigt sich die jungskandinavische Litteratur in ihrer letzten Entwicklung, in einer Entmaterialisirung und mystischen Beseeligung, die die Dinge nur noch als Zeichen nimmt, sie finden über die Vielfältigkeit und Gebrochenheit

*) Berlin. S. Fischer Verlag.

des Lebens nichts Neues und Lohnendes mehr zu ſagen, ſie wollen unſer Tagesbewußtſein nicht mehr mit unnützen Wirklichkeitsvorſtellungen belaſten, ſie ſprechen leiſe, damit wir feinere Horcher werden und den Ton wahrnehmen können, der ſtark und unveränderlich aus dem Abſoluten, Unendlichen herüberzuklingen ſcheint. Der Tod iſt ſchließlich das einzige, was wir erleben, was unſer Leben erklärt und wichtig macht, weil es unſer Daſein aufhebt in doppeltem Sinne. Ihre Romane ſind zu immer lyriſcheren Andachten geworden, ſie gehören zuſammen wie einzelne Stimmen, die ſich rufen und antworten, mit vielen Worten iſt es kein Sagen durch Worte mehr ſondern ein Singen, ein Flüſtern und Klingen.

Verdi in seinen Briefen.

Von **E. Gagliardi.**

In seinem Testament weihte der Altmeister Verdi alle Briefe, Aufzeichnungen, Musikalien, die er im Verlauf seines ungewöhnlich langen Lebens in einer Anzahl Kisten, so ordentlich wie in dem bestangelegten Archiv, aufgespeichert hatte, ohne jegliche Besichtigung, geschweige Sichtung erbarmungslos dem Flammentod.

Für Arrigo Boito und Giulio Ricordi, die von ihm eingesetzten Testamentsvollstrecker, war dies keine leichte Pflicht, aber der Wille des Verstorbenen brachte bei ihnen jedes Bedenken zum Schweigen und die wertvollen Papiere wanderten samt und sonders auf den Scheiterhaufen; es geschah dies an einem klaren, frostigen Wintermorgen auf dem Rasenplatz vor der Villa Verdi in Sant' Agata, wo der Meister die glücklichsten Zeiten seines Lebens verbracht hatte. Fürwahr, ein unübersehbarer Verlust, nicht nur für die künftigen Biographen des Verewigten, sondern auch für die Chronik, ja, für die Geschichte seiner so bewegten Lebenszeit, denn mit vielen großen Ereignissen, die sich an die Einigung Italiens knüpfen, ist sein Name untrennbar verflochten, und es gab kaum interessante Persönlichkeiten, gleichviel welches Zeichens und welcher Nationalität, mit denen Verdi nicht in Berührung gekommen wäre. Glücklicherweise konnte Verdi nur die Papiere in seinem Besitz vernichten lassen, die vielen Briefe, die von ihm im Besitz Dritter sich noch befanden, sind uns erhalten worden, und das Wenige, was von ihnen in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, läßt den Verlust noch schmerzlicher empfinden; denn wie fast alle außerordentlichen Männer besaß Verdi die Eigenschaften eines echten Schriftstellers.

Ich möchte mich hier nur an die Briefe halten, die Verdi an den Grafen Oppradino Arrivabene geschrieben hat. In der ganzen Kunstgeschichte dürfte sich kaum ein derartiger Briefwechsel zum zweiten Mal finden lassen. Obschon der Sprößling eines alten mantuesischen Geschlechtes war Arrivabene ein Mann der Feder, ein berufsmäßiger Journalist, nicht nur einer der angesehensten und treusten Mitarbeiter der damals ausschlaggebenden „Opinione", sondern auch der Vertreter minderwertiger italienischer Zeitungen, in Turin, Florenz, Rom, als die Hauptstadt dorthin verlegt wurde. Ein Dichter, das Durchschnittsmaß überragend, in der Musik ungewöhnlich bewandert, faßte Arrivabene seinen vielgeschmähten Beruf als eine Mission auf, und wenn er ihm auch keine goldenen Berge eintrug, brachte er ihm, was viel mehr bedeutet, die Anhänglichkeit und treue Freundschaft vieler hervorragender Männer — darunter Verdis. Arrivabene und Verdi kamen schon 1855 zusammen. Innige Freundschaft verband beide Männer jedoch erst im Jahre 1860, als Verdi in seiner Eigenschaft eines Deputierten für einige Zeit Aufenthalt in Turin nehmen mußte. Der vielbewanderte Journalist

wurde für den berühmten Komponisten, der sich hinter den Coulissen der Politik nicht so zu Recht befand wie hinter denjenigen der Bühne, ein unschätzbarer Berater und Führer, besonders nach dem vorzeitigen Tode Cavours, zu dem Verdi immer mit Hingebung und Vertrauen aufgeblickt hatte. Arrivabene, ein ungewöhnlich anmutiger und scharfer Beurteiler von Menschen und Dingen, wußte sich das Vertrauen Verdis so zu sichern, daß er ihn über alle nicht nur politischen, sondern auch künstlerischen Vorkommnisse auf dem Laufenden hielt, selbst als er der Politik schon längst den Rücken gewendet hatte. Verdi verkehrt mit dem Freund auf dem Fuße brüderlicher Gleichheit, nie der geringste Anflug von Hochmuth, nie, trotz des großen Unterschiedes in ihrer äußeren Lage und unbeschränktester Redefreiheit die leiseste Zurückweisung seitens des berühmten, mit weltlichen Gütern so reich gesegneten Komponisten an den verarmten Tagelöhner der Presse. Er schickt die Partitur des Don Carlos, der Aida, der Messa di requiem, des Otello, zuerst an seinen „bel barbone“ (der Mann mit dem wallenden Bart!), wie er scherzhaft Arrivabene zu nennen pflegte. An ihn wendet er sich um das Textbuch von „Forza del destino“ (von Piave), das ihm bedenklich verworren vorkam, nach Kräften zu lichten. In mehreren Briefen aus dem Jahre 1865 erörtert Verdi den von Arrivabene vorgeschlagenen Ausgang der genannten Oper: „Ich wäre glücklich — schreibt Verdi am 28. Februar, aus Genua — wenn du einen Ausgang, eine Scene, (auf den Dialog kommt es nicht an) finden könntest, um aus diesem Wirrsal hinaus zu gelangen, es scheint mir jedoch, daß die Verse von demselben geschrieben werden müßten, der das Textbuch gedichtet hat. Ueber alles das werden wir in Turin sprechen.“ Zuweilen ertheilt Verdi Arrivabene kleine Aufträge, quittiert jedoch bereitwilligst mit derselben Münze: im Jahre 1871 unterbricht er die Reise in Florenz eigens, um dem Freund ein Körbchen Feigen aus seinen Besitzungen zu überreichen. Verdi empfand einen unüberwindlichen Widerwillen gegen den Unfug, der mit den Briefen berühmter Leute getrieben wird. Als, z. B. Florimo, der väterliche Freund, Lehrer und Berather von Bellini im Jahre 1880 einen vielbesprochenen Band über seinen großen Zögling veröffentlichte, vermochte Verdi nicht seine Mißbilligung zu unterdrücken. Er that es in einer Weise, die für uns fast einer Rechtfertigung des Entschlusses gleichkommt, seinen späteren Nachlaß zu vernichten.

S. Agata, 18. Oktober 1880.

Lieber Arrivabene!

„Ich danke Dir für den Artikel über Bellini. Alles in allem glaube ich, daß Florimo seinem verstorbenen Freunde keinen guten Dienst erwiesen hat. Unter anderem hat er schon einen Brief von Frau Romani veranlaßt, in welchem sie einen verkleinerten verzerrten Bellini dem Publikum zeigt! Nur Gott weiß, was noch folgen wird! Warum in aller Welt braucht man die Briefe eines Komponisten in die Oeffentlichkeit zerren? — Briefe, die immer in der Hetze, unüberlegt, ja sogar mit Unwillen aufs Papier geworfen werden, denn der Komponist ist sich bewußt, daß er als Schriftsteller seinen Ruf nicht zu rechtfertigen braucht. Ist es etwa nicht genug, wenn man ihn wegen seiner Musik auszischt? Mit nichten! Auch die Briefe müssen herbei! O, Berühmtheit, schlimmste aller Plagen! Diesen armen kleinen großen Männern kommt ihre Berühmtheit sehr theuer zu stehen! Ihnen ist keine friedliche Stunde vergönnt, weder bei Lebzeiten, noch im Tode!

Ich verlasse Dich und gehe in die Felder. Es ist meine gegenwärtige Beschäftigung; zwar eine sehr prosaische Beschäftigung, aber es lebt sich dabei sehr gut . . ."

Gutmüthigkeit, Bescheidenheit, ja, sogar eine fast kindliche Drolligkeit lassen den Schreiber nie im Stich. Hier ein Beispiel. Oft läßt der Komponist der Traviata und Rigoletto seinen Lieblingshund — Black — in eigenem Namen an Ron-Ron, einen gleichartigen Hund seines Freundes schreiben:

Sant' Agata, 28. August 1865.

Black an seinen Hundebruder Ron-Ron, Heil!

Du hast großes Unrecht gethan, theuerster Bruder, mich hier nicht aufzusuchen, denn ich hätte Dich mit offenen Pfoten empfangen und mein weit aufgesperrter Rachen, und meine vier Hauer an Deiner zottigen Wange hätten Dir keinen Zweifel über die Aufrichtigkeit und Tiefe meiner hundemäßigen Anhänglichkeit gelassen! Hier wärest Du vor der Cholera ganz sicher gewesen und der Gefahr entgangen, den komischen Käuzen der Stadt in die Arme zu laufen; eher haben wir hier eine ganz ansehnliche Anzahl Dummköpfe, die wir von Zeit zur Zeit die Krallen fühlen lassen müssen, um sie an ihren Platz zurückzuweisen.

Mein Hausmeister, Sekretär und Factotum, unser Sonderling mit den Krikelkrakel (Noten) läßt mich nichts entbehren: Makronen fliegen mir nach wie vor in den Rachen, mir kommen die schönsten Knochen zu, den Frühstücksnapf finde ich schon beim Aufwachen vor, mir steht das ganze Haus zur Verfügung, weh jedem, der mir zu nahe tritt! In den seligen Augenblicken der Muße beschäftige ich mich mit der Erziehung eines jungen Kätzchens, von dessen Fortschritten ich ganz entzückt bin; falls es nicht vorher erdrosselt wird, wird es als ein abgefeimter Spitzbube viel von sich reden machen.

Du siehst also, herzgeliebter Bruder, daß hier alles genau nach meinem Willen und Bestimmungen geht; solltest Du doch noch kommen, dann sind meine Pfoten, Hauer und Schwanzwedel bereit, Dich so willkommen zu heißen, wie es einem so angesehenen Angehörigen gebührt. Mein Sekretär und Frau Sekretärin, grüßen Dich herzlichst. In Bezug auf ersteren, habe ich in irgend einem Blatt gelesen, daß er sich anschickt, noch mehr Krikelkrakel zu machen (Don Carlos). Falls dieser bedenkliche Fall eintreten sollte, werde ich nicht umhin können, ihn zu den Thoren der Großstadt zu schicken, Dich aber zeitig benachrichtigen.

Empfange indeß meinen brüderlichen Hundegruß! Ade!

Black.

Wenn Verdi komponierte, lag Black immer zu seinen Füßen. „Ohne einen solchen Mitarbeiter — berichtet Verdi mit harmloser Selbstironie — hätte ich Don Carlos gewiß nie zu Stande gebracht."

Dem Trubel der Großstädte abhold, sucht Verdi Trost in dem Briefwechsel mit seinem alten, treuen Oppradino; ihm theilt er seine Anregungen, seine Eindrücke mit — aus Petersburg, Paris, Wien — ohne jeglichen Vorbehalt, mit ebenso vieler Anmuth wie Ursprünglichkeit. Im Frühling 1863 weilt er in Madrid. Vielleicht trägt er sich schon mit dem Plan des Don Carlos. Er sucht Anregung im Escorial. Von dort schreibt er dem Freunde daheim:

„Das Escorial (man verzeihe mir diesen Frevel) gefällt mir gar nicht. Es ist eine ungeheure Anhäufung von bunten Marmorschätzen, im Inneren viele äußerst prunkhafte Sachen, darunter einige wunderschön, so zum Beispiel ein Freskogemälde von Luca Giordano über jedes Lob erhaben; das ganze jedoch von mehr als zweifelhaftem Geschmack. Es hat etwas strenges, grausames, genau wie der blutdürstige Herrscher, der es errichtet hat."

In Monte Carlo, im Jahre 1878, glaubt er Himmel und Hölle vereint zu sehen; „die Hölle, die herrlichen, glänzenden, von so vielen armen Verdammten bewohnten Räume (was für Erscheinungen!), der Himmel, die Natur draußen! Welche Landschaft, welches Klima!"

In Köln, Mai 1877, entzieht er sich nach Kräften den offiziellen Besuchen, den Einladungen, geräth aber in Entzücken über die Leistungen eines Gesangvereins, der ihm die Lieder der größten deutschen Komponisten vorträgt, und über ein riesiges Album, das ihm überreicht wird, „lauter Ansichten vom Rhein, lauter köstliche kleine Gemälde von der Hand eines der größten deutschen Meister." Darüber unten mehr.

Die Zudringlichkeit der Leute verleidet ihm den Aufenthalt in Paris immer von Neuem. Irgend ein Unbekannter betheuerte schon im Jahre 1836 den Nabucco gehört und seitdem den Altmeister in sein Herz geschlossen zu haben, Verdi erwiderte ihm:

— Entschuldigen Sie, denken Sie einmal nach, das ist ja gar nicht möglich!

— Wie, wie?!, antwortete in allem Ernst der Andere .... Ich habe Nabucco wirklich im Jahre 1836 gehört, ich versichere es Ihnen!

— So? Ich glaubte ihn erst im Jahre 1842 komponirt und zur Aufführung gegeben zu haben! ....

Glaubst Du, daß er sich nach dieser Erklärung zufrieden gegeben hätte? Mit nichten! Er schüttelte mit so ungläubiger Miene den Kopf, daß es eine Freude war, ihn anzusehen. Von solchen Geschichtchen könnte ich Dir Hunderte und Hunderte zum Besten geben."

Von Paris ist auch folgender Brief datirt, er schrieb ihn, als er dort die Vorbereitungen zur Aufführung des „Don Carlos" traf.

Paris, 16. Februar 1866.

Liebster A.!

„Fürchte nicht .... ich lebe noch und merke es an der lästigen Aufdringlichkeit so vieler Leute, die sich in Paris zur Geißel der armen Menschheit Rendez-vous geben! Gleichviel ob einer mitten in den Champs Elysées vier gute Kilometer von dem Mittelpunkt der Stadt oder im „Hôtel de Bade" an der verkehrreichsten Stelle des Boulevard des Italiens weilt, dagegen giebt's keine Rettung! Das Eigentümlichste ist, daß bei solcher Hetze und Rastlosigkeit, wenn man sich zu Bette legt, man sich sagen muß, daß die 24 Stunden des Tages verstrichen sind, ohne etwas zu Stande gebracht zu haben! Ich wünsche nichts so eifrig, als daß meine Dichter den Text fertig stellen mögen, damit ich nach Sant' Agata zurückkehren und dort in Ruhe arbeiten kann.

Wenn Dir die hiesigen Blätter, insbesondere die kleineren, wie Événement und Le Petit Journal, zu Gesicht kommen, wirst Du sehen, daß ich Dantan zu ehren, wegen seiner Büste von mir, eine Abendgesellschaft gegeben habe. Eigentlich war's keine Gesellschaft en titre, denn

ich erließ keine Einladungen, am vorgestrigen Abend kamen jedoch einige Intime zu mir, um die Büste in Augenschein zu nehmen. Man wollte Musik machen, ich sträubte mich, um kein Aufsehen zu erregen, jedoch mit demselben Erfolg, als wenn ich . . . . Ruhe mitten in den Champs Elysées hätte schaffen wollen. Mit der Patti, Fraschini, Dellesedie, Ronconi 2c. hätten wir zweifellos annehmbare Musik machen können. Die Büste ist, so behaupten sie alle, vorzüglich, Dantan zeichnete eine Karikatur von mir, die ich noch schöner finde. Sie stellt einen sitzenden Löwen dar, der mit einem höllenmäßigen Schweif und einer Pfote auf das Klavier paukt, und mit der anderen Pfote Noten niederschreibt . . . . . .

Aber genug Geschwätz! Ich grüße Dich und Amen!

Berichte mir zuerst wie es Dir geht und dann was unser liebes Florenz macht. Lebe wohl und behalte lieb Deinen alten

Verdi.

Selbst unter dem unmittelbaren Eindruck, läßt sich Verdi, wenn er von seinen Opern schreibt, nie von den geräuschvollen Kundgebungen des Publikums berauschen; er liebt es, geradeaus zu sagen, ob es sich um ein Fiasco handelte, ob der Beifall spontan oder gekünstelt war. Nach der ersten Aufführung des Don Carlos in Paris — 11. März 1867 — berichtet er eilig an Arrivabene: „Es war kein Erfolg." Im Januar 1894 fand der Don Carlos, der, „um größeren Zusammenhang und mehr dramatische Wucht zu erzielen," auf vier Akte zusammengestrichen worden war, im Scala Theater begeisterte Aufnahme, Verdi schreibt jedoch skeptisch an Opprandino:

Genua, 29. Januar 1884.

„Ich bin Dir wirklich dankbar für Deinen lieben Brief. Wenigstens hundert Mal habe ich mir in Mailand vorgenommen, Dir ein Wort zu schreiben, aber Du weißt es ja, wenn man mitten in der verwünschten Bude steht, die Theater heißt, findet man für nichts Zeit.

Was meine „Kaltblütigkeit" anbetrifft, muß ich Dir gestehen, daß ich mich auch diesmal nicht habe erweichen lassen. Ich wußte nur zu gut, was die gute mir zu Theil gewordenene Aufnahme zu bedeuten hatte. Sie galt weder Don Carlos, noch dem Komponisten aller der vorangegangenen Opern. Der ganze Beifall bedeutete nur: „Da Sie trotz Ihres vorsündflutigen Alters noch unter uns weilen, erliegen Sie, wenn es sein muß, der Anstrengung, aber amüsiren Sie uns noch einmal."

Frischauf, Hanswurst, und es lebe der Ruhm!

Uebrigens wurde Don Carlos im Ganzen gut gegeben und glänzend inscenirt. Trotzdem fürchte ich, daß das Werk keine besondere Zugkraft haben wird.

Die vorgenommenen Streichungen schaden dem musikalischen Drama gar nicht, so abgekürzt ist es sogar wirksamer geworden. Die Unzufriedenen aus Voreingenommenheit, ich meine natürlich die Abonnenten, klagen viel, weil der erste Akt nicht mehr gespielt wird, dessen Musik (behaupten sie) wunderschön war. Jetzt ist sie wunderschön, als sie aber gespielt wurde, schenkten sie ihr nicht die geringste Aufmerksamkeit; also eine Entdeckung! . . . . . ."

Viel mehr hielt er von dem Erfolg der Aida (Scala Theater, Februar 1872). Am Morgen nach der ersten Vorstellung greift er zur Feder

und berichtet an den Freund mit der ihm eigenen Schlichtheit: „Das Publikum hat ihr eine freundliche Miene gezeigt. Dir gegenüber will ich keine Bescheidenheit heucheln, unter meinen Opern gehört Aida gewiß zu den brauchbarsten. Die Zeit wird ihr übrigens die ihr gebührende Stelle anweisen. Um alles in einem Wort zusammenzufassen, halte ich es für einen Erfolg, der manche ausverkaufte Häuser zur Folge haben wird. Bestätigt sich dies, dann laß ich es Dich wissen."

Nie in seiner so ungewöhnlich langen Laufbahn schob Verdi den Grund eines Mißerfolges auf's Publikum, nie spielte er ein Theater gegen ein anderes aus, er suchte die Ursache der Ablehnung in seinem Werk selbst oder in der mangelhaften Besetzung; fand er keine, so überließ er getrost das endgültige Urtheil der Zeit, wie bei der Traviata und Rigoletto; glaubte er sie gefunden zu haben, dann legte er sofort wieder Hand an die Partitur, wie bei Simone Boccanegra, eine Oper, die er in seinen Briefen an Arrivabene „einen alten durchgeprügelten Köter, dem wieder auf die Beine geholfen werden muß," zu nennen pflegte. Nach einer gewonnenen Schlacht ließ er sich durch den Jubel der ersten Aufführung nicht bethören; um festzustellen, ob bei den folgenden Aufführungen der Erfolg auf derselben schwindelnden Höhe blieb, verschmähte er es nicht, den Kassenbericht, dieses untrügerische Thermometer zu Rate zu ziehen. Und dies, obschon er nur um unabhängig weiter arbeiten zu können, die glänzenden Anerbietungen ohne sich zu besinnen abgelehnt hatte, die ihm von Amerika und selbst von Frankreich häufig gemacht wurden:

Paris, 25. Mai 1863.

„Ich bin ein Bauer der „Roncole" und werde es immer bleiben; hätte ich mich in einen Pariser umwandeln wollen, dann würde ich die 40 tausend Franken (sogar 50 000 wenn ich es gewollt hätte) und ein Viertel des Gewinnes beim Theatre Italien angenommen haben; ferner wäre ich darauf eingegangen, eine Oper für das genannte Theater, eine zweite für die Opéra und eine dritte für die Opéra Comique zu schreiben. Ich habe alles abgelehnt, und doch waren die Bedingungen sehr günstig."

Nach der Aufführung der Oper Macbeth läßt er sich folgendermaßen aus:

„Ueber die Aufführung von Macbeth in Paris habe ich mehrere Zeitungen und einen langen, eingehenden Brief erhalten. Der Brief rührt vom Verleger her, ebenso die Zeitungen, so daß es anzunehmen ist, daß er diejenigen geschickt hat, die sich am freundlichsten ausgelassen haben.

Uebrigens wird sich die unverfälschte Wahrheit bei den Einnahmen zeigen, und wenn die Oper in dem Zeitraum von ungefähr einem Jahr, wie Rigoletto, es auf 100 Vorstellungen bringt, dann wird es ein echter und anhaltender Erfolg sein."

Von dem Bestreben beseelt, dem heimatlichen melodramatischen Theater, das sehr im Argen lag, zu neuer Blüthe zu verhelfen, wird Verdi zum Theaterdirektor und setzt selbst eine Reihe seiner Opern in Scene.

„Ich habe versucht — setzt er Oppradino auseinander — 29. August 1872 — einige unserer Theater durch mustergültige Vorstellungen wieder auf die Beine zu bringen. Bei vier Theatern, wo seit Jahren ein Fiasco

dem anderen auf den Fersen folgte und die Gagen für das letzte Quartal systematisch ausblieben, ist das Publikum, als ich die Aufführung einiger meiner Werke durchsetzte, ja selbst für ihre zweckmäßige Wiedergabe sorgte, herbeigeströmt; die materiellen Ergebnisse haben die kühnsten Erwartungen übertroffen. Du wirst sagen: „Was um Gotteswillen geht Dich der Gewinn an?“ — Ja, er geht mich an, denn er beweist, daß das Gebotene zog und wird die Leute belehren, wie sie es künftig einzurichten haben. Du weißt, daß ich mich in Mailand und Parma persönlich eingefunden hatte, in Padua war dies nicht der Fall, jedoch hatte ich dieselben Chöre, denselben Dekorationsmaler, denselben Maschinenmeister, dieselben Kostüme und sonstiges Zubehör wie in Parma hingeschickt. Ich schickte auch Faccio, der die Oper schon in Mailand dirigirt hatte. Ueber jede Kleinigkeit wurde den ganzen Tag hin und her geschrieben und alles klappte. Das Haus ausverkauft, Einnahmen glänzend.

Der Direktor kam gestern herüber, um sich zu bedanken, that aber, als ob er mir gar nichts verdanke.

Ganz ebenso bin ich jetzt für die Forza del Destino in Brescia ans Werk gegangen. Von hier aus habe ich alles überwacht . . . . . Dieselbe Truppe, dieselben Chöre ꝛc. ꝛc. wie in Mailand. Faccio wiederum am Dirigentenpulte. So waren schon bei der achten Vorstellung alle Ausgaben gedeckt, und alles ist jetzt Reingewinn. Auch hier ausverkaufte Häuser und allgemeine Zufriedenheit. Du wirst vielleicht, wie ich Dich kenne, einwenden: „Aber dies können auch andere thun.“ Nein, und tausend Mal nein, wenn sie es könnten, würden sie nicht so skandalöse Aufführungen veranstalten! . . . . .

Nun werde ich mich mit Neapel befassen müssen . . . . . hier ist die Sache etwas schwieriger. In Neapel, wie in Rom, weil sie einen Palestrina, Scarlatti und Pergolese gehabt haben, glauben sie es viel besser als alle anderen zu verstehen . . . . Statt dessen haben sie den Kompaß verloren, und verstehen von der ganzen Sache herzlich wenig. Sie sind ein bißchen wie die Franzosen: Nous, nous, nous . . . .

Habe Nachsicht mit meinem Geschwätz, das Dich nur mäßig interessiren dürfte. Mir liegt am Herzen, unsere Theater ein bißchen in die Höhe zu bringen. Es wäre das so leicht!“ . . .

Daß der Meister in seinen Briefen an den Freund, dem es zum Ruhm gereicht, gern seinen Ansichten über die Kunst, sowie seinen künstlerischen Neigungen und Abneigungen Ausdruck giebt, ist nur zu natürlich; niemand möchte solche Stelle wie die folgende missen: „Was Italien anbetrifft, braucht seine Musik nicht auf der Weltausstellung (London) durch eine besondere Abteilung vertreten zu werden. Allabendlich wird hier in zwei Theatern italienische Musik gespielt, und nicht nur hier, sondern überall in der Welt, trotz des gegenwärtigen Verfalls der italienischen Musik, (eine Entdeckung der Gelehrten!) hat es zu keiner Zeit so viele Theater für die italienische Oper, wie gerade jetzt gegeben, nie haben Musikverleger, gleichviel welcher Nationalität, so viel italienische Musik gedruckt und abgesetzt wie jetzt; auf der ganzen Erde giebt es keinen Winkel mit einer Spielbude und zwei Spielinstrumenten, wo nicht italienische Musik gespielt wird. Kommst Du einmal nach Indien oder nach Afrika — gewiß verfolgt der Trovatore Dich auch dorthin.“

Im Jahre 1864 trat bekanntlich Rossini mit seiner Piccola Messa aus seinem langjährigen Stillschweigen hervor. Sowohl Arrivabene, wie

der damals maßgebende Musikkritiker der Perseveranza, Filippi, wollten darin die Merkmale großer Fortschritte wahrnehmen, die sie dem unausgesetzten Studium zuschrieben, dem Rossini so viele Jahre hindurch obgelegen hatte. Dies war Verdi zuviel; am vierten April machte er folgendermaßen seinem Unwillen Luft: „Also Rossini hat in den letzten Zeiten Fortschritte gemacht, er hat viel studirt!! Aber potztausend, was hat er denn studiert? Was mich anbetrifft, wünsche ich ihm von Herzen, daß er die Musik ganz und gar verlerne, wenn er nur einen zweiten Barbiere schreibt! Filippi hat wirklich ganz eigene Ansichten! Bis zur Stunde baute ich auf den Namen Rossini für Alles, was er componirt hatte, jetzt, da er studirt hat, fange ich an stutzig zu werden!"

Und ein paar Tage darauf, am neunten April:

. . . . . „Ja, Du hast es richtig erraten! Ricordi schickt mir nie Musikalien, denn er weiß, daß ich während meines zehn- oder zwölfjährigen Mailänder Aufenthaltes ihn kein einziges Mal aufsuchte, um neue Compositionen zu besichtigen. Es ist mir nicht gegeben, Musik durch das bloße Ansehen auf mich wirken zu lassen, und wenn Du angenommen hast, daß die beiden mir zugeschickten Compositionen, bloß weil von Rossini herrührend, das Wunder vollziehen könnten, mir den Verstand zu erhellen, und mir die von D'Arcais und Filippi so viel gepriesenen Schönheiten und nie dagewesenen Harmonien begreiflich zu machen, dann hast Du Dich mächtig geirrt. Jedenfalls danke ich Dir tausend Mal für die gute Absicht und grüße Dich von ganzem Herzen."

Im Winter 1865 weilt Verdi wiederum in Paris. Er hat dort Gelegenheit, die Afrikanerin zu hören und meint: „Sie gehört keinesfalls zu den besten Opern Meyerbeers;" in einem Concert hört er die Ouverture zu Tannhäuser, die ihm den gar nicht bewundernden Ausruf entlockt: „Wagner ist wirklich verrückt!" Gewiß ein hartes Urteil, das man aber milder auffassen muß, wenn man an die Beleidigungen denkt, die es von Seiten der Wagnerianer auf Verdi hagelte. Liszt bezeichnete in seinen Briefen an Wagner Rigoletto und Ernani nicht anders als robaccia — dummes Zeug! — Jedoch, bald darauf erkennt Verdi die Bedeutung Wagners und läßt ihm volle Gerechtigkeit widerfahren. Trotzdem ermahnt er seine Landsleute, aufstrebende Komponisten, immer von Neuem sich streng an die klassische heimatliche Kunst zu halten (Tornate all' antico!) und sich ihrer Nationalität nicht zu schämen.

„Wir Alle" — schreibt er am 20. März 1879 — „Componisten, Kritiker, Publikum haben Alles, was in unser Macht stand, gethan, um unsere musikalische Eigenart abzustreifen. Nun haben wir es schon ziemlich weit gebracht; noch ein Schritt und wir sind auch in dieser Hinsicht, wie schon in so mancher anderen ganz verdeutscht. Es ist wirklich ein Trost zu sehen, wie überall Quartett-Vereine, Orchester-Vereine, und dann wiederum Orchester-Vereine und Quartett-Vereine ꝛc. ꝛc. ins Leben gerufen werden, um, wie Filippi sagt, das Publikum zu der großen Kunst zu erziehen. Dann wandelt mich ein ganz hausbackener Gedanke an, und ich sage mir: wenn wir statt dessen ein Quartett zusammenbrächten, um Palestrina und seine Zeitgenossen, Marcello ꝛc. aufzuführen, wäre das etwa keine große Kunst?

Dazu wäre sie italienische Kunst . . . . . von der anderen läßt sich das kaum behaupten! . . . . . Aber still, um Gotteswillen, daß keiner mich hört!"

Dezember, 11., 1885.

. . . . . „Ich höre von dem guten Erfolg Marchettis (Gustav Wasa), möchte aber, daß er weitere Kreise ergreife. Ich höre, daß unter vielen schönen Sachen Längen vorkommen. O, weh! Längen erzeugen Langeweile, nichts hält der Langeweile Stand. Hat einer das Mißgeschick, ein Komponist zu sein, dann muß er auch den höchsten Mut besitzen — den Mut, zuweilen auch gute Sachen zu streichen! Jetzt mehr als je brauchen wir gute Opern, Opern, die ebenso von jedem französischen wie deutschem Anklang frei sind, und es ist zu wünschen, daß diese Oper von Marchetti einen recht, recht langen Weg zurücklege."

März, 6., 68.

. . . . . „und doch habe ich die größte Lust, Florenz mit seinem Cavour in römischem Gewand wiederzusehen! . . Was für sonderbare Käuze alle diese Künstler! Haben sie sich einmal einen Namen gemacht, dann fürchten sie sich vor sich selbst und verfallen der Scholastik, der Manier! Duprez weiß nur zu gut, daß, wer einen Cavour mit der römischen Toga darstellt, eigentlich Katzenköpfe verdient, aber es bot ihm Gelegenheit zu schönen Stellungen, zu wirkungsvollem Faltenwurf, die Akademiker würden bravo rufen, Claque und Reklame das ihrige thun, die Philister würden folgen, und er unterlag der Versuchung. So sei es denn! Ich will kein Wort mehr gegen die Künstler über die Lippen bringen (ich fühle, ich bin gut aufgelegt) und sollte ich bei der Fortsetzung des Gespräches auf die Musikvirtuosen zu sprechen kommen, würden sie gewiß nicht mit heiler Haut davonkommen. O, diese sind noch verrückter als alle anderen! Sie sind wie Blinde, die von Farben sprechen wollen. Sie malen aufs geradewohl! Sie wissen weder was sie wollen, noch was sie thun! Eine schöne Neuheit! Ich weiß ja auch, daß es Zukunftsmusik giebt, aber ich denke jetzt und werde auch nächstes Jahr denken, daß, um einen Schuh zustande zu bringen vor allem Leder und dann wieder Leder von Nöthen ist . . . . Was denkst Du von diesem dummen Gleichniß, durch welches ich sagen will, daß wer eine Oper komponiren will, vor allem Musik im Leib haben muß. Ich erkläre hiermit, daß ich ein begeisterter Anhänger der Aveniristen bin und es immer sein werde, unter der Voraussetzung jedoch, daß sie Musik, gleichviel welcher Art und Schule, aber echte Musik schreiben! . . . . Genug, genug davon, denn ich möchte nicht durch zu vieles Davonsprechen angesteckt werden. Sei ganz ruhig; bevor ich ans Ziel gelange, können mir die Kräfte versagen, ich weiß aber was ich will."

S. Agata, 14. Juli 1873.

. . . . „Ich könnte Dir nicht sagen, was aus dieser musikalischen Gährung noch werden wird! Der eine will melodisch, wie Bellini, der andere harmonisch wie Meyerbeer sein. Ich möchte weder das eine, noch das andere, ich möchte nur, daß die Jungen, wenn sie Musik zu schreiben anfangen, nie daran dächten weder melodiös, noch harmonisch, noch realistisch, noch veristisch, noch aveniristisch, oder wie alle diese Teufeleien sonst heißen, zu sein. Melodie und Harmonie müssen nur Werkzeuge in der

Hand des Künstlers sein, um Musik zu schreiben; und sollte je der Tag anbrechen, an welchem man nicht mehr, weder von Melodie und Harmonie, noch von italienischer oder deutscher Schule, noch von Vergangenheit oder Zukunft ꝛc. ꝛc. spricht, an dem Tag wird vielleicht die Kunst das Scepter schwingen. Noch ein größeres Uebel der gegenwärtigen Zeit ist, daß alle die Opern dieser Jungen das Ergebniß der Furcht sind. Niemand komponirt mehr mit Hingebung seines ganzen Ich, der Gedanke, das Publikum nicht abzustoßen, und sich bei der Kritik einzuschmeicheln, hält alle in Bann.

Du wirst mir sagen, daß ich meine Erfolge der Verschmelzung beider Schulen verdanke. Ich habe nie daran gedacht. Uebrigens ist es eine alte Geschichte, die sich bei Anderen und zu einer bestimmten Zeit immer wiederholt hat. Jedenfalls, sei ganz ruhig, mein theuerster Arrivabene, die Kunst kommt nie um, und zweifle nicht, auch die Modernen haben etwas geleistet . . ."

Genua, 17. März 1882.

. . „Was die Ansichten über Musik anbelangt, muß man ein sehr weites Herz haben; ich für meine Person, bin die Toleranz selbst. Ich erkenne die Berechtigung der Melodiker, der Harmoniker, und wie alle die Quälgeister sonst heißen mögen . . . auch derjenigen, die sich mit dem bon ton quälen zu müssen glauben, an. Ich lasse Vergangenheit, Gegenwart, und würde selbst die Zukunft gelten lassen, wenn ich sie kennte und sie mir gefiele. Mit einem Wort Melodie, Harmonie, Koloratur, Deklamation, Orchesterwirkung, Lokalkolorit (Letzteres wird so oft mißbraucht, hauptsächlich um absolute Gedankenleere zu beschönen) sind nur Werkzeuge. Liefere Jemand vermittelst solcher Werkzeuge gute Musik, und mir sollen alle Genre willkommen sein. Zum Beispiel ist der Satz „Signor, giudizio per carita!", im „Barbiere", weder Melodie, noch Harmonie: es ist das vorgetragene Wort richtig, echt, treffend, und Musik dazu . . . . Amen!

Mailand, 2. Mai 1885.

. . . . „Ich habe das Heft „Ars nova", das Du mir geschickt hast, empfangen. Ich habe nicht die Zeit gehabt, es aufmerksam zu lesen, nach dem wenigen aber, was ich gesehen habe, handelt es sich um eine jener Schriften, deren Verfasser nicht diskutieren, sondern urteilen, und zwar mit unerträglichem Hochmut. Auf der letzten Seite lese ich unter anderem folgendes: „Glaubst Du etwa, daß die Musik Gefühle der Liebe, des Schmerzes, zum Ausdruck bringen muß, dann gieb sie auf . . . . sie ist nicht für Dich!"

Und warum muß ich denn nicht glauben, daß die Musik der Ausdruck der Liebe, des Schmerzes ꝛc. sei??

Vorher führt er, als das non plus ultra der Musik die Messe von Bach, die Neunte von Beethoven, und die Messa di Papa Marcello an. Was mich anbetrifft, würde ich aber gar nicht aus dem Häuschen geraten, wenn jemand käme und behauptete, die Messe von Bach sei etwas trocken, einige Stellen der Neunten nicht gut geschrieben; daß er in den anderen Symphonien einige Tempi vorziehe, die nicht in der Neunten sind, und daß man bei Palestrina bessere Sachen findet, als die Messa di Papa Marcello.

Warum denn nicht? Wenn einer so dächte, warum könnte er in aller Welt nicht ein Auserwählter sein, und warum könnte die Musik nicht für ihn geschaffen sein?

Uebrigens ſtreite ich gar nicht: Ich weiß nichts, ich will nichts wiſſen. Ich weiß nur, daß, wenn der Mann der „Ars nova“ unter uns erſtehen ſollte, er viel alten Tand über Bord werfen, und die hochmütigen Utopien der jetzigen Zeit, die nichts anderes thut, als neue Fehler und neue Manieren an Stelle der alten zu ſetzen, und die troſtloſe Gedankenleere mit barocken Gewändern zu umhüllen trachtet, verachten müßte.

Und nun bleibe geſund und heiter, dies iſt für uns von viel mehr Belang als die „Ars nova“ . . . . .“

Die Beſichtigung der Turiner Kunſtausſtellung von 1880 veranlaßt ihn zu folgenden Betrachtungen:

„Bei Allen der ausgeſprochenſte Hang, der unverkennbare Wunſch, etwas zu finden, originell zu ſein. Ein höchſt lobenswerthes Beſtreben, ſo lange man nicht über das Ziel hinausſchießt. Das iſt in unſerem Zeitalter die gefährlichſte Klippe jeder Kunſt. Es giebt manche, die gute Lungen haben und tief Athem holen. Trotz aller Hinderniſſe am Wege, werden dieſe ans Ziel gelangen. Die Meiſten werden nach einer kurzen Strecke Weges das Genick brechen, oder es wird ihnen, falls ſie ausharren, der Athem ausgehen. Mich dünkt aber, daß kein Grund vorliegt, den Mut zu verlieren. Dieſer Drang, dieſe Sehnſucht nach Neuem, gefallen mir perſönlich außerordentlich gut.“

S. Agata, 27. April 1872.

„Ich werde zwar nie zu der Gemeinde des heiligen Secondo gehören, kann Dir trotzdem ein Schulterblatt von dem ihm geheiligten Tier ſchicken, ja, ich habe es Dir ſchon heute früh per Eiſenbahn geſchickt.

Obſchon die Jahreszeit etwas zu vorgeſchritten iſt, hoffe ich, daß es Dir gut ſchmecken wird, Du mußt es aber gleich eſſen, bevor es warm wird. Weißt Du wie es zubereitet wird?

Bevor man es kocht, muß man es abſalzen, das heißt, es ein paar Stunden im lauwarmen Waſſer belaſſen. Dann wird es in einem Gefäß mit recht viel Waſſer, gekocht. Es muß ſechs Stunden bei gelindem Feuer kochen, dann läßt man es in ſeiner eigenen Brühe abkühlen. Iſt es einmal abgekühlt, das heißt, nach 24 Stunden, nimm es aus dem Topf, trockne und verzehre es.

Wie Du weißt iſt Aida gut gegangen, man berichtet mir über die dritte und vierte Vorſtellung, bei immer ausverkauftem Haus, ſehr günſtiges. Wir wollen daher die Cabaletta, die Dir ſo ſehr auf die Nerven fällt, in Ruhe laſſen. Gewiß iſt ſie kein Meiſterwerk, indeſſen giebt es noch ſehr viel ſchlechtere. Aber in dieſem Augenblick iſt es Mode geworden, Skandal zu machen, und gegen die Cabaletta Front zu machen.

Es iſt eine ähnliche Verwirrung wie damals, als man nichts anderes als Cabaletta verlangte. Man ſchreit ſich heiſer gegen die Manier und verfällt dann von einer Manier in die andere! O, die unverbeſſerlichen Schafe!

Uebrigens erzielt dieſe unſelige Cabaletta, die in Mailand ſo mißfiel, in Parma eine gewiſſe Wirkung, und in Cairo mußte ſie bei allen Vorſtellungen der Aida auf allgemeines Verlangen wiederholt werden.

Daher befaſſe Dich jetzt mit dem mehrerwähnten Vorderblatt und laſſe mich wiſſen, wie es Dir geſchmeckt hat.

Peppina (Frau Verdi) grüßt Dich beſtens und für heute nehme auch ich von Dir herzlichſt Abſchied.“

Genua, 10. Juni 1884.

„Ich habe sehr Löbliches (anläßlich der ersten Aufführung der Villi) über den Komponisten Puccini vernommen. Mir ist ein Brief vorgelegt worden, der nicht genug des Guten über ihn berichten kann. Er folgt den modernen Tendenzen, was nur zu begreiflich ist, hält jedoch an der Melodie, welche weder alt, noch modern ist, fest. Es scheint jedoch, daß bei ihm das Symphonische überwiegt, und auch dies ist kein Unglück. Nur muß man damit vorsichtig umgehen können. Oper ist Oper, Symphonie Symphonie; und ich halte es nicht für richtig, in einer Oper Bruchstücke von Symphonien einzuschalten, nur um des Vergnügens willen, dem Orchester besondere Effekte zu entlocken. Ich spreche, wie mir der Schnabel gewachsen ist, ohne einen besonderen Wert auf das Gesagte zu legen, ohne die Ueberzeugung das Richtige getroffen zu haben, ja sogar mit der Ueberzeugung etwas den modernen Tendenzen zuwiderlaufendes gesagt zu haben. Jede Epoche hat ihr eigenes Gepräge.

Die Geschichte wird später zu entscheiden haben, welche Epoche gut, welche schlecht gewesen ist. Wer weiß, wie Viele im sechzehnten Jahrhundert das bekannte Sonett von Achillini: „Sudate, o fuochi, a preparar metalli!“ (Schwitzt, o Flammen, Erze zu schmelzen!) über einen Gesang von Dante gestellt haben werden!

Und inmitten all dieser Dinge, ob guter, oder schlechter, bleibe gesund und guter Dinge so lange wie nur möglich.“

S. Agata, 12. Juli 1884.

„In allen Zeiten waren gute Opern selten, heutzutage sind sie fast unmöglich geworden. Warum? wirst Du fragen. Weil man zu viel Musik schreibt; weil man zu ängstlich sucht; weil man im Dunkel tappt und die Sonne vernachlässigt! Weil wir die Verhältnisse übertreiben! Weil wir breit, aber nicht groß schaffen! Aus dem Breiten entwickelt sich das Kleine, das Barocke! . . . So weit sind wir gekommen!

Lebewohl, mit unveränderlicher Anhänglichkeit, Dein

Verdi.

Genua, 5. Februar 1876.

„Merken endlich die Jungen, daß sie weder in Mendelssohn, noch in Chopin, noch in Gounod, das Licht suchen müssen, dann werden sie vielleicht finden! Es ist doch sehr eigenthümlich, daß sie zum Vorbild für das Drama gerade Komponisten nehmen, denen das Gefühl für das Dramatische gänzlich abgeht. Daß ich in dieser Weise von dem Komponisten des „Faust“ rede wird Dich überraschen. Was soll ich Dir aber sagen? — Gounod ist ein großer Musiker, der erste Komponist Frankreichs, aber ihm fehlt die dramatische Fiber. Herrliche einschmeichelnde Musik, wundervolle Einzelheiten, stets das Wort, nie aber die Situation treffend zum Ausdruck gebracht, die Charaktere unbestimmt, das Drama jedes eigenen Gepräges bar u. s. w. Dies inter nos.“

S. Agata, 14. Oktober 1878.

„Ich weiß so gut wie nichts von musikalischen Neuheiten. Ich weiß aber, daß Gounod keinen besonderen Erfolg errungen hat. Man muß sich aber keinen Täuschungen hingeben, und die Menschen für das nehmen, was sie sind. Gounod ist ein großer Musiker, ein außerordentliches Talent,

Kammermusik, Instrumentalmusik, macht keiner wie er, keiner in so eigener Weise, aber das Drama wird nimmer und nimmermehr seine Sache sein. Selbst „Faust“ ist unter seinen Händen, obwohl eine gelungene Arbeit, klein geworden. Dasselbe gilt für sein „Romeo und Julia“, und ebenso wird es mit diesem „Poliuto“ werden. Kurz und gut — er macht intime Musik immer meisterhaft, die Situation vermag er jedoch nie kräftig wiederzugeben, noch Charaktere lebenswahr zu meißeln. Genau wie so viele andere. . . . Schilt mich nicht einen Lästerer . . . ich sage ehrlich meine Meinung einem Freunde, dem gegenüber ich nicht heucheln mag.“

Im Oktober 1878, als Frankreich dem Andenken Berlioz' Gerechtigkeit widerfahren ließ, schreibt Verdi aus S. Agata:

„Berlioz war ein armer Kranker, immer gereizt, gegen alles verbittert, tückisch. Sehr viel Talent und scharf; er besaß Gefühl für die Instrumentirung und hat Wagner den Weg zu vielen Orchestereffekten geebnet; die Wagnerianer wollen es zwar nicht hören, doch ist es so. Mäßigung war ihm fremd; es fehlt ihm jene Ruhe, jenes Gleichgewicht, möchte ich sagen, ohne welches keine Vollkommenheit in der Kunst möglich ist. Selbst wenn er Gutes schuf, schoß er immer über das Ziel hinaus.

Die gegenwärtigen Ehrungen in Paris sind zum großen Teil wohlverdient und gerecht, jedoch hat der Umschlag der Stimmung noch größeren Antheil daran. Er wurde so schlecht behandelt, als er noch lebte!!! Nun ist er todt! Hosianna!!“

Einst schickt Arrivabene Verdi einige von ihm selbst gedichtete Strophen über die Nachtigall und bittet ihn, sie in Musik zu setzen. Verdi lehnt jedoch das Ansinnen rundweg ab: „Deine Verse sind sehr niedlich, mir aber ist es nicht gegeben (und Du weißt es nur zu gut) einzelne Kammermusikkompositionen zu schreiben. Und glaubst Du, daß wenn ich, in dem Wahn die Nachtigall nachzuahmen, einige Triller, einige Läufe aufs Papier gebracht hätte, das schon eine Melodie wäre?

Ich will noch mehr sagen: Melodien entstehen weder mit Trillern, noch mit Läufen oder Verzierungen . . . . . Merke es Dir wohl, Melodien sind zum Beispiel der Chor der Barden, das Gebet des Moses, dagegen sind die Cavatinen aus dem Barbiere, Gazza ladra, Semiramis 2c. keine Melodien. Was um Gotteswillen sind sie denn, — wirst Du fragen? . . . Alles was Du willst, nur keine Melodien, und nicht einmal gute Musik; werde nicht böse, wenn ich mit Rossini ein bißchen unzart umgehe, aber Rossini kann es aushalten, und wenn die Kritiker die ganze Wahrheit über ihn kennen und sie zu sagen wagen werden, wird die Kunst sich besser dabei befinden.

Also Lebewohl, und verzeih' die vielen Belästigungen. Und gehst Du wirklich nach Rom? Ich lege Dir Den Heiligen Vater ans Herz, der Aermste hat wirklich den Kopf verloren.“

Unter den Zeitgenossen hielt Verdi besonders auf Ponchielli große Stücke. Als im Jahre 1872 die Promessi Sposi umgearbeitet in Mailand gegeben wurden, schrieb Verdi: „Ponchielli ist ein ausgezeichneter Musiker, aber seine Oper besitzt keine ausgesprochene Individualität, zu dem Mangel an innerem Zusammenhang zwischen seiner vor sechzehn Jahren geschriebenen Musik und der neuen, kommt, daß sowohl die neue wie die alte älter als der Zeitpunkt ihrer Entstehung sind! Verstehst Du, was

ich sagen will? Wird er einer neuen Oper jene Individualität geben können, die zu der Erkenntniß zwingt: „Diese Musik hätte man unmöglich gestern schreiben können.“ — I Lituani, la Gioconda ließ Verdi rückhaltslos gelten — als 1886 Ponchielli starb, betrauerte ihn Verdi mit den Worten „Armer Ponchielli, ein so braver Mensch, ein so ausgezeichneter Musiker!“

Die Urtheile Verdis sind immer knapp, prägnant, ganz unpersönlich; von einem tüchtigen deutschen Komponisten, einem leidenschaftlichen Anhänger Wagners, in dessen Augen er selbst keine Gnade fand, schrieb Verdi: „Nimm es ihm nicht übel, wenn er Rossini, Bellini, Donizetti, und mit unvergleichlich größerem Recht mich selbst herunterreißt. Das hat nichts zu bedeuten. Er zeigt nur, daß er einen anderen Weg geht, als wir. Was liegt daran?“

Genua, 27. Dezember 1877.

„Hier nichts neues, bis auf drei Vorstellungen mit der Patti, bei unbeschreiblichem Jubel — und verdientem, denn sie ist eine so vollkommene Künstlernatur, wie vielleicht noch nie eine.

O! o! und die Malibran?!

— Großartig aber ungleich; zuweilen göttlich, zuweilen barock. Ihre Methode war nicht immer rein, nicht immer korrekt das Spiel, die Stimme kreischend in der Höhe. Trotz alledem, eine außerordentliche, wundervolle Künstlerin. Die Patti ist jedoch vollkommener. Wundervolle Stimme, herrliches Spiel, ein Zauber, ein Temperament, wie keine andere! . . . .“

Genua, 20. Juli 1874.

„Hand aufs Herz, sage mir, der Du selbst ein bißchen Journalist bist, darf man die Kritiken aller dieser Herren ernst nehmen? Ganz abgesehen von Weber, der in seiner Wuth gegen den Taktstock des Dirigenten augenscheinlich übergeschnappt ist, glaubst Du denn, daß alle, oder fast alle die Herren Recensenten mit Fachkenntnissen und — Verständniß doziren? . . . Glaubst Du, daß sie sammt und sonders in das Gefüge einer Composition einzudringen, die Intentionen des Komponisten zu durchschauen vermögen? Nie und nimmermehr! . . . . Aber es ist zwecklos, davon zu sprechen; die Kunst, die wahre schaffende Kunst hat mit dieser zahnlosen Kunst, die uns die Herren Kritiker, die nicht einmal unter sich einig sind, predigen, nichts gemein . . .“

Eine neue Biographie von ihm fertigt er folgender Weise ab:

Genua, 8. Februar 1878.

„ . . . sie wimmelt von Ungenauigkeiten.

Es versteht sich von selbst, daß derartige Schriften nur eine Anhäufung von Fehlern sein können, denn die Eigenliebe oder die Eitelkeit, die das Schlechte verhüllt und das Gute vergrößert, spielt dabei immer mit. Aufrichtige Menschen mit wirklich überlegenem Verstand sind so selten! Bei derartigen Schriften schreibt man das, was andere über denselben Gegenstand schon gesagt haben ab, oder man erdichtet. Der Grrrroße Fétis, eine für alle Musiker ausschlaggebende Persönlichkeit, in der Wirklichkeit jedoch ein stümperhafter Theoretiker, ein erbärmlicher Geschichtsschreiber, ein Komponist von adamitischer Unschuld, verfuhr nicht anders. Ich ver-

abſcheue dieſen Marktſchreier nicht etwa, weil er ſo ſchlecht von mir geſprochen hat, ſondern weil er mich eines Tages Hals über Kopf nach dem Egyptiſchen Muſeum in Florenz ſtürmen ließ (erinnerſt Du Dich daran? wir gingen zuſammen hin), um eine Flöte in Augenſchein zu nehmen, auf welcher er, wie er in ſeiner Geſchichte der Muſik behauptet, das Syſtem der alten egyptiſchen Muſik gefunden haben will; ein Syſtem, das nur in der Tonart des Inſtrumentes von dem unſrigen abweichen ſoll!!!! Der Erzſpitzbube! Dieſe berühmte Flöte iſt nichts anders als eine Pfeife mit vier Löchern, ganz derjenigen unſerer Hirten ähnlich! So wird Geſchichte gefälſcht und die Dummen werden nicht alle!"

Wirklichem Verdienſt zollte Verdi bis zum Schluß faſt rührende Ehrerbietung. Den großen Männern will er ſich nur „con le ginocchia della mente inchine", „knieenden Geiſtes" nähern. Manzoni verehrte er aufs höchſte, wagt jedoch nicht an ihn zu ſchreiben, wie er Arrivabene (5. Auguſt 1869) geſteht, „um ihn nicht zu nöthigen meinen Brief zu beantworten." In Sant' Agata wandelte ihn oft eine unüberwindliche Abneigung gegen das Klavier an. „Um die Muſik zu vergeſſen" (ſo drückt er ſich Arrivabene gegenüber aus), las er I Promessi Sposi, Shakeſpeare, Dante, Arioſt immer von neuem. Arrivabene ermahnt ihn, will ihn ans Klavier feſſeln, erhält jedoch von ihm launige, höchſt charakteriſtiſche Zurückweiſungen, wie im Jahre 1867, kurz nach der erſten Aufführung des Don Carlos in Paris:

S. Agata, Sommer 1867.

„Maeſtro Verdi iſt entweder auf der Eiſenbahn von Genua oder auf dem Grund eines Brunnens in S. Agata zu treffen. . . . Ich werde mich deutlicher ausdrücken. Genannter Maeſtro hat ſich in den Kopf geſetzt, eine Dampfmaſchine zu konſtruieren, um Waſſer aus einem Bächlein, das dicht an ſeinem Hauſe vorbeifließt, abzuleiten. Zu dieſem Zweck braucht er einen fünfundzwanzig Meter langen, ſechs Meter unter der Erde liegenden Kanal — dazu einen ſieben Meter tiefen Brunnen. In dieſer Tiefe ſind wir auf eine ſehr anſehnliche Maſſe von Sand und Waſſer geſtoßen, was die Maurerarbeiten ſehr erſchwert. Der mehrerwähnte Maeſtro weilt den ganzen Tag dort unten, um die Arbeiter aufzumuntern, zu ſchelten, vor allem aber um ſie zu leiten.

„Leiten?!! Ja, es iſt dies das Steckenpferd des Herrn Maeſtro. Sagſt Du ihm, daß Don Carlos nichts taugt, ſo pfeift er darauf, ziehſt Du aber ſein Können als magutt (Handlanger) in Zweifel, dann wird er böſe."

S. Agata, 14. September 1880.

„Du Glücklicher, Dir iſt vergönnt, gute, heilſame Luft zu athmen, und dabei die Meiſterwerke der klaſſiſchen und der italieniſchen Kunſt zu bewundern. An guter Luft habe auch ich keinen Mangel, zu bewundern jedoch nur meine Kühe, Ochſen, Pferde ꝛc. ꝛc., dabei bin ich Bauer, Maurer, Tiſchler und wenn von Nöthen ſelbſt Laſtträger. Ich muß mich deutlicher erklären. Ich habe viele Bauernhäuſer, die wie überall in dieſer Gegend mit Einſturz drohen. Ich habe mir vorgenommen, etliche wieder in Stand zu ſetzen, andere neu wieder aufzubauen, bevor ſie zuſammenſtürzen und ein Menſch oder auch mehrere totgeſchlagen werden. So bin ich Architekt,

Bauführer, Schmied . . . von Allem ein bißchen. Infolgedessen adieu Bücher, adieu Musik; mir kommt es vor, als ob ich die Noten vergessen oder nie gekannt hätte! . . .“

Während dieser Arbeiten faßte Verdi den Plan zum Otello und zum Falstaff. Zuerst stand er mehr im Bann des tückischen Jago als des leichtgläubigen Otello. In seinen Briefen an Arrivabene befaßt er sich von 1880 bis 1885 ausschließlich mit dem Jago, erwähnt nie Otello, erst am Schluß des Jahres 1885 kündigt er dem Freunde den Entschluß an, den Mohren nicht nur zum Kern, sondern auch zum Titelhelden seiner neuen Oper zu machen.

S. Agata, 20. November 1885.

„Was den tückischen Jago (nicht mehr Jago, sondern Otello) anbetrifft, habe ich in den zwei letzten Monaten wirklich hart daran gearbeitet. Das zerstreute mich, frischte mich auf, machte mir, mit einem Wort, das größte Vergnügen. Mit der Erlaubnis zur Aufführung wird es selbst nach der Fertigstellung gute Weile haben.“

Die heutige Generation weiß nur vom Hörensagen, daß in der Zeit, die der Einigung Italiens voranging, Verdi seine glühende Vaterlandsliebe in leidenschaftlicher Weise bethätigte, daß sein Name im Theater häufig Anlaß zu politischen Manifestationen gab (Viva Verdi! pflegte das Publikum für „Viva Vittorio Emmanuele Re d' Italia!“ zu rufen), daß Oesterreich um Haaresbreite Verdi aus seinen italienischen Besitzungen ausgewiesen hätte. Wie sehr ihm die Größe und das Ansehen Italiens am Herzen lag, haben Alt und Jung erst aus seinen Briefen an Arrivabene erfahren. Wie er im Jahre 1848 als einer der allerersten die Adresse des Marquis Guerrieri-Gonzaga um die Hülfe Frankreichs gegen Oesterreich anzurufen, unterschrieben hatte, so gehörte er im Jahre 1859 zu den begeistertsten und dankbarsten Anhängern Napoleons III. wegen seiner Intervention gegen Oesterreich zur Erlösung der Lombardei. — 1870 wünschte er, daß Italien „zur Zahlung der Dankesschuld an Frankreich“ zum Schwert gegen Deutschland griff; 1873 zeichnete er einen ansehnlichen Beitrag zur Errichtung eines Denkmals für Napoleon III. in Mailand. Darob öffentlich getadelt, ließ er durch seinen zuverlässigen Arrivabene in der Opinione erwidern: „Hier handelt es sich um keine politische Frage; ich habe immer geglaubt und glaube es noch, daß Napoleon III. der einzige Franzose gewesen ist, der Italien gewogen war; dazu hat er sein Leben für uns auf's Spiel gesetzt; alles dies wiegt schwerer als mein armseliger Beitrag.“

Genua, 5. Februar 1876.

Lieber A.!

„Ein ständiges Theater wäre eine vorzügliche Einrichtung, ich halte es leider für unausführbar. Das Beispiel von der Pariser Opéra und von Deutschland bedeutet in meinen Augen so gut wie nichts, denn alle diese Theater bieten Erbärmliches. In der Pariser Opéra ist die mise en scene glänzend, in Hinsicht auf Genauigkeit der Costüme und Geschmack weit besser als in allen anderen Theatern der Welt, der musikalische Theil jedoch schrecklich, die Sänger kaum mittelmäßig (seit einigen Jahren Faure ausgeschlossen), Orchester und Chöre unlustig und ohne Disciplin. Ich habe in der Opéra hunderten von Vorstellungen beigewohnt, dort jedoch eine

musikalisch gute Aufführung nie gehört. Aber in einer Stadt mit drei Millionen Einwohnern und durchschnittlich hunderttausend Fremden finden sich immer 2000 Personen, um den Saal bei einer schlechten Vorstellung zu füllen.

In Deutschland sind Orchester und Chöre aufmerksamer, gewissenhafter, sie führen die ihnen anvertrauten Rollen genauer und besser durch, was nicht hindert, daß ich in Berlin erbärmlichen (deplorabile) Vorstellungen beigewohnt habe. Das Orchester ist stark und spielt derb. (L'orchestra è grossa e suona grosso.) Die Chöre nicht gut, Regie charakterlos, geschmacklos. Sänger . . . . . o, die Sänger geradezu unter jeder Kritik. Dieses Jahr habe ich in Wien die Meslinger*) (ich weiß nicht ob ich richtig schreibe), die als die Malibran Deutschlands gilt, gehört. Du lieber Gott! Die Stimme ganz unbedeutend und ermüdet, Art zu singen zopfig und plump, Spiel abstoßend. Unsere drei oder vier Primadonnen von Ruf sind ihr in bezug auf Stimme und Gesangstil unendlich überlegen, in bezug auf Spiel zum mindesten ebenbürtig.

In Bezug auf Chöre und Orchester (wirklich vorzüglich) ist Wien (jetzt die erste Opernbühne Deutschlands) besser daran. Ich habe mehreren Vorstellungen beigewohnt und die Massen ganz tadellos, die Regie mittelmäßig, die Sänger unter dem Durchschnitt gefunden. Gewöhnlich kommen solche Darbietungen nicht theuer zu stehen. Das Publikum (während der Vorstellung wird es halb im Dunkel gehalten) nickt ein oder langweilt sich, am Schluß jedes Aktes klatscht es ein bißchen und am Schluß der Vorstellung kehrt es heim ohne Unwillen aber auch ohne jeglichen Anlauf von Begeisterung. Das mag für Nordländer richtig sein, wage Du aber Aehnliches in einem unserer Theater anzubieten und Du wirst hören, was für eine Katzenmusik das Publikum auf eigene Rechnung in Scene setzt!

Bei uns ist das Publikum viel zu aufgeregt und würde nie, wie in Deutschland, mit einer Primadonna vorlieb nehmen, die nur 15 oder 20 tausend Gulden jährlich kostet. Es verlangt Sängerinnen, die für 25 oder 30000 Franken monatlich, in Cairo, Petersburg, Lissabon und London singen, und wer kann sie denn bezahlen? Sieh' zum Beispiel: dieses Jahr haben sie im Scala Theater eine Truppe, wie sie sich besser kaum zusammenbringen läßt. Eine Primadonna mit schöner Stimme, lebhaft, anmuthig, jung und die dazu u n s gehört. Der Tenor vielleicht der allererste, gewiß einer der allerersten! Aldighieri, ein Bariton, der nur einen Nebenbuhler hat, Pandolfini. Ein Baß, der unerreicht dasteht, und doch macht das Theater nur magere Geschäfte. Voriges Jahr sagten sie der Mariani sehr Rühmliches nach, dieses Jahr fangen sie an zu sagen, daß sie etwas müde ist (übrigens keine Spur von wahr), jetzt sagt man, sie sänge gut, ziehe aber nicht 2c. 2c. Sollte sie nächstes Jahr wiederkommen, dann würden sie einstimmig stöhnen: Ach, immer dieselbe! . .

Ich erinnere mich in Mailand einen gewissen Villa gekannt zu haben, einen alten Impresario aus der Zeit, in der die La Lande, Rubini, Tamburini und Lablache in der Scala sangen, der erzählte mir, daß das Publikum, nachdem es erst in wahren Beifallsstürmen geschwelgt, schließlich den Rubini ausgezischt habe und überhaupt nicht mehr ins Theater gekommen sei, so daß an einem gewissen Abend nur s e c h s Billets verkauft wurden!! Unglaublich . . .

Nun frage ich Dich, ob mit unserem Publikum eine, wenigstens auf

*) Gemeint ist aller Wahrscheinlichkeit nach die Mallinger.

drei Jahre feste Truppe, eine Sache der Möglichkeit ist? Und weißt Du denn, wie theuer eine Truppe, wie diejenige, die gegenwärtig im Scala Theater auftritt, jährlich zu stehen kommen würde? Die Mariani mag sich zu ihrem Vergnügen hergeben, für 45 oder 50 tausend Franken eine Saison im Scala Theater zu singen, an dem Tag jedoch, an welchem sie sich auf Jahre verpflichten sollte, würde sie unbedingt mindestens 15 tausend Franken monatlich verlangen, da sie im Ausland 25 oder 30 tausend einnimmt! Dasselbe gilt für einen Tenor 2c. 2c.

O Gott! Was für ein langer Brief! Ich hätte Dir noch viele, sehr viele Sachen zu sagen, aus dem Gesagten kannst Du sie Dir jedoch denken.

Lebe also wohl und bleibe gesund.

Dein treuer Verdi.

Genua, 13. März 1876.

„Wir waren (er und Cavour) über die Nothwendigkeit stehender von der Regierung und den Gemeinden zu besoldender Chöre und Orchester für die Theater Italiens vollkommen einig. Schon im Jahre 1861 hatte ich bei Cavour für die drei Haupttheater (in der Hauptstadt, Mailand und Neapel) ständige von der Regierung besoldete Chöre und Orchester angeregt, dazu abendliche, freie Gesangsschulen für's Volk mit der Verpflichtung für die Schüler, bei dem betreffenden Theater mitzuwirken.

Ferner, in den drei obengenannten Städten, drei Conservatorien, mit gegenseitigen Verpflichtungen zwischen Theatern und Conservatorien. Wenn Cavour gelebt hätte, wäre so ein Programm leicht ausführbar gewesen — unmöglich jedoch mit anderen Ministern."

Busseto, Anfangs Juni 1861.

„Im Begriff, nach Turin abzureisen (zu den Kammersitzungen) erhalte ich die Schreckensnachricht, die mich tötet! (In der That ist dieser Brief wegen der inneren Bewegung des Schreibers fast unleserlich.) Ich kann es nicht über mich bringen, nach Turin zu kommen, mir wäre es unmöglich, der Leichenfeier dieses Mannes beizuwohnen . . . Welches Unglück, welch ein Abgrund für das arme Italien!"

Busseto, 9. Juni 1861.

„Bei dem Gedanken nach Turin zu kommen, bricht mir das Herz!" —

Busseto, 14. Juni 1861.

„Die Leichenfeier für Cavour (zur offiziellen Leichenfeier nach Turin war er nicht gefahren) wurde am Donnerstag mit all der Feierlichkeit, die man von einem so kleinen Nest erwarten konnte, hier abgehalten. Die Geistlichkeit amtirte umsonst und das will viel sagen.

Ich wohnte dem Trauerakt in tiefster Trauer bei, aber die wahre Trauer trug ich im Herzen.

Inter nos, es war mir unmöglich, die Thränen zurückzuhalten, ich weinte wie ein Kind! . . . Armer Cavour! . . . . . wir Aermsten! . . . . ."

Die Zeit vermochte nicht, seinen Schmerz über den Verlust Cavours zu lindern, immer von Neuem klagt er Arrivabene, der gute Stern Italiens sei mit Cavour ins Grab gesunken. Deputirter blieb Verdi bis 1865, dann schied er freiwillig von der parlamentarischen Arena, „denn," schreibt er

ſeinem Freund, „in der Kammer geräth man ſich immer in die Haare — und verliert ſeine Zeit.“

Von dem Bewerber um ſeinen parlamentariſchen Nachlaß ſchreibt er: „Er gefällt mir gar nicht. Er macht mir den Eindruck von Jemand der mit Gott und dem Teufel anbändeln will — er riecht mir zu pfäffiſch!

Vielleicht wäre es noch möglich, dem Uebel zu ſteuern (ſelbſt die „Opinione“, deren ſtändiger Mitarbeiter Arrivabene war, hatte dieſe Kandidatur begünſtigt), ein Artikelchen in der Opinione wäre dazu ganz geeignet. Sollte es noch Zeit ſein, ſchreibe Du es und ſchicke es mir.

Was hälſt Du von Fambri? Zu rot? — beſſer rot als ſchwarz!“

Genua, 22. Juli 1866.

„Ich habe alles mögliche gethan, um meinen Vertrag wegen Don Carlos mit der Opéra (in Folge des unglücklichen Feldzuges von 66) zu löſen, aber umſonſt. Denke Dir, welche Wonne für einen Italiener, der ſein Vaterland über alles liebt, in dieſem Augenblick in Paris zu weilen!“

Die Erwerbung Venetiens als eine Abtretung ſeitens Frankreichs, dem Oeſterreich es übergeben hatte, bringt ihm folgende bittere Worte auf die Lippen: „Ich leugne nicht den praktiſchen Nutzen, ſehen thue ich nur unſere Schmach!“

Genua, 19. Dezember 1876.

(Anläßlich der erſtmaligen Berufung der Linken in die Regierung.)

„Vor politiſchen Farben iſt es mir nicht bange, wohl aber vor Unduldſamkeit und Gewaltthätigkeit. Dazu habe ich immer geglaubt, glaube, und werde immer glauben, daß nur Menſchen von ungewöhnlicher Geiſtesgröße und geſundem Menſchenverſtand, die Welt vorwärts bringen. . . .“

Er bedauert, daß durch häufige Scherbengerichte das Niveau des Parlamentes unabläſſig herabgeſetzt wird, giebt der Befürchtung Ausdruck, daß die Freiheit in Licenz entarten möge, und daß die Beſten ſich ſchließlich von dem öffentlichen Leben ganz abwenden könnten.

Genua, 2. Januar 1877.

„Es iſt eigenthümlich, daß in dieſen Zeiten äußerſter Freiheit, niemand ſich frei fühlt und ſeine Meinung frei zu äußern wagt.“

„Großer Dünkel, aber wenig Verſtand!“ ruft er aus, und empört über das ewige Laviren und die zahlloſen von Depretis vorgenommenen Umgeſtaltungen des Miniſteriums, fügt er hinzu: „Alle politiſchen Nuancen, weiß, roth, grün, gelb, ſchwarz, ſind mir eins, wo aber einen Mann, einen Mann finden?“

S. Agata, 27. Mai 1881.

Lieber Arrivabene!

„Du biſt verrückt!! Den Boccanegra (er hatte ihn damals einer gründlichen Umarbeitung unterzogen) ſoll ich in Paris aufführen laſſen?!! Glaubſt Du denn, daß ich in dieſem Augenblick (Beſitznahme von Tunis durch Frankreich) mich für das geſammte Geld der Welt zu der Reiſe dorthin entſchließen könnte? Wir haben eine ſchallende Ohrfeige bekommen!

Zwar liegt die Schuld an uns, nur an uns. Es ist unmöglich, daß es je eine solche . . . (Du kannst selbst das Epitheton hinzufügen) Regierung giebt, gegeben habe oder geben wird, wie die unsrige zur Zeit . . . . Ich spreche weder von Rothen, noch von Weißen oder Schwarzen . . . . Ich bekümmere mich herzlich wenig um den Namen, um die Form . . . . Ich halte mich an die Geschichte und finde Heldenthaten, große Verbrecher, übermenschliche Tugend, sowohl bei Königen und Päpsten, wie unter Republiken! . . . . Daran liegt mir nichts — ich wiederhole es; das Einzige, was ich verlange, ist, daß diejenigen, die am Steuer stehen, Leute von mehr als durchschnittlichem Verstand und makellosem Charakter sein sollen. Wenn ich einen Mann von so hohem Geist, unbeugsamem Willen, ausgedehntem Wissen, und von einer über jeder Verdächtigung erhabenen Ehrlichkeit, wie Sella, verhöhnt, ausgestoßen, verleumdet, verunglimpft sehe, dann verzweifle ich, ja, ich verzweifle an meinem Vaterland! Finstere Ahnungen für unsere Zukunft bedrücken mich! Das von der Linken verschuldete Unheil wird Italien verhängnisvoll werden! Den Gnadenstoß werden uns dann die Franzosen geben! Die Franzosen haben uns nie leiden mögen: seit 1870 verabscheuen sie uns. Einen Vorwand zu finden wird ihnen nicht schwer werden! . . . Wer soll sich dann unserer annehmen? . . . Etwa Cairoli oder die Garibaldianer?

Die anderen Mächte haben wir alle vor den Kopf gestoßen, sie werden lächelnd zusehen! . . .

Aber wir wollen nicht mehr davon sprechen. Wie Du merkst bin ich in einer unausstehlichen Stimmung, und habe keine Lust, von etwas anderem zu sprechen . . . . Eins weiß ich aber, ich bin und werde immer bleiben

Dein G. Verdi.

Genua, 2. Januar 1877.

. . . . „Sie haben die Bestie entfesselt (Anspielung auf die Einführung des allgemeinen Wahlrechtes) und es wird ein wahres Wunder sein, wenn sie uns nicht zerfleischt — die Minister zuerst!"

Genua, 21. März 1877.

Lieber Arrivabene!

Der heilige Josfin (Abkürzung von Joseph) (Arrivabene hatte ihm zu seinem Namenstag gratuliert) dankt Dir. Nein, nicht der Heilige . . . . denn obschon ich weiß und fühle, daß ich kein Teufel bin, soviel steht fest, kein Pius IX. wird mich je heilig sprechen; und die Wahrheit zu sagen, wenn ich die Geschichte der Väter lese, welche Heilige fabrizieren, fühle ich beinahe die Versuchung, auf die andere Seite zu gehen, um nicht mit ihnen zusammenzukommen. Selbst der jetzige (Pius IX.) der gewiß nicht zu den schlimmsten gehört, und mit dem sich die Geschichte ausführlich befassen wird, kommt mir, mild gesagt, verrückt vor. Was sagst Du zu der letzten Allokution?

Also ich danke Dir von neuem und Peppina (seine Frau) ebenso.

Wie Dell' Argine (volkstümlicher Komponist von Balletmusik) dem Ende entgegensieht, und die gegenwärtige Lage von Petrella (der noch volkstümlichere Komponist von „Santa Lucia", das Lied kommt in seiner Oper „Jone" vor) zerreißen einem wirklich das Herz; man kann aber nicht umhin, zuzugeben, daß beide schuld an ihrer Misere sind. Es war unmöglich, einen liederlicheren Lebenswandel zu führen. Aber sie sind unglücklich, stehen wir ihnen bei, und sprechen wir nicht mehr davon.

Ja, es ist wahr, das Quartett geht gut, auch außerhalb Italiens, vor einigen Tagen wurde ich sogar um die Einwilligung angegangen, es in London aufzuführen, und die einzelnen Stimmen auf zwanzig zu vermehren. Mir scheint, daß wenn achtzig Musiker es spielen, es gut wirken müßte, um so mehr, als darin Sätze vorkommen, die bei dem vollen und festen Klang besser zur Geltung kommen werden, als bei dem dünnen einer einzigen Geige. Ich hatte große Lust zu antworten „Ich komme selbst"; statt dessen werde ich nach Köln fahren, um dem dortigen Musikfest am 21. und 22. Mai beizuwohnen. Am ersten Tag wird die „Schöpfung" von Haydn aufgeführt, am zweiten die Messe (ich werde selbst dirigieren), und die neunte Symphonie von Beethoven — am dritten weiß ich nicht.

Ich habe Deine Artikel in der „Sentinella" gelesen. Sie sind wohl durchdacht, ehrlich, so wie ich sie von Dir erwartete. Uebrigens weiß ich fast nichts mehr von Politik. Vorläufig schließe ich die Augen, um nichts zu sehen. Schließe Du auch Augen und Ohren beim Lesen all der Dummheiten, die ich Dir in diesem vierseitigen Briefe geschrieben habe.

Ich freue mich sehr, daß es mit Deiner Gesundheit so viel besser geht, und hoffe, daß es Dir immer gut gehen möge. Addio und glaube an die Liebe Deines

G. Verdi.

Köln, 22. Mai 1877.

Lieber Arrivabene!

Ich hatte versprochen, Dir vor meiner Abfahrt von Italien zu schreiben, und statt dessen schreibe ich Dir erst acht Tage nach meiner Ankunft hier. Aber jetzt kann ich Dir viel erzählen .... Vor allem kann ich Dir sagen, daß ich halbtot vor Müdigkeit bin, nicht so sehr wegen der Proben als wegen des ununterbrochenen Durcheinander von Erlebnissen, Einladungen, Besuchen, Diners, Abendessen 2c. 2c. die ich nach Kräften abgelehnt habe.

Ich habe mich aber nicht weigern können dem Konzert eines Gesangvereins, der mir einige Lieder ihrer größten Meister vortrug, zu besuchen.

Ausführung wundervoll. Der Quartett-Verein hat mich das meinige, das ebenso wundervoll ausgeführt wurde, hören lassen .....

Ich habe Rondos, Lieder, ... 2c. 2c. .... endlich gestern Abend die Messe (seine eigene) mit 500 Sängern und 200 Musikern gehört ..

Ausführung — was die Masse anbetrifft, — über jedes Lob erhaben, was die vier Solisten anbetrifft, nur mittelmäßig. Der Erfolg sehr gut. Die Damen des Chors (Dilettanten aus Köln und der benachbarten Städte — alle umsonst!) haben mir einen Dirigentenstab aus Elfenbein mit Silber beschlagen überreicht. Die Damen der Stadt einen prachtvollen Kranz aus Gold und Silber, auf jedem Blatt der Name einer Spenderin ...

Die am Musikfest Beteiligten haben mir ein wundervolles Album geschenkt — riesig, lauter Ansichten vom Rhein sind darin, eine Reihe köstlicher Bildchen, von der Hand ihrer besten Künstler. Es ist ein wirkliches Kunstwerk.

Morgen werden im Freien sieben vereinigte Kapellen zum Abschied für mich spielen. Mit einem Wort eine vorzügliche Aufnahme für jeden und in jeder Hinsicht ....

Ich werde einen Sprung nach Holland machen und mich dann nach Paris begeben, um mich dort einige Tage auszuruhen.

Ich grüße Dich, auch im Namen Peppinas und sage Dir aus tiefstem Herzen Lebewohl.

Dein G. Verdi.

Sant Agata, 22. Oktober 1877.

Lieber Arrivabene!

Ich lebe wie immer als Bauer, ja, jetzt bin ich sogar Maurer, denn ich baue Häuser, reiße sie ab, baue sie um, ꝛc. ꝛc. eben um etwas zu thun.

Nach Köln habe ich, möchte ich beinahe sagen, das Klavier zugenagelt und Frau Musica kommt mir vor, wie eine Dame aus einer andern Welt. Ich befasse mich nicht einmal mit der Politik — ich lese oder besser gesagt ich werfe einen Blick in irgend eine Zeitung und denke dann nicht mehr daran .... Ich denke nicht mehr daran, weil es mir weh thut, weil es mir scheint, daß der herrschende Größenwahn und der Mangel an führenden Geistern uns zu etwas Unheilvollem hinreißen werden. Genug, wir wollen das beste hoffen und auf unseren guten Stern vertrauen.

G. Verdi.

Genua, 18. März 1886.

„Deine Glückwünsche trafen unter den allerersten ein, und sie sind mir doppelt theuer, denn von Dir sind sie der Ausdruck eines echten und schönen Gefühles. Ich danke Dir von ganzem Herzen und meine Frau mit mir. Es ist wirklich wahr, der Wolf büßt zuweilen die Zähne ein, von seinen schlechten Neigungen läßt er aber nie! Du Beneidenswerther, der noch Zeit und Lust hat, Verse zu machen. Verse, die, wie schon Deine Freunde Dir gesagt haben, geeignet, ausgezeichnet geeignet sind, in Musik gesetzt zu werden. Leider bin ich nicht der Mann dazu, denn ich habe sowohl die Zähne, wie jede sündhafte Neigung eingebüßt. Dazu kommt, daß ich es nie über mich bringen konnte, eine Note für diese oder jene, gleichviel ob Rothe, Weiße, Schwarze, zu schreiben. Einmal entging ich der Gefahr mit knapper Not! Im Jahre 1848 hätte ich beinah' eine Hymne für Pius IX. komponirt! Es war ein Wunder, daß ich mit heiler Haut davon kam!

Du sprichst von dem armen Sella! Seinen Abgang halte ich für ein großes Unglück! Er war ein ungewöhnlicher Geist und ein Charakter. Im Jahre 1861 saßen wir drei, Sella, Piroli und ich, in der Kammer, im Palazzo Carignano, auf derselben Bank .... Sella, der Jüngste, wird zuerst abgelöst!

Lebewohl, mein lieber Arrivabene, bleibe gesund noch viele, viele Jahre.

In treuer Anhänglichkeit Dein Verdi.

„1861—1862 (bestätigt Sella in seinen „Memoiren") hatte ich die Ehre, in der Kammer neben einem wirklich bedeutenden Mann zu sitzen — Verdi.

Eines Tages fragte ich ihn: Wenn Sie eine Ihrer wundervollen Nummern komponiren, wie kommt Ihnen der erste Gedanke dazu? Empfinden Sie zuerst das Grundmotiv, legen Sie sich dann die Begleitung zurecht und erwägen schließlich, welche Instrumente, Flöte, Geige ꝛc. ꝛc. heranzuziehen sind? Nein, nein! — unterbrach mich der Maestro mit großer Lebhaftigkeit, die ganze Nummer steht sofort vor meinem geistigen Auge fertig, vor allem weiß ich ganz genau, welche Instrumente die betreffenden Töne am besten

zum Ausdruck bringen werden. Die Hauptschwierigkeit ist die mechanische Unmöglichkeit, den musikalischen Gedanken schnell genug, wie er in meinem Hirn entstanden ist, aufs Papier zu bringen."

Genua, 18. März 1884.

„Tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigt sich meiner, wenn ich an Politik denke; und die Gleichgültigkeit, mit welcher wir die Schmähungen aller einstecken, ist das ärgste Symptom unseres Verfalles! Frankreich haßt uns, vorläufig verachtet uns Deutschland, demnächst wird es uns auch hassen, keiner liebt uns, was haben wir denn zu erhoffen? Das größte Uebel ist jedoch unsere absichtliche Blindheit für die Gefahren, die uns umgeben!"

Busseto, 25. Juli 1867.

„Ein Schlag folgt auf den andern, mit furchtbarer Schnelligkeit. Der arme Signor Antonio, mein zweiter Vater und Wohlthäter, mein bester Freund, er, der mich so innig liebte, ist nicht mehr! Der Gedanke an sein hohes Alter vermag nicht meinen Schmerz, der unsäglich groß ist, zu lindern. Armer Signor Antonio! Giebts ein Jenseits, dann wird er sehen, ob ich ihn liebte, ob ich ihm für all das mir erwiesene Gute dankbar bin! Er verschied in meinen Armen; mein Trost ist, daß ich ihm nie Kummer gemacht habe.

Lebewohl.

Dein treuer Verdi.

S. Agata, 26. Mai 1873.

„Seit ungefähr 14 Tagen sind wir alle in S. Agata vereinigt. Ich sage alle, denn ich bin verschiedentlich hinübergefahren, um die Arbeiten, die ich auf dem Acker und in unserem Hause vorgenommen habe, flüchtig in Augenschein zu nehmen. Wenn Du unser Haus sehen könntest (wann kommst Du hinüber es Dir anzusehen?) würdest Du es nicht wieder erkennen!

Bist Du denn toll geworden? — wirst Du fragen. Nicht ganz so, wie es scheint! Zuerst haben mich diese Arbeiten beschäftigt, dann habe ich dadurch manche Groschen unter viele arme Handwerker kommen lassen und ihnen so zu einem Stück Brod verholfen. Denn Ihr müßt wissen, Ihr Großstädter, daß das Elend unter den armen Leuten groß, sehr groß, unsäglich groß ist; greift nicht die Vorsehung von oben oder von unten ein, dann wird einmal oder das andere großes Unheil entstehen . . . . . Siehst Du, wenn ich „Regierung" wäre, würde ich mich nicht so viel um die Partei, weiß, roth, schwarz kümmern, sondern um das pane da mangiare (das tägliche Brod), wie Biagio da Viggiuto sich ausdrückt . . . . Sprechen wir aber nicht von Politik, ich verstehe nichts davon und hasse sie . . . . . wenigstens diejenige, die uns bis jetzt beglückt hat."

Genua, 23. Dezember 1881.

„Gestern Abend bin ich von S. Agata zurückgekehrt, wo ich mich zwei Tage aufgehalten habe. Was in aller Welt hat er auf dem Lande zu thun? — wirst Du fragen. Du weißt aber (ich kann mich nicht besinnen,

ob ich es Dir geschrieben habe), daß ich baue, daß ich voriges Jahr ein Bauernhaus, und dieses Jahr sogar zwei größere gebaut habe; daß sich dort an zweihundert Arbeiter befinden, die bis zu dem heutigen Tag gearbeitet haben, und denen ich Instruktionen ertheilen mußte, um die Arbeit, sobald es thaut, wieder aufnehmen zu können.

Es sind für mich unnütze Arbeiten, denn meine Güter werden mir dadurch nie einen Heller mehr Einnahme bringen, indessen arbeiten die Leute, und aus meinem Dorf wandert niemand aus!"

An der Freude Verdis über den Erfolg seines Otello konnte Arrivabene nicht mehr Theil nehmen; ihm war es nicht vergönnt, die herrlichen Weisen des Falstaff, dieses einzigen Schwanenliedes eines Zweiundachtzigjährigen in sich aufzunehmen — er starb schon 1887; Verdi trauerte um ihn fast so innig wie um seinen Wohlthäter Malvezzi, dem er alles verdankte, was er war. Der Briefwechsel umfaßt genau 41 Jahre. Daß in dieser langen Zeit er sich nie die geringste Indiskretion zu Schulden kommen ließ, ist das höchste Lob, das man seinem Andenken zollen kann. Arrivabene verfügte, daß er nach Verlauf einer bestimmten Frist unverkürzt veröffentlicht werden sollte. Vermutlich geschah dies nicht ohne die Einwilligung Verdis. Die Bereitwilligkeit, mit welcher die Interessenten die Verantwortung für eine partielle Veröffentlichung durch Alessandro Luzio, den bekannten Litterarhistoriker und findigen Leiter des so wichtigen Staatsarchives zu Mantua auf sich geladen, ja ihm bei der Auswahl Beistand geleistet haben, berechtigt zu der Annahme, daß sie der Ueberzeugung leben, dieser kleine Auszug werde die Erwartung des Publikums nur steigern. Und sie dürften sich nicht täuschen. Die Veröffentlichung des eigenartigen, menschlich so werthvollen Briefwechsels wird das Andenken des verewigten Meisters im Herzen seiner Landsleute befestigen und seine Physiognomie schärfer zeichnen.

Rundſchau.

Holländiſche Kultur.

Ich habe eben die Lektüre eines an ſiebenhundert Seiten ſtarken Buches beendet, das mich in ſeiner Art ſo gefeſſelt hat, wie nichts ähnliches ſeit Burckhardts Kultur der Renaiſſance. Es iſt das Gegenſpiel dazu. Der Verfaſſer geht von Rembrandt aus und giebt uns ein Bild des ganzen holländiſchen Weſens, mehr noch, er giebt uns ſeine perſönliche Anſchauung über den Wert, den Rembrandt für uns, den das niederdeutſche Weſen für den modernen Menſchen beſitzt. Das Buch mußte in unſeren Tagen einmal geſchrieben werden, und glücklich iſt derjenige zu preiſen, dem die Ruhe des Lebens und die Reife der Bildung erlaubte, das Werk zu vollenden. Hier der Titel: Karl Neumann, Rembrandt, Berlin und Stuttgart, Spemann, 1902.

Neumann war erſt reiner Hiſtoriker, dann gab er unter dem Sammelnamen „Kampf um die moderne Kunſt“ eine Reihe Eſſais heraus, jetzt läßt er alte und neue Strahlen zuſammentreffen auf den Meiſter, der von den Alten uns immer der Neueſte bleiben wird. Da ſich das Buch aus zwei Seelen zuſammenſetzt, aus einer kühl hiſtoriſchen und einer heiß lebendigen, wird es wohl manchem Zunftgenoſſen des Verfaſſers, der neben Thode in Heidelberg Kunſt docierl, unangenehm ſein. Obwohl ſich die Verhältniſſe gebeſſert haben, iſt doch noch immer wenig Sinn dafür vorhanden, daß alle Hiſtorie ein elendes Gerümpel iſt, wenn ſie nicht Lebenswerte für uns beſitzt, daß Objektivität Armut, und Subjektivität Reichtum iſt, daß Chronologie und Rubrikenweſen für kleine Kinder paßt, und das Genie ein Wunder bleibt, zu dem wir kaum ein anderes als ein religiöſes Verhältnis finden können. Alle dieſe herrlichen Ketzereien begeht Neumann auf einmal und ich kann mir denken, welches Kopfweh er damit den Schullehrern verurſacht.

Ich liebe ihn darum. Von der gewaltigen Arbeit, die er in ſein Werk hineingeſteckt hat, zu reden, wäre die größte Trivialität, die man begehen könnte. Er hat die litterariſchen, religiöſen, kulturellen Verhältniſſe Hollands im XVII. Jahrhundert nur geſichtet, um ſich darüber ausſprechen zu können. Rembrandt iſt ihm der Spiegel für dieſe Welt, und er ſelbſt iſt ſich der Spiegel von Rembrandt. Um das durchzuführen, gehört eine nicht gewöhnliche Darſtellungskunſt und andrerſeits ein tadellos ausgebildetes Taktgefühl. Und hierin liegt ſein Ruhm. Er hat es verſtanden, das ganze Milieu Rembrandts, auch wenn es ſchon an die äußerſte Peripherie geht, an ihn zu binden, und er hat es ebenſo verſtanden, ſein lebendiges, ganz gegenwärtiges und vollendet perſönliches Kunſtgefühl ohne irgend eine Prätention durch den Stoff leuchten zu laſſen.

Man lieſt ſeine Seiten mit Behagen. Von einem feinen Geiſt, der ſich an den harten Lehren der Geſchichte und Goethes ewig wandelbarer Lebenskunſt gebildet hat, werden wir durch alle Schichten holländiſchen Weſens geleitet. Der große Gegenpol zur Renaiſſance läßt ſeine Kräfte ſpielen. Wir ſehen den ſtändigen und ſo ungleichen Kampf, in dem nordiſche Individualität mit dem glatten und gewinnenden Charakter des Romanentums liegt, wir ſehen die Plänkeleien in Kunſt und Geiſteswiſſenſchaften, den großen Sieg in Rembrandt, dem Propheten des perſönlichen Künſtlerwillens, des modernen Farbenaxioms, des Maleriſch-Muſikaliſchen.

Neumann hat ein geſchultes Organ für dieſes Maleriſche und Muſikaliſche, wie es nicht bald ein gelehrter Kunſthiſtoriker heut beſitzt. Seine Analyſe der Nachtwache wird jeder praktiſche Maler unterſchreiben. Er kennt nicht bloß die Seele des arbeitenden Künſtlers, ſondern auch ſeinen äußeren Apparat, die Regie ſeiner Mittel, die Dramatik ſeiner Kontraſtbewegungen. Er legt nicht ſchulmeiſterliche Lineale an die Kunſt, ſondern er entwickelt ſie aus ihrer tiefſten Quelle, dort wo noch unbewußt die Kraft der Sinne und des Geſtaltenwollens ſich regt. Mit wunderbarer Schärfe analyſiert er die innere Entſtehung des Petersburger Verlorenen Sohnes, indem er aus dem fertigen Bild die Farbſtröme und Lichtwellen herauslöſt, um die Rhythmik ihrer Wirkungen zu offenbaren. Mit unbefangener Ehrlichkeit führt er uns durch den Wechſel der inneren Anſchauungen Rembrandts von den zierlich-minutiöſen Bildern zu den erſten Großleinwanden, von der Juwelenmalerei und der Tonigkeit zum impreſſioniſtiſchen Farbenbekenntnis, von der Rhythmik des Lichts und der Unrhythmik der Bewegungen

zur rhythmiſchen Kompoſition und Nebenrichtung des Lichts, von der angeſchauten Schönheit zur tiefen inneren Seele. Ohne ein bureaumäßiges Regiſter der Gemälde, Radierungen und Zeichnungen zu kommentieren, baut er aus den lebhafteſten Eindrücken, die er auf ſeinen Reiſen von den Amſterdamer, Kaſſeler, Braunſchweiger, Berliner, Petersburger Bildern empfing, das künſtleriſche Leben des Vaters unſerer guten nordiſchen Malerei auf.

Ueber die Erhöhung, die Rembrandts Figur in der Anſchauung des denkenden Autors erfuhr, iſt ſchwer zu berichten. Solche Dinge wurzeln zu tief. Die Verwendung des Lichts, die Rembrandt als Erſter zum maleriſchen Problem hebt, wird jedem Betrachter leicht als eine metaphyſiſche Vertiefung von Mitteln erſcheinen, die der rein ſtoffliche Maler abſichtslos gebraucht. Die Auflöſung des Stoffes in ein Farbenſpiel, die kühne Organiſation coloriſtiſcher Werte ſtatt der überlieferten formalen, wird keinem Nachdenklichen als toter Realismus erſcheinen, ſondern immer als eine der feinſten Abſtraktionen, deren unſere äſthetiſchen Sinne fähig ſind. Aber es ſpielen noch andere Kräfte in dieſem Künſtler. Naiv und göttlich neu miſchen ſich die Kulturen. Ghettojuden finden ſich vereint mit myſtiſchen Rittern, die Tizian ähnlich geſehen hat, die Thoma wieder verwandelte, die in Mozarts Zauberflöte vor den Thoren des Feuers und Waſſers ſtehen. Mozart giebt ihnen eine Fuge mit alten, uralten Terzenfigurationen. Naives und ganz Weites, Unverbundenes, nie zuſammen Geſehenes vereinigt ſich. Zu Chriſtus kommen Enael, die Bärte tragen, und auf ſeinem weißen Gewande zeichnet ſich der Schatten einer Frau ab, die ihn um Gnade fleht. Aus dem wimmernden Volke tief unten zu Füßen des Ecce Homo ragt auf koloſſalem barocken Poſtament die fünffach lebensgroße Büſte eines Kaiſers hervor, der zu dem ausgeſtellten Chriſtus marmorſteinern hinüberſieht. Fühlſt Du den Atem der Bibel, des Homer, fühlſt Du die unbezwinglich große naive Phantaſie, die in alten Zeiten ein Meer war, und heut in ſeltenen Tropfen niederfällt, nach denen wir gierig haſchen? In Rembrandt iſt mythenbildende Kraft.

Hier iſt die Quelle der Lebenswerte für uns, der Lebenswerte in einem Maler, der ein gemeines Leben führte und von der Ameiſenpflicht des Bürgers nicht viel wußte. Seine Bilder widerſprechen ſeinem Leben, indem ſie ſich durch Leid heben. Seine Kunſt, ein Bote Gottes, ließ das gemeine Leben ans Kreuz ſchlagen, um uns Nachgeborene zu befreien. Das Evangelium ſeiner Leidensjahre, das wir mühſelig aus Akten und dummen Kunſtſchriftſtellern uns zuſammenträumen, iſt nicht geſchrieben worden. Wäre Rembrandt zur Zeit der auguſteiſchen Sibylle geweſen, und Neumann ſein Johannes, er hätte das Evangelium verfaßt. Auf dem Petersburger Verlorenen Sohn ſteht an der Seite ein ſtarrer, lebloſer, tief in Ewigkeit getauchter alter Mann, der die Scene des Wiederſehns mit unirdiſchen Augen betrachtet. Der Autor hat etwas von dieſem Mann. Er ſieht Rembrandt mit denſelben Augen an, mit denen er Goethe, Dante, ja einſt Chriſtus geſehen hat.

Ich ſagte, darüber ſei ſchwer zu berichten. An ſich eine zarte Blume, iſt die leiſe Myſtik, die dies Buch durchklingt, ein flächenhaftes Ornament, wenn ich ſie hier in dieſe Anzeige projiciere. Aber dieſe Erſcheinung iſt zu wichtig, um verſchwiegen zu werden. Rembrandt lebte als großer Maler, ſeine Nachfolger nahmen ihm ſelbſt dieſen Ruhm, Fromentin beſang ihn wieder als Maler von einer anderen Welt her, Burger-Thoré wußte ſchon vom Holländiſchen etwas, Michel erzählte die mythiſchen Anekdoten, der „Rembrandtdeutſche“ prophezeite in wirren Reden ſein Meſſiastum, Neumann ſetzt ihn auf den weißen Thron des Erlöſers. Holland befreie uns von Italien. O. B.

Die Renaiſſance.

Unter dieſem Titel ſind einige Eſſais des Walter Pater, von Schölermann aus dem Engliſchen überſetzt, bei Diederichs erſchienen. Sie haben einen inneren Zuſammenhang, indem ſie zuerſt in der Troubadourdichtung moderne menſchliche Elemente aufdecken, dann bei Botticelli, Luca della Robbia, Michelangelo, Lionardo, Giorgione Eigentümlichkeiten der Renaiſſance beleuchten, ſchließlich das Ausklingen bei Winckelmann belauſchen. Aber ſie ſind nicht das Buch über Renaiſſance, das ich dem Neumann'ſchen über Holland gern in der Beſprechung anſchließen würde. Dieſes Buch, von uns aus, iſt noch nicht geſchrieben. Man kann es ſich ganz von weitem ſkizzieren, wenn man Paters Aufſätze lieſt.

Ein feiner Menſch, ein ſinnlich reifer, geiſtig hochſtehender und ſelbſtändiger, hat ſie verfaßt. Kein Kunſthiſtoriker, der Akten vergleicht, ſondern ein Liebhaber, der durch Italien, durch die Dichter, durch das Leben mit Muße gereiſt iſt. Nicht das Thatſächliche, ſondern das Intuitive iſt der Hauptwert ſeiner Seiten. Selten laufen Banalitäten unter.

Nachdem es unterdeſſen längſt Sitte geworden iſt, über Kunſt und Kultur in dieſer menſchlich-poetiſchen Weiſe zu ſchreiben, können Paters Arbeiten heut in Deutſchland nur noch ein hiſtoriſches Intereſſe haben. Sie ſind nicht ſo ſtark, daß ſie heut noch ein gutes Feuilleton aus der

Mutherſchen Schule überſtrahlten. Es ſind nur alte vergeſſene Verwandte, die man gern wiederſieht und dann in die Ahnengalerie ſperrt.

Derjenige, der Bildung und Belehrung verlangt, muß ſie mit Vorſicht leſen. Der Aufſatz über Giorgione iſt im Material heut ſo überholt, daß ſelbſt die Intuition über dieſe Lücken nicht wegbilft. Der Aufſatz über Michelangelo brauchte ſogar in Deutſchland nicht mehr veröffentlicht zu werden, da er ſtofflich ſowohl wie perſönlich längſt überſchattet iſt. Derjenige über Lionardo iſt zugleich der unkritiſcheſte und in menſchlichſter Hinſicht reichſte.

Das Buch iſt aus der Zeit des Werdens moderner quattrocentiſtiſcher Neigungen. Es iſt für den Hiſtoriker wichtig als Begleittext zur neueſten prärafaelitiſchen Phaſe, zur Weltherrſchaft des engliſchen Stils. Dazwiſchen pflückt man gern die zarten Blumen landſchaftlicher Schönheit, man genießt die echten Kunſt- und Lebensweisheiten, die die Darſtellung ſchmücken und vertiefen. Eine Ergänzung zu Ruskin freilich, wie die Vorrede meint, iſt es nicht. Ruskin iſt ein ſtarker, männlicher, eifernder Geiſt; Pater iſt weibliche Hingebung und epikuräiſcher Geſchmack — mit der Renaiſſance verbindet ihn nur eine gewiſſe Wehmut poetiſcher Erinnerungen.

O. B.

Elsbeth Meyer-Förſter.

Nach einer kurzen ſchweren Krankheit, deren Tötlichkeit zu ahnen ihr erſpart blieb, iſt die junge ſchöne Dichterin am 17. Mai in Bozen geſtorben. Sie war die liebenswürdigſte, anmutigſte Erſcheinung des Berliner litterariſchen Lebens, die kleine zarte Frau mit dem wirren Blondkopf, dem feinen geraden Näschen und den blauen traumverlorenen Augen, in denen ein fernes Suchen, ein Warten und Verlangen lag gleich den Augen eines verirrten Kindes, die die Welt wie ein Märchen aufnehmen und alle die erwachſenen großen und klugen Menſchen zu fragen ſcheinen, wo das Leben am ſtärkſten und ſchönſten ſei, wo der Weg gehe zu den Schätzen, die nicht zerrinnen, zu den Freuden, die nicht ermatten, zu den ſeligen Gärten, wo die Menſchen im Goldglanz der gütig lächelnden Sonne baden und in einem ſanften Rauſche der Nüchternheit des Alltags entſchwebend die reinen Feſte des Lichtes feiern. Sie hat das Leben geliebt mit einer heidniſchen Inbrunſt, vor Enttäuſchungen nicht verſchont, aber vor der einen großen Enttäuſchung bewahrt, ſie jubelte, ſie ſtürmte ihm entgegen wie ein Kind, das auch nach Früchten greift, die noch nicht reif ſind, das früh ausgeſchlafen ſich neu und friſch in den Tag hineinwünſcht und die Sonne, ſeine liebe Sonne begrüßt, während die Großen ſich noch in ſchwerem trägen Schlafe dehnen. Bei aller Zartheit doch von einer unermüdlichen Elaſticität kannte ſie kein Ruhebedürfnis, ſtets von einem neuen Reize munter gemacht, einem lockenden Bilde vertrauensvoll folgend, immer ohne Zweifel gegen ihre Erwartungen: ſo ging ſie auch, kaum aus Frankreich zurückgekehrt, wo ſie eine kranke Freundin gepflegt hatte, dem Frühling, der zu ihr nicht kommen wollte, entgegen und auf dem Wege zur wärmeren Sonne wurde ſie ins kalte Schattenland hinabgezogen wie ein Kind im Märchen, das von grauſamen Rieſen verſchleppt wird und deſſen angſtvolles Rufen hinter ſchwer zudröhnenden Thüren in der Finſternis verhallt. Unter dieſer Drohung hat ſie immer gelebt, in manchen Stunden ahnte ſie ein frühes Ende wie eine Grauſamkeit, die man ihr, der Wehrloſen, anthun würde, und dieſe Ahnungen, denen die lebensfreudigſten Menſchen ſo oft ausgeliefert ſind, haben wohl das Tempo ihres Lebens noch beſchleunigt. Sie wollte alles, was es bietet, mit vollen Händen aufraffen. Liebe, Freundſchaft, Glück, Ruhm, Schönheit, und doch war dieſes flatternde Begehren und Sehnen von der kindlichſten Anſpruchsloſigkeit. Es giebt in Italien Gegenden, in denen Frauen und Kinder Vorübergehende um Blumen bitten, und man ſagt, daß niemand wage, ſolche Bitte abzuſchlagen. So ſtand ſie auch am Wege. Vom Leben forderte ſie viel, aber von den Menſchen ſo wenig, einen freundlichen Blick, eine Aufmunterung, einen Rat, einen kleinen Dienſt, es kam ihr nicht darauf an, was man ihr gab, ſondern daß man ihr gab, und daß ſie danken durfte. Auch ſie hat für Andere viel gethan, ihr Herz entſchied ſchnell, wo eine Not war, und wenn ſie für jemanden eintrat, wenn ſie mit dem Eigenen und dem der Freunde helfen durfte, zeigte ſie eine Planmäßigkeit und Beharrlichkeit, die ſie für ſich ſelbſt kaum beſaß. Bei dieſem ſteten Geben und Nehmen iſt ihr vieles durch die Hände geglitten, vieles verloren gegangen, um durch den nächſten Verluſt vergeſſen zu werden; ſie ließ ſich nicht die Zeit, zu ordnen und zu ſammeln, Unverlierbares der Erinnerung zu übergeben, ſie blieb zu jung für die reſignierte Erfahrung, daß der vorübereilende Moment nichts giebt, daß wir von ihm nur behalten, was wir aus dem vergangenen zu machen wiſſen, daß das Leben an ſich geſtaltlos bleibt, wenn wir es hinterher nicht zu formen wiſſen. Sie kam nicht an die Grenze, von der an man für die Vergangenheit zärtlicher ſorgt als für die Zukunft, ſie war eben nicht gemacht um alt zu werden, was ſparſam und vorſichtig werden heißt, ſparſam mit dem eigenen Weſen, vorſichtig gegen die wie fremd und zufällig kommenden Dinge, die ſich

der Erfahrenere erſt prüfend und mißtrauiſch fern hält, um ſie ſich dann anzueignen oder aus ſeinem Leben auszuſchließen. Sie konnte niedergeſchlagen ſein, auch traurig verwundert, weil uns ſo vieles, was wir zu halten glauben, entgleitet, aber ſie wurde an neuem Wünſchen und Sehnen immer wieder ſtark und ſie ließ ſich von dem Leben andere Erfüllungen mit demſelben jungen Zutrauen verſprechen. Sie war ſein Liebling, weil ſie ſich ihm ſo kindlich hinzugeben wußte. Nun hat ſie die Ruhe gefunden, die ſie nie geſucht hat, die traumloſe, ihre erſte und letzte, und die Freunde können es nicht faſſen, daß ſie nie mehr erwachen ſoll.

Ihre Kunſt war wie ihr Leben, jung, ſorglos, ohne kritiſches Mißtrauen. Als Schriftſtellerin hat ſie keine eigentliche Entwicklung gehabt, ſie trat in gewiſſer Beziehung als eine Fertige auf, um in anderer immer jugendlich unfertig zu bleiben. Ihr Talent war wie ſie ſelbſt ein echtes Naturkind und hatte mit Bildung und Reflexion nichts zu thun. Darum iſt aus ihren Romanen, in denen Kritik und Erfahrung der unbeſorgten Phantaſie zu Hülfe kommen müſſen, nicht viel geworden, wie es ihr auch trotz ſehr ſympathiſchen Verſuchen nicht gelungen iſt, die ſtrenge Form des Dramas mit zäher Arbeit zu bezwingen. Dafür hat ſie eine Anzahl höchſt inniger, ergreifender Novellen geſchrieben, von denen man einige als kleine Meiſterwerke bezeichnen kann, und ihre Skizzen waren die beſten, ſogar die einzig guten in Deutſchland. Was ſie ſo ohne zu reflektieren im Sturm nehmen konnte, mit einer einzigen lyriſch bewegten Schilderung, das traf ſie mit abſoluter Sicherheit, dann empfing ſie wie im Traume die Gabe des Hellſehens, und ſie, der alle Wiſſenſchaft fremd war, konnte mit unbewußter Weisheit in das Herz der Dinge greifen. Sie konnte einen engen Rahmen mit ſchwellendſtem Leben erfüllen und einfache inſtinktreine Weſen von ſo pflanzenhafter Natürlichkeit hineinſetzen, daß ſie aus dem Boden ſelbſt gewachſen zu ſein ſchienen. Das „Drama eines Kindes“, mit dem ſie zuerſt in dieſen Blättern auftrat, iſt eine unſerer ſchlichteſten, herzigſten Erzählungen, ganz von der keuſchen Schamhaftigkeit eines Erſtlingswerkes umfangen, eins von den jugendlichen Bekenntniſſen, die ſo ſorglos, ſo unmittelbar aus der Empfindung geſtrömt ſind, daß ſelbſt die techniſchen Unvollkommenheiten den Eindruck einfach liebenswürdiger Natur nur noch verſtärken. Andere Prachtſtücke von noch ſtärkerem Lyrismus und tieferer Beſeeltheit ſind in der Sammlung „Meine Geſchichten“, namentlich ſolche, die ihr aus dem innigen Zuſammenhang mit dem Boden der ſchleſiſchen Heimat erwachſen ſind, dem ſie bei aller Wanderluſt immer treu und dankbar blieb. Dieſe beiden kleinen Bände werden von der Schriftſtellerin wohl übrig bleiben, ſie werden mit ihrer fragenden Sehnſucht, mit ihrer Schlichtheit und Reinheit die Erinnerung an die liebliche Erſcheinung wahren, die ſo früh ins Nichts verblaſſen mußte.

E—r.

Dekorative Utopie.

Ein Zukunftsbild verſetzt uns in die Vergangenheit. Die dekorative Utopie von William Morris „Neues aus Nirgend-Land“ (deutſch bei Herm. Seemann Nachf. in Leipzig erſchienen) bringt uns zurück in die Zeiten der „Sozialiſten von Hammerſmith“, in die Anfänge jener engliſchen äſthetiſchen Lebensreformationen, an denen ſich auch unſere moderne Geſchmacksbewegung entzündet hat.

Die werkthätigen, eifervollen, feuerzüngigen Propheten und Richter, die dem entarteten Volk damals in Ruskin und Morris erſtanden, erſcheinen uns heut in ihrer ſtarken und konſequenten Menſchlichkeit eindrucksvoller als in der poſitiven Anregung ihrer Lehren. Sie ſtehen als moraliſche Werte uns höher denn als äſthetiſche. Sie ſind vorbildlich in der Lauterkeit ihrer haarſcharfen künſtleriſchen Gewiſſen und dem unbeirrten, feſten Bekennertum ihres künſtleriſchen Glaubens. Auf ſeine Inhalte aber wird ſich ein Geſchlecht kaum einſchwören, das der Entwicklung dienen will und allen neuen Stimmen lauſchen; das im Kunſtgewerbe nicht abgewandte Certoſaſtimmung pflegen, ſondern freudig ſich allen Kräften hingeben will, die naturwiſſenſchaftliche Erkenntnis und Technik entbindet und zur Dienſtbarkeit zwingt. Eine wirklich moderne angewandte Kunſt wird es immer als eine wichtige, wenn auch nicht ihre einzige, Aufgabe anſehen, in enger Fühlung mit jenen Faktoren zu ſtehen, die forſchend, experimentierend unſere natürlichen Möglichkeits- und Machtmittel vermehren. Und ihr ſchönſter Beruf wird es ſein, das Weſen, die Beſonderheit ſolcher neuen Kräfte (wie es z. B. für die Beleuchtung die Elektrizität war), möglichſt charakteriſtiſch in kunſtgewerblichen Formulierungen zu erfaſſen und darzuſtellen. Hierin ſtrenge Redlichkeit und peinliches Gewiſſen zu wahren, ohne Schielen, Flunkern und Schönrednerei, darin kann Ruskins und Morris moraliſches Vorbild ſtärken. Dieſe engliſchen Reformatoren ſelbſt predigten freilich das reine Wort in einſeitiger Anwendung auf frühe Vergangenheit. Sie bewunderten die abgeſchloſſene Vollendung künſtleriſch ſtarker Epochen und ſahen das Heil darin, ihnen nachzueifern, ſtatt aus neuen Lebensbedingungen, aus neuen Errungenſchaften neue Kulturwerte, neue Schönheiten verſuchend abzuleiten und dabei von den früheren Epochen nur als Muſter deren feinen,

ſicheren Takt, die klare Erkenntnis vom Weſen der jeweiligen Aufgabe zu nehmen.

Wer Morris Werk kennt, der kennt ſeine archaiſtiſche Seele, die die Maſchine verachtete und ſogar für den Buchdruck die alte Handpreſſe wieder einführte. Er weiß auch, daß durch dieſe Verläugnung moderner zweckmäßiger Möglichkeiten, der Reformer in den peinlichſten Widerſpruch geriet. Er, der ſozialiſtiſch geſinnt die Geſellſchaft regenerieren und vor allem dem Volk die verloren gegangene Schönheit wieder holen und aufbauen wollte, ſchuf Arbeiten, die durch ihre Herſtellung unter wirtſchaftlich ganz unnormalen Bedingungen, maßlos teuer und ausſchließlich Luxusobjekte wurden.

Dieſen Widerſpruch zu löſen, ihn aus der Unvollkommenheit der zeitlichen Zuſtände zu erklären, darzuthun, daß es nicht der Fehler ſeines Syſtems, ſondern die Krankheit des Jahrhunderts ſei, wenn ſein und ſeiner Genoſſen Gemeinſamkeitsideen nur exkluſive Wirkungen hätten, ſchrieb Morris ſein Zukunftsbild.

Es feſſelt uns als Abbild der Vorſtellungswelt eines intereſſanten, feſt im Eigenen wurzelnden Menſchen, es zeigt aber auch gleichzeitig, wie weit unſere Wege von dem jener verehrten und immer verehrungswürdig bleibenden engliſchen Ahnherrn fortführen. Deutlicher noch als die gothiſierenden Gewebe und Gobelins und die raren mit der ſtillen Liebe eines mittelalterlichen Mönches gefügten Inkunabeldrucke lehrt es, daß Morris kein Vorbild, ſondern ein Vorläufer war, nicht beſtimmt, ein Neues zu bringen, ſondern auf Vorhandnes, Vergeſſenes belebend hinzuweiſen, an ihm Blicke und Gefühle zu ſchärfen, daß eine neue, organiſch erwachſene Schönheit, wenn ſie einmal käme, nicht verkannt werde von den Stumpfen.

Lob und Preis menſchlicher Handfertigkeit ſingt ſein Buch, der Menſch wird wieder gleichſam aus Gottes Hand genommen und zum Herrn der Erde eingeſetzt. Die Maſchine hat der Boden verſchlungen. Siehe, es iſt alles neu geworden nnd das goldene Zeitalter kam. Verwirklicht zeigt der Traum die theoretiſchen Worte Ruskins: „Mit der Arbeit der Hand und mit ſolcher allein ſollen wir den Boden bebaun. Mit der Arbeit der Hand auch die See pflügen, nicht mit ſchwimmenden Keſſeln, ſondern mit dem hänfenen Zügel und den angeſchirrten Winden des Himmels.“ („Der Kranz von Olivenzweigen“, Diederichſche Ausg. III, 223).

Das goldene Zeitalter kam und London iſt ein Paradies geworden in Einfalt, Stille und Schönheit. Morris führt uns an der Hand und ſpricht und deutet, als redete er vom himmliſchen Jeruſalem. Die alte verräucherte City iſt ein Gartenparadies voll Blumenduft und Vogelſang und feſtlich heiterer Menſchen. Trafalgarſquare, der graue Platz der Nebel voll haſtender Menſchen, grellbunt gehäufter, ſchwerfällig durch das Getümmel ſchwankender Omnibuſſe hat ſich in die Zierlichkeitsidylle eines japaniſchen Holzſchnitts verwandelt: ein Blütengarten in duftigem Farbenflor breitet ſich, bemalte und vergoldete Holzhäuschen ſchimmern durch das Grün, Laubengänge führen zur Themſe, die zum leuchtenden Fluß ſich wandelte, überſpannt von ſchöngeführten Mühlen und ſteinernen Brücken. Die Luft iſt blau und rein, kein Rauch der Schlote ſchändet ſie und die Ufer lachen, gereinigt von dem Unrat der Fabriken, mit ihren Landhäuſern in den Büſchen.

In Hammerſmith treten wir in ein Gäſtehaus. Aus roten Ziegeln iſt es und über ſeinen Fenſtern läuft ein Fries von gebranntem Thon. Die Halle hat einen Fußboden aus Marmormoſaik und eine offene Holzdecke; große Rundbogen öffnen ſich zu den Zimmern. Aus Bronce ſind die Thore.

Der Geſchmack Herkomers, wie er ſich in dem Herrenſitz von Buſhey darſtellt, iſt das, aber uns liegt heut näher als dies Ragende und Prächtige der ſchlichte behagliche Hüttenbauſtil moderner engliſcher Landhausarchitekten, des Norman Shaw, Voyſey und Baillie Scott, die auf alles ſchmückende Beiwerk verzichten und ein Gehäus nur auf wohnliche, lebendig vorgeſtellte, intereſſant und abwechſelungsreich geſtaltete Raumausbildung anlegen.

Die Nationalökonomen werden die wirtſchaftlichen Theorien dieſer Utopie wie aller Utopien (das Geld iſt aufgehoben, die Arbeit wird Gemeinſamkeitsintereſſe) vag finden. Etwas vag ſind aber auch — und darin liegt der Hauptunterſchied zu Ruskins energiſch-anſchaulichen Vorſtellungen und Umriſſen — die äſthetiſchen Vorſtellungen. Morris Phantaſie ſchafft nur Konturen, die Farben, mit denen er ſie ausfüllt, ſind allgemein verſchwimmend. Man hätte von ihm erwartet, daß in dieſem Buch alle ſeine ungeborenen Schöpfungen ſtecken würden, daß er alles das, was er nicht ausgeführt hat, Häuſer, Gewänder, Gärten, Schmuck, doch in abgeſchloſſenen, in ſich vollendeten Vorſtellungen in ſich herumtragen und nun in der Idee wenigſtens in dieſem Phantaſiebuch zeigen werde. Aber ſichtliche Geſtaltung und Fülle der Vorſtellung giebt es eigentlich nicht. So allgemein und andeutend nur die „gemalten und vergoldeten Häuschen“ ſkizziert werden, ſo unbefriedigend charakteriſiert wird der Fries aus gebranntem Thon als „wundervoll ausgeführt und mit Kraft und Unmittelbarkeit der Empfindung entworfen“; das klingt nach Verlegenheit und verrät, daß das Bild nicht innerlich voll erlebt und geſchaut iſt. Oefters fällt ſo etwas auf. Statt die Requiſiten des Lebens in ihrer Eigenart vorzulegen, daß

man ſie fühlen und greifen kann, werden ſie ſehr eilig nur von weitem gezeigt und ſchnell weggethan. Flüchtige, unbeſtimmte Zeichnungen giebt Morris. Das Geſchirr auf einem Frühſtückstiſch beſchreibt er als „Töpferware mit Bleiglaſur, ſehr ſchön verziert“, damit iſt nicht viel geſagt und noch weniger ſichtbar gemacht. Die Gläſer ſind „elegant und zierlich, dabei etwas blaſig und undurchſichtiger als die Handelsware des neunzehnten Jahrhunderts“. Eine ausgeſprochen individuelle Vorſtellung eines Glaſes iſt das auch nicht, trotzdem Morris gerade ſelbſt eins der gelungenſten Gläſer gemacht hat, vollendet rein im natürlichen Wachstum des aus der Fußplatte aufſteigenden, zum Kelch ſich weitenden Stengels.

Wird einmal etwas detaillierter beſchrieben, wie die Tabakpfeife aus geſchnitztem Holz, mit Gold gefaßt und mit kleinen Edelſteinen beſetzt, ſo befremdet und erſchreckt unſeren ſachlichen Geſchmack dieſer deplazierte an Perſerſchahluxus erinnernde Entwurf. Mißverſtändlich ſcheint uns auch der „glänzend grüne und mit elegant entworfenen Blumen bemalte Nachen“ und wir denken an die uns viel näher liegenden Worte Maupaſſants von dem „einzigen Luxus der Yacht“: dem blanken Teakholz und dem blanken Kupfer.

Wie der geſamte Apparat der Exiſtenz behandelt wird, ſo auch das Koſtüm. Doch hier giebts gleichfalls entweder nur vage Andeutung: Männerkleider von blauem Tuch, „ſehr einfach, von feinem Stoff, ohne jeden Fleck“, ähnlich der Tracht auf den Bildern des vierzehnten Jahrhunderts, oder Einfälle, die unglücklich wirken, wie der „hellgrüne Fährmannsrock mit dem geſtickten Goldzweig auf der Bruſt und dem Silberfiligrangürtel.“

Lebendiger und wirklich zukunftsfähiger ſind die Frauenkleider vorgeſtellt. Wofür Schulze-Naumburg jetzt ſo eindringlich ſich müht, das predigt auch Morris ſchon, die Frauen ſeiner Utopie gehen nicht mehr wie Lehnſeſſel aufgepolſtert, ſondern ſie zeigen das Spiel und den Rhythmus ihrer Glieder in fließenden, faltenflutenden, hellfarbigen Gewändern. Der Reigen dieſer Morrisfrauen ſchlingt ſich wie die Grazienſchar der holden Frauen von Sèvres, die Léonard aus Biſcuit gebildet.

Morris hat ſich mit ſolcher leidenſchaftlichen Liebe in ſeine Utopie hineingedacht, daß ſeiner Phantaſie ſogar das Klima Englands ſich verwandelt. Ihm ſchwinden zugleich mit dem Ruß und dem Rauch der Maſchinen auch die ſchweren Nebel und die Regengüſſe und wie ein glückliches ſüdliches Eiland ſteigt das Zukunftsengland vor ihm auf.

Hierin ſieht man vor allem, wie der Reformator in dem Eingeſpinſt ſeiner Träume den Wirklichkeitsſinn und die Diſtanz verlor, wie er ſtatt ein Diener der Natur und des Lebens, zum „Direktor der Natur“ ſich machte. Ein Grenzwächter der Schönheit wurde er, der ihr ihre Grenzen dekretierte, kein Mehrer des Reichs.

Er hatte kein Organ, neue poetiſche Werte zu wittern. Im Dampf ſah er nur den trüben Höllenbrodem der verhaßten Maſchinen. In der gleichen Zeit aber entdeckte Turner in den Feuer und Rauch ſchnaubenden Ungetümen der Dampfer auf hohem Meer und der Lokomotiven mit ihren Lichtern in der Nebellohe berauſchende Phantasmagorien.

Und in der gleichen Zeit begab ſich in Deutſchland ein Grenzſtreiten zwiſchen einem rückwärtsblickenden und einem vorwärtsſchauenden Poeten. Juſtinus Kerner klagte, daß in der „dampfestollen“ Zeit der Dichter ſchweigen müſſe und mit ſeinen Träumen aus den von der Eiſenbahn zerfurchten Wäldern fliehen müſſe. Gottfried Keller dagegen, der Erdfeſte, Hingebungsſtarke, jauchzte der neuen Großheit entgegen, er empfand wie Turner die wilde Schönheit von „Regen, Dampf und Schnelligkeit“, und er rief der verſpäteten Anakreontik zu:

Schon ſchafft der Geiſt ſich Sturmesſchwingen
Und ſpannt Elias wagen an,
Willſt träumend du im Graſe ſingen,
Wer hindert dich, Poet, daran?
Ich grüße dich im Schäferkleide,
Herfahrend — doch mein Feuerdrach
Trägt mich vorbei; die dunkle Heide
Und deine Geiſter ſchaun uns nach.

Ganz andere Wege, als Morris träumte, iſt die äſthetiſche Entwicklung gegangen. Nicht beſchränken, begrenzen laſſen ſich unſere Schönheitsbegriffe, ſondern ſie ſind novarum rerum cupidi, gleich Nietzſche ſind ſie wie „Corſaren auf Raub aus“, ſich neue Gebiete zu erobern. Und die Maſchinenwelt gerade iſt es, die unwiderſtehlich lockt. Nicht mehr allein durch die maleriſchen, koloriſtiſchen Reize ihrer Dampf- und Lichtfeerien, ſondern die Maſchine ſelbſt in ihrer organiſchen Struktur, der Präziſion ihrer Teile, der Gelungenheit, mit der ſich Form und Zweck deckt, beſchäftigt jetzt unſere äſthetiſchen Intereſſen.

Die Reinlichkeit des Baus, die Abweſenheit allen Tands bringt die anregende Erkenntnis, daß eine Sache durch ſich ſelbſt, einfach durch den Eindruck der vollendeten Zweckmäßigkeit ſchmuckhaft wirken, äſthetiſche Befriedigung auslöſen kann.

Ein litterariſches Symptom ſolcher Wandlungen, ein Beweis der Herrſchaft dieſer Ideen iſt, daß Huysmans in ſeinem Là-Bas den müden Weltflüchtling, der ſich nur mit dem matten Glanz vergangner Zeiten, alter Kunſt umgiebt, trotzdem an der Race der Lokomotive Gefallen finden läßt, an den Roſetten ihrer jagenden Räder,

an ihren Stahlmuskeln und dem glänzenden Kupferkorsett.

Und ein weiteres Symptom aus unmittelbarer Gegenwart ist nachdenklich. Es zogen viele nach Düsseldorf, das Kunstgewerbe zu beschauen. Die meisten dieser ästhetischen Kritiker haben aber ihren mächtigsten Eindruck vor dem Wunderbau der Maschinen gefunden.

F. P.

Goethehuldigung.

Im Goethejahrbuch erschließt sich ein bis jetzt verborgen gehaltenes Schreibtischfach Goethes und zeigt seinen Inhalt. Es sind unter Stickereien und Locken Briefe, die der offiziellen Redaktion der Hauskanzlei entzogen und von ihrem Empfänger als eigenstes Eigentum gehegt wurden. In diesen Briefen, die Fürsten und Frauen bewundernd und huldigend nach Weimar sandten, genoß Goethe ein Echo und Abbild dessen, was er den Menschen war, einen Huldigungszug der Großen der Erde, die respektvoll an die Thür des kleinen Weimarer Hauses pochten, und in ihrem Geleite folgten schöne, kluge, schalkhafte und schwärmerische Frauen.

Am charakteristischsten berühren aus diesem Archiv die Schreiben König Ludwig des Ersten von Bayern in ihrem bald steifen, bald enthusiastischen Heroenkultus, der Mischung aus künstlerisch-sehnsüchtigem Drang mit gravitätisch-barockem Schwulst, dem Nebeneinander leidenschaftlich-anbetenden Gefühls und des Kurialstils der Wohlaffektioniertheit.

Und viel verwandtes läßt sich in diesem Fürstendienst vor dem Genius mit den Briefen des zweiten Ludwig an Richard Wagner finden.

„Herr Staatsminister," redet er ihn an, „es verlangt mich sehr, Goethen persönlich kennen zu lernen" und sogleich geht ihm das Gefühl über: „Mit offnen Armen soll der Erhabene in München empfangen werden."

Als Goethe nicht zum König geht, geht der König zum Dichter und als Nachklang dieses Besuches, den er als Wallfahrt fühlt („Augenblicke mit Goethe zugebracht wiegen Tage, wiegen Monate auf"), wünscht er dringlichst „ein wohlgetroffenes Bild des Königs der deutschen Dichter zu besitzen", und er bittet und hofft, daß, wenn auch „kostbar für unser gemeinsames Vaterland Goethes Stunden sind, es Demselben nicht gereue", einige seinem Sendboten dem Maler Stieler gewidmet zu haben.

In Rom verstärkt sich der König sein Gefühl der Stadt durch die Andacht zu Goethe. Wie in einer gemeinsamen Heimat, in einer höheren unsichtbaren Gemeinde fühlt er sich hier. Und er sagt ein Wort, das genau so in den Briefen seines Enkels stehen könne: „Von des Thrones Kette habe ich mich für einige Zeit befreyt, lebe als Privatmann glücklich. Künstler sind meine Tischgäste."

Aus „unserem" Rom schreibt er an Goethe, fast inbrünstig wirbt er darum, daß das geistige Band zwischen ihnen verstärkt werde. „in Ihren Schriften lebe ich Ihr früheres Leben mit," versichert er und in Rom sucht er Goethes Fußspuren: „Wo haben Sie in Rom gewohnt? Lassen Sie mich dies wissen, so genau wie möglich. Roms Wert wird mir dadurch erhöht." Täglich geht er dann an dem Haus in der Via Sistina, „in welchem Deutschlands Dichter-König gewohnt hat", vorüber. Und zweifelhaft gemacht, fragt er von neuem: „man zeigte mir in der Sistinischen Straße ein Haus, in dem Sie sollten gewohnt haben und zwei Palmen in dessen Garten, von Ihnen aus dem Kern gezogen, aber bei meinem letzten Aufenthalt daselbst wurde versichert, Sie hätten in dem grünen Haus zum Giardino di Malta gehörend gewohnt. Wurde Iphigenia wirklich auf dem Rundplatz am Ende der Villa Borghese verfaßt? Gesagt wurde's mir. Bey einem großen Mann haben auch die kleinsten ihn betreffenden Umstände Wert."

Mit solchen Hingebungsstellen kreuzen sich dann wieder pergamentene Wendungen, die dem „Herrn Staatsminister" den Empfang eines Briefes anzeigen: „Ich habe ihn mit jener lebhaften Teilnahme gelesen, mit der die Erzeugnisse Ihres Geistes mich allzeit angezogen haben" und archivalische Schnörkelornamente: „Empfangen Sie die aufrichtige Versicherung der bekannten Wertschätzung, mit welcher Ich Denselben wohl beigethan bin."

In dem Frauenreigen der Briefe stellen sich alle Temperamente ein und die verschiedensten Seelen lassen ihre Weise hören.

Ruhevoll und gehalten schreitet Luise, des derben Carl August feinfühlige, verschlossene und zurückhaltende Gemahlin. Der Ton der Leonore Este, die Freundschaftsneigung der vornehmen Frau spricht, in etwas blassen gedämpften Worten.

Der Stil und die Form dieser Briefe haben Konvention, aber dies Konventionelle ist, das läßt sich aus manchen Untertönen merken, nicht aus Armut am Eigenen gewählt, sondern deshalb, weil in diesem Gewand sich am besten die edle Gleichmäßigkeit wahren läßt.

Frisch und werkthätig von lebendigen Interessen spricht die Großfürstin Maria Paulowna, Goethes rührige Helferin bei allen Unterstützungen und Förderungen.

Schöne Seelen nahen dann, neigen sich ihrem Meister und sprechen aus der Ueberfülle des Fühlens, bittend, daß er es ihnen

deute. Die Herzogin von Cumberland beginnt: „Ach, daß man doch schweigen kann, wenn man sich freut — und daß man zu reden vermag, wenn man so tief betrübt ist — dies Rätsel, wie so manches andere im menschlichen Herzen wird nur mein teurer Meister mir lösen können.“ Und Antonie Brentano bringt die Huldigungen aller weich und tief empfindenden Frauen: „Frauen würdigen mit innigerem Gefühl den ihrem Leben nicht Entfremdeten, der alle ihre Träume kennt und überbietet. Ja, Einziger, man möchte immer fragen, wie Sie so alles, auch was ein jeder glaubt allein zu wissen, das einfachste und verwickelte, das herrliche und ängstliche, das Leben in seinen vielfachen Erscheinungen, in allen Mitteltinten, ja alles zu denken und zu sagen wissen.“

In dies deutsche Gefühl klingt schalkhafte französische Grazie. Sie lacht aus dem sprühenden Brief der zwanzigjährigen Clementine Cuvier, der Tochter des Naturforschers. Sie schickt an Goethe im Auftrag des Vaters die erbetene „Collection des fossiles de Montmartre“ und benutzt das, um ihm ihre Liebe zu erklären: „Il n'est que vous en Europe“.

Mit spielender und schmeichelnder Causerie scherzt sie, sie würde gern einen Pakt mit dem Mephisto schließen, wenn der sie nach Weimar bringen würde: „ne pourriez-vous pas nous en envoyer un? Il me semble que celui que vous avez créé est si naturel et si vrai, qu'il doit réellement exister quelque part. J'espère encore, que sans être obligée de recourir à ce mauvais génie, j'aurai enfin le bonheur de vous voir. C'est là un de mes plus doux rèves, et le jour où il viendra à se réaliser sera aussi un des plus beaux de ma vie.“

Zwei Jahre später verstummte dieser liebliche und geschickte Mund, ohne daß sein Wunsch, zu Goethe wirklich zu sprechen, in Erfüllung gegangen wäre.

Zu all diesen Zeugnissen fast hundertjähriger Vergangenheit ist in den letzten Jahren ein Blatt hinzugekommen, das trotz der frischen Weiße des Papiers gut zu jenen Andenken stimmt. Es sind die Worte, die der hochselige Großherzog Carl Alexander 1899 über seine Erinnerungen an Goethe diktiert hat; die Enkelworte liegen neben den Zeugnissen der Vorfahren und sprechen jetzt d'outre tombe:

„Sie sind nur Erinnerungen wie ein Kind sie haben kann, denn ich war noch ein Knabe, als Goethe starb. Sein ältester Enkel Walther von Goethe, war mir mein liebster Spielgefährte, ihn sah ich am meisten, und der Verkehr mit ihm und seinem Bruder vermittelte von Zeit zu Zeit meine Begegnung mit ihrem Großvater, dem Staatsminister und Geheimrat von Goethe“. —

Wie im Helldunkel liegen diese Erinnerungen. Der alte Fürst redet langsam, als tauchten aus Traum und Dämmer die Bilder und einen ehrfürchtigen Klang hat seine Stimme: von dem erlauchten Geist, von dem Heiligtum seines Hauses spricht er. Etwas Legendarisches kommt in dieser Zeichnung in das Goethebild; Momentaneindrücke giebt es, aber hinter einem Schleier liegen sie, so daß zufällige Einzelheiten Bedeutsamkeit bekommen und Alltäglichkeiten Beziehung.

„Ich sehe ihn noch deutlich vor mir, als er mit meinem Erzieher, Herrn Soret, in dem Zimmer aufrecht stehend sprach, wo die aldobrandinische Hochzeit hängt, während ich mit seinen Enkeln an einem Tisch in dem Urbino-Zimmer daneben spielte.“

Aldobrandinische Hochzeit, Urbino-Zimmer, der aufrechtstehende Goethe, die spielenden Kinder, seine und seines fürstlichen Freundes Enkel, und das alles von dem als Greis rückgespiegelt, der es als Kind erlebt, . . . eine Kette von Kultur- und Schicksalsstimmungen.

Und etwas geheimnisvoll Fernes hat jenes andere Bild Goethes, wie er in dem Zedernzimmer der Großherzogin neben der großen Vase von violettem Jaspis steht: „seine Bewegung gemessen, seine Haltung sehr vornehm, aber nicht steif, die Züge bis ins hohe Alter sehr edel, der Mund sehr schön geschnitten, die Augen merkwürdig groß, die Pupillen braun. Sie schienen Blitze zu strahlen, wenn er sprach, nie habe ich bei einem menschlichen Wesen, welchen Geschlechts es auch war, solche Augen wiedergesehen. Sein Organ war sehr angenehm. So sehe ich ihn noch, so glaube ich ihn noch zu hören, jene Vase bewundernd, im schwarzen Frack, den Stern des Falkenordens auf der Brust.“

Zum letztenmal sah Carl Alexander Goethen auf dem Totenbett: „er lag in seinem Bett, unverändert in seiner Schönheit, wie er unverändert bleibt und bleiben wird in dem Reiche der Bildung.“

Und dieses Wort wird wohl auf lange hinaus die letzte Huldigung des Weimarer Fürstenhauses für seinen größten Gastfreund sein. F. P.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Roack & Co.

Das Auge als Weltrichter.

Von **Lothar von Kunowski.**

I.

Ein Blick in das Bilderbuch der Weltgeſchichte lehrt uns den großen Phyſiognomieenwechſel der Zeit, vornehmlich der Menſchen, aber auch der Tiere und Pflanzen. Es ſind nicht nur die Gewänder, die wir gewechſelt haben, um das feierlich prunkvolle Kleid der Orientalen zu vertauſchen mit der lichten und freibeweglichen Tracht der Griechen, dieſe mit dem reichen wie organiſchen Gliederbau der Bekleidung des Dürer und Velasquez, dieſe mit dem buntzierlichen Rococo, deſſen Verrücktheiten wir Banalität, Proſa, Farbloſigkeit und eine hanebügene Form ſiegreich entgegenſtellten. Jede Kulturperiode bringt auch bis dahin verborgene Gewächſe zu beherrſchender Ausbreitung. Bald tritt die Olive, bald der Kirſchbaum ſeinen Siegeszug an, bald Roggen, Hafer, Weizen, bald die Rebe, Eiche, Fichte, die Kartoffel und ſie geben den Ländern, die ſie geführt vom Menſchen überziehen ein ganz neues Gepräge. Wo ſind heute in Italien jene Landſchaften, deren Bilder das Auge eines Tizian beglückten, wo die poetiſchen Haine, die Watteau zum Schaffen anregten, wo ſind in einigen Ländern die Vogelſchwärme und ihr Geſang hingeſchwunden, Nachtigall, Droſſel und Fink, wo ſind die Heerden der Büffel geblieben, die in Steppen Amerikas dem Auge ein wimmelndes Leben überall gaben, wo Gazellen, Krokodile und Löwen in den Ebenen des Nil, wo Bären, Wölfe, Rieſenhirſch und Mammut in unſeren Auen, Flußthälern und Bergklüften? Das reißende Getier iſt in Europa dem Hund, der Katze, der kleinen Otter gewichen und Gebiete, die voll waren von täglichen Schreckniſſen, Unglücksfällen und Furchtbarkeiten aller Art, Tage die im Ringen mit Pantherkrallen und Tigergrimm leidenſchaftlich verbracht wurden, Nächte die durch Geheul der Hyänen und Schakale eine zwar grauenvolle Schönheit gewannen und oftmals zur Betrachtung des Sternenhimmels nötigten, wie iſt doch das alles zu gefahrloſer und dadurch erlebnisloſer Wanderung, zu friedlicher und dadurch einförmiger Beſchäftigung, zu ungeſtörtem Schnarchen bei Nacht und Scharwerken bei Tag in allzu berechenbarer Umgebung geworden.

Dahin ſind die einſt innig verehrten Vorbilder der Kraft, Liſt und Behendigkeit, kaum daß wir noch die Sage von Fuchs und Storch verſtehen, vom ſchwatzhaften Raben und Elſter, von Grille und Ameiſe. Der große Zug, der die geſpenſtigen Fratzen und Teufelsgebilde gothiſcher Dome fähig machte, die Vorſtellung dämoniſcher Naturgewalten dem Bilde der Gottheit im Allerheiligſten entgegenzuſetzen, als hätte der Wald, neidiſch, daß der Stein ihn verdrängt und in Bögen und Pfeilern ſeine Formen, ſeine ſchattigen Hallen ſich angeeignet, als hätte er an Geſimſen und Dach-

rinnen und über den Portalen oder unter den Füßen der Heiligen die Seelen einer verjagten und deshalb zähneknirschenden Tierwelt, die Geister der Wildnis zurückgelassen, damit sie dem Menschen das Unrecht wider die Natur jederzeit höhnisch als Sünde und Schande vorhielten, besonders im Zwielicht der Mondnächte oder verdunkelnder Gewitterstürme. Dann speien sie das Wasser verächtlich über sein Haupt. Dahin sind die Zeiten der Männer, die im Wappen den gefährlichen Stierkopf führten und kein Künstler würde einem löwenstarken Mann das uralte Symbol des Mutes auf den Schild zu malen wissen mit dem Sinn der Vorzeit für das Königliche der Tiere.

Dahin sind die Vorbilder der Pracht, der Zierlichkeit, des Sauberen und Ausführlichen, ich meine jene Prunkgewänder der Tiere mit ihren Streifen, Flecken-farbigen Mustern, mit reicher Stickerei und der sorgfältigen Pflege, die ihnen zu Teil wurde von Seiten ihrer Inhaber. Eingezäunt, verkrochen und verscheucht lebt die einst üppige Fauna Europas in Winkeln und wenig betretenen Wäldern, um der verunstalteten, allein für den Gebrauch hergerichteten Tierwelt Raum zu geben, und deren spiesbürgerlich, schmutzige, auf unablässige Arbeit und unaufhörliches Fressen bedachte Art ist in Ställen und Höfen Vorbild menschlichen Gebarens geworden, dem Romanschreiber eine Wonne, Homer ein Schrecken. Denn wie können diese geschwollenen, langweiligen Tauben und ihr ins Uebermaß gezüchtetes Girren dem wahrhaft dichterischen Geist Anlaß zu Gleichnissen geben, welchen Helden will der Bildner dieses Vielerlei von Mastvieh als Symbol von Charaktereigenschaften beigesellen. Die Karikaturen des englischen Rennpferdes, der ins komische übersetzte Hundetypus, Bulldog und Mops, der verkrüppelte Dachs sind merkwürdige Zeichen eines Physiognomiewechsels, der auf den Hang deutet, die Tierwelt nicht nur zu benützen, sondern sogar zu verspotten. Es ist kein Zufall, daß jährlich das Aussterben einer edlen Tierart bekannt wird, während der geschmackloseste aller Vögel, der Sperling, uns täglich und stündlich die Poesie des Himmels verdirbt, ins Gemeine und Bananische verbildet. Das ist der Gegenwart willkommen, denn alles dem Adler verwandte zwingt kurzsichtige Augen in blendenden Höhen, in Fernen das Erregende zu erspähen, während das Haustier bei Abfällen des Tisches weder das Gefühl der Freiheit, noch das der Gefahr oder zielanstrebenden Willens sonderlich beunruhigend aufrüttelt.

Wenige haben wohl bedacht, das dieser Physiognomienwechsel eine Ursache der Verflachung unserer Kunst ist, denn wo sollte ein Dante die Monstren seiner Hölle in so alles Ungewöhnlichen und Störenden baaren Ländern aus Anregung der Natur ableiten, wo fände der Bildhauer Mensch und Tier in solcher Annäherung, daß ihm Fisch und Männerleib, Löwe und Körper des Weibes in eins verschmelzen könnten zu Tritonen und Sphinxen, und wenn er das Roß und den Reiter heute selten beieinander findet, was würde eine magere Schindmähre verbunden mit dem Jockey für einen Centauren ergeben? Und so mangelt es an Symbolen in allen Künsten, das Verhältnis zwischen Mensch und Natur deutlicher auszudrücken, die Gewalten des Meeres, der Luft, der Erde gleichsam in ihrer Verwandlung in die Allgewalt des Menschen darzustellen, es mangelt dem Menschen jeder Maßstab seine Unschönheit abzuschätzen, sich ihrer endlich bewußt zu werden. Dem Griechen machte es keine Mühe den Schwan, den Stier, die Schlange in vertrautem Umgang mit Menschen zu denken, die heute angesichts solcher Wesen lächerlich und dabei voll Ueberhebung erscheinen würden. Jede Art Liebesbrunst, Gier und Wonne wußte der Grieche erschöpfend zu versinnlichen und eben deßhalb hob sich aus dem geilen Volke der Tiermenschen Venus

ſo hoheitsvoll ab und erſt der ziegenfüßige Faun, wie die ſchlangenumhäuptete Meduſa konnten das Bild der Vollkommenheit in Apollo und Athene zur höchſten Geltung bringen.

Aber Sache des Künſtlers iſt es nicht zu beklagen, daß er in einer naturfremden, kunſtfeindlichen Zeit geboren wurde, vielmehr ſoll er die Kühnheit der Alten, ihren Erfindergeiſt nur bewundern, um ſeine Pfade fortzuſetzen in der Richtung, die ihm die Gegenwart weiſt, nicht aber ſoll er denſelben Pfad verfolgend eine Phyſiognomie gewaltſam heraufbeſchwören, die in der Art nicht wiederkehrt: Der Rückblick in die Vergangenheit ſoll ſtets den Blick in die Zukunft ſchärfen. Und dazu giebt das Bedürfnis der Gegenwart Anlaß und Fingerzeige. Jene Alten, als ſie den Triton, die Waſſernymphe erfanden, den ſchwebenden Ganymed, flogen in Segelſchiffen über Wellenkämme und ihre Siegesgöttin war die Kraft, die den Sturmlauf der Krieger mit beſchleunigendem Fittich verſah. Wenn der Aegypter das Tier zum Gott erhob und der Grieche es in Verbindung mit dem Menſchen zum Halbgott herabſinken ließ, ſo waren die Bilder ihrer Kunſt Ausdruck eines Erlebniſſes, hier der Ehrfurcht vor der Heiligkeit, einer Macht, die der Menſch beſiegte, um ſie als Vorbild der Reinheit in Liebe, Leidenſchaft, Mut und Unſchuld anzubeten, dort des Ringens, der Beſtialität im Menſchen Herr zu werden, und ſich gleichſam der Hülle des Tieriſchen zu entkleiden. Der heutige Menſch dagegen betrachtet, wenn er ſich des Prinzips der Ausnützung bewußt geworden iſt, das Tier als Genoſſen ſeiner Arbeit, ſeines Hauſes und er ſollte lernen es als Genoſſen eines höheren gemeinſamen Lebenszweckes zu betrachten, nämlich unter dem großen Geſichtspunkte der Geſundheit und Schönheit des ganzen Erdballs, der in ſeine Hände gegeben iſt, unter dem Geſichtspunkte eines erſtrebenswerten Gleichgewichts zwiſchen Stein, Waſſer, Pflanze, Tier und Menſch, deſſen Erſchütterung nicht ohne Gefahr für das Gedeihen Aller ſein kann. Wenn das Prinzip des Kampfes und der Feindſchaft zwiſchen Menſch und Tier ein untergeordnetes geworden iſt, ſo iſt das Prinzip der Genoſſenſchaft um ſo ſtärker hervorgetreten und nun müßte es die Aufgabe der Kunſt ſein die Phyſiognomie aller Weſen, die in unſere Hände gegeben ſind, zu läutern, vom Hausbackenen zu reinigen und in einer Friſche vor uns hinzuſtellen, welche ganz neue Eigenſchaften jener zu Sklaven erniedrigten Tiere oder derer, die durch Feindſchaft der Menſchen aus der Ruhe aufgeſcheucht in Schlupfwinkeln leben, deutlich mitteilte. Denn daß das Walten des Menſchen in Flur, Feld und Gebirge nicht ohne Einfluß auf die Tierwelt geblieben ſein kann und daß etwas von ſeinen edlen geiſtigen Regungen ſich in ihnen im Laufe der Zeit gleichzeitig, aber auf andere Weiſe, entwickelt haben muß, darf man annehmen. Was früher Angreifer war, iſt zum gewandten Flüchtling geworden, was ſich gegen Gewalt ſträubte, zum gelehrigen Gehilfen, was früher dem Untergang nahe war, lebt heute ganz allein geſchützt durch ſeine Schönheit, wann der Menſch ſie durch den Künſtler erkannte. Denn jedes Volk pflegt Tiere ebenſo wie Pflanzen, um ihrer Schätze an Vornehmheit, Adel, Feinheit, Geſchmeidigkeit nicht verluſtig zu gehen. Wie der Naturforſcher in Gärten und hinter Gittern Tiere nährt und pflegt, die ausſterbend die Schönheit einer Legion Geſchöpfe und das Genie von Generationen im Drange ſich kunſtvoll durch Fell, Farbe, Zeichnung, Bewegung darzuſtellen, mit ins Grab nehmen würden, wie er ſie ſeinem Studium nutzbar macht, um aus der Lebensart, Fortpflanzung und Ernährungsweiſe der Gefangenen Rückſchlüſſe auf dergleichen Vorgänge im menſchlichen Leben zu machen, ſo ſollte auch der Künſtler ſich mit dem Charakter ſolcher Weſen vertraut machen

und, wenn er sie nicht in Wildnissen belauschen kann, so beobachte er sie als Freunde des Menschen, wie sie als solche unerhörte und oft bezaubernde Geistesblitze und Aufklärungen für das Seelenleben überhaupt durch ihre Erscheinung und Gebaren kundgeben.

Welch eine Fülle, ja Ueberfülle des Erlebnisses eröffnet sich hier der Beobachtungsgabe, der Liebe, dem Streben Unvergänglichkeiten der Lieblichkeit, Würde, Anmut, des kindlichen Wesens fortzuleiten in die Schatzkammern unserer Seele, die voll sein müssen, wollen sie die ungeheure Aufgabe bewältigen, eine der ursprünglichen Herren beraubte Natur in doppelter Schönheit wieder herzustellen. Die Schönheit kann nie aus dem Nichts geboren werden, sondern stets nur aus dem Leben und sie ist die Sichtbarkeit des Götterfunkens, der aus allen Gegenpolen unserer Natur überspringt in unser Herz, aus dem sie hervortritt durch das vorstellende Gehirn als geniale Idee, als Bild einer Welt von Geschöpfen, die schöner sein werden, als die, deren Zeit abgelaufen ist. Der geniale Künstler fühlt das Ueberspringen dieses Funkens vor der schlanken Grazie des Reihers, vor der verblüffenden Plötzlichkeit des Affen, vor dem Zauber so vieler köstlicher Vögel in Pracht und Prunkgefieder voll goldigem Schimmer merkwürdiger Punktierung, Perlmutterglanz und Süßigkeit zutraulichen Blicks. Er lebt auf, wenn er das Raubtier in seiner unbekümmerten Würde gleichsam durch alles Gegenwärtige in die Ferne spähen sieht, er fühlt alle Nerven in sich zucken, wenn es sich zum Springen duckt, sein Herz lernt wieder Zürnen vor dem Funkeln weißer Zähne im Rot brüllender Mäuler und eine Fülle schier vergessener, im Menschen verkümmerter Charakterzüge erwacht in ihm, wann er die Gewalt und Reinheit der Liebe und das Feuer der Umarmung dieser Geschöpfe, die ohne Moral moralisch sind, bedenkt und beobachtet. Indem sein Blick in steigender Wonne die Erscheinungen abtastet und die schier fabelhafte Eigenliebe der Tiere im Kennzeichnen ihrer Vorzüge durch sichere Ausgestaltung derselben für das Auge begreift, indem er die Krallen, Hufe, Klauen, Hände und alles, was der Verteidigung dient, Horn, Geweih und Gebiß verstehend gleichsam herauswachsen sieht aus der Masse des Leibes zu bestimmten Zwecken, durchlebt er mit dem Hirsch den Rythmus des Laufs, mit dem Roß das erregende Stampfen der höchsten Eile, mit dem Stier und Bock die wehrhafte Stellung. Ihm scheint ein jeder Leib wie mit kosenden Melodien umspielt, die in wandelbarem Rythmus der Streifen, Flecken, Punkte, Linien, Haare den Hals, Brust, Rücken und Bein wie mit etwas Geistigem einhüllen, als sänge die Oberfläche das Lied, das in der Tiefe die wilden, rauhen, milden, zarten Herzen klopfend bald beschleunigen, bald verlangsamen, so daß dem Zebra wie dem Rinoceros das Temperament und die Gangart einer Seele auf den Leib in leserlichen Noten geschrieben scheint.

Und diese Eigenliebe sieht er dann sich steigern zur Leidenschaft für das andere Geschlecht, er fühlt es an sich selbst, das Hinreißende in der Grazie des Rehs, den Ueberschwang in allen Bewegungen der Vögel und was er als praktisch im Sinne der Eigenliebe nicht versteht, das leuchtet ihm ein als praktisch im Sinne des Dranges Liebe einzuflößen, geliebt zu werden. In der Verbindung dieser zwei Strebungen natürlicher Wesen, im gleichzeitigen Betonen der Individualität, des Fremdartigen, Eigenen und der Verständlichkeit eines Geschöpfes für andere durch seinen Anblick, darin sieht er zwei Prinzipen der Schönheit, welche die Welt beherrschen, welche das Individuum stark und zugleich der Verbindung fähig machen mit entgegengesetzten Naturen, welche das Männchen als Männchen kennzeichnen,

indem sie es als stärker, edler, vornehmer, als individueller vor anderen Männchen erheben, zwei Prinzipien, welche das Weibchen von anderen Genossen des Geschlechts unterscheiden, aber zugleich zusammenfassend dem männlichen Geschlecht die entgegengesetzten Reize alles Weiblichen verraten. So birgt die Erscheinung der Tiere wenn man sie vertieft, mit dem Typus, mit der ererbten Anlage gleichzeitig das Persönliche jedes Geschöpfes und aus beiden setzt sich der Künstler das kommende, mögliche Geschlecht der Zukunft zusammen. Das giebt seinem Studium Ziel, Richtung, Begeisterung. Er wird sich nicht begnügen die Anatomie, den Knochenbau einer Gattung, zu verstehen, er wird nicht zufrieden sein die Mannigfaltigkeit gleißender Augenblicksgewänder abzuschreiben, er will das veredelte Tier selbst im Vorbilde schaffen, und wenn er den Züchter nicht bewegen kann, seine Idee zu verwirklichen, so wird er doch dem nach Vorbildern begierigen Menschen Entwicklungsmöglichkeiten offenbaren, die er hineinnehmen kann in seine eigene Natur.

Wie? wenn die Glut jener Augen, die wir im Tierreich bald scharf, bald unergründlich tief, bald melancholisch, oder voll brennenden Interesses auf uns gerichtet sehen, wie? wenn die Milde des Blicks der Giraffen, das schauerlich Schöne des entschleierten Auges der Eule und des Uhu, und die findige Eindringlichkeit im Antlitz von Iltis, Marder und Zeisig Varianten menschlichen Gesichtsausdrucks werden könnten? Wie das geschehen soll? Eben durch eine Kunst, die nicht nur die Oberfläche giebt, sondern den Funken der Seele des Tieres überspringen läßt in die Seele des Menschen und sie dadurch verjüngt, fruchtbar macht, mit neuen Kräften versieht, mit jenen Kräften, die dem Kinde im Leibe der Mutter die Gestalt geben, welche der Vater seiner Ideenwelt gewann, als er sich von Wesen der Natur die Kraft schenken ließ, überhaupt Ideen zu erzeugen. Im Reiche der Idee aber liegen alle Möglichkeiten zukünftiger Wesen, in ihm geschieht die Verschmelzung der Eigenschaften ewig getrennter Wesen zu neuen Gestaltungen, die sich in solchem Weib entfalten, das durch Kunst die Seele des Mannes aufnimmt, ehe es die leibliche Anregung von ihm empfängt. So wird Kunst zu einer Macht, die ringsum das Geistige auffaugt, wo die Natur sich willig drängt es herzugeben als Entgelt für die Liebe, die sie vom Menschen empfängt. So wird Kunst zu einer Mehrerin des Seelischen im Menschen und sie giebt dem Volke den Ueberschwang des Schöpferischen, der in jedem Einzelnen und in allen seinen Handlungen zu Tage tritt, sie giebt den Ueberschwang, der jeden Mann geistig gebären läßt in allen Entschlüssen des Lebens, sie giebt also die eigentliche Freiheit, die Unabhängigkeit von der Außenwelt und auf dem Wege der Liebe zur Natur weiß sie gleichzeitig die Eigenliebe des Menschen zu pflegen in dem Sinn, daß er fruchtbar wird und nun für die ganze Umgebung, für alle Wesen der Natur die Ordnung ausfindig macht, in der Stein, Tier, Mensch und Pflanze brüderlich verbunden mit einander leben können.

II.

Wie der Rückblick in die Vergangenheit mit Hilfe alter Kunst nur einen Teil des Seelischen, nämlich die Ideenwelt unserer Vorfahren, zum inneren Erlebnis macht, das uns die gegenwärtige Natur als geworden leichter verstehen läßt, so kann das Studium dieser Natur erst als eine zweite Stufe des Erlebens betrachtet werden. Die Dritte ist das Feuer

geiſtiger Produktivität, das dadurch in uns entzündet wird, die Vierte das Kunſtwerk, in dem wir deren Ergebnis niederlegen, die Fünfte aber die Anwendung dieſes Ergebniſſes auf unſer eigenes Leben, auf den kommenden Tag, auf die kommende Generation durch Liebe, durch That, durch Umgeſtalten der Welt im Sinne der Kunſt. Das gäbe einen Phyſiognomiewechſel, der dem Menſchen dieſe Erde als ein Himmelreich erſcheinen laſſen könnte. Dann hätten wir die Kraft unſerer Städte in dieſem fürchterlichen Mienenſpiel zu ſtören, das ſie bald in runzlige Greiſe, bald in kalte, kahle Totengerippe verwandelt, etwas vom Gliederbau der Tiere würde in ſie eingehen, und den Zug der Straßen und Plätze beſtimmen, als wäre jede Stadt ein Leib mit beſonderen Organen der Verteidigung, mit Türmen wie Hörner, mit Zinnen wie Zähne, beſonderen Organen des Blutumlaufs und der Verdauung, der Liebe und des Verſtandes, Kirche, Markthalle, Akademie und alle Stätten univerſeller Bildung, der Königspalaſt und das Haus der Volksvertretung, und dann Gliedmaßen, die zum Rumpf ein feines Verhältnis wahren, in der Stadt kriegeriſcher Menſchen ein anderes als in der Stadt des Austauſches der Güter, diplomatiſcher Feinheit, vornehmer Gelaſſenheit, religiöſer Begeiſterung. Und wenn die Fläche der Häuſer nach Art des Fells der Tiere die typiſche Bedeutung eines jeden verraten würde, das Schulhaus als ſolches, das Privathaus, die Villa deutlich kennzeichneten, ſo würde auch die Beſonderheit der Beſitzer ſich hervorwagen als verfeinernder Faktor des Ornaments, als Hauch, der die Linien der Fenſter und Geſimſe, der Kanten böge, und zwar nicht mehr als Hauch, wie die Natur ja weiſe nicht die Erſcheinung der Gattung zerreißt und nie den Typus der Elefanten, Schmetterlinge und Glühwürmer überlädt mit Einzelheiten und Eigenheiten ihres Trägers.

Welche Liebe würde zwiſchen Bewohnern einer ſo durch und durch für den Blick aller Bewohner verſtändlichen Stadt entbrennen und wie würde nicht dieſe Liebe als Ueberſchwang ſich ergießen über die Umgebung, über die Parkanlagen und Baumgruppen, Dörfer und Felder. Leicht löſte ſich das Problem der Verjüngung für ſolche Menſchen, die ſich als Glieder eines Leibes anſchauen und ihre Stadt zum Ausdruck lebendiger und harmoniſcher Funktionen vieler Geiſter im Dienſte des Lebens machen wollen. Da würde das Alte in das Neue hineinſchmelzen und gleichſam von ihm umkleidet werden, wie der beharrliche und ſtilfeſte Knochen die Stilwandlung der Oberfläche von Jugend bis zum Alter zwar leiſe begleitet aber dennoch als Stimme der Vergangenheit im Körper nicht ins Uebermaß ſich verlieren oder dieſe Stimme gar völlig verwiſchen läßt, ſorgt doch der Umtrieb der Bewegung, daß alte Knochen und junges Fleiſch ſelbſt in den Handlungen der Leidenſchaft ſich wohl vertragen, wenn beider Beſtreben iſt jung zu werden in der kommenden Generation, in ihr die Phyſiognomie zu wechſeln.

Vielleicht daß dann allmählich die Phyſiognomie eines anderen Menſchengeſchlechts durchſchlägt. Denn das dürfen wir uns nicht verhehlen, daß eine ſolche Verzerrung des Antlitzes der Menſchheit ins Alberne, Täppiſche, Läppiſche, Dumme, Komiſche, vor allem Trübſelige noch nie in der Geſchichte des Augenaufſchlags neuer Generationen ſtattgefunden hat. Wenn die Renaiſſance ſich das Studium der Eigenart des Menſchen zur beſonderen Aufgabe gemacht hat und ſeine individuellen Züge zu ungewohnter Eindringlichkeit zuſpitzte in jenen Feldherrn mit dem Adlerblick und Naſe, in jenen Philoſophen mit der Ruhe der Neufundländer, in Diplomaten, die jeder für ſich ein Volk zu repräſentieren ſcheinen, ein Volk der Zukunft, wenn ſie ihren Blick aufs Aeußerſte geſchärft hatte, ſelbſt in Falten, Runzeln, Aus-

ſchweifungen der Form, im Häßlichen das Schöne zu finden, um gelegentlich das Schöne von ſeinem Modethron ſtürzen zu können, ſo ſind wir dahin gelangt, daß ſolche Menſchen, ſolche Weiber und Mädchen von faſt undefinierbarer Verfeinerung der Züge entweder, wo ſie erſcheinen, dem Gelächter ſich ausgeſetzt ſehen oder durch brutale, protzige, meiſt unbedeutende Weſen, ja geradezu durch konkurrenzloſe Indifferenz der Erſcheinung ſpießbürgerlicher Geſellen bei Seite gedrängt, überſchrieen, überſehen werden. Das Land iſt voll von Menſchen, die jede Eigenart verleugnen, und die, welche nichts als die Beſonderheit ihrer Züge gegen den Typus des Bürgers und Modemenſchen ins Gefecht führen können wie alle Nachahmer der Renaiſſance, alle Nietzſchemenſchen, tragen höchſtens dazu bei die ſtarre Maske des ſpießbürgerlichen Europa durch verkniffenen Ingrimm, boshafte Seitenblicke, höniſche, cyniſche Selbſtverſpottung zu beleben. Daher ſoll uns der Künſtler Kraft geben eine neue Art Menſchen zu erkennen, die zugleich den Typus des Kriegers, Gelehrten und Königs, des Kaufmannes und Arbeiters rein ausſprechen, indem ſie ihn in ſich ſelbſt verfeinern, perſönlich machen, ſo daß der glatte und hohle Altagsmenſch durch eine Generation überrumpelt, überraſcht, plötzlich zum Teufel gejagt wird, die ihm nichts nachgiebt an Wucht in der Repräſentation des Ererbten, der Klaſſen, Stände, Berufe, Raſſen, aber gleichzeitig deren Entwicklungsfähigkeit zu neuen Erſcheinungsformen als Individualität an der Stirn trägt.

Führt den neuen Menſchen auf das Forum, den Menſchen, der vieler Weſen Lebenskraft in ſich einigt, den Menſchen der Erlebniſſe, der Liebe zur Natur, zu Himmel und Baum, Blume und Tier, den Menſchen der Fruchtbarkeit, des Ueberſchwangs der Ideen, den ſchöpferiſchen Menſchen, deſſen Handgriff jederzeit ein Griff in Schönheiten, ein Fortbilden der Umgebung zu reineren Formen iſt. Führt auf das Forum die, welche fähig ſind die Phyſiognomie des Landes zu verjüngen, Genies in allen Gebieten, ſtellt ſie vor uns hin im Prunk der Gewänder, deren ſie würdig ſind, ſchüttet Purpur und Gold über ſie aus oder kleidet ſie wie Blumen, wie Tulpen, Roſen und Nelken, wie Gladiolen und Lilien. Und wenn ihr ſie ſelbſt nicht auf den Plan zu bringen vermögt, ſo ſchafft, daß man den neuen Menſchen erzeuge, jenes umfaſſende Weſen, jene Verbindung von Härte und Klarheit der Kryſtalle, Gediegenheit des Goldes, Unerſchütterlichkeit des Granits.

Ein neuer Richter iſt in die Welt gekommen, vor deſſen Thron ſich alle Kreaturen zu rechtfertigen haben, das Auge des Künſtlers, der die Sehkraft alles Sehenden in ſich vereinigt, die Schöpferkraft alles deſſen, was ſich in Schönheit zur Sichtbarkeit und Liebe durchgerungen hat, die Sehnſucht alles deſſen, was durch Kunſt zur Schönheit geführt werden will. Jawohl, wird dieſes Auge ſagen, ich gehe vom Aeußeren aus, ich halte mich an das Aeußere, indem ich dich beurteile, ich halte mich nicht an deinen Titel, deine erborgten Redensarten, an deine geſtempelten Papiere, an die Bürgſchaft deiner Vorgeſetzten und Vettern, an den Eidſchwur deiner Ueberzeugungstreue, ich halte mich an deinen Gang, Miene, Kleidung, Gebärde, und Auge in Auge ſage ich dir, wer du biſt und in welche Rangſtufe du gehörſt. Ich entkleide dich und leſe weiter wie in einem Buch. Ich erkenne, daß du im Bauch, in den Füßen, Händen, im Geſchlecht, im Kauen, in der Gehirnthätigkeit, in irgend einer leiblichen Seite eine Seelenſeite auf Koſten des ganzen Organismus zu Gunſten eines Inſtituts, eines Vorurteils, eines Dogmas, zu Gunſten vergänglicher Vorteile als Götzen verehrt und aufgeblaſen haſt, ich leſe jedes Jahr deines Lebens vom Rythmus der Proportion deiner Glieder und ich verurteile dich in Anbetracht der Kleinlichkeit

deiner Stunden, die mir die Falten und Fältchen deines Körpers verraten, zum niedrigſten Sklavendienſt.

Ein jüngſtes Gericht iſt es, dem wir alle durch den Künſtler unterworfen werden, nicht durch den gegenwärtigen, ſondern durch den, der kommen wird, fähig und berechtigt iſt den Leuten die Kleider vom Leibe zu reißen, ſtatt ſie in Bildern zu verewigen. Da giebt es einen Sturz von Weibern, die ihre Jugend totſchlugen, indem ſie wähnten ſie durch rohe Eingriffe in die Formen des Leibes zu verlängern und ihnen nach ſchleudert man die Kinder, denen ſie die Folgen ihrer Eitelkeit vererbten. Und ſtatt dieſer unförmlichen Mißgeſtalten, die in unſeren Straßen als Variationen der Venus angebetet werden, ſteigt vor den verblüfften Augen der Menge die jungfräuliche Geſtalt eines Mädchens auf, das längſt gegenwärtig im Stillen, gleichſam in ein Kloſter verbannt lebte, gehaßt, geſchmäht, verleumdet von ihren Schweſtern, weil ihre Kunſt nicht wider die Natur, ſondern im Bunde mit ihr, weil ihr Gewand und bewußtes Gebaren nur Steigerung leiblicher Vorzüge und unbewußter Seelenkräfte zur Sichtbarkeit für den Blick des Liebenden war. Und dieſer wird ihr nicht verſagt in der neuen Gemeinſchaft, welche nachdringend die Gewalt eines reißenden Stromes gewinnt. Aber in den unterſten Schacht der Abgründe werden die Künſtler geſtürzt, welche das Aeußere, ſtatt es zu enträtſeln wie eine Sphinx, oberflächlich nachahmen und als Wahrheit verkaufen.

Der Moloch.

Roman

Von **Jakob Wassermann.**

(4. Fortsetzung.)

Alexander Hanka

47.

Mitte März legte Arnold die Prüfungen mit Erfolg ab. Es war ihm nur ein Spiel. Er entschied sich für das juristische und philosophische Fach. An einem stürmischen Frühlingstag entrichtete er die festgesetzten Gebühren und begleitete dann Wolmut vom Ring bis weit hinaus in die Vorstadt.

„Sie haben keine bestimmte Idee von der Richtung, die Sie in den nächsten Jahren nehmen wollen?" fragte Wolmut zum wiederholten Mal. „Vergessen Sie nicht, daß Sie viel älter sind, als die Burschen, die mit Ihnen äußerlich jetzt auf demselben Punkt stehen."

„Ich mache kein Programm", erwiderte Arnold lebhaft. „Damit geht jede Unbefangenheit verloren. Ich will zugreifen und alles packen, was zu mir kommt. Später kann ich dann mein Gebiet erweitern und das Widerspenstige halten."

„Sehr gut; und wollen Sie jetzt gleich anfangen?"

„Das weiß ich nicht."

„Sie scheinen ein wenig zerstreut, oder vielleicht auch zu sehr in einen gewissen Gedanken verbohrt," bemerkte Wolmut mit seiner freundschaftlichen Sanftheit, die doch immer die Kälte der Beobachtung erkennen ließ.

Arnold schwieg eine Weile, bevor er entgegnete: „Wie soll man mit Menschen verkehren? Darf man sein Gesicht zeigen? Muß man das zufällige Wort messen und in der Hand halten und die geeignete Sekunde abwarten? Bis es schlecht und altbacken keinem mehr schmecken kann?"

„Ein wirklicher Mensch ist gar nicht bedeutungsvoll und gar nicht erkennbar in dem, was er spricht," erwiderte Wolmut bedächtig, wohl erratend, worauf Arnold anspielte. „Was einer thut oder unterläßt," fuhr er fort, das geschieht immer aus dem tiefsten der überhaupt möglichen Gründe, ungefähr wie die Erde nur gerade durch die Centrifugalkraft und die Centripetalkraft ihre ausgeglichene Bahn geht. Wenn eine dieser Kräfte unzureichend wäre, würde sie in die Sonne oder in das Chaos stürzen." Wolmut lächelte, schob seinen Arm in den Arnolds und beide wanderten eine große Strecke schweigend nebeneinander.

Sie gingen an einem schmalen Garten vorbei, der sich jedoch lang in die

Tiefe dehnte, ſo daß von den weißen Mauern des Hauſes kaum ein Streifen hinter Buſch- und Zweigwerk hervorſchimmerte. Die Kronen der Bäume bogen ſich im Wind mit ſauſendem und pfeifendem Lärm. Der Sturm entführte Arnold den Hut und er mußte am Thor des Gartens läuten und ziemlich lange barhaupt ſtehen, ehe er wieder in den Beſitz ſeiner Kopfbedeckung gelangte. Der Hut hing ruhig, wie ein Rebell, der ſich anderswo ſehr gut benimmt, auf einem kahlen Roſenbäumchen. Als Arnold durch die ſtillen Gartenwege wieder gegen die Straße ſchritt, hatte er die Empfindung einer ſchönen, jedoch dunklen Erinnerung. Plötzlich ſtand es in ihm feſt, daß er nach Podolin reiſen werde. Mit leuchtendem Geſicht trat er an die Seite Wolmuts, der ruhig gewartet hatte. Er ſagte ihm jedoch nichts von ſeinem Entſchluß, als fürchte er Einrede und Abmahnung.

Zu Hauſe angekommen, zog er den ländlichen Holzkoffer aus dem Winkel, aber es zeigte ſich, daß dieſes ehrwürdige Stück zu klein und zu häßlich war. Er ging daher von neuem aus und kaufte einen großen Lederkoffer und eine Handtaſche. Er packte bis zum Nachmittag, und erſt als er fertig war, bemerkte er mit Verwunderung, daß er ſich wie zu einer jahrelangen Abweſenheit gerüſtet habe.

Nachdem er die Stunde der Reiſe feſtgeſetzt hatte, wollte er bei Borromeos Abſchied nehmen. Man ſagte ihm, der Doktor ſei im Salon. Mit ſeinen Gedanken ſchon in den kommenden Stunden, durchſchritt er die Reihe der Zimmer und als er einen roten Thürvorhang bei Seite ſchob, ſah er unvermuthet Frau Anna und den Leutnant Valescott vor ſich. Die Beiden ſaßen an einem ſchmalen Theetiſch einander gegenüber und drehten das Geſicht geſpannt mit einem Ausdruck verdrießlicher Abwehr nach ihm zurück. Arnold entſchuldigte ſich, trat vollends in das Gemach und ſagte, weshalb er käme. Da ſein Benehmen unbefangen war und mehr eine innere Zufriedenheit als äußere Neugier kund gab, wurde Anna Borromeo freundlich. Valescott ſchien geärgert. Arnold bemerkte es ſchließlich, aber es machte ihm Vergnügen, den ſehr geputzten und nur auf gewiſſe Redensarten eingerichteten Mann ein wenig auf der Pfanne der Bosheit ſchmoren zu laſſen. Arnold begriff es nicht, wie Anna Borromeo ſolchen Fiſch, wenn ſie ihn ſchon geangelt, bei ſich halten mochte; ſie nahm ſich wie eine Flüchtig-Gewordene aus, die in Eiligkeit nur irgend wohin greift, ſich zu ſchützen und als Einlaßbegehrende vor ein abgebranntes Haus kommt. Allmählich ſchien auch Frau Anna die Anweſenheit Arnolds wieder unbequem zu empfinden und wurde ſchweigſam. Valescott, mit dem vollkommenen Takt ſeiner Geſellſchaftsklaſſe, erhob ſich, lächelte, reichte Frau Anna die Hand, verbeugte ſich vor Arnold mit widerwilliger Höflichkeit und verſchwand. Nach einer langen Pauſe ſagte Anna Borromeo: „Valescot iſt eine warme, tiefe, ehrenhafte Natur.“ Mit beiden Händen und geſpreizten Fingern ſchob ſie die kupferfarbenene Haarkrone zurecht, lächelte Arnold mütterlich zu, ſtemmte dann beide zur Fauſt geballten Hände tief in ihren Schooß, und ſtarrte auf den Boden. „Was thuſt Du jetzt in Podolin?“ fragte ſie, aus ihrem Brüten aufſchreckend. „Es iſt noch kalt draußen. Haſt Du aufgehört zu arbeiten und machſt Dir Ferien? Ich möchte auch einmal wiſſen, wie es iſt, Ferien zu haben.“

Unangenehm berührt von ihrem elegiſchen Ton wie von dem, was ſie ſagte, entgegnete Arnold, die Ferientage einer vornehmen Dame begännen wahrſcheinlich erſt im Himmel.

Anna Borromeos Lippen zogen ſich hochmütig in die Länge. Sie beugte ſich vor, legte eine Hand auf die Arnolds, und ihre Augen ſahen ſmaragdgrün aus, als ſie erwiderte: „Kannſt Du mit meinem Herzen fühlen? Nein. Es

giebt nur einen einzigen Augenblick, auf den ich mich täglich freue, nämlich der, wenn ich nachts das Licht auslöſche."

Arnold erhob ſich und ſagte, er müſſe eilen. Etwas im Weſen dieſer Frau trübte ſeine Freiheitsfreude. Als er gehen wollte, kam der Doktor. Frau Anna erzählte ihm von Arnolds Vorhaben. Erſt ſchien er darüber hinzuhören, dann nickte er beifällig. Arnold nahm nochmals Abſchied von Anna Borromeo und ſie, ſie lächelte mit faſt geſchloſſenen Augen, hocherhobenem Kopf und müde hervorſtehender Unterlippe.

Der Doktor folgte Arnold auf den Flur und ſagte, er wolle ihn begleiten, wenn es ihm recht ſei. Da es noch früh genug war, übergab Arnold ſein Gepäck einem Wagen, während er ſelbſt mit dem Oheim zu Fuß ging. „Wie lange willſt Du bleiben?" fragte Friedrich Borromeo. „Und warum fährſt Du eigentlich? Zieht es Dich hin oder haſt Du einen beſtimmten Zweck? Es iſt eine ſchlechte Jahreszeit."

Das leiſe, ſammetartig herb-glatte Weſen des Doktors ließ alle Anzeichen äußeren Mitlebens vermiſſen. Doch lag in ſeinem Gehaben ein ſo ſcheues, ſcheinbar ganz bewußtloſes Anſchmiegen an die Perſon Arnolds, daß dieſer erſt verwundert, dann erſchreckt ein Unheil ſpürte. Bis zur Abfahrt des Zuges blieb Borromeo; ſein Mund trug ein inhaltloſes Lächeln zur Schau und in den letzten Minuten wurde er auf einmal geſprächig und gab Ratſchläge und Meinungen in Betreff der Bewirtſchaftung in Podolin. Der Zug ſetzte ſich in Bewegung, Borromeo wartete, bis die Bahnhofshalle leer und öde war.

Das ſtürmiſche Wetter war unverändert geblieben, als Arnold im dämmernden Morgen von der Station nach Podolin fuhr. Der Wagen ächzte im Straßenkot und auf dem Schottergeſtein; die Felder lagen wüſt und der Nebel verhüllte die Wälder. Urſula war nicht wenig verblüfft über die Ankunft des jungen Herrn. Der böhmiſche Verwalter, der ſeit dem Sommer angeſtellt war, ſtand mit entblößtem Kopf am Gartenthor. Sein plattes, rotes Geſicht war zum Ausdruck ſklaviſcher Ehrerbietung erſtarrt. Urſula fragte, ſeufzte, lachte, ſchüttelte den Kopf, ſchlug die Hände zuſammen, aber nach kurzer Zeit war ihre Gemütsruhe wieder hergeſtellt. Sie wollte Rechnungen vorlegen und die brieflichen Berichte des Verwalters ergänzen, aber Arnold bedeutete ihr, daß er vorläufig damit nichts zu thun haben wolle. „Sie ſind größer und ſchöner geworden," meinte Urſula und ſtemmte betrachtungseifrig die Arme auf die Hüften, bewunderte ſeine Kleidung, ſeinen veränderten Gang, — nichts entging ihrer harmloſen Beobachtung. Ihr Benehmen aber verwandelte ſich nach der erſten Stunde. Am Anfang ſuchte ſie den alten Ton ſpieleriſch-polternder Befehlshaberei wieder anzunehmen, aber ſie merkte, nicht etwa durch Arnolds Widerſtreben, ſondern durch ihre eigene Klugheit, daß aus dem Faden kein Geſpinnſt werden wollte. Mit dieſem Augenblick ſah ſie einen fernen, kalten Herrn in Arnold und fand ſich fremd, wenn ſie's auch nicht wahr haben wollte. Sie umgab ihn mit einer Wolke von Reſpekt, welche zugleich alles Frühere an ſcherzhafter, lebendiger Erinnerung mürriſch verhüllte.

Nur kurze Zeit ruhte Arnold von der Fahrt. Aus wohlbekannter Taſſe nahm er das Frühſtück ein; alles mutete ihn neuartig und klein an. Die Stube war eng, kahl und düſter. Die Fenſter waren winzig wie Schießſcharten, Möbel und Geräte von unbequemer Dürftigkeit. Arnold lächelte in ſich hinein wie ein alter Mann, der an ſeine Jugend denkt. Als er in Mantel und Hut, mit demſelben milden Beſſerwiſſer-Lächeln, durch den Vorgarten ſchritt, um hinüber nach Podolin zu gehen, ſtreifte ihn die flüchtige Vorſtellung, wie er es nehmen würde, wenn er hierzubleiben gezwungen wäre. Er ſchüttelte den Gedanken von ſich ab.

48.

Dennoch zitterte beim Gehen über die Wieſen ein Hauch jener gewaltigen Bewegung nach, die ihn einſt von dieſer Ebene fortgetrieben, wie das Lüftchen, das ſich von einem entfernten Orkan in ſtillere Regionen verirrt hat. Er freute ſich des weiten Himmels, deſſen Wolken einem dünnen Blau zu weichen begannen, er blieb träumend am Ufer des ſchwärzlichen Fluſſes ſtehen und ergötzte ſich am Kreiſchen der Krähen. Giebt es beglückendere Töne, dachte er beim Weiterwandern, als das leiſe Gluckſen des Waſſers in den Wieſen?

Die neugierigen Blicke, das Hinterdrein-Raunen der Podoliner erregte ſeine Heiterkeit. Er war überraſcht, jedes Häuschen noch auf ſeinem Fleck zu finden, blickte lächelnd von Thorweg zu Thorweg und ſchritt über den Platz hinauf gegen den Kirchhof. Der Fleiſcher Uravar ſtand unter der Thür ſeines Ladens, als ob er ſich all die Zeit hindurch nicht von dort gerührt hätte. Die Kreuzſpinne lag noch immer auf der Lauer, und das Geſicht war rot und gequollen wie das eines blaſenden Trompeters. Arnold blieb ſtehen und nickte freundlich; es war ihm, als hätte er ſtets freundliche Beziehungen zu dem Mann unterhalten. Uravar glotzte, öffnete ratlos den Mund und machte ein ehrerbietiges Kompliment.

Still lag der Kirchhof; die Holzkreuze waren von Wind und Wetter ſchief, verdorrt und zerbrochen. Von hier aus war der weiteſte Ausblick über die Ebene, die erſt in großer Ferne hügelige Formen annahm und ſich glatt wie eine geſchützte, ungeheure Bucht hindehnte, alle Wogen des Ozeans ausſchließend. Das Grab der Frau Anſorge lag auf einem Vorſprung des feſtungsartig erhobenen und begrenzten Raums. Ein einfacher Stein ſchmückte die Erde und reichlich Gras war ſchon gewachſen. Arnold lehnte ſich mit dem Rücken an die niedere Mauer-Einfaſſung und ſuchte die Geſtalt der Toten erſtehen zu laſſen. Aber es miſchte ſich zu viel Erlebtes hinein; buntes Schweifen ergriff den Sinn und trübe nur, kaum den Rand des Grabes überſchreitend, wurde ein edler Umriß ſichtbar, der, körperlos, lediglich der bedächtigen Erinnerung und dem ſuchenden Verſtand Arnolds ſein Daſein verdankte. Arnold hatte das nicht erwartet; er hatte nicht geglaubt, daß er ſich ſo allein hier finden würde und etwas betroffen und ängſtlich ſuchten ſeine Augen eine Brücke, — hinüber in jenes Reich, welches dem anmaßenden Gedanken verborgen bleibt. Mit derſelben vertraulichen Annäherung wie in den Knabenjahren wandte er ſich an Gott, aber er ſah bald, daß der Raum leer war, der vordem dieſen mächtigen Vater der Unwiſſenden beherbergt hatte. Gott iſt vielleicht nur eine Ausrede für mich, dachte er ſtoiſch und eine mit Trauer gemiſchte Nüchternheit veränderte den bisher zufriedenen und vertieften Ausdruck ſeines Geſichts. Als er ſich gegen den Ausgang wandte, gewahrte er, ganz in einem Winkel zwiſchen Kirche und Mauer gedrückt, einen regenverwaſchenen, kleinen Grabſtein, in dem die verblaßte Photographie eines ſchönen, ſtolzblickenden Mannes eingelaſſen und durch ein Stück Glas verdeckt war. Auf der Fläche des Steins ſtand: Fumagalli, Circusreiter aus Mailand. **Mal fa chi tanta fè obblia.**

Arnold ſchmunzelte. Wie mochte Herr Fumagalli nach Podolin geraten ſein? Nie früher hatte er den alten Stein mit dem ſüßlich-hübſchen Bildnis bemerkt. Mühſam entzifferte er den Sinn der italieniſchen Worte: ſchlecht für den, der ſo viel Treue vergißt. Eine wunderliche Empfindung ſetzte ſich in ihm feſt; ihm war als ob er dorthin geſchickt worden wäre, damit er jene Worte leſe. Treue, dies ſchien wirklich das Weſentliche alles Lebens und den Zuſammenhalt alles Guten zu bedeuten, und als ob er ſich gegen einen

Selbſtvorwurf ſicher ſtellen wolle, rief er mit ſeiner inneren Stimme den Namen Verenas. Auf dem Rückweg begleitete ihn ihr verſchöntes Bild und als er zu Hauſe war, empfand er ziehende Sehnſucht nach ihr, fragte ſich tauſendmal, warum ſie gegangen, ohne ſich ſonderlich um Antwort und Klarheit zu bemühen. Es erſchien ihm zweifellos, daß er ſie in der Stadt wieder ſehen würde, und die Einſamkeit, in die er ſich verſetzt hatte, kam ihm wie eine freiwillige Selbſtprüfung vor.

Im Hof wartete ein junges Bauernweib. Ihre häßlichen Züge waren in ſtiller Aufregung verzerrt. Sogleich eilte ſie auf Arnold zu und ihren Lippen entquoll eine unverſtändliche Flut von Worten. Urſula kam heraus und machte ein verächtlich-abweiſendes Geſicht. Erſt allmählich vermochte Arnold herauszubringen, worum es ſich handle. Die junge Perſon war das Weib des Häuslers Kubu, der früher Eiſenbahnbedienſteter geweſen war und ſeit fünf Jahren die Wirtſchaft ſeines Vater übernommen hatte. Wegen eines Steuerrückſtandes von achtundſechzig Gulden waren ihm ein paar junger Ochſen gepfändet worden und heute hatte er die Mitteilung erhalten, daß die beiden Tiere verſteigert werden müßten, falls er die Steuer nicht baar bezahle. Um dieſes Geld bettelte das Weib und ſchwor bei der Muttergottes, daß ſie es zur Ernte richtig zurückzahlen wolle.

Arnold, aufs angeſtrengteſte mit ſeinem innern Zuſtand beſchäftigt, zwar weich geſtimmt, doch nur für ſich ſelbſt, wies das Weib ab, deſſen lärmendes Gethue ihm nicht angenehm war. Sie ſtand noch eine Weile mit finſterem, zur Erde gekehrtem Geſicht und Arnold ging ins Haus.

Das Wetter war heiter geworden. Weiße Nebelwolken zogen über den blaſſen Himmel. Arnold hatte zu leſen verſucht, aber es trieb ihn hinaus; er wählte den Weg über Podolin und vor einem der erſten Bauernhöfe ſah er eine Menge Leute ſtehen, deren Mienen leidenſchaftliche Aufregung verrieten. Hinter dem Zaun des Hofes ſtanden ſechs Gendarmen. Arnold wollte einen der Bauern befragen, aber ein dicker Mann mit goldener Brille trat auf ihn zu, fragte heftig und kurzatmig, ob er Herr Anſorge ſei und ob das Weib des Kubu heute bei ihm geweſen ſei, um Geld zu borgen. Er ſelbſt ſei der Bahn-Expeditor und habe früher den Kubu unter ſich gehabt, der ein ordentlicher Menſch wäre. „Iſt dies das Anweſen des Kubu?“ fragte Arnold dagegen.

Der Expeditor erzählte, daß um zwölf Uhr der Steuer-Exekutor aus Sobielska beim Kubu in Begleitung zweier Gendarmen erſchienen war. Kubu ſperrte den Stall zu und ſagte der Kommiſſion, daß er die Ochſen nicht übergeben werde. Er habe acht Jahre lang die Steuern ordnungsgemäß bezahlt, gegenwärtig ſei er aber in Folge der Mißernte des vorigen Jahres nicht imſtande zu zahlen. Er bot Haus und Hof als Pfand an und fügte hinzu: ohne das Vieh bin ich ein toter Mann. Die Frau verſprach, ſie werde das Geld von ihrem Pathen ausleihen und beide baten mit erhobenen Händen um Friſtung. Es war jedoch vergeblich. Der Exekutor entſchied: entweder bezahlen oder die Ochſen her! Kubu ſchrie: ich gebe ſie nicht her; lieber geh ich gleich zu Grunde, als daß ich ſpäter mit meiner Familie zu Grund gehe. Das ganze Dorf war zuſammengelaufen und nahm eine drohende Haltung ein. Man ſchickte nach Sobielska um weitere Gendarmen und wartete, bis dieſe kamen. Sie wendeten ſich gegen Kubu, um ihn zu feſſeln. Es gelang nicht. Ein Gendarm zog nun den Säbel. Die Frau warf ſich ihm entgegen und flehte: nicht auf den Kopf! Sie fing den Schlag auf, der dem Kubu zugedacht war und wurde an der Hand ſo verletzt, daß ein Finger nur noch an der Haut hing. Dann ſtellten ſich alle Gendarmen zwei Meter von Kubu entfernt auf und riefen ihm zu: ſie würden ſchießen, wenn er ſich nicht ergebe. Als Kubu

ſeine Frau bluten ſah, ſprang er in den Stall ergriff eine Heugabel und ſchrie: die Ochſen können nur über meine Leiche geführt werden. Die Frau entriß ihm die Heugabel, ſtellte ſich vor ihn und deckte ihn gegen die auf ihn ſtürmenden Gendarmen. Endlich gelang es den Männern, die Frau von dem Häusler wegzuziehen und ihn zu feſſeln. Die Leute draußen drohten nun, ganz wild zu werden, aber die Gendarmen hielten ſie in Ruhe. Der Exekutor band die gepfändeten Ochſen los und ließ ſie mit vier Gendarmen forttreiben.

Während Arnold alles das vernahm, wurde er ſo bleich, daß der Expeditor fragte, ob er ſich krank fühle. Arnold zog ſeine Brieftaſche aus dem Rock, zählte ſiebzig Gulden ab, überreichte ſie dem Expeditor und ſagte: „Geben Sie das dem Steuerbeamten; ich zahle es für den Häusler. Zwei Gulden bekomme ich zurück.“ Der gutherzige Expeditor ſchien ſehr erfreut und drückte Arnold bewegt die Hand. Auch unter den Podolinern verbreitete ſich die Kunde von der Freigebigkeit des jungen Gutsherrn. Mehrere drängten ſich an ihn und andere riefen ihm anerkennende Worte zu. Arnold mußte an einen andern Tag zurückdenken; damals hatte er ihnen ſein ganzes Weſen opfern wollen, und ſie hatten Steine nach ihm geſchleudert; heute jauchzten ſie ihm für verſpätete ſiebzig Gulden zu. Er fing an, dieſe begriff- und urteilsloſe Rotte bitter zu haſſen. Aber er betrog ſich mit dieſem Gefühl. Sein träger gewordenes Herz empfand Schmerzen der Scham, die es dem Verſtand nicht mitteilte und nicht mitteilen konnte.

Auf dem einſamen Weg, der zum Wald hinüberführte, blieb Arnold ſtehen und murmelte mit einem Ausdruck des Erſtaunens und der unheimlichen Erleuchtung: „ſollte es möglich ſein?“ Er ſtellte ſich vor einen Baum und blickte ſtarr auf die Rinde. Denn plötzlich begann er den wahren Grund von Verenas Flucht zu ahnen. Er wanderte noch ein paar Schritte bis an den Waldrand, ſetzte ſich auf einen gefällten Baumſtamm, und ihm war, als ob ſein ganzes Innere ſich in klagender Sehnſucht lockern müſſe. Ja, er begriff; er war bereit, ſich zu verurteilen, ſelbſt *ohne* Einſicht in das Gewebe und in die Folge ſeiner Handlungen. Er wollte nicht einmal völlige Klarheit haben, ſondern es genügte ihm, in der Empfindung der Selbſt-Anklage zu verharren. Nicht länger erſchien ihm als ein Mißverſtändnis, was ſo deutlich das Geſicht eines Schickſals zeigte. Aber allmählich ſuchte er doch, ſich zu verteidigen. Das Tiefere, Ernſteſte, das ihm einen Augenblick furchtbar zugeleuchtet, machte verſchwommenen Hoffnungen Platz. Das Sauſen des Schwertes, welches das Band zerſchnitten, wollte er nicht gehört haben; mit leichter Mühe glaubte er den Weg zu Verena wieder finden zu können. Seinen Zweifel, ſeine Unruhe vermehrte er mit Luſt und Willen, denn er gefiel ſich in ſeinem traurigen Sinnen über das vergangene Glück; er gefiel ſich in der Vorſtellung, daß er ſie einſt umſo feſter halten würde, je mehr ihre Wiedereroberung ſeine Kräfte ſtählen könne. Jeder Schatten ſchwand aus ihrem Weſen. Mild beglühte ſie ſein Leben, und auch hier in der Waldeinſamkeit begann ſich Arnold zu gefallen. Kein Laut unterbrach die Stille. Weiß, breit, ſanft anſteigend, krümmte ſich die Landſtraße hügelwärts hinan und bohrte ſich wie aus eigener Kraft durch das Dickicht der Stämme und des niederen Buſchwerks. Arnold empfand ein Verlangen nach Troſt, Ruhe und Gedankenloſigkeit. Er forderte von der Natur, daß ſie ihm damit ein Geſchenk mache. Er verlor ſich nicht, er gab ſich nicht hin, er war nicht Wald, nicht Baum, nicht Luft. Er träumte und bewunderte, er fühlte ſich im wirklichen Sinn überwältigt, aber im Allerinnerſten, verſteckt vor ſeiner Erkenntnis, langweilte er ſich auch.

Es war nur eine Stunde Weg bis zum Gutshof. Noch immer wurde

es ziemlich früh dunkel; um ſieben Uhr war es ſchon Nacht. Arnold las und ſchrieb bei der Lampe.

Am folgenden Tag regnete es, auch den zweiten Tag. Arnold ſtellte ſich zu Urſula in die Küche, ſchnupperte, gähnte und ſagte gähnend: „Was ſoll man anfangen bei ſolchem Wetter!“ — „Erzählen Sie mir doch. Wie gefällt Ihnen das Leben in der Stadt?“ fragte die Alte.

„Ja, das iſt etwas für ſich, Urſula. Davon wird man nie fertig. Es iſt ein Höllenkreiſel. Da heißt es, Augen auf. Jeder Tag bringt was Neues.“

„Es ſcheint Ihnen aber gut anzuſchlagen? Bei uns iſt Ihnen jetzt wohl alles zu gering. Mein heiliger Jeſus und wie die Zeit läuft. Wie aus der Waſſerſpritze ſchießen die Jahre.“

Arnold lachte. „Das ſind ich nicht. Man weiß hier nie, ob es Morgen, Mittag oder Abend iſt. Aber dort, zwiſchen Rindfleiſch und Mehlſpeiſe wird die Welt anders, und wer ſtillſitzen möchte, der muß tanzen und ſpringen.“

„Aber wenn es regnet, wirds dort auch naß. Das iſt kein Unterſchied,“ ſagte Urſula.

Arnold machte ein liſtiges Geſicht. „Wenn es regnet oder ſchneit,“ ſagte er, „merkt man es gar nicht in der Stadt, denn alle Straßen und Plätze haben Glasdächer und Oefen. Es iſt immer warm und trocken.“

Urſula erwiderte verdrießlich und unſicher: „Einem alten Weib kann man erzählen, daß der Leineweber die Kartoffeln macht.“ Ihr verfallenes Geſicht ſah in der Naſengegend aus, als hätte es eine übermütige Hand zuſammengedrückt, wie einen ſteifen Hut.

Arnold trat unter die Hausthür. Ein verzweifeltes Wetter, dachte er und würzte dieſe einförmige Betrachtung bald mit Humor, bald mit Zorn. Er entſchloß ſich, trotz des Regens nach Podolin zu gehen. Er hatte ſich ſagen laſſen, daß Salſcha, die Polin, jetzt beim Bürgermeiſter im Dienſt ſei und hätte ſie gern einmal geſehen. Es kam indeſſen nicht dazu. Trüb und immer wieder gegen den grauen Himmel aufblickend, blieb er auf dem Hauptplatz unter einem weit vorſpringenden, niederen Dach ſtehen, denn ein wahrer Wolkenbruch machte das Gehen unmöglich. Eine krumme Geſtalt, mit ſchwarzem Lederpack auf dem Rücken, geſellte ſich zu ihm unter den Schutz des Daches, ſtützte das Packet auf den Mauerabſatz und wiſchte das naſſe Geſicht und den triefenden Bart ab. Arnold erkannte Samuel Elaſſer. Der Jude ſtreckte ihm die Hand entgegen, und ſein Geſicht ſtrahlte vor Vergnügen, als er ihn erkannt hatte. „Ei gnädiger Herr!“ ſagte er. „Gleich hab ich mir gedenkt, es iſt doch ein bekanntes Geſicht. Sind Sie wieder hier jetzt? Un wo waren Sie die Zeit über?“

„Ja, ich bin hier,“ antwortete Arnold lau und verlegen. „Wie geht es Ihnen?“

„No, es laßt ſich leben. Man muß ſich eben dazuhalten. Mit der Peitſch muß mans treiben.“ Er lachte und eine befangene Herzensgüte trat aus ſeinem Weſen hervor, obwohl ſein Geſicht häßlicher und lauernder ausſah als früher.

Arnold ſchwieg und blickte geſpannt in den dicken Regen. Er hätte gern den geſchützten Platz verlaſſen, denn ihn ſtörte der muffige Geruch, der von dem Juden ausging wie von fauler Erde. Elaſſer machte eine Bemerkung über das Wetter und ſchwieg dann ebenfalls. Eine Frage lag Arnold auf der Zunge, aber frierend und ungeduldig dachte er ſogleich wieder an etwas Anderes. Er bemitleidete Elaſſer.

Endlich verdünnte ſich das Strömen des Waſſers. Arnold nickte dem Hauſierer zu und kehrte eilig nach dem Anſorge-Hof zurück.

49.

Der folgende Tag war ein ſtrahlender Frühlingstag. Der Himmel hatte die Erde noch einer gründlichen Waſchung unterzogen, bevor er ihr das Frühlingskleid über die noch frierenden Schultern zog. Arnolds Laune beſſerte ſich; ſeine Wanderluſt erwachte, und er ſchritt viele Stunden lang auf bekannten und neuen Wegen. Wenn er irgendwo raſtete oder in einem Dorf bei Milch und Käſe ſeinen Hunger ſtillte, zog er ein Buch aus der Taſche, denn er konnte nicht lange Zeit hindurch müßig ſitzen oder liegen. Sein Wille ſchlief nicht, ſein Geiſt wollte nicht ruhen. Vieles beſchäftigte ihn, vielen Stimmen lieh er Gehör. Manchmal bemächtigte ſich Ungeduld ſeiner Sinne. Die Einſamkeit der Felder wurde ihm dann drückend und nichtsſagend. Läſtig erſchienen ihm die Bilder der Landſchaft, die ſanften, ſchattenvollen Thäler, die ſich nicht tiefer ſenkten, als ein Teller unter ſeinen Rand, die ſchmutzigen Bauernhöfe, das dürftige Gras der Wieſen, der unbequeme Oſtwind, die neugierigen Kinder in den Dörfern. Er glaubte, eine Handlung von Wichtigkeit zu verfehlen. Seine Unruhe flammte auf und ſeine ſchweifenden Gedanken ergötzten ſich daran, die Trümmer vergangener Tage zuſammenzuſetzen und entwurzelte Gefühle in die bloß gemalte Erde der Erinnerung zu pflanzen.

Am Palmſonntag kehrte er durch Podolin nach Hauſe zurück. Noch hatte er nicht den Hauptplatz erreicht, als Jemand mit tiefer Stimme ſeinen Namen rief. Er drehte ſich um und ſah Alexander Hanka auf ſich zukommen.

„Ich habe erſt geſtern gehört, daß Sie hier ſind, und zwar durch den Briefträger," ſagte Hanka und drückte Arnolds Hand mit Herzlichkeit und Freude. Er ſchien größer, denn ſeine Geſtalt war noch hagerer geworden, ſein Geſicht länger und farbloſer; die ſchwarzen Augen hatten einen neuen Ausdruck des vollkommenen, dunklen Ernſtes.

Arnolds Freude, Hanka wiederzuſehen, war nicht ganz frei von einer Empfindung, die zwiſchen Befangenheit und der mißtrauiſchen Höflichkeit eines Schuldners lag. „Wo kommen Sie her?" fragte er mit etwas allgemeiner Teilnahme. „Wo waren Sie ſo lange?"

„Ich war in Rom, Sicilien und Tunis", berichtete Hanka, „und jetzt bin ich hier, weil meine Schweſter Agnes erkrankt iſt."

„So? Was fehlt ihr denn?"

Hanka zuckte die Achſeln. „Die Nerven, das Herz, das Blut." Prüfend und mit eigentümlicher Erwartung blickte er Arnold ins Geſicht, als ob jedes Wort, daß dieſer ſprechen würde, wichtig ſei, um ein Urteil zu bilden. Im Grund war er erſtaunt darüber, Arnold zu ſehen und reden zu hören, denn ſchon lange hatte das außerhalb ſeines Ichs ſich kundgebende Leben für ihn den Reiz eines Rätſels. Arnold witterte, daß ſich eine Veränderung mit Hanka begeben habe.

„Bleiben Sie lange hier?" fragte Hanka. „Iſt es Ihnen nicht langweilig?"

Arnold ſchüttelte lächelnd den Kopf. „Ich langweile mich nie", antwortete er.

„Das iſt ein großes Wort", meinte Hanka und nickte nachdenklich. „Was mich betrifft, ich langweile mich in hervorragendem Maße."

Die breite, gedehnte, rollende Art, wie Hanka das O aus den Eingeweiden heraufbrummte, machte Arnold lachen. „Jetzt darf man doch nicht mehr klagen", ſagte er. „Schauen Sie ſich doch um: Frühling!"

„Seit drei Monaten habe ich Frühling und bin den blühenden Mandeln von Syracus bis Florenz nachgereiſt. Auch das bekommt man ſatt." Mit verſchwiegener und ehrlicher Bewunderung blickte Hanka Arnold an. Hier ſah er quellend und in Blüte, was in ihm ſelber eine Wüſte war. Hier vermutete

er naiven Ueberſchwang der Kräfte und die Fruchtbarkeit eines unbefangenen Geiſtes. Während ſeines langen Alleinſeins hatte ſich das Bild Arnolds in ſeinem Innern erhoben, und ihm hatte er ſich im Stillen zugewandt als der Verkörperung alles deſſen, was ſeiner Natur niemals auch nur aus der Ferne hatte winken dürfen. Ihm jetzt gegenüberſtehend, ſah er in ſich ſelbſt eine Gefahr für Arnold und er beſchloß, ihn zu meiden.

„Wollen wir nicht abends öfter zuſammenkommen?“ fragte Arnold. „Die Abende ſind ſehr lang.“ Er zuckte zuſammen, da er gerade dieſes nicht hatte ſagen wollen; auch Hanka wurde ein wenig ſtutzig. Indeſſen es war geſchehen. Errötend wandte er ſich an Hanka und ſagte, mit freundlichem Tadel auf deſſen Zigarette blickend: „Nie ſieht man Sie ohne das Zeug. Weshalb rauchen Sie? Vergiften Ihr Blut. Das gefällt mir nicht. Verzeihen Sie.“

Hanka lächelte gelaſſen. „Ich komme vielleicht morgen zu Ihnen“, ſagte er ſtehen bleibend und ſich verabſchiedend.

Die Geſunden glauben, dem Kranken ſei das Bett angenehm, dachte Hanka, als er allein war und ſich dem Zaun des Vorgärtchens näherte. Er öffnete die Gatterthüre und ſah neben dem Weg einen ſterbenden Vogel liegen. Betroffen bückte er ſich und hob ihn auf. Das kleine Herz ſchlug langſam unter dem erkaltenden Federkleid, die Flügel waren ſchlaff ausgebreitet, die gelben Beinchen waren ſtarr. Auch du, murmelte Hanka und ſchaute mit kühler Betrübnis auf das Tier. Er ſchaffte Stroh herbei und legte das kranke Weſen in die Küche dicht neben den Ofen. Der gelbe, mit der Erde beſchmutzte Schnabel wetzte ſich mechaniſch am Eiſenfuß des Herdes, dann kam der Tod. Die kleinen ſchwarzen Perl-Augen, ſoeben noch von der unbegreiflichen Bewegung erfüllt, welche Leben heißt, glänzten nun mineraliſch leer.

Hanka lächelte, als habe ſich eine Erwartung zu ſeiner Zufriedenheit erfüllt oder eine in ihm hungernde Idee habe ſich an der Erſcheinung ſatt gegeſſen. Er ging an das Lager der Schweſter. Abgezehrt und gelb, wie ſie lag, naive Furchtſamkeit in den Augen, erinnerte ſie ihn an den Vogel, den er im Garten aufgeleſen. Er unterhielt ſich mit ihr, erzählte Reiſegeſchichten und machte ſie lachen. Agnes wußte das Notwendigſte über ihres Bruder ſchnell vergangene Ehe. Es waren darüber nicht drei Sätze gewechſelt worden, und Agnes war nicht ſo überraſcht, als Hanka wohl glauben mochte. Sie ſah ihn verändert, in einer Weiſe, die kaum mit Worten zu bezeichnen war, als ob ſein Inneres eine andere Färbung erhalten hätte. Dies iſt Beates Werk, glaubte ſie kurzſichtig und gefühlvoll. Hanka war es im Grunde gleichgiltig, wofür man ihn nahm. Hätte er wirklich an Enttäuſchung gelitten, ſo hätte er ſich vor Agnes geſchämt und gewehrt. Der Sturm kann darüber erhaben ſein, daß ihn taube Ohren für das Summen einer Fliege halten.

„Jahre lang war kein ſolch wunderbarer Tag“, ſagte Agnes, ſich aufſtützend. In dem milden, mattblauen Himmel ſah ſie die knoſpenden Zweige der Bäume ſchwimmen. Sie hatte einen Wunſch, wagte aber nicht, ihn zu äußern. Erſt als Hanka fragte, ob er ihr vorleſen ſolle, nickte ſie beglückt. Ihr Lieblingsſchriftſteller war Jean Paul; ſie hatte faſt nie etwas Anderes geleſen und las dieſe Werke ohne perſönliches Hinwenden an den, der ſie geſchrieben. Früher hatte Hanka die ihm altmodiſch erſcheinende Neigung verſpottet, denn er vermochte unter dem faltenvollen Gewand dieſer Sprache keinen Leib zu finden. Bald aber hatte er dieſe tiefe, helle Welt als das göttliche Geſchenk würdigen gelernt, das es gerade für Agnes war.

Er entnahm der Bändereihe ein Buch, das die Kranke bezeichnet hatte, ſetzte ſich hin und las mit lauter Stimme, damit Agnes ihn gut hören könne. Bald kam er zu einer Stelle, die ſein vorauseilendes Auge überblickt hatte.

Er ſchwieg und las für ſich: Sobald wir anfangen zu leben, drückt das Schickſal aus der Ewigkeit den Pfeil des Todes ab. Er fliegt ſo lange, als wir atmen und wenn er ankommt, hören wir auf. O ſtürben wir doch auch ſo alt und lebensſatt wie dieſer Greis, ſagen dann diejenigen, deren Pfeile noch fliegen.

Mit erſchrecktem Stirnrunzeln ließ Hanka das Buch ſinken. Er entſchuldigte ſich bei Agnes, ſtand auf und ging in den Garten. Ihn quälte die Einſamkeit. Er ſehnte ſich nach dem Anblick vieler Menſchen, nach ihrem Geſchwätz und nach Spiel. Der weite Himmel drückte auf ihn nieder. Mit geſenktem Kopf beobachtete er jetzt, wie viele Tauſende von ſchwarzen Ameiſen über einen Regenwurm hergefallen waren, ihn zerbiſſen und in geteilten Haufen die roten Stücke fortzerrten. Voll Ekel und Furcht wandte er ſich ab. Er nahm Mantel und Hut, um Arnold Anſorge aufzuſuchen und fand ihn im Garten auf und abgehend, wie er ſelbſt vorhin gethan. Sie ſetzten ſich auf eine Bank und plauderten. Der Garten und beſonders ſeine parkartige Fortſetzung ſahen verwildert aus; geknickte dürre Zweige lagen umher und ein läſtiger Teppich feuchter, brauner Blätter leuchtete in der Sonne. Die Spatzen lärmten hoffnungsvoll, und auf den Feldern ſchritt ſchon der pflügende Bauer.

Das Beiſammenſein der beiden Männer trug durch den wortloſen Ausdruck gegenſeitiger, natürlicher Achtung etwas wie den Beginn einer Freundſchaft an ſich. Hanka legte ſeine Unterhaltung bewußt auf dies Tiefere an wie der Spieler, der eine einzige Saite über eine ganze Melodie mitſchwingen läßt; Arnold jedoch ſprach gern und in ſtarken Wendungen, wie Jemand, in dem vieles aufgeſpeichert iſt, das er los ſein will; auch war er bisweilen nicht ohne leichte Betretenheit, als habe er ſich bei einem wohlgefälligen Blick in den Spiegel ertappt. Er ſprach von der Landwirtſchaft und erwähnte, daß er ſich die Zeit her um nichts gekümmert habe; er finde nicht die Ruhe, es treibe ihn zu großen Geſchäften, die ein Wagnis und Einſetzen verlangten, denn wenn man nur daſitze und ſein inneres Kräfte-Vermögen in ſich ſelber verzehre, käme man bald zur Schwäche. Darum ſei es ihm zweifellos, daß das Leben auf dem Lande für junge Menſchen, wenn nicht gefährlich, doch ſehr einſchränkend ſei. Arnold redete mit einer ganz kleinen Ueberſpannung des Temperaments, etwa wie ein Metzger das richtige Fleiſchgewicht in ſcheinbarem Wohlmeinen durch Knochenzulage überbietet. Dies entging Hanka nicht nur, ſondern er hatte auch ſeine Freude daran. Er trat aus ſich heraus, und das Weben ſeiner Gedanken wurde weniger beklommen. Arnold meinte, daß ein ſolches Wagen und Opfern, wie er es auffaſſe, mit Geldgeſchäften nichts zu thun habe. Hanka ſtimmte ihm bei, denn obwohl er gegenwärtig ſein ganzes Vermögen in Börſen-Unternehmungen ſtehen habe, empfinde er keine Thätigkeit davon, ſondern fühle ſich faul und gleichmütig. Es entſtand ein kurzes Schweigen, bis Arnold ohne Uebergang die Geſchichte mit dem Häusler Kubu berichtete, nicht um einen Ankläger oder Verteidiger, ſondern um einen Mitwiſſenden zu finden. Hanka ſagte: „Solange es nur gute Menſchen giebt, die mit den Unglücklichen fühlen, iſt nichts gewonnen für die Welt. Mit den Glücklichen zu fühlen, dazu müßte man die Menſchen erziehen.“

Sie verabredeten für den nächſten Morgen einen Ausflug, aber da Hanka zu träg war, um zu gehen, wollte er im Ort eine Kutſche auftreiben. Zur beſtimmten Stunde kam das Gefährt zur Stelle, mit zwei dicken Gäulen beſpannt. Langſam ging es über die Heerſtraße; der Tag war noch ſchöner als der geſtrige. Nach einer Stunde nahm ſie der Wald auf. Friſch geſchälte Baumſtämme lagen quer über dem Graben und glänzten in der Sonne wie Goldbarren. Die Straße war ſchmal. Hinter ihnen fuhr im ſcharfen Trab ein Bauernwagen heran. Vier verwegen ausſehende Burſchen hockten auf den

Leitern; einer ſchwang die Peitſche, deren Knallen den ganzen Wald mit Getöſe erfüllte, die andern, mit ſchiefſitzenden Kappen, eine räuberhafte Glut in ihrem Gebahren, ſchrieen drohend und lachend drauflos. Das Fuhrwerk kam näher, auch die Kutſche rollte ſchneller. Die Kerle warfen die Arme und brüllten; ihre beiden Pferde hatten Schaum am Maul, als nähmen ſie an der geſpenſterhaften Erregung teil. Arnold nahm dem Kutſcher die Zügel aus der Hand; lachend trieb er die dicken Gäule vorwärts, und ſie jagten nun auch ihrerſeits wild dahin. Die Bauern blieben ſcharf hinterher, der Wald hallte wider von klirrendem Spektakel. Hanka blickte den nachſtürmenden Pferden in die rötlich lohenden Augen. Seine Gleichmütigkeit ſchwand unter einer grauſigen Vorſtellung, und er dachte an den Mann jenes naiven Gedichts, der im Brunnen hängt, Tod unter und Tod über ſich erblickt.

Endlich kam eine Schenke und da hielt die Bauernkarre ſtill. Arnold und Hanka kehrten auf einem näheren Weg gegen Podolin zurück. Eine eigentümliche Verachtung begann in Hanka zu wirken. Er verachtete das Ding, welches ihm das Herz auffraß.

Im Schweigen liegt oft die betäubendſte Mitteilung. Das erfuhr Arnold bald. Seine Lebensſtimmung wurde durch das beeinflußt, was Hanka ſchweigend in ſich verſchloß. Er legte ſich ſelten Rechenſchaft über den Verlauf der Tage ab und begnügte ſich oft mit einem Zuſchauen, für welches er ſich dann durch lebhaftes Wortführen entſchädigte. Er trieb wieder mathematiſche Studien, aber mehr aus Freude an der ſorgfältig klappenden Mechanik des abſtrakten Gedankens, als aus dem Trieb, ewige Geſetze zu erkennen. Er ſpielte, und es iſt im Grund dasſelbe, ob man mit Problemen oder mit Karten ſpielt. Ueber all dem, wolkengleich, ſpannte ſich etwas triſt die Sehnſucht nach Verena. Bisweilen ſenkte ſie ſich nieder wie Regen und erfüllte ſeine Bruſt mit ſüßer Feuchtigkeit. Aber ſein Kopf für ſich ſuchte das Rätſel ihrer Perſon zu ergründen und wollte ihr beikommen wie den algebraiſchen Formeln. Daß ſie ein Rätſel ſei, ergab ſich für ihn allgemach mit Notwendigkeit, denn nur ſo konnte er beiläufig noch etwas für ſich gewinnen, und ſeine Eigenliebe konnte in einer ſelbſtgeſchaffenen Dämmerung lauernd verweilen.

Er langweilte ſich. Mitten in die unwahre Stille und ſcheinheilige Einſamkeit kam ein Brief Anna Borromeos. Sie ſchrieb an Arnold, daß ſie für ſein langes Ausbleiben keine andere Urſache vermuten könne, als daß ihn ihr Haus abgeſtoßen und ihre Perſon verſcheucht habe. „Aber lieber Neffe und Freund, wir können Dich, ſo ſcheint es, weniger entbehren als Du uns. Wir zerbrechen uns den von zahlloſen Geſchäften ermüdeten Kopf, indeſſen Du boshaft hinter Deinem Dorfofen ſitzeſt. Mein Gatte quält ſich mit der Befürchtung, daß Du unſere Gaſtfreundſchaft mangelhaft gefunden haben könneſt, und auch mich drängt es, Dir eine beſſere Idee von Anna Borromeo zu geben, als Du jetzt in Deine Heimat getragen. Für die Schlechteſten giebt man ſich aus und dem, den man umſchließen ſollte, dem ſperrt man ſich zu. Komm bald. Deine A. B.“

Arnold war Anna Borromeo faſt dankbar für dieſes Schreiben, durch welches ſein Schwanken beendigt und der Entſchluß der Abreiſe bewirkt wurde. Er freute ſich auf die Stadt, und gleich teilte er Hanka ſeinen Vorſatz mit.

50.

Da es mit Agnes beſſer ging, wollte Hanka ebenfalls in die Stadt zurückkehren und Arnold war es angenehm, Geſellſchaft zu haben. Am letzten Abend raffte er ſich auf und unternahm endlich eine Durchſicht der Rechnungen

und Berichte, welche ihm der Verwalter vorlegte. Es vergingen Stunden damit, denn obwohl es ihn langweilte, zwang er ſich doch zur Gründlichkeit. Der Inſpektor ſchien es darauf anzulegen, ihn zu verwirren, aber Arnold zeigte ihm, daß es nicht leicht war, ihn zu übertölpeln. Er ſollte ſich darüber entſcheiden, ob er ein Stück Acker an die Gemeinde verkaufen wollte, die es zum Bau einer Lokalbahn haben wollte, jedoch einen Spottpreis anſchlug. Ungeduldig verſchob Arnold den Beſcheid, wodurch freilich nichts gewonnen war.

„Leben Sie wohl, Urſula", ſagte Arnold am Morgen, zu der Alten in die Küche tretend. Sie reichte ihm die Hand, die er ſo heftig drückte, daß Urſula ein Geſchrei ausſtieß. Der Inſpektor und der Knecht liefen herbei und ſchauten grinſend zu, wie Arnold die ältliche Perſon umhalſte und auf die Backen küßte. „Gehſt Du noch immer ſo romantiſch zu Bett, Urſel?" fragte er, in ſeiner Abſchiedsfreude ſie duzend. Sie nahm den Kochlöffel und ſchlug damit auf ſeinen Mund. Endlich war er wieder der Alte; wahrſcheinlich hat er in der Stadt zu wenig geſchlafen, dachte Urſula bedauernd, und hat es hier erſt nachholen müſſen.

Der Wagen mit Hanka kam; winkend und nickend fuhr Arnold gegen die Straße hinaus. Urſula ließ ein weißes Handtuch flattern, das noch lange zu ſehen war.

„Ich bin froh, nun gehts wieder an die Arbeit", ſagte Arnold. „Weshalb ſind Sie ſo ſchlecht gelaunt?"

Hanka ſtreckte die Beine aus und ſein Kopf wackelte verdrießlich auf dem Hals. „Es geht mir ſchief", antwortete er. „Die Montanpapiere ſind um zehn Percent zurückgegangen."

„Was werden Sie thun?"

„Ich muß verkaufen."

„Und dann?"

„Dann ſteht mir ein großes Unglück bevor, — Arbeit."

Arnold lachte. „Schade", meinte er, „Sie ſind zum Müſſiggang geboren."

Wohlthätig wurde Arnold von dem Gewirr und dem Lärm berührt, als ſie am Nachmittag in der Stadt eintrafen. Er hatte ein Zuhauſe-Gefühl. Am Bahnhof trennte er ſich von Hanka. Sein Blut lief raſch; die Wärme des Lebens ſtrömte ihm aus den Straßen entgegen. Hier war es nicht von Belang, ob die Sonne ſchien oder nicht, ob es regnete oder nicht. Das vielfache Geſchrei, Schmettern der Wagen, Getrappel von vielen tauſend Füßen war für Arnold nicht mehr in die einzelnen Laute auflösbar, ſondern ſammelte ſich zu einem eindrucksvollen Concert. In der Tiefe brummte die Stimme der Leiden, aber ſie war es doch, welche der Melodie ihren eigentlichen Jubel und ihr kraftvolles Wogen verlieh.

In ſeinem Zimmer angelangt, entlohnte Arnold die Leute mit dem Gepäck, und währenddem trat Anna Borromeo unter die Thüre. Mit großer Freude ſtreckte ſie ihm beide Hände entgegen und Arnold war ſehr überraſcht, in ihr eine ſo ſchöne Frau zu ſehen, denn für ſein Auge war ſie bisher nur die Gattin Friedrich Borromeos geweſen. Sie erzählte ihm Neuigkeiten, und obwohl ſie beide nie in ſo vertraulicher Weiſe geplaudert hatten, ſchien es Arnold doch natürlich zu ſein und entſprach ſeiner gehobenen Stimmung. Frau Anna war erſtaunt darüber, daß er auch ihre halbgeſprochenen Sätze im Stillen zu ergänzen wußte, und daß er jenes andeutungsreiche Weſen begriff, welches zwiſchen Menſchen von gleicher Kultur und gleichen Gewohnheiten entſteht.

Später las Arnold die Briefe, die für ihn eingetroffen waren. Zuerſt nahm er Stück um Stück in die Hand, jedoch er fand nicht, was ihm ein Wahn vorgetäuſcht hatte. Es waren meiſt Bettelbriefe und Einladungen.

Ein Schreiben Wolmuts war dabei, der ihn benachrichtigte, daß er in die Statthalterei nach Graz berufen worden sei, und daß ihm wahrscheinlich bald eine weitere Beförderung in Aussicht stehe. Arnold war nicht sehr zufrieden damit; ihm war, als habe ein guter Geist das Haus verlassen und den Schlüssel eingesteckt.

In geschäftigem Drang räumte Arnold alle Bücher aus den Regalen, rief den Diener, damit die Bände abgestaubt würden, und ordnete alles mit peinlicher Sorgfalt nach Größe, Gattung und Aussehen wieder ein. Die Schreibereien legte er Blatt auf Blatt zusammen und spannte das Gleichartige zwischen Drähte. Er ließ die Fenster waschen, die Dielen fegen, die Teppiche klopfen, begab sich auf die Jagd nach Tintenflecken, Spinneweben, Flöhen und setzte alles im Haus in Bewegung.

Mitten im Ordnungsrausch stellte sich Ernüchterung ein. Er übergab dem Diener den Oberbefehl über die verwahrlosten Gebiete, ging fort und nahm den Weg zur Wasagasse. In dem wohlbekannten Flur, durch den er schritt, begrüßte ihn der Hausmeister mit eifriger Vertraulichkeit. Die Wohnung des Fräuleins stehe noch leer, sagte er, und Arnold begehrte, die Zimmer zu sehen.

Wie ein geplagter Geist wanderte Arnold in dem hallenden Raum auf und ab. Es waren Stellen an der Wand, die ihn wie Briefe aus der unwiederbringlichen Vergangenheit anmuteten. Er sehnte sich ins Leere zurück. Träumend stellte er sich ans Fenster, und wie ein Kind recht manierlich im Bette liegt, um vom lieben Gott in der besten Verfassung gesehen zu werden, so verbannte Arnold das Bittere und Unruhige aus seiner Brust, denn er glaubte Verena wie ein Wolkengebilde über sich und beurteilte sein eigenes Aussehen und Empfinden mit Verenas Augen. Der Portier, dem es zu lang des Wartens wurde, schlurfte herbei, und Arnold erklärte ihm, er wolle die Wohnung mieten. Er ging und kaufte Möbel, Teppiche, ein Bett, Vorhänge und was ihm sonst gut erschien. Alles war vornehm und teuer und kostete viel Geld, aber Arnold freute sich, seine Sorgfalt diesem versteckten Oertchen zuwenden zu dürfen und war geschäftig wie ein Dachs, der im Herbste einen neuen Schacht zu graben sich anschickt. So hatte Arnold zwei Wohnungen, und er sah in der einen die Wohnung seines Körpers, in der andern die Wohnung seiner Seele, — freilich mit Humor trotz aller Wehmut. Die Leute im Haus machten große Augen, als die ausgezeichneten und geschmackvollen Gegenstände zur Treppe hinaufgeschafft wurden. Arnold gab sich aber nicht zufrieden. Er schaffte Kunstgegenstände an, Vasen, Bilder, kleine Bronzestatuen, japanische Stickereien, und er konnte nicht satt werden daran; jedes Winkelchen mußte sein apartes Aussehen haben, manches war für gewisse abendliche Lichtwirkungen hergerichtet. Der vormalige Küchenraum, den Verena als Rumpelkammer benützt hatte, wurde abenteuerlich in ein maurisches Gemach verwandelt, mit dicken Teppichen und rings an den Wänden gestreckten Sophas mit Holzaufsätzen. Im Vorraum hing eine blaue Ampel von der Decke und die Seitenwände waren mit Damast bespannt.

Dieses Retiro eines Fürsten, zu dem nun Verenas armseliges Studentenheim geworden, wollte Arnold als ein Geheimnis vor der Welt verstecken. Aber als der letzte Handwerker fortging, wünschte Arnold, einen mitgenießenden Freund bei sich zu haben. Er suchte Hanka auf, fand ihn aber zu seiner Verwunderung vor gepackten und geschlossenen Koffern, wie zur Reise gerichtet. „Ich habe alles verkauft, mein Lieber, Haus und Hof," sagte Hanka, der in Mantel und Hut gleichmütig herumstolzierte. „Ich habe den größten Teil meines Vermögens verloren. Wir stehen unter dem Zeichen des Krachs."

Arnold war dies nicht sehr angenehm, denn er hatte einen Sorglosen zu finden geglaubt. Aber Hankas Gleichgiltigkeit gab ihm Mut, das Ereignis von der lustigen Seite zu nehmen. Er begleitete Hanka, der seine Koffer in ein Hotel schaffte, wo er einstweilen wohnen bleiben wollte, und zog ihn dann liebenswürdig drängend mit sich fort. Mit vorbereiteter Feierlichkeit führte er ihn zu Verenas verwandelter Wohnung. Hanka äußerte nur ein oberflächliches Erstaunen. Bisher hatte Arnold nicht gewagt, sein Hinträumen nach Verena erkennen zu lassen. Jetzt glaubte er, den Anlaß benützen zu dürfen, und erzählte dem teilnehmend Lauschenden, was sich begeben hatte. Die Dinge verschoben sich sonderbar in seinem Mund; gefärbt durch selbstsüchtiges Leiden, wirkten sie romantisch und verzwickt. Er erhob Verena weit über sich und wurde selber bedenklich gestimmt dadurch. Aber das Wort war stärker; schon allein die Befürchtung, ein Liebesabenteuerchen wie hundert andere zu erzählen, verwischte den natürlichen und so ruhigen Lauf der Begebenheit. Hanka wurde nicht klug aus der Geschichte. Er äußerte sanfte Zweifel an der gepriesenen Verena, und mehr als den Verlust seines Vermögens betrauerte er plötzlich Arnolds übertriebene Schrulle, die ihn zur Ausstattung dieser Räume bewogen hatte. Arnold fühlte es. In ziemlicher Erregung begann er von neuem, Verenas seltene Natur begreiflich zu machen; aber stets überhebt man sich, wenn man loben muß, was man liebt, und Hanka wurde immer mißtrauischer und betrübter. So sehr er Aeußerungen des Temperaments achtete, so sehr schreckte ihn erhitzte Empfindung ab. Eine Art Zorn gegen Hanka begann in Arnold sich zu regen. Sei doch aufgeräumt! schwärme doch mit mir! glaube doch! hätte er dem ruhig Dasitzenden zurufen mögen, und er hatte auf einmal Lust, etwa die Fenster zu zertrümmern, nur um Hanka an eine Thatsache glauben zu machen. „Gehen wir!“ sagte er aufspringend, „hier ist es warm.“ Seine Augen glühten von Lebenslust und vor heftiger Abneigung gegen das geduldige Absitzen der Stunden. Hanka stiefelte folgsam hinter ihm her.

„Ueberall ist es still,“ sagte Arnold auf der Straße. „Könnte man nicht die Leute aus den Betten treiben? Ich hätte Lust, in einem Saal mit tausend nackten Frauen zu tanzen.“ Er nahm Hankas Arm und ahmte den gravitätischen Gang des Freundes an dessen Seite possenhaft nach. Plötzlich aber veränderte sich Arnold; ein trübes Ding wuchs empor, wie aus Asche und Wasser gemischt: Mißmut. Es glich einem Frosch, der mit Luft aufgebläht, prahlerisch auf einer Stelle bleibt. Er ging heim, um es durch Schlafen zu ersticken.

Hanka, den es vor dem neuen Bett ekelte, wußte nichts Anderes anzufangen, als in ein Nachtcafé zu gehen, um dem Vorbeimarsch der Stunden in Gemütsruhe zuzuschauen. Da ich verurteilt bin, am Pulverfaß zu sitzen, um zu warten, bis es in die Luft fliegt, will ich wenigstens versuchen, die schwarze Gewißheit ein wenig zu bemalen, dachte er. Sein Himmel umzog sich immer düsterer mit den Wolken einer weltumspannenden Langeweile. Er ging an den Ereignissen vorüber, wie man im Flur eines Hotels an den Zimmern vorbeigeht, in denen man nicht wohnt. Aber da sein alles voraussehender und stets auf das Schlimmste vorbereiteter Geist von erstarrendem Schrecken erfüllt war durch die Erwartung der Millionen Wirkungen aus einer einzigen Ursache, so wurde all sein Handeln eigentlich durch ein alles umgürtendes Verantwortlichkeitsgefühl erdrosselt. Hanka dachte an die Worte Marc Aurels: Schändlich ist es, wenn Deine Seele ermüdet, ohne daß Dein Leib müde ist; und grübelte mit dem heiligen Augustinus: Woher diese Unnatur? und warum? Der Geist gebietet dem Körper, und der Körper gehorcht; der Geist gebietet sich selbst und findet Widerstand.

Hankas einzige Zuflucht bildete das Glücksspiel. Er verbrauchte alle Kräfte seines Gemüts gegen die aufreibenden Erregungen am Kartentisch. Hier sah er alles im Kleinen vollendet, was sonst seinen rechnenden Geist mit finsterm Beharren erfüllte, das Ungefähr, das vernunftlos-notwendige, seit Ewigkeit im Weltraum lauernde Ungefähr, welches als Zufall, mit einer Narrenkappe versehen, oder als Schicksal, das Antlitz eines Gottes tragend, den kleinen und großen Gerichtshof für die Lebendigen bildet. Hanka ging zum Spiel wie zu einem Brunnen, dessen süßes Gift die Länge der Tage vergessen machen soll. Aber betrübte Spieler können nicht gewinnen. Er hatte das Gefühl, als werfe er das gute Geld ins Wasser. In wenigen Wochen verlor er gegen fünftausend Gulden. Als die Summe voll war und sich der Weg deutlich zum Abgrund hinunterbog, erhob er sich mit der ihm eigenen Kaltblütigkeit und sagte: „Genug, ich werde keine Karte mehr berühren."

Als ob er nun die Mauer zerstört hätte, die ihn von Arnold Ansorge trennte, war sein erster, belebender Gedanke, den Freund aufzusuchen. Er schlief einen wüsten Morgenschlaf, und wie aus Gefangenschaft entlassen, trat er den Weg zu Arnold an. Die Zimmer, in die er trat, sahen aus wie ein Platz nach dem Jahrmarkt. Kisten, Koffer, Bücher, Betten lagen durcheinander; Arnold hantierte mit rotem Kopf auf einer Leiter, der Diener war mit Packen beschäftigt. „Hollah!" rief Arnold herab, „Sie kommen gerade recht. Bei mir giebt es Arbeit, wie Sie sehen."

„Ich sehe wenigstens, daß Sie beschäftigt sind," erwiderte Hanka etwas verdrießlich.

„Ich ziehe nämlich aus," erklärte Arnold, sprang mit einem Satz auf den Boden und rollte eifrig einen Strick über die Hand. Hier ist mir alles zu klein. Ich habe eine neue Wohnung gemietet mit Zimmern so hoch wie eine Kirche. Man muß atmen können."

„Da bin ich also überflüssig," meinte Hanka; „ich dachte, wir könnten eine kleine Spazierfahrt unternehmen bei diesem Wetter."

„Sehr gut!" rief Arnold, wandte sich zum Diener und gebot ihm, einen Wagen zu besorgen. „Ich habe schon zu viel Staub geschluckt," sagte er und bahnte sich einen Weg zu Hanka, dem er nun mit strahlendem Lächeln die Hand drückte.

„Ich finde eigentlich keinen Grund, weshalb Sie das stille Haus hier verlassen," sagte Hanka kopfschüttelnd.

„Es ist mir eben zu still," erwiderte Arnold, und wieder zeigte sich auf seinem Gesicht jenes strahlende, bezaubernde Lächeln voll von Hoffnungen, voll Wärme und Freude. „Alles ist alt und krumm hier im Haus. Wenn man ordentlich auftritt, krachen die Bretter im Boden. Es wird zu früh dunkel, es kommt keine rechte Sonne herein. Das ist nichts für mich. Dort, Sie werden sehen, der reinste Palast. Und etwas hab ich gekauft, Hanka —! Da werden Ihnen die Augäpfel vor Erstaunen herausfallen." Er lachte, auch Hanka lächelte, trotzdem er eine geheime Befürchtung nicht überwinden konnte.

„Man kommt nicht zur Besinnung, sagte Arnold, als sie im Wagen saßen, der die Richtung gegen den Prater nahm. „Und wie schön es heute ist, wie gut die Luft. Das Leben ist eine sehr angenehme Erfindung."

„So?" erwiderte Hanka ernsthaft und blickte bedächtig in den vollkommen blauen Himmel.

„Und Sie, schwarzer Kater, schnurren immer noch über schlechtes Wetter?"

„Ich schnurre," gab Hanka zurück, „obwohl es mir dabei nicht so wohl ist, wie es die Beschäftigung des Schnurrens mit sich bringen sollte."

„Mit ſich bringen ſollte," äffte Arnold. „Je ſchlechter Ihre Laune wird, je beſſer ſprechen Sie deutſch."

Es ſchien, als habe Arnold nicht Blicke genug. Er bewegte ſich mit jener wiſſentlichen Unbefangenheit, welche die beobachtenden Blicke der Andern nicht zu ahnen ſcheint. Der Kutſcher ließ die Pferde laufen, und das leichte Fuhrwerk ſauſte geſchwind die breite, weiße Allee hinab und mit gleicher Geſchwindigkeit flogen zurückkommende Wagen an ihnen vorbei. Wunderſchöne Frauengeſichter tauchten auf mit ſüßem, müdem Lächeln, und Arnolds Mund öffnete ſich begehrlich. Unerſättlich im Wunſch, ließ er die Augen über die Maſſen hingleiten, welche ſich auf den Fußwegen drängten, und ihm war, als ſei er es, der ihre Herzen ſchneller ſchlagen laſſen könnte und ſei es ſein Verdienſt, daß kein Schrei, kein Zeichen, keine Bewegung aus dieſen Vielen ihr ruhiges Hintrotten ſtörte. Keiner weiß vom Andern, Jeder birgt in ſich die größte Fülle der Bitterkeit, des Lebensüberdruſſes und der Armut, und Arnold hat die Macht, all ihre Fähigkeit auf ein Ziel zu richten, thätig nach außen werden zu laſſen, was zerſtörend im Innern wirkte, aber er raſt an ihnen vorbei zu andern Sternen, beglückt von der Empfindung ſeiner Erhobenheit. Seine Stirn badet im Sonnenſchein, ſein Blick ruht auf der dunkelgrünen Ebene, die mit fantaſtiſch verbogenen Bäumen geſchmückt iſt und wo das tanzende Leben ſich plötzlich zu ſanftem Schlaf begeben hat.

Sie fuhren zurück gegen die Stadt. Arnold lud Hanka zum Thee ein. „Anna Borromeo hat mich längſt gebeten, Sie zu ihr zu führen. Sie vermutet in Ihnen einen Philoſophen." Die Pferde gingen im Schritt, Dampf entſtieg ihren Lenden, gleichwie auch von den Straßen der ſchwüle Dampf der Arbeit emporſtieg.

„Ah, Beſuche und noch dazu Damen," ſagte Arnold im Vorzimmer der Borromeo'ſchen Wohnung. Sie traten ein. Baron Valescott war da, deſſen Mutter und zwei ſeiner Schweſtern. Arnold ſtellte Hanka vor und wurde ſelbſt mit den fremden Damen bekannt gemacht.

51.

„Denk Dir, Arnold", ſagte Anna Borromeo ſogleich mit dem ihr eigenen entzückten und verhaltenen Lächeln, „im Belvedere wird ein großes Blumenfeſt ſtattfinden, zu dem der Kaiſer und der ganze Hof kommen wird."

„Und ich bin beauftragt, Sie zu fragen", fiel Leutnant Valescott ein, „ob Sie Luſt haben, dem Comité beizutreten."

„Warum gerade ich?" fragte Arnold verdutzt und ſah die Damen der Reihe nach an. In ſeinen Augen leuchtete noch immer jenes ſeltſame Bewußtſein der Macht, und ſeine Adern pochten noch von dem Dahinſauſen durch die warm-kühle Sommerluft.

„Das iſt unſer Geheimnis", ſagte die Baronin und ihr kleiner, beſtändig zuckender Mund ſchob ſich kindlich vor. Ihr Geſicht fiel dadurch auf, daß die Vertiefung zwiſchen Kinn und Unterlippe außerordentlich groß war, wodurch die Züge einen ſchwächlichen, aber geiſtreichen Ausdruck erhielten.

„Gern will ich mitthun", ſagte Arnold. „Ein Blumenfeſt! Das klingt nach etwas."

Der Leutnant lächelte gutmütig. „Haben Sie Ideen?" fragte er. „Wir brauchen Ideen."

Arnold ſchüttelte den Kopf.

„Franz hat nämlich Verſe zu lebenden Bildern gemacht", ſagte die

jüngere der Baroneſſen, die ein altkluges, anmutiges Geſichtchen hatte, in welchem eine elegiſche Spitzbüberei lag. Der Leutnant, der ſich damit als Dichter preisgegeben ſah, ſenkte in anmaßlicher Beſcheidenheit die Augen.

Alexander Hankas Geſicht zeigte ein faſt unmerkliches Schmunzeln. Er aß mit Vergnügen und Verſtändnis das gute Backwerk zum Thee, rauchte ſtill und benahm ſich wie Jemand, dem nichts ferner liegt, als Figur zu machen. Arnold war etwas beunruhigt dadurch; bisweilen lächelte er Hanka verſtändnisvoll zu, wie um zu zeigen, daß er ſeiner gedenke und ſein Schweigen zu deuten wiſſe.

„Ich habe mir gedacht", ſagte Valescott, indem er lebhaft den Kopf erhob, „ob Sie nicht bei den lebenden Bildern mitwirken könnten, Herr Anſorge." Er rückte näher zu Arnold und in ſeinem Weſen lag ſchmeichleriſches Wohlwollen.

Arnold lachte verwundert. „Ich habe niemals ſo etwas unternommen", ſagte er verlegen und blickte wieder Alle der Reihe nach an.

„Das iſt es ja gerade", erwiderte Valescott eifrig. „Ich brauche einen vollkommen natürlichen Menſchen, der vor allem ſchön gewachſen iſt."

„Sie ſollen den Narciß machen", ſagte die älteſte Baroneſſe, deren kluges und etwas verdroſſenes Geſicht ſich für einen Augenblick erhellte.

„Kommen Sie doch dieſer Tage zu mir", ſchlug der Leutnant vor und legte ſeine Hand leiſe auf Arnolds Kniee, „wir wollen darüber ſprechen. Sie haben nichts zu thun, als irgend eine Poſe anzunehmen. Ein Schauſpieler ſpricht die Verſe. Wir haben die Gräfin Palansky ſchon dabei, meine beiden Schweſtern, Frau von Gerſthoff. An Damen iſt Ueberfluß, wie Sie ſehen ..."

Arnold lachte. „Was ſagen Sie dazu, Hanka? — Und Du —?" er wandte ſich zu Anna Borromeo —, „ſoll ich wirklich Theater ſpielen?"

„Die gnädige Frau hatte ja ſelbſt die Idee", ſagte Valescott lächelnd.

Auf Hankas Geſicht zeigte ſich unverhüllt eine grimmige Ironie. Plötzlich ſtand er auf und verabſchiedete ſich. Er wurde mit Kälte entlaſſen. Arnold begleitete ihn zur Thür, und um den üblen Eindruck zu verwiſchen, den der Schweigende hervorgebracht, ſagte er: „Ich bin ſehr talentlos, lieber Baron. Uebrigens, ich habe morgen und übermorgen noch meine neue Wohnung einzurichten und Donnerstag komm ich dann zu Ihnen. Iſt es recht?"

Valescott war damit einverſtanden und ſie reichten einander die Hand.

Bewegt und zukunftsfroh ſchritt Arnold durch die Straßen und Plätze zu ſeiner neuen Behauſung. Die Züge ſeines Geſichts, viel ausgeglichener als früher, waren voll allgemeiner Sympathie erfüllt. Sein Blick, nirgends lange verweilend, zeugte von vielfacher Beſchäftigung und Ueberlegung. Wenn er gegrüßt wurde, ſchien ſich ſein ganzes Weſen zu einem aufmerkſamen, verſprechenden Lächeln zu ſammeln.

Das Pflaſter war rot vom Sonnenuntergang, und der Staub, der in der Luft ſchwebte, flimmerte farbig. Es ſchien Arnold, als ob nicht er ſelbſt ſich bewege, ſondern als ob ein unſichtbarer dienſtwilliger Rücken ihn trüge. Silberige ſüße Luft umfloß ſeinen Mund: eine ſonderbare Zärtlichkeit ergriff ihn gegen alles Lebendige. Er hörte einen Augenblick lang ſein Herz ſchlagen und dachte mit demſelben zärtlichen Sinn an deſſen treue Unermüdlichkeit. Auf einmal blieb er ſtehen und ſtarrte erſchrocken einem Mann nach, der ſoeben an ihm vorübergegangen war; einen langen Bart und trübe, faſt erloſchene Augen hatte Arnold gewahrt; er glaubte, Samuel Elaſſer ſei es geweſen. Raſch eilte er dem Manne nach, aber er konnte ihn nicht mehr einholen. Nicht drei Minuten waren verfloſſen, und doch war die Geſtalt wie in den Boden hinein verſchwunden. Arnold blickte in die Hausgänge, ſchaute durch die Glasthüren in

die Läden, vergeblich. Nachdenklich blieb er im Menſchengewühl ſtehen und blickte ſuchend in die Flamme einer Straßenlaterne, die ſich hellgelb vom Hintergrund des roſiggelben Himmels ablöſte. Und plötzlich ſah er die Erſcheinung, zurückkehrend, zum zweiten Mal, — es war nicht Elaſſer; eine täuſchende Aehnlichkeit hatte Arnold genarrt. Nachdenklich ſetzte er ſeinen Weg fort und erwog im Stillen einen Plan. Er ſuchte das nächſte Poſtamt auf, ſchrieb eine Anweiſung auf hundert Gulden und ſandte ſie an den Hauſierer Elaſſer in Podolin. Er atmete auf, als er wieder die Straße betrat und hatte das Gefühl, eine Pflicht erfüllt zu haben.

Spät abends noch fragte er in Hankas Hotel, ob dieſer in ſeinem Zimmer ſei; bevor er die Antwort erhielt, kam Hanka ſelbſt, der ſich zur Nachtruhe begeben wollte. Arnold nahm ein geheimnisvolles Weſen an und zog den Freund mit ſich fort. In der Rathausſtraße läutete er am Thor eines hohen Hauſes. „Hier wohne ich," ſagte er.

Zwei Diener waren oben in den ſaalartigen Zimmern noch beſchäftigt, Ordnung und Wohnlichkeit zu ſchaffen. Koſtbare Gegenſtände lagen wie im Laden eines Trödlers umher.

„Sie treffen Anſtalten, das Geſchäft zu vergrößern", meinte Hanka mit ſeinem trockenen Lakonismus und machte einen Rieſenſchritt über eine flache Kiſte. Arnold führte ihn durch ein halbdunkles Zimmer in einen vollſtändig finſtern Raum und ſagte: „Paſſen Sie auf." Seine Stimme zitterte vor Erwartung. Er drehte den Knopf dreier elektriſcher Lampen auf und es entſtand blendende Helle. In der Mitte des Gemachs ſtand auf breitem Poſtament der marmorne Antinous: voll träumeriſcher, kühler Sinnlichkeit das Antlitz, die Lippen ſatt und ſtarr, wie ein Baum der Hals und der gelblichweiß-ſchimmernde Leib von eingeborener, gottloſer, teufelloſer Ruhe.

„Wo haben Sie das Ding her?" fragte Hanka nach einigem Stillſchweigen.

„Es hat dem reichen Pottgießer gehört."

„Richtig, auch den hat der Krach zerſchmettert. Sie haben es gekauft? Eine wertvolle Sache."

„Wie gefällt es Ihnen, Hanka?" fragte Arnold faſt ſchüchtern.

„Ganz gut. Sehr ſchön, — vorausgeſetzt, daß Sie keine Tendenz damit verbinden."

„Was ſoll das heißen?"

„Ich meine, etwa Griechentum, Schönheit und ſo weiter." Hanka ging mit ſeinem weiten, ſonderbar ſtampfenden Schritt umher, hatte die Hände feſt auf die Hüftknochen geſtemmt und ſo ſchien alles an ihm in einer Art Bewegung, ausgenommen die Augen, die in eine eingebildete Tiefe ſtarrten und ſchwarzen, ein wenig angeglühten Kugeln glichen.

„Und wenn ichs thäte —?" erwiderte Arnold „Ich weiß nichts davon aber wenn ichs thäte —?" Er hatte die Gewohnheit angenommen, eine Frage oder Redensart zu wiederholen.

Hanka blieb ſtehen, reckte ſich, atmete auf und lachte kurz. „Es wäre nicht weiter ſchlimm", ſagte er. „Ich meine nur, damit haben wir nichts zu thun. Das iſt alles Schwindel. Wir müſſen unſere Ideale viel niedriger hängen. Es iſt für uns ſchon Ideal genug, ein anſtändiger Menſch zu ſein. Uebrigens", fügte er hinzu, mit einer eklen Mundbewegung, als ob ſeine Worte ihm bitter geſchmeckt hätten, „wollen Sie wirklich ein lebendes Bild machen —, dort?"

„Ich denke nein", entgegnete Arnold.

Hanka fing an zu rauchen und zu ſchweigen. Arnold ſtand am Fenſter, und blickte auf die Statue. Da kroch aus einer Ecke etwas Lauerndes Gieriges auf ihn zu. Er wünſchte, daß das Beiſammenſein mit Hanka beendigt wäre.

Hanka ging und Arnold blieb allein vor der marmornen Figur, aber wenn ſie ihm gleich in Hankas Gegenwart belebt erſchienen war, ſo erblickte er jetzt nichts anderes als den gemeißelten Stein darin. Er lauſchte gegen die Straßen. Ein leiſes, unveränderliches Kochen, Surren und Zittern drang zu ſeinem Ohr und durchbrach die täuſchende Stille. Dort war Leben, ewiges Wach-Sein. Ein unerſättlicher Hunger erfüllte Arnolds Bruſt. Ohne Zögern hätte er all das Unbekannte an ſich reißen mögen, anſtatt hier zu ſitzen und zu warten. Keine Schlafmüdigkeit wollte ſich einſtellen. Welch ein Gefühl auch, in den kühlen Kiſſen zu liegen und das Wichtige zu verſchlafen. Nicht Glück, nicht Befriedigung, nicht Ausfüllung der Stunden nicht Freundſchaft, nicht Wiſſenſchaft war es, wonach dies Unerſättliche Verlangen trug. Kein Wort konnte es benennen, kein Gedanke es umfaſſen. Es glich einem aufgeſperrten Rachen, für den die Millionen eines Goldbergwerks nur ein verächtlicher Biſſen, die Umarmung der Pſyche kaum ein Tröpfchen Erquickung bedeutet hätte. Im Schmerz der Willensanſtrengung oder im Rauſch der Ahnung umhergetrieben, ſchien es ihm, als ob ſein blindes Begehren die Welt ausfülle. Was ihn ehedem hatte erglühen laſſen, erſchien ihm nichtig, was er ehemals begehrt, bettelhaft. Zahlloſe Wünſche waren beſchäftigt, ihm ein reizendes Wandelpanorama der Welt zu malen, deſſen entzückter Betrachtung er ſich hingab. Doch ſo oft der Sturm ſich legte, woher kam es, daß aus irgend einer Ecke das lauernde Ungeheuer kroch, wie eine Spinne, deren feine Fäden das Herz umſpannen und es kalt und luſtlos machen?

Arnold hatte mit Friedrich Borromeo wegen der veränderten Anlage eines Kapitalsteiles zu reden. Er hatte Luſt zu kühnen Unternehmungen; was er anpackte, ging den glücklichſten Weg. In der Kanzlei traf er den Oheim nicht. So wartete er bis zum Abend und ging dann in die Wohnung. Als er angepocht hatte und eintrat, ſtanden Friedrich Borromeo und Anna einander gegenüber. Beide waren blaß; Anna Borromeos Haar hing aufgelöſt herab und ihr glutroter Mund war erregungsvoll verzogen.

„Verzeiht“, ſagte Arnold und reichte die Hand. Frau Anna ſah ihn mit einem durchbohrenden Blick ihrer glühendblauen Augen an, der Doktor lächelte dünn und leer.

„Habt ihr zu ſprechen?“ fragte Anna Borromeo. Dumpf ſeufzend bog ſie Kopf und Hals zurück und legte die Hand auf die Bruſt. Mit einem trägen Nicken gegen Arnold, der verwundert auf ihre Haarfülle ſtarrte, verließ ſie das Zimmer. Arnold nahm eine Cigarette von der Schale und ſetzte ſie mit nachdenklichen Geberden in Brand.

Borromeo konnte zu dem Vorhaben Arnolds nicht ſeinen Segen geben. Mit halbgeſchloſſenen Augen und zur Seite geneigtem Kopf ging er langſam auf und ab. Bisweilen hob er mit dem Hand-Rücken den Bart unter dem Kinn empor und zog die fahlen Lippen zwiſchen die Zähne. Dann blieb er ſtehen, lauſchte, öffnete die Thüre, durch welche Anna gegangen war, und finſter lag der große Raum des Empfangszimmers vor ihm. Dann ging er zur zweiten Thüre, die er gleichfalls öffnete, aber nach kurzem Hinausſtarren wieder ſchloß. Die Augen emporſchlagend, mit regungslos hängenden Armen, im feſtgeſchloſſenen langen Gehrock ſtand er vor Arnold.

„Du haſt mir noch nichts von Podolin erzählt“, ſagte er. Er hatte etwas ganz anderes unterdrückt, das ihm zu ſagen näher lag.

„Es hat ſich nichts verändert“, antwortete Arnold. „Der Verwalter ſcheint mir nicht zuverläſſig, Urſula wird alt. Ich möchte das Ganze losſchlagen. Es iſt ein Stein am Hals.“

Borromeo ſtarrte auf den Tiſch, auf welchem Spielkarten verſtreut lagen.

Er nahm einen Pack in die Hand und zog einen König heraus, den er ſonderbar düſter betrachtete.

„Was denkſt Du dazu?“ fragte Arnold.

Borromeo ſchüttelte ſanft den Kopf. „Ich kann nicht raten“, ſagte er leiſe. „Ich bedürfte ſelbſt des Rates. Warum willſt Du Deine Heimat verkaufen?“

Arnold blickte ihn aufmerkſam an. Ein innerer Unwille erhob ſich in ihm gegen die eiſige Trauer dieſes Mannes.

„Ich bedürfte ſelbſt des Rates,“ wiederholte Borromeo.

Erſchrocken zuckte Arnold zuſammen; doppelt erſchrocken, als er den verehrenden, klaren, gläubigen Blick des Oheims auf ſich ruhen fühlte. Er vermochte nichts zu ſagen, doch war es ihm eine Sekunde lang zu Mute wie damals, als er in Verenas Hauſe in den Spiegel geſchaut, um zu ſehen ob ſein Bild auch wirklich darin ſei.

Sie ſchieden voneinander. Mit ſeinem vorſichtigen Schritt ſuchte Borromeo ſein Schreibzimmer auf, die Kerze vor ſich herhaltend und in finſtere Ecken ſpähend. Er ſetzte ſich an ſeinen Arbeitstiſch, nahm die Feder, blieb aber unthätig ſitzen.

52.

Arnold träumte, er ſtehe auf einem gläſernen Feld und bei jedem Schritt, den er zu machen verſuchte, rutſchte er in eine glatte Furche zurück. Ueber dieſen Bemühungen erwachte er und verſpürte Kopfſchmerzen. Er konnte nicht mehr einſchlafen, machte Licht, nahm ein Buch und las. Während des Leſens faßte er den Plan, in der neuen Wohnung alle Bekannten und Freunde an einem Abend zu verſammeln. Um ſich gegen das Einſamkeitsgefühl und die Nachtſtille zu wappnen, beſchäftigte er ſich mit der Zuſammenſtellung köſtlicher Speiſen und ſeine Fantaſie ſchmückte im Voraus die Räume. Antinous ſollte eine Roſen-Guirlande über der Schulter tragen. Dann dachte er an Arbeit; es ſchien ihm lockend, viel zu wiſſen und durch Wiſſen zu herrſchen. In der That ging er am Morgen zur Univerſität, um eine Vorleſung zu hören, ſchrieb fleißig mit und zwang ſeine widerſpänſtigen Gedanken in den Kreis des Gegenſtandes.

Zum Mittageſſen ging er nicht nach Hauſe, obwohl er dort für ſich hatte kochen laſſen, ſondern in ein Reſtaurant, welches in der Nähe der Oper lag. Es war ein ſehr vornehmes und teures Haus, aber Arnold hatte Luſt bekommen, gute und ſeltene Dinge zu eſſen. Solche Antriebe lagen für ihn in der Luft, und der Entſchluß ihnen zu folgen, erhöhte ſein Gefühl von Unumſchränktheit und hob ihn über diejenigen, die im eiſernen Geleis eine feſtgemauerte Bahn gehen. Es machte ihm Vergnügen, einen Kellner zu beobachten, der vor ihm zuſammenknickte wie ein Meſſerchen. Als er am Tiſch ſaß und wonach er Verlangen trug, gewählt hatte, ſah er ſich gegenüber an der entgegengeſetzten Wand des feierlich roten Saals, Maxim Specht und Beate ſitzen. Specht grüßte mit einem nachläſſigen kalten Neigen ſeines Kopfes. Sein Geſicht war blaß und hatte die Mattigkeit eines über alle Beſchreibung beſchäftigten Mannes. Zwei Diamantringe funkelten an ſeiner Hand, und eine erbſengroße Perle ſteckte in ſeiner Cravatte. Beate trug ein hellgrünes Tuchkleid in engliſcher Mach-Art, knapp anliegend. In ihrem Haar blitzte ein mit Perlen beſetzter Kamm. Ihr Geſicht war außerordentlich bleich, müde, langgezogen und hatte einen Ausdruck des Alleswiſſens, der kunſtvollen Anmut und einer maskenhaften, kalten An-

ſtändigkeit. Als Arnold grüßte, lachte ſie ihm einfach ins Geſicht und that, als ob etwa eine Mücke ſie beläſtigt habe. Specht ſchien innerlich zu kämpfen; nach einer Weile kam er herüber und drückte Arnold die Hand. Er zeigte eine boshafte Förmlichkeit in ſeinem herrenmäßigen und zugleich meuchleriſch-geduckten Benehmen.

„Es ſcheint Ihnen gut zu gehen?“ ſagte Arnold. Seine Miene ſuchte jede überflüſſige Annäherung im Voraus abzuweiſen.

„Ich bin jetzt Redakteur des Adelsblattes,“ erzählte Specht und nahm mit einer leichten Verbeugung Platz. „Auch Sie haben viel Erfolg, wie ich höre,“ fuhr er mit etwas flötender Stimme fort und legte den Kopf leicht fragend gegen die eine Schulter. „Sie haben vorteilhaft in bulgariſcher Rente ſpekuliert, erzählt man ſich.“

Arnold legte ſeine Forelle auseinander und ſchabte das weiße Fleiſch ſorgſam von den Gräten. Er lächelte luſtig zu Specht hinüber und dieſer ſenkte die hochgewölbten Lider.

„Uebrigens muß ich Ihnen etwas mitteilen,“ ſagte Maxim Specht plötzlich in heiterer Belebtheit, „und es iſt gut, daß ich Sie treffe. Eine ganz unheimliche Parallelgeſchichte, wie Sie bald ſehen werden. Ich hatte mich mit einer kleinen Schauſpieler-Geſellſchaft verabredet. Wir wollten nach dem Theater im Stephanskeller eſſen und hatten ein ſepariertes Zimmerchen beſtellt. Ich telephoniere am Nachmittag, und der Oberkellner nennt mir die Nummer des Zimmers. Das Theater iſt aus, ich gehe hin, der Kellner, der mich ſehr gut kennt, läßt mich vorbeigehen, und ich höre ſchon von weitem unſere Geſellſchaft lärmen. Da paſſiert mir das Unglück, ich muß die Nummer des Zimmers vergeſſen haben, daß ich nun eine falſche Thüre öffne und ſehe, wen glauben Sie? Den jungen Baron Valescott und —“

„Nicht weiter Specht!“ rief Arnold herriſch und legte die Gabel auf den Tiſch.

Specht ſenkte wieder die hochgewölbten Lider und ſagte mit ſeinen zum Flöten gerundeten und geſpitzten Lippen: „Namen ſind verpönt, Sie haben Recht. Aber Sie verſtehen mich hoffentlich. Ich ſah ſpäter noch dieſelbe Dame, dicht vermummt, in einem undurchſichtigen Schleier, es war Mitternacht, als ſie gingen. Baron Valescott hatte ſich beim Kellner erkundigt und war ſehr aufgebracht über den dummen Irrtum, der mir paſſiert war. Ich dachte mir nur, Sie könnten hier ebenſo erfolgreich den Wahrheitsmann machen wie damals Hanka gegenüber. Die Wahrheit iſt eine ſehr ſchöne Sache, beſonders wenn man für ſie einſteht . . . Teufel, ich verplaudre mich, leben Sie wohl, auf Wiederſehn.“

Arnold reichte ihm nicht die Hand. Er hatte die Eßluſt eingebüßt, zahlte und ging. Zorn gegen Specht erfüllte ihn, Unſchlüſſigkeit, Trauer, allgemeine Thatenſehnſucht, aber es dauerte nicht lange, ſo ſenkte er aus eigener Machtvollkommenheit einen wohlthätigen Schleier über das unharmoniſche Wogen der Gefühle.

Es war vier Uhr und er entſchloß ſich, zu Valescott zu gehen. Das Haus, welches die Familie bewohnte, ſtand in der Bräunerſtraße, faſt im Mittelpunkt der Stadt und war einer jener alten verwitterten Paläſte, deren urſprüngliche Gewalt und Majeſtät in eine enge, finſtere, wurmartig gekrümmte Gaſſe verdrängt, ſich nun wie die zermalmte Würde eines Königs ausnimmt. Schon auf den Stiegen und Fluren war die große Raum-Verſchwendung bedeutſam; das Zimmer, in welches Arnold geführt wurde, war ſehr hoch, hatte rot tapezierte Wände und eine ſtuckverkleidete Decke, von der ein altmodiſcher, koſtbarer Kronleuchter herabhing. Der Diener kam zurück und ſagte, der Herr

Baron müſſe jeden Augenblick zurückkommen, er habe hinterlaſſen, Herr Anſorge möge beſtimmt auf ihn warten.

Arnold nickte. Er ſtand am Fenſter und blickte ruhig auf die einſame enge Straße hinab. Während er bemüht war, einem beſtimmten Gedanken Einlaß in ſein Gehirn zu verwehren, ertönte ein Klavier im Nebenraum und ein wiegender Geſang, ſehr gedämpft durch die geſchloſſene Thüre und die dicke Portière. Arnold ging zur Thür und lauſchte. Es war eine Mädchenſtimme, welche die Tanzweiſe begleitete. Lächelnd ſchob er die Portière bei Seite, drückte auf die Klinke, öffnete behutſam und ſteckte den Kopf vorſichtig in die Spalte. Die ältere Valescott ſaß am Klavier und ſpielte mit einer müden, doch rhythmiſch ſchaukelnden Bewegung des Körpers. Das brünette Haar, im griechiſchen Knoten loſe geſteckt, hing tief über den Nacken und gab dieſer Ge Geſtalt von rückwärts etwas Nachläſſig-Verträumtes. Die andere Schweſter und noch ein ſehr junges Mädchen tanzten auf dem Teppich in der Mitte des Zimmers. Sie hielten einander zag bei den Händen und übten ſo den anſcheinend neuen Tanz. Die ältere der beiden war im Straßenkleid; die jüngſte trug ein Koſtüm, kurzes lila Röckchen, zu den Knieen reichend, violette Strümpfe und ſeidene Schuhe von der gleichen Farbe. Das braune Haar war mit violetten Stiefmütterchen bekränzt, und in der Hand trug ſie einen Strohkorb, dicht gefüllt mit denſelben Blumen. Ihre wunderbar zarten und dünnen Beine machten Tanzſchritt-Bewegungen, die kindlich-ſteif oder feierlich-lieblich ſein ſollten, aber immer graziös ausfielen.

Die Jüngſte erblickte zuerſt Arnolds Kopf in der Thüre. Sie ſchrie und lief davon. Die Spielerin erhob ſich erſchreckt, aber bald lachte ſie mit der zweiten Schweſter im Verein. „Kommen Sie nur ganz, da Sie doch einmal eingebrochen ſind," ſagte die mittlere, welche die gewandteſte war. Die Aelteſte blieb ſtill mit rückwärts verſchränkten Armen am Flügel ſtehn. In ihrem Geſicht lag Sinnlichkeit und Selbſtſucht, aber ohne Frohſinn. Sie ſchien weder leichtſinnig noch ernſt. Ihre ſchlanke Geſtalt machte den Eindruck der Geſundheit, die aber durch irgend welche einander entgegenwirkenden Kräfte geſtört wurde. Ein ſeltſames Gemiſch von Haltloſigkeit und dumpfem Eigenſinn war an ihr auffallend. Die zweite war weniger natürlich; in ihren ziemlich melancholiſchen, aber verſtändigen Augen lag eine Art Verſteckensſpiel von Wiſſen, Gutmütigkeit, Liſt und Begehrlichkeit.

Arnold drückte beiden feſt die Hand und ſagte: „Nun weiß ich noch nicht einmal Ihre Namen."

„Raten Sie", ſagte die Aelteſte faſt ſtreng.

Er riet, — ſtellte ſich ein wenig verſchmitzt und verzweifelt, bis die Mädchen ihn tröſteten und ihm zu Hilfe kamen. Felicia hieß die älteſte, Dora die zweite und die jüngſte, die eben fortgelaufen war, Anaſtaſia.

„Sind Sie denn allein zu Hauſe?" fragte Arnold.

„Mama und Franz wurden zu Tante Rochlitz gerufen", antwortete Dora mit einem verſtändigen, poſſierlichen Weltſchmerz in den Bewegungen der Stimme, des Hauptes und der Augen. „Jedenfalls müſſen Sie auf Franz warten. Es iſt ſonſt nicht üblich, auf dieſe Art Herrenbeſuche zu empfangen", — ſie lachte, — „aber bei Ihnen wollen wir eine Ausnahme machen."

Felicia, die ſich wieder ans Klavier geſetzt hatte, ſchlug leiſe einen Mollakkord an.

„Sind Sie eigentlich ſchon lange in Wien?" fragte Dora mit geſellſchaftsmäßiger Teilnahme, indem ſie Platz nahm. „Erzählen Sie uns doch etwas. Wir hören gern Geſchichten."

Arnold ſetzte ſich in einen ungemein breiten Seſſel und lächelte vor ſich hin. „Geſchichten weiß ich nicht“, erwiderte er.

„Dann erzählen Sie Wahrheiten oder Träume.“ Dora lachte mit eigentümlich gurgelnden, jugendvollen Tönen.

„Es iſt ſehr ſchwer, nicht zu lügen, wenn man Träume erzählt“, ſagte Arnold. Er ſtockte, ſchwieg und ſah geradeaus, indem er die Hand, die ſein Kinn ſtützte, langſam ballte. Ein ſinnendes und ſogar ein wenig ſchwärmeriſches Lächeln wich nicht von ſeinen Lippen. Das gerade ſchien die Mädchen wunderbar zu berühren. Dora blickte unaufhörlich und voll ernſter Aufmerkſamkeit in ſein Geſicht. Felicia hatte ein paar Mal kurz über die Schulter zurückgeſchaut, nun legte ſie die Hände in den Schooß und lauſchte. „Ich erinnere mich“, begann Arnold, „einſt hatte ich einen ſonderbaren Traum. Es waren zwei Pferde da . . . grüne Pferde. Auf einer Mauer ſtand geſchrieben: dieſe Pferde können ſprechen. Eine Glocke hing über der Mauer und ſobald die Glocke tönte, machte das eine Pferd ſein Maul auf und ſagte: wer reiner Hände iſt, mehrt die Kraft. Ich fürchtete mich, mir grauſte und ich lief davon. Aber damals verachtete ich Träume.“

„Wo waren Sie denn da?“ fragte Dora.

„In Podolin. Dort iſt meine Heimat. Es iſt ein ſchmuckloſes Land, eine Ebene, Wald, ein Hügel, ein ſchmutziger Fluß. Aber wenn ich zurückdenke —! Einmal, ich war ſiebzehn Jahre alt, paſſiert Folgendes. Ich liege im Wald, weitab vom Weg in der Nähe der wilden Kapelle, wie ſie genannt wird, Blätter und Zweige über mir, und die Wärme ſurrt. Ein ganz altes Weiberl kommt, ſchaut ſich um, ſieht mich aber nicht und gräbt etwas in den Boden. Ich denke nichts dabei, niemals dacht ich über etwas nach. Ein paar Tage ſpäter heißt es, der Waldhofbäuerin iſt die Mutter Gottes im Traum erſchienen und hat ihr angezeigt, daß bei der wilden Kapelle ein wunderthätiger Roſenkranz vergraben iſt. Am Sonntag ſtrömen Tauſende aus allen Dörfern hinaus, die buckliche alte Bäuerin voraus. Ein ſchreckliches Gedränge entſteht bei der Kapelle, die Alte betet, dann gräbt ſie und gräbt mit bloßen Fingern die Erde, die tauſend Männer, Weiber und Kinder knieen hin, weinen, beten und ſchluchzen und graben ebenfalls mit den Händen in den Boden, als meine Alte ihren gefundenen Roſenkranz in die Luft hält. Hundert fallen über ſie her, reißen ihr die Kleider vom Leib, denn ſie iſt jetzt eine Heilige, und Jedes will ſeine Reliquie haben. Die roheſten Bauern küſſen ſie, heulen und ſind zerknirſcht. So ein Land iſt das mit ſolchen Menſchen.“

Die Mädchen ſchwiegen. Felicia hatte ſich umgewandt, in weit vorgebeugter Haltung blickte ſie anſcheinend ruhig zu Boden.

„Mademoiſelle Dora!“ rief eine krähende, ungemein laute Stimme vom Flur.

Dora erhob ſich. „Die Franzöſin“, ſagte ſie müde und geringſchätzig und ging hinaus.

Arnold blickte Felicia an. Er trat vor ſie hin und fragte: „Warum ſpielen Sie nicht?“

„Was lieben Sie?“ entgegnete das junge Mädchen, indem es ihn mit klaren, prüfenden Augen anſah und die linke Hand rückwärts auf den Haarknoten legte.

Auf einmal hatte Arnold ſein Geſicht herabgebeugt, und ſie küßten einander haſtig wie Verbrecher. Arnold blickte trüb vor ſich hin; ihm war bewußt, daß er Felicia und ſich ſelbſt belogen hatte.

53.

Valescott und die Baronin traten mit Dora ins Zimmer. Die Baronin begrüßte Arnold etwas verwundert. Der Leutnant in feſtlicher Uniform, zog ihn ſogleich bei Seite und fragte ihn, wozu er ſich entſchloſſen habe. Als Arnold ſeine Einwilligung gab, zu ſpielen, drückte er ihm freudig die Hand.

Der betreßte Diener kam mit zwei Karten auf einem Bronzeteller. Die Baronin las und ſagte, ſie laſſe bitten. Dann forderte ſie mit anmutiger Handbewegung Arnold auf, ihr in das Empfangszimmer zu folgen. Dort begrüßte ſie die beiden Beſucher, einen Herrn von Gröden und den alten Baron Druſius. Der Tiſch zum Nachmittagsthee war gedeckt. Das Zimmer, hallenartig hoch und breit, hatte blaue Tapeten mit eingepreßten Blumen.

Es wurde Platz genommen. Die beiden jungen Mädchen ſaßen nebeneinander, dann Clementine Rochlitz, ein altes, taubes Edelfräulein. Sie bediente ſich beim Gehen eines Stockes und muſterte jeden der am Tiſche Sitzenden lange und mit ſchweigender Aufmerkſamkeit. Baron Druſius knackte wie immer mit ſeinen Fingern und ſtellte mit eifriger Teilnahme alltägliche Fragen. Dora ſtarrte wie verzaubert auf ſeinen rieſigen Kehlkopf-Apfel, der ſich beim Sprechen auf und abbewegte. Herr von Gröden flüſterte der Hausfrau etwas zu; ſie dachte nach und zuckte die Achſeln. Gröden, der etwas beleibt war, ein dickes, rundes Geſicht und freundliche, höflich-aufmerkſame Augen hatte, wandte ſich mit einer zuvorkommenden Körperbewegung an Arnold. „Herr Anſorge, — wenn ich recht verſtanden habe —?“ ſagte er und rührte mit dem Löffel in der Taſſe. „Haben Sie Verwandte dort oben in Mähren, in . . . Podolin?“

„Nein, aber ich ſelbſt bin dort zu Hauſe“, erwiderte Arnold etwas zerſtreut und zugleich beunruhigt.

Herr von Gröden räuſperte ſich. „Ich war drei Jahre lang Gerichtsadjunkt in der Nähe, in Lomnitz, Sie werden das Neſt kennen.“

„Ja, es iſt ein altes Dorf“, erwiderte Arnold.

„Gott verzeih mir“, fuhr der junge, behagliche Mann mit einem Aufſchlagen ſeiner braunen, feuchtfunkelnden Augen fort, „es war eine ſchreckliche Zeit. Nichts als Bauern und Juden und langweilige Kommiſſionen. Sagen Sie, Herr Anſorge, Sie erinnern ſich doch an dieſe Affäre mit dem Juden Elaſſer —? Sind Sie es vielleicht ſelbſt, der damals, wie ſoll ich ſagen, ſo ſtarken Anteil daran genommen hat? Sind Sie es ſelbſt?“

„Jawohl“, erwiderte Arnold verdrießlich und ziemlich unhöflich.

„Das iſt mir ein Rätſel“, fuhr Herr von Gröden mit aufrichtigem Erſtaunen fort. „Es iſt ja ſchon ziemlich lange her, ich erinnere mich nicht mehr genau, ein Lehrer dort namens . . . namens . . .“

„Specht?“

„Ganz recht! Specht! Dieſer Specht hatte mir von Ihnen erzählt.“

Alle blickten auf Arnold, Druſius mit alberner Neugierde, wobei ſeine linke, kropfähnlich verdickte Halsſeite auffallend zitterte.

„Warum iſt Ihnen das ein Rätſel?“ entgegnete Arnold, der ſich ein wenig verfärbt hatte. „Es handelte ſich doch um öffentlichen Raub —?“ Er heftete den Blick ſtreng und erwartungsvoll auf den jungen Mann.

„Ja, ja, ja! ganz gewiß, natürlich“, ſagte Herr von Gröden bereitwillig, „aber immerhin, dies verrottete jüdiſche Geſindel muß ein wenig gepeitſcht werden. Sie müſſen mir doch zugeben, daß dieſe Leute nicht unſerer differenzierten Empfindung zugänglich ſind. Das Mädchen wird es im Kloſter tauſendmal beſſer haben, als in dem Stall, in dem ſie aufgewachſen iſt. Der ganze

Lärm, den man deshalb aufgeschlagen hat, war doch nur eine verabredete Komödie. Sie müssen doch zugeben —"

„Ich gebe nichts zu", unterbrach ihn Arnold mit seltsam leiser Stimme. Seine Stirn war gerötet, seine rechte Hand geballt. Wieder blickten ihn alle an, außer Felicia. Valescott wollte reden, aber Arnold merkte nicht auf ihn, sondern begann selbst. „Wie können Sie so sprechen, Sie, — ein Jurist — ein Diener der Regierung? Als ich zum ersten Mal davon hörte, ich glaubte zu sterben vor Scham. Ich sollte das gewiß nicht sagen, denn solche Worte sind eben Worte. Aber wie können Sie es entschuldigen? Kein Mensch darf das wagen, der selbst darauf angewiesen ist, daß man gerecht gegen ihn ist. Denken Sie doch nach. Alles beiseite gelassen, Jude und Kloster, Ihre Verachtung, oder Ihre Bequemlichkeit zu urteilen, so bleibt doch eine so ungeheure Versündigung übrig, daß kein Gedanke sich daran gewöhnen kann. Ich will Ihnen nur sagen, ich — ich habe geweint damals. Ich konnte nichts davon begreifen, die ganze Welt brach zusammen wie unter einem furchtbaren Fußtritt. Man raubt ein Kind, man will es zwingen, die Religion zu verlassen, die mit ihr geboren ist, was für eine Religion, das ist doch gleichgiltig, und nichts geschieht, keine Gerechtigkeit giebt es, das Recht wird böswillig erstickt, ja mit einem furchtbaren Fußtritt zertreten. Und Sie reden von Komödie! Wenn Sie nur wollten, wie aufrichtig könnten Sie fühlen! Und statt dessen sprechen Sie von differenzierter Empfindung."

Arnold hatte den Kopf erhoben, und der rabiate Ernst seiner Worte war mit dem Ausdruck des Stolzes und der Erleichterung verbunden, welche ihm dieser Ausbruch verschaffte. Er fühlte sich durch das allgemeine Schweigen besänftigt, und jetzt trat sogar ein liebenswürdiges und freimütiges Lächeln auf seinen Mund.

Baron Drusius klopfte ihm auf die Schulter. „Wacker", sagte er, „ein wackeres Wort. Ich hab es immer gesagt, der hat Fleisch und Blut. Redet wie der Teufel!" Er lachte, und dies Lachen wirkte erlösend auf die unbehagliche Stimmung der Baronin. Sie reichte Arnold die Hand über den Tisch und sagte mit verbindlichem Lächeln: „Sie haben mir aus dem Herzen gesprochen."

„Prenons le temps comme il vient", sagte Herr von Gröden seufzend und lehnte sich in seinem Stuhl zurück.

Fräulein Rochlitz fragte plötzlich schreiend: „Was hat er gesagt?" worauf die jungen Mädchen, die bisher Arnold erstaunt und erschrocken angeblickt hatten, in Gelächter ausbrachen.

Herr von Gröden und Baron Drusius verabschiedeten sich. Valescott hatte noch mit Arnold zu sprechen.

„Wir haben keine Zeit zu versäumen, Dora," sagte die Baronin, „die Oper beginnt um halb sieben. Herrn Ansorge macht es vielleicht Vergnügen, mit in unsere Loge zu kommen —?"

Arnold verbeugte sich dankend, und sagte, es würde zu spät werden, bis er sich umgekleidet hätte. Aber der Leutnant drängte ihn und erbot sich, ihn zu begleiten. Als sie das Haus verließen, stand schon der Wagen unten. Kutscher und Diener saßen steif und erwartungsvoll auf dem Bock, beide in dunklen Mänteln mit ziegelroten Aufschlägen.

Valescott plauderte auf dem Weg durch die Straßen. Er war kein dummer Mensch, aber seine guten Triebe waren durch Eitelkeit verkommen. Er redete stets die Sprache eines Mannes, der gefällt. Doch war er nicht so klug wie etwa Maxim Specht, der die Intelligenz der geistigen Scheinheiligkeit besaß und dadurch jedes sichere Urteil über seine Person ins Schwanken zu bringen

verſtand. Valescott war äußerlich von ſehr angenehmer Wirkung, hübſch, außerordentlich gepflegt und beſaß eine angeborene, obwohl geſichtsloſe Liebenswürdigkeit. Er erzählte Weibergeſchichten, doch nicht prahleriſch, ſondern vorſichtig und trocken, als ob er kundgeben wolle, Arnold könne ihm in dieſen Dingen nicht unterlegen ſein. „Am liebſten hab ich mit verheirateten Frauen zu thun," ſagte er kühl und wiſſenſchaftlich, „es iſt oft gefährlich, gewiß, aber in den meiſten Fällen bequem. Sie werden ja die Erfahrung ſelbſt gemacht haben. Der Aufwand an Gefühl ſteht in einem vollkommen richtigen Verhältnis zu dem, was an Gefühl verlangt wird."

Arnold berührte die Schamloſigkeit dieſes Geſtändniſſes erſtaunlich. Er blieb plötzlich ſtehen, als ob er etwas erwidern wollte. Er dachte an das heutige Geſpräch mit Specht und den Rücken hinab rieſelte etwas wie ein kalter Waſſertropfen. Aber er ſchwieg. Er glaubte eine Sekunde lang, dieſem Schweigen liege ein weitaus edleres und ſtrengeres Motiv zu Grunde, als den Worten, die er hätte wählen müſſen. Aber warum hatte er zu Herrn von Gröden geſprochen, in einer langen Rede voll Zorn und männlicher Entrüſtung? Er hatte Eindruck damit gemacht. Jemand hatte ihm auf die Schulter geklopft und hatte geſagt: ein wackeres Wort. Entrüſtung, Zorn, Empörtſein, — kleine Aderläſſe für das überſtrömende Herz. Er ſchwieg, er ſchwieg. Er rechnete ſich aus, daß es doch ein wenig poſſierlich ſei, den Moraliſten zwei Mal hintereinander mit der Zunge aufzuſpielen.

Ja, Arnold war aufrichtig betrübt. Er zog mit großer Eile ſeinen Frack an, um keine Zeit zu verlieren, aber er war ſo betrübt, daß er falſche Knöpfe in das Hemd ſteckte und ſich trotz des Eilens noch zwei Minuten lang niederſetzte, um nachzudenken.

Gegen das Ende des erſten Aktes kamen ſie in die Oper. Als Arnold ſeine Blicke über die Reihe der geſchmückten Damen ſchweifen ließ, die an den Brüſtungen der Logen ſaßen, empfand er wieder jenes inhaltsvolle, berauſchende Machtgefühl eines Menſchen, der zu beſitzen erhoffen kann, was immer ſein frechſter Traum umſpannt. Vor ihm ſaß die Baronin mit Dora und Felicia. Er hörte nicht auf die Muſik, ſondern beſchäftigte ſich mit ſich ſelbſt. Es ſchien ihm viel, zu leben, zu atmen, freien Weg vor ſich zu haben, jeden einzelnen Tag wie einen vollen Becher an den Mund zu ſetzen, um ihn am Abend leergetrunken von ſich zu werfen.

Er lernte Leute kennen, welche kamen, um die Baronin während der Pauſen zu beſuchen, einen Grafen Falckenberg und deſſen Frau, eine Schönheit mit Augen, ſtill und groß wie die einer Kuh. Er bemerkte wohl, daß er auf alle Leute Eindruck machte, die ſich ihm nahten. Er mühte ſich, herauszufinden, welche Eigenſchaften es denn eigentlich ſeien, durch die er eroberte. Um nicht zu verlieren, was ihm einmal gehörte, beobachtete er ſich. Daß er ſich gegen Felicia hatte hinreißen laſſen, bereute er, denn er fand es unwürdig, mit einer lebendigen Seele zu ſpielen. Aber ſie, ſonderbar, auch ſie zog ſich zurück. Er hatte ihr imponiert durch ſeine Heiterkeit und eine gewiſſe liebenswürdige Vertieftheit, die ſie nie zuvor an irgend einem Mann bemerkt. Aber ihr Herz war ohne logiſche Bedürfniſſe und ihr Kopf, ohne den Halt einer Lebensidee. Die Natur rächte ſich bitter an ihr durch die Qual, die ſie den Harmonieloſen bereitet.

Arnold trank von ſeinem Becher. Die Tage erwieſen ſich als zu kurz, die Nächte ebenfalls. Wie reich erſchien ihm das Leben! Er geriet in Beſtürzung, wenn er überlegte, wie wenig auch bei der günſtigſten Fügung von dieſem Reichtum für ihn abfallen konnte.

Gegen Ende der Woche ſchrieb Doktor Borromeo wegen der noch immer

in Bewegung befindlichen Kapitals-Angelegenheit. Er bat Arnold in sein Bureau. Arnold verschob es zwei Tage lang, dann nahm er einen Wagen und fuhr hin. Durch einen düstern Flur kam er in ein großes, gewölbeartiges Zimmer mit plumpen Möbeln und hohen Regalen, in denen die Bücherreihen pedantisch geordnet standen. Der rasche Wechsel vom Straßen-Tumult zu dem dumpfen Frieden dieses Raums hatte etwas Erschreckendes. Mit unbefangener Bewegung setzte sich Arnold in einen lederbezogenen Sessel, Borromeo gegenüber, dessen Bart heute besonders steifgebügelt schien, während die Lippen fahl wie Sandstein waren. Arnold fühlte seine Stärke, seinen Frohsinn, sein Vertrauen in dem finsteren Gewölbe doppelt. Da geschah das Grausige, daß nach den ersten Worten, die Arnold geredet, ein heftiger Donnerschlag ertönte. Arnold hatte nichts von einem Gewitter am Himmel gesehen, in Sekunden mußte sich das Wetter geballt haben. Er hörte Spechts Worte wie ein Echo des Donners in seinem Innern: „Eine unheimliche Parallel-Geschichte, wie Sie bald sehen werden . . . ."

„Sechs Prozent ist ja eine sehr hohe Verzinsung," sagte Friedrich Borromeo, nachdem er flüchtig gegen das Fenster geschaut und dem Verrollen des Donners nachgelauscht hatte, „aber bedenke, was Du dabei riskierst. Ich habe mich erkundigt, — man zuckt die Achseln."

Arnold nahm sich zusammen, fest zusammen, wie selten zuvor. Er blickte auf den schwarzen Bart Borromeos und erwiderte: „Die Conjunktur ist aber günstig. Das Unternehmen hat jetzt gute Aussichten. Das übrige ist Sache des Glücks."

54.

Kaum hatte Natalie Osterburg von der Veranstaltung des großen Blumenfestes gehört, als sie, von einer schwindelnden Aufregung ergriffen, alles Denkbare unternahm, um als Teilnehmerin dabei erscheinen zu dürfen. Es gelang ihr sogar, der Fürstin-Protektorin vorgestellt zu werden, ein paar leutselige Worte zu erwischen und beglückt, berauscht eine unnatürliche Hitze im Kopf verspürend, eilte sie nach Hause. Sie sollte zusammen mit zwei älteren, adligen Damen ein Verkaufszelt für Zuckerwaren erhalten.

Noch die Thüre in der Hand, rief sie atemlos: „Petra, denk dir —!" Und sie erzählte. Aber Petra, welche der Anschauung lebte, daß es eine Art Berufspflicht für Natalie war, begeistert oder außer Rand und Band zu sein, Petra zeigte sich nicht besonders gerührt von den Erfolgen der Schwester. Sie war eine Moralistin; gewiß, auch sie wollte möglichst viel Glück und Befriedigung aus dem starren Felsen ihres Lebens hervorzaubern, aber nur auf einem sehr moralischen und anständigen Weg. In ihrem Gesicht hatte sie etwas wie ein Wahrzeichen der sittlichen Strenge; ihre über die untere Lippe hinausragende Oberlippe glich einem kleinen Dach, einem soliden Schutz gegen die Verirrungen der Leidenschaft und der Selbstvergessenheit. Sie hatte Pflichtgefühl und liebte es, sich so zu geberden, als ob sie darunter leide. Die leeren Stunden an denen sie wirklich litt, füllte mit Musik, wie man einen Reisekoffer hastig vollstopft, der viel zu groß ist für einen Tagesausflug.

Natalie hatte kein Pflichtgefühl. Sie war von allen Wärmegraden abhängig, welche die Luft der Gesellschaft erzeugt. Sie empfand vollkommen und stets die Unwichtigkeit ihres Seins und Handelns, wußte es nicht, aber spürte es wie man die Nachtluft mit verbundenen Augen spürt. Ihre Ehe, ihre

Kinder, ihr Haushalt, alles war für ſie eine niedliche, bald unterhaltende, bald langweilige Spielerei.

Ihre Sinne waren jetzt nur auf das Blumenfeſt gerichtet. Für nichts anderes hatte ſie Teilnahme. Frau König, die Mutter, die ſchon ſeit Wochen zu Natalie gezogen war, um die Familie beſtändig um ſich zu haben, lag in hoffnungsloſer Krankheit. Aber Natalie war nur beſorgt, ob das Wetter ſchön bleiben werde, und Jeden, bis zum Bäckerjungen und zur Milchfrau erſuchte ſie um ausführliche Meinung darüber. Sie bezog das ganze Weltall auf das Gelingen ihrer Wünſche und fühlte, ſo lange er Sonnenſchein gab, eine beſondere Freundſchaft für den Himmel.

So rückte der Tag heran. Die Schneiderin kam um elf Uhr morgens und ſofort begann Natalie ſich anzukleiden, wobei ihre Wangen flammten und die Augen vor Erregung naß wurden. Es war ein Empirekleid aus blauer Seide, kunſtvoll mit Veilchen beſtickt. Es floß wie ſelige Paradieſesflut um die zarten, biegſamen Glieder Natalies. Um zwölf Uhr kam die Friſeurin. Sorgſam zuſammengeſteckte Veilchen wurden in das dunkle Haar verwoben. Um den Hals legte Natalie eine goldene Kette, an welcher über der Bruſt ein rundes Medaillon mit einem ſchönen Edelſtein befeſtigt war. Dann die langen Handſchuhe, deren Zuknöpfen über eine Viertelſtunde dauerte, und ſo, blauſeidene Schuhe und blauſeidene Strümpfe an den Füßen, trat Natalie in das Krankenzimmer der Mutter, wo Levin und Petra mit Kartenſpielen beſchäftigt waren.

Frau König lag mit einem bleigrauen Geſicht im Bette und trank Sauerſtoff aus einem großen Ballon, welchen die Wärterin hielt. Sie ließ beim Eintritt Natalies das Saugrohr ſinken und ihr Geſicht wurde durch ein zärtliches Lächeln nicht verſchönt, ſondern entſtellt. „Natalie, mein Kind, Du gehſt zum Vergnügen. Recht haſt Du“, ſagte ſie, und ihre Stimme glich einem rauhen Krächzen. „Auch ich war vergnügt in Deinem Alter, mehr als vergnügt, wenn ich denke —. Und Du, Petra, mein Kind, wirſt zu Hauſe bleiben bei Deiner armen Mutter? Recht ſo. Ah, ſie iſt ein philoſophiſches Kind, — immer geweſen, immer geweſen.“

„Sprich nicht ſo viel, Mama“, ſagte Petra ſtirnrunzelnd.

Natalie ſtand etwas beſchämt und ärgerlich da wie ein Sänger, der bemerkt, daß er vor tauben Ohren ſingt. „Glaubſt Du, daß das Kleid zu tief ausgeſchnitten iſt, Levin?“ fragte ſie.

„Meine liebe Natalie“, erwiderte Levin und ſein Blick war zugleich voll Majeſtät und voll Raufluſt, „ich habe andere Sorgen, das kannſt Du mir glauben. Ich weiß nicht, ob irgend ein Menſch in der Welt je ſolche Schmerzen gelitten hat wie ich — da, da —“. Er rieb ſein Knie. „Auch biſt Du eine leichtſinnige Frau“, fuhr er wütend fort, vergaß ſeine Kniee, ſtand auf und ging umher, „ich traue mich nicht eine Cigarre zu kaufen und Du —“ Die beiden jüngeren Frauen ſtarrten ihn entſetzt an. Er ſchwieg zerknirſcht, beobachtete einen Augenblick die Wärterin und begann plötzlich franzöſiſch zu reden, wobei jedoch das Wort alors die Hauptrolle ſpielte; mehr war kaum zu verſtehen.

Frau König verfolgte mit Intereſſe und ſtillem Haß dies lebendige Geſpräch. Sie glaubte weder an ihre Krankheit noch glaubte ſie, daß ſie je würde ſterben müſſen. Daß ſie ſo liegen mußte und Sauerſtoff atmen, ſchrieb ſie einem Zuſammenwirken boshafter Umſtände zu, und ſie haßte die eigenen Kinder, wenn ſie ihr allzudeutlich zeigten, was es heißt, mitzuleben. Es gab nur einen Menſchen, dem ſie Vertrauen entgegenbrachte, das war der Arzt. Wenn ſie ſich in ſeiner Gunſt feſtſetzte, ſo glaubte ſie den Tod machtlos. Sie war

eine gute alte Dame, mit etwas poſſierlicher Eitelkeit und aufgedunſener Würde, aber ſie verfiel in Krämpfe giftiger Wut, wenn diejenigen, die um ſie waren, nicht ausſchließlich von der Sorge um ihre Krankheit erfüllt ſchienen. Mit Armen, Beinen und Zähnen klammerte ſie ſich an das Leben wie ſie es verſtand: daß man in der Frühe gemütlich Kaffee trank, dann die Klatſchereien hörte, mit Behagen beim Mittagstiſch ſaß, nachmittags in die Geſchäfte oder in den Prater fuhr, abends wohlgelaunt im Kreis der Familie ſich unterhielt, um dann zehn Stunden feſt und tief zu ſchlafen, zwei Gläſer mit Waſſer ordnungsgemäß auf dem Nachttiſch. So hätte ſie es gern ein paar tauſend Jahre lang getrieben.

Mit klopfendem Herzen ſetzte ſich Natalie in den Wagen und gelangte noch zu früher Stunde in den feſtlich geſchmückten Park des Belvedere-Schloſſes. Befangen blickte ſie umher; kaum vermochte ſie den langen, vornehm gekleideten Menſchen zu ſehen, welcher die Aufgabe hatte, die Damen in die beſtimmten Zelte zu führen. Vor ihren Augen lag der Nebel einer berauſchenden Wolluſt, beinahe hätte ſie den Wildfremden gefragt: nun wie gefall ich Ihnen? denn darüber ein Urteil zu hören, war ihr zunächſt das Wichtigſte. Sie ſah nicht den blaugeſpannten Himmel, nicht das glühend grüne Laub, nicht die Blumen, die wie Ströme, Kränze, feurige Gewinde über alle Wege floſſen, ſich wie Thore von Baum zu Baum ſpannten, ſah nicht die Waſſerkünſte, die langen Reihen der Verkaufszelte, die neugierigen Menſchen; ihr war alles ein unbefriedigender Spiegel für ihre eigene geſchmückte Perſon geworden, und ſie lächelte befangen, zärtlich, lächelte wie im Schlaf, wußte kaum, daß ſie ging, wo ſie ſtand, was ſie ſprach und was zu ihr geſprochen wurde. Ihr kleines Herz war leicht und luſtig, und nicht mehr ſah daraus das gefeſſelte Seelchen wie durch Gitterfenſter in die Welt. So hätte es auch Natalie gern tauſend Jahre lang gehabt.

Sie trank braunen, eisgekühlten, ſüßen Kaffee und weißſchaumige Torte, beantwortete mit einem inhaltloſen, ſeligen Lächeln die Fragen eines jungen Adeligen, der wie ein Backfiſch ausſah und eigentlich auch nichts anderes war. Sie verkaufte eine Nichtigkeit und erhielt eine Banknote dafür. Anna Borromeo kam, um Natalie herzlich zu begrüßen. Sie hatte eine Glückslotterie zuſammen mit zwei Hofſchauſpielerinnen. Sie trug ein Kleid, weiß wie Jasmin, mit ſchweren, tiefen, griechiſchen Falten, über den Hüften durch einen koſtbaren mit fünf Smaragden beſteckten Gürtel zuſammengehalten. Das rotgoldne, kronengleiche Haar gab der Geſtalt etwas Königliches, das durch das bleiche Geſicht und den bleichen, unter bläulichen Blutgefäßen vibrierenden Hals verſtärkt wurde.

Die bürgerlichen Frauen zeigten meiſt größeren Aufwand als die ariſtokratiſchen. Sie wollten zeigen, weſſen ſie fähig waren, doch ſchöne Wirkungen entſtehen nur durch ruhige Abſichtsloſigkeit. Anna Borromeo konnte dies wohl vortäuſchen, aber in ihrem Innern ſtürmte der Ehrgeiz. „Wo iſt Herr Anſorge?“ fragte Natalie und ihr neugieriges Kindergeſicht drehte ſich mit einem Ausdruck der Verzagtheit und des Neides der ſchöneren Frau zu. Anna Borromeo deutete auf einen Seitenweg, wo Arnold mit Gräfin Falckenberg, Baronin Valescott und Felicia ſtand. Er verbeugte ſich aus der Ferne vor Natalie. Gequält muſterte Natalie die beiden Valescott'ſchen Damen, deren einfache, beinahe ſtrenge Kleidung ſie aufs neue mit unbeſtimmter Beſorgnis erfüllte. Aber Arnold kam herüber und ſagte: „Sie ſind ſchön, Frau Natalie“, und dieſe Worte genügten, ſie zur Zufriedenheit und Menſchenliebe zu ſtimmen. Sie verſuchte auch nicht, etwas dagegen einzuwenden, ſondern wurde rot bis zu den Schultern herab. Voll Bewunderung, ja mit Verehrung ſtarrte ſie in das blaſſe, aber von der Feſtesheiterkeit widerleuchtende Geſicht Arnolds.

Bald war ihr rosenbekränztes Verkaufszelt dicht umdrängt. Gräfinnen, Fürstinnen kamen, mit Natalie ein freundliches Wort, einen Gruß zu tauschen, ein Erzherzog blieb stehen und ließ sich die anmutige Dame vorstellen, junge Cavaliere näherten sich dienstbeflissen. Sie sprühte von Geist; die Blumengerüche und die Triumphe betäubten ihr Herz. Sie kam sich vor wie eine fremde Prinzessin, die, lange verkannt, endlich die ihr gebührenden Ehren empfängt.

Drei Musikkapellen spielten, auf drei Plätze des weiten Gartens verteilt. Sich auf den Zehen wiegend, lauschte Natalie entzückt einem Walzer, als sie unter dem Menschenstrom, der sich heranwälzte, Levin bemerkte, dessen hastigblickende Augen unter den Zeltdächern umherblickten. Dieser düstere, unheilvolle Blick ihres Gatten berührte wie ein eisiger Anhauch Natalies Stirn und Wangen. Die Gitter im Herzen fielen wieder zu, und der süße Walzer verwandelte sich in ein boshaft kreischendes Geschrei. Sie hatte vollständig vergessen, daß sie mit Levin verheiratet war, und ihn jetzt so wichtig und aufgeblasen zu sehen, mit einer weithin sichtbaren Botschaft auf den dicken Negerlippen, war ihr wie ein Peitschenschlag.

Als Levin sie gewahrt und sich zu ihr durchgedrängt hatte, sagte er und schnappte dabei in der wunderlichsten Weise: „Natalie, komm nach Hause, Deine Mutter . . .“

Natalie seufzte leise und schwer. Ihr war, als würde sie plötzlich blind vor Schrecken. Sie erschien sich auf das Ungeheuerlichste übervorteilt und verraten. Ihre Augen füllten sich mit Thränen; sie rührte sich nicht von der Stelle.

„Du mußt kommen,“ drängte Levin und fuhr fort zu schnappen, während er zu gleicher Zeit neugierig und begehrlich um sich blickte. „Die Mutter hat einen furchtbaren Anfall . . .“

„Es ist sicher nicht ärger als sonst,“ erwiderte Natalie mit weitaufgerissenen, vorwurfsvollen Augen. „Nur noch bis der Kaiser kommt, laß mich hier.“

Levin hätte sehr gern eingewilligt, denn er fing an, mit dem festlichen Treiben sich zu befreunden und zu vergessen, was ihn hergeführt. Aber Natalies erwachtes Gewissen rief. Mit zitternden Händen warf sie ihren Umhang um die Schultern. In ihrem verwirrten, aufgewühlten, bebenden Herzen zürnte sie der Mutter. Levin folgte ihr widerwillig, als sie sich von den Damen verabschiedet hatte.

Eifrig, wie mit Geschäften beladen, begegnete ihnen Arnold auf einem der Wiesenwege, die schneller und einsamer zum Ausgang führten. „Wohin? wohin?“ rief er. „Der Kaiser kommt.“

Levin knipste freundlich mit den Fingern. Natalie aber schluchzte wie ein Kind. „Jetzt wird es am schönsten,“ flüsterte sie und blickte starr geradeaus.

Arnold schaute Natalie bestürzt nach, doch nicht lange. Mit heiterdurstigen Augen blickte er in den fleckenlosen Himmel und atmete die Gerüche der Wiesen und der Blumenbeete ein. Er fühlte eine vorhandene noch nicht verausgabte Kraft in sich, die bereit war, vieles zu bezwingen und vor allem sich erproben wollte. Aber die feindlichen Mächte wichen zurück, so schien es ihm, und der unverbrauchte Mut schlug in ein wildes Fieber um.

Er drängte sich durch die immer dichter werdende Volksmenge zum Zelt der Valescottschen Damen welche Loose feilboten, und zwar kam auf all die hundert Loose nur ein einziger Treffer: eine goldene, sehr schön gearbeitete Chrysantheme. Dora streckte die weiße Schale voll der runden Papier-Röllchen mit einem schwärmerischen Lächeln den Vorübergehenden hin.

„Was zahlt man für ein Loos?“ fragte Arnold, vor das Zelt tretend.

„Das . . ſteht bei Ihnen,“ erwiderte Dora mit heuchleriſcher Beſcheidenheit.

Er warf fünf Gulden auf das Brett und zog lachend. Es war nichts. Zum zweiten und dritten Mal, ohne Erfolg. Er entnahm einen Hundertguldenſchein der Briefta ſche und wählte dafür zwanzig Looſe. Von allen Seiten kamen Neugierige und ſtellten ſich haſtig drängend in engem Halbkreis auf. Hinter den Zelten wurden die Damen des Feſtes und mehrere Herren ſichtbar. Anna Borromeo verlor keine Bewegung Arnolds aus den Augen. Ihre Stirn war gefaltet, ihr Mund lächelte erwartungsvoll. „Ich habe kein Geld mehr,“ ſagte Arnold und blickte ſich um. „Aber Credit, ſo viel Sie wollen!“ rief Dora. Er nahm lachend zwei Hände voll Looſe und ſchrieb einen Schuldzettel über fünfhundert Gulden. „Bravo Narziß!“ rief Valescott, der ebenfalls zwiſchen die Zelte getreten war; die Damen klatſchten in die Hände, und einige waren ihm behülflich, die Röllchen zu öffnen. Die Leute drängten ſich näher. Arnold, wie im Rauſch, griff nach beiden noch ziemlich gefüllten Schalen, ſchwenkte ſie in den Armen und warf mit einem heiſeren Jubelruf den leicht fliegenden Inhalt über die Köpfe der Leute hinweg. Unzählige Hände ſtreckten ſich gierig aus, und in beängſtigender Kreiſelbewegung drehte ſich die ganze Maſſe um ſich ſelbſt. Dora jubelte wie die andern Damen, Felicia war wie erſtarrt. Valescott umhalſte Arnold und mitten in das verwickelte Getriebe erſchallte der Ruf: „Der Kaiſer! Der Kaiſer!“

Die Muſikkapellen traten zuſammen und ſpielten die vaterländiſche Hymne, Soldaten ſchoben die Menge auseinander, und es bildete ſich eine weite Gaſſe, durch welche von fern der Kaiſer herangeſchritten kam. Ein unbegreiflicher Schauer fuhr Arnold durch den Körper. Wie in einem früheren, jedoch thöricht gelebten Daſein ſah er ſich ſelbſt, mit primitiven Erwartungen auf die damals ſo ferne Geſtalt des Monarchen blickend. Nun ſtand der Fürſt kaum fünf Schritte weit, ſprach mit Anna Borromeo und Gräfin Falckenberg, nickte lächelnd den Valescottſchen Schweſtern zu und ging vorüber, durch das ſchweigende Volk, — Arnold bückte ſich tief, mit einem an Schrecken grenzenden Gefühl der Unterthänigkeit. Sein Auge umſchleierte ſich dabei, und ſein Gehirn war müde.

Es wurde Abend. Auf der Baluſtrade am oberen Ende des Gartens war Feuerwerk. Praſſelnd und farbig ſtiegen die Raketen, als wollten ſie den Himmel erklettern, doch platzten ſie kläglich noch über der Erde, und großaufgeblähte Figuren aus japaniſchem Seidenpapier ſanken dafür herab: Elefanten mit Reitern, zierlich nickende Mandarine, fliegende Fiſche und Fröſche. Anmutig wackelten und ſegelten die bunten Figuren durch die Luft, von Scheinwerfern höchſt geheimnisvoll erleuchtet wie verirrte Bewohner fremder Sterne.

Die Buden wurden geſchloſſen, und die vornehme Welt verſammelte ſich im Palaſt, um die Tänze und lebenden Bilder zu ſehen. Arnold ſtand unter den Bäumen und blickte ſtill in den Lichterglanz des Gartens. Die Regenbogen-Pergola flammte auf, und ihre Strahlen ſprühten in die ſommerliche Nacht. Die Muſik ſpielte Tänze und banale Melodieen, alle Wege waren dick mit Blumen beſtreut, und die Luft war ſinnlich ſchwül und heiß. Arnold vergaß Ort und Zeit und ſuchte umſonſt eines tauſendfältigen, inneren Verlangens Herr zu werden. Er war erhitzt, dumpf, etwas ermüdet, aber rauſchähnlich angeſtachelt. Nicht mehr in Ruhe lag die Welt vor ihm, ſondern ſie ſtürzte, ſie raſte keuchend, in keuchendem Jubel vorbei, und es war geboten, die Aufmerkſamkeit ausſchließlich für den Augenblick zu ſammeln, in dem es möglich war, hinaufzuſpringen wie auf das Sprungbrett eines Eilwagens. Dieſes Gefühl des gehetzten Bereitſeins erzeugte Schwäche und eine gar eigentümliche kraftloſe Lüſternheit.

Er ſchritt ſinnend durch weit überhängendes Hollunderbuſchwerk. Hier war es dunkel, und er wollte ein wenig zu ſich ſelbſt kommen. Die Blüten rochen ſtark und viel zu ſüß. Von größerer Ferne kam das alberne Klappern der Muſik und das Geſchrei der Menſchen, des „Volkes“, wie Baronin Valescott bedeutſam ſagte. Arnold zuckte zuſammen. Zwei Arme hatten ihn von rückwärts umfaßt, und eine weiche Bruſt drückte ſich an ſeinen Arm. Er fühlte etwas Warmfeuchtes und Saugendes am Hals, hörte ein überſtürztes Atmen und Flüſtern, und als er ſich kräftig umwandte, rauſchte ein weißes Kleid durch das dunkle Laub, und an einem goldenen Gürtel blitzten Smaragde im Schein einiger verirrter Lichtſtrahlen.

Arnold ſenkte den Kopf und blieb gedankenlos lächelnd ſtehen. Er glaubte von einem heißen Wirbel erfaßt und umhergedreht worden zu ſein. Wohl ahnte er, wer ihn umfangen hatte, doch er erſtickte das ſich nahende Wiſſen. Denn ſonſt hätte er niederſtürzen müſſen ins Gras, um ſeinen, in unermeſſenen Fernen weilenden Gott zu bitten, daß er ihn flüchten laſſe oder die wankende Seele in einen ſtärkeren Körper preſſe. Er hob ſeine Augen eine Sekunde lang demütig zum Himmel, aber er wartete nicht darauf, was für eine Erleuchtung von dort kommen möge, ſondern vergewaltigte ſein Herz zur Freude, und als er vom Thor des Palaſtes laut ſeinen Namen rufen hörte, antwortete er mit einem widerhallenden, jubelnden Schrei. Geblendet von Licht, trat er aus dem Dickicht. Valescott trat ihm entgegen und zog ihn haſtig mit fort, denn, ſagte er, es ſei keine Zeit mehr zu verlieren. Arnold lächelte ſpöttiſch, aber er folgte dem Baron in den Ankleideraum, wo das griechiſche Gewand für ihn bereit lag. Unterwegs hatte er Natalie geſehen. Sie war wiedergekommen und mit beſeligtem Lächeln ſchritt ſie einher, als ob der Zwiſchenfall, der ſie hinweggeführt hatte, hundert Jahre dahinter läge. Die Wolke an ihrem Freudenhimmel war vorübergezogen, ohne ſich zu entladen.

55.

Das große Einweihungsſeſſen in Arnolds Wohnung hatte ſtattgefunden. Antinous hatte eine Roſen-Guirlande getragen, kam jedoch neben dem verſchwenderiſchen Aufwand, der ſich in allen andern Dingen den Gäſten bot, wenig in Betracht. Es wurde eine Woche lang darüber in der Geſellſchaft geſprochen, dann geriet es in Vergeſſenheit. Die Tage ſchlichen für Arnold mit höhniſcher Langſamkeit vorüber. Er machte Beſuche, aber die Gleichartigkeit der Unterhaltungen ermüdete ihn. Einmal war er auch bei Hyrtl, der ihn wie einen Gott feierte. Aber der kränkliche Mann erregte ſeinen Widerwillen. Oft wenn er aus dem Kreis einer ſolchen Geſelligkeit trat, ſpannten ſich die Muskeln ſeines Geſichtes ab; ſeine Stirne verfinſterte ſich, und ſeine Augen blickten kalt. Er nahm an den Zuſammenkünften einer Anzahl von Schauſpielern und ſonſtigen Theaterleuten teil, trieb ſich nächtelang umher und machte ſich die aufgepeitſchte Luſtigkeit dieſer Menſchen zu eigen. Er übte wie Jeder Kritik an Jedem und urteilte ſchlecht über den, dem er ſoeben vertraut. Seine tieferen menſchlichen Eigenſchaften, ſeine ſchwerfällige Grazie, ſeine kräftige Entſchiedenheit, die witzige und eigentümliche Art, durch die er im Sprechen ſelbſt das Gewöhnliche zu adeln ſchien, dies verſchaffte ihm Anſehen und er wurde mit Einſtimmigkeit für eine urſprüngliche Natur erklärt. Aber auf dem Gipfel ſeiner Erfolge ſchüttelte er dieſe Anhänger von ſich ab wie ein Scheunenſchläfer das Stroh von den Kleidern. Arnold kehrte auf die reinlichere Schwelle der guten Geſellſchaft zurück, aber er konnte nicht lange dort verweilen, ohne daß ihm die

Langeweile wie eine ſchwüle Brunſt entgegenſchlug. Er nahm unterbrochene Arbeiten auf, aber er machte die Beobachtung, daß ſein Herz unruhig war wie eine Maus in der Falle und daß die Hände auf eigene Rechnung matt und mechaniſch gerade das Notwendige verrichteten. Das war demnach ein dürres Arbeiten, und der Geiſt ſpielte dabei die Rolle der konſtruierten Flügel eines hölzernen Vogels. Beläſtigende Wünſche traten an die Stelle zuverſichtlicher Pläne, — beläſtigend, weil ſie nicht einmal eine Erfüllung in der Fantaſie fanden und nur oberflächlich leuchtend, die Finſternis berührten, welche ſich wie Ruß und Rauch in der Bruſt angeſammelt hatte. Leere Verabredungen trieben ihn auf, er folgte ihnen gehorſam, ging hin, war geſprächig, unternehmungsluſtig, teilnehmend und ſorglos. Aber die Not wurde größer; er machte Reiſepläne und verwarf ſie wieder, bezwungen durch die Befürchtung, Wichtiges zu verſäumen. Auch glaubte er ſich ſo fürſtliche Ferien nicht erlauben zu dürfen, denn wenn er auch nichts unternahm, ſo hoffte er doch Entſcheidung von jedem folgenden Tag. Die Welt lockte ihn, ſobald er die Augen ſchloß; offenen Auges ſtieß ſie ihn ab. In ſeinem Innern entſtanden Zänkereien wie unter den Parteien eines Hauſes. Der erregte Kopf vermochte nicht das ſtille Herz aufzurütteln, oder umgekehrt. So wurde bald von oben heruntergeſchimpft, bald von unten hinauf, bald war es unheimlich ruhig in allen Räumen. Im Traum aber geriet alles in Aufruhr und qualvolles Ringen. Ungeſammelt begann der Tag, ungeſammelt endigte er. Jede Kraft erwies ſich nun als verderblich, auch die der Selbſtbeherrſchung, denn ſie nötigte zur Heuchelei und erzeugte jenes verzweiflungsvolle Abwarten, das unausgekämpfte Kämpfe mit ſich bringen. Mitten in einer Nacht erhob ſich Arnold aus dem Bett und begann den Aufenthalt in dieſen Räumen widerwärtig zu empfinden. Auf- und abgehend wartete er den Morgen ab und verließ das Haus, um in Verenas Wohnung zu gehen.

Seit ſechs Wochen war er nicht dort geweſen. Die Möbel und Stoffe waren verſtaubt. Arnold blieb in dem mauriſchen Gemach, ſtreckte ſich lang hin und legte die Hände auf die Augen. Die Parteien in ihm begaben ſich ihrer Zwiſtigkeit, als ob ſie Nachtruhe haben wollten, aber ſtatt deſſen begann ein Sturm von Sehnſucht. Solche Sehnſucht hatte Arnold nie geſpürt. Nicht nach Verena allein, ſondern auch nach allem, was ſie von ihm mit fortgetragen hatte. Wo war es hin? Aber ihm ekelte vor ſich ſelbſt im Gefühl, daß er ſie falſch beſchuldigen könne, und er ſuchte nach einem Richter über ſich. Aus dem Dunkel der Sinne trat die Geſtalt Alexander Hankas klar und in gebieteriſcher Ruhe.

Nach ſtundenlangem, lautloſem Liegen verließ er das friedliche Zimmer und machte ſich auf den Weg zu Hanka, den er lange nicht geſehen hatte. Er hatte den Freund zu jenem Eſſen eingeladen, aber Hanka hatte ſich entſchuldigt und Arnold hatte ihn vergeſſen.

Im Hotel erhielt er die Auskunft, daß Doktor Hanka nicht mehr dort wohne, ſondern ein Zimmer im dritten Bezirk bezogen habe. Im Beſitz der Adreſſe nahm er ziemlich ungeduldig einen Wagen und fuhr hin. In einem kleinen, ſauberen Haus erſtieg er zwei Treppen: das Küchenfenſter war im Stiegenflur, und die Köchin meldete, daß der Herr Doktor noch ſchlafe. „Wecken Sie ihn nur auf", ſagte Arnold lächelnd, „es iſt elf Uhr. Sagen Sie ihm, ein Freund ſei da."

Hanka räkelte ſich im Bette, als Arnold eintrat, und fragte: „Nun, mein Teurer, was führt Sie zu mir?"

„Ich wollte mich nur überzeugen, ob Sie noch am Leben ſind", antwortete Arnold und nahm neben dem Bett Platz. „Weshalb machen Sie ſich

unſichtbar? Warum ſind Sie nicht damals zu mir gekommen?“ Er erwartete auf dieſe Fragen eigentlich keine Antwort, denn ſie waren in jenem überleitenden, gewichtloſen Ton gehalten, der nur den Vorhang für etwas zu Verſchweigendes bildet. Seine flüchtige Aufmerkſamkeit wandte ſich dem Raum zu, deſſen Einfachheit und Schmuckloſigkeit ihm zu denken gab.

Hanka richtete ſich ein wenig empor und ſtützte den Kopf auf den Arm. „Es iſt kein gutes Zeichen für Ihr geiſtiges Wohlbefinden, daß Sie gerade mich ſuchen“, ſagte er verwundert.

„Unſinn“, ſagte Arnold. „Stehen Sie auf und reden wir vernünftig.“

Hanka lachte, ſprang aus dem Bett, ſtreichelte mit kläglichem Geſicht ſeine dünnen Beine und fuhr ſchlotternd in die Unterhoſen. „Was treiben Sie?“ orgelte ſeine tiefe Stimme. „Haben Sie noch immer ſo großen Lebensappetit? Sie ſind ſchweigſam geworden, wenigſtens mir gegenüber, denn geſtern erſt erzählte mir Jemand, daß er in Ihnen den unterhaltendſten Menſchen der Welt bewundere.“

Mit raſcher Geberde deutete Arnold auf ein Oelbildnis an der Wand und fragte: „Wer iſt das?“

Hanka wuſch ſich und entgegnete pruſtend: „Das iſt ein Mann, der früher oder ſpäter wahnſinnig werden wird.“

„Und deshalb hängt ſein Bild hier?“

„Jawohl. Für den einbeinigen Krüppel iſt es eine Erquickung, Jemand zu ſehen, der gar keine Beine hat. Darauf beruht alle wahre Zufriedenheit.“

Sie gingen zuſammen zum Eſſen, ſaßen im Kaffeehaus, blieben den Abend über beieinander und trennten ſich erſt in der Nacht. „Was finden Sie eigentlich an mir?“ fragte Hanka. „Die Augenblicke, in denen ich Ihnen etwas ſein kann, ſind ſelten.“

Ohne Bedenken gab Arnold die Antwort: „Ja, aber Ihre Augenblicke ſind länger als die meinen“, und Hanka ſchwieg überraſcht. Seine Ueberraſchung nahm zu, denn er ſah ſich zu der Erkenntnis gedrängt, daß Arnold als Bittſteller komme. Dies beſchämte ihn für Arnold, obwohl er ihn liebte, ſuchte er ſich Arnold allmälig zu entziehen. Er bittet mich um meine Zeit, dachte Hanka, und wirklich, mit dieſem Gegenſtand kann ich verſchwenderiſch ſein, aber je mehr ich ihm davon geben kann, je ärmer wird er daran werden; ein ſonderbares Rechenexempel. Hanka wollte allein gehen. In jeder Beziehung zwiſchen Menſchen ſah er das Ende voraus und fürchtete es. Er ſah das liebevollſte Geſicht zu Haß und Würdeloſigkeit verzerrt, und die lebendigſte Schönheit atmete ihm ſchon Fäulnis entgegen. Ihm hätte es gedient, in einer wandelloſen Welt zu leben, in welcher das Waſſer nicht die Steine höhlt und nicht der Freund einſt zum Verleumder werden wird. Er lebte lauſchend in allem was verdarb, was ſich zum Tod neigte und an den irdiſchen Geſetzen der Veränderung teilnahm. Er ſah das Waſſer ſchon als Wolke, die Wolke als Regen; der Stein, an den ſein Fuß ſtieß, konnte dem Nächſtkommenden das Leben koſten. Keine Bewegung, kein Lächeln, kein Entſchluß, der nicht den Lauf der Schickſale unterbrechen und verändern konnte, keine Speiſe, kein Trunk, kein Härchen des Körpers, welches nicht auf ſeine beſondere Weiſe das Ende bringen konnte. Der erwartungsvolle Blick ſeiner dunklen Augen enthielt ein anderes Feuer als es der bloße Gedanke oder ſelbſt die Fantaſie erzeugen kann.

Es nützte Hanka nichts, daß er ſich entfernte; Arnold holte ihn ein. Oft ſchien es, als ſolle zwiſchen ihnen ein Zweikampf des Geiſtes ausgetragen werden, denn Arnolds Gedanken, losgelöſt von dem Drängen des Blutes und von jedem Aufruhr der Seele, entzogen ſich wie ausgebrochene Gefangene haſtig

der leiblichen Umgebung und flüchteten in ein Reich der Spekulation und Träumerei. Aber hier war Hanka unermeßlich ſtärker. Seine Logik war grauſam, ſein Scharfblick in allen Dingen der Vernunft hatte etwas Göttliches, und ſein Wiſſen war unbegrenzt. Nie hatte irgend ein Menſch ihn dauernd beſchäftigt geſehen, doch gab es kein Gebiet der Wiſſenſchaft, dem er verſtockt und ſchülerhaft gegenübergeſtanden wäre. Dem grenzenloſen Schweifen unreifer Empirie ſetzte er wie eine eiſerne Mauer die Formel entgegen, und zu anderer Zeit ſtieß er menſchlich und edel alles Lehrwerk wie morſche Hölzer beiſeite und trat in den lichten Raum der Anſchauung und der Idee.

Arnold kämpfte vergebens. Sein Geiſt flatterte empor, um erſchöpft wieder zu fallen. Er begann Hanka dunkel zu haſſen, und zwar mit einem trockenen, gepreßten Haß, der nur in jenen Stunden der Erſchöpfung Macht gewann. Er verlegte ſich auf den leeren Widerſpruch, auf eine ſcheinbare Verachtung von Hankas enger Sachlichkeit, und wie furchbar war es ihm in manchem Augenblick zu Mut, wenn er ahnen mußte, daß er um etwas ganz anderes ſtritt, als was er vorgab, daß keines von allen ſeinen Worten dies Geheimnisvolle zu berühren wagte, denn es lag fern in der Vergangenheit, einem verſchloſſenen Tempel gleich. Ja, Arnold haßte und beneidete Hanka um die ruhige Ueberlegenheit, und mit formloſer und zaghafter Begierde ſuchte er nach Mitteln des Sieges, irgend welchen Sieges, um jeden Preis, denn er fürchtete ſich vor Hanka, vor ſich ſelbſt, vor der Welt, der ſein Herz nun ebenſo ohnmächtig gegenüberſtand, wie Hanka ſein Kopf. Dies äußerte ſich bisweilen auf dem Umweg ungerechter und vorſchneller Kritik. Er kam zu Hanka und ſah in der Ecke des Schreibtiſches eine kleine Pappendeckel-Tafel, auf welcher mit Hankas Schrift die Worte ſtanden: „Precaria salus: ich durchſchritt die Pforten des Todes, ich betrat die Schwelle der Proſerpina, und nachdem ich durch alle Elemente gefahren, kehrte ich zurück. In der Mitte der Nacht ſah ich die Sonne in ihrem hellſten Schein.“

Arnold las es und fragte ironiſch: „Was iſt das für ein Geſchwätz? Schämen Sie ſich nicht, ſolche Dunkelmeierei zu treiben?“ Er nahm den Pappendeckel und ließ ihn geringſchätzig fallen.

Hanka faßte mit zwei Fingern die Naſenſpitze, wie er zu thun pflegte, drückte ſie zuſammen und erwiderte ebenſo bedächtig wie nachſichtig: „Das iſt ein Spruch aus den Iſis-Myſterien, mein Teurer.“ Jede Heftigkeit war ſeinem Weſen fremd.

Nicht die Antwort oder der Ton bewirkte eine Veränderung in Arnold, ſo daß er ſchweigend zum Fenſter trat und zum wolkengrauen Himmel blickte. Nur Hankas Blick hatte ihn getroffen, groß, fragend, ſehr erſtaunt: was kann Dich berechtigen, in mein Leben einzugreifen? nicht zu billigen, was ich denke —? fliehſt Du vielleicht aus Dir, wunderlicher Menſch, und willſt Dich in einer fremden Wohnung niederlaſſen? Dies etwa war in Hankas Blick enthalten.

Als Arnold nach Hauſe kam, fand er einen Brief von Emerich Hyrtl vor. „Vergeſſen? gänzlich vergeſſen?“ ſchrieb Hyrtl. „Vor einigen Tagen dachte ich wieder an Sie, und nun kann ich Sie nicht wieder loswerden. Kommen Sie doch! Ich darf nicht ausgehen. Kommen Sie heute Abend. Ich bin gänzlich verlaſſen, ſitze zu Hauſe und bin übel dran. Das beſte Backwerk Europas laß ich für Sie herrichten, und wenn Sie nicht reden wollen, können Sie bei mir auch ſchweigen. Nur kommen ſollen Sie. Ich habe ſeit Monaten keinen wirklichen Menſchen geſehen und bin allein. Bald wird es mit mir zu Ende gehen. Ihr Hyrtl.“

Gleichgiltig warf Arnold das Schreiben bei Seite. Dies weibliche Werben erregte ſeinen Abſcheu. Nach einer Stunde hatte er den Brief ver-

geſſen. Er verſuchte zu leſen, warf aber bald das Buch wieder weg, nahm Hut und Stock und ging ins Kaffeehaus. Doch auch hier hielt es ihn nicht lange. Die Straße lockte ihn. Langſam ging er über den Ring zum Volksgarten, kehrte aber bald wieder nach Hauſe zurück, denn zum Abendeſſen erwartete er Hanka. Oben auf der Treppe ſtand der eine Diener und murmelte mit zerknirſchtem Geſicht: „Gnädiger Herr, es iſt etwas paſſiert.“ Arnold ſah ihn von oben bis unten an; der junge Menſch ging voraus, öffnete die Thüre zu dem Raum, worin der Antinous ſtand. Aber nun ſtand er nicht mehr, ſondern lag auf der Erde; der Kopf war gegen das Fenſter gerollt und der linke Arm, ebenfalls abgebrochen, lag mit ſeiner ſchönen Geberde neben dem Leib. Arnold ſtellte eine ſtrenge Unterſuchung an. Es erwies ſich, daß die beiden Diener während ſeiner Abweſenheit ſich in jenem Zimmer mit Raufen vergnügt hatten. Sie waren an die Statue geſtoßen und mitſamt der Figur zu Fall gekommen. Arnold ſagte den zwei Leuten den Dienſt auf und ſetzte ſich dann traurig vor die Trümmer. Als Hanka kam, hoben ſie zuſammen den Rumpf empor und unterſuchten die Bruchſtellen. Hanka ſagte, das Unglück ſei nicht groß, es laſſe ſich mit geringen Koſten wieder gutmachen, aber ihn beluſtigte Arnolds Niedergeſchlagenheit, die nicht größer hätte ſein können, wenn ihm ein Freund geſtorben wäre. „Seit wann lieben Sie denn die toten Dinge ſo ſehr?“ fragte er etwas ungeduldig.

56.

Sie gingen in das Speiſezimmer und nahmen ſchweigend das Abendeſſen, doch mit jener geſammelten Ruhe, die gebildete Männer einer ſolchen Beſchäftigung entgegenbringen. Es gab Karpfen, Kalbsbraten, Rebhühner, und Eis. Es war ziemlich ſpät geworden und erſt um zehn Uhr erhoben ſie ſich, um zu rauchen. Hanka erzählte etwas bedrückt und als ob er ſich damit erleichtern könne, daß ihm der Verkauf ſeines Hauſes, ſeiner Wertgegenſtände, die Vereinfachung ſeiner Lebensweiſe nicht viel genützt habe. Schuldverpflichtungen im Betrag von fünfzehntauſend Gulden hätten ſich noch gegen ihn erhoben. Insbeſondere ſtehe noch die Zahlung an ſeine frühere Gattin aus, und da dürfe er nicht lange zögern, ſchaltete er bitter ein, wo die Moralität eine Geldfrage ſei. Er ſchrecke davor zurück, ſich an ſeine Schweſter Agnes zu wenden, die ſich auf dem Wege der Geneſung befinde und durch die leiſeſte Andeutung ſeines Ruins in ihrer ſchwachen Natur erſchüttert werden könne. „Ich muß mich aber doch dazu entſchließen,“ ſchloß Hanka ſtoiſch, „wenn mir nicht das Gebälk auf den Kopf fallen ſoll.“

Arnold hörte mit halbem Ohr zu und hüpfte mit ſeinen Gedanken alsbald über Hankas Herzensergießungen hinweg. Nach einem neuen Geſprächsſtoff ſuchend, erinnerte er ſich an Hyrtls Brief und gab ihn Hanka. Der las ihn zwei Mal, betrachtete das Papier von allen Seiten und fragte endlich: „Weshalb ſind Sie nicht zu ihm gegangen?“

Arnold zuckte die Achſeln. „Der Mann lügt,“ ſagte er kalt. „Nicht der That nach, ſondern dem Gefühl nach.“

„So lügt man nicht,“ antwortete Hanka kopfſchüttelnd. „In früherer Zeit bin ich oft mit Hyrtl beiſammen geweſen, meiſt durch Natalie Oſterburg. Er iſt ein gutmütiger Menſch.“

„Hyrtl freut ſich ſeiner Wehleidigkeit,“ ſagte Arnold lebhaft, „er würde mit Vergnügen ſterben, wenn er den Eindruck ſeines Todes erleben könnte.“

Hanka ſchmunzelte, ſchaute aber Arnold ziemlich überraſcht ins Geſicht.

„Sie sind ja ein Psycholog," erwiderte er und kratzte sich hinter dem Ohr. „Aber das ist eigentlich nicht die rechte Art. Ich meine, diese Art, ein Urteil für alle Zeiten abzufertigen. Sie können mit demselben Scharfsinn von einem Stück Holz behaupten, es sei eine mißglückte Steinkohle. Nein, das ist nicht gut."

Wieder regte sich in Arnold jener rätielhafte Haß gegen Hanka, gepaart mit Furcht. Er wollte etwas entgegnen, doch es läutete draußen, und darnach kam der Diener und meldete Herrn Hyrtl. Arnold und Hanka sahen einander an, jener verlegen, dieser etwas spöttisch.

Mit seinen steifen Schrittchen, die sich ausnahmen, als bekämen die Beine nur mit Mühe von den Hüften die Erlaubnis zu gehen, trat Hyrtl ein. „Wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, muß der Prophet zum Berg," sagte er mit einem krampfhaften Lächeln und erstickter, klangloser Stimme. Er reichte beiden die Hand und setzte sich. „Kinder, wenn Ihr wüßtet, was es heißt, allein zu sein!" sagte er mit einem Seufzer, welchem er etwas Scherzhaftes beizumischen versuchte. „Man sieht Gesichter in der Luft, die Wände schrumpfen zusammen, das Zimmer wird bodenlos." Hyrtls Gesicht hatte die fahlgraue Färbung eines Spinnegewebes, seine Augen lagen tief und irrten angstvoll in den Höhlen, und auf der Stirne brach beständig Schweiß hervor, den er mit dem Taschentuch von Zeit zu Zeit abwischte. Hanka hörte nicht auf, ihn zu betrachten; bisweilen warf er einen hastigen Seitenblick auf Arnold, der schweigend den Rauch einer Zigarre in dünnen Kegeln emporblies.

„Und wie geht es Ihnen also, mein Liebster?" wandte sich Hyrtl an Arnold und in seinem Blick glühte ehrliche Freundschaft, bedingungslose Hingebung. Er sah in Arnold das Leben, die Gesundheit, die Kraft. Mit keinem von den Dreien hatte er selbst je rechnen dürfen. Nur eine fassungslose Bewunderung hatte er dafür erübrigen können wie der Sklave, der einen Adler hoch in der blauen Luft schweben sieht.

„Gut, sehr gut", antwortete Arnold trocken. „Und Sie, Sie sind krank wie immer. Raffen Sie sich doch auf! Warum rauchen Sie, wenn es Ihnen schädlich ist? Welche Widersprüche!"

Hyrtl wiegte den Kopf, als ob ihm kein Ratschlag mehr nützen könne. „Jetzt ist mir wieder wohl", sagte er. „Ich habe meinen Arzt betrogen und bin doch ausgegangen. Wenn ich liebe Menschen sehe, gehts mir gut. Nun, was wollen Sie, ich bin ein Schwächling. Und Sie, Doktor", wandte er sich an Hanka, indem er dessen tiefes, gurgelndes O nachahmte, „was treiben Sie? Hanka ist ein ehrenhafter Mensch", bemerkte er nach seiner Gewohnheit, einen Anwesenden rücksichtslos ins Gesicht zu loben. „Wenn das Wort ehrenhaft nicht da wäre, für Hanka müßte man es erfinden."

Errötend, wirklich errötend, legte Hanka ein Bein über das andere und rieb die dicken Lippen aufeinander. Hyrtl und Arnold lachten, und Hyrtl so sehr, daß ihm Thränen in die Augen traten. Dann erhob er sich, legte einen Arm zärtlich um Arnolds Nacken und tätschelte dessen Wange. „Erinnern Sie sich an unsere Spazierfahrt damals?" fragte er. „Erinnern Sie sich an den Hausball? Verena! Welch eine Schönheit! Wo ist sie? wo ist Verena?"

„Sie sind wieder einmal kindisch", sagte Arnold mit einem fast drohenden Blick und schob Hyrtl von sich weg.

Aber Hyrtl ließ sich nicht irre machen. Er glaubte fest an die Freundschaft derjenigen, denen er selbst Freundschaft entgegenbrachte, mehr aus Eitelkeit als aus Mangel an Feingefühl. „Ich sehne mich nach einem Stück Wald", sagte er umhergehend, „und ich möchte für mein Leben gern mit euch beiden morgen Mittag über Dornbach nach der Rohrerhütte fahren. Mein Wagen

ſteht zur Verfügung, wir eſſen dort in aller Gemütlichkeit, wollen Sie? Was für Erinnerungen ſind dort für mich! Erſte Liebe und letzte Liebe. Willigen Sie ein, Arnold Anſorge, ſeien Sie nicht ſo finſter . .!"

Hanka erklärte ſich bereit und nach ihm auch Arnold. Hyrtl war erfreut. Offenbar war er heute mehr er ſelbſt und aufrichtiger als jemals. Ja, etwas wie fromme Heiterkeit ſchien ſich aus ſeiner ſonſtigen klebrigen Trauer zu löſen. Alles bis auf die geringſte Bewegung herab war ein Werben um Arnolds Anteilnahme, der aber unempfindlich wie ein Stein blieb.

Hyrtl nahm wieder Platz, legte wie ſtets, wenn er guter Dinge war, den Knöchel des einen Beines auf das Knie des andern und erzählte lächelnd: „In Dornbach war oder iſt noch ein Spielplatz, auf dem ich als Kind faſt täglich zu ſehen war. Ich erinnere mich, ich hatte ein weißes Lamm, dem ich einmal die Augen herausbrach, denn es intereſſierte mich rieſig, was hinter den Augen ſteckte. Aber es waren natürlich nur Sägeſpäne da, wie bei manchem unſerer wackeren Mitbürger." Er lachte. „Und meine erſte Liebe, — ach! Sie war ein Bäckertöchterlein, vier Jahre alt. Ich erinnere mich, einſt glaubte ich mich von ihr vernachläſſigt und ſagte zu ihr: Sophie, heut muß ich ſterben. Darauf lachte ſie verächtlich und gab mir zur Antwort: Menſchen ſterben nicht, Du Dummkopf."

So war Hyrtl voller Erinnerungen, bis er müde war und einſah, daß es Zeit für ihn ſei, nach Hauſe zu gehen. Hanka brach mit ihm auf. Er hing ſeinen ſtillen Betrachtungen über Arnold nach, und eine zornige Trauer fraß an ihm, da er das Bild dieſes Menſchen haltlos ſchwanken ſah. Was bewegt ihn, dachte Hanka, dem armen Hyrtl die Krallen zu zeigen? warum ſtößt er nicht lieber mich fort, der ich gefährlicher für ihn bin als Millionen ſolcher Hyrtl? Freilich, wenn ein Stern fällt, ſehn wir es nur durch die Finſternis, die uns ſelbſt umgiebt.

Es war ſchon halb elf Uhr Morgens, als er zur Wohnung Hyrtls kam. Zu derſelben Minute ſtellte ſich auch Arnold ein, und Jeder verſpottete den Andern als Langſchläfer. Juſtin trat ihnen im Flur auf den Zehen entgegen und flüſterte, der gnädige Herr ſchlafe noch. Das bartloſe Geſicht des Dieners ſah verſchwiegen, ernſt und wohlwollend aus.

Die Thür des Schlafzimmers weit öffnend, rief Arnold: „Auf, auf, lieber Freund! der ſchönſte Tag!" Hyrtl lag mit friedlichem Lächeln im Bett und rührte ſich nicht. Juſtin ſtand mißbilligend unter der Thüre, näherte ſich langſam, beugte ſich über das Bett und ergriff die Hand des Schläfers. Plötzlich rief er ſchluchzend: „Der gnädige Herr!" und fiel neben dem Bett auf die Kniee.

Hanka hielt ſich an den Meſſingknöpfen der beiden Bettpfoſten feſt. Sein Geſicht war grünlich bleich geworden. Arnold ſchrie: „Laufen Sie zum Arzt!" Der weinende Menſch erhob ſich ſchnell und folgte dem Befehl. Schweigend ſetzte ſich Hanka in eine Ecke. Arnold wagte ſich nicht zu rühren. Nach einer Viertelſtunde kam der Arzt. Das Ergebnis ſeiner Unterſuchung war, daß der Tod ſchon vor Stunden eingetreten ſein müſſe, ein Herzſchlag während des Schlafes. Nun kamen auch Natalie und Petra, welche Juſtin aus ihrer nahegelegenen Wohnung geholt hatte, denn Petra galt als Hyrtls Braut. Petra war kreideweiß. Ihre Augen waren faſt geſchloſſen und ſie machte den Eindruck einer über allen Begriff beleidigten Perſon. Natalie wußte ſich in anmutiger Niedergeſchlagenheit eigentlich nicht recht zu benehmen und blickte forſchend Hanka an, um zu ergründen, bis zu welchem Maß ſie traurig zu ſein habe. Ihr war der Tod etwas ſo Fremdes wie der Schnee dem Bewohner Senegambiens.

Fremde Leute traten ein, die einen Ausdruck komiſcher Finſternis in ihr Geſicht gelegt hatten, als ob ſie feſt verſprochen hätten, eine Stunde lang nicht zu lachen. Arnold und Hanka verſtändigten ſich durch ein Zeichen und gingen. Keiner von ihnen vermochte den Andern anzureden. Arnold fürchtete Hankas Geſicht, Hankas Gedanken; er fürchtete ebenſo ſehr, daß Hanka ihn jetzt allein laſſen könnte. Plötzlich blieb er ſtehen und ſagte mit hellem, faſt freudigem Geſicht: „Hören Sie Hanka, ich habe mir das überlegt. Sie ſind in einer ſehr mißlichen Lage und ich kann Ihnen leicht die fünfzehntauſend Gulden leihen, die Sie brauchen. Wozu wären denn Freunde da.“

Hanka blieb ebenfalls ſtehen und ſtarrte gerade aus. Es ging ihm wie ein Stich vom Gehirn durch den Hals in die Bruſt. Aha, dachte er betrübt, beſtechen willſt du mich, mein Urteil willſt du beſtechen, Milde gegen dich willſt du erkaufen . . . „Ich danke Ihnen“, ſagte er kalt, „ich brauche es nicht.“

Noch geſtern und er hätte das Geld angenommen. Sein Herz wünſchte ſich in dieſer Sekunde weit weg. Ihm war, als hätte ihn eine geſpenſterhafte Hand ins Geſicht geſchlagen. Mit traurigen, verächtlichen Augen blickte er vor ſich hin und ſtieß ſein leer gewordenes Schiffſlein gleichgiltig ins Meer. Er mochte nicht ſo von Arnold gehen, wie er innerlich ſchon von ihm gegangen, darum blieben ſie noch ein paar Stunden beieinander. Es kommt gar nicht darauf an, eine ſchlechte oder eine lobenswerte Handlung zu begehen, grübelte Hanka verzweifelt; nur muß der Sinn, aus dem ſie gefloſſen, unwandelbar ſein. Er hatte nicht Willenskraft genug, dies Arnold zu ſagen.

Gegen Abend gingen ſie noch einmal hin, um den toten Hyrtl aufzuſuchen. Die Außenthüre ſtand offen. Kränze lagen im Flur. Sie wollten in das Sterbezimmer treten, als Hanka ſtehen blieb und ſeine Hand auf Arnolds Schulter legte, um ihn gleichfalls aufmerkſam zu machen. Durch die angelehnte Thür ſahen ſie, wie der Diener Juſtin, allein mit dem Toten, ſich langſam und mit natürlicher Verehrung über die Leiche beugte und die Hand des Herrn küßte.

Leiſe kehrte Hanka um, und Arnold folgte ihm mechaniſch. „Gute Nacht“, ſagte Hanka, als ſie draußen waren. „Sehen Sie, nicht einmal ſo viel war er uns wie der Creatur, die er bezahlt hat.“

Hanka ging nach Hauſe.

(Schluß folgt.)

Teufelsgeschichten.

Von **Charles Henri.**

I.

Die Entstehung der antisataniſtiſchen Bewegung.

Die antisataniſtiſche Bewegung in Frankreich iſt keineswegs ausſchließlich auf die nunmehr ſo viel genannten Publikationen der „Teufelsmiß“ und des angeblichen freimaureriſchen Würdenträgers Margiotta zurückzuführen. Sie hat ſich vielmehr bereits ſeit einer Reihe von Jahren derart verbreitet, daß der bekannte engliſche Journaliſt W. T. Stead, der Herausgeber der „Review of Reviews“, zu der Bemerkung veranlaßt wurde: „Die Franzoſen beſchäftigen ſich viel mit dem Teufel; es ſcheint das die letzte Mode in Paris zu ſein.“

Während der entlarvte Exfreimaurer Leo Taxil mit ſeinen Schriften über die „Drei Punkte Brüder“ und ſonſtigen antifreimaureriſchen Produkten, wie dem Lügengewebe „Y-a-t-il des femmes dans la Maçonnerie“. (1891) die Schlechtigkeit der Genoſſen Lucifers bekämpfte, verſuchten einige ſeiner phantaſiereichen Kollegen auch in der Romanlitteratur die Gräuel des Satanismus und Luciferianismus zu enthüllen; wir verweiſen nur auf die bekannten Romane des Antiſataniſten Huysmans „A Rebours“ und „Là Bas“. Letzterer fand einen eifrigen Mitkämpfer in Jules Bois, der ſehr energiſch den „ſchwarzen Magiern“ entgegentrat. Er beſchuldigte unter andern den kabbaliſtiſchen Roſenkreuzer, Stanislas de Guaïta und den „katholiſchen“ Roſenkreuzer, Sar Péladan im Jahre 1892 in der Tagespreſſe, wie im „Gil Blas“ und im „Figaro“, den „König der Exorciſten“, Exabbé Boullon aus Lyon durch „Bilderzauber“ ins Jenſeits befördert zu haben. Sodann veröffentlichte er ein größeres Werk über Satanismus und Magie, zu dem Huysmans die Vorrede ſchrieb, und in dem er ſich nach einem hiſtoriſchen Ueberblick über luciferiſche Bosheiten ſehr eingehend mit dem Teufelskultus der Sataniſten und dem Hoſtienraub zur „ſchwarzen Meſſe“ beſchäftigte. Die Antiſataniſten konſtruirten ſich nach und nach, offenbar unter gegenſeitiger Benützung ihrer litterariſchen Erzeugniſſe, ganz neue freimaureriſche Syſteme, wie das der „Re-Theurgists-Optimates,“ von dem zuerſt der Romancier Huysmans in ſeinem Werke „Là-Bas“ ſpricht, und das dann Leo Taxil und der vielleicht mit ihm identiſche „Adolphe Ricoux“ in ihren neuen Schriften weiter ausbildeten; ebenſo auch den luciferiſchen Kultus der Palladiſten.

Der Orden der „Re-Theurgists-Optimates“ wurde angeblich im Jahre 1855 gegründet, und verbreitete ſeinen Teufelskultus über Amerika, Frankreich, Italien, Deutſchland, Oeſterreich, Rußland und die Türkei. In

weiterer Ausbildung soll sich hierauf aus ersterer Gesellschaft, wie Ricoux so glaubwürdig behauptet, eine neue Vereinigung organisirt haben, als deren Hauptzweck die Wahl eines Antipapstes mit der Rolle eines „vertilgenden Antichristen" bezeichnet wurde.

Das internationale Centrum der luciferischen Freimaurerei hatte nach weiteren „Enthüllungen" ein oberstes Direktorium von sieben Mitgliedern in Berlin,*) vier große Centraldirektorien in Neapel, Calcutta, Washington und Montevideo, einen Chef der politischen Aktion in Rom und einen dogmatischen Chef, den geheimen Antipapst, der den Chefs der Suprême Conseils, Großlogen und Großoriente als souveräner Pontifex der allgemeinen Freimaurerei bekannt ist. Die oberste Leitung befand sich nach Gründung des Palladismus in den Händen von Mackay, Pike, Mazzini und Lemmi. (Ein souveränes, administratives Directorium, hauptsächlich für Finanzen soll in Berlin seit dem Jahre 1873 bestanden haben.)

Anfangs wurde Lucifer oder Satan im Gegensatze zu Adonai als Lichtgott verehrt, der Kultus Satans als Prinzip des Uebels war verboten. Als aber Lemmi Antipapst wurde, gestattete er den Kultus des bösen Prinzips, so daß eine Secession in der palladistisch-luciferischen Freimaurerei eintrat.

Für ungläubige Leser sei bemerkt, daß diese „Enthüllungen" nicht etwa aus der Phantasie der Antifreimaurer, sondern, wie versichert wird, aus der Kollektion von „Instruktionen des Antipapstes Albert Pike" stammen, aus welcher Ricoux-Taxil unter anderm die am 11. Juli 1889 an die freimaurerischen Supreme Councils gerichtete wiedergiebt, die gewiß so authentisch ist wie alle „Memoiren der Teufelsmiß" und des Dr. Bataille.**)

Ehe wir auf letztere und damit auf den neuesten ungeheuerlichen antifreimaurerischen, römischerseits so vielfach befürworteten Blödsinn näher eingehen, möchten wir den Lesern den Rath geben, sich, unserem Beispiele folgend, mit einem Gläschen „adonaitischen Liqueurs" — um ein Wort der Teufelsmiß zu gebrauchen — zu stärken, um allen üblen Einwirkungen des entlarvten Lucifer möglichst vorzubeugen.

In Deutschland ist das ca. 2000 Quartseiten umfassende Buch des „Dr. Bataille," eines angeblichen Schiffsarztes der „Messageries Maritimes", das derselbe mit dem Titel „Le Diable au XIX. Siècle" zu Paris (Delhomme et Briguet) herausgegeben hat, eigentlich erst durch die Debatte über die famosen Memoiren der Miß Vaughan bekannt geworden. In Frankreich dagegen hat sein Erscheinen großes Aufsehen erregt, ähnlich wie das Lügenwerk des angeblichen freimaurerischen Würdenträgers Professor Dr. Domenico Margiotta über Palladismus (Grénoble Folque 1895), und, während ein Theil der katholischen Presse dessen antifreimaurische Enthüllungen warm empfahl, haben bereits im Jahre 1893 einige vernünftige Katholiken dasselbe gebührend gewürdigt. Georges Bois, ein Redakteur des Pariser Blattes „La Vérité", veröffentlichte eine sehr eindringliche Warnung vor dem „Teufel im 19. Jahrhundert," während Canonicus Delassus um dieselbe Zeit in der „Semaine réligieuse de Cambrai" dasselbe Werk Batailles als einen Roman bezeichnete, der mit Hülfe einiger Reisehandbücher, einiger Kenntnis des Freimaurerwesens mit Einbildungs-

*) In Verbindung damit steht offenbar die Teufelsgesellschaft der „Mopses du parfait Silence" in Berlin, deren Großmeisterin ihren dänischen Doggen mit satanischer Bosheit Hostien vorwarf.

**) Vergleiche den sehr interessanten Artikel von Legge in „The Contemporary Review" Oktober 1896, und das Werk Waites „Devils Worship in France" 1896.

kraft und Kühnheit fabricirt worden sei.*) Dieser Geistliche wies auch noch auf die Thatsache hin, daß General Cadorna, der nach Batailles Enthüllungen im Jahre 1870 im Verein mit Crispi und andern hervorragenden italienischen Freimaurern in Mailand an einer furchtbaren Hostienverunehrung theilgenommen haben soll, eine entrüstete Erklärung erlassen hat, in welcher er feststellte, daß er in diesem Jahre überhaupt nicht in Mailand war, und daß er niemals dem Freimaurerorden angehört habe. Andere katholische Zeitschriften haben aber noch ein paar Jahre später sich des Werkes angenommen. Zum Beispiel schrieb Abbé Mustel in der „Revue Catholique de Coutances“ vom 29. März 1895, „daß das Werk des Dr. Bataille, lebhaft und leidenschaftlich angegriffen, intakt bleibe und triumphirend aus dem Widerspruch hervorgehe, daß es eine furchtbare, aber wahrhaftige Enthüllung des Kultus und der Werke Satans in der ganzen Welt unserer Zeit sei.“ Und die „Revue Benédictine“, das Monatsorgan der Beuronermönche von Maredsous erklärte im Februar 1896, „daß das Werk Batailles, welches den absolut unleugbaren Beweis der Existenz einer Sekte, die Lucifer anbetet und die Freimaurerei leitet, sowie ihrer Wirksamkeit in der Welt liefere, bei allen Priestern sowie in den Händen der meisten Katholiken gefunden werden sollte, ja, daß ein möglichst billiger Auszug aus demselben zur Massenverbreitung hergestellt werden sollte.“

Diese Empfehlungen mußten wohl den Lesern des Werkes, deren Verstand vom Aberglauben nicht vollständig verdunkelt war, befremdend erscheinen. Denn es kommen in diesen „Récits d'un témoin“, in diesen „vollständigen Enthüllungen über die luciferanische Freimaurerei, über Palladismus, Theurgie, Goëtie und den ganzen modernen Satanismus“ Teufelsgeschichten vor, welche auch den Leichtgläubigsten zu der Vermuthung Anlaß geben mußten, daß entweder der Geist der Lüge die Vorkämpfer der Kirche gegen die Freimaurerei in seiner bekannten boshaften Weise getäuscht habe, oder daß sie vielleicht gar selbst es mit der Wahrheit nicht immer genau genommen haben. Die Erzählungen in älteren dämonologischen Werken über die Umtriebe der Geister der Schwefelregion sind eben „rein nichts dagegen.“

Einige Proben dürften wohl zur Kennzeichnung dieser „Enthüllungen“, zu denen die Buchdruckerkunst mißbraucht wurde, genügen.

Daß der bekannten „Urgroßmutter des Antichrist,“ Sophia Walder, die den Palladismus in Frankreich, Belgien und in der Schweiz verbreitet haben soll, eine luciferische Schlange mit der Schwanzspitze die Antwort auf freimaurerische Fragen auf den entblößten Rücken schrieb, ist noch nicht das Unglaubwürdigste. Nur nebenbei verweisen wir auf die Schlangentaufe Dr. Batailles in der Wüste Dappah bei Calcutta und die im Heiligtum des Phönix mit aller Feierlichkeit in seiner Anwesenheit vorgenommene, sakrilegisch-luciferianische Trauung eines Affenpaares, ferner auf den Ringkampf eines 33 .·. mit dem beschworenen Knochen- und Wirbelsäulengeist Wham-tschin-fu in einem chinesischen Triangel der luciferianischen San-Ho-Hoeï-Gesellschaft, dessen Zeuge Bataille war.**) Das Hausteufelchen des

*) Gaston Mery, Un complot Maçonnique. La verité sur Diana Vaughan. Paris 1896. Librairie Blériot.

**) Bemerkt sei noch, daß ein Graf H. E., der früher als Diplomat im Orient weilte, die Aufgabe übernahm, den Bataille-Schwindel in Bezug auf dessen orientalische Erlebnisse zu widerlegen. (In einem „Memoire à l'adresse des membres du Congrès de Trente.“ Wien et Paris 1897.)

Satanspapstes A. Pike (mit einem sehr langen Schwanze) zum Zwecke der raschesten Depeschenbeförderung hat nur nebensächliches Interesse, wenn man bedenkt, daß derselbe von Lucifer in einigen Sekunden, ohne ohnmächtig zu werden, auf den 52,174 000 Millionen Meilen entfernten Sirius befördert wurde. Daß im großen Triangel zu Zürich 1890 der Teufel Golock sich zur großen Heiterkeit der Anwesenden mit einer jungen Dame auf einer russischen Schaukel wippte, und dabei, da der beschwänzte Dämon natürlich viel schwerer war, das Fräulein in der Luft hängen blieb, ist bei der niedrigen Bosheit gewisser Höllenbewohner noch erklärlich. Dagegen mag es rätselhafter erscheinen, wenn ein Riesenbaum in einer Allee sich vor Sophia Walder tief verbeugte, als Bataille mit ihr spazieren ging, und aus einem blätterlosen Aste desselben ein schönes Blumenbouquet hervorwuchs, welches sie, vor Freude strahlend, entgegennahm.

Wie Dr. Bataille behauptet, existieren in Gibraltar geheimnisvolle Höhlen, die von den Engländern bewacht werden, und in denen sich diabolische Laboratorien befinden, welche neben den für Freimaurerwerkzeuge notwendigen Werkstätten ein Institut für Toxikologie und Mikrobiologie enthalten zu dem Zwecke, — Epidemien über die Erde zu verbreiten.

Bataille hat diese Höhlen selbst besucht. Als er das merkwürdige Institut besichtigen wollte, begrüßte ihn dessen Vorstand Tubalkain in „ausgezeichnetem Französisch", — später sprach er Volapük, „die künstlerisch erfundene Sprache, welche von dem „Rite Spoëléique" angenommen wurde." Und als er sich verabschiedete, überreichte ihm der Direktor des okkultistischen Laboratoriums ein einfaches, kleines Fläschchen, das kaum einige Centiliter faßte; dieses enthielt einen Stoff, mit dem man in einer Zweimillionenstadt wie Paris eine Choleraepidemie hervorrufen könnte, die mörderischer als die Hamburger vom Jahre 1892 wäre. Tags darauf hat Bataille das verfluchte Ding ins Meer geworfen.

Bemerkt sei noch, daß ein bekannter französischer Antifreimaurer, M. de la Rive, erzählt, daß der Präsident einer Provinzialsektion der antifreimaurerischen Vereinigung von Frankreich einen Abstecher nach Gibraltar machte, um die luciferischen San Miguelgrotten mit dem Laboratorium zu finden, daß aber seine Bemühungen leider erfolglos blieben, obschon er überall herumkletterte. (Revue Mensuelle. Maiheft. 1896).

Noch eigenartiger ist die Erzählung von dem „geflügelten, Piano spielenden Krokodil", (Abbildung pag. 609), die angeblich von einem „Augenzeugen", M. Sandeman herrühren soll.

„Niemand bezweifelte, so schreibt Dr. Bataille, die diabolischen Umtriebe, mit denen sich Sandeman befaßte. Plötzlich hob sich der Tisch, der sich auf Verlangen bisher ohne Berührung bewegt hatte, zum Plafond empor, fiel wieder auf den Boden nieder und verwandelte sich in ein schreckliches geflügeltes Krokodil. Es trat eine allgemeine Panik ein oder, besser gesagt, alles, mit Ausnahme Sandemans, war wie versteinert. Das Erstaunen erreichte aber den höchsten Punkt, als man das Krokodil sich zum Piano bewegen, es öffnen sah und hörte, wie es eine Melodie nach den sonderbarsten Noten spielte. Und während das geflügelte Krokodil Piano spielte, warf es der Hausfrau ausdrucksvolle Blicke zu, so daß, wie man sich denken kann, derselben sehr unbehaglich wurde!"

Uebrigens hat „Dr. Bataille" in der Vorrede zu seinem „Werke" noch einen eingehenden Bericht darüber gegeben, wie er zu seinen Enthüllungen kam, um sie in abergläubischen Kreisen glaubwürdiger zu machen.

Eines Tages erhielt er seiner Erzählung zufolge von einem kranken Freunde, Namens Carbuccia, (der jetzt ähnlich wie Miß Vaughan in Verborgenheit lebt und deshalb schwer zu finden ist), Mittheilung über satanische Geheimnisse und beschloß, weitere Aufklärung darüber zu suchen. Es gelang ihm angeblich, einen hohen Freimaurer zu bestimmen, ihm für 500 Francs die Ernennung zum Grad eines „Hierarchen des Palladismus" zu verschaffen, und er wurde, nachdem er abermals 1000 Francs bezahlt, und gefährliche Prüfungen bestanden hatte, in alle Geheimnisse eingeführt, ohne daß er einen Eid zu leisten brauchte oder zu einer mit der katholischen Orthodoxie unvereinbaren Handlung gezwungen gewesen wäre. In alle Logen der Welt zugelassen und mit allen hochstehenden Freimaurern der Universums bekannt und befreundet, konnte er nun seine Notizen und „Dokumente" sammeln. Erst nach 11 Jahren wurde er als Spion erkannt und zum Tode verurtheilt, jedoch von einer edlen Freimaurerin, deren Name leicht zu errathen ist, gerettet, worauf er nicht versäumte, an die Publikation seiner Erfahrungen zu denken.

Merkwürdigerweise hat sich aber nachträglich herausgestellt, daß dieser so erfahrungs- und listenreiche Dr. Bataille gar nicht existiert und daß das Buch „Der Teufel im 19. Jahrhundert" mehrere Verfasser hat, die „ein Kompagniegeschäft zur Ausbeutung der menschlichen Dummheit", unter dem Vorsitze des so verdienstreichen Anti- und Exfreimaurers Leo Taxil, begründet haben; zur Mitarbeit an demselben wurde auch der bekannte „Freidenker" Dr. Charles Hacks, wie er zuerst in einem Briefe an die „Kölnische Volkszeitung" mittheilte, herangezogen.

Aus den angeführten Proben ist ersichtlich, daß dieselben, abgesehen von ihren Erlebnissen, bei Zusammenstellung des Inhaltes wohl nicht allzu gewissenhaft zu Werke gingen. Von Interesse ist, daß hinsichtlich der Illustrationen, die den meisten Kritikern etwas zu phantastisch erschienen sind, einer der angegriffenen Teufelsdiener, der Leiter des Martinistenordens, Dr Gérard-Encausse-Papus, in seiner Schrift „Le Diable et l'Occultisme, Réponse aux publications Satanistes" (Paris, 1896) nachgewiesen hat, viele seien einfach ohne Quellenangabe aus den Werken des bekannten Mystikers Eliphus Lévi gestohlen und zur Darstellung von Idolen und Siegeln luciferischer Freimaurer benutzt. Derselbe hat auch bemerkt, daß sich in den „psychologischen" Kapiteln des Werkes über Wunder, Besessenheit u. s. w. die mehr oder weniger verborgene Wiedergabe der Collection Migne über diabolische Themata erkennen lasse. Man findet auch schon den ganzen „Miß Vaughan"schwindel in diesem Machwerke vorbereitet. Das gute Fräulein ist bei Ausgabe des Teufels im 19. Jahrhundert noch nicht bekehrt, aber auf dem besten Wege, sich zu bekehren; wie Bataille aus seinen langen Unterhaltungen mit der tugendhaften Dame, die auch schon „eine ungemessene Bewunderung für die Jungfrau von Orléans" hat, konstatiren kann. Sie war noch „unabhängige Palladistin", — bis ihre Memoiren fabrizirt waren. Dann erst wurde in der Ergänzungszeitschrift zum Diable au XIX Siècle, im Bulletin Mensuel, das wie die Revue mensuelle zur Reklame für diese und zur Aufklärung über die aktuellsten Teufeleien dienen sollte, ihre Bekehrung (April 1894) mitgetheilt. Damit war für die Leser der Konsortiumslitteratur die interessanteste Abwechslung geboten und der Erzgauner Taxil hoffte nun auf einen hübschen Gewinn, der ihm auch infolge der unglaublichen Dummheit gewisser Menschen am Ende des Jahrhunderts der Aufklärung noch zu Theil wurde.

II.

Der Roman der Teufelsmiß.

Die Enthüllungen, welche das Teufelsfräulein Diana Vaughan zum Besten gab, übertreffen alles, was Görres und sonstige Mystiker bisher an Beiträgen zur Dämonologie geliefert haben.

Die Bekehrte, am 29. Februar 1864 geboren*), wurde nämlich durch ihren Vater und Onkel, hohe Freimaurer des palladistischen Ritus**), die noch dazu aus dem Geschlechte des „rosenkreuzerischen Teufelspapstes und eigentlichen Begründers der Freimaurerei", Thomas Vaughan stammten, „luciferianisch" erzogen, d. h. zum Teufelsdienste abgerichtet.

Sie ließ sich in die höheren Grade des Palladiums aufnehmen und wurde schließlich sogar als „Elect Mistress Templar" in den dritten Grad der „Mages Elus" eingeweiht, wobei ihr als „Leibteufel" der Höllenfürst Asmodeus zugetheilt wurde. Da sie aber zu tugendhaft war, um die bei der Einweihung vorgeschriebene Ceremonie mitzumachen, d h. eine Hostie zu durchstechen, wurden die Brüder sehr erzürnt über sie, und die Sache wurde schließlich sogar vor den Teufelspapst in Charleston, Albert Pike, gebracht, der Lucifer selbst frug, was er denn mit der Eigensinnigen beginnen solle.

Jeden Freitag erschien nämlich dort Lucifer offiziell seinem Papste Albert Pike und seinen zehn Beisitzern. Diana machte am 8. April 1889 beim Höllenfürsten ihre Aufwartung und hatte den Muth, ihn selbst zu fragen, ob sie mit ihrer Weigerung, der Ceremonie sich zu widersetzen, nicht recht hätte, da es sich ja ihrer Meinung zufolge nur um Brot handelte. „Satan, der Erzlügner von Anfang an," — so äußert sich der große Dämonologe Dr. Germanus — „gab ihr Recht, obgleich er vom Gegentheil überzeugt war und selber seine Anhänger zu dieser gottesräuberischen That aufstachelte. Ja, er theilte dem anwesenden Satanspapst mit, daß Diana sein Lieblingskind sei und er sie selber zur Hoheprieſterin weihe."

Nach Eintritt des Schismas unter den Palladisten im Jahre 1893, da angeblich Adriano Lemmi zum ‚Satanspapste' gewählt wurde, den die anständigen Palladisten nicht anerkennen wollten, wurde die edle Miß Haupt einer neuen Spaltung und gab in Paris eine Zeitschrift für gereinigten Palladismus heraus.

Die erste Nummer des Palladium Régénéré et Libre erschien am 21. März 1895. Ihre monatlichen Hefte wurden veröffentlicht mit Erlaubnis und mit der Billigung eines satanischen Triangels in London, welcher ihr hiezu die Ermächtigung durch ein Dekret vom 2. Mekir 000894 d. h. nach christlicher Zeitrechnung vom 21. Januar 1895 gab. Zur Propaganda hatte sich die Teufelsmiß nur unter der Bedingung entschließen können, daß dieselbe öffentlich geschehe und daß einiges im Rituale der Aufnahme neuer Mitglieder für den zweiten Grad der Großmeister und Großmeisterinnen des Palladiums beseitigt würde. Vor allem sollten zwei Forderungen unterdrückt werden, die einer unzüchtigen Handlung, welcher sie übrigens bei ihrer eigenen Aufnahme auf den ausdrücklichen Wunsch ihres Vaters auf dessen Todbette nicht unterworfen wurde, sowie die Verunehrung und Durchstechung konsekrierter Hostien.

*) Einen Auszug aus den „Memoires" hat bekanntlich „Dr. Germanus" unter dem Titel „Die Geheimnisse der Hölle" im Pelikanverlag in Feldkirch herausgegeben.

**) Palladismus ist ein angeblicher neuer Ritus der „Kadosch"grade des schottischen Ritus zum Teufelsdienste; der Name wird von dem schottischen Palladium, den in Charleston aufbewahrten Reliquien des Jakobus Molay Burgundus hergeleitet.

Da Miß Vaughan sehr viele gute Werke that, kam sie unerwartet in nähere Verbindung mit katholischen Priestern. Einer derselben benutzte ihre Verehrung für die Jungfrau von Orleans, um ihre Bekehrung einzuleiten. Er bat sie im Namen derselben, Maria nicht mehr zu schmähen. Sie versprach das sogar öffentlich in ihrer Revue, was ihr von Seite des Londoner Comités für gereinigten Palladismus eine Rüge eintrug, zumal sie noch andere antipalladistische Sünden begangen hatte. Sie näherte sich nun auch innerlich immer mehr dem Katholicismus. Eines Tages erschienen ihr sodann ihre Leibteufel Asmodäus, Baalsebub, Moloch und Astaroth, wie immer als Engel des Lichtes, um sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Da rief sie, einer plötzlichen Inspiration folgend, die Jungfrau von Orleans an, und siehe da, — urplötzlich verwandelten sich die Lichtengel in stinkende, entsetzliche Höllenteufel mit Schweif und Hörnern, worauf sie heulend entflohen. Die Konvertitin hatte niemals geglaubt, daß die Teufel Schwanz und Hörner hatten. Sie wurde deshalb von diesem Ereignis so tief erschüttert, daß sie ein Pariser Kloster aufsuchte und ihre Absicht kundgab, zum Katholicismus überzutreten.

Nach ihrer Bekehrung und Taufe zog sie sich dann in ein Versteck zurück und begann ihre Memoiren zu schreiben.

Diese Geschichte sollte eigentlich auch weniger skeptisch veranlagten Katholiken, selbst Kennern der Dämonologie einige Zweifel eingeflößt haben.

Jedoch wurde im Gegentheil die begnadigte Miß und ihre „Mandatar" von den höchsten kirchlichen Würdenträgern in Schutz genommen und zu weiterer Thätigkeit im Dienste der Antifreimaurerei veranlaßt, wie wir noch sehen werden.

III.

Der Teufel und die Hierarchie.

Der Antifreimaurerkongreß in Trient hat allerdings einigen deutschen Skeptikern Veranlassung geboten, ihre Bedenken über die Publikationen zu äußern und dem Mandatar Taxil die Hölle heiß zu machen. Aber wie viele kirchliche Würdenträger und hochangesehene Katholiken haben auch noch zu dieser Zeit den tollen Schwindel zur Bekämpfung der Teufelssekte acceptirt.

Neben Mgr. Mustel, Mgr. Fava, P. Monsabré u. a. sind auch, wie Abbé de Bessonies in einem Brief an die „Germania" (Nr. 248, 25. Okt. 1896 2. Bl.) erklärte, von den hervorragenderen Kongreßtheilnehmern noch Cardinal Haller von Salzburg, Fürstbischof Valussi von Trient, Fürst zu Löwenstein und Paganuzzi für seine Taxil-Bataille günstige Ansicht gewonnen worden.

Die „Civiltà Cattolica", das bedeutendste Jesuitenorgan, ist im August- und Septemberheft 1896 für die Vaughanenthüllungen warm eingetreten. „Wir wollen", — so hieß es in derselben, „uns nicht des Vergnügens berauben, nochmals öffentlich die Namen dieser muthigen Kämpfer dankbar zu nennen, welche, oft sogar mit Lebensgefahr, als die ersten den glorreichen Kampfplatz betreten haben. Leo Taxil, Ad. Ricoux, A. C. de la Rive, Jean Kostka, und viele andere, unter welchen sich die edle Miß Diana Vaughan befindet, haben um die Wette Ströme des Lichtes über die heute so weit verzweigte luciferianische Freimaurerei verbreitet."

Das Pariser Konsortium hat es sogar fertig gebracht, einige Herren von der leibhaftigen Existenz der Teufelsmiß durch eigens abgerichtete

„Damen“ zu überzeugen. Zu dieſen Ueberzeugten gehörte auch der Commendatore Pierre Lautier, der, wie in der erſten Nummer der Revue Mensuelle erzählt wurde, die luciferiſche Hoheprieſterin in Paris beſuchte und mit ihr ein Dejeuner einnahm. Während desſelben wurde zum Kaffee Fine Champagne und Chartreuſe ſervirt. Letzteren, den Karthäuſer oder Kloſterliqueur, rührte aber die Teufelsmiß ſelbſtverſtändlich nicht an, ſondern verlangte dafür alten Cognac. Als die Anweſenden ihr Befremden darüber ausdrückten, ſagte die Luciferianerin: „Ein adonaitiſcher Liqueur, das iſt nichts für mich.“

Taxil hat ſpäter das Manöver noch wiederholt verſucht, und es gelang ihm auch, die klerikalen Kreiſe damit zu täuſchen.

Er kündigte ſogar das Erſcheinen der Teufelsmiß mit all ihren Dokumenten in Rom an, als man wünſchte, ſie einmal dort zu ſehen.

Man hat bekanntlich, nachdem von deutſch klerikaler Seite auf dem Trienter Kongreß ſogar die Exiſtenz der Teufelsmiß angezweifelt worden war, eine Kommiſſion zur Prüfung des Schwindels eingeſetzt, in welcher ſich auch einige kirchliche Würdenträger, Mgr. Lazzareſchi, Vincent Sardi und Rudini-Fedeſchi befanden. Dieſelbe hat nach viermonatlichem Studium am 22. Januar 1897 die „wunderbare Weisheit“ zu veröffentlichen geruht, daß ſie keinen zwingenden Grund gefunden hat, ſei es für, ſei es gegen die Exiſtenz, die Bekehrung, die Authentizität der Schriften der angeblichen Diana Vaughan. Sie erneuerte auch ihre volle und abſolute Zuſtimmung zu den päpſtlichen Encycliken und zu allem, was in ihnen über die Freimaurerei geſagt iſt, und ſprach den Wunſch aus, daß unter Beiſeitelaſſung aller nebenſächlichen und weniger bedeutenden Fragen das ganze Beſtreben der Katholiken auf den Kampf gegen die verbrecheriſche Sekte gerichtet ſei. Anderſeits war gemeldet worden, daß der Papſt, welcher der Teufelsmiß durch den Cardinalvikar Parocchi wiederholt ſeinen Segen zugehen ließ, ſie nach Rom vor das San Ufficio, die Inquiſition, zitiren und genau prüfen laſſen wolle, worauf Taxil, der ſich inzwiſchen wieder „krumm gelacht“ hatte, die ſchon erwähnte Ankündigung erließ.

Vatikaniſche Blätter ließen ſodann die arme Bekehrte infolge der fortwährenden furchtbaren Aufregungen, die ſie zu erleiden hatte, ſterben und es wurde ihr bereits manche Thräne nachgeweint. Doch hat der wiederholt vom Kardinalſtaatsſekretär Rampolla „wegen ſeiner ausgezeichneten Bücher“ belobte und vom Papſte geſegnete Erzgauner Taxil bekanntlich bald darauf in einem zu Paris im April gehaltenen Vortrage ſeine Maske abgelegt und erklärt, ſeit dem Jahre 1885 die katholiſche Hierarchie und Kleriſei mit Werken über den Teufelskultus der Freimaurer, incluſive der „Mémoires“ der Teufelsmiß und des „Teufels im 19. Jahrhundert“ betrogen zu haben. Er gab der Meinung Ausdruck, die Geiſtlichkeit könne ſich wohl nicht über ihn beklagen. Er ſei ihr viel Dank ſchuldig, weil ſie ihn bei ſeinem Ulke unterſtützt habe. Aber ſie habe theils aus Beſchränktheit, theils aus Unehrlichkeit ſo gehandelt. Letzteres ſei leicht nachzuweiſen. Er habe die Kultusſtätte des Palladismus in die Freimaurerloge der amerikaniſchen Stadt Charleſton verlegt und in ſeinem Werke „Der Teufel im XIX. Jahrhundert“ einen Bauplan der Satanskapelle veröffentlicht, die ſich angeblich in der Loge von Charleſton befand. Der Biſchof von Charleſton reiſte darauf (das behauptete auch Dr. Waite in ſeinem Werke „Devils Worship in France“) nach Rom und ſtellte dem Papſte vor, das offenbar das alles erlogen ſein müſſe. Er habe ſelbſt die betreffende Loge unterſucht und keine Satanskapelle gefunden; die Freimaurer von Charleſton wären ſeiner Anſicht nach ehrenwerthe Leute, die

gewiß sich keinem Teufelsdienste hingeben würden. Der Papst soll aber dem Bischofe befohlen haben, zu schweigen und die Teufelsmiß abermals gesegnet haben, als diese behauptete, der Bischof gehöre selbst der Freimaurerei an. Als ferner der apostolische Vikar von Gibraltar gegen die Behauptung der „Teufelsmiß", daß im Felsen von Gibraltar ein okkultistisch-satanistisches Bazillen- und Epidemienlaboratorium sich befände, protestirte, wurde auch er abgewiesen, dagegen die „Diana", als sie eine phantastische Auskunft gab und unter anderem auch sagte, daß unter dem Felsen von Gibraltar das Feuer der Hölle zur Schmiedearbeit benutzt werde, abermals gesegnet.

Ferner soll die luciferische Hohepriesterin, wie Taxil durch Briefe beweisen will, zu einem Wunderschwindel suggestionirt worden sein, indem das Herz der Jungfrau von Orleans plötzlich in einem italienischen Nonnenkloster gefunden werden sollte. Man mag selbstverständlich dem nichtswürdigen Schwindler nicht alles glauben. Immerhin bleibt aber die Rolle, welche der Papst und die Hierarchie in dieser Sache gespielt haben, eine zu klägliche und für unsere kirchlichen Decadenceverhältnisse zu bezeichnende. Wenn der Jesuit P. Gruber, der Verfasser des Werkes „Leo Taxils Palladismusroman" und mit ihm gewisse Centrumsorgane sich jetzt ihrer „Enthüllungen" über die Antifreimaurer rühmen, so muß man doch auch in Betracht ziehen, daß derselbe noch im September 1896 in der „Kölnischen Volkszeitung" geschrieben hat, die Werke Taxils über die Freimaurerei enthielten durchweg richtige Mittheilungen.

Man kann nur den Wunsch hegen, daß in klerikalen Kreisen endlich einmal aus solchen Erfahrungen die richtigen Lehren gezogen werden.

Vorerst scheint das allerdings noch nicht der Fall zu sein. Denn noch vor Kurzem hat der Papst in einem Schreiben an den Cardinalerzbischof von Valencia, der in spanischen Städten die Antifreimaurervereine organisierte, zum Kampfe gegen die verderbliche Sekte aufgefordert. Ueberdies hat der päpstliche Generalsekretär Mgr. Rud. Verzichi im Juni- und Juliheste der Rivista Antimassonica 1897 behauptet, daß Taxil nur ein Werkzeug der Sekte war, nachdem im Maiheste noch die Richtigkeit der von Professor Vincenzo Longo gesammelten Antisataniſtendokumente festgestellt war und Professor Augusto Persichetti in Rom in einem Vortrage gegen die Hostienschändungen der Mopsschwestern gewüthet hatte. Verzichi stützt sich in seiner Beweisführung insbesondere auf das von der luciferischen Hohepriesterin publicirte Dokument über die Verkündigung der Geburt der Großmutter des Antichrist durch den Teufel Bitru. Dasselbe sei nämlich mit einem Logensiegel und den Unterschriften der berühmtesten Freimaurer, wie Crispi und Adriano Lemmi, versehen gewesen. Diese hätten sich gewiß den Mißbrauch ihrer Namen nicht gefallen lassen, wenn sie nicht von der Richtigkeit des Dokumentes gewußt hätten oder mit Taxil in Einverständnis gewesen wären. Der naive Monsignore will wohl nicht einsehen, daß es nicht allen gegeben ist, auf die unglaublichsten Tollheiten, mit denen ihr Name in Verbindung gebracht wird, noch öffentlich in der Presse zu reagiren. Wir glauben übrigens, dieses vielgenannte Dokument im Interesse humoristischer Anregung unserer Leser in diesen sorgenvollen Zeiten hier noch wiedergeben zu sollen. Meinte ja auch der Dämonologe Dr. Germanus, „es sei nicht mit Gold zu bezahlen."

Dasselbe hat folgenden Wortlaut: Zur Ehre des großen Architekten des Universums. Allgemeine Freimaurerei. Italienische Vereinigung. Der Großorient von Italien. Heute, am 27. Tage des Monats Paophi (der

ſiebente Monat des mit dem 21. März beginnenden palladiſtiſchen Kalenders), am vierten Tage der göttlichen Woche, nach dem der heilige Dämon Hadakiel angerufen und der Malcakh (chriſtliche Heilige) Lukas verflucht worden war, würdigte ſich der mächtige und heilige Bitru, der ausgezeichnete Dämon und große Stratege, inmitten des vollkommenen Triangels und der großherrlichen Mutterloge ‚Lotus der Siege' zu erſcheinen, in dieſem Lokal der Straße della Valle, in dieſer Stadt Rom, die ſeit 13 Jahren wiedererobert iſt. Der mächtige und heilige Bitru hat in Gegenwart der unterzeichneten Brüder, welche alle erwählte Magier ſind, erklärt, daß unſer göttlicher Meiſter und ſouveräner Herr Lucifer, der ſehr gute und ſehr große, der ſehr erhabene und höchſte Gott, mich, die Sophia Sapho (Sophia Walder), in Wahrheit als die Urgroßmutter des menſchgewordenen Antichriſts bezeichnet. Denn von mir wird am achten Tage des Monats Paophi im Jahre 000896 des wahren Lichtes eine Tochter geboren werden, welche die Großmutter des Antichriſts ſein wird. So hat ſich Bitru geäußert, er hat das mit mir unterzeichnet und verlangt, daß die dort anweſenden erwählten Magier die Authenticität ſeiner Unterſchrift beglaubigen, indem auch ſie mit ihrer eigenen bekannteſten Unterſchrift unterzeichnen, damit dieſes Dokument im Archive der großherrlichen Mutterloge verbleibe und niemals geleugnet werden könne. Amen.

Der hl. Dämon, erſter Präſident (Sanctus Daemon, Primarius Praeses).

Folgen noch die Unterſchriften zur Beglaubigung. „Man beachte" — ſo mahnt Dr. Germanus — „die Unterſchrift des Teufels, die ſeinem Weſen entſpricht: ‚Pfeile, Schwert, Stricke, Blitz, Kriegstrompete — Höllendreizack und Gockelhahn nicht zu vergeſſen.'

Daß dieſes wunderbare „Dokument" auch noch nach Aufdeckung des ganzen Schwindels als Beweismaterial gegen die Freimaurerei verwerthet wurde, hätte man wohl nicht für möglich gehalten, wenn nicht ſo zahlreiche Beweiſe dafür exiſtirten, wie weit man in Rom die „Combinazioni" ausdehnen kann und wie man ſich ſelbſt in den höchſten kirchlichen Kreiſen dem pathologiſchen Gebiete nähert, wenn es gilt, dogmatiſche Traditionen zu vertheidigen.

Wenn man in hierarchiſchen Kreiſen noch immer die Lehren eines hl. Alfons von Liguori und Thomas von Aquin zum Unterrichte für junge Kleriker anpreiſt, die dämonologiſchen Sammlungen approbirt, und gewiſſe dämonologiſche Profeſſoren (Bautz oder Leiſtle) in Schutz nimmt, welche die haarſträubendſten Dinge über Hölle und Teufel als integrirenden Theil der theologiſchen Wiſſenſchaft vortragen, ſo kann man doch auch Taxilſche Teufelsſchwindeleien für möglich erklären, ſie anempfehlen und für ſeine Zwecke zu verwerthen ſuchen. Der Teufelsglaube, wie er im Laufe der Zeit ſich ausgebildet hat, läßt alle Abſurditäten zu. Die „Geheimniſſe der Hölle" ſind ja unergründlich! Bei der Verwandlungsfähigkeit der Höllenbewohner iſt es ja leicht erklärlich, daß der Dialekt- und Hutſelteufel des P. Aurelien einmal Vergnügen daran findet, als Teufelskrokodil Klavier zu ſpielen oder der Urgroßmutter des Antichriſt ein Bouquet von Martagonlilien zu überreichen.

Dr. Bataille (Dr. Hacks), der, wie nunmehr ſich herausgeſtellt, nicht nur das Programm zu den „Enthüllungen" im „Diable" ausarbeitete, ſondern auch mit Taxil den Vaughanſchwindel vorbereitete, wenn er auch an der Ausarbeitung der „Mémoires" weniger betheiligt war, hat der katholiſchen Zeitung „La Vérité" in einer Zuſchrift manche diesbezügliche Lehren er-

theilt, die leider so wenig berücksichtigt wurden. Es bemerkt unter anderem: „Als die gegen die Freimaurer als Verbündete Satans gerichtete Encyclica „Humanum Genus“ erschien, kam ich auf den Gedanken, daß dies ein richtiger Stoff sei, um aus der bekannten Leichtgläubigkeit und unergründlichen Dummheit der Katholiken Geld zu schlagen. Er bedurfte nur eines Jules Verne, der diesen Räubergeschichten einen verlockenden Anstrich gab. Ich war dieser Jules Verne. Merkwürdigerweise waren andere auf eben denselben Gedanken verfallen. Ich verständigte mich also mit Leo Taxil und einigen Freunden, worauf wir zusammen den „Diable au XIX. Siècle“ gründeten, welcher den bekannten großen Erfolg hatte. Ich hatte viele Länder bereist und erzählte die wunderlichsten Geschichten, welche ich in exotische Gegenden verlegte, sicher, daß niemand sich an Ort und Stelle begeben würde, dieselben auf ihre Wahrheit zu prüfen. Die Katholiken verschlangen das Ganze ohne jede Schwierigkeit. Die Einfalt dieser Leute ist so groß, daß, wenn ich ihnen heute sagte, ich hätte sie nur zum Besten gehabt, sie sich weigern würden, mir zu glauben. Sie würden vielmehr die Ueberzeugung bewahren, daß alle meine Erfindungen nur die lautere Wahrheit enthalten. Ich kannte meine Pappenheimer. Manchmal, wenn ich eine etwas gar unglaubhafte Geschichte aufs Tapet brachte, wie z. B. die Geschichte von der Schlange, die mit ihrem Schwanze Prophezeiungen auf den Rücken der Diana Vaughan resp. Sophia Walders schrieb, oder die Geschichte von dem Teufel, der, um einen Freimaurer zu heirathen, sich in eine junge Dame verwandelte und am Abend als Krokodil Klavier spielte, sagten mir meine Mitarbeiter, denen vor Lachen die Thränen in den Augen standen: „Theuerster, Sie gehen zu weit; Sie verderben uns den ganzen Spaß.“ Ich aber antwortete ihnen: „Bah, lassen Sie mich nur gewähren! Das wird schon gehen!“ Und es ging in der That! Mir fiel im allgemeinen die Aufgabe zu, die Geschichten zuzurichten. Leo Taxil oder ein anderer gab mir irgend einen Stoff, der im Grunde auf Wahrheit beruhen mochte. Ich übernahm es, die Sache nach dem Muster Jules Vernes zu gestalten. Thatsächlich war das die denkbar verwegenste Herausforderung der menschlichen Dummheit. Sie sehen aber, daß ich nicht unrichtig gerechnet habe. — Nach kurzer Zeit zog ich mich wieder von der Bude zurück und kehrte den Pfaffen, von denen ich überlaufen war, den Rücken. Es giebt keine verdummendere Gesellschaft als diese Leute.“

Wie Dr. Bataille noch bemerkt, hat er nun ein Restaurant auf dem Montmartre gekauft, das prächtig geht, nachdem er zuvor nach einer Zusammenkunft mit dem Generalpräsidenten des Ordens der Advokaten des heiligen Petrus, Comm. Lautier daselbst eine „Klinik der Advokaten des heiligen Petrus“ errichtet hatte. Er bat den „Univers“, dasselbe den Katholiken anzuempfehlen und meinte: „Wenn die katholischen Leser meine Leberwürste so fleißig schlucken, wie sie meine litterarischen Gerichte verspeist haben, so bleibt fürs Liebchen nur ein wenig Zwieback übrig.“ — Taxil mag seine Mitarbeit später sehr vermißt haben. Denn er hatte bereits Stoff zu „Mémoiren der Urgroßmutter des Antichrist und einer anderen Luciferianerin“ gesammelt, die er fleißig ins Gebet empfahl. Die Geschichte von dem Mädchen mit der Schlange, von der Ueberreichung des Blumenbouquets und von dem Feuererbrechen nach Genuß von Lourdeswasser in einem Glase Brauselimonade, sind vortreffliche Proben für die humoristische Eigenart des leider nicht publizirten neuen Werkes.

Wie werthlos übrigens die Behauptung ist, die antifreimaurerischen Tollheiten seien auf die Publikationen Taxils beschränkt geblieben, welche

die deutsche Presse in so anerkennenswerther Weise entlarvt habe, beweist vor allem ein in Deutschland wenig beachtetes Werk eines „Exfreimaurers“ über mystische Freimaurerei, das in seiner Eigenart den sonstigen Publikationen nicht nachsteht. Wir meinen den „Lucifer démasqué“ von „Jean Kostka“ (Paris, Delhomme. 1894.) Wie inzwischen in den Organen der „Groupe Esotérique“ nachgewiesen wurde, heißt der Verfasser desselben eigentlich Jules Doinel und ist kein geringerer als der frühere „Patriarch der gnostischen Kirche“, „Primar der Albigenser“, „Bischof und Baron von Montségur, Großmeister des Ordens der Ritter von der Taube des Paraketos.“ Eigentlich war er früher nur ein einfacher Archivar, die Titel hat er „durch die Barmherzigkeit der Aeonen“ erhalten, d. h. sich selbst beigelegt, als er, seiner Behauptung nach, im Jahre 1890 „unter direkter Inspiration derselben infolge von eigenartigen Umständen die gnostische Kirche nach der Lehre des Magiers Simon und des Gnostikers Valentin, sowie nach dem Ritus der Katharer und Albigenser rekonstituirte.“ Die gnostische Kirche scheint aber keine rechten Fortschritte gemacht und im allgemeinen bisher mehr Bischöfe als Gläubige gehabt zu haben. Vielleicht ist das der Grund, weshalb der Patriarch plötzlich aus Gewissensrücksichten demissionirte, sich zum Katholizismus bekehrte und dann sein famoses Werk publizirte, in dem er sämmtliche Freimaurer, sodann auch die Spiritisten, Theosophen, Martinisten, Rosenkreuzer und Gnostiker als Teufelsdiener brandmarkte. Wie Dr. Encausse-Papus in seiner Broschüre „Le diable et l'Occultisme“ nachgewiesen hat, ging der würdige Mann dabei soweit, auch die ihm unter Ehrenwort anvertrauten Instruktionen des Martinistenordens, dem er angehörte, zu veröffentlichen, indem er zugleich die Begründer desselben, Martinez de Pasqually, Saint-Martin und den Reorganisator Dr. Encausse zu den Besessenen par excellence rechnete, ebenso wie die Herzogin von Pomar*), die kürzlich verstorbene Verfasserin der „Theosophie universelle“ und die bekannte Begründerin der theosophischen Gesellschaft, Mme. Blavatsky, welche „illustre Teufelsdienerin und luciferische Sibylle“ er ungalant beschuldigt, daß sie „eine Teufelsgestalt, krause Haare, eine Kalmückennase und teuflische Augen gehabt habe, sodaß sie aucht äußerlich als Luciferianerin gekennzeichnet war“

Der in seiner Eigenart vollendee „Patriarch“ weiß über seinen Entwicklungsgang ungefähr Folgendes zu erzählen.

Seit seinem achten Jahre zeigte sich bei ihm eine gewisse visionäre Veranlagung. Er sah damals „einen ungeheuren phantastischen Vogel, so daß ihm übel wurde.“ Infolgedessen fürchtete er sich auch später zur Nachtzeit und bei Dunkelheit. Seine Eltern ließen ihm bei den „bewunderungswürdigen Jesuiten, die so ausgezeichnet, so demüthig und so gut sind,“ eine religiöse Erziehung angedeihen; trotzdem traten aber bei dem künftigen „Albigenserprimar“ mit der Zeit häretische Tendenzen hervor.

Nachdem er als Jüngling fortwährend eine schöne Jungfrau gesehen, die behauptete, seine Gattin im Jahre 1596 gewesen zu sein, erschien ihm nach Beschäftigung mit jansenistischen Werken zuerst eine Klosterfrau, die Mère Angélique de Saint Jean, die ihm immer zurief: Gratia necessitans (die zwingende Gnade), sodann Jansenius selbst. Zur Abwechslung kamen dann wieder Heilige der katholischen Kirche, z. B. Franziscus Xaverius, der ihn aber schief ansah. Schließlich kam dann noch Christus selbst, „der ihm

*) Dieselbe hat bekanntlich in Paris eine Bewegung für esoterisches Christenthum zu verbreiten gesucht und behauptete, fortwährenden Umgang mit dem Geiste der Maria Stuart zu haben.

die Absolution gab, wobei er aber nicht fühlte, daß ihm vergeben sei.“ Nunmehr „weiß er bestimmt,“ daß es ein falscher Christus war, ebenso wie früher ein boshafter Geist aus der vierten Dimension sich fälschlich als den „echten Franz Xaver“ ausgegeben.

Als der Patriarch Spiritist, Seh- und Hörmedium wurde, fiel er dem Teufel zum Opfer und wurde von demselben in der Gestalt der gnostischen Göttin Helena Ennoia umarmt. Diese ließ ihm dann keine Ruhe mehr, sie wich nicht mehr von seiner Seite, bis sie ihm die Suggestion beigebracht hatte, die gnostische Kirche zu gründen.

Als Freimaurer hatte er die Erscheinung desselben „Teufels“ in der Gestalt der „Isis“, die ihm während ihrer Manifestation in freundschaftlichster Weise ein Sonett dichtete.

Allmählich ging ihm, wahrscheinlich infolge der erwähnten Verhältnisse, das Licht auf, daß er eigentlich nur von den Bewohnern der Schwefelregion an der Nase herumgeführt würde; er begann wieder sich dem Katholizismus zu nähern und dessen Mittel gegen die Teufel anzuwenden.

Einmal sah er dann noch Helena Ennoia, die sehr erzürnt zu sein schien. Er machte das Kreuz und fort war sie — „et la voilà partie“. Ein anderes Mal sah er noch Satan mit Gefolge bei sich: dasselbe wurde von einem blonden, jungen Manne mit blauen Augen, der in ein Purpurgewand gehüllt war, geleitet. Dieser hielt eine Rede, die der Patriarch nicht verstand. Man sagte ihm, „daß es syrisch sei.“ Erschrocken murmelte er ein **Ave Maria**, worauf der Teufel mit Gefolge sich sofort aus dem Staube machte.

Seitdem erkennt er in der gnostischen Kirche derart das Werk der Hölle, daß er unter anderen das Wort Gnosis erklärt: „G(nostici) N(oscuntur) O(mnem) S(cientiam) I(n) S(atana).“ (Die Gnostiker erkennen alle Weisheit im Teufel). Auch seine sonstigen Interpretationen freimaurerischer Worte sind von originellem Interesse und wir bedauern, hier nicht näher darauf eingehen zu können. Als Probe mag die Erklärung des Wortes „Jakin“ genügen, die folgendermaßen lautet: „J(esus) A(bominatus), K(ain) (ejus) I(nvocatus) N(obis).“ [Jesus ist uns verflucht und der Kain desselben von uns angerufen].*)

Es muß in der That den Pessimisten als ein willkommenes Beweismaterial für ihre Anschauungen erscheinen, wenn am Ende des 19. Jahrhunderts noch die Möglichkeit geboten wird, für derartigen haarsträubenden Blödsinn die Druckerschwärze zu mißbrauchen. Andererseits dürften Menschenfreunde es billigen, daß man dem Antisatanisten den Rath gegeben hat, kalte Güsse zu gebrauchen und sich mit dem Naturheilverfahren zu befreunden, damit er in Zukunft „vor der Helena mit dem strahlenden Antlitz und Messire Satanas mit dem Pferdefuße sicher sein kann.“

Es mag dieser Rath vielleicht auch, — das Konsortium zur Ausbeutung menschlicher Dummheit selbstverständlich ausgenommen, — andern Antifreimaurern und Organisatoren von Antisatanistenkongressen förderlich sein.

*) Weitere Aufschlüsse über dieses und sonstige Antifreimaurerwerke in der Broschüre: Der entlarvte Lucifer — Betrachtungen und Enthüllungen über die freimaurerischen und antiokkultistischen Publikationen. Berlin. Metaphysischer Verlag. 1897.

Frühlingsstürme.

Eine Exekution.

Von **Frank Wedekind.**

Personen:

Sanitätsrat Dr. Krüger,
Nella, seine Frau.
Dr. von Schütz, Zeitungsverleger.
Gaston, sein Sohn.
Rudolf Knote, Kunstmaler.

Die Scene spielt in einem Atelier.

Dr. v. Schütz (mustert ein Bild, das auf der Staffelei steht). Wissen Sie, daß ich die Dame von einer ganz neuen Seite kennen lerne?

Knote. Ich habe noch niemanden gemalt, bei dem der Gesichtsausdruck so ununterbrochen wechselte. Es war mir kaum möglich einen einzigen Zug dauernd festzuhalten.

Dr. v. Schütz. Finden Sie denn das in dem Bild?

Knote. Ich habe das Erdenklichste aufgewandt, um durch meine Unterhaltung während der Sitzungen wenigstens etwas Ruhe in der Stimmung hervorzurufen.

Dr. v. Schütz. Allerdings, dann verstehe ich den Unterschied. (Da Knote die Züge mit Oel überpinselt.) Glauben Sie es wird dadurch ähnlicher?

Knote. Man kann nicht mehr thun als es mit der Kunst so gewissenhaft wie möglich nehmen.

Dr. v. Schütz. Sagen Sie mal . . .

Knote. Die Farbe ist auch wieder etwas eingeschlagen.

Dr. v. Schütz. Haben Sie jemals in Ihrem Leben ein Weib geliebt?

Knote. Ich verstehe Sie nicht. Der Stoff hebt sich noch nicht genügend ab. Man sieht noch nicht recht, daß ein lebender Körper darunter ist. — Wenn Sie bitte nur hierher treten wollen.

Dr. v. Schütz. Sie müssen ihr wahre Schauergeschichten erzählt haben. (Er tritt einige Schritte zurück und stößt aus Versehen ein Bild um.) Oh pardon!

Knote. Oh bitte! (Er hebt den Rahmen auf.)

Dr. v. Schütz (betroffen). Was ist denn das?

Knote. Sie kennen die Dame wohl?

Dr. v. Schütz. Nein. — Aber erlauben Sie . . . die ist Ihnen aber gelungen!

Knote. Sie kennen sie?

Dr. v. Schütz. Nein. Und in dem Kostüm läßt sie sich malen?

Knote. Es fehlt noch die ganze Ausführung. Was wollen Sie! Ich habe während jeder Sitzung das Vergnügen, ihren Mann zu unterhalten. Ueber Kunst natürlich, um mein Glück zu vervollständigen.

Dr. v. Schütz. Wie kommen Sie denn zu dieser sonderbaren Bekanntschaft?

Knote. Wie Unsereiner eben zu sowas kommt. Ein steinalter wackliger Knirps fällt mir eines Tages hier herein, ob ich seine Frau malen wolle. Nun, natürlich, um Gottes Willen; und wenn sie runzlich wie Mutter Erde ist. Am nächsten Tag, punkt zehn, fliegt die Thüre auf und der Schmerbauch treibt dieses Engelskind vor sich her. Ich fühle jetzt noch, wie mir die Knie schwankten. Ein stocksteifer, saftgrüner Lakai hinterher mit einem Paket unter dem Arm. Wo die Garderobe sei. Denken Sie sich meine Lage. Ich öffene die Schlafzimmerthür da. Nur ein Glück, daß das Bett schon gemacht war. Das süße Geschöpf huscht hinein und der Alte postiert sich als Schanzkorb davor. Ehe ich noch recht zur Besinnung komme, tritt sie in diesem Schäferinnenkostüm heraus. Mir schoß das Blut zu Kopf . . .

Dr. v. Schütz. Sie müßten doch eigentlich gegen derlei Eindrücke abgehärtet sein!

Knote. Sie machen sich ja gar keinen Begriff! Der ganze Körper, wissen Sie, im Einklang mit diesem ebenso alltäglichen wie entzückenden Tingel-Tangel-Kleid, als wäre sie darin zur Welt gekommen. Und dann ihre Art und Weise, die Füße vom Teppich zu heben . . . ich habe nie in meinem Leben so etwas gesehen!

Dr. v. Schütz. Und all diese Empfindungen, sehen Sie, merkt man diesem Portrait ganz genau an. Hier führt das Modell die Konversation!

Knote. Da irren Sie sich. Sie hat den Mund noch nicht aufgethan.

Dr. v. Schütz. Was Sie nicht sagen! Muß man denn dazu immer gerade den Mund aufthun?!

Knote. Wenn Sie sich übrigens das Kostüm einmal ansehen wollen, ich kann es Ihnen zeigen.

Dr. v. Schütz. Ich danke Ihnen sehr; Sie sind zu liebenswürdig.

Knote. Das ganze ist nämlich in einem einzigen Stück gearbeitet. Deshalb umschließt es die Formen so wie angegossen.

Dr. v. Schütz. Wie kommt sie denn dann hinein?

Knote. Darüber kann ich Ihnen keine Auskunft geben. Sie kleidet sich immer in meinem Schlafzimmer um.

Dr. v. Schütz. Und der Alte postiert sich als Schanzkorb davor!

Knote. Es giebt Dinge, von denen sich unsere menschliche Schulweisheit nichts träumen läßt. Sie müssen übrigens jeden Augenblick hier sein. mir scheint, ich habe den Wagen eben schon vorfahren hören. Wenn Sie dann vielleicht ihre Bekanntschaft machen wollen . . .

Dr. v. Schütz. Nein ich danke Ihnen. Wie oft wird Ihnen die Dame noch sitzen müssen?

Knote. Ich werde diese Tantalusqualen wohl noch ein Vierteljahr zu erdulden haben!

Dr. v. Schütz. Ich meine die andere Dame, meine Braut.

Knote. Ach so! Entschuldigen Sie bitte, Herr Doktor. Dreimal höchstens. Wenn mir Ihre Braut dann nur vielleicht die Spitzentaille noch

ein paar Tage hierlaſſen will, damit ich das Stoffmuſter recht wirkungsvoll herausarbeiten kann.

Dr. v. Schütz. Selbſtverſtändlich; ganz, wie es Ihnen konveniert. Laſſen Sie ſich doch auch mal wieder bei mir ſehen. (Da die Thüre geöffnet wird.) In Gottes Namen!

(Sanitätsrat Krüger und Yella treten ein.)

Knote. Darf ich die Herrſchaften vielleicht miteinander bekannt machen?

Krüger (zu Dr. v. Schütz). Was in aller Welt treiben Sie denn hier?

Yella (zu Dr. v. Schütz). Sie wollen doch nicht etwa ſchon wieder gehen?

Krüger. Welcher Wind führt denn Sie in dieſe Einöde?

Dr. v. Schütz. Ich habe mir eben das Bild meiner Braut angeſehen.

Yella. Ihre Braut wird hier gemalt? Das iſt ja ein entzückendes Zuſammentreffen! Sie kleidet ſich wohl jetzt eben gerade im Schlafzimmer um?

Krüger. Sie laſſen hier alſo auch arbeiten? Warum in aller Welt erzählen Sie Einem davon denn kein Sterbenswort?

Yella (hat ins Schlafzimmer geſehen). Wo ſteckt denn das ſüße Wunderkind, das Sie zu einem neuen Menſchen gemacht hat?

Dr. v. Schütz (zu Krüger). Sie haben mir ja auch nicht erzählt, wo Sie Ihre liebenswürdige Gattin porträtieren laſſen. — (Zu Yella.) Meine Braut kommt meiſtens nur Nachmittags her.

Yella. Sieh' da, da iſt ja ihr Bild! — Sieht ſie denn wirklich ſo ernſt aus?

Dr. v. Schütz. Das dürfte wohl noch die Nachwirkung ihrer Erziehung im Penſionat ſein. Hoffentlich giebt ſich das bald.

Krüger (vor dem Bild). Ja ja, Herr Doktor, man merkt, daß ſie eine tiefgehende Wandlung durchgemacht haben!

Yella. Nun dürfen Sie das arme Wurm aber auch nicht mehr länger warten laſſen.

Dr. v. Schütz. Seien Sie ganz unbeſorgt, gnädige Frau. In ſpäteſtens vierzehn Tagen werden Sie unſere Verlobungsanzeigen erhalten.

Krüger (zu Dr. v. Schütz). Ich habe Ihnen ſchon verſchiedene Male dazu gratuliert. (Zu Yella.) Laß uns bitte keine Zeit verlieren, mein Kind!

Yella (zu Dr. v. Schütz). Denken Sie nur, wir fuhren eben im Trab über die neue Quaibrücke; und ich ſelber habe kutſchiert!

Krüger. Geh, Yella, hopp! Unſer Apelles leckt ſich ſchon ſeinen Pinſel ab!

Yella. Glauben Sie nur, Herr Doktor, ich hatte mir dieſes Gemaltwerden tauſendmal amüſanter vorgeſtellt.

Dr. v. Schütz. Sie haben immerhin die Genugthuung, uns einen der allerſeltenſten Genüſſe zu bereiten.

Yella. Na, warten Sie nur! Sie werden was erleben! (Ins Schlafzimmer ab.)

Krüger (ſtellt ſich mit dem Rücken gegen die Thür). Ich habe ſie in unſerem Ehekontrakt nämlich Yella getauft.

Dr. v. Schütz. Ja, hm — was läßt ſich dazu ſagen!

Krüger. Nun, was halten Sie denn davon? Sie ſind doch ein Mann von Geiſt?

Dr. v. Schütz. Warum nennen Sie ſie nicht lieber gleich Mignon?

Krüger. Gewiß, warum nicht! Mignon! Das wäre auch so was! Sehen Sie, daran hab' ich nun leider gar nicht gedacht.

Dr. v. Schütz. Sind Sie übrigens thatsächlich der Ueberzeugung, daß der Name dabei eine so bedeutende Rolle spielt?

Krüger. Wie man's nimmt, lieber Freund. Wie man's auffaßt. Das ist eben nun einmal Geschmackſache! — Sie wissen, ich habe aus meinen früheren drei Ehen keine Kinder; da habe ich mich bis jetzt noch nicht viel mit Wählen und Erteilen von Namen abgeben können.

Dr. v. Schütz. Jetzt sind Sie aber doch erst wieder drei Monate verheiratet.

Krüger. Danke, ich wünsche jetzt keine mehr.

Dr. v. Schütz (seine Zigarettendose öffnend). Rauchen Sie vielleicht auch eine Zigarette?

Krüger (verläßt die Thür und bedient sich). Danke schön. — — Ich habe jetzt an dem Einen vollkommen genug. (Die Zigarette anzündend, zu Knote.) Sagen Sie mal, lieber Freund, was macht denn eigentlich Ihre kleine Sängerin von neulich?

Dr. v. Schütz. Ist es die Möglichkeit, Sie und eine Sängerin?!

Knote (ist derweil zur Schlafzimmerthür gegangen). Die Dame saß mir damals nur aus Gefälligkeit. Ich kenne die Dame von einem Ausflug des Künstler-Sänger-Vereins her.

Krüger (mit verächtlichem Achselzucken, zu Dr. v. Schütz). Mir scheint, wir werden jetzt dann nächstens anderes Wetter bekommen.

Dr. v. Schütz. Meinen Sie? — Das geht wohl nicht so rasch mit dem Umkleiden da drin?

Krüger. Das geht wie der Blitz, sag' ich Ihnen. Das habe ich ihr eingepaukt. Die Frau muß Virtuosin in ihrem Berufe sein, das ist die Hauptsache; ebenso wie Unsereiner auch Virtuose in seinem Berufe sein muß, wenn das Leben nicht zur Bettelei werden soll. Ich sehe überhaupt gar nicht ein, warum sich eine Frau in ihrem Beruf als Weib nicht ebenso sachgemäß und praktisch ausbilden soll, wie wir Männer uns zu Zeitungsschreibern oder zu Chirurgen ausbilden. (Er ruft.) Hopp, Yella!

Yella (von innen). Gleich! Gleich!

Knote (an der Schlafzimmerthür). Frau Sanitätsrat!

Yella (von innen). Gleich; nur noch eine Sekunde!

Krüger (zu Dr. v. Schütz). Ich begreife solche Stockfische nicht.

Dr. v. Schütz. Und ich meinerseits beneide diese Stockfische aus tiefster Seele. Diese Stockfische, wie Sie sie nennen, kennen gar nichts Höheres und Heiligeres auf dieser Welt, als ihr Hungertuch. Was ihnen dies Hungertuch an seltenen Genüssen und berauschenden Orgien einträgt, ist hundertmal mehr, als wir Enterbten uns bei einer Jahresrente von hunderttausend Mark leisten können. Uebrigens können Sie in Bezug auf Genußfähigkeit doch auch über einen Menschen nicht urteilen, der von Kindesbeinen an direkt von der Palette in den Mund gelebt hat. Finanzieren Sie ihn doch und machen Sie ihn berühmt. Es kann für Sie ein Geschäft daraus werden, wie jedes andere. Mir fehlt leider der moralische Mut dazu. Ich beeinträchtige das Wunderwerk der Schöpfung nicht gern in seinem erhabenen Naturzustand. Und dann verbrennt man sich auch leicht die Finger an den kommenden Genies. Irgendwo ist bei solchen Menschen immer etwas nicht ganz so, wie es sein soll.

Krüger. Wenn ich diesen Caravacci für ein Genie hielte, wäre ich doch nicht hierhergekommen. (Er ruft.) Hopp!

(Nella tritt aus dem Schlafzimmer. Ihren Hut und den bis auf die Füße fallenden Paletot, in dem sie zuerst auftrat, hat sie abgelegt und erscheint nun in einem möglichst kurzen, mit bunten Schleifen besetzten Schäferinnenkleid, das ihre Figur so wirkungsvoll wie nur irgend möglich zur Geltung bringt. In der Rechten hält sie einen hohen Stab mit bunter Schleife.)

Nella. Da bin ich! — (Zu Dr. v. Schütz) Nun? — Wie gefalle ich Ihnen jetzt?

Dr. v. Schütz. Sie beschämen die verwegenste Phantasie! Ein Naturbild, vor dem der talentvollste Maler an seiner Kunst verzweifeln müßte.

Krüger. Finden Sie das nun nicht auch? — Ich habe unseren Rafael auch schon zu verschiedenen Malen darauf aufmerksam gemacht.

Nella. Oh, dem macht das gar nichts.

Dr. v. Schütz. Sie wissen doch wohl nicht recht, was für Unheil Sie damit in Ihrer Umgebung anrichten können.

Nella. Im Gegenteil! Ich bin mir meiner Vorzüge so bewußt, wie es die eitelste aller Frauen nur sein kann. Ich thue ja doch auch nur meine Schuldigkeit.

Dr. v. Schütz. Sie haben sich etwas gepudert?

Nella. Was Ihnen nicht einfällt! Kennen Sie mich nicht besser?

Krüger. Nein, lieber Freund, da sind Sie auf dem Holzweg. Sie hat eine weiße Haut, wie ich sie in diesem Leben noch nie bei einem weiblichen Wesen gefunden habe. Ich habe unserem Tintorello auch schon gesagt, er möge sich mit dem Fleisch nur ja so wenig wie möglich abgeben. (Zu Nella.) Hopp!

Nella. Ja ja, ich stehe schon ganz zu seiner Verfügung. (Sie besteigt ein schmales Postament, das in der Mitte des Ateliers steht.) Mir ist der Brummbär überhaupt zuwider.

Dr. v. Schütz. Wenn das wirklich der Fall wäre, dann würden Sie es vielleicht doch nicht so erbarmungslos in seiner Gegenwart aussprechen.

Krüger (zu Dr. v. Schütz). Kommen Sie hierher. Setzten Sie sich hier an meine Seite. Dies hier ist nämlich mein Beobachtungsposten. (Nachdem er Platz genommen, zu Knote.) Nun fangen Sie aber bitte endlich mal an, Hopp! — (Zu Dr. v. Schütz.) Ich kann mich nun einmal für diese moderne Klexerei nicht begeistern.

Knote (malend). Dem Impressionismus dankt es doch die heutige Malerei auf jeden Fall, daß sie sich unseren alten großen Meistern ohne Erröten an die Seite stellen darf.

Krüger. Hm — für ein Stück Schlachtvieh mag sie ja ganz angebracht sein.

Nella (zu Knote, indem sie mit der Linken ihr Kleid etwas rafft). So?

Knote. Ja, wenn ich bitten darf.

Nella. Oder wünschen Sie es noch etwas höher?

Knote. Ja, ja — noch etwas höher.

Nella. So vielleicht? — Ist es so recht?

Knote. Ja — so ist es gerade recht.

Krüger (zu Dr. v. Schütz). Ich finde sie nämlich von hier aus eigentlich noch vorteilhafter.

Nella. Ich bitte sehr, meine Herren; ich bin von allen Seiten gleich vorteilhaft.

Knote. Die Beleuchtung ist heute zum mindesten halbwegs erträglich.

Krüger. Sie müssen sie flott hinwerfen. Fassen Sie Ihren Pinsel doch etwas länger! — Hopp! —

Knote. Gewiß, Herr Sanitätsrat.

Dr. v. Schütz. Behandeln Sie sie als Stillleben! Malen Sie Schnee auf Eis! Wenn Sie tiefer gründen wollen, dann wird Ihre Kunst sofort unkünstlerisch.

Knote. Gewiß, Herr Doktor.

Krüger. Es verträgt nun einmal nicht jeder weibliche Körper Ihre pastose Behandlung!

Knote. Gewiß, Herr Sanitätsrat. — Sie pflegten den Kopf um eine Idee höher zu halten, gnädige Frau.

Yella (den Kopf etwas hebend). Malen Sie mir die Lippen etwas geöffnet.

Knote. Gewiß, gnädige Frau. Wenn gnädige Frau Ihre Lippen dann nur immer etwas geöffnet halten wollen.

Krüger (zu Knote). Die Kunst, wissen Sie, muß die Natur so wiedergeben, daß man wenigstens geistig dabei genießen kann!

Yella (zu Knote). So — sehen Sie! So halte ich sie halb geöffnet.

Krüger. Du mußt Dich in Deiner Stellung da oben überhaupt ganz so verhalten, als ob unser Titian hier gar nicht vorhanden wäre.

Knote. Sobald die Sonne über das Nebenhaus scheint, wirft die Mauer von gegenüber warme Reflexe herein. Ich hätte mir im vergangenen Herbst doch lieber ein freier gelegenes Atelier mieten müssen.

Yella. Ein Maler ist doch auch eigentlich gar kein Mann!

Dr. v. Schütz. Ich glaube nicht, daß Sie von einer rühmlichen Ausnahme so ohne Weiteres auf die ganze Zunft schließen dürfen.

Knote (mit verhaltener Stimme vor Seelenschmerz aufstöhnend). Oh verflucht — oh verdammt noch mal!

Dr. v. Schütz (zu Krüger). Haben Sie im Kolosseum denn die kleine O'Morphi schon als peruanische Perlenfischerin auftreten sehen?

Krüger. Drei Mal bis jetzt. Morgen sehe ich sie mir zum vierten Mal an. Hoffentlich bleibt sie den nächsten Monat noch hier. (Zu Knote.) Malen Sie ihr zum Henker die Augen etwas lebendiger!

Dr. v. Schütz. Der dicke Fürst Polossow führte mich neulich Abend mal hin. Er ist entschieden die dickste Perle, die sie bis jetzt gefischt hat. — Sagen Sie mal, finden Sie sie denn übrigens wirklich so fabelhaft?

Krüger. Meinen Sie die kleine O'Morphi?

Dr. v. Schütz. Sie hören ja, daß ich von der kleinen O'Morphi rede. Ich weiß nicht, auf mich hat sie nämlich gar keinen so hervorragenden Eindruck gemacht.

Krüger (tief aufseufzend). Wer will das bei einer Frau überhaupt von vornherein beurteilen?

Yella. Ich glaube, es hat geklopft.

Knote. Entschuldigen Sie mich bitte für einen Augenblick. (Er geht auf den Korridor.)

Krüger (zu Yella). Du darfst Dich ihm getrost noch etwas verlockender präsentieren, sonst wird das Porträt so langweilig, daß ich es in meiner Klinik zum Chlorophormieren benutzen kann.

Dr. v. Schütz (zu Yella). Sie kränken den Mann ja damit auch gar nicht weiter. Sie sagen ja selber, daß er nichts für Sie empfindet.

Krüger. Soll er empfinden, was er empfinden will! Wozu sitzen wir Zwei denn hier!

(Gaston von Schütz steckt den Kopf zur Thür herein.)

Gaston. Ist es denn nicht wenigstens für einen Moment erlaubt einzutreten?

Dr. v. Schütz. Donnerwetter, da ist ja mein Sohn!

Yella. Das ist ja Herr Gaston!

Krüger. Kommen Sie doch nur herein, hopp!

Gaston (ist eingetreten, zu Yella). Ach, meine Gnädigste! (Zu Krüger.) — Der Herr wollte mich nämlich wirklich zuerst nicht einlassen. Er sagte, er habe eine Dame in so außergewöhnlich gewagter Stellung zu malen, daß er sie unmöglich meinen Blicken aussetzen könne, ohne sie in tiefster Seele zu kränken.

Knote. Ich habe den Herrn mehrmals vergeblich gebeten, mir seinen Namen zu nennen.

Gaston (zu Yella). Ach, mein Gott, wenn ich Sie doch für meine Hauptrolle engagieren könnte.

Yella. Glauben Sie denn, Herr Gaston, daß ich für Ihre Pantomime auch gut genug tanzen würde?

Gaston. Wie könnte ich daran zweifeln? Sie haben doch in Herrn Sanitätsrat einen Tanzlehrer, wie man ihn an keiner Bühne Europas findet!

Krüger. O bitte, zu liebenswürdig!

Dr. v. Schütz. Was führt Dich denn eigentlich hierher?

Krüger. Sie lassen hier wohl auch insgeheim irgend jemand porträtieren?

Gaston. Ich wollte Dich zu meiner Generalprobe abholen. Auf der Redaktion sagte man mir, Du seiest hierher gefahren. — Kommen Sie nicht mit, Herr Sanitätsrat? In fünf Minuten muß ich auf der Bühne sein.

Krüger. Wie nennt sich denn eigentlich Ihr neuestes Ballet?

Gaston. Es heißt Zarathustra.

Krüger. Zarathustra? Ich glaubte, der wäre längst im Irrenhaus.

Gaston. Sie meinen Nietzsche, Herr Sanitätsrat! Der ist sogar schon tot.

Krüger. Sie haben recht; ich verwechsle die Beiden.

Gaston. Aber ich habe seiner Philosophie auf die Beine geholfen.

Krüger. Und auf was für Beine, lieber Freund! Auf die weltberühmten Beine der Corticelli! — Sehen Sie, das gefällt mir an Ihrem Symbolismus. An den Beinen erkennt man den Bühnendichter.

Dr. v. Schütz. Sie haben übrigens keine Zeit zu verlieren. (Zu Krüger.) kommen Sie doch mit!

Krüger. Unmöglich!

Gaston. Kommen Sie mit, Herr Sanitätsrat! Im dritten Akt sehen Sie Zarathustra in seinem Kloster mit seinen Jüngern, alles die jüngsten Damen vom Ballet, keine über siebzehn Jahre. Das ganze Tanzpoem spielt in der Stadt, die genannt ist „zur Bunten Kuh“. Sie sehen den Seiltänzer, die wilden Hunde, das Grunzeschwein; dann sehen Sie die krumme Obrigkeit, den bleichen Verbrecher, den roten Richter. Sie sehen den letzten Menschen, die berühmten Weisen, die Töchter der Wüste, den Wächter der Nacht. Und schließlich sehen Sie mit eigenen Augen, wie Zarathustra bei einbrechender Dunkelheit den Seiltänzer, der am Nachmittage vom hohen Thurmseil gestürzt ist und den Hals gebrochen hat, mitten auf dem Marktplatze beerdigt.

Krüger. Und das Alles haben Sie aus Ihrem eigenen Hirnkasten herausgeholt?! — Sie sind ja ein geradezu vorsündflutliches Genie!

Gaston. Sie schmeicheln mir Herr Sanitätsrat! Aber der dritte Akt, sehen Sie, der hat mir wirklich Schwierigkeiten gemacht. Das Glänzendste daran ist die Scene, wie der Feuerhund mit den Kobolden zusammen aus dem Feuerberge ausgespieen wird — die Kobolde vom Taillengürtel aufwärts bis über den Kopf in schwarzen Trauersäcken und vom Aschenregen bestreut. Auf der ganzen Bühne sieht man nichts als Beine und Beine!

Krüger. Phänomenal!

Gaston. Vierter Akt: Zarathustra's Heimkehr; Wandeldekoration; er zieht dem Hirten die Schlange aus dem Rachen — die Geburt des Uebermenschen. Die Corticelli tanzt den eben geborenen Uebermenschen mit einer Grazie, die mich jedesmal an Sphärenmusik erinnert; ich weiß nicht, ob Sie die schon gehört haben. Apropos Uebermensch, Herr Sanitätsrat, wissen Sie, wie ich mir den Uebermenschen eigentlich vorstelle? Nichts weiter, sehen Sie, als ein geflügelter Lockenkopf mit rosigen Wangen, blauen Augen, blühenden Lippen, und darunter, wo sonst der Hals anfängt, das Notwendigste, um sich, wie Nietzsche sagt, hinaufzuentwickeln. — Im letzten Akte sehen Sie Zarathustra vor seiner Höhle mit seinem Adler, seiner Schlange, den beiden Königen und dem alten Oelgötzen.

Krüger. Mir wäre es, wissen Sie, nämlich wirklich nur um den Uebermenschen zu thun. Probt denn die Corticelli heute Vormittag auch?

Gaston. Generalprobe, Herr Sanitätsrat! Alles probt mit, die alten Esel, die kleinen Maiglöckchen . .

Krüger. Bleiben Sie mir jetzt nur um Gottes Willen mit den kleinen Maiglöckchen vom Halse!

Gaston. Was kann Sie denn daran hindern, sie sich wenigstens anzusehen! Wir gehen nachher vielleicht noch mit ihnen in die Anglo-Amerikan-Bar. Da können Sie Ihrem Kunstenthusiasmus in Austern Genüge thun.

Krüger. Es geht nicht! Es geht nicht! Bis ich zurückkomme hat mir der Höllenbreugel das ganze Bild verpatzt!

Dr. v. Schütz. Das wäre doch wahrhaftig kein Unglück!

Nella. Darf ich Sie bitten, lieber, süßer Herr Gaston, reservieren Sie uns für die Première heute Abend doch auf jeden Fall eine Prosceniumsloge!

Gaston. Ist bereits geschehen, meine Königin!

Knote. Entschuldigen Sie, Frau Sanitätsrat, aber Sie halten Ihr Kleid jetzt wieder zwei Zoll tiefer als vorher.

Nella. Seien Sie doch nur ruhig!

Krüger (in Wut). Wenn man solch einem Caravacci nicht jeden Pinselstrich expliziert!

Dr. v. Schütz (reicht ihm die Hand). Also auf heute Abend, Herr Sanitätsrat.

Krüger (stampfend). Verdammte Klexerei! (Er stellt sich an die Staffelei hinter Knote.) Sie müssen hier oben ein wenig mehr modellieren. Das Haar ist schlecht. Sehen Sie das nicht? Nehmen Sie doch in des Henkers Namen etwas mehr Farbe auf Ihre Palette. Gaffen Sie ihr nicht in einemfort nur an die Beine hin. Sie sind nicht genug bei der Sache . . .

Gaston. Kommen Sie jetzt, oder kommen Sie nicht?

Krüger. Nun nur hopp! — In die Anglo-Amerikan-Bar bringen mich keine zehn Pferde mehr.

Dr. v. Schütz (Gaston und Krüger folgend). Wir nehmen meinen Wagen, der unten steht.

(Alle drei ab. Pause.)

Knote (spuckt aus). Pack! — Wäre doch das Leben zu Ende! — Brodkorb und Maulkorb! — Jetzt bäumt sich mein Künstlerstolz, wo sie draußen sind! Diese Gesellschaft! — — — Wenn ich — Frau Sanitätsrat bitten darf, die rechte Hand etwas höher zu halten.

Yella. Immer noch höher? — Das wird ja schon beinah unmöglich.

Knote. — Ich erscheine Ihnen wohl recht lächerlich?

Yella. Geben Sie nur Acht, er kommt gleich zurück. Er hält es keine zehn Minuten in der Generalprobe aus.

Knote. Liebt er sie denn so leidenschaftlich?

Yella. Er will sich einfach nicht zum Narren halten lassen. Ich finde auch, daß er darin vollkommen Recht hat. Ich kann das keinem Manne verdenken, der etwas auf sich hält.

Knote. Ist es denn wahr, daß er Ihnen Tanzunterricht erteilt?

Yella. Darüber lassen Sie uns lieber gar nicht reden. Das sind Privatangelegenheiten, die niemanden anders etwas angehen. — — Hören Sie, ich wußte es ja. Da ist er schon!

Knote. Wieso meinen Sie?

Yella. Es kommt jemand die Treppe herauf.

Knote. Weiß Gott, ich höre auch so was.

Yella. Malen Sie bitte, sonst zerschlägt er Ihnen die Knochen im Leib.

Knote. Es ist niemand. — Es ist die alte Hausmeisterin, die die Treppe fegt.

Yella. Gott sei gelobt!

Knote. — Sie scheinen mir aber gar nicht viel Gefühl für ihn übrig zu haben.

Yella. Ich bin, was ich bin. Wen will das Wunder nehmen! Sie sind ein glücklicher Mensch. Sie können sagen: Ich liebe diesen Menschen und ich hasse jenen Menschen. Das kann Unsereins nicht. — Aber malen Sie bitte! Er sieht nach, wieviel Sie gemalt haben, wenn er zurückkommt.

Knote (malend). Sie waren mit ihm zusammen auch in Paris?

Yella. Woher wissen Sie das? Davon hat er Ihnen doch wohl nichts erzählt?

Knote. Ich hörte so was. — Es scheint unter den jungen Künstlern in Paris auch entsetzlich viel Elend zu geben. Ist Ihnen das nicht aufgefallen?

Yella. Wir sind in Paris nur bei Nacht ausgefahren. Tagsüber war er mit seinen Professoren zusammen. Ich saß derweil zu Hause im Hotel vor dem Kaminfeuer und rauchte.

Knote. — — Haben Sie denn überhaupt jemals in Ihrem Leben irgend einen Menschen wirklich geliebt?

Yella. Das thue ich sogar heute noch. — Das trauen Sie mir wohl gar nicht zu?

Knote. Offen gesagt, nein. Es fällt mir ziemlich schwer, mir das vorzustellen.

Yella. Aber was hilft Einem denn das. Stellen Sie sich einmal vor, daß dieser Mann Einem eines Tages erklärt: Du mußt jetzt den und den heiraten, ob Du willst oder nicht!

Knote. Ich finde das geradezu unerhört!

Yella. Sie finden das unerhört? Sie haben gut reden! — Seine Frau ist ihm plötzlich gestorben, nachdem sie jahrelang krank gelegen hat, und nun möchte er sich eben gerne wieder verheiraten, noch dazu mit einem jungen Mädchen aus den allerstrengsten Gesellschaftskreisen. Dabei bin ich ihm dann doch natürlich nur im Wege!

Knote. Und deshalb lassen Sie sich dann willenlos von ihm aus dem Wege schaffen?!

Yella. Ich sage Ihnen doch, daß ich den Mann liebe! Da werde ich mich doch nicht in unvernünftiger Weise direkt zwischen ihn und sein Lebensglück stellen!

Knote. Es muß eine beneidenswerte Wonne sein, so selbstlos von einer Frau geliebt zu werden! — Wer in aller Welt ist denn dieser gewaltige Lebenskünstler?

Yella. Das könnten Sie jetzt doch wirklich nachgerade gemerkt haben!

Knote. Sie dürfen nicht vergessen, gnädige Frau, daß ich der geborene Dummkopf bin.

Yella. Das scheint mir beinahe der Fall zu sein, nachdem Sie zwei Monate lang an dem Portrait seiner Braut malen.

Knote. Wie meinen Sie das?

Yella. Seine Braut kommt doch seit zwei Monaten jeden Nachmittag zu Ihnen, um sich von Ihnen malen zu lassen!

Knote. Der also? — Der eben erst hier war? — Und dieses Ungeheuer lieben Sie?!

Yella. Ich verdiente keinen freien Atemzug mehr zu thun, wenn ich ihn nicht liebte! Hätte mich dieses Ungeheuer nicht von der Straße aufgelesen, dann watete ich noch heute, wie ich es als Kind gethan habe, mit Papa Wolschke im tiefsten Schmutz. Und Sie hätten sich Ihren Rock am allerschnellsten zugeknöpft, wenn ich Ihnen damals Nachts an einer Straßenecke unversehens unter die Augen getreten wäre.

Knote. Was kann ich Ihnen, als der Bettler, der ich bin, darauf antworten! Ich habe auch keinen Pfennig auf meine Künstlerlaufbahn mitbekommen, obschon ich aus einer ziemlich begüterten Bauernfamilie stamme. Aus den Schrecknissen, die Sie durchlebt zu haben scheinen, hätte ich mich aber vielleicht trotz all meiner Energie doch nie emporringen können.

Yella. Das glaube ich Ihnen; aber wie hätten Sie das denn als Mann auch anfangen wollen! In der Beziehung sind wir freilich besser daran. Unsere weiblichen Eigenschaften nehmen es ebenso gut mit Klassenunterschieden wie mit Standesunterschieden auf. Für uns hat die Welt keine Hindernisse.

Knote (läßt den Arm sinken). Ich kann unmöglich weiter malen.

Yella. Was ist mit Ihnen?

Knote. Die Beleuchtung hat sich mit einem Male vollkommen geändert.

Yella. Ich bleibe ruhig hier oben stehn, Sie mögen thun und lassen, was Sie wollen! Sie sind hier ja in Ihrem eigenen Haus. Meinetwegen können Sie sich Kaffee kochen!

Knote. Wollen Sie sich denn Ihr Bild nicht einmal ansehen?

Yella. Ich danke Ihnen sehr. In die Falle gehe ich nicht. Ich sage Ihnen ja, ich bleibe, wo ich bin. Und wenn Sie das Atelier auch an seinen vier Ecken anzünden, ich weiche nicht von meinem Platz!

Knote. Dann erlauben Sie mir wenigstens eine ernste Frage!

Yella. Fragen Sie, was Ihnen beliebt.

Knote. Finden Sie denn nicht selbst, daß Sie und ich einander unendlich viel näher stehen, daß wir, arm wie wir beide sind, zehnmal mehr Gemeinschaft mit einander haben, als mit jener Gesellschaft von Sklavenhaltern und Glücksrittern, in der Sie leben, in der ich das trostlose Glück hatte, Sie kennen zu lernen?!

Yella. Sie haben ebensowenig Ursache, sich über diese Gesellschaft zu beklagen, wie ich! Sie leben von dieser Gesellschaft von Sklavenhaltern geradeso gut, wie ich von den Sklavenhaltern lebe! Und wenn diese Gesellschaft nicht wäre, dann könnten wir Beide, Sie und ich, zusehen, wo wir mit unseren Kenntnissen blieben!

Knote. Oh, wenn Sie doch nur wüßten, wie ich dieses Pack verabscheue! Wenn Sie wüßten, wie mich schon gleich der Ekel an der Kehle würgt, wenn einer dieser vollgefressenen, glotzäugigen Mastochsen nur erst seinen Mund aufthut! Denn, was kommt anderes heraus, als immer nur ein Schwefelregen auf eine frische Saat! Was kommt anderes heraus, als ein Faustschlag auf eine klaffende Wunde! Gemütsverrohung heißt bei diesen Menschen Männlichkeit! Ihre Schutzwehr gegen jede Gefahr ist das allerniedrigste Dickhäutertum! Wie unsereiner an den heiligen Rätseln des Lebens, so leiden sie an der Gicht und an geschwollener Leber. Und wenn ein Friedrich Nietzsche Auge in Auge mit der Ewigkeit erbarmungslos seine unerbittlichen Konsequenzen zieht, dann sehen diese Geldsäcke in Menschengestalt einen Wald von bengalisch beleuchteten Beinen sich vor ihrer tierischen Einbildungskraft entschleiern!

Yella. Dadadadadadada! Wie Sie schön zu reden verstehen! Wer hätte Ihnen das zugetraut! — Aber diese Dickhäuter, sehen Sie, von denen Sie sprechen, die habe ich nie anders als zur Erholung beim Sekt nach gethaner Arbeit und vollbrachtem Tagewerk so schön reden hören. Wenn etwas gethan werden soll, dann thun es diese Dickhäuter kurzweg, ohne viel Worte dabei zu machen und nachher reden sie meistens auch nicht einmal mehr darüber.

Knote. Glauben Sie denn vielleicht von mir, daß ich keiner That fähig bin?!

Yella. Bis jetzt glaube ich das allerdings; aber Sie dürfen es mir nicht übel nehmen.

Knote. Dann werde ich Ihnen das Gegenteil beweisen!

Yella. Fassen Sie sich nur ein Herz. Ich warte darauf.

Knote. Sehen Sie dieses Bild an! Ich habe fünftausend Mark dafür zu erhalten. Das ist für mich keine Kleinigkeit. Zweitausend Mark Vorschuß habe ich bis jetzt bezogen. Die übrigen dreitausend Mark bedeuten für mich die Möglichkeit, meine eigenen Ideale verwirklichen und als freier Künstler arbeiten zu können. Wird mir diese Möglichkeit aber von Leuten aus Ihrer Gesellschaft geboten, von diesen Glücksrittern und Sklavenhaltern, dann verzichte ich lieber von vornherein auf den Ertrag, denn solcher Menschen Wohlthaten können nur Fluch und Verderben in ihrem Gefolge haben. — Wollen Sie sich Ihr Bild noch einmal ansehen?

Yella. Ich gehe nicht von meinem Platz.

Knote (zieht ein Messer aus der Tasche). Wollen Sie sich Ihr Bild noch einmal ansehen??

Yella. Ihr Messer fürchte ich noch lange nicht! Hier stehe ich! Stoßen Sie doch bitte nur zu!

Knote. Sie haben nichts vor mir zu fürchten! Aber wenn Sie Ihr

Bild hier noch einmal ſehen wollen, dann ſteigen Sie von Ihrem Poſtament zu mir herunter!

Yella. Das thue ich nicht! Mit Drohungen bringen Sie mich hier nicht herunter. Was geht mich Ihr Bild an! Zerſtören Sie es doch nur, wenn Sie wirklich den Mut dazu haben!

Knote. Ob ich den Mut dazu habe?! (Er zerſchneidet das Bild von oben bis unten und von links nach rechts.) Da ſehen Sie, daß ich den Mut dazu habe!

Yella (ſpringt von ihrem Poſtament). Sind Sie wahnſinnig geworden?! — Das ſchöne Bild!

Knote (ſie umfaſſend). Das ſchöne Bild, mein Kind — was gilt mir das Alles gegen einen aufrichtigen, treuen Blick aus Deinen Augen — ſo wie Du mich jetzt anſiehſt! Dich glücklich zu wiſſen, Deine Seele aus dem Schlamm emporzuheben, in dem ſie augenblicklich dem Ertrinken nahe iſt das iſt ein Werk, das mich höher und heiliger begeiſtert, als alle Kunſt mit all ihrer hehren Trunkenheit. — Sag mir nur das Eine: Würdeſt Du mich lieben können, auch wenn Du kein Ponnygeſpann über die Quaibrücke zu lenken hätteſt, auch wenn Du Dein entzückendes, niedliches Ohr nicht mit Diamanten ſchmücken könnteſt, auch wenn wir ſtill und beſcheiden in einem abgelegenen Winkel auf dem Lande nur unſerer Liebe lebten und Du mich und Deine Kinder Dein höchſtes, einziges Beſitztum auf dieſer Erde nennen müßteſt?

Yella. Wie Deine Wangen glühen! Wie Dein Herz rebelliert! Weiß ich denn bis jetzt, ob Du mich wirklich liebſt? Du redeſt ſo viel!

Knote. Wie kannſt Du nur noch an meiner aufrichtigen Liebe zweifeln! Ich werde Dir ein Heim ſchaffen, wie es nur in Kindermärchen zu finden iſt. Ich werde Dir jeden Deiner geheimſten Wünſche an den Augen ableſen. . .

Yella. Thu' das! Thu' das bitte! Ich beſchwöre Dich darum! Du machſt mich überglücklich!

Knote. Ich werde . . . Da tappt jemand an der Thür herum!

Krüger (von außen, dumpf). Machen Sie auf! Schließen Sie auf!

Yella. Verſtecken Sie mich, um Gottes Willen!

Knote. Es wird die alte Hausmeiſterin ſein, die die Treppe fegt . . .

Yella (vor ihm in die Knie ſinkend). Verſtecken Sie mich! Er ſchlägt mich tot!

Krüger (hereinſtürzend). Wirſt Du jetzt gleich mit mir nach Hauſe fahren!

Yella (Knotes Knie umklammernd). Er ſchlägt mich tot! Er ſchlägt mich tot

Krüger. Wirſt Du . . . (nach Atem ringend, mit erhobenem Stock.) Hopp! — — Hopp! — — Ho-hopp! . . . (Er ſtürzt vornüber und bleibt liegen.)

Knote (eilt ihm zu Hilfe und beugt ſich über ihn). Herr — Herr — Sanitäts — Herr Sanitätsrat — Herr Oberſanitätsrat —

Yella. Um Gottes Barmherzigkeit Willen, was iſt da geſchehen!

Knote (über Krüger gebeugt). Er hat ſich die Stirne verletzt. — Herr Oberſanitätsrat! — Sein Puls ſchlägt noch. — Herr Geheimrat! — — Er hört nicht. Um Gottes Willen, was läßt ſich denn da thun! Ein Arzt, ſo raſch als möglich! Parterre wohnt der Doktor Meier. — Herr Oberſanitätsrat! — Ich gehe raſch hinunter, um den Doktor Meier heraufzuholen. — Seine Schläfen ſind eiskalt. Und in der Hand rührt ſich gar nichts. Hoffentlich kann der Arzt noch das Aeußerſte abwenden! (Zu Yella.)

Wollen Sie doch bitte derweil das Atelier etwas in Ordnung bringen. Ich bin gleich zurück. (Ab.)

Yella (allein). — Auf einmal springt er auf. — Er hat mich überall im Auge. — Er sieht mir auf die Füße und beobachtet jeden Schritt, den ich thue. — Und wenn es ihm trotzdem ernst ist — wenn er mich allein läßt — was dann? — — Nein — er nimmt mich mit hinunter — läßt mich unten tanzen. Er kann alles durchsetzen; er ist zweifacher Millionär — vor dem Teufel und der ganzen Hölle läßt er mich tanzen. — Die Millionen nimmt er auch mit! — Mich — und die Millionen — und meinen Tanz . . .

Knote (zurückkommend). Der Arzt kommt gleich! — Wollen Sie sich denn nicht wenigstens anständig anziehen?

Yella. Wie Sie befehlen. (Zu Krüger.) Wie Du befiehlst . . . (Sie geht ins Schlafzimmer ab.)

Knote (allein, setzt sich auf das Postament und vergräbt den Kopf in die Hände). — — Aus den dunklen Tiefen der menschlichen Gesellschaft komme ich herauf — mit einem unbezähmbaren, eingeborenen Lechzen nach Licht, nach Luft und Herrlichkeit! — Einem Lechzen, das während gramvoller langer Jahre in Erniedrigung, das unter schmachvollsten Demütigungen, unter Entbehrungen, deren Furchtbarkeit öfter die Grenzen menschlicher Lebenskraft ausmaß, nicht hat erlöschen wollen! — Wer lernte je, solang er atmete, sein eigenes Geschick begreifen! — Ueber diese grausenvolle Schwelle zu meinem Glück zu schreiten, über diesen entsetzlichen Vernichtungsschlag zu Wohlstand und Unabhängigkeit zu gelangen, hast Du unter Tausenden mir in Deiner unerforschlichen Fügung gütigst vorbehalten! — — Hätte sich der bebende, schüchterne Jüngling, als ihm die Welt und der Lebenskampf wie ein unüberwindliches, wutschnaubendes Ungeheuer entgegengrinsten — hätte er sich in seinen verstiegensten Aengsten je eine so kreischende Blasphemie von Schicksalsgnaden träumen lassen?! — Ich faß es nicht, ich faß es nicht, und mir graut fast, meine Hand auf diesen Gewinn zu legen! — — (Er hat sich erhoben.) Aber Du bist ein Geschöpf, an dem sich die Menschheit versündigte, noch ehe Du zum ersten Mal die Augen öffnetest! An Deiner schauervollen sittlichen Verwahrlosung trägst Du selbst so wenig die Schuld, wie ich an der starren Unbeugsamkeit meiner Künstlerseele, wie ich die Schuld an meiner bäurischen Einfachheit, an der Unverwüstlichkeit meiner Energie und an meiner übermenschlichen Körperkraft trage. Und so will ich Dich denn retten, um des Glückes, das Du mir bringst, würdig zu sein! Das schwöre ich! Das schwöre ich Angesichts dieser erloschenen Augen; das schwöre ich bei Allem, was ich Hohes und Heiliges in dieser Welt kenne; ich schwöre es bei dem, was mir die Zukunft an Erfolgen und Ruhm zu bieten hat! — Du bist ein Mädchen, das aller Verderbnis zum Trotz den untilgbaren Stempel der Seelenreinheit, der geistigen Größe im Antlitz, im Rhythmus der Füße, in jeder Körperbewegung trägt. Deine Züge können lügen; hundertfach haben sie gelogen, tausendfach; das glaube ich gern. Aber wen belogst Du damit! Gemeine Spekulanten, niedrige Epikuräer, geistige Hochstapler, die das leuchtende Kleinod, hätte es sich ihnen unvorsichtiger Weise jemals unverhüllt gezeigt, nur hätten beschmutzen oder mit ihren rohen Schinderfäusten zertrümmern können! — Mir, dem bescheidenen Kindergemüte, mir, dem reinen Thoren blieb es vorbehalten, Dich in der Wüstenei des weltlichen Getriebes zu entdecken! Und so sei denn auch all mein künftiges Leben und Streben Dir allein geweiht. Eine lebendige Gottheit sollst Du

durch die Verehrung, mit der ich Deinem Wohl und Deiner seelischen Auferstehung lebe, über meine Thaten herrschen! Und in Augenblicken der Bangigkeit und des Zweifels wird Dein kluger Orakelspruch — unbewußt aus den ewigen Weltgesetzen entsprungen — mein Handeln bestimmen. — — Welcher Mensch in der Welt wüßte denn auch besser als ich, wie sich Menschen aus der Tiefe emporheben und veredeln lassen! Ihre niedrigen Eigenschaften nicht beachten, auch wenn alle Welt mit Fingern darauf weist. Und ihre guten Eigenheiten hegen und großziehen, bis sie zu so herrlichem Wachstum gediehen sind, daß die schlechten nirgends mehr Platz und Nahrung finden. Jeder Mensch, sei er wer immer er sei, will lieber Gutes als Schlechtes thun. Das ist meine höchste Weisheit und der vertraue ich! — —

(Nella kommt im Rock einer eleganten Straßentoilette und in weißer Untertaille aus dem Schlafzimmer, vollkommen angekleidet bis auf die Taille, die sie in der Hand hält.)

Nella. Würden Sie mir bitte helfen, die Taille anziehen. Ich kann sie nicht zuhaken. Meine Hand zittert.

Knote (verwirrt). Was soll ich . . . ?

Nella. Mir helfen die Taille anziehen. Oder verstehen Sie sich vielleicht nicht so genau auf Damentoiletten?

Knote (noch wie vorher in innerem Kampf). . . Mir graut davor, meine Hand auf den Gewinn zu legen . . .

Nella. Ihnen graut vor mir?

Knote (umfaßt sie überwältigt). O Weib! — O Glück!

Vorhang.

Rossetti, Burne Jones und Watts.

Von **Richard Muther.**

1. Rossetti.

Dante Gabriel Rossetti war Katholik und Süditaliener. Sein Vater, ein Charakter wie Crispi, war lange Konservator des Museums von Neapel und hatte durch seine Freiheitsgedichte sich dort so verdächtig gemacht, daß er 1820, als die Bourbonen wieder in Italien einzogen, aus dem Lande verwiesen wurde. Er wendete sich nach London, wo er litterarische Beziehungen hatte. Denn seine Frau war eine Schwester Polidoris, des Sekretärs von Byron. Selbstverständlich blieb er aber auch in seiner neuen Heimat noch mit der alten verbunden. Als Professor am Kings College trug er italienische Litteraturgeschichte vor. Ein Kommentar der göttlichen Komödie war das Haupterzeugnis seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Und diese Sehnsucht nach Hesperien vererbte sich auf die Kinder. Ein junger Mensch, der mit seinem Broncekopf, seinem weiten offenen Hemdkragen und der Nonchalance seines Wesens eher einem neapolitanischen Gondoliere als einem Engländer glich, träumte auch Dante Gabriel aus dem Nebel der Themsestadt sich in den sonnigen Süden, aus dem Grau der Gegenwart sich in die Schönheitswelt Dantes hinüber.

Madox Brown, zu dem er sich wendete, um Maler zu werden, konnte ihm nichts sagen. Er bemühte sich redlich, malte das Porträt seines Lehrers ganz so spitzpinselig genau, wie es etwa Hunt gethan hätte. Doch bald erschien es ihm zu geistlos, Tabakkisten zu kopieren. Er verließ Brown, entsagte der Malerei und machte Gedichte, denen er den bezeichnenden Titel gab: „Chants d'art catholique". Auch als später die Brüderschaft gegründet wurde, war es eigentlich nur die Begeisterung, die Sehnsucht, ein schönes Neues an die Stelle eines ausgelebten Alten zu setzen, was ihn mit seinen Genossen verknüpfte. Was Hunt und Millais wollten — Naturpartikelchen mit peinlicher Genauigkeit wiedergeben — interessierte Rossetti nicht im geringsten. „Early Christian Art" sollte nach seinem Vorschlag das Banner der Brotherhood sein. Und diese Bezeichnung sagt, wodurch

er gleich anfangs ſich von den übrigen unterſchied. Die malten, vom Naturmodell ausgehend, ſehr vernünftige, rationaliſtiſch-engliſche Bilder. Roſſetti, Romantiker der alten Kunſt, ſaugte den Duft der altmeiſterlichen Werke ein, ſchwärmte für den myſtiſchen Zauber der frommen Legenden, für den archaiſchen Reiz goldener Heiligenſcheine, für die zaghafte Sprödigkeit der Primitiven. Seine Kunſt war nicht Naturkopie, ſondern ein Erzeugnis litterariſch-artiſtiſcher Gourmandiſe, jener Aeſtheticismus der ganz Feinen, die in die kindlichen Formen der Primitiven ihre eigenen überkulturellen Empfindungen legen. Es beginnt mit ihm das Streben „das Leben aus Kunſteindrücken und nur aus ſolchen zuſammenzuſetzen.“

The Girlhood of Mary Virgin hieß das erſte Bild, das er 1849 auf die Ausſtellung ſchickte. Die Scene ſpielt auf einer Terraſſe, über die der Blick ſich in eine wunderbar weltferne Landſchaft öffnet. Auf einem Baume vorn ſitzt die Taube des heiligen Geiſtes. Joachim nimmt Trauben ab. Anna belehrt ihre Tochter im Sticken. Links bringt ein allerliebſter ſchüchterner Engel eine Vaſe mit einer Lilie herbei und ſtellt ſie auf fünf Folianten, auf denen die Worte Caritas, Fides, Prudentia, Temperantia und Fortitudo ſtehen. Es iſt kaum möglich, die keuſche Lieblichkeit primitiver Kunſt mit größerer Raffiniertheit nachzuempfinden.

Das nächſte Bildchen, 1850 gemalt, iſt die berühmte Verkündigung, die heute in der Tate Gallery hängt. Roſſetti ſchließt ſich hier den Regeln der Praeraſaeliten an, indem er Alles möglichſt natürlich zu geben ſucht. Der Engel hat keine Flügel und er ſchwebt nicht. Maria hat nicht, wie auf den Bildern der alten Meiſter, ſich in die herkömmliche Poſitur geſetzt. Sie kniet an keinem Betpult, hält kein Gebetbuch. Wie aus einem Traum fährt ſie auf. Wenn die Lilie nicht wäre, die der Engel hält, würde man lediglich einen jungen Menſchen ſehen, der in das Schlafgemach eines Mädchens tritt. Und doch, wie unſagbar fein iſt der archaiſche Duft, der aus dem Werke ſtrömt. Weiß giebt den Grundton. Die blaue Bettportiere und der rote Rahmen mit der begonnenen Stickerei, das Stückchen hellblauer Himmel, das durch das Fenſter hereinlugt, die goldenen Heiligenſcheine und die grünweißen Lilien ergeben eine Farbenharmonie von unbeſchreiblichem Zauber. Gleichzeitig kündigt ſich jene bebende Sinnlichkeit an, die ſeitdem die Note Roſſettis wurde. Man denkt an Greuze, an den „zerbrochenen Krug“, mit ſo unſagbarer Gourmandiſe iſt der Ausdruck dieſes Mädchens gegeben, das verſtört und ſcheu die Botſchaft der „Fécondité“ vernimmt.

So hat ihn ſpäter die Bibel nur noch in dem Sinne beſchäftigt, daß er zuweilen kleine erotiſche Scenen herausgriff. Maria Magdalena an der Thür Simons heißt ein Bildchen, daß die ſchöne Sünderin darſtellt, wie ſie in wildem Verlangen Einlaß in ein Haus begehrt, durch deſſen Fenſter man den ſchwärmeriſchen blaſſen Troubadourkopf des Heilandes ſieht. Weit mehr als die bibliſchen Legenden beſchäftigten ihn die Sagen des Rittertums. „Douce nuit et joyeux jour à chevalier de bel'amour“ iſt das bezeichnende Motto das unter einem der Bilder ſteht, und in einem andern: „Sir Tristan and La Belle Iseult drinking the love potion“ iſt das Leitmotiv für die ganze Kunſt Roſſettis gegeben. Er als erſter hat ſich mit der Arthurſage beſchäftigt. Er zeigt Lancelot, wie er aus dem Zimmer der Ginevre ſchleicht, Lancelot und Ginevre auf dem Grabe Arthurs, Lancelot und die Dame von Shalott. Doch auch die andern Liebespaare der Vergangenheit ziehen in ſeinem oeuvre vorüber. Er malt Scenen aus dem Decamerone und aus dem Roman de la Rose, malt Sir Galahad, Franceſca und Paolo, King Renés Honeymoon und Lucrezia Borgia.

Durch dieſe Titel iſt gleichzeitig die Note ſeiner Erotik gekennzeichnet. Nie handelt es ſich um Sinnlichkeit in antikem Sinne, ſondern um jene ſchwüle, ſich als ſündhaft empfindende Leidenſchaft, die erſt das Chriſtentum in die Welt gebracht. Hingebung, Schmachten und Sehnſucht; Liebe, über der ein dunkles Verhängnis ſchwebt; Blutſchande, Liebe auf Gräbern — das iſt das Thema der Werke. Unendlich oft wird geküßt. Doch dieſe Küſſe ſind nicht die tändelnden, wie ſie Fragonard malte. In ſchmerzvollem, ſeelenausſagendem Kuß preſſen ſich die Lippen auf einander. „Ich trinke dir die Seele aus, die Toten ſind unerſättlich.“ Selbſt in dem Boat of Love, das inhaltlich an die Einſchiffung nach der Cythere-Inſel anklingt, giebt es weder Umarmungen noch kokettes Blinzeln und Flüſtern. Traurig, tief traurig blicken die Liebenden ſich ins Auge. Traurig, tief traurig, mit dem Bewußtſein, ein Verbrechen zu begehen, ſinken ſie ſich in die Arme, weil eine höhere rätſelhafte Macht ſie zwingt. Namentlich das Bild, wie der alte Borgia in ſcheuer Erregung ſeine Tochter betrachtet, hat an Raffiniertheit nur in Moreaus Salome ſeinesgleichen.

Roſſetti verlebte ja damals ſeinen Honeymoon. Als eine Allegorie auf ihn ſelbſt möchte man das wunderbare Sphinxbild deuten, mit dem bleichen Jüngling, der zu Füßen des grauſamen, unerſättlichen Weibes kniet. Miß Eliſabeth Siddal, die junge Modiſtin, die ſein Freund Deverell ihm zuführte, war für ihn geworden, was für Giorgione Cecilia war: die Muſe, die ihn zu ſeinen ſchönſten Werken begeiſterte. Seit 1853 lebte er mit ihr, 1860 heiratete er ſie, und all die Bildchen aus der mittelalterlichen Ritterwelt, die er damals malte, waren nur Umſchreibungen ſeines eigenen Liebesglücks.

Eliſabeths Krankheit und ihr Tod brachte dann in ſeine Kunſt wieder eine neue Nüance. Sie riecht nach Tuberkelbazillen, kann der Geſunde ſagen, den dieſes Hektiſche unangenehm berührt. Andererſeits hat dieſes Kranke doch den Geſtalten Roſſettis erſt ihren überirdiſchen Adel, ihren ätheriſchen, ſpinngewebefeinen Reiz verliehen. Man weiß, mit welch teufliſcher Gourmandiſe Poe die Züge ſeines ſchwindſüchtigen jungen Weibes beſchreibt. „Sie hatte große ſchwarze Augen und ihre Geſichtsfarbe war von perlenhafter Bläſſe. Ihr bleiches Geſicht, ihre ſtrahlenden Augen und rabenſchwarzen Haare gaben ihr ein überirdiſches Ausſehen; man hatte, wenn ſie huſtete, die Empfindung, einer faſt befreiten Seele gegenüber zu ſtehen.“ Und als ſie geſtorben war, beginnen bei Poe jene ſchaurigen Erzählungen, die von Scheintod, Geiſtererſcheinungen und geöffneten Gräbern handeln. Er ſchreibt „Momus and Una“, jenes Geſpräch zweier Liebenden nach dem Tode. Er ſchildert, wie ſeine Frau ihm erſcheint, wie er an ihrem Blicke ſich wahnſinnig ſtarrt. Wie ſie ihm zulächelt. „Die Zähne, die Zähne. Greifbar waren ſie vor mir: lang, ſchmal und unnatürlich weiß.“ Er ſehnt ſich nach ihnen in wilder, leichenſchänderiſcher Sinnlichkeit. Da tritt ſein Diener ins Zimmer und flüſtert ihm zu, daß man ein geöffnetes Grab, einen entſtellten, ins Leichentuch gewickelten Körper gefunden hätte, der noch feuchte, noch pulſierte, noch lebte. „Er richtete meine Aufmerkſamkeit auf einen Gegenſtand an der Wand. Ich blickte darauf hin: es war ein Spaten. Mit einem Schrei ſtürzte ich an den Tiſch und ergriff ein Käſtchen, das darauf ſtand. Ich konnte es nicht öffnen, bei meinem Zittern glitt es mir aus der Hand, fiel ſchwer und ſprang entzwei; und heraus rollten einige zahnärztliche Werkzeuge, untermiſcht mit 32 ſchmalen, weißen Gegenſtänden, die aus Elfenbein zu ſein ſchienen.“

Liegt ein Zuſammenhang zwiſchen Poe und Roſſetti vor? Die Ver-

mutung drängt sich auf, weil er in manchen seiner Bilder sich ganz seltsam mit Poeschen Gedanken berührt und weil auch die merkwürdige Geschichte von der Exhumierung seiner Gedichte von Poe ersonnen sein könnte. Zunächst kleideten sich die Poeschen Gedanken freilich in das Gewand der Vita nuova. Rossetti trug ja nicht nur den Vornamen Dante. Er sah nach dem Tode Elisabeths in dem Schicksal des großen Florentiners gewissermaßen sein eigenes vorgebildet. So wurde Elisabeth Siddal ihm zur Beatrice Portinari. Er malte die wunderbare Salutatio Beatricis in Eden und die Salutatio Beatricis in Terra; malte die Szene, wie Beatrice auf dem Balkon ihres väterlichen Palastes still und leidlos ins Jenseits hinüberträumt; malte den Liebesgott, der Dante an das Sterbelager der Toten führt; Beatrice, wie sie am Jahrestag ihres Todes, ein zartes, stilles Phantom, dem Geliebten erscheint.

Erst später löst sich der Zusammenhang mit Dante, und diese späteren Werke haben dann gar keinen erzählenden Inhalt mehr. Statt vielfiguriger Bilder malt er nur noch solche, aus denen eine einzige Frauengestalt — der Poe'sche Spirit — mit großen, sinnlich glühenden, wie im Glanz der Verwesung phosphoreszierenden Augen uns anstarrt. Er zeigt diese Frau als „Blessed Damozel", wie sie des Geliebten denkend vom Himmel auf die Erde herabblickt, Lilien im Arm, von Engelchören umgeben. Oder sie erscheint als Sibylle, mit düsterem, rätselvollem Auge ins Unendliche starrend. Oder sie verwandelt sich in Lilith, „Adams erste Frau, nimm dich in acht vor ihren schönen Haaren." Proserpina, Fiammetta, La Ghirlandata, Astarte Syriaca, Desdemona, Mariana, Beata Beatrix, Aurea Catena, Pomona, la Donna della finestra lauten andere Unterschriften. Nichts geschieht auf den Bildern. Die Dame hält nur einen Fächer, einen Spiegel, ein Buch, sie kämmt ihr Haar, sie hat die Hände über einander gelegt, sie träumt. Und doch scheint von den Händen, den Augen und Lippen ein magnetisches Fluidum auszuströmen. Denn alle Begehrlichkeit seiner Sinne gießt Rossetti in die Formen hinein. Er malt la bella mano — da ist der ganze Inhalt des Bildes die Empfindung einer weichen, weißen, langen Hand, deren Berührung erschauern macht, malt Venus Astarte, da ist der ganze Inhalt die Empfindung eines schlanken Halses, der unter wahnsinnigen Küssen sich zurückbiegt; malt die Frau mit dem Spiegel, da denkt man an einen Menschen, der seinen Kopf in diese Haare preßt und bebend die berauschenden Düfte einsaugt. Stets ist die Liebesgöttin Rossettis ein gewaltiges Wesen von grausamer, beunruhigender Schönheit. Mächtig ist der Leib. Wogendes, dickes, kastanienbraunes Haar flutet tief in Stirn und Nacken hernieder. In verzehrendem Feuer, in dunklem, nervösem Verlangen lechzen die Augen. Zu dämonischen Küssen bäumen sich die schwellenden Lippen. Alle Taumel der Musik — geisterhaftes Orgelspiel oder die weichen, schmelzenden Klänge der Laute — auch betäubende Gerüche von wundersamen Blumen, von Rosen und Hyazinthen müssen den Zauber der Bilder steigern. Man möchte sagen: der Inhalt seiner ganzen früheren Kunst hat sich zu großen Symbolen verdichtet. Vorher brauchte er Handlungen und Geberden, Paare, die sich küßten und aneinander schmiegten. Jetzt suggeriert er durch eine einzige Frauengestalt die Idee aller Sinnlichkeit, die es auf Erden giebt.

Man hat auch diese Köpfe noch alle in Zusammenhang mit Elisabeth Siddal gebracht. Man hat gesagt, die Erinnerung an sein kurzes Liebesglück habe seit 1863 den ausschließlichen Inhalt von Rossettis Kunst gebildet. Doch ganz richtig scheint das nicht zu sein. Es hat sich bei Rossetti mit

dem Amoroso in seltsamer Weise der Blagueur gemischt. Schon in seiner Jugend, wie Hunt tadelnd bemerkt, hätte er, während er seine biblischen Bildchen malte, die obscönsten Witze über Religion gemacht. Nach dem Tode seiner Frau ließ er die Verse, die er ihr gewidmet hatte, mit ihr einsargen, und nach 7 Jahren grub er die Gedichte aus, obwohl er die Urschrift wahrscheinlich im Schreibtisch hatte. Rossetti liebte es, durch Extravaganzen von sich reden zu machen und dankt die vielen Millionen, die er für seine Werke einnahm, zum Teil diesem romantischem Nimbus, der seinen Namen umwob. So sah er es auch gern, wenn in den Blättern erzählt wurde, daß seine Kunst der „Verkehr mit einer Toten" sei, daß die Traumgestalt seines verstorbenen Weibes sein ganzes Denken beherrsche. Doch seltsamerweise haben die Bilder, die zu Lebzeiten Elisabeths und unmittelbar nach ihrem Tode entstanden, außer dem wallenden Haar sehr wenig mit dem eigentlichen „Rossettikopf" gemein. Die Linien des Gesichtes noch in der „Fair Rosamond" sind ganz anders. Da malte er 1868 das Porträt der Mrs. William Morris: die wunderbaren Hände übereinander gelegt, Buch und Blumen daneben. Und hier zum ersten Mal taucht der Typus auf, der nun der herrschende wurde. Weniger Miß Siddal als Mrs. Morris scheint die Seele von Rossettis Kunst zu sein. Man denkt wieder an Poe, an die Geschichte in „the valley of the Many-Coloured grass", wo aus der Asche des gestorbenen Weibes sich wie ein Phönix der blühende Leib einer andern erhebt, der die Erstgeliebte einen Tropfen ihres Blutes gegeben. Doch im Grunde thut das ja nichts zur Sache. Mögen die Modelle Rossettis noch so häufig gewechselt haben, so bleibt doch die Thatsache, daß nie vorher in England Bilder von so vibrierender Sinnlichkeit gemalt wurden.

Rossetti darf so wenig wie Leonardo da Vinci ausschließlich als Maler gewürdigt werden. Er war auch ein Dichter, war ein vornehmer Mensch, von einer Kultur des Nervenlebens, wie sie nur die Raffiniertesten haben. Das befähigte ihn, Empfindungsnüancen, erotische Feinheiten zum Ausdruck zu bringen, wie noch keiner vor ihm. Gewiß gab es auch unter den alten Meistern große Dichter der Frauenhand. Parmeggianino ist an erster Stelle zu nennen. Doch solche schönen, bleichen, sinnlichen Hände mit so feinen Nägeln und so zitternden Fingern, die bald ruhig über der Brust gekreuzt sind, bald tändelnd über eine goldene Kette gleiten, oder traumverloren in Rosen wühlen, hat keiner vor Rossetti gemalt. Man denkt an die Verse von Salus:

Diese Hände, diese bleichen, schlanken,
Diese Finger, diese schmalen, kalten,
Die sich schmerzlich in einander falten,
O ich fühl's, daß sie am Leben kranken.

Lilienstengel, die in Keuchheit schwanken,
Schlanker Gläser zarte Duftgestalten
Sollten diese weißen Finger halten,
Künstler sollten ihrer Schönheit danken.

Eines Seidenkleides ernste Falten,
Eines Dolches Stahl, den spiegelblanken,
Müde Locken, die vom Haupte sanken,

Sollten tändelnd diese Finger halten,
Sollten kühl sich um die sehnsuchtskranken
Bleichen Schläfen eines Dichters ranken.

Neben dem Zauber der Frauenhand besingt er den sinnlichen Duft des Haares. Auch hierin gingen ihm ja die alten Meister voraus. Man denkt an Palma vecchio vor dieser Lilith, die mit so großer, schöner Geste sich das breit auseinander gelegte Haar kämmt. Doch die Erinnerung an Palma zeigt auch, wie kalt animalisch die alten Klassiker neben diesem überfeinerten Modernen sind. Ihm ist das Frauenhaar, wie es in weicher Wellenlinie auf die Schultern herabfällt, wie es sich kräuselt und ringelt, wie es flattert und wogt, die Quelle immer neuer Begeisterung. Perlen, die wie Sterne leuchten, funkeln aus dem kastanienbraunen Dunkel hervor.

Von Frauenlippen hat er selbst oft gesungen, von Lippen, die „ineinandergeschmiegt und gebissen, bis der Schaum gewürzt ist mit Blut", von „grausam rotem Mund, der einer Giftblume gleicht, schlürfend mit weißem Zahn der Adern Saft." Und es ist erstaunlich, wie er in seinen Bildern diese Psychologie des Mundes giebt. Belot in seinem Roman „la bouche de Madame X" ist wohl der einzige, der in Worten Aehnliches zu umschreiben suchte.

Dabei ist die Schönheit von Rossettis Frauen keineswegs nur physisch. Das Auge weilt kaum auf den vollen, weißen Armen, auf dem schneeig schimmernden Busen. Es ist gebannt, beunruhigt durch diesen Blick, in dem ein vulkanisches Feuer lodert. Rossetti (wenn man absieht von einigen Werken seiner letzten Zeit, in denen er bedenklich an jene Sweetigkeit streift, durch die ihn später seine Nachahmer trivialisierten) steht als Meister psychischen Ausdrucks den Allergrößten zur Seite. Wie er im Porträt seiner Mutter die stille Gelassenheit, den Seelenfrieden einer alten Dame mit wunderbarer Versenkung malte, setzt er in seinen erotischen Bildern das Körperliche ganz in seelische Stimmung um. Er zeichnet zunächst ein Bildnis. Dann accentuiert er die Kinnbacken, bis sie etwas Grausames, Dämonisches bekommen; accentuiert die Größe der Hände, bis sie eine männermordende Kraft zu haben scheinen; legt in das Auge etwas Düsteres, Sinnebenebelndes hinein. Mag es mild und gütig wie bei der Blessed Damozel oder trostlos wie bei der Proserpina blicken, mag es ins Leere starren oder wie ein Dolch sich ins Herz bohren — Rossettis Frau ist immer die femme fatale. Sie gleicht der Nixe der französischen Fabel, die so schön war, daß jeder Mann sie liebte, um zu sterben, sobald er sie in seine Arme geschlossen.

Die Farbe steigert noch die glühend sinnliche Wirkung. Denn Rossetti hat sich von dem altertümlichen Stil seiner ersten Zeit bald befreit. Nur in den fünfziger Jahren schwärmte er für das Spröde und Eckige, für den Goldglanz alter Miniaturwerke, für die milde Schönheit Fiesoles, und erreichte damals eine satanische Wirkung, indem er in die Formen des gottseligen Mönches seine perversen Empfindungen preßte. In seinen späteren Werken sind die Farben ebenso rauschend wie die Leiber mächtig und die Bewegungen breit. Giorgione, der venezianische Canzoniere, dem er in seinem ganzen Wesen so ähnelt, hat ihm die Koloristik gegeben. Alle seine Bilder sind von einer wunderbaren tiefen, feurigen Glut. Strahlendes Blau, heißes loderndes Rot und leuchtendes Grün fügen zu immer neuen Harmonien sich zusammen. Aus der Art, wie er Kornblumen, klatschroten Mohn oder weiße Nelken plötzlich irgendwo auftauchen läßt, spricht ein Malertemperament ersten Ranges.

All das mußte auf die Engländer fascinierend wirken. Ein Mensch, dessen Vorfahren nicht Stout, sondern Vesuvwein tranken, hatte katholische Sinnenglut, katholischen Mystizismus in den kalten, nebligen Norden, in das rationalistisch-protestantische England getragen. In ein warmes, von

ſtark duftenden Blumen gefülltes Treibhaus glaubte man zu treten, berauſchte ſich an dem exotiſchen Duft der Werke, an dieſer ſchwülen, überhitzten Erotik, die doch wieder ſo engliſch war, da ihr alles Brutale fernblieb, ſo engliſch, da ſie nicht mit lebenden Geſchöpfen, nur mit Traumgeſtalten verkehrte. So hebt mit Roſſettis Auftreten ein neuer Abſchnitt in der Kulturgeſchichte Englands an. Die Sonne Italiens hatte für kurze Zeit über der „Ideen-, Symbol- und Nebelwelt" des Nordens geleuchtet. Einen Strahl zu erhaſchen von dem fremden Licht wurde ſeitdem das Bemühen der Beſten. Ruskin, deſſen ganze Lebensarbeit darauf ausging, ein wenig von der Schönheit des Südens in das Grau des nordiſchen Alltags zu tragen, iſt ohne Roſſetti undenkbar. Swinburne kam, deſſen ganze Poeſie eine lateiniſche Renaiſſance iſt, durch angelſächſiſchen Nebel geſehen. Es kam das „Oxford Mouvement", jene katholiſche Bewegung, die von Newman und Puſey ausging. Als Maler ſuchte ſich Burne Jones durch dorniges Aſtwerk, durch krauſes Geſtrüpp hindurch den Weg in die Sonnenwelt Roſſettis zu bahnen.

2. Burne Jones.

Aus dem jungen Wagner wurde der alte, aus dem Dichter des Tannhäuſer der des Parſifal. So verhält ſich Burne Jones zu Roſſetti wie chriſtliche Askeſe zu vulkaniſchem Sinnenrauſch. Oder man könnte auch ſagen: er geht hinter Roſſetti her wie van Dyck hinter Rubens, wie die Ermattung hinter der Leidenſchaft, wie die Aſche hinter der Flamme. Er hat ein Bild gemalt „Liebe in den Ruinen". Da wo einſt eine Welt gelebt, wo Menſchen herzten und küßten, haben zwei Weſen ſich niedergelaſſen. Auch ſie lieben ſich. Doch von den Säulen, die einſt hier ſich erhoben, ſind nur verwitterte Fragmente, von den Roſen die da blühten, nur vertrocknete Aeſte übrig. So iſt auch die Liebe dieſer Spätgeborenen nur noch entſagendes Schluchzen, das traurige Sichanhauchen zweier Seelen. Aengſtlich wie in Geſpenſtergrauſen drücken ſie ſich an ſich. Ihre Körper ſind todt, nur die Herzen leben, und ſie ſind müde, müde. Das Bildchen „Phyllis und Damophon" iſt eine Paraphraſe desſelben Textes. Ein Mädchen umſchlingt einen Jüngling, blickt ihn verzehrend an. Doch traurig kehrt er ſich ab. Wie Joſeph vor der Potiphar flieht er. Und kennt man dieſe beiden Werke, ſo kennt man den Stimmungsgehalt der ganzen Kunſt des Burne Jones. Auf die himmelhoch jauchzende Liebe folgt die zum Tode betrübte, die ſterbende Müdigkeit, fröſtelndes Erſchauern. Der ſchöne Vampyr, den Roſſetti malte, hat ſein Werk vollendet. Das Blut der Männer iſt ausgeſaugt, ihre Kraft iſt erloſchen. Und die Frauen wiſſen, daß ſie die Glut, die ſie ſuchen, hienieden doch nicht mehr finden. Wie Pflanzen, die nicht begoſſen werden, welken ſie dahin. Sanft, gut und mild, ſind ſie doch alle um ihr Glück betrogen, haben die Empfindung, daß ſie nur dazu da ſind, in unaufgegangenen Knoſpen zu verkümmern. Ihre Lippen, bei Roſſetti rot, ſind bleich, die Wangen blaß, die Geberden müde. Große ſeelenvolle Augen ſtarren thränenſchimmernd ins Leere. Ihre ganze Liebe iſt ein traumhaftes Beben, ein unfruchtbares, ſich ſelbſt verzehrendes Feuer. Freud- und thatlos, bei elegiſchen Orgelklängen, verläuft ihr Leben. Nur wenn der Abend kommt, wenn die Sonne ſcheidet, führen ſie zu traurigen Weiſen melancholiſche

Tänze auf. Oder sie steigen nach dem einsamen Weiher nieder, um dort in den Fluten scheu ihre inutile beauté zu betrachten. Ueber die Natur sogar ist dieses Leidende gebreitet, als ob man am Ende einer Schöpfung stehe. Denn nie giebt es bei Burne Jones jene saftstrotzenden sinnlich aufgetriebenen, in tropischen Farben glühenden Pflanzen, die Rossetti malte. Sie sind bei ihm angegriffen und überblüht: dunkler Epheu und welke Rosen, die sich melancholisch an altem Gemäuer emporranken.

Mit dem Weltschmerz Hand in Hand pflegt immer die Frömmigkeit zu gehen. Auf das Freudenhaus folgt das Kloster. Unfähig, noch irdische Wonnen sich zu bieten, lechzt man nach mystischen Genüssen. Eine solche Epoche war die Zeit der sterbenden Antike. Man hatte hinieden sich ausgelebt. Die Rosen Aphroditens waren welk. So fand man im Christentum einen neuen Schauer, entdeckte im Weihrauch ein angenehmes Beruhigungsmittel für die gequälten Nerven. Eine ähnliche Stimmung war in den Tagen Savanarolas über die Welt gebreitet. Auch da war ein epikureisches Zeitalter vorübergerauscht. Man hatte sich den Magen verdorben, war matt und nahte deshalb wieder zögernden Schrittes dem Throne der mit kalten, weißen Blumen bekränzten Marie. Es ist bezeichnend, daß Burne Jones zu diesen beiden Epochen, als christlich-asketische Elemente sinnenfroh-heidnische verdrängten, sich am meisten hingezogen fühlte. Ein Bild von ihm — Flamma Vestalis unterschrieben — stellt eine antike Priesterin dar, die den Rosenkranz betet. Und diesen Gedanken weiterspinnend, hat er dann Alles behandelt, was die Welt an entsagungsvollen, weltschmerzlich traurigen Mythen kennt. Die sanften blassen Märtyrerinnen des Christentums zogen ihn ebenso an wie die Kassandraweiber der Antike. Sein Lieblingsheld, den damals Swinburne, Tennyson und Comyns Carr zu neuem Leben erweckt hatten, war König Arthur: mit dem Zauberer Merlin, dem Graal und der Tafelrunde. Doch auch die altkeltischen Märchen in ihrer melancholischen Verträumtheit, der Roman de la Rose, die zarten Seelen-aventiuren der provencalischen Liebeshöfe zogen ihn an. Ein junger Ritter lauscht etwa vor einer mittelalterlichen Stadt den Tönen der Orgel, die ein trauernder Genius spielt. Oder Merlin fühlt sein Blut erstarren, während Viviane die Verschwörungsformel spricht. Ein melancholischer König blickt in schwärmerischer Verzückung zu der Bettlerin auf, die er zur Königin erkoren.

Um diese Werke zu schaffen, fragte Burne Jones die verschiedensten alten Meister um Rat, wählte aus dem Formenschatz der Vergangenheit das Zierlichste, Köstlichste aus. Dem Botticelli entlehnt er seine Florgewänder, dem Mantegna seine schlanken Kavaliere in der spiegelnden Stahlrüstung, dem Perugino die nackten Füßchen seiner Engel und dem Giotto die altertümliche Perspektive. Zackige Felsen, auf denen die schlank aufsteigenden Kastelle des Mantegna sich erheben, stehen neben den zittrigen Bäumen Peruginos. Fiesole und Piero di Cosimo, Ambruogio Borgognone und Pollajuolo, Melozzo da Forli und Carpaccio, der junge Rafael und die Musivkünstler von Ravenna geben in seinen Werken sich ein gespenstisches Stelldichein. Als Nordländer und Moderner legt er in ihre Figuren nur etwas Mildes, Versonnenes, sentimental Blasiertes hinein. Was bei den alten Meistern knospenhaft, straff und natürlich war, wirkt bei Burne Jones welk, artificiell und schlaff. Die Dryaden Botticellis sind in den Wald von Broceliande versetzt. Aus Francesco Gonzaga wird der König Kophetua, aus Perseus Hamlet, aus Dante, dem Feuergeist, ein hysterischer Troubadour. Der Georg Donatellos beginnt Verse Swinburnes zu sprechen. Man denkt

an einen Blumentisch mit künstlich zubereiteter Erde, auf dem ein Sonderling exotische Pflanzen züchtet, sie täglich sorgsam mit lauem Wasser begießend.

In dieser eklektischen Art, wie er die Schönheit nicht aus seiner eigenen Zeit, sondern aus vergilbten Büchern, aus aparten Kunstwerken nimmt, wie er im Nachgenuß aller Reize schwelgt, die die Kunst von Jahrtausenden geschaffen, scheint Burne Jones der Typus des Aestheten: das Gegenstück zu Gustave Moreau, auch zu Swinburne und Baudelaire. Aus Allem scheint die Ueberfeinerung des Gourmets zu sprechen, der den rauhen Atem der Gegenwart nicht verträgt, nur die welken Blüthen der Vergangenheit für schön genug hält, um mit ihnen sein Leben zu parfümieren.

Gleichwohl wäre es falsch, Burne Jones auf den müden Genußmenschen zuzuschneiden. Dem widerspricht schon die riesige Anzahl seiner Werke. Man möchte im Gegenteil sagen: er nimmt in der Rossettischule eine ähnliche Stelle ein wie in der Leonardoschule Luini. Der Sohn eines Holzschnitzers und Vergolders, hat er die Fingerfertigkeit des zünftigen mittelalterlichen Werkmeisters. Auf den verschiedensten Gebieten ist er thätig. Ein gewaltiger, nie rastender Arbeiter, setzte er die Anregungen in die Wirklichkeit um, die Rossetti, der vornehme Sproß italienischer Kultur, gegeben.

Lange war er überhaupt nur dessen sklavischer Schüler. Seine Kunst war das Abbild eines Traumes — des Traumes von südlicher Schönheit, den Rossetti träumte. Als Oxforder Theologiestudent — zusammen mit Swinburne und Morris — war er 1856 mit Rossetti bekannt geworden, der damals mit Madox Brown die Wandbilder der Union Society malte. Einige Zeichnungen, die er dem Meister vorlegte, verrieten soviel Talent, daß ihn Rossetti als Gehilfen beschäftigte. Burne Jones folgte ihm nach London, und auch die Bildchen, mit denen er dort debutierte, waren noch ganz im Stil des Meisters gehalten. Bezeichnend sind besonders die 1860 entstandenen Aquarelle Clara und Sidonia von Bork, die sich von Illustrationen Rossettis kaum unterscheiden; ferner die „Puffspielerinnen" von 1861 — Damen mit dem wallenden Haar und dem sinnlich schönen Hals, den Rossetti liebte. Selbst in den Bildern „Merlin und Nimue", Sleeping Beauty, Music und „die Schmiede des Vulkan" kündigt sich eine persönliche Note nur in dem Anflug leiser Traurigkeit an. Die Formen- und Farbenanschauung ist noch ganz von Rossetti abhängig. Tiefblaue und rote Gewänder, tiefblauer Himmel und tiefgrüne Berge stimmt er ganz wie dieser auf rauschende Akkorde zusammen. Duftige Blumen — Rosen und Hyacinthen — sind rings angehäuft. Nebenbei verraten die lagernden Gewandfiguren, die er gerne bringt, daß er außer von Rossetti auch von Phidias, von den Thauschwestern des Parthenongiebels gewisse Eindrücke empfangen hatte.

1862 weilte er dann in Italien. Während Rossetti, der Italiener, sich begnügte, im Nebel Londons von seiner Heimat zu träumen, sah Burne Jones, der Engländer, der ouvrier dort der Wirklichkeit ins Auge. In der Gesellschaft Ruskins betrachtete er die alten Meister, und seit seiner Rückkehr läßt sich verfolgen, daß sich der Zusammenhang mit Rossetti mehr und mehr löst. Statt seines Lehrers beginnen die großen Todten auf ihn zu wirken, und seine Kunst, bisher von Rossetti befruchtet, wird nun eine Synthese aller Style, die seit den Tagen Justinians geblüht. Mit den Formen aller Jahrhunderte jongliert er, weiß die verschiedensten Gewänder mit verblüffender Sicherheit zu tragen. Betrachtet man z. B. das Bild „Green Summer" von 1884 — mit den rosenumkränzten Frauen und Jünglingen, die in alten Miniaturwerken lesen, träumen oder Musikinstrumente spielen

— so meint man, einen Meister der altkölnischen Schule, einen Zeitgenossen Stephan Lochners zu sehen. Andere Arbeiten wie die Jahreszeiten, die Flora und Luna wirken wie Umschreibungen Correggios. Pausbackige Amoretten flattern durch die Luft. Nackte Weiberkörper leuchten aus zartem Helldunkel auf. Wieder andere haben die venezianische Schönheit des Sebastiano. Breit und rund sind die Bewegungen, majestätisch die wallenden Gewänder. Ja, manchmal berührt er sich sogar mit dem Klassizismus Leightons. Denn die „goldene Treppe" ist eine Sammlung von Bewegungsmotiven in ganz Leightonschem Sinne. Die Treppe giebt ihm Gelegenheit an fünfzehn jungen Mädchen, von denen jede anders ihre zierlichen Füßchen bewegt, die mannigfaltige Schönheit antiker Draperiemotive darzuthun. Doch namentlich die Gothik, das endende Quattrocento beherrschte sein Denken. Mit Reproduktionen nach Werken dieser Epoche war seine Werkstatt gefüllt. Und es genügt nicht, darauf hinzuweisen, daß die Nymphen und hieratisch feierlichen Engel, die römischen Kriegsknechte und stahlgepanzerten Ritter, die man so häufig auf seinen Bildern sieht, aus der Primavera und dem Magnificat Botticellis, aus den Eremitanerbildern, dem heiligen Georg und der Madonna della vittoria des Mantegna stammen. Erstaunlich ist überhaupt, mit welch fließender Gewandheit er die Sprache der Spätgothik spricht, mit welcher Sicherheit er alle Elemente dieses Stiles meistert.

Das heißt: Das Format seiner späteren Bilder ist in der Regel ganz hoch und steil. Und in einen solchen Raum konnten naturgemäß nur hohe, schlanke, lang emporgereckte Gestalten passen. Oft sind es Einzelfiguren, entsprechend denen, wie sie auf altvenezianischen Altarwerken, etwa des Bartolommeo Vivarini vorkommen. Doch auch wenn mehrere vereinigt sind, zerfällt das Bild dermaßen in lothrechte Streifen, als ob unsichtbare Pilaster die Gestalten trennten. Einen scharfen rechten Winkel zu diesen Vertikallinien ergeben die liegenden Figuren, bei denen gleichfalls jeder Schwung, jeder Contraposto der Hüften, jedes weiche Emporziehen der Kniee vermieden ist. Bilden Bäume den Hintergrund, so sind deren spitze, sich verschlingende Aeste häufig so stilisiert, daß sie einen gothischen Spitzbogen über den Gestalten formen. Nacktes ist selten, da es in seiner physischen Schönheit zu dem psychischen Grundcharakter dieser Kunst nicht paßt. Kommt es ausnahmsweise vor, so sind auch in diesem Fall die Körper nie üppig und voll, sondern ganz pilasterhaft: hüften- und busenlos. Die Schenkel sind ins Unnatürliche verlängert. Die Schultern fallen nicht ab, sondern sind erhöht, so daß das Köpfchen darüber sich genau der Form eines schlanken Spitzbogens einordnet. Doch weit lieber als mit nackten Körpern arbeitet Burne Jones mit Draperien, die dann nur ausnahmsweise — wie bei der goldenen Treppe — in ihrer klassischen Ruhe an die Kannellierungen antiker Säulen, weit häufiger mit ihrem spitzen, knittrig starren Gefältel an die Kupferstiche Martin Schongauers mahnen. Bei Männern kommt außer dem langen Mantel besonders die Stahlrüstung vor: jene enganliegende, den Körper wie ein Tricot umspannende Rüstung, die man aus den Bildern Mantegnas und Signorellis kennt. Die Frauen tragen Gewänder, deren Falten so lothrecht fallen, als hätte er nach schweren nassen Stoffen gearbeitet. Die Beine sind nie breit auseinandergestellt, sondern stets geschlossen und balancieren gewöhnlich auf der Fußspitze, was den Eindruck des Aetherischen, Schwebenden steigert. Die Arme sind für den Gothiker unbequem, da sie dem pilasterhaften Eindruck des Körpers schaden. Deshalb macht sie Burne Jones womöglich unschädlich. Sie sind unter dem Mantel verborgen oder auf den Rücken gelegt oder auf der Brust verschränkt oder

sie hängen schlaff wie todt von den Schultern herab. Entfernen sie sich ausnahmsweise vom Körper, so bewegen sie sich nie in die Breite, sondern die Hand ist entweder in spitzem Winkel an das Kinn gelegt oder lothrecht — wie bei der „Wahrheit" Botticellis — erhoben. Was bei den Menschen die Arme, sind bei den Engeln die Fittige. Da auch sie, den Prinzipien der Gothik gemäß, nie zur Seite sich strecken dürfen, machen die Engel des Burne Jones oft den Eindruck, als ob sie an einem unsichtbaren Galgen hingen. Entweder hängen die Flügel ganz schlaff herab oder sie sind kerzengerade in die Höhe gerichtet, in der Weise, daß jede einzelne Feder die Form eines Miniaturspitzbogens annimmt.

In ähnlichem Sinn ist alles Beiwerk gewählt. Wellige Ebenen, Berge mit getragenen Linien, mit Buschwerk, Feldern und Wiesengrün kommen auf den Bildern des Burne Jones nie vor. Es giebt nur Felsen, die, alles Pflanzenschmucks entkleidet, nackt ihr zackiges Formengerüst zeigen. Die Bäume haben keine runden Kronen. Es sind Cypressen, Lorbeerpyramiden, Lebensbäume und Tannen, die spitz, ganz obeliskenhaft aufsteigen. Gewöhnlich schneidet er aber überhaupt die Kronen ab und giebt nur die steilaufragenden schlanken Stämme. Oder er stilisiert das Geäst, das spitze Blätterwerk verkrüppelter Weißdorn- und dorniger Rosenhecken so, daß es an das krause Linienspiel gothischen Maaßwerks erinnert. Bilden Bauten den Hintergrund, so sind es Thürme und schlank aufsteigende Capellen, gothische Burgen mit zackigen Zinnen und engen, schmalen, steil aufragenden Thüren, und Burne Jones betont die Vertikalrichtung noch dadurch, daß er irgendwo ein vergittertes Fenster anbringt oder Baugerüste vor den Gebäuden aufrichtet.

Auch sonst handelt es sich immer um spitze, dünne, gerad aufsteigende oder lothrecht gesenkte Dinge. Malt er Tiere, so sind es dünnbeinige Windhunde und Hirsche mit gezacktem Geweih; Giraffen, Pelikane und Schwäne mit langem, schlankem, gerade emporgerecktem Hals; Schlangen, die ganz lothrecht sich aufrichten und Pfauen, die ihren langen Schweif ganz lothrecht senken. Blumen und Früchte sind auf seinen Bildern nie rund. Rosen und und Veilchen, Weintrauben und Melonen, Orangen und Pfirsiche hat er in seiner späteren Zeit nie mehr gemalt. Er kennt nur schlanke weiße Lilien und dünne Korngarben, zarte Schneeglöckchen und spitze Krokus, steil aufragendes Schilf und zackige Artischocken. Auch die Schilde seiner Ritter sind — wie diejenigen, die bei Perugino die Engel halten, — immer schlank, lang und herzförmig, lothrecht mit der Spitze auf den Boden gestützt. Runde Dinge wie Räder — man vergleiche das Glücksrad — werden nur in solcher Verkürzung gegeben, daß man ausschließlich die lothrechten Speichen sieht. Lanzen, Schwerter und Köcher, die nur lothrecht gehalten werden, lange Spitzbärte und spitze Kopfbedeckungen, Orgelpfeifen, brennende Kerzen und steil emporlodernde Flammen steigern noch die vertikale Wirkung.

Diese gothische Formensprache des Burne Jones hat auf die jungen Maler Englands bekanntlich fascinierend gewirkt. Er wurde der Abgott der Aestheten, die einen pikanten Reiz darin sahen, für das Schlanke, Dünne zu schwärmen, nachdem sie am Breiten, Runden, sich abgesehen. Es freute die vornehmen Damen (Lady Windsor, Mrs. Bonham, Mrs. Comyns Carr, Mrs. Dew) sich und ihre Kinder in der Pose peruginesker Engel von Burne Jones porträtieren zu lassen. Ja, das ganze Leben stilisierte sich auf Burne Jones. Die Natur gab — wie Oskar Wilde sagt — wie ein geschickter Verleger in tausenden von Exemplaren heraus, was ein Maler ersonnen hatte. Auf die Bilder des Burne Jones geht der Typus der modernen

Engländerin zurück. Und doch war er selbst zu seinem Stil keineswegs aus Gourmandise gelangt. Er that nur dasselbe wie im 15. Jahrhundert Borgognone: er projicierte auf seine Oelbilder die Liniensprache, die er als Maler gothischer Glasfenster sich erworben hatte.

Denn auf diesem Gebiet liegt der Schwerpunkt seines Schaffens. Der frühere Student der Theologie war im Laufe der Jahre der bedeutendste Kirchendekorateur Englands geworden. Für die Philipps Church in Birmingham, die St. Giles Church in Edinburgh, die Christ Church in Oxford und die Johns Church in Torquai, für die Kirchen von Allerton, Easthampstead, Hawarden und Dundee, für die von Boston und New Port in Amerika hatte er umfangreiche Dekorationen zu liefern. Der Stil der meisten dieser Kirchen ist nun gothisch — war doch durch Ruskin eine neue Begeisterung für die Gothik erweckt worden. Für die gothische Kirche aber bedeutet das gemalte Glasfenster dasselbe wie für die Renaissancekirche das Fresko. Und Burne Jones hat das Verdienst, als erster solche dekorativen Aufgaben mit gleich sicherem Stilgefühl wie in Frankreich Puvis de Chavannes gelöst zu haben.

Das heißt mit andern Worten: Alle Künstler, die vor Puvis im Pariser Pantheon malten, hatten einfach den jeweiligen Stil der Oelmalerei auf das Wandbild projiciert. Sie schmückten — in ihren Oelbildern von Rafael oder Caravaggio beeinflußt — auch das Pantheon, das heißt einen hellenischen Tempel, mit Wandbildern, die eher für eine Kirche des Cinquecento oder der Barockzeit gepaßt hätten. Puvis als erster empfand, daß der Maler bei der Dekoration eines Gebäudes streng dem Stile des Bauwerkes sich anzupassen hätte. Also vermied er in seinen Fresken alles Ausladende, Runde, alle Wellenlinien, Bogen und Curven, setzte sie ausschließlich aus loth- und wagerechten Linien zusammen, die genau dem Linienzug der Säulen und Architrave folgten. Ebenso lagen die Verhältnisse in England. Es war Sitte gewesen, aus Deutschland, gewöhnlich von der Münchener Hofglasmalerei, die Kirchenfenster zu beziehen. Wilhelm Kaulbach, Schnorr u. A. hatten die Zeichnungen zu liefern und ergingen sich dabei im nämlichen hohlen, gespreizt akademischen Cinquecentostil, den man aus ihren Oelbildern kennt. Gute Nerven sind nötig, um all die breiten, ausfahrenden Gesten innerhalb der schlank aufstrebenden Gothik zu ertragen. Rossetti, dem zuerst die ganze Geschmacksbarbarei zum Bewußtsein kam, der als erster darauf hinwies, daß die Dekoration die harmonische Begleitung zur architektonischen Melodie zu sein hätte, fand keine Gelegenheit, das, was er fühlte, zu sagen. Burne Jones war der große Professeur, der Alles zur Ausführung brachte, was in Rossettis Feuerkopf rumorte.

Die Art, wie er den Glasfensterstil beherrscht, ist meisterhaft. Während die weichen Gestalten Kaulbachs und der deutschen Nazarener nur wie undeutliche verschwommene Massen wirken, gab Burne Jones dem Glasfenster die klare, dekorativ wirksame Linie wieder. Auf die weiteste Entfernung sind die Figuren sichtbar. Scharfe Umrisse umgrenzen sie. Deutlich markieren sich die kühn neben einander gesetzten und doch harmonischen Farben. Auch in der Landschaft ist alles Formlose vermieden. Nur Dinge mit mächtigen, weithin sichtbaren Linien kommen vor. Und diese Linien folgen aufs Genaueste dem gothischen Constructionsgefüge der Bauten. Man betrachte etwa die Anbetung der Könige und die Kreuzigung, die er 1887 für die Philipps Church in Birmingham zeichnete. Da steht in der Luft ganz perpendikulär ein Engel mit lotrecht gesenkten Flügeln und einem Mantel, der in ganz lotrechten konkaven Falten herabfließt. Fast neun Kopflängen — dem Prinzip

der schlank aufsteigenden Gothik entsprechend — haben die Gestalten der Hirten, die einen lotrecht stehend, die andern ganz kerzengrad knieend. Das Kind sitzt nicht, sondern steht auf dem Schooße Marias, und hebt ganz lotrecht die Hand empor. Schlanke dünne Bäume wachsen im Hintergrunde auf. — Bei der Kreuzigung giebt das Leitmotiv das steil emporsteigende Kreuz. Ergänzt wird der Eindruck des Vertikalen durch die Lanzen der Kriegsknechte und durch die Fahnen der Ritter, die nicht breit in der Luft flattern, sondern schlaff wie vom Regen durchnäßt herabhängen. Das Fenster, das er 1882 für die Dreieinigkeitskirche in Boston entwarf, zeigt die Erbauung des salomonischen Tempels. Salomo, kerzengerad aufgerichtet, nimmt von einem schlanken Ritter das Kirchenmodell in Empfang. Männer stehen dabei mit Bärten, die ganz geradlinig herabfließen, und mit Mänteln, die ganz lotrechte Falten werfen. Die Lanzen der Ritter und die Saiten der Harfen, die die Engel halten, steigern den Eindruck des Vertikalen.

Doch nicht nur in der gothischen Epoche wußte er wie ein alter Meister Bescheid. Je nach dem Stil der zu dekorierenden Bauten ist auch der Stil der Bilder immer ein anderer. Für eine Renaissancekirche entwarf er ein Fresko „Der Glaube." Da sieht man eine Nische mit Säulen, Laubwerk und Putten, und inmitten dieser Scenerie steht eine mächtige Gestalt in der breiten Pose, die Moretto liebte. Die amerikanische Episkopalkirche in Rom ist im Stil der ravennatischen Bauten gehalten. Also dekorierte sie Burne Jones mit Mosaiken. Die Compagnia Venezia e Murano leitete die Ausführung, und das Bild mit dem Lebensbaum, das die Apsis schmückt: ein bartloser Christus als Mittelfigur, die ganz archaischen Gestalten Adams und Evas zur Seite, trifft in seinen ernsten feierlichen Linien den Charakter des alten Musivstils so wunderbar, wie ein Moderner, ohne Kopist zu werden, einem alten Stile nur folgen kann. Bis auf die Inschriften erstreckt sich sein Stilgefühl. Denn wie er für die Inschriften der Glasfenster die steilaufsteigenden gothischen Majuskeln der Gutenbergzeit wählte, ist bei den Mosaiken der Paulskirche die klassische Antiqua der frühchristlichen Manuscripte verwendet. In allen Fällen hat er fast mathematisch berechnet, wie die Bilder sein müßten, um in allen Einzelheiten zu dem Stil der Bauten zu stimmen. Und in diesen Anregungen, die er als Dekorateur gegeben, liegt überhaupt seine bleibende Bedeutung.

Denn der Dekadent Burne Jones, der Maler melancholischer Legenden, kann uns wenig mehr sagen. Aus dem Weichlichen, Kraft- und Thatlosen, Trost- und Hoffnungslosen, aus dem Schwelgen in müden, wehmütig entsagungsvollen Empfindungen sind wir glücklich heraus. Nietzsche hat uns von Schopenhauer erlöst, uns neue große, positive Ziele gezeigt. Und da kommt uns Burne Jones wie der entkräftete Merlin vor: entkräftet durch Büchergelehrsamkeit, nicht aus dem Leben, sondern aus vergilbten Folianten den welken modrigen Duft seiner Werke saugend. Auch in der gothischen Formensprache, die ihn zu Lebzeiten so beliebt gemacht, werden spätere Zeiten nichts sehr Verdienstliches sehen. Denn schließlich ist es Geschmackssache, ob man eine gerade Linie und einen Spitzbogen für schöner halten will als einen Kreis oder eine Kurve. Und schließlich ist Burne Jones zu diesem altertümlichen Stil ja nur deshalb geführt worden, weil er eine moderne Architektur nicht vorfand. Da der Stil der Bauten, die er zu dekorieren hatte, ein archaisierender war, konnte er nur eine altertümelnde, geziert manierte Kunst erzeugen. Aber wichtig für England, auch für den Kontinent war, daß er parallel mit Puvis de Chavannes und unserem Hans von Marées nach einer langen Zeit stilloser Zersplitterung wieder auf

den Zusammenhang der Künste hinwies. Ein Bild soll ein Bild sein. Es soll schmücken. Der ganze Raum soll ein Kunstwerk sein. Nur das einheitliche Zusammenspiel der Künste ergiebt Schönheit. Daß er das aussprach und in seinen Werken bewies, bringt ihn mit der dekorativen Farbenanschauung der Gegenwart in ebenso engen Zusammenhang wie mit der kunstgewerblichen Bewegung, in deren Zeichen wir stehen.

3. Watts.

Als die Kunst des 19. Jahrhunderts ins Leben trat, ließ man sie bekanntlich nur als Dienerin außerartistischer Interessen gelten. Sie sollte, wie David sagte, den Patriotismus wachhalten. Sie sollte, wie Cornelius sagte, die Ergebnisse der Wissenschaft verbreiten, oder wie Wiertz meinte, Propaganda für philanthropische Ideen machen. Und in diesem Programm lag naturgemäß eine große Gefahr. Denn alle diese „denkenden Künstler" vergaßen vor literarischen Ideen die Erlernung ihres Handwerks. Unter der Tendenz hatte das Künstlerische zu leiden. Darauf mußte die schärfste Reaktion erfolgen. Es mußte die Anschauung wieder zur Geltung kommen, daß nicht das Denken, sondern das Bilden das Wesentliche in den bildenden Künsten sei. So verwandelte sich der Denker in den ouvrier. Die Worte, die Lenbach vor einem Rembrandt sprach, als er Auerbach durch die Münchener Pinakothek führte: „Schau, Berthold, das ist gemalt," sind für eine ganze Epoche bezeichnend. In der Technik wurde Anfang und Ende der Kunst gesehen. „Der Maler muß malen können." Etwas anderes wurde nicht verlangt. Whistler sprach es am schärfsten aus, wenn er sagte, der Beruf des Malers sei kein anderer, als der des Musikers. Einen Inhalt brauchten die Bilder gar nicht zu haben. Der echte Maler setze nur Farbenklänge nebeneinander, so wie der Musiker die Noten vereint, aus dem Mißklang ruhmreiche Melodien zu Tage fördert. Die Frage ist aber doch, ob dieses Feldgeschrei l'art pour l'art nicht auch nur eine vorübergehende Lehre war; ob der Maler nicht noch anderes thun darf als unserem Auge angenehme Farbenempfindungen bereiten; ob er nicht Priester und Apostel, der Bildner seines Zeitalters, der Verkünder einer Weltanschauung sein kann.

Freilich, das ist leichter gesagt, als gethan. Der Finger ist in eine Wunde gelegt. Die Grundprobleme unserer Zeit starren uns entgegen. Denn alle klassische Kunst, sowohl die antike wie die des Mittelalters war von einer einheitlichen Weltanschauung getragen. Die Hellenen hatten ihre Götter, die Menschen des Mittelalters ihre Madonnen und Heiligen. Das Volk glaubte daran. Der Künstler, der Kunstwerke schuf, schuf gleichzeitig Kultbilder. Religion und Kunst waren eins. Doch welche Ideale sind geblieben? Woran glauben wir? Wo sind unsere Götter? Die Antwort fehlt. Gewiß, wir bewundern Böcklin. Aber seine Kentauren und Satyrn sind doch nur komische, alte Herren. Wir bewundern Burne Jones. Aber seine Graalritter und Troubadours sind nur Delikatessen für Aestheten. Und das Christenthum? Ja, das Christenthum. Gewiß, wir haben es noch. Doch wir schleppen es mit uns wie einen überkommenen Zopf. Seine Dogmen sind überlebt, seine historischen Gestalten sind todt. Wenn die Künstler sie darstellen, so thun sie es aus artistischem Gefühl heraus. Sie fühlen sich hingezogen zu diesen Fabelwesen einer versunkenen Welt, die

uns nicht mehr und nicht weniger als die Märchengestalten Schwinds bedeuten. Für die Griechen war die Aphrodite von Melos nicht nur ein Kunstwerk, auch die Göttin, zu der man betete. Für die Renaissancemenschen war eine Madonna Botticellis nicht nur ein schönes Bild, auch die gebenedeite Jungfrau, vor der man kniete. Doch ist Holman Hunt, der Malermissionar, nicht ein Curiosum? Kann man sich vorstellen, daß um ein biblisches Bild Uhdes jemals eine gläubige Gemeinde sich schaart?

Die Weltanschauung fehlt uns. Jenes Wort Ibsens von dem dritten Reich, das heidnische Schönheit und christliche Tiefe vereine, blieb ein hübsches Schlagwort. Nietzsche hat zertrümmert, nicht aufgebaut. In einem großen Fragezeichen klingen die Werke unserer Denker und Dichter aus. Und auch unsere Künstler, sofern sie nicht auf die Copie der Wirklichkeit sich beschränken, galvanisiren entweder nur todte Gedanken in einer Formensprache, die in den Zeiten, als die Gedanken Leben hatten, geschaffen wurde, oder sie geben uns Märchen, die wir als Märchen hinnehmen. Wir haben ästhetische Freude, uns in die Götterwelt der Antike, in die Zimmermannswerkstatt von Bethlehem, an die Liebeshöfe der Provence zu versetzen. Glauben können wir an keine Bilder, denn der Glaube fehlt uns.

Die Frage ist nur: Fehlt er uns gänzlich? Giebt es nicht Dinge, die so tief in der Menschenbrust begründet sind, daß sie alle Dogmen, alle Religionen überdauern? Ewige Wahrheiten, die jeder, selbst der Atheist noch glauben kann, weil sie die Religion des ewig Menschlichen bedeuten? Und wäre die Verherrlichung dieser ewigen, von allen kirchlichen Dogmen unabhängigen Wahrheiten nicht die neue Sacralkunst, nach der wir suchen? George Frederick Watts zuerst warf die Frage auf. Aus einer Fibel für Kinder müsse die Malerei eine Bibel für Männer werden. So hat er vor 60 Jahren schon gesagt, und in diesen Worten ist das Programm seines Lebens, das Programm einer neuen kultischen Kunst enthalten.

Watts war bekanntlich auf den verschiedensten Gebieten thätig. Fast alle berühmten Männer unserer Zeit hat er gemalt. Seine Porträtgalerie ist ein Pantheon des Genius. Man sieht von Dichtern: Matthew Arnold, Robert Browning, Swinburne, Henry Taylor und Tennyson; von Schriftstellern: Carlyle, Lecky, Stuart Mill, J. L. Motley und Leslie Stephen; von Staatsmännern den Herzog von Argyle, Dufferin, Gladstone, die Lords Lindhurst, Salisbury, Shaftesbury und Sherbroke; von der hohen Geistlichkeit: Cardinal Manning, Dr. Martineau, Dean Milman und Dean Stanley; von Künstlern: Burne Jones, Philipp Calderon, Crane, Leighton, Millais, Morris und Rossetti; von Ausländern: Guizot, Thiers, unsern Joachim, Garibaldi und den Bibliothekar Panizzi. Und all diese Bildnisse sind von imponierender Größe, so wenig bestechend der erste Eindruck ist. Denn manches, woran man gewöhnt ist, vermißt man. Es giebt bei Watts keine „Motive", keine Pose, kein Beiwerk. Selbst die Hand zeigt er nur selten. Er malt sie lediglich da, wo sie eine geistige Bedeutung hat. So hat er vom Cardinal Manning ein Kniestück gemalt. Denn mit seiner feinen durchgeistigten Hand ertheilt der Priester den Segen. So hat er auch Leighton gemalt. Denn die Basis von Leightons Kunst war nicht die psychische, sondern die formale Schönheit, die Classicität der Bewegungen. Er selbst war ein dekorativer Mensch. Also konnte er nur in würdevoller Pose gezeigt werden. Sonst beschränkt sich Watts fast stets auf den Kopf. Er geht von der Ansicht aus, daß bei einem Manne, der mit dem Kopfe arbeitet, eben nur der Kopf Interesse bietet. Und dabei vermeidet er wieder alle frappanten Effekte. Alles Momentane, jedes geistvolle Mienenspiel, jede

Verbindung mit dem Betrachter fehlt. Die Leute sind wie Spirits, die in einer andern Welt, in der Welt ihrer Ideen leben. Dieses geistige Wesen jedes Einzelnen ist nun aber mit erstaunlicher Sicherheit gepackt. Er trifft das Seherhafte des Carlyle gleich gut, wie das Gourmethafte Swinburnes; malt den harten Denkerschädel Stuart Mills mit der gleichen Meisterschaft, wie die faunische Sinnlichkeit Rossettis. Früher stand Lenbach bei uns in dem Ruf, ein évocateur d'âmes zu sein. Doch ach, wie fühlt man, daß alle die nämliche Seele haben, daß das Auge aller das gleiche ist. Der entlassene Bismarck muß Melancholiker sein; Miquel muß uns anschauen, als könne er durch unsere Beinkleider hindurch direct in das Innere unserer Börse blicken. Lenbach erreicht die berühmte psychische Wirkung seiner Bilder durch einen Theaterkniff: indem er entweder den Leuten etwas uniform Melodramatisches giebt, oder indem er gewisse Charaktereigenschaften, die nach den Zeitungsberichten die dargestellten großen Männer haben, in plump aufdringlicher Weise unterstreicht. Watts ist immer verschieden. Bei ihm ist ein Bildnis wirklich „das Fenster der Seele". Er hat jene Einfachheit, jene selbstverständliche Würde, wie man sie nur bei einzelnen alten Meistern, insbesondere bei Tizian, Tintoretto, manchmal bei Rafael findet. Bildnisse, wie das des Bibliothekars Panizzi sind auf gleiche Höhe mit Rafaels Inghirami zu stellen.

Die Damenbildnisse wirken nicht minder klassisch. Auch in sie muß man sich erst hineinsehen. Denn Watts malt niemals das Frou frou der modernen Toilette. Es giebt kein Mienenspiel, kein Lächeln oder Schmollen, keine Pikanterie, keinen koketten Blick. Wie geistesabwesend, in einer zeitlosen Gewandung, die dem Cinquecento ebensogut wie der Gegenwart angehören könnte, stehen die Frauen da. Doch gerade aus dieser Versunkenheit entwickelt sich eine seltsame transscendentale Wirkung. Da blickt eine sinnend träumerisch ins Leere. Sie gleicht der sixtinischen Madonna. Dort spielt eine die Geige. Sie gleicht der heiligen Cäcilie, der Patronin der Musik. Und wohlgemerkt, ohne daß Nachahmung vorliegt. Es ist so überaus billig, wenn Lenbach einem jungen Mädchen eine Fruchtschale zu halten giebt und sie der Originalität halber Pomona statt Lavinia nennt. Es war auch Manier, wenn Hippolyte Flandrin seine Kokotten zu honnêtes femmes, seine Weltdamen zu Heiligen machte. Watts Aehnlichkeit mit den Alten beruht nicht auf Nachahmung, sondern auf dem gleichen Natursehen. Er hat jenes Auge, das Goethe von Michelangelo rühmte: das über alles Kleinliche, Häßliche, Verkümmerte wegsieht, nur das Edle, Schöne, Reine bemerkt. Er idealisiert nicht, läßt seine Damen nicht vor Lilien schmachten, giebt ihnen nicht die Pose des Träumens. Und doch hat diese Lady Lilford etwas blumenhaft Zartes, diese Mrs. Langtry etwas engelhaft Reines, diese Countess Somers etwas von der delphischen Sibylle. Wie Feen erscheinen sie in ihrer verklärten Schönheit: materialisirte Seelen, von allen Schlacken des Irdischen gereinigt.

Watts' Landschaften sind Ergebnisse des gleichen Stilgefühls. Wie er die Menschen, die ihm zu Bildnissen sitzen, adelt, erschafft er auch eine Welt, die leuchtender in den Farben, größer in den Linien als die Erdenwelt ist. Auch hier erreicht er die Wirkung nicht durch „heroische Komposition", durch jene akademischen Hilfsmittel, deren die Carracci und Claude sich bedienten. Scheinbar beruhen seine Landschaften auf genauer Naturabschrift. Oft setzt er sogar den Titel „Higland Sketch" darunter. Aber das Blau der Berge ist doch reiner, das Grün der Bäume leuchtender, die Sonne strahlender, die Liniensprache feierlicher als auf unserer Erde. Nicht Rauch

noch Staub trübt den Glanz des Aethers. Er nimmt, möchte ich sagen, der Welt die Narben und Falten, die ihr vieltausendjähriges Alter ihr aufprägte, zeigt sie jugendlicher, unentweihter, als wir Spätgeborenen sie sehen. So führt er in ein Traumland, das keines Menschen Fuß betrat, in eine urweltliche, unberührte, thaufrische Natur, wie Adam und Eva sie gesehen haben mögen, als sie aus dem Garten Eden blickten. Das Bild „Nach der Sündflut", auf dem zum ersten Mal wieder die Sonne in jubilierendem Glanz über der neugeborenen Erde strahlt, und das Bild „Chaos" mit den brodelnden Vulkanen, den tiefblauen Bergen und den zackigen Felsspitzen, die zu menschlichen Körpern werden, seien als die hauptsächlichsten Paradigmen hervorgehoben.

Auch auf die verschiedensten anderen Werke wäre hinzuweisen. Insbesondere das Pferd, der homerische Begleiter des Mannes, hat ihn viel beschäftigt. In einem Riesenbild malte er einen Schimmel, der von einer Baumgruppe sich abhebt, in einem anderen einen Fuhrmann, der neben seinem Gespanne steht. Und naturgemäß sind auch diese Werke das Gegentheil jeder realistischen Naturcopie. Weder an Raffaelli noch an Roll darf gedacht werden. Nicht einmal die Erinnerung an Kalckreuth, an Millet oder Hans von Marées kann von der urthümlich homerischen Größe der Watts'schen Werke eine richtige Vorstellung vermitteln. Wie neben seinen Pferde*statuen* die Amazone des Tuaillon wie ein anmuthiges Rococofigürchen wirkt, können mit seinen Pferde*bildern* nur die Holzschnitte des Tizian, die Sculpturen der Phidias verglichen werden.

Damit sind die Ahnen des großen Künstlers genannt. Wer in London — am Hydepark, am Kensingtonpark, am Hollandpark vorbei — nach Little Holland House, der Wohnung des Meisters fährt, glaubt in das Heim eines altvenezianischen Patriziers zu treten. Man sieht Abgüsse und Photographien der Aphrodite von Melos und der Figuren des Parthenon, ferner eine Copie des bekannten Selbstbildnisses von Tizian, das ihn im Profil mit dem Sammetkäppchen darstellt, und ein Tizian'sches Original: Amoretten, die um eine Venusstatue tanzen. In der Mitte stehen zwei Porträts von Watts, das eine ein Bild, das andere eine Büste. Und seltsam. Schon auf dem Selbstbildniß von 1864 sieht er Tizian ähnlich. Nicht nur die schwarze venezianische Schaube macht es, auch der Blick, die Nase, der Bart. Die Büste zeigt den Greis, dem Tizianisches Alter beschieden scheint, sinnend, ein schwarzes Käppchen auf dem Haupt. Und hier ist die Aehnlichkeit noch größer. Man würde Tizian zu sehen glauben, wenn der gedankenvolle Blick nicht wäre, den der Hüne der Renaissance nicht hatte.

Künstlerisch kommt diese Aehnlichkeit mit Tizian hauptsächlich in den mythologischen und legendarischen Bildern zum Ausdruck. Man könnte sagen: Rossetti ist der Giorgione, Burne Jones der Botticelli, Watts der Tizian der modernen Kunst. Die Aurora, die Caritas, das Weib des Pluto, Orpheus und Eurydice, Paolo und Francesca — alle diese Werke wären des Tizian würdig. Und da Tizian der hellenischste aller christlichen Künstler war, erklärt sich auch die Verwandtschaft mit Phidias. Leighton übersetzte dessen Kunst, die knitterigen Falten, die auf den Parthenonbildwerken die Gestalten umrieseln, ins Weichliche, süßlich Spielerische. Watts bleibt immer herb und erhaben, feierlich und groß. Er hat sich als Schüler der alten Klassiker frei gemacht von allem Kleinlichen, von allem Modellbeigeschmack, der sonst der modernen Kunst so anhaftet. Er trägt immer Talar. Aus jeder Form, aus jeder Bewegung spricht ein heroischer, von der Herrlichkeit der alten Kunst ganz durchtränkter Geist.

Es spricht auch ein Maler von der allerhöchsten Kultur. Selbst unser Boecklin hat zuweilen etwas Barbarisches in der Farbe, das ihn dem gebildeten Geschmack verleidet. Watts ist, durch die Schule der Alten hindurchgehend, einer der größten Farbenpoeten unserer Zeit geworden. Lange wollte er nichts anderes als den Alten ähneln. Die Farbe ist in diesen Bildern kraftvoll und warm, die Tonskala ganz die nämliche wie in altvenezianischen Bildern. Dann aber, nachdem er das ganze Können der alten Meister in sich aufgenommen, ging er seinen eigenen Weg. Bald ist die Farbe nur wie hingehaucht, vaporos und duftig. Bald wagt er Zusammenstellungen — namentlich von Citrongelb und Tiefblau —, die in der alten Kunst nie vorkommen. Man beachte etwa, wie in seiner Psyche der Perlmutterton des nackten Körpers von der kaltrothen Portière und einer kühlblauen Draperie sich absetzt; man beachte, wie in der Aurora das orangefarbene Kleid und der blaue Schleier der Göttin mit dem goldgelben Aether verschwimmt oder wie in seinen Landschaften das feine Perlgrau einer Brücke zu dem Tiefblau eines Flusses gestimmt ist. Manche seiner Bilder wie „the Rider on the White Horse" sind überhaupt nur des musikalischen Farbenklanges wegen gemalt. Ein weißes Pferd, ein orangefarbener Mantel und ein Stück tiefblauer Himmel dienen ihm dazu, eine Tonsymphonie in ganz Whistler'schem Sinne zu schaffen. Ebenso ist die Selene, die in perlgrauer Sternennacht zu Endymion hernieder steigt, eine „Harmonie in Silber und Blau" von ganz Whistlerscher Zartheit.

Also Watts ist ein Maler. Er hat in seiner Formenanschauung die ganze Kultur der Alten, in seinem Farbenempfinden die Raffinements der apartesten Modernen. Das wollte ich vorausschicken, weil sich auf dieser Basis erst der eigentliche Watts erhebt: der Prediger, der Humanitätsapostel, der Menschenfreund. Denn trotz aller Kunstwerke, die er geschaffen, erkennt Watts eine Kunst als Selbstzweck nicht an. Nicht die schöne Form, die schöne Farbe bestrickt ihn. Kunstbetrachtung das ist für ihn dasselbe wie Gottesdienst, Bilder malen dasselbe wie Predigen. Er hat es selbst ausgesprochen, er male keine Dinge sondern Ideen. Wolle man seine Werke lediglich auf ihren künstlerischen Eindruck hin betrachten, so wäre das geradeso, als ob man einen Menschen nach dem Gewande, das er an hat, beurtheilen wollte. Selbst die Farben seien in seinen Werken nicht nur durch symphonische Gesichtspunkte diktirt. Sie sollen ganz bestimmte Gefühle in der Seele des Betrachters auslösen, durch ihre symbolische Suggestionskraft die geistige Wirkung der Bilder verstärken. Nur um seinem Volke Lehren zu geben habe er den Pinsel ergriffen. Er wolle den Leuten „ins Herz graben, was edel und gut ist."

Um dieses Ziel zu erreichen, trug er Sorge, daß sein oeuvre nicht zersplittert ward. Nie verkaufte er Bilder. Denn er wollte nicht, daß sie in Privatsammlungen vergraben würden. Er überwies sie theils der Tate Gallery und anderen englischen Museen, wo viele Tausende sie sehen. Theils behielt er sie in seiner Werkstatt, die ebenfalls am Sonntag Nachmittag Jedem zugänglich ist und nach dem Tode des Meisters als Watts-Museum weiter bestehen soll.

Sind solche Bestrebungen nun nicht verfehlt? Was sagen uns Greuze und Hogarth? Was sagt uns Wiertz, der belgische Polterer oder der Friedensapostel Wereschagin? Die Predigten, die sie halten, langweilen uns. Gemalte Leitartikel halten wir für barbarisch. Meint Watts mehr als seine Vorgänger zu erreichen? Hat er seine Lebenskraft nicht auf ein ganz thörichtes Ziel verschwendet? Mit diesem skeptischen Gefühl betritt man die Tate

Gallery, fast geärgert, einen Maler, den man als Künstler verehrt, sich plötzlich in einen Religionslehrer, einen Sonntagnachmittagsprediger der Heilsarmee verwandeln zu sehen. Doch die Wirkung ist seltsam. Die Leute sind so still im Wattssaal, so ernst und feierlich, als ob sie in einer Kirche wären. Sie lachen nicht, gehen nicht hastig, in zerstreuter Gleichgültigkeit an den Werken vorbei. Lange stehen sie davor. Dann setzen sie sich nieder und denken nach. Woran denken sie? Wodurch sind sie gepackt worden? Wovon handelt die Predigt? Betrachten wir die Werke im Einzelnen.

Den Reigen eröffnet, links von der Eingangsthür, das Gemälde Mammon. Ein animalischer Kerl, hart, roh, mitleidlos, unbeugsam, hat brutal die eine seiner fleischigen Metzgerhände auf seinen Geldbeutel, die andere auf den Nacken eines todten Mädchens gelegt, während er den Fuß auf den Rücken eines Jünglings stellt. Die Lehne des Thrones schmücken Todtenköpfe. Die harte rothe Farbe, auf die das Ganze gestimmt ist, soll das Gefühl des Harten, roh Bestialischen auslösen. — Das nächste Bild heißt „Der Blick in das Innerste". Ein mächtiger Engel, schreckhaft in seiner Ruhe, das Kinn fest in die Hand gestützt, sitzt wie versteinert da und blickt uns an mit grünlich leuchtendem, unheimlich allwissendem Auge, als könne er das Geheimste lesen, was in dem Abgrund unserer Seele sich birgt. — Dann folgt der Minotaurus, die Verkörperung blutdürstiger Mordlust, ein Stier mit Menschenseele, der blödgierig, nach einem Opfer spähend, über die Mauer seines Castells hinausglotzt. — Kühn, sehr kühn ist die Trilogie „Sie soll Weib heißen". Denn Watts nimmt hier zu der Lehre vom Sündenfall Stellung. Die Geburt der Eva — das ist die Geburt der Aphrodite. Aus Flammen und Wolken steigt ein Weiberleib, die Verkörperung aller Schönheit empor. Die Vögel singen und die Blumen sprießen. Schwüle Sommerstimmung ist auf dem Mittelbild über die Welt gebreitet. Goldige Orangen und blutrothe Aepfel reifen. Thiere mit ihren Jungen lagern im schwellenden Grase. Eva mit wogendem Busen steht über eine Rosenhecke gebeugt um den Duft der Blumen zu schlürfen. Da zuckt auf dem dritten Bild der Blitz des Himmels hernieder. Der blühende Baum ist versengt. Welk und verdorrt liegt der fruchttragende Zweig am Boden. Eine Schlange windet sich zischelnd über schmutzige Pfützen. Und inmitten dieser Wüste, in dieser zerstörten, sterilen, mit dem Fluch der Mönchstheologie belegten Welt steht, noch immer üppig, noch immer schön, doch um ihren Lebenszweck betrogen, Eva, nun die Verkörperung der Sünde, eine Liebesgöttin, die Gott nur geschaffen, um sie für ihre Liebe zu strafen. — „A dedication to all who love the beautiful and mourn over the senseless and cruel destruction of bird life and beauty" steht unter dem nächsten Bild. Das ist das banale Programm aller Thierschutzvereine. Doch man lacht nicht, wenn man diesen mächtigen Engel sieht, der klagend über einen Sarkophag gebeugt ist, auf dem ausgestopfte Vögel und abgeschnittene Blumen liegen. — Death crowning Innocence ist das erste der vielen Bilder, in denen Watts sich mit dem Tode beschäftigt. Ein schwarzgeflügeltes Weib, mild und gütig, nimmt ein gestorbenes Kindlein in seinem Schoße auf. Alle warmen Töne fehlen. Die schwarzen Fittige, das grünliche Gewand und das weiße Kopftuch der Todesgöttin, der kaltblaue Hintergrund und die kaltrosa Decke, worauf der blasse Körper des Kindes liegt, ergeben eine seltsame Leichenstimmung, als ob man in einer Grabkapelle weile. — Ein anderes Bild, der Geist der Güte ist, wie die Unterschrift sagt, „allen Kirchen der Welt gewidmet". Eine feierliche Gestalt, nicht der Gottvater oder der Heiland des Christenthums, auch nicht der Zeus der Antike,

nein ein Genius ohne jedes kirchliche Attribut thront still in den Wolken. Unendliche Güte leuchtet aus seinem Auge. Zu seinen Füßen, in die Falten seines Mantels gebettet, lagern friedlich, eng aneinander geschmiegt nackte Kinder — die Weltreligionen, wie sie sein könnten, wenn nicht das Priestergezänk, der dogmatische Buchstabengeist die Eintracht störte. Die Dominante des Bildes ist ein mildes Orangegelb, das in ganz wunderbarer Weise das Gefühl der Ruhe und des Friedens giebt. — Von dem nächsten Werke wird erzählt, Watts habe das Porträt eines jungen Schwindsüchtigen zu malen gehabt, der während dieser Zeit immer kränker, immer schwächer wurde, trotz aller aufopfernden Liebe, mit der ihn die Seinen umgaben. Aus dem Eindruck, den das auf ihn machte, entstand das Bild „Liebe und Tod“: jener majestätische ernste Genius, der mit großer unwiderstehlicher Geberde den zusammenschauernden Knaben zur Seite schiebt, der ihm den Eingang in ein Haus zu wehren sucht. — Demselben Ideenkreis gehört das Bild „the Messenger“ an. Ein Mensch hat ausgelitten, ein Forscher oder Künstler. Der Todesengel, ein gewaltiges gütiges Weib tritt majestätisch ruhig heran und berührt mit dem Zeigefinger den Arm des Sterbenden. An dem Balkon vorbei blickt man hinaus in blaue Nacht wie in ein Reich der Seligkeit und des Friedens. Der Genius, von mildem tiefrothem Gewand umflossen, trägt im Arme ein Kind: die Künstlerseele, die im Jenseits noch größer werden, noch weiter zeugen und schaffen wird. — Es folgt der „Hof des Todes“: der ernste Genius, vor dessen Thron in langem Zuge Alle erscheinen: Arme und Reiche, Könige und Bettler, müde Greise und blühende Jungfrauen, nicht gezwungen und klagend, sondern still und freudig. Und jauchzend streckt auf dem letzten Bild ein anderer Genius seinen Arm in den goldgeschwängerten Aether: die ewige Liebe, die alles überlebt.

Das sind die Werke, die Watts 1897 der Tate-Galery schenkte. Nur in plumpen Worten konnte ich den Inhalt umschreiben. Was sich nicht schildern läßt, ist der feierlich erhabene Stil, die psychische Gewalt dieser ruhig ernsten Geberdensprache und die Suggestionskraft dieser Farben, die bald jubilierend, bald drohend sind, da das Gefühl der Angst und des Hasses, dort das der Seligkeit und der Ruhe geben. Als Skeptiker hat man den Saal betreten, und als Gläubiger wird man entlassen. Eine Kirche scheint in das Museum gebaut. Die heilige Messe ist beendet. Als ich auf die Straße trat, hatte ich das Gefühl, wie der alte Israels, als er den Velasquez-Saal des Madrider Museums verließ: „An diesem Tage fehlte mir die Lust, noch etwas anderes anzusehen“.

Alle Theorien von l'art pour l'art sind demnach hinfällig. Es ist doch ein Unterschied, ob ein ouvrier oder ein großer Denker den Pinsel führt. Ja, der denkende Künstler war uns verleidet. Aber doch nur deshalb, weil die Gedanken nicht viel werth und die technischen Ausdrucksmittel fast immer barbarisch waren. Watts nach einer langen Zeit einseitigen Literatenthums und einseitiger Pinselgeschicklichkeit hat wieder bewiesen, daß man Gedanken haben und doch Künstler sein kann. Alle seine Bilder sind Kunstwerke. An den erhabensten Meistern des großen Stils, an Phidias und Tizian geschult, hat er in gleich erhabener Formensprache ganz neue, ganz persönliche Gedanken ausgesprochen: Gedanken, die nicht banal sind, nicht das kurzlebige Interesse gemalter Zeitungsnotizen haben, sondern ewig giltige Wahrheiten, unabänderliche Dogmen, große ethische Gebote enthalten.

Denn das beachte man wohl: Es giebt bei Watts weder Nimbus noch Opferblut. Nie sucht er Ideen zu galvanisiren, die einst lebendig waren und heute todt sind. Nie sagt er Dinge, die an zeitliche, an kon-

fessionelle Schranken gebunden sind, nie Dinge, die in einer fremden Culturatmosphäre wurzeln. Die hellenischen Götter sind für uns verblaßt. Die christlichen Heiligen und Märtyrer sind Schemen geworden. Darum hat Watts Jupiter und Juno, Christus und Maria nie gemalt. Jeder Versuch, sie aufzuerwecken, wäre thöricht. Lebendig aber blieben andere Mächte. Auch unsere Zeit hat ihren Gedanken- und Empfindungsgehalt, der sich zu neuen, großen Symbolen verdichten könnte. Und gerade bei solchen Versuchen kamen die Künstler bisher über die Verwendung alter Kleiderstöcke, über kleinliche Genrehaftigkeit nicht hinaus. Sie benutzten die feststehenden, von den alten Meistern geschaffenen Formen als eine todte Zeichensprache, so wie die ersten Christen sich der Zeichensprache der Antike bedienten, so lange sie für den Ausdruck ihrer neuen christlichen Gedanken die passende Form noch nicht hatten. Watts' Auftreten bedeutet das Einsetzen einer neuen typenbildenden Kraft. An die Stelle von Clichés hat er neue geist- und lebensvolle Formen gesetzt.

Die erste Stelle in seinem oeuvre haben die beiden Mächte, vor denen von Anbeginn der Welt die Menschen betend oder zitternd im Staub lagen: der Tod und die Liebe. Und er malt sie nicht in antiquarischem Sinn. Er malt sie aus dem Seelenleben unserer Zeit heraus, für die sie etwas anderes als für die Menschen von einst bedeuten. Denn für die Renaissancemeister war die Liebe der Cupido, bald schelmisch, bald melancholisch, zuweilen auch mit einem dämonischen Anflug, doch beinahe immer der Cupido. Zuweilen war sie auch die Caritas, das Weib, das zwei Kinder an ihrem Busen nährt. Und an diesen beiden Typen hielt das 19. Jahrhundert fest. Wollte man auf andere Weise die Caritas darstellen, so griff man zur genrehaften Erzählung: zu schönen Damen, die Brot an hungernde Kinder vertheilen. Bei Watts zuerst hat sich diese Liebe zu einem neuen großen Typus verdichtet. Ein schlanker, starker Ephebe unterstützt auf dem Bild „Liebe und Leben" ein schwaches, zartes Mädchen, hilft ihm den steinigen Weg eines Gebirges emporklimmen. Rosen hat er auf den kahlen Pfad gestreut. Golden geht die Sonne über den Bergen auf. Das ist weder mehr der Eros, noch die Caritas, noch genrehaft plumpe Erzählung. Für den Geist der Humanität, der Mildthätigkeit, der Menschenliebe, der Güte, die sich der Armen annimmt, es ihnen erleichtert, den schweren Weg durch das rauhe Leben zu gehen, ist ein neues, schönes Symbol gefunden.

Der Tod war für die antiken Menschen der schwarze Schatten, der auf die Freude fällt. Memento mori, das wollte sagen memento vivere. Genieße das Leben, denn der Tag wird kommen, da du nicht mehr lachen, nicht mehr lieben und küssen kannst. Für das Mittelalter wurde er der Teufel. Denn der Tod ist der Sünde Sold. Wenn Menschen sich freuen, lachen und lieben, just in diesem Augenblick kommt er, ein burleskes Skelett, packt sie, schleppt sie unter Rippenstößen vor den Richter. Und an diesem Typus hielt die Renaissance noch fest. Der socialistische Gedanke, daß der Tod keine Standesunterschiede macht, Könige und Bettler, Arme und Reiche gleich schlecht behandelt, ist das Einzige, was Holbein neu hinzubringt. Für uns bedeutet der Tod etwas anderes. Er ist uns weder mehr der böse Feind, das dumme Skelett, das uns tückisch wegholt, noch der Lebemann, der uns auffordert, die Becher zu bekränzen. Er ist uns das große Sphinxräthsel des Daseins, die „mildeste Form des Lebens", die Ruhe. „Ueber den Todten liegt ein verklärender Glanz" — wie Bartholomé auf sein Todtendenkmal setzte. Auch dieses neue Empfinden vom Tode hat lange vor Bartholomé in Watts Werken Gestalt gewonnen. Bald ist er der

Dämon der Nacht, das ewige Nirwana, in dessen Schoß alles, was Leben hatte, zurück sinkt. Bald ist er der erlösende Freund, der uns den Frieden, nach langem nervösen Hasten die Ruhe bringt, bald der verklärende Genius, der dem Niedrigsten, Aermsten für einen Augenblick Majestät verleiht.

Doch nicht nur Tod und Liebe hat er neu beseelt, ihnen eine neue Bedeutung, neuen Sinn gegeben. Auch all jene andern Gestalten — Gerechtigkeit, Zeit, Gewissen — die im Laufe der Jahrhunderte zu faden allegorischen Damen geworden waren, erhielten durch ihn wieder Leben. Und selten erklingt bei ihm die pessimistische Note. Ein einziges Mal behandelte er das Thema „Sic transit gloria mundi", indem er auf einer Bahre Hermelinmäntel und Lorbeerkränze, Bücher und Lanzen zu einem ernsten Stillleben vereinigte. Ein einziges Mal zeigte er die Hoffnung als schwaches melancholisches Weib, das that- und kraftlos sich in vagen Traumbildern vertieft. Im Uebrigen ist seine Kunst eine frohe, versöhnende, werkthätige, weltbejahende Kunst, eine Kunst, die uns Muth macht zum Leben, uns neue Ziele, neue positive Aufgaben zeigt. In diesem Sinn ist er das Gegentheil von Burne Jones. Burne Jones war der Decadent, der thatlose Träumer, der es für nöthig hielt, mit dem Flitter versunkener Schönheitswelten unsere graue Zeit zu vergolden. Seine Kunst bedeutete das Fiasko, den Zusammenbruch aller Ideale. Es giebt kein Wirken und Handeln, kein Streben und Schaffen. Nur die Liebe ist geblieben. Doch auch sie ist traurig, entsagend und impotent. Durch Watts' Kunst geht der Wille zum Leben. Er ist der erste, der sich nicht mit dem Fragezeichen begnügt, sich nicht in wehmüthigen Träumen verzehrt, sondern in eine schöne lichte Zukunft schaut.

Alle kirchlichen Dogmen sind tot. Keine Götter schweben mehr über uns, an die wir glauben, zu denen wir beten können. So schälte er aus allen Religionen der Welt die ewigen Wahrheiten heraus, jene Wahrheiten, die an kein Zeitalter, an kein Bekenntnis gebunden, die ebenso buddhistisch wie christlich, ebenso griechisch wie jüdisch sind. Alles Antiquirte bleibt fern. Nur Dinge sagt er, die auch unsere glaubenslose Zeit, jeder, jeder noch glauben kann. Und nie verkündet er seine Lehren mit salbungsvoller Emphase. Nie sagt er: Du sollst, Du mußt. Nie wird er sentimental und geschwätzig. Langsam, leise, ohne daß man die Absicht merkt, setzt er das Herz in Schwingung. So frei von aller Wissenschaft, von allem gelehrten Beiwerk sind die Bilder, so wenig „Kenntnisse" setzen sie voraus, daß jeder, jeder den Sinn versteht. Das heißt: Es ist wieder die Einheitlichkeit von Kunstwerk und Cultbild erzielt. Wir betrachten nicht nur Bilder, sehen nicht nur Fatamorganagestalten einer versunkenen Märchenwelt, nein wir blicken zu Wesen auf, an die wir noch glauben, da sie die beherrschenden Mächte unseres Daseins, die Verkörperungen unserer Ethik sind. Als der erste nach den Klassikern hat Watts wieder Sacralbilder geschaffen.

Und was das Schönste ist: nicht nur gemalt, auch gelebt. Nicht zu den Virtuosen gehört er, die Dinge auf den Markt tragen, über die sie innerlich lachen. Herz und Hand deckt sich bei ihm. Er ist der Mann seiner Bilder. Frei und stolz ist er seinen Weg gegangen. Es strömt aus seinen Werken der vornehme Adel seines eigenen Wesens, die große selbstsichere Ruhe eines Mannes, der an sich und seine Sendung glaubt, an seine Sendung, die Menschen edel zu machen, einen neuen Glauben zu stiften, eine neue Religion.

Eine neue Religion? Ist der Gedanke so wahnwitzig? Ja, alle früheren Religionsstifter, Confucius wie Buddha, Christus wie Mohammed haben sich

des ſophiſtiſchen Wortes, des rohen Schwertes bedient. Aber könnte ein Religionsſtifter nicht auch mit dem Pinſel, mit dem Meißel reden? Läßt ſich nicht vorſtellen, daß um die Bilder, die das Little Holland House heute vereint, einmal ein Tempel gebaut wird, nicht in helleniſchem Stil, auch nicht im Stil der chriſtlichen Kirchen, ſondern in unſerm Stil, im Stil der freien Geiſter, der guten Europäer, der guten Menſchen, der Menſchen, die an kein veraltetes kirchliches Dogma mehr glauben, wohl aber an das Edle und Große, das in jeder Menſchenbruſt lebt. Jauchzend der Sonne entgegen reitet der nackte Ephebe auf dem Bildwerk, an dem der 83jährige Meiſter jetzt ſchafft. Und ſeine Werke bieten die Gewähr, daß wir einſt, wenn wir all die Zöpfe abgeſchnitten haben, die wir noch mit uns ſchleppen, wenn die Geburtswehen der neuen Zeit überſtanden, wenn wir wirklich freie Menſchen geworden ſind — daß wir dann auch eine Kunſt wieder haben werden, die der ſtolze einheitliche Ausdruck dieſer neuen Weltanſchauung iſt.

Der Lauf der Welt.

Novelle

Von **Herman Bang.**

Bei Oberst Bornemann war Diner. In allen Gemächern strahlten die elektrischen Kronen und alle Ecken der Zimmer waren mit Palmen und Flieder geschmückt.

Nur Fünf saßen in dem großen Speisezimmer unter den elektrischen Flammen am Tisch.

Der Oberst und die Oberstin, Fräulein Clara Brahe, der Professor, des Hauses Arzt, und Niels Elbrecht, für den das ganze Fest gegeben wurde und dem zu Ehren das ganze Familiensilber auf dem Tisch funkelte.

Niels Elbrecht war freilich auch lange fort gewesen. Jung war er ausgezogen — jetzt begann das Haar an seinen Schläfen zu ergrauen.

Man war bei einem Zwischengericht angelangt, und Niels Elbrecht erzählte, während alle lauschten — (Fräulein Clara Brahe schloß zuweilen die Augen, während er sprach — wohl ohne daß sie sich dessen bewußt war) —; er erzählte von den mächtigen Seen Amerikas, wo er bei der Anlage der gewaltigen Kanäle geholfen hatte, auf denen Schiffe und Boote und seltsam gebaute Flösse an einander vorüberschossen wie eilige, hastige Fußgänger auf einer unermeßlichen Landstraße —.

„Ach," sagte die Oberstin, „wie all dies Vorwärtsstürmen mir unerträglich wäre! Wenn ich an Amerika denke, so sag' ich mir immer, dort *kann* doch gewiß kein Mensch einmal ruhig in einem Winkel hocken —"

Der Oberst lachte, daß ihm die Serviette aus dem Uniformkragen rutschte.

„Freilich," sagte er — „und in einem Winkel hocken — das ist ja für Dich das Höchste, Auguste!"

„Lieber Bornemann," antwortete die Oberstin, „der Mensch muß doch manchmal Zeit zum Denken haben!"

„Ja!" sagte halblaut Fräulein Clara.

Der Diener schenkte Burgunder in die Gläser; Niels Elbrecht wandte sich plötzlich zu Fräulein Clara.

„Nun", fragte er — „und woran haben Sie denn all diese verflossenen Jahre hindurch gedacht?"

Es schien, als würde Fräulein Clara einen Moment lang um einen Hauch blasser, ehe sie antwortete:

„Ach, Elbrecht — in so langen Jahren denkt der Mensch an so vielerlei!"

Die Oberstin lachte und sagte:

„Es ist rein lächerlich — aber wenn ich aufzählen sollte, an was ich in all den Jahren gedacht habe, während Elbrecht die ganze Erde umsegelt

hat — ſo hab ich ſo eigentlich richtig immer nur an Eins gedacht — — und das iſt der da —"; und ſie deutete lachend auf ihren Mann.

Der Oberſt lächelte; ſeine Augen ſchimmerten.

„Ich glaube wahrhaftig, es iſt wahr, Auguſte!" ſagte er.

Die Oberſtin fuhr fort:

„So oft hab' ich darüber nachgedacht, ob Friedrich und ich wohl noch glücklicher geweſen wären, wenn wir Kinder gehabt hätten."

Jetzt erhob der Profeſſor ſein blaſſes Geſicht und ſagte:

„Ich für mein Teil glaube, daß eine kinderloſe Ehe am glücklichſten iſt. Das iſt ein allerinnerlichſtes Zuſammenleben — eben weil Beide nur einander und ſonſt nichts haben. Das heißt natürlich — wenn die Liebe dabei iſt."

„Ja," meinte Elbrecht, „aber iſt die irgendwo?"

Fräulein Brahe wurde plötzlich rot, und es war, als ob die Perlenſchnur um ihren Hals leiſe zitterte.

Die Oberſtin aber erwiderte:

„Du ſollteſt Dich ſchämen, Niels — — und dabei biſt Du eben nachhauſe gekommen, um für Deine Frau Haus und Heim zu erwerben."

„Liebe Auguſte," antwortete Elbrecht — er duzte ſich mit der Oberſtin noch von ihrer gemeinſamen Jugend auf dem Lande her — — „Alice und ich ſind wahrhaftig ganz glücklich. Aber die zwei Jungens könnt' ich doch nicht entbehren."

Fräulein Brahe ſaß mit geſenkten Augen da.

„Wie ich mich darauf freue, Ihre Kinder zu ſehen!" ſagte ſie.

„Es ſind auch Prachtskerle!" entgegnete Elbrecht. „Und unter allen Himmelsſtrichen herumgekommen!"

Der Oberſt griff das Wort „Himmelsſtriche" auf und fragte:

„Welcher Erdteil iſt denn nun eigentlich am ſchönſten, Elbrecht?"

Der ſchwieg einen Moment; dann ſagte er:

„Ich weiß nicht — aber ich glaube faſt, Japan iſt am ſchönſten. Es iſt ſo wundervoll graziös, wie die japaniſche Kunſt. Und doch ſo merkwürdig groß — — mit ſeinen grünen Bergen und dem Meer — —; überall das Meer!"

Wieder ſchwieg er einen Augenblick und fuhr dann fort:

„Und dann iſt's vielleicht auch das, daß man die Menſchen dort nie kennen lernt."

Die Oberſtin lachte.

„Iſt das ein Vorzug?" fragte ſie.

Niels Elbrecht lachte gleichfalls und erwiderte:

„Ich denke doch —; die Menſchen ſind ja wohl überall gleich!"

Jetzt hob der Profeſſor wieder den Kopf und ſagte:

„Ja — — es giebt überall Patienten."

„Ach — Sie — Profeſſor —" rief der Oberſt — „Sie ſind doch ein ewiger Peſſimiſt!"

Der Profeſſor erwiderte:

„Es mag ſein, daß man das als Arzt leicht wird, Oberſt! Man ſieht die Kehrſeite von ſo vielen Dingen."

Niels Elbrecht wandte ſich wieder zu Fräulein Brahe:

„Was iſt mit Ihnen, Fräulein Brahe?" fragte er. „Sie reden faſt keinen Ton — — und in alten Tagen war Ihre Zunge doch ſo gelenkig."

„Mag ſein. Damals war ich auch jung, Niels Elbrecht. Und jetzt — — hab ich graue Haare!"

Die Oberstin, die grade den Rehrücken zerlegte, hielt mit Tranchieren inne und sagte:

„Clara ist gradezu verrückt mit ihren grauen Haaren! Dieses selbe Haar reicht ihr noch heute bis zu den Knieen!“

Fräulein Brahe war blutrot geworden; Niels Elbrecht aber sagte, noch immer zu ihr gewandt:

„Ach ja, Fräulein Brahe — — wie waren Sie schön!“

Sie lächelte. Ihr Mund hatte noch immer die wundervoll geschwungenen Linien, doch die Lippen waren blaß geworden.

„Ja —“ sagte sie — — „war!“

„Unsinn, Clara,“ rief der Oberst. „Sie sind noch immer schön!“

„Und dabei zu denken,“ bemerkte die Oberstin, „daß Clara absolut nicht heiraten wollte!“

Elbrecht sah Fräulein Brahe an.

„Es ist auch wunderlich,“ sagte er, „daß grade Sie bei meiner Rückkehr fast die Einzige sind, die nicht verheiratet ist, Fräulein Brahe — — die Einzige von uns allen damals.“

Fraulein Brahe zögerte einen Augenblick, eh sie antwortete: „Derartige Wunderlichkeiten kommen hie und da vor!“ Und — wohl um das Gespräch abzulenken, — fügte sie rasch hinzu:

„Wann kommen Ihre Kinder — und Ihre Frau?“

„In drei Monaten etwa, denke ich,“ erwiderte Elbrecht. „Alice wollte sich gern ein wenig bei ihren englischen Freunden aufhalten.“

Die Oberstin, die es liebte, von der Ehe zu sprechen — von denen, die zusammenkamen, und andern, die nicht zusammenkamen, beharrte jedoch in ihrem Gedankengang und sagte:

„Weißt Du, Clärchen — das hilft nun alles nichts — auf *dem* Punkt hab' ich dich nie verstanden.“

Und sie begann von ihrer gemeinsamen Jugend zu sprechen, von den Häusern, in denen sie verkehrt hatten, von den Bällen, an die sie alle sich noch erinnerten — — „Der Ball bei Schneedorfs — — das war das erstemal, daß ich Friedrich gesehen habe — — wissen Sie noch, Professor?“

„Nicht so recht,“ sagte der Professor. „Sie wissen ja, getanzt habe ich nie, und daher mag es wohl kommen, daß ich alle diese vergangenen Feste ein bißchen durcheinander bringe.“

„Freilich,“ meinte der Oberst, „Sie waren schlauer, Professorchen! Sie saßen in irgend einem versteckten Winkel und flirteten!“

„O —“ sagte die Oberstin — — „auf das Flirten verstand sich Keiner so, wie Elbrecht! Der Himmel mag wissen, Niels, wie viele von den jungen Mädchen damals geglaubt haben, — *sie* wären es!“

Niels Elbrecht erwiderte nichts, sondern sagte:

„Das schönste von all den Festen war, glaube ich, doch der Kostümball bei Bille's.“

„Na ja,“ rief die Oberstin — „natürlich — — das glaub ich wohl — weil Du damals der Schöne warst, was Niels? Wie Du in dem lebenden Bild als Rizzio zu Clara's Füßen lagst! Weißt du noch, Clara?“ wandte sie sich zu Fräulein Brahe.

Mit etwas gedämpfter Stimme antwortete diese:

„Ja — ich weiß noch. Rizzio lag tot zu meinen Füßen — und seine Laute war zerbrochen!“

Beim Klang ihrer Stimme wandte sich Elbrecht plötzlich ihr zu und sagte so leise, daß nur sie ihn hören konnte:

„Hatte nicht die Königin ſelbſt, eh Rizzio ſtarb, im Zorn ſeine Laute zerbrochen?“

Fräulein Brahe antwortete nicht, ſondern hob mit einer Hand, die unmerklich zitterte, ihr Sektglas zum Munde.

„Eins iſt ſicher,“ ſagte die Oberſtin, „Clara war Zoll für Zoll eine Königin!“

„Ja!“ ſagte Elbrecht, in deſſen Augen auf einmal ein ſeltſam geiſtesabweſender Blick kam.

„Aber Niels,“ bemerkte die Oberſtin, „Du biſt wahrhaftig noch ganz der ſelbe Flaps, wie früher!“

Der Oberſt lachte:

„Jawohl — — die Augen verdrehen — das hat er immer gekonnt!“

Fräulein Brahe, welche beide Hände leicht gegen den Tiſch geſtemmt hielt und das Eſſen vergeſſen zu haben ſchien, bemerkte:

„Ich glaube, die Kurmacherei der Männer und die Koketterie der Frauen iſt an unendlich vielem Unglück Schuld!“

Elbrecht ſah ſie an.

„Wieſo?“

„Ich denke mir,“ antwortete ſie langſam, „es giebt unter den Männern und unter den Frauen ſolche, die den Stolz beſitzen, die Einzigen ſein zu wollen!“

Die Oberſtin warf lachend ein:

„Na Friedrich — — von Dir wenigſtens weiß ich das!“

Elbrecht hatte ſich dicht zu Clara Brahe gebeugt und ſeine Stimme klang ein wenig heiſer, als er ſagte:

„Und Sie glauben, daß Sie das niemals waren?“

Sie ſah ihn an.

„Wer alles fordert, erhält oft gar nichts!“ ſagte ſie.

Sie ſchwieg und ſchien den Profeſſor gar nicht zu hören, der ſie zweimal nach dem Befinden ihrer Kinder fragen mußte, eh ſie antwortete:

„Danke, Profeſſor — — es geht ihnen allen Zehn gut!“

Die Oberſtin fiel ihr ins Wort:

„Kannſt Du Dir vorſtellen, Niels — — daß dies reiche Mädchen ihr Leben der Erziehung von fremden Kindern widmet, die ſie noch dazu bei ſich im Hauſe hat? Als ob ſie ſie nicht in einer Villa für ſich wohnen und eine Pflegemutter für ſie anſtellen könnte!“

Elbrecht wandte den Kopf.

„Sie haben eine Art Aſyl?“ fragte er.

„Nein,“ antwortete Fräulein Brahe, „es handelt ſich nur um ein paar kleine Mädchen, die keine Mutter mehr haben.“

„Und darum wurde Fräulein Brahe ihre Mutter — — und eine gute Mutter!“ ſagte der Profeſſor und ſchlug — — vielleicht zum erſtenmal während des ganzen Diners, — ſeine tiefblauen Augen auf.

Clara Brahe's Stimme zitterte leicht, während ſie ſagte:

„Eine gute Mutter, Profeſſor — — das iſt eine Fremde nie. Man hilft eben, ſo gut man kann!“

„Das mit der Mutter,“ — unterbrach die Oberſtin — „das hat ſchon immer in Clara geſteckt — ſchon als ſie ganz klein war. Wiſſen Sie, Profeſſor, als ſie kaum ſo hoch war, ſpielte ſie mit ihren Puppen wie mit lebendigen Kindern.“

Der Profeſſor ſagte:

„Es muß auch ein Glück ſein, die kleinen Geſchöpfe wachſen und ge-

deihen und so weit zu Menschen werden zu sehen, als Menschen eben überhaupt werden!"

„Ja," sagte Clara, „das ist ein großes Glück, lieber Freund!"

Elbrecht hatte sich ganz dicht zu ihr gebeugt.

„Das ist auch mein einzigstes Glück!" flüsterte er, während Clara plötzlich die Augen zu ihm erhob und weiß wurde wie der Brokat ihres Gewandes.

Jetzt begann die Oberstin von Kleiderschnitten zu sprechen und erzählte, daß sie ihre Schneiderin die Modelle in den Schaufenstern studieren ließe.

„Weißt Du, Clara," schloß sie, „das Neueste stellen sie dummerweise jetzt gar nicht mehr aus. Aber ich hab einen famosen Kniff. Ich gehe in die Läden und sehe mir Stoffe an und finde so Zeit und Gelegenheit, die Schnitte zu studieren!"

Clara Brahe lachte plötzlich auf — ein seltsames Lachen:

„Ach, Augusta, wie Du immer praktisch bist!"

Und rasch den Ton wechselnd, hob sie ihr Glas gegen Elbrecht und sagte, während die andern von Herrenschneidern, die doch die reinen Wucherer wären, redeten:

„Auf das Wohl Ihrer Kinder — Niels Elbrecht!"

Einen Augenblick lang war es still geworden; dann schlug der Oberst an sein Glas:

„Reden kann ich nicht, Elbrecht — — es sei denn vor der Front! Aber wir wollen Dir doch ein Willkommen bieten, Augusta und ich! Du bist weit herumgekommen — und bist nun als ein glücklicher Mann nachhause zurückgekehrt. Wir heißen Dich willkommen, Augusta und ich — und die andern!"

Sie hatten sich alle erhoben und stießen mit Elbrecht an, dessen Lippen sich stumm bewegten, eh er zu antworten vermochte.

„Ja —" sagte er — „ich bin nach hause zurückgekehrt! Dank jedem —" seine Stimme brach — „Dank jedem, der an mich gedacht hat!"

Er hatte sich halb nach der Seite gewandt, wo Clara Brahe saß, während er hinzufügte:

„Auch wenn ich es nicht verdient habe!"

Clara Brahe schlug wieder die Augen auf und sah ihn gerade an:

„Weshalb sollten Sie es nicht verdient haben, Elbrecht?"

Und während die Oberstin über einen Witz ihres Mannes lachte, fügte sie leise hinzu:

„Wie viele giebt es nicht, die das Leben trennt!"

Während die kandierten Früchte herumgereicht wurden, fing die Oberstin wieder an, von Kindern und Wohlthätigkeitseinrichtungen zu reden, und plötzlich sagte sie:

„Aber Niels — — Du mußt doch eine Photographie Deiner Familie bei Dir haben!"

Niels Elbrecht hörte es entweder nicht, oder wollte es nicht hören; er antwortete nicht.

Aber die Oberstin beharrte:

„Ein Mensch, der so viel reist, wie Du, hat doch gewiß seine Familie immer bei sich."

Einen Augenblick noch zögerte Niels Elbrecht, ehe er antwortete:

„Ja — — das hab' ich auch!"

Und mit seltsam unruhigen Händen nahm er aus seiner Brusttasche ein schmales Buch und zog ein Kabinettbild daraus hervor.

„Laß ſehen!“ rief die Oberſtin und ſtreckte beide Hände aus.

Und als ſie das Bild eine Weile betrachtet hatte, fügte ſie hinzu:

„O Niels — wie ſchön ſie iſt — — Deine Frau —!“

Der Oberſt fiel in ihre Lobreden ein:

„Prächtig! Du biſt eben immer ein Glückspilz geweſen!“

Jetzt war die Photographie zu dem Profeſſor gelangt, der über ihren Rand hinweg Elbrecht beobachtete. Der war trotz ſeiner gebräunten Hautfarbe bleich wie der Tod.

„Ja“ — ſagte er — „die Kinder verſprechen alles Gute!“

Und er wollte das Bild über den Tiſch weg Niels Elbrecht zurückreichen, als Clara Brahe ſagte:

„Mich vergeſſen Sie, Profeſſor!“

Sie nahm das Bild und betrachtete es lange.

„Danke!“ ſagte ſie dann, und mit einer Stimme, die vollſtändig ruhig klang, fügte ſie hinzu: „Wie reizend die Kinder ſind!“

Niels Elbrechts Hände zitterten ſo ſtark, daß er das Bild kaum in das Buch zurückzuſchieben vermochte. Der Oberſt aber ſagte:

„Nein — — gieb — ich muß ſie noch einmal ſehen!“

Er betrachtete die Photographie mit dem Blick des Kenners, der eine ſeltene Münze betrachtet und fügte hinzu:

„Niels, das iſt eine von den Frauen, um derentwillen die Männer ihre heiligſten Pflichten vergeſſen!“

„Pfui, Friedrich!“ rief die Oberſtin.

In Niels Elbrechts Antlitz zuckte es heftig. Er führte die Serviette vor ſeinen Mund.

„Was iſt, Niels?“ fragte der Oberſt.

„Ach,“ antwortete er, „es ſind dieſe kandierten Früchte — man kriegt ſie ſo leicht zwiſchen die Zähne!“

„Ja — man muß vorſichtig ſein mit Süßigkeiten!“ bemerkte der Profeſſor.

„Giebt es noch etwas zu eſſen, Auguſte?“ fragte der Oberſt.

Nein — es gab nichts mehr, und ſo erhoben ſich die Fünf und gingen ins Wohnzimmer.

Drinnen ſagte die Oberſtin:

„Wir wollen doch ein Dämmerſtündchen halten beim Kaffee, nicht wahr, Friedrich?“

Der Diener löſchte die elektriſchen Flammen und zündete in den Ecken ein par niedrigſtehende Lampen an, bei deren Schein die Palmen ihre mächtigen Schatten durchs ganze Zimmer warfen.

Sie ſetzten ſich alle in eine Ecke — — Fräulein Brahe am tiefſten in den Schatten, ſodaß ihr weißes Geſicht ſich wie das Antlitz auf einem alten Bild aus dem Dunkel hob.

„So, Niels,“ ſagte die Oberſtin — „jetzt kannſt Du Dir einbilden, Du wärſt wieder in den Tropen. Und —“ fügte ſie hinzu — „jetzt erzähl uns ein bischen was — — ich liebe es ſo, wenn jemand in der Dämmerung etwas erzählt.“

Niels Elbrecht antwortete — und es war, als hätte ſeine Stimme ſich ſonderbar verſchleiert:

„Ich glaube nicht, daß ich noch etwas zu erzählen weiß!“

„Ach freilich,“ ſagte die Oberſtin. „Erzähl' irgend etwas, an was Du Dich gerade am beſten erinnerſt.“

Niels Elbrecht, der dicht neben einer der kleinen elektriſchen Flammen ſaß, ſchob ſeinen Fauteuil aus dem Lichtkreis.

„An was ich mich am beſten erinnere?“ ſagte er. „Am beſten erinnere ich mich an mein Heimweh.“

„Ja,“ ſagte der Oberſt, „es iſt doch etwas Seltſames um das Vaterland — — wie feſt es Einen bindet. Das ſagen ſie ja alle.“

Niels Elbrecht ſchien nicht zu hören; er hatte den Kopf in die Hände geſtützt und ſagte haſtig, wie im Fieber, während er durch das Dunkel auf Clara Brahes Geſicht ſtarrte:

„Wozu zieht man hinaus — durchwandert die Welt, baut Brücken, die eines Tages zuſammenſtürzen, legt Schienen, die in zwanzig Jahren wieder verſchwunden ſind, ſprengt Berge, deren zerriſſene Felſen vielleicht eines Tages brechen und Tauſende begraben — — wozu — wozu? Wenn ich jetzt auf mein Leben zurückblicke, ſo weiß ich nicht, wie und wofür ich es verſchleudert habe!“

Keiner ſprach, als er ſchwieg.

Dann ſagte der Profeſſor:

„Haben Sie nicht für das gearbeitet, was man Fortſchritt nennt?“

Fräulein Brahe erhob ſich und trat, ſchlank und aufrecht, in den Kreis des Lichtes.

„Ich muß leider ſchon gehen,“ ſagte ſie. „Meine Zehn warten auf mich.“

Als ſie Elbrecht die Hand reichte, ſagte er, indem er ſie unverwandt anblickte:

„Wir werden uns jetzt doch öfter ſehen, Fräulein Brahe?“

„Es wird wohl nicht ſehr oft ſein, Elbrecht — — ich bin kein Geſellſchaftsmenſch mehr!“

Sie ſchwieg einen Augenblick und ſagte dann, indem ſie ihre Hand aus ſeiner löſte:

„Aber wenn Ihre Kinder kommen, werden Sie ſie mir einmal bringen, nicht wahr?“

Dann ſchritt ſie durch das Zimmer und die Thür ſchloß ſich hinter ihr.

— — — — — — — — — — Die beiden Herren waren gegangen und der Oberſt und ſeine Frauen ſaßen allein in dem kleinen Sofa in der Ecke.

Eine lange Weile hatte Keines von beiden geſprochen, dann ſagte die Oberſtin plötzlich:

„Friedrich — — der Himmel mag wiſſen, ob Elbrecht mit dieſer Frau auch wirklich glücklich iſt?“

Der Oberſt antwortet nicht.

Und während ſie beide ſchwiegen, warfen die Palmen ihre ſtummen Schatten dunkel über das Zimmer.

Rundſchau.

Vom Reiſen.

Es giebt keine herrlichere, feinere, ſchwierigere, ſeltſamere Kunſt als das Reiſen. Keine auch, in der der ſchlimme Dilettantismus üppiger ins Kraut ſchießt. Man hat zu wenig Reſpekt vor ihrem Weſen, ihren tieferen Bedingungen und Zwecken, ihrer Technik. Man denkt, das ſei alles ſo leicht, weil es ſo einfach ausſieht, und jeder Strumpfwirker und jeder Geheimrat bildet ſich ein, es ſei ſelbſtverſtändlich, daß er „reiſen“ könne. Und ſtümpert drauf los.

Die Wunderwirkung dieſer Kunſt, deren äſthetiſche Geſetze nur teilweiſe ſchon erforſcht ſind, beruht auf ihrer erſtaunlichen Doppelkraft: ſie erweitert unſere Exiſtenz und löſt zugleich die drückendſten Feſſeln, die ſie insgemein gebunden halten. Die Natur, der Racker, der uns dauernd zu ſeinen Zwecken mißbraucht, hat uns als erſten Trieb eingepflanzt, daß wir unſere Fähigkeiten üben und ihre Leiſtungskraft ſteigern wollen. Sie hetzt uns unaufhörlich, daß wir uns unſerer Eß-, Trink-, Zeugungs-, Seh-, Hör-, Muskel- und geiſtigen Potenzen mehr und mehr bewußt werden. Ihre niederträchtige Abſicht liegt klar zu Tage: ſie will die Raſſe verbeſſern — weiß der Teufel, was ſie davon für ein Vergnügen hat —; uns aber redet ſie ein, das gehöre notwendig zu unſerm Wohlbehagen. Und wir können wirklich nichts Geſcheidteres thun, als ihr das zu glauben. Oder man müßte den ganzen Plunder gelegentlich irgendwie fortwerfen.

So fliehen wir denn auf! hinaus ins weite Land! uns im Neuen zu tummeln, im Niegeſehenen herumzuplätſchern, uns die Wogen des Unbekannten brauſend und peitſchend wie eine Nordſeewelle über dem erfriſchten Haupte zuſammenſchlagen zu laſſen. Wir breiten die Arme aus, reißen die Augen auf, ſpitzen die Ohren, blähen die Nüſtern, atmen tiefer, nehmen den Hut ab, um anzudeuten, daß wir den Gehirndeckel aufklappen möchten — immer heran und herein, meine Herrſchaften! Was kannſt du bieten, fremdes Land? Ich ſauge alles auf, daß deine Säfte auch mich durchſtrömen und im Verein mit dem, was in mir war, einen leiblich-ſeeliſchen Stoffwechſel vollziehen. Hier kann auch der Mann einmal empfinden, was es heißt, zu empfangen.

Doch nur die Empfängnis beglückt, die in Liebe, in Hingabe, im Rauſch geſchieht. Wer dabei phyſiologiſche Beobachtungen anſtellen will, der bleibt ein armer Schächer. Nur nicht ſich fortwährend „Rechenſchaft ablegen“! Nur keine Aengſtlichkeit! Nur ſich das Glück nicht ſelber nachrechnen! Gewiß: man braucht einen Reiſeplan ſo gut wie einen Bädeker. Aber man muß der Herr dieſer Ungetüme ſein, ihr ſouveräner Gebieter, der ſie nach Gutdünken und Launen behandeln, ſie kommandieren, ſtramm ſtehen und Wendungen nach rechts und links machen laſſen, ihnen Urlaub oder auch einen Fußtritt erteilen kann. Gieb ſcharfe Acht darauf, daß du dieſe Geſellen in der Candare hältſt! Denn biſt du nicht ihr Herr, ſo biſt du ihr Sklave, biſt unrettbar ihrer finſtern, hochnotpeinlichen Inquiſitionsgerichtsbarkeit verfallen, krümmſt dich und windeſt dich unter der Grauſamkeit dieſer heimtückiſchen Burſchen, die mit ihrer falſchen Freundlichkeit und Gutmütigkeit, mit wohlwollendem Rat und hinterliſtigen Verſprechungen den Ahnungsloſen in ihre Ketten locken.

Das aber iſt das Notwendige beim Reiſen: frei ſein. So frei ſo ein Menſchlein überhaupt ſein kann. Gewiß, ich weiß ſchon, es bleiben noch Abhängigkeiten genug. Aber das laſſe ich mir durch keinen Sophiſten rauben: es giebt eine relative Freiheit, die ſo machtvoll iſt, daß ſie auch einem Grübler auf einige Zeit als eine abſolute erſcheint. Es hat was unſagbar Beſeligendes, allen Bindfaden der Alltäglichkeit, den lieblichen wie den groben, einmal ein Schnippchen zu ſchlagen. Ihr denkt, lieben Freunde und geliebte Familie, ich ſäße am Fuß der Dolomiten? Bah, ich liege in einer Gondel und laſſe mich von einem Fra Diavolo mit blinkenden Zähnen beim Mondenſchein über den Canal grande ſchaukeln. Und Ihr, teure Freunde aus Deutſchland, die ich am Nachmittag im Café Quadri traf, Ihr werdet Euch morgen den Kopf zerbrechen, ob ich nach Florenz oder nach Trieſt oder nach Tirol zurück abgereiſt ſei — und ich niſte mich dicht bei Euch in Chioggia ein und bade meinen Schwanenleib in den blauen Fluten der Adria! Zerbrecht Euch ruhig den Kopf!

Allein ſein! Welch ein unerhörtes Geſchenk des Schickſals! Niemand kennt mich

rings umher, weit und breit. Alles denkt, empfindet, ja spricht anders als ich. Niemand nimmt Notiz von mir. Und ich darf mir, wenn mich die Lust anwandelt, das Vergnügen machen, mit diesem oder jenem ein Gespräch zu beginnen, als gehörte ich zu ihm, und dabei spalte ich mich in zwei Individuen: eins bleibt allein für sich, und das andere wird von diesem entsandt, daß es im reizvollen Spiel seiner beglückenden Einsamkeit nur noch jubelnder bewußt werde. Denn in der Einsamkeit bin ich Herrscher, ein orientalischer Despot, der von dem Lande, in dem er thront, nur nimmt, ohne die Verpflichtung, ihm auch etwas zu geben. Ich befehle nach Willkür, sogar wie man mich nennen soll. Es steht ganz in meinem Belieben, ob ich Peter Vischer, Klaus Störtebecker oder Muley Hassan heißen will. Denn nicht nur den Menschen, auch dem Kulturbereiche, dem ich durch Geburt und Beruf angehöre, bin ich entwichen. Und wie Harun al Raschid kann ich bald Khalif sein, bald unerwartet mich ins Volk mischen. Ich gehe in die Kneipen und Cafébäuser der Einheimischen, ich lungre auf fremden Plätzen und Straßen umher, als sei das meine tägliche Beschäftigung, ich stelle mich zu den Zuschauern, wenn gerauft wird, helfe ein Kind aus dem Wasser ziehen, kaufe von herumziehenden Händlern, was sie feilbieten, und kann es mir sogar gestatten, mich in den Strom der schwitzenden Reisedilettanten zu mischen, die sich in einem Schloß, einer Kapelle, einer Grotte, einem Park, einer Ruine von einem muffligen Kastellan herumführen lassen. Dann aber, wenn ich keine Lust mehr habe, „mir gemeene zu machen", ziehe ich mich wieder auf meinen fürstlichen Divan zurück, verschränke die Arme und betrachte mir lachend das ganze Gekrabble der Wichtlein unter mir. Und brauche nicht mal eine Lieblingssklavin zu meinem Wohlbefinden.

Manchmal, wenn auch selten, begegnet man dann, auf königlichen Höhen tausend Meter über der Menge frei einherwandelnd, ein paar erlauchten Kollegen. Ein Blick in die Augen, ein Wort nur, über einen ganz gleichgültigen Gegenstand, und man hat sich erkannt. Fluidum humanum geht hin und wieder. Was braucht man einander die Namen zu kennen? Er ist ein Bruder in mundo, und sie hat schöne braune Augen, volles Haar und eine weiche, weiße Hand — das weiß ich und das genügt. Und man spricht und ißt und zecht und lacht zusammen, sieht miteinander in die Ferne, und am nächsten Morgen fahren sie gen Osten und ich gen Westen, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, vielleicht auf neue flüchtige Begegnung in Jahr und Tag. Die Individuen vergessen sich, nur fluidum humanum bleibt und verbindet zwanglos, verpflichtungslos die Getrennten. Vom Gebürg zum Gebürg schwebet der ewige Geist ewigen Lebens ahndevoll.

Was man gern mit romantischer Phrase die Wanderlust des Deutschen nennt, ist etwas sehr Lebendiges. In der Reiselust taucht es in etwas anderer Form, modernisiert, kultiviert, im eigentlichen Sinne raffiniert, wieder auf. Das „Reisen" ist wohl nicht nur dem landläufigen Sprachgebrauch nach „prosaischer" als das „Wandern". Aber es ist eine der wesentlichen Leistungen der Gegenwart, daß sie die Grenzen zwischen dem Prosaischen und dem Poetischen neu reguliert. Es ereignen sich dabei gegenseitige Gebietsabtretungen wichtigster Art zwischen den beiden hohen Kontrahenten. Langsam, wie die immanente Aesthetik der Maschine, der Eisenkonstruktionen, der Doppelschraubendampfer, ist den Erdensöhnen auch die eigenartige Poesie der Eisenbahnfahrt als etwas Selbständiges, nach dem Maßstab des Postkutschenfahrens und Ränzelwanderns Inkommensurables aufgegangen. Das sieghafte Durchsausen der Menschenländer, die Möglichkeit, im Fluge an Kulturen und Landschaften zu nippen, in ein paar lumpigen Monaten dies Planetlein zu umspannen, hat tausend neue Reize herangebracht. Das hat seine eigene Schönheit, die mit anderen Schönheiten nicht verwechselt werden darf. Unsre Augen, Sinne, Nerven haben sich geschärft, sind feinfühliger, aufnahmestärker, begehrlicher, beweglicher geworden. Unsre Lebenskräfte haben sich modifiziert und also auch ihre Art, sich zu bethätigen, zu üben und zu steigern.

Freilich, wie alle Künste hat sich auch die des Reisens bedenklich demokratisiert. Ehedem war es ein einigermaßen aristokratischer Betrieb, heut darf sich jeder Schlingel daran beteiligen. Die Eisenbahn ist fürs Reisen etwas ähnliches geworden, wie das Pianino fürs Musizieren. Doch das banal gewordene Instrument kann der Wissende adeln, höheren Zwecken dienstbar machen. Und will seine Banalität sich einmal nicht bändigen lassen, so hat er die Freiheit, zu andern Instrumenten zu greifen. Aus dem Trubel der Expreßzüge retten wir uns, wenn uns die Laune sticht, zur Intimität der Kutsche, zur Romantik des Ränzels. Denn auch das ist ein Hauptzug unserer Zeit: ihre Söhne sind nicht einseitig, sie umfassen mit liebevollen Armen alles, das Nahe und Ferne, das Unsichere und das Gefestete, das ahnungsvoll Aufsteigende und das längst Gewesene, ehrwürdig und verwittert in den leuchtenden Tag Hineinragende. Und vor der Zerfahrenheit bewahrt die Persönlichkeit des neugierig und lebensfroh zwischen Vergangenheit und Zukunft in immer neuem Spiel sich Schaukelnden. Er bleibt aufrecht und fröhlich und dreht verwundert, belustigt und erschüttert vor seinen Augen

das bunte Kaleidoskop der Welt. Auf eng verpflichtende Regeln und Gesetze lassen wir uns nicht festlegen und nehmen alle eklektizistische Freiheit für uns in Anspruch.

Und es ist kein Wahn und keine unberechtigte Arroganz, wenn wir Deutschen den heimlichen Stolz haben, dies moderne Lebensproblema am innigsten zu verstehen. Das eigne Dasein zu gestalten, nicht nach bloßer Theorie, sondern in pulsierender Praxis, schwebt uns als Letztes und Höchstes vor. Die Kunst des Reisens hilft uns dabei. Auch unser Größter, auch Goethe hat bewußt-unbewußt diesem Ziele zugestrebt. Sein Leben gilt uns fast noch mehr als seine unbeschreiblich hohen Werke. Und in dem Kunstwerk seines Erdewallens sind die Reisen glorreiche Höhepunkte. Wir spüren den Jubel des Moments aus den Briefen und Aufzeichnungen, wir verfolgen die wunderbare Wirkung bis zum Untergang des großen Gestirns. Wie fern stehen die Gewaltigen aller andern Nationen solcher Art.

Der Franzose und der Engländer kennt nicht das Reisen, wie wir es kennen. Dem Franzosen genügt die eigne Welt in ihrer Pracht, Vielfältigkeit und Größe. Eine Erholung auf dem Lande, an der See deckt sein Bedürfnis. Der Engländer fährt sachlich durch Länder und Meere; er sammelt in seinem Hirn Sehenswürdigkeiten, registriert sie als Zuwachs seines Vermögens und bleibt, was er gewesen. Wir Deutsche durchtränken uns mit den Eindrücken dieses reichen Universums. Wir wachsen und entwickeln uns im Strome ihrer Herrlichkeit. Wir träumen uns in die Seelen fremder Länder und Menschen, ja fremder Tiere und Pflanzen hinein. Wir suchen unterzutauchen in die Fluten des Werdens und Vergehens, die überall brausen, und wenn wir die Kunst des Reisens erfaßt haben, so kann uns eine Fahrt von Berlin nach Potsdam zu einem Erlebnis werden, zu einem größeren vielleicht als dem Dilettanten eine Expedition nach Indien und Japan. Das ist wohl eine Gefahr für den Schwächling und hat unseres Volkes Besten manches Unheil gebracht. Aber selbst dann war es eine süße Lust. Und für den Starken ist es ein Weg zum Gipfel, wo des Lebens Krone, leider unerreichbar, aber doch nahbar, ruht.

M. O.

Moderne wissenschaftliche Hilfsarbeit.

Endlich erscheint die internationale Bibliographie der Kunstwissenschaft. Arthur L. Jellinek, der berühmte Helfer aller gelehrten Arbeiten, hat sie ins Werk gesetzt, der Verlag ist B. Behr, Berlin. Ein ernstes Unternehmen, das Niemand übersehen darf. Alle zwei Monat ein Heft, eine laufende Uebersicht über alle ästhetischen und kunstgeschichtlichen Bücher und Aufsätze von Wert, die in allen Kulturländern, in allen Zeitschriften und Zeitungen erscheinen. So viel ein Mensch nur leisten kann, ist geleistet. Klare Organisation, kurze Inhaltshinweise. Erst Allgemeines Bibliographisches, dann Aesthetisches, dann Kunstgeschichte überhaupt, dann ihre Teile Baukunst, Skulptur, Malerei, Graphik und Gewerbe. Verzeichnisse aller erscheinenden Reproduktionen werden zum Schluß gegeben. Es ist nicht ohne Interesse, statistisch nachzuprüfen, was so jetzt alles in Kunst geschrieben wird. Nach Ablauf des ersten Jahres will ich einen Durchschnitt zeichnen. Vorläufig ist Kinderkunst das Lieblingsthema.

Bei dieser Gelegenheit erwähne ich einige andere bibliographische Unternehmungen der letzten Zeit. Sie sind ja für unser Sammelbedürfnis lehrreich.

Die deutsche Jahrbuchgesellschaft, Berlin veröffentlicht ein Jahrbuch bildender Kunst, in dem jährlich das ganze statistische laufende Material der Kunst und Kunsttechnik, Ausstellungen, Nekrologe, Akademien verzeichnet sind. Die Form der Aufsätze wird bevorzugt. Herausgeber ist Martersteig. Dasselbe auf dem Theater-Gebiet besorgt die „Deutsche Thalia", Herausgeber Arnold Mayer, Verlag Wien, Braumüller: Ein Jahrbuch für das gesamte Bühnenwesen: Geschichtliche Aufsätze, deutsches und ausländisches Theater der Gegenwart, Nekrologe, Bibliographie. Für gesamte Kunst- und Litteraturbibliographie hat sich endlich in Berlin eine Deutsche Bibliographische Gesellschaft gebildet, die alles zerstreute Material des 18. und 19. Jahrhunderts endlich mal organisch nutzbar machen will. Erste Aufgabe wird sein: Repertorium der Zeitschriften der romantischen Epoche! Sekretär ist Houben, Schöneberg, Ebersstr. 91, dem wir recht viele Zuschriften wünschen für diesen großen Gedanken eines wissenschaftlichen Sozialorganismus. O. B.

Das Jahrhundert des Kindes und die Kinder der Jahrhunderte.

Neben die Bücher der Ellen Key, die mit Prophetie und Enthusiasmus das künftige Jahrhundert des Kindes lehrt, muß man eine Bildermappe stellen, die das Kinderleben vergangener Jahrhunderte aufrollt. Ein sicherer Kenner und liebevoller Sammler, der Direktor des jubilierenden Germanischen Museums zu Nürnberg, Hans Bösch, hat sie zusammengestellt und einen lebendigen Text, der gern mit dem Mund der alten Zeugnisse redet, dazu gegeben.

Als fünfter Band der Eugen Diederichs-

ſchen Monographien zur deutſchen Kulturgeſchichte erſchien das liebenswürdige Werk.

In die Nürnberger Wochenſtube, wie ſie Dürers Holzſchnitt mit dem rieſigen Himmelbett und den ſchwatzenden, ſchmauſenden Frau Baſen malt, treten wir ein und ſehen zu, wie ſchon im Mittelalter gleich am erſten Tage die Kunſt im Leben des Kindes ihre Rolle ſpielt, die bildende Kunſt der Hebammenhand, die nach des weiſen Jacobus Rueffs Anweiſung alſo verfährt:

> Desgleichen machſt du auch dem Kind
> Sein Ohren, d'weil ſie noch lind ſind
> Die Nas, dazu das Häuptlein fein
> Sänftiglichen formieren ſein.
> Mit deinen Händen auf das Beſt
> Das Bäuchlein ſtreich ihm auch zuletzt.

Die abergläubiſchen Kurioſitäten der Zeit lernt man bei der Gelegenheit kennen: die Konſervierung der „Glückshaube", der blaſenartig feinen Haut, die manche Kinder auf dem Kopf haben („das Fellin, das die Kinder zu Zeiten ob ihrem Angeſicht mit ihnen in die Welt bringen"). Sie wird getrocknet und ſorgfältig mit einem roten Faden umwunden aufgehoben.

Als Talisman gilt ſolch Fellchen, „ſo in ein Schächtelein aufgehebt wird, ſoll viel Glückhaftigkeit bedeuten". Paulus Behaims Sohn Georg brachte auch ſein „Bälgle" mit aus dem Mutterleibe und in Fiſcharts Gargantua wird von den fliehenden Soldaten erzählt: „etliche zogen ihr Kinderbälglin hervor, meinten alſo dem Teufel zu entfliehn." Großer Wert wird auch auf die Nabelkultur gelegt. Um einen „wohlgeſtalteten" Nabel zu erzielen, ſollte man nach dem Abfallen auf den Nabel Pulver von alten Sohlen gebrannt oder Kalbsferſen ſäen.

Wie das „Bälglin" wurde auch das getrocknete Näblein ſorgſam aufbewahrt.

Im Kurialſtil wird den Anverwandten die Geburt zu wiſſen gethan. Aber auch derb-komiſche Mitteilungen ſind beliebt, wie die des Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg (der in der Siegesallee gar nicht ſo ſpaßig ausſieht) an den Grafen von Württemberg: „Zedula. Auch laſſen wir Dich wiſſen, daß unſer Gemahl zu Charfreitag glücklich durch die Gnade Gotts entbunden iſt und hat uns bracht ein Tochter mit einem großen Maul als die von Wirtenberg." In Schaffhauſen geſchieht die Kundmachung durch das mit einem gewaltigen Blumenſtrauß ausſtaffierte „Freudenmaidli", deren ehrbares Gewerbe nicht mit dem der gleichnamigen Freudenmädchen zu verwechſeln iſt. Die Zeitungspublizierung kam, wie Böſch mitteilt, erſt am Ende des achtzehnten Jahrhunderts auf.

Viel höher ſteht der Kurs der Knaben als der der Mädchen. Die Nürnberger Taufordnung von 1619 behandelt das Mädchenzeremoniell ganz geringſchätzig. Bei der Taufe des Knaben gingen der Kindervater, Gevatter und zehn Weibsperſonen zur Kirche, bei der Mädchentaufe blieb der Vater, als lohnte ſich die Sache nicht, zu Haus.

Ein Vorkämpfer der Gleichberechtigung der Frau ſchon in den Windeln erſtand in Abraham a Sancta Clara, der in ſeiner vielgeliebten grobianiſchen Polterweis loswetterte: „Heb, Juchhe, und abermal Juchheb; der Herr Jodocus hat einen Sohn überkommen . . . Alſo ſchreyen und frohlocken die eitle Menſchen, wenn ein Knab zur Welt geboren wird . . . wird aber ein Mägdlein geboren, ſo iſt alle Freude verloren, gleich als wäre ſich nicht ſowohl über ihre Geburth zu erfreuen als über die Geburt eines Knäbeleins".

Aberglaube iſt auch in den erſten Jahren noch wirkſam. Beſonders für das Zahnen giebt es eine große Auswahl der Amulette: Gehänge aus Wolfs- und Pferdezähnen, die abgehauenen Füße einer Kröte oder einer Scheermaus, ein Mauskopf mit den Zähnen abgebiſſen oder mit Gold abgeſchnitten. In der Körperpflege wird der Vernichtungszug gegen die Hauptbaartierchen mit heiterer Selbſtverſtändlichkeit behandelt. An Neapolitanerſtraßenidyllen, an die ſkurrilſten Variationen des Themas Mutter mit dem Kinde, denkt man bei dem ſachlichen Ratſchlag Geilers von Kaiſersberg: Alſo thuet die Mutter dem Kind, ſo ſie ihm ſtrehlt und es weint. Sie zeigt ihm die Lüs und ſpricht: „Laſſeſtu ſie nit herabthuen, ſo tragen ſie dich in Wald, und alſo macht ſie, daß es ſich lidet geduldiglich."

In Heſſen wurde, vierhundert Jahre vor dem Einbruch der dekorativen Bewegung, den Kindern mit dem „Lauſeburgermeiſter" (einer glorreichen Erfindung) gedroht, der es in den Wald tragen und mit Läuſe- und Flöhenſuppe traktieren würde.

In der Erziehungsweiſe früherer Jahrhunderte gelten erheblich andere Regeln als die moderne Kinderpſychologie ſich entdeckt. Es ſcheint, daß erſt unſere Zeit die Vorſtellung erworben hat, daß das Kind einen Organismus, eine Welt für ſich darſtellt, deren Bedingung man erkennen lernen muß, in die man ſich forſchend hineinverſetzen ſoll, um dieſem Weſen verſtändnisvoll gerecht zu werden. Das Kind vom Kind aus betrachten, das iſt das neue und das iſt auch das Motiv aller modernen Dichtung, die ſich mit der Kindesſeele abgiebt; früher aber wurde das Kind ganz einſeitig nur mit den Maßſtäben aus der Welt der Erwachſenen gemeſſen, der Geſichtspunkt der Unmündigkeit und Thorheit des unvollkommenen Geſchöpfleins und der Ueberlegenheit der Großen beſtimmt alles. Kinderführung und Leitung iſt heut das Ziel, damals war es ausgeſprochen autokratiſche Kinderzucht. Und

das Mittel dieſer Zucht iſt Züchtigung. Berthold von Regensburg mahnt: „für die Zeit, als es erſte böſe Worte ſprichet, ſo ſollt Ihr ein kleines Rütelein nehmen.“ Und dies Rütelein kann gar nicht oft genug gehandhabt werden. Im Schulſiegel der Schule zu Höxter iſt es ſogar als Wappenzeichen angebracht. Die Rute gehört zum Lehrer, wie der Säbel zum Soldaten. Mit dem gerechten Stolz frumm gerechter Pflichterfüllung macht der wackere ſchwäbiſche Scholarch Johann Jacob Häberle in ſeinen Werken und Tagen das Summarium ſeiner erzieheriſchen Wohlthaten; er kommt auf 24010 Rutenhieben, zu denen noch 36000 desgleichen für nicht erlernte Liederverſe ſich geſellen.

Dieſe Prügelzucht wird mit einer beſonderen wohlgefälligen Behaglichkeit exekutiert. Beſondere Techniken und Praktiken bilden ſich aus und nicht genug kann der würdige Pfarrherr Jobſt Sackmann in ſeiner Leichenrede auf Michel Wichmann, den Schulmeiſter und Küſter zu Limmer, die handfeſte, in allen Gangarten gerechte Pädagogik des Seligen preiſen und mit faſt neidiſcher Bewunderung ſpricht er fachmänniſch von der Technik, dem Anſchlag, dem Fingerſatz des Erprobten, und von den verſchiedenen Touren der hohen Schule des Bakelſchwingens. Am begeiſtertſten iſt er über die Kunſt „eenen leddernen Aars vull“ zu hauen: „den toog he ööme ganz ſtramm in de Höyde, dat dat Hinnerkaſteel ganz prall ward.“ Dabei giebts aber auch Variationen: „He hadde eenen beſonneren Handgriff daby; wenn de Bör herunner war, ſo kreeg he den Jungen twiſchen de Beene, ſlaug ſyn rechte Knee över ööme her, met der linken Hand beilt he ööme dat Genicke nedder; do hadde he öön in ſyner Gewalt, dat he keenen Spalks maaken kunne, wenn he met der rechten Hand hauete. Dat hebbe ek ook noch van ööme leert und by mynen Kindern ok ſo maakt; denn artifici in sua arte credendum est.“

Auch Luther ſchwört auf den Prügel und ſpricht es aus, daß „die Kinder nur zu geneigt ſein, Böſes zu thun.“ Es ſei „ein gräßlicher Mord, wenn ein Vater ſein Kind ungeſtraft laſſe. Durch die Rute errette er des Kindes Seele von der Hölle.“ Doch bleibt er dabei nicht ſtehen und er zeigt ſich als Kenner des Herzens, wenn er vor der Einſeitigkeit der Prügelerziehung und vor allem vor den Strafen im Affekt warnt. Neben der Rute müſſe der Apfel liegen. „Der Eltern Herrſchaft ſoll nicht ſtörriſch und unfreundlich ſein. Wer zornig herrſcht, der macht Uebel ärger. Daraus, daß die Kinder mit Ungeſtüm erzogen werden, kommt, daß ihr Gemüt, weil es noch zart iſt, ganz in Furcht und Blödigkeit gerät, und erwächſet in ihnen ein Haß gegen die Eltern.“ Und pſychologiſch fein und richtig iſt die Bemerkung: „Ein Kind, das einmal blöde und kleinmütig geworden iſt, dasſelbige iſt zu allen Dingen untüchtig und verzagt und fürchtet ſich allezeit, ſo oft es etwas thun oder angreifen ſoll. Und das noch ärger iſt, wo eine ſolche Furcht in der Kindheit bei einem Menſchen einreißet, die mag ſchwerlich wieder ausgerottet werden ſein Leben lang. Denn weil ſie zu einem jeglichen Worte des Vaters oder der Mutter erzittern, ſo fürchten ſie ſich auch hernach ihr Leben lang vor einem rauſchenden Blatt.“ Sehr ſtreng handhabt man auch die Erziehung der Fürſtenkinder, bei Donnay iſt die „Education d'un Prince“ weſentlich amüſanter.

Früh wird auf Verfeinerung der Umgangsformen geachtet. Erasmus von Rotterdam hat einen Cortegiano verfaßt, der in der Primitivität der Regeln ein intereſſantes Gegenſtück zum vollendeten savoir vivre der italieniſchen Lebenskunſt bildet.

Der Anſtandsunterricht für einen wilden Völkerſtamm ſcheint es zu ſein. Vorerſt kommt die Naſe, die muß immer ſauber ſein. Unanſtändig iſt das Schneuzen mit dem Hut oder Rock, mit dem Arm oder Ellenbogen, oder mit der Hand. „Beſſer iſt es, dies mit einem Tüchlein zu thun.“ Beim Nieſen ſoll man ſich abwenden, wenn es vorüber, ſoll das Zeichen des Kreuzes auf den Mund gemacht und der Hut vor denen gelüftet werden, die Glück gewünſcht hatten oder dies hätten thun ſollen. Das Ausgeſpieene ſoll mit dem Fuß ausgetreten, den Leuten nicht ins Geſicht geduftet werden. Speiſereſte darf man aus den Zähnen nicht mit dem Meſſer, den Nägeln oder der Serviette, ſondern mit dem Zahnſtocher heraus holen. Bäueriſch ſeien ungekämmte Haare; Niſſe und Läuſe ſind zu entfernen. Ausdrücklich wird bei Tiſch die holde Gewohnheit des „Füßelns“ verpönt.

Moderner als die Prügelzucht erſcheinen manche Unterrichtsauffaſſungen. Anſchauung wird ſehr betont. Und die Bedeutung alles Sichtlichen für die kindliche Phantaſie iſt klar erkannt. Luther ſagt, die Kinder und Einfältigen würden durch Bilder beſſer als bloß durch Wort und Lehre bewegt. Er und Gailer von Kaiſersberg raten zu großen Bild- und Schrifttafeln, die „an offenbarlichen Stellen, als in Pfarrkirchen, in Schulen, in Spitalen und in geiſtlichen Stätten aufgehängt werden ſollen.“ Vorläufer der engliſchen und franzöſiſchen Bilderbogen und Wandblätter, der Fitzroytafeln und der Riviereſchen Lithographieen ſind das. Ihr Zweck war natürlich vorwiegend religiöſer Natur.

Konſequent ausgebildet wurde dieſe Idee des unwillkürlichen Anſchauungsunterrichtes auf Schritt und Tritt in der Schweiz. Im Balkenwerk der gedeckten Brücken

wurden Szenen aus der Schweizer Geſchichte dargeſtellt, und die buntglaſierten Winterthurer Oefen waren über und über bedeckt mit religiöſen und hiſtoriſchen Schildereien zu Nutz, Lehre und Erbauung.

Große A-B-C-Bilder werden mit viel Mühe und Scharfſinn aufgezeichnet. Gewiſſe an Bänkelſang und Schaubudenmittel erinnernde Motive werden dabei nicht verſchmäht. Die A-Seite des A-B-C-Buches zeigt z. B. da einen Kindeskopf mit weit aufgeriſſenem Maul: „Hierbey muß man den Kindern vorſagen: dies Kindlein reißet das Maul auf und jähnet und ſchreyet a a a, alsdann ſoll man auf den Buchſtaben deuten und dem Kinde vorſagen, ſiehe hier, dieſes heißet a.“ Das W demonſtriert eine Frau, die ein Kind auf dem Schoß hält und ihm nach Wichmannſchem Rezept „eenen leddernen Aars vull“ haut, der Text exemplifiziert dazu: „dieſes Kind hat nichts gelernt, darum wird es geſchlagen und ſchreyet Weh, hier muß man gleich auf das W deuten.“

Ein charakteriſtiſches Symptom dafür, wie in unſerer Zeit das Kind als ein Sonderweſen betrachtet wird, das vorläufig noch in ſeinem eigenen Land lebt, iſt die Bemühung, dieſer Kinderwelt einen eigenen paſſenden Rahmen zu geben, eine Kinderſtube, die nicht eine Miniaturnachahmung der Zimmer der Erwachſenen iſt, ſondern ein Raum, der aus den Bedingungen kindlichen Lebens zweck- und ſinnvoll erwächſt, der den Vorſtellungen und dem produktiven Spieltrieb anregungsvoll dient.

Bertſch und Ubbelohde haben ſolche deutſche Kinderſtuben gebaut, Cecil Aldin und John Haſſal eine engliſche für Liberty. Sie ſind beide gut erſonnen, aber, wenn man jetzt des phantaſieſtarken Schotten Mackintosh Kinderheimſtätte in dem von Hermann Muthefius herausgegebenen Werk Meiſter der Innenkunſt*) ſieht, dann weiß man, was fehlt. Dieſe früheren Räume ſind nicht einfach genug. Sie ſind zu ſtofflich, ſie diktieren zu viel, ſie machen Programmmuſik; ihre Wände ſind all zuberedte Märchentanten. Bewußt und zu abſichtlich hat man in alle Ecken, auf jedes Panneel Juvenilia um jeden Preis geſtellt.

Die Kleinen können ſich vor lauter Kindlichkeit nicht retten. Das ganze Spielrepertoire ſcheint hier endgiltig feſtgelegt zu ſein. Die Innenarchitektur iſt durchaus präziſiert, jedes Stück für ſeinen Platz gefügt. Was für den Erwachſenen aber das angenehme Gefühl des Organiſchen giebt, wirkt langweilig für das Kind, deſſen Luſt im freiſchöpferiſchen Variieren ſeiner Habe liegt. Das japaniſche Prinzip leeren Raumes, der nach Belieben umdisponiert werden kann und mannigfach wechſelnde Möglichkeiten der Behandlung zuläßt, ſcheint das Wahre für die Kinder. Wie ſie ja auch ſonſt im Spielzeug nicht das reiche, bis in die kleinſte Nuance durchdachte und dadurch einſeitige Stück vorziehen, ſondern das Primitive, an dem ſie machen können was ſie wollen. Mackintosh hat das erkannt. Nicht auf die Möbel legte er das Gewicht, ſondern auf den Raum. Vor allem iſt er ſehr groß, ein wirklicher Tummelplatz, und ſeine Gliederung iſt voller Abwechſelung.

Das Geheimnißvolle, das die Kinder an den Boden- und Dachräumen ſo lockt, (alle Phantaſiemenſchen, Möricke und Gottfried Keller vor allen haben das überliefert), iſt hier in den Winkeln, den eingebauten Kojen, den Fenſterkajüten. Eine Stadt, eine ganze Welt für ſich ſcheint das, eine Eiſenbahn, ein Rieſenſchiff, und ſie zu bevölkern wird die Phantaſie des Kindes nicht müßig ſein. Und in der Mitte iſt ein Platz, da wachſen vier Wunderbäume wie Schiffsmaſten oder Stämme aus einem Märchenwald auf. Sie tragen an ihren Spitzen leuchtende Ringreifen. Das iſt die zugleich konſtruktive und lieblich phantaſtiſche Beleuchtung des Mackintoshen Kinderzimmers.

Von ſolchem Nachfühlen der Kinderträume weiß man wohl in vergangenen Jahrhunderten nichts. Die dekorativen Beſtrebungen gehen auf Prunk und Luxus, und ſtimmen, wie in der Erziehung alles vom Standpunkte des Großen aus. Die Stadt Braunſchweig verbot 1669 in ihrer Taufordnung „ſchwarz gebeizte und aus anderem teueren Holz, mit koſtbaren Tiſchler- und Bildhauer- auch öfters reich vergoldeten oder verſilberten Arbeit hergeſtellten Wiegen.“ Vereinzelt finden ſich Nachrichten, wie Michael Behaims Notiz: daß er für ſeine Kindlein einen Tiſch und zwei Bänklein habe machen laſſen. Die Kinderſtube auf dem Chodowieckiſchen Kupfer im Germaniſchen Muſeum aber iſt das Interieur am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts mit dem ſchweifigen, ſchmalen Wandtiſch, dem ſchmalgerahmten Pfeilerſpiegel; die ſpielenden Kinder ſind die einzige kindliche Nuance in dem Raum.

Statt der Kinderſtuben giebt es umſo mehr Puppenſtuben. Sie ſind überaus reichlich überliefert, auf der Pariſer Weltausſtellung waren ſie aus allen Zeiten vertreten, im Berliner Kunſtgewerbemuſeum, in Nürnberg kann man ſie in großer Auswahl ſehen. Mit größtem Aufwand wurden ſie zu Miniaturnachahmungen der Patrizierwohnungen gemacht. Sie wirken mit ihren Panneelen, ihren geſchnitzten Truhen, ihren Himmelbetten und Standuhren ſchon nicht mehr wie kindliches Spielzeug, ſondern wie Kleinmodelle und Muſterſammlungen von Innenarchitekturen.

Die Puppen- oder Dockenhäuſer der fürſtlichen Kinder und der adeligen Ge-

*) A. Koch. Darmſtadt.

ſchlechter in Nürnberg, Augsburg, Ulm, Frankfurt waren koſtbare Kunſtwerke. Sie koſteten wohl über 1000 Gulden. Vom Boden bis zum Keller waren alle Räume den wirklichen Gebäuden nachgebildet. Und neben den Prunkmöbeln finden ſich in den Schlafzimmern auch das Spielzeug, das Schaukelpferd für die Puppenkinder. Das Dockenhaus, das Herzog Albrecht V. von Bayern bauen ließ, hatte „neben dem Stall noch eine Wagenremiſe, neben dem Luſt- noch einen Tiergarten, ein Tanzhaus, in dem ein Ball ſtattfand und ſogar eine reich eingerichtete Kapelle."

Das größte Prachtſtück der Art war das Puppenhaus der Anna Köſerlin. Sie war eine alte Jungfer und große Kinderfreundin, das Ebnerwort: die Kinderloſe hat die meiſten Kinder, machte ſie für ſich wahr. Ein Holzſchnitt aus Guſtav Freytags Sammlung bildet das Haus ab. Ein Patrizierpalaſt iſts, mit Giebeln, ſchön verglaſten Fenſtern und ſtolzem mit dem Spruch Soli deo gloria gekröntem Portal.

In ſeinem Innern hatte es ſogar eine Muſikinſtrumentenſammlung, eine Bibliothek und eine Rüſtkammer.

Dieſe Rarität wurde in Nürnberg öffentlich gezeigt.

Dies Haus ſollte — bezeichnend für die Auffaſſung — weniger zum Zeitvertreib dienen. Es war als ethiſch-pädagogiſches Muſterbeiſpiel gedacht, als Vorbild für die künftige Haushaltung: „wenn ihr dermaleins zu Haus kommt und euch Gott thut geben eigenen Herd."

Das aufdringlich Belehrſame beſtimmt überhaupt ſehr das alte Spielzeug. Der Nürnberger Zinngießer Hilpert machte naturgetreu alle Tiere der Arche Noah und ſetzte auf deren Stehplättchen ſäuberlich die lateiniſchen Namen des Getiers.

Zur freien Auffaſſung vom Spiel um des Spiels willen ſcheint erſt die Zeit zu reifen, die „von allem Zweck geneſen" auch die Erkenntnis l'art pour l'art ſich erworben hat, und höhere Ethik im Latenten und Unbewußten findet, als im Zeige- und Züchtigungsſtock. F. P.

Minneſangs Frühling.

Carl Buſſe, der vor zehn Jahren noch ſelbſt als junger Burſche am Gartenzaun beim Mädel mit wehendem Blondzopf ſtand und ſeine Jugend, den Mai, den Gartenzaun, das Mädel mit wehendem Blondzopf in lachende, leichtbeſchwingte Reime brachte, ein ſorgloſer, lyriſcher Landfahrer, iſt jetzt ein ehrbarer, wohlwollender lyriſcher Adoptivvater geworden. Er läßt die Dichterkindlein zu ſich kommen und bereitet ihnen den Weg. Aus eigener Erfahrung, die er neulich ſehr hübſch und einfach im „Litterariſchen Echo" zum beſten gab, kennt er die tragikomiſchen erſten Gebverſuche der Junieren, die ihre Verſe ſo gern unter Dach und Fach gebracht haben wollen und die Goethes Staunen: „Wie nimmt ein leidenſchaftlich Stammeln geſchrieben ſich ſo ſeltſam aus" nicht kennen. Buſſe will nun die lyriſchen Oeffentlichkeitsprätendenten, die es ihm wert zu ſein ſcheinen, an die Hand nehmen und ſie einführen. Statt der Anthologieform mit ihrem Variétéprogramm, in der Buſſe ſelbſt zuerſt bekannt geworden, mit ihrer Arena der Morituri und der Favoriten, wählt er eine Publikation, die dem Individuellen gerechter wird. Jeder ſoll für ſich ſprechen und ſo zugleich auch die Genugthuung des eigenen Buches erhalten. „Neue Deutſche Lyriker" heißt die in zwangloſen Heften erſcheinende Sammlung und G. Grotes Verlag hat ihr Aſylrecht gewährt.

Zwei Kämmerchen ſind vorläufig in der lyriſchen Certoſa bewohnt. In dem einen hauſt Adolf Holſt, ein ſchon älteres Semeſter (1867 geboren), mit ſeinen „Sternſchnuppen"; im anderen der 1881 geborene Alfons Paquet mit „Lieder und Geſängen".

Der Jüngere hat die größere Qualität. Die Lyrik des Fünfunddreißigjährigen ſcheint mir mehr Privat- als öffentliche Angelegenheit. Sie hätte im Kaſten bleiben dürfen. Ich wundere mich, daß der geſchmackvolle Buſſe die Maskerade und die papierne Gefühlswelt dieſer Gedichte ſo zu ihrem Vorteil verkennt.

Requiſitenlyrik finde ich das meiſte. Aus der Univerſalmaskengarderobe, aus einer der verſtaubteſten Ecken ſtammt das Material: Spielmann mit Grüß Gott und Dirnlein und Fiedel, ſchwarzbraunes Lieb im Rabenhaar und Rosmarin; Heidegrabſcenerie, deren Stimmung dürftig und durchaus second hand mit „Wipfeldom und Käuzchenſchrei" beſtritten wird; Nonnenromantik mit Ebenholzhaar, dem „ſchlohweißen Hemdchen" und dem „Buhlen im purpurnen Kleid"; Theatralik in Karl Beckerſchen Koſtümen: Marmelbalkone, Stilettſtichfunkeln, wieder einmal Rabenhaardunkeln und ſickerndes Herzblut.

Dazwiſchen „kracht das Mieder", die „Locken rauſchen", ein Wandersmann variiert das „Verlaſſen bin i"; fadenſcheinige Lumpenpoeſie gebärdet ſich ohne Saft und Tollheit flach renommiſtiſch mit der „wildſüßen Lumpendirn"; billige Gegenſätzlichkeit klimpert.

Plumpe Vertraulichkeit mit dem Himmel und eine fatale ſpielerige Kindlichkeit macht ſich bewußt breit. Sein „ſüßer Schatz" hängt ihm eine Nachtlampe zur Himmelsthür an Gottes Haus, damit er „durch die Nacht der Sünd ſich heim zu Gott nach Hauſe find". Er ſagt „ich und der Herrgott". Er ſpielt ſich als himmliſcher Gamin auf, der durch die

Gassen des Paradieses pfeift, den Englein untern Hut kuckt, ob sie sich küssen lassen und sich ein Stelldichein giebt: „Heute Nacht — halb zehn — am Pförtchen rechts die Planke". Schiefe Silver Slipper-operetten reimt er im Himmel. Und das hat weder die holde Naivetät Hans Sachsescher Bilderfibeln noch die große humorhafte Freiheit, in der Gottfried Keller mit der „Trinität" schaltet. Es ist alles entweder zu laut und lärmend prahlerisch oder zu duckmäuserig und zuletzt kommt gar der „Moralische" nach dem hochberühmten Muster:

Ich bin ein wahres Rabenaas
Ein alter Sündenknüppel
Der seine Sünden in sich fraß
Als wie der Hund die Zwippel.
Herr nimm mich Sündenhund beim Ohr
Schmeiß mir den Gnadenknochen vor
Und nimm mich Sündenlümmel
In deinen Gnadenhimmel.

Verzweifelt ähnlich zerknirscht sich der Sternschnuppenpoet:

Ach lieber Gott verzeih die Sünd
Mir armen Schelm und Lümmel
Hab ich ein Witzlein wohl gemacht
Mit deinem Engelhimmel.

Sehr dickhäutig ist dieses Lyrikers Sprachgefühl. Nicht ein erlebtes Wort hab ich gefunden, nur abgelegte. Bei ihm „rieselt" noch der „Born". Seine Adjektiva sind nicht gesehen. In der Stimmung der Grabessehnsucht wird dem Rasen das ausgedachte Attribut „hügeldeckend" gegeben. Ganz mangelt auch der psychische Takt in der Wortwahl. Um das „schuldlose Lagern am Gottesthron frei von Sünde, Hader und Hohn" auszudrücken braucht Herr Holst das die Stelle ganz schief umdeutende Adverb: „Kühllächelnd".

Ob Busse nicht nachträglich dies lyrische Mündel doch etwas fatal wird, das so neckisch anspruchsvoll und bethulich spricht:

Nun hör' ich auch, wie lieb das klingt
Und wer sie ist, und was sie singt:
Die Sehnsucht sitzt an meiner Thür
Und singt ein Lied, das ist von mir.

Ernster verdient Alfons Paquet genommen zu werden.

Seine Haltung ist ungleich freier und größer. Zu dem, was er sagt, findet er den Stil. Seine Aussprache ist rein und gewählt, vielleicht zu gewählt, weniger drängende Urworte als Associationsklänge aus erlesenen künstlerischen Welten. Goethische Geste führt er mit Gelassenheit und Ruhe; orphisch und dämmermystisch aus tiefen Gründen tönen des Lebens dumpfe Chöre wie in Hymnen des Novalis; panische Landschaft klingt von Böcklinschen Farben, Gedankendunkel wird in dem feierlichen Rhythmus Conrad Ferdinand Meyerscher Strophen gebannt:

„Meine Ruder tropfen lässig ab
Meine Seele ruhet aller Worte.
Sieh, ich treibe in ein düstres Grab
Hohe Büsche wölben seine Pforte."

Die Dürersche „Melancholia" zieht der Dichter in lyrischen Zeilen nach. Klopstocksches Pathos strömt seine „singende Seele" aus, daneben kann er aber auch, wenn er sein irdisches Vergnügen in Gott findet, manchmal trocken wie Brookes werden: „Gott, dessen Welt mich zur Liebe zwingt."

Schalkheit zeigt dieser Vielgestaltete, chaotischer Tiefsinn, leichte Volksliederlichkeit, sakralen Gefühlspomp des achtzehnten Jahrhunderts und in die vorherrschende Zeitlosigkeit dieser Lieder dröhnt sogar rotflackernde Eisenbahnstimmung und der blaue Funkenblitz der elektrischen Wagen.

Die litterarischen Anklänge, die hier notiert wurden, haben dabei nichts Nachahmendes, sie sind eigen und persönlich erworben; ein sich-zu-Hause-fühlen in jenen Welten spricht daraus, ein feiner Kultureklektizismus.

In der Lyrik freilich kann solche Eigenschaft, die im Roman oder der Novelle sehr seiner Blüte fähig ist, das Neuschöpferische am wenigsten ersetzen.

F. P.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Vormärzliche Briefe.

Veröffentlicht von **Richard Reuter.**

Von der Verfasserin der vor etwa Jahresfrist in diesen Blättern erschienenen Mitteilungen aus der Zeit des Münchener Treibens der Lola Montez haben sich noch eine Anzahl anderer Briefe vorgefunden; teils ebenfalls aus München während der zehn vorhergegangenen und einiger nachfolgenden Jahre, teils aus der im elterlichen Hause in Magdeburg verlebten Jugendzeit. Nicht nur jene, welche Beiträge zu den gesellschaftlichen Verhältnissen und Erscheinungen Münchens aus der Zeit geben, da die ehemalige, den damals im mittleren Lebensalter Stehenden noch wohl erinnerliche, den Stempel der Kleinstadt wie der Zopfzeit, hie und da auch noch des Mittelalters an der Stirn tragende kurfürstliche Residenz bereits zum Isarathen geworden war und nun, auch räumlich sich mächtig ausreckend, sich zur modernen Großstadt zu entwickeln begann, sondern auch diese, deren früheste nun siebenzig Jahre zurückliegen, enthalten in bunter Abwechselung allerlei, was heute wieder an sich vorübergehen zu lassen, vielleicht zur Kurzweil dienen mag, das eine oder andere auch wohl zur Belehrung und selbst zur Erbauung: bekannte Namen, Kunst-, namentlich Theater- und musikalische Reminiszenzen, Blicke auf die damalige Geselligkeit mit ihren Moden, Tänzen und sonstigen Besonderheiten, an der Spitze der wiederholte Aufenthalt des Königs Friedrich Wilhelm III. und der königlichen Familie zu den Manövern in Magdeburg und die schlichte, herzliche, der heutigen prahlerischen, oft ostentativ-übertriebenen, unterweilen selbst den Stempel des Zwanges an der Stirn tragenden Manier gegenüber so wohlthuende Art der damit verbundenen Festlichkeiten, unterweilen auch Streiflichter auf politische und andere öffentliche Verhältnisse, Anekdoten, geschichtliche Erinnerungen und Aehnliches. Einige der Briefe erzählen an sich unbedeutende und alltägliche Ereignisse in so munterer Darstellung und mit so frischem Humor, daß sie vielleicht deshalb Gnade vor den Augen der Leser und Leserinnen finden werden; der eine oder der andere ist in die Sammlung aufgenommen worden, weil er zur Charakterisierung des Milieus und der Verfasserin selber dient.

Der Vater der Verfasserin war als Ober-Bürgermeister der Stadt und zugleich als königlicher Polizeidirektor von Magdeburg und Landrat des Magdeburger Landkreises, welch beide letzteren Aemter er erst, als die Geschäfte sich allzusehr häuften, im Jahre 1844 niederlegte, in einer hervorragenden, gesellschaftlichen Stellung, welche durch seine Persönlichkeit noch wesentlich gehoben wurde und ihn und seine Familie in häufige Berührung mit bedeutenden und interessanten Männern aller Art brachte. Dies und andrerseits die lebhafte Auffassung der Schreiberin geben den Briefen eine besondere Klangfarbe, welche sie von der Durchschnittskorrespondenz eines jungen Mädchens von achtzehn bis einundzwanzig Jahren hie und da unterscheidet.

Vorausgeschickt ist ein von der Verfasserin in späteren Jahren niedergeschriebener, jüngst an einigen Stellen ergänzter kleiner Aufsatz „Kindheitserinnerungen", auf welche das von den Briefen Gesagte gleichermaßen Anwendung findet.

Magdeburger Briefe.

Kindheitserinnerungen.

Wenn ich bis an die äußerste Grenze meiner Erinnerung zurückgehe, so sehe ich ein großes Zimmer, in dem mehrere Personen mit gefalteten Händen an den Wänden umhersitzen. Ich selbst kaure am Boden neben einem Kaffeebrett, auf das schwere Tropfen von der Decke des Zimmers fallen, und höre mit Vergnügen das Aufklatschen derselben auf dem dünnen Blech. Draußen tobt ein entsetzliches Gewitter, Blitz auf Blitz, unaufhörlicher Donner, ein paarmal ein Geknatter, welches anzeigt, daß es in unmittelbarer Nähe eingeschlagen hat. Das Haus hatte nur ein Erdgeschoß; der strömende Regen mochte durch ein schlecht verwahrtes Fenster oder eine schadhafte Stelle im Dach auf den Boden gekommen sein, und das Wasser drang nun durch die Zimmerdecke. Mich focht das Gewitter wenig an, ich habe erst später noch mehr als einmal von seiner Furchtbarkeit erzählen hören. Meine Aufmerksamkeit war außer von dem Regen im Zimmer nur noch von einem Teller Kuchen in Anspruch genommen, der unberührt auf dem Tische stand; ob ich nach dem Aufhören des Gewitters etwas davon bekommen habe, weiß ich nicht mehr. Auf diesen Tag war der Untergang der Welt prophezeit worden, und viele Leute hatten, um ihr Leben noch zu genießen, ihr ganzes Hab und Gut verthan. Aus derselben Zeit ist mir ein zweites Bild in Erinnerung geblieben, das einer uralten Frau, die stets zu Bett lag. Es waren mir immer angstvolle Momente, wenn mich meine Mutter zu ihr führte, ich fürchtete mich vor dem alten Gesicht voller Runzeln und versteckte das meine in der Mutter Kleider, wenn diese sich an das Bett setzte und mit der Greisin sprach. Sie war die dreiundneunzigjährige Mutter meiner Großmutter väterlicherseits; sie war also geboren in der ersten Zeit der Regierung des Soldatenkönigs, als Friedrich der Große zwölf Jahre alt war, während der Regentschaft in Frankreich, in den letzten Jahren der Königin Anna in England, während ich die Gründung des deutschen Reichs, die Entdeckung der Röntgenstrahlen und die Erfindung der drahtlosen Telegraphie, die Friedenskonferenz im Haag und das Ende des Burenkrieges erlebe. Meine Urgroßmutter war die Frau eines kleinen bäuerlichen Besitzers, dessen Gütchen im siebenjährigen Kriege wiederholt verwüstet wurde. Sie selbst wurde einmal von einem plündernden Soldaten, dessen Verlangen nach Geld, da ihr längst alles geraubt war, sie nicht erfüllen konnte, mit dem Gewehrkolben so heftig in die Seite gestoßen, daß sie ihr ganzes Leben hindurch lahm blieb. In diesem Zustande mußte sie, da ihr Mann bald darauf starb und sie nun in die äußerste Bedrängnis geriet, jämmerlich bezahlte Botengänge thun, um nur etwas für sich und ihre Kinder zu erwerben. Nach einiger Zeit wandte sich ihr Loos zum Besseren, als der Pächter des nahgelegenen großen Rittergutes Carow ihre älteste Tochter, meine Großmutter heiratete. Der wackere Mann übernahm auch die Sorge für die Geschwister seiner Frau; und meine Großmutter nahm dann später, als Witwe, ihre Mutter in ihr Haus und pflegte sie mit kindlicher Liebe bis an ihren Tod. Mein Vater war der älteste Sohn dieser Pächterswitwe. Seine Begabung scheint schon früh hervor-

getreten zu sein; wenigstens redete der Eigentümer des von meinem Großvater gepachteten Gutes, Graf Wartensleben, diesem sehr zu, den Knaben studieren zu lassen, woran er selbst vielleicht gar nicht gedacht hätte. Der Graf vermittelte dann auch die Aufnahme meines Vaters in die Ritterakademie zu Brandenburg.

Als er heiratete, hatte die alte Frau die größte Angst vor der „feinen Stadtdame". Sie glaubte, sie würde sich nicht nur nicht mit ihr unterhalten können, weil dieselbe doch gewiß nur von den neuesten Moden und von Bällen und Theater oder auch von Büchern und andern gelehrten Dingen sprechen wolle, sondern die Schwiegerenkelin würde auch auf die arme alte Bauernfrau mit spöttischer Ueberlegenheit herabblicken. Als dann meine Mutter bei ihrem ersten Besuche sich gleich an ihr Bett setzte, ihre Hand ergriff und festhielt, sich nach ihren häuslichen Verhältnissen und ihren Lebensschicksalen erkundigte, ihre Teilnahme aussprach und ihrerseits von ihrer Kindheit und dem Leben in ihrem elterlichen Hause in einer der Greisin verständlichen und ihr Interesse erregenden Weise erzählte, da konnte diese es zuerst gar nicht fassen, daß das eine Stadtdame sein solle. Dann erklärte sie, daß sie jetzt erst, im höchsten Lebensalter, gelernt habe, was ein Engel sei.

Ich war bei diesen meinen ersten Erinnerungen — im Sommer 1817 — drei und ein halbes Jahr alt; die Szenen stehen mir ganz deutlich vor Augen; dann aber liegt ein dichter Nebel auf der Zeit meiner Kindheit, aus der nur ganz dunkel und verschwommen eine große Kirche auftaucht, zu der viele Stufen hinaufführen — der Dom in Erfurt, wo mein Vater eine kurze Zeit Regierungsrat war — und ein mächtiges, vor Alter schwarz gewordenes Kruzifix, das an einer quer über eine enge Straße gezogenen Kette hing und an dem ich stets nur mit Grausen vorüberging, weil es mir damals natürlich nur die Vorstellung furchtbarer Qualen erweckte. Sonst weiß ich aus der Zeit bis zu meinem sechsten Jahre nur noch, daß eine gleichaltrige kleine Kousine in Magdeburg, wo seit Sommer 1817 meine Heimat war, mich einmal mit einem hölzernen Spielzeug heftig auf den Kopf schlug, so daß mir das Blut reichlich über das Gesicht floß. Dieser kleine Zwist verhinderte es übrigens nicht, daß sie später die vertrauteste Freundin meiner Jugend wurde.

Erst mit der Schulzeit wurden meine Erinnerungen wieder klar. Vor allen Dingen ist es das Leben im elterlichen Hause, dessen ich gern gedenke. Es wurde mir und meinen neun jüngeren Geschwistern, von denen drei mir im Alter nahestehende klein starben, so angenehm wie nur möglich gemacht, nicht durch besondere Vergnügungen oder irgendwelchen äußern Glanz, sondern durch die tiefe und innige Liebe meiner Eltern zu uns und untereinander, durch den munteren Verkehr mit so vielen Geschwistern und mit sympathischen Verwandten, wozu dann später noch eine lebhafte und sehr anregende Geselligkeit und einige andere besondere Annehmlichkeiten kamen.

Zu unserm Hause gehörte ein Hof und sogar ein kleines Gärtchen. Jener wie dieser waren das Paradies meiner Kindheit. Der erstere war von einer bunten und zahlreichen Tierwelt bevölkert, mit Hund, Katzen, Hühnern, Gänsen, Enten, die sich aber untereinander ganz gut vertrugen. Mein Entzücken war es namentlich, wenn die Küken auskrochen, zum ersten Male umhertrippelten und die ersten Hirsekörner pickten. Das war übrigens nur das Proletariat des Hofes. Die obern Zehntausend waren dargestellt durch einige Perlhühner und seltene Tauben, ferner durch ein junges Reh, das ein städtischer Förster einmal bei einer großen Ueber-

ſchwemmung vom Tode gerettet hatte und das ganz zahm geworden war, und durch eine Schildkröte. Im Garten war eine vergitterte Oeffnung von ungefähr einem Fuß im Gevierte. Als das verroſtete Gitter einmal durch ein neues erſetzt werden ſollte, ließ ſich ein Arbeiter auf Wunſch meines Vaters an einem Stricke hinab. Er kam in einen ſehr großen gepflaſterten und gemauerten, übrigens ganz leeren Raum, der vielleicht ſich unter dem ganzen Garten erſtreckte. Eine Thüre hatte er bei dem Schein des mitgenommenen Lichts nicht bemerkt und der Zweck dieſes Kellers blieb uns ein Rätſel. Eine fernere Merkwürdigkeit des Gartens war ein Birnbaum, deſſen Früchte ihren Wohlgeſchmack, wie es hieß, einem mit großer Liſt aus den Obſtgärten Friedrich des Großen trotz ſtrengen Verbots entwendeten Pfropfreiſe verdankten. Das andere Ende des Gartens war von einem Hofe mit einem Hinterhauſe begrenzt, zu dem außen eine Treppe hinaufführte. Auf dieſer ſtieg manchmal ein alter Mann mit ſchneeweißem Bart empor, blieb oben eine Weile ſtehen und ſah unſern Spielen zu, bevor er in ſein Zimmer ging oder blickte auch durch das Fenſter auf uns hinab. Es war der General Carnot, „der Organiſator des Sieges“, wie er vordem in Frankreich genannt worden war. Er war in einem der Kriege zur Zeit der erſten franzöſiſchen Republik gefangen genommen und in Olmütz, ſpäter im Magdeburg interniert wurden. Er hatte im Convent für den Tod des Königs geſtimmt und konnte bei den damaligen Verhältniſſen als alter régicide nicht nach Frankreich zurückkehren; er blieb daher bis zu ſeinem Tode in Magdeburg. Er lebte in ſtrengſter Zurückgezogenheit und verkehrte mit niemandem. Im Jahre 1888, als ſein Enkel Präſident der neuen franzöſiſchen Republik war, wurde ſeine Leiche nach Frankreich gebracht. Die Ausgrabung erfolgte in Gegenwart eines franzöſiſchen Kommandos und einer preußiſchen Ehrenkompagnie. Als der Sarg an der Oberfläche der Erde erſchien, wurden die Trommeln gerührt. Die Soldaten präſentierten und es wurden drei Salven abgegeben. Dann übergab der preußiſche kommandierende Offizier die Leiche in feierlicher Form dem franzöſiſchen. Als ich einige Jahre älter geworden war, weilte eine andere franzöſiſche berühmte Perſönlichkeit einige Wochen oder Monate in Magdeburg, für die ich mich jedenfalls viel mehr intereſſierte. Es war Frau von Genlis, die Verfaſſerin der berühmten Memoiren. Sie hatte noch am Hofe Ludwigs XV., dann an dem Ludwigs XVI. geglänzt. In der Revolution hatte ſie ihr großes Vermögen ganz oder ſo gut wie ganz verloren. Sie hielt ſich damals bei einer alten Dame, einer Emigrantin, auf, die ein ähnliches Schickſal gehabt hatte und nun ein ſehr beſcheidenes Daſein als franzöſiſche Lehrerin friſtete. Ich hatte ihre in der That höchſt intereſſanten Memoiren bereits geleſen, um nicht zu ſagen verſchlungen, und hätte ſie für mein Leben gern in Perſon geſehen. Mein Wunſch blieb jedoch unerfüllt, da ſie während ihres Aufenthalts das Haus kaum je verließ.

Nächſt meinem Elternhauſe haften meine Erinnerungen am meiſten an dem meiner Großeltern mütterlicherſeits. Sie beſaßen ein großes Haus, das früher den Erzbiſchöfen gehört hatte; es hieß, es ſei die erzbiſchöfliche Brauerei geweſen. Darauf deuteten auch die prächtigen rieſengroßen Keller hin. Einer derſelben ſchien jedoch eine andere Beſtimmung gehabt zu haben. Es liefen rings umher an den Wänden ſteinerne Sitze, und der Sage nach war dort Gericht über ſchwere Verbrecher gehalten worden. Eine mit einem gewaltigen Vorlegeſchloß-verſperrte Thür, welche, ſo lange meine Großeltern das Haus hatten, nie geöffnet worden iſt, gab in Verbindung damit Anlaß zu weiteren grauſen Mutmaßungen, und für uns Kinder blieb dieſer

Keller ein höchst schauerlicher Ort; um so mehr, weil damals in einem andern früher erzbischöflichen Hause, eine seltsame und unheimliche Entdeckung gemacht wurde. Bei einem Reparaturbau in diesem Hause wurde eine Kellerwand eingerissen. Man fand dahinter einen kleinen Raum und darin ein Hundegerippe, eine Kette und ein Freßnäpfchen. Daneben eine Thür, an welche geschrieben war: „Schont die Gebeine meiner Geliebten.“ Man nahm an, daß dies der Genitiv Singularis sei, und ein Erzbischof seine Geliebte an dem ungewöhnlichen Orte habe beisetzen lassen. Auch diese Thür blieb verschlossen. Der Besitzer ehrte pietätvoll den ausgesprochenen Wunsch. Aber so schaurig uns die Keller im großelterlichen Hause waren, so sonnig war der große, für eine enggebaute Festungsstadt mächtige Garten mit seinen Blumen und herrlichem Obst. Dieser Garten steht mir in der Erinnerung da, wie mein zweites Kindheitsparadies; dort hauptsächlich entwickelte sich die innige und vertraute Kinder- und Jugendfreundschaft mit meiner Cousine, die mich einst so übel traktiert hatte. Es waren noch zwei Töchter im Hause; beide mir in den Jahren nahestehend, so daß ich, als ich heranwuchs, in ihnen weniger Tanten als Jugendgefährtinnen und Freundinnen sah. Die ältere, ein liebenswürdiges, sanftes Mädchen hatte als Kind bei der Wiederbesetzung Magdeburgs durch preußische Truppen im Jahre 1814 dem Befehlshaber derselben, General Grafen Tauentzien zusammen mit einigen andern kleinen Mädchen als Willkommen zwei silberne Trompeten für sein Corps überreicht. Sie besaß eine wundervolle Sopranstimme, die ich denen der besten Sängerinnen, die ich nachmals gehört habe, unbedenklich zur Seite setze, wenn nicht darüber. Obwohl sie nicht förmlich zur Sängerin ausgebildet war, erhielt sie doch öfter, von nah und fern die schmeichelhaftesten und glänzendsten Anerbietungen, in Konzerten mitzuwirken, namentlich auch in den Leipziger Gewandhauskonzerten, die schon damals ersten Ranges waren. Aber die Anschauungen in diesem Punkte waren damals andere und strengere, und meine Tante konnte sich nie entschließen, eine dieser Einladungen anzunehmen. Oeffentlich sang sie nur in Magdeburg in Kirchen- und Wohlthätigkeitskonzerten, namentlich in den Armenkonzerten der Loge; außerdem noch auf den „Musikfesten an der Elbe“, welche abwechselnd jedes Jahr in einer der auf Anregung meines Vaters zu diesem Zwecke zusammengetretenen an der mittleren Elbe gelegenen Städte stattfanden und von weit her besucht wurden. Sie rührte ihre Zuhörer mit ihren Haydn'schen und Händel'schen Arien oder auch mit einfachen Liedern bis zu Thränen, und es kam vor, daß man bei ihrem Gesang Männer, welche nichts weniger als sentimental oder weichherzig veranlagt waren, mit dem Tuche oder der Hand über die Augen fahren sah. Sie war natürlich der Stern des musikalischen Sonntagskränzchens, welches meine Eltern zusammen mit einigen Familien hatten. Dieses Kränzchen sah und hörte ein paar Mal sehr illustre Gäste. Als ich elf oder zwölf Jahre alt war, kam die große Catalani auf eine Einladung meines Vaters nach Magdeburg. Sie war damals längst nicht mehr jung, aber ihr wundervoller Gesang schien nicht an Wohllaut und Kraft eingebüßt zu haben, ebenso wirkte ihre majestätische Schönheit immer noch überwältigend. Meine Mutter wollte mich, da ich noch zu klein sei und den richtigen Genuß doch nicht haben würde, in das Konzert nicht mitnehmen; aber mein Vater meinte, ich würde vielleicht in meinem ganzen Leben so etwas nicht wieder zu hören bekommen, und wenn ich auch den Gesang nicht voll zu würdigen verstände, würde ich doch einen großartigen und dauernden Eindruck davon tragen, und so war es auch. Noch heute nach fast achtzig Jahren ist die

Erinnerung daran in mir lebendig. Die große Sängerin blieb dann ein paar Wochen unfreiwillig in Magdeburg. Sie hatte sich erkältet, und obwohl es nicht gerade bedeutend war, rieten ihr die Aerzte doch, ihre Reise bis zum Eintritt milder Witterung zu verschieben. Sie spielte während dieser Zeit natürlich eine große Rolle in der Magdeburger Gesellschaft. Auch bei uns verkehrte sie und in dem Kränzchen gab sie, liebenswürdig wie sie in diesem Punkte, ungleich so mancher andern Diva war, gern ein Lied zum besten. Es gab damals ein possenhaftes Lustspiel „Die Catalani in Krähwinkel"; dieses wurde auf ihren Wunsch aufgeführt, und sie amüsierte sich sehr darüber, indem sie sich die burlesken Witze auf französisch übersetzen ließ. Welcher Art diese Witze waren, dafür wird ein Beispiel genügen. Die Sängerin wird also in Krähwinkel erwartet. Großer Empfang; Böllerschüsse; weißgekleidete Mädchen; der Kantor an der Spitze der musikalischen Schuljugend; die Häuser sind mit Fahnen und Guirlanden geschmückt, die Straßen mit Laub und Blumen bestreut; die ganze Bevölkerung vor dem Posthause versammelt. Der Bürgermeister, dem die Begrüßung durch eine Ansprache obliegt, hat gehört, daß die Dame nur französisch spricht und versteht; er hat daher seit acht Tagen eifrig alle französischen Vokabeln, die im Städtchen nur aufzutreiben sind, gesammelt. Nun fährt der Wagen vor, als sich der erste Lärm etwas gelegt hat, tritt der Bürgermeister vor den Schlag und sagt in einem dröhnenden Baß, jedes Wort mit einem ungeheuren Pathos betonend, und mit einer Verneigung bis auf die Erde begleitend: „Le père! La mère! Le fromage! Abonnement suspendu! (Der Schreckensruf für die Magdeburger Theaterhabitués.)"

Während ihres Aufenthaltes in Magdeburg wünschte die Catalani auch, die damals ganz neue Oper „Die weiße Dame", die sie noch nicht kannte, zu hören. Es fand natürlich alsbald eine Aufführung statt, und sie sagte, daß ihr die Musik und namentlich die darin vorkommenden Lieder, denen ja wirkliche schottische Volksmelodieen zu Grunde liegen, einen hohen Genuß bereitet habe, besonders in der Erinnerung an eine frühere Reise durch Schottland, wo sie den verschiedenen Volksmelodieen stets mit Entzücken gelauscht habe. Dieselben hätten alle einen gemeinsamen Charakter gehabt, der sie als spezifisch schottische Melodieen von allen andern deutlich unterschieden habe und selbst dem ungewohnten Ohre sich eingeprägt hätte, aber in jedem Dorfe hätten sie eine besondere Eigentümlichkeit gehabt, die sie als diesem angehörig bezeichnete. Dann würde es sich mit diesen Melodieen also ähnlich verhalten haben, wie mit dem Pibroch. Auch dieser ist oder war die gemeinsame schottische Kriegsweise, die es unmöglich war zu mißkennen, auch für den, der ihn nur einmal gehört hatte, aber jeder Clan spielte ihn nach einer besondern, ihm allein zugehörigen Variation, die jede Verwechselung mit einer andern ausschloß. So würden also damals, wo die alte Clanverfassung, thatsächlich wenigstens, noch bestand, auch alle die andern Melodieen mit dem gemeinsamen schottischen Grundcharakter, die typische Verschiedenheit nach den einzelnen Clans oder sogar Dörfern vereinigt haben.

Die Catalani hatte von der Stimme meiner Tante gehört, die damals soeben verheiratet war, und bat sie, ihr einmal etwas vorzusingen, da es sie sehr interessiere. In Gesellschaft wollte es meine Tante nicht gern thun, und so fuhr sie denn eines Tages mit meiner Mutter in die Wohnung der fremden Sängerin. Meine Mutter sagte nachher, sie hätte in ihrer Befangenheit nicht ganz so schön gesungen, wie sonst, trotzdem aber lautete das Urteil

„Liebes Kind, Sie haben ja eine Million in Ihrer Kehle. Wenn ich Ihre Höhe hätte, wollte ich die Welt noch erobern.“ *) Einige Jahre vorher war eine andere berühmte italienische Sängerin in Magdeburg, die dem Kränzchen die gleiche Liebenswürdigkeit erwies. Sie hieß Signora Cornega. Sie hatte, wie ich mehr aus Erzählungen, als aus eigener Erinnerung weiß, eine prachtvolle Altstimme, ebenfalls von fast männlicher Kraft, die dem Sopran der Catalani durchaus ebenbürtig war. Die imponierende Erscheinung dieser hatte sie allerdings nicht. Sie war ihrer Zeit auch hochgefeiert, allein ihr Name wurde schnell vergessen. Vielleicht war es, weil auf die Catalani, die nun einmal die anerkannte Königin des Gesanges war, alle Gedanken sich konzentrierten, und die Erinnerung an jede andere Sängerin in der Erinnerung an sie dahinschmolz.

Der Gemahl meiner Tante war Besitzer eines großen Rittergutes in der Nähe von Magdeburg, das mit der Geschichte der Stadt eng verknüpft und bis zur westphälischen Zeit städtisches Lehn gewesen war, und durch diese Heirat eröffnete sich mir das dritte Paradies meiner Kindheit. Ich war zehn Jahre alt, als ich zum ersten Male dorthin fuhr. Ich hegte die größten Erwartungen: der Gedanke, in einem Schlosse zu wohnen, machte mich schwindeln. Ich hatte noch kein eigentliches Schloß gesehen und kannte Schlösser nur aus Märchen. Die schloßartigen Gebäude in Magdeburg fielen für mich nicht unter diesen Begriff. Ich stellte es mir als aus Gold und Silber gebaut vor, weit in das Land hinein, wo möglich von der Spitze eines steilen, hohen Berges herab funkelnd und strahlend. Ich hatte nie daran gedacht, zu fragen, ob diese Vorstellung der Wirklichkeit entspräche, weil ich nie den leisesten Zweifel daran hatte. So erlitt ich allerdings in dieser Hinsicht eine Enttäuschung. Denn abgesehen davon, daß die Magdeburger Gegend nicht im stande wäre, für das prunkendste Schloß, und wäre es aus gediegenem Gold errichtet, einen hohen und steilen Berg aufzutreiben, hatte das Schloß auch den ehemaligen Burgcharakter vollständig eingebüßt, da es im achtzehnten Jahrhundert in dem damaligen nüchternen Geschmacke umgebaut war und äußerlich nur wie ein gewöhnliches großes Haus aussah. Aber ich fand des Neuen und Herrlichen genug, um die Enttäuschung bald zu vergessen. Namentlich der herrliche, von klarem Wasser durchströmte Park nahm meine Sinne gänzlich gefangen und erregte mein staunendes Entzücken.

Das Schloß hatte auch seine Geschichte in der Franzosenzeit gehabt. Es war einmal von allen Bewohnern verlassen gewesen und hatte den Franzosen als Lazareth und Aufenthalt für Reconvalescenten gedient. Nur eine schon ältere Wirtschafterin, die bereits den Gemahl meiner Tante als Kind gewartet hatte, war zurückgeblieben und widersetzte sich, wenn die Weggehenden aus dem Schlosse mitnahmen, was sie nur immer ergreifen konnten, stets mit großer Energie und wenigstens einigem Erfolge. Dafür wurde „Tante Heßmann“ später sehr hochgehalten und halb und halb zur Familie gerechnet. Die Heldin eines andern Ereignisses jener Tage war die Schwiegermutter meiner Tante, eine Dame von großer Klugheit, Geistesgegenwart und Unerschrockenheit. Zwei ehemalige preußische Offiziere, jetzt westfälische Unterthanen, der eine ein Herr v. Hirschfeld, waren zum Tode verurteilt worden, weil sie sich geweigert hatten, im französischen Heere gegen Spanien zu dienen, waren geflohen und kamen auf das Schloß. Frau v. A. brachte sie in einem im dritten Stock gelegenen Zimmer, dem „Sintflutzimmer“ unter, so genannt, weil an der Decke eine Darstellung der Sintflut in Stuck

*) Vgl. Brief v. 17./7. 45 aus Harzburg.

ſich befand, bis ſich eine Gelegenheit zur weiteren Flucht bieten würde. Ihre Anweſenheit wurde vor allen Schloßbewohnern mit Ausnahme des Hauslehrers verheimlicht, Frau v. A. brachte ihnen die täglichen Mahlzeiten ſtets ſelbſt auf einer inneren geheimen Treppe, deren Zugänge zu den einzelnen Stockwerken maskiert waren, und auf der ſie ſicher war, niemandem von der Dienerſchaft zu begegnen. Nach einigen Tagen erſchien ein höherer franzöſiſcher Offizier im Schloſſe und verlangte Frau v. A. zu ſprechen. Dieſe ließ den Offizier erſuchen, ſich etwas zu gedulden, da ſie bei der Toilette ſei, eilte zu ihren beiden Schützlingen hinauf, verabredete mit ihnen ein Zeichen, auf das hin ſie die geheime Treppe hinabſteigen ſollten und gab ihnen weitere Verhaltungsmaßregeln für den in der Geſchwindigkeit entworfenen Plan. Es ſtellte ſich indeſſen heraus, daß der Beſuch des Offiziers nicht der Auslieferung der beiden Flüchtlinge galt und er von deren Anweſenheit im Schloſſe keine Ahnung hatte. Frau v. A., raſch die Situation überblickend und die Gelegenheit am Schopfe faſſend, bat den Offizier nun zum Zweck eines Beſuchs auf dem einige Meilen entfernten Gute ihres Bruders für ſich, den Hauslehrer und den Kutſcher um drei Päſſe, ohne welche in jenen Tagen es nicht möglich, jedenfalls nicht ratſam war, ſeinen Wohnſitz zu verlaſſen. Der Offizier fand die Bitte daher ganz unverdächtig und ſtellte die Päſſe aus. Nun wurde die Fahrt mit den beiden Flüchtlingen angetreten. Sie kamen glücklich auf dem Nachbargute an, von wo aus ſie weiter befördert und in Sicherheit gebracht wurden. Der Hauslehrer und der ins Vertrauen gezogene Kutſcher waren unterdeß, um jede Begegnung mit einem Andern zu vermeiden, in dem Sintflutzimmer eingeſchloſſen.

Frau v. A. hatte ich es zu verdanken, daß den wonnigen Tagen angſt-, beinahe qualvolle Nächte folgten. Aber freilich, ich wollte es nicht anders. Die Schwiegermutter meiner Tante war eine lebendige Chronik und kannte die Familien- und namentlich auch die Spukgeſchichten aller Schlöſſer in der Provinz und in noch weiterm Umkreiſe bis in alle Einzelheiten. Sie verſtand vorzüglich zu erzählen, und wenn ſie Abends nach Tiſch anhub, ſaß ich mit offenem Munde, klopfendem Herzen und von einem Schauer nach dem andern durchrieſelt vor ihr, und keine Macht der Welt hätte mich fortgebracht. Wenn ſie ſo mit der größten Lebendigkeit ſprach, war man im Augenblicke überzeugt, daß alles wahr und wirklich ſei. Manches in ihren Erzählungen war auch Thatſache; ſo die Geſchichte zweier Brüder, die gleichzeitig im Schloſſe wohnten und ſich bis auf den Tod feind waren. Sie thaten ſich alles gebrannte Herzeleid an; mit Grauſen betrachtete ich die Fenſter, aus denen ſie auf einander ſchoſſen; im Bluthofe, wie er noch immer hieß, einem im Dorfe gelegenen Grundſtück, ermordete zuletzt der eine Unhold den andern. Dann war vor noch nicht langer Zeit bei einem Umbau unter einer vom Speiſeſaale nach der Küche führenden kleinen Nebentreppe ein Gerippe gefunden worden; augenſcheinlich auch von einem Morde herrührend, obwohl nicht einmal eine Sage davon Kunde gab. Es war mir ſchrecklich, wenn ich das eine oder andere Mal einen Auftrag erhielt, der mich zwang, die Treppe hinunterzugehen, und jedesmal machte ich einen Sprung, um nur die verhängnisvolle vierte Stufe, unter der das Gerippe gelegen hatte, nicht betreten zu müſſen. Alles dies, verbunden mit den Eindrücken, welche die ungewohnten Räume des Schloſſes, deſſen Inneres zum großen Teile noch alt war, die langen Gänge, die dunkeln Winkel, die geheimnisvollen verſchloſſenen Thüren auf mich machten, wirkte natürlich überwältigend auf meine kindliche Phantaſie, und ich habe manche Nachtſtunde ſchlaflos zugebracht und war jeden Morgen ſchier verwundert nicht irgend

etwas Gräßliches erblickt zu haben. Es ereignete sich übrigens zu jener Zeit ein immerhin seltsamer Vorfall. Eine Schwägerin meiner Tante war zum Besuch auf einem in der Nähe belegenen Schlosse, das sie bisher noch nicht betreten hatte, und von dessen Besonderheiten sie nichts wußte. Man wünschte sie in einem bestimmten Zimmer zu logieren, von dem es allerdings hieß, daß es darin umgehe. Es wurde verabredet, dem Besuche nichts davon zu sagen, da man nicht wissen konnte, ob es ihr nicht doch unangenehm sei, in einem solchen Zimmer zu schlafen. Dem Bett gegenüber war eine niedrige gothische Thür. Sie war seit Menschengedenken verschlossen und quer vor ihr war ein Kleiderriegel an der Wand angebracht mit einem Vorhang davor, so daß man die Thür gar nicht sah. Als die Dame am andern Morgen zum Frühstück erschien, wurde sie gefragt, wie sie geschlafen hätte. „Vorzüglich," sagte sie. Nun fragte jemand, ob sie nichts geträumt hätte, weil es doch heißt, daß das, was man in der ersten Nacht in einem neuen Hause träumt, in Erfüllung geht. Da erwiderte sie „geträumt habe ich schon etwas, und zwar so lebhaft, daß ich es am Liebsten für Wirklichkeit hielte, wenn der Gegenstand des Traumes das nicht ausschlösse. Ich lag mit offenen Augen im Bett, fest überzeugt, daß ich wachend war, und blickte nach dem Vorhange gegenüber. Aber an Stelle desselben war eine altertümliche, spitzbogige Thür da; diese öffnete sich und heraus trat eine kleine, alte, dunkelgekleidete Frau mit einem großen, schwarzen Kreuz um den Hals, das auf ihre Brust niederhing. Sie setzte sich an mein Bett, sah mich freundlich lächelnd an und nickte mir zu, sprach aber nicht. Ich meinerseits getraute mich nicht, sie anzureden." Alles sah sich erstaunt an, denn der Traum deckte sich genau mit dem Inhalt der Sage.

Ein Gegensatz zu diesem wonnig-schaurigen Aufenthalt waren die Tage in Harbke, wo ein Freund meines Vaters, ein Magdeburger Kaufmann, sich auf einer reizenden kleinen Besitzung zur Ruhe gesetzt hatte. Dort war alles licht klar, Tag und Nacht. Gespenstergeschichten erzählte da niemand, obwohl das alte Veltheimsche Schloß und seine Geschichte und Ueberlieferung Anlaß genug dazu gegeben hätte. Der Garten stieß unmittelbar an den wundervollen weltberühmten Park, der von weit her besucht und sogar von Engländern bewundert und studiert wurde. Der im Park selbst entspringende kristallklare Bach, der über Kiesel von seltener Schönheit, sogar Amethysten darunter, dahinfloß, lieferte an der Quelle das köstlichste Trinkwasser, das ich je genossen habe, und war eiskalt, so daß man unter den hohen Bäumen an seinen Ufern selbst an glühenden Sommertagen nur eine angenehme Kühle empfand. Natürlich besahen wir uns ein paar Mal das Innere des Schlosses, welches übrigens ein wirkliches, altes Schloß aus dem vierzehnten Jahrhundert war. Im Rittersale zog unter den vielen Rüstungen am meisten meine Aufmerksamkeit die des Herzogs Christian von Braunschweig auf sich, an dessen Helm noch der Handschuh Elisabeth Stuarts steckte, der Pfalzgräfin und Winterkönigin, zu deren Ritter sich der Herzog erklärt hatte. Einige Meilen davon lag das Dorf und Gut Grönigen. Dort sollte ein Erdloch von geringem Umfange mit pechschwarz aussehendem Wasser gefüllt, ein sogenannter Kulk sein, von dem seltsame Dinge berichtet werden. Wie mir ernsthaft und glaubwürdig erzählt wurde, war das Loch unergründlich; das Wasser lag unbeweglich da, nur bei einem Gewitter, auch wenn die Luft ganz ruhig war, kräuselte sich die Oberfläche und ein dumpfes Murren, wie ferner Donner schien aus der Tiefe emporzudringen. Im Kirchenbuch war zu lesen, daß vor einer Anzahl von Jahren der Kulk plötzlich, ohne jede sichtliche Ursache förmliche Wellen geschlagen und den Rand überflutet habe;

nach zwei oder drei Wochen sei denn die Nachricht gekommen, daß an jenem, alsbald sorgfältig verzeichneten Tage, das furchtbare Erdbeben in Lissabon stattgefunden habe.*) Dies Letztere wenigstens muß ich als feststehend annehmen. Zu sehen habe ich dieses Gewässer zu meinem großen Bedauern nie bekommen.

Besondere Ereignisse waren die Besuche des Königs und des Hofes zu den Manövern. Friedrich Wilhelm III. hatte eine besondere Vorliebe für Magdeburg, vielleicht ein Andenken an die Königin Luise, welche bei Napoleon in Tilsit die bekannte Fehlbitte wegen der Rückgabe dieser Stadt that**) und dann von Magdeburg sagte, was die Königin Maria Tudor von Calais gesagt hatte, daß man dereinst nach ihrem Tode den Namen der Stadt mit blutigen Buchstaben in ihrem Herzen geschrieben finden würde. Von den wenigen Reisen, die der König, außer zur Kur nach Töplitz und nach seinen schlesischen Besitzungen machte, hatten die meisten wohl Magdeburg zum Ziele. Die Bürger erwiderten die Zuneigung des Königs mit herzlicher Verehrung und Anhänglichkeit; die Tage seiner Anwesenheit waren echte Volksfeste, und nichts kann das beiderseitige Verhältnis besser charakterisieren, als die Thatsache, daß von einem besonderen Aufgebot von Polizei- oder gar Militärmannschaft nie die Rede war, und dennoch niemals irgendwie ernstliche Ausschreitungen und Unordnungen, kaum überhaupt welche, dabei vorkamen. Als einmal der Kaiser von Rußland mit dem Könige gekommen war, wollte er es schlechterdings nicht glauben, als zum Schlusse die amtliche Meldung erstattet wurde, daß trotzdem ganz Magdeburg fortwährend auf den Beinen gewesen war, dennoch auch nicht eine Verhaftung stattgefunden hatte. Ein andermal war der König erst spät am Abend angelangt, und so kam es, daß die Leute noch in vorgerückter Nachtstunde auf dem Platze vor seinem Quartier standen, fortwährend Hochs ausbringend. Da gingen einige Polizeibeamte durch die Menge, überall den Leuten einfach mitteilend, daß der König sehr ermüdet sei und bitten ließe, ihm seine Nachtruhe nicht weiter zu stören, und ohne jede Anwendung von Zwang, ja ohne jede förmliche Aufforderung zum Auseinandergehen war der Platz binnen wenigen Minuten leer. Es fehlte natürlich nicht an Festlichkeiten und allen möglichen Ausschmückungen der Stadt, aber es gab keine Uebertreibung und kein Streben nach Ueberbietung des äußern Glanzes von einem Besuch zum andern. Das Ganze hatte immer, ganz entgegengesetzt den heutigen Veranstaltungen bei solchen Gelegenheiten, den Charakter eines großen Familienfestes. Ich erinnere mich, noch als Kind einmal in einer Musikaufführung im Dom vor dem Könige, der Fürstin Liegnitz und dem jungvermählten kronprinzlichen Paare gewesen zu sein; meine Aufmerksamkeit wurde mehr als durch die Vorträge durch eine auffallend schöne Hofdame der Kronprinzessin gefesselt. Meine Tante sang natürlich auch, und der König drückte sein Entzücken über ihre Stimme aus. Als die Prinzessin Albrecht bald nach ihrer Vermählung zum ersten Male nach Magdeburg kam, im Herbst 1830, hatte ich, so eben erwachsen, sie mit einem Gedicht zu bewillkommnen, eine bei meiner Schüchternheit, die mich außerhalb des gewohnten Bekanntenkreises stets befiel, nicht angenehme Aufgabe. Aber ich erledigte mich derselben leidlich und erhielt zum Dank ein goldenes Filigrankreuz mit Kette. Das war etwas, was bei fürstlichen Besuchen regelmäßig vorkommt; etwas Eigenartiges aber und zugleich die herzliche und schlichte Art des Verkehrs mit dem Könige

*) An diesem Tage hörte auch der Sprudel in Karlsbad auf zu fließen und blieb eine Zeitlang aus.

**) Vergl. das schöne Rückert'sche Gedicht: „Oh Magdeburg, du starke."

Charakterisierendes war es wohl, daß meine Mutter ihm im Herbste immer ein Fäßchen des damals, und auch wohl heute noch, im Rufe besonderer Vorzüglichkeit stehenden, natürlich mit ausgesuchter Sorgfalt zubereiteten Magdeburger Sauerkrauts schickte; ein oder das andere Mal auch eine Kiste mit köstlichen Birnen, die im Garten eines Nachbarhauses wuchsen, und von denen der König gesagt hatte, daß ihnen keine von denen, die ihm sein Hofgärtner auf die Tafel lieferte, an Wohlgeschmack gleich kämen.

An meinem Vater hing ich, weit über die so allgemeine und selbst zärtlichste Kindesliebe hinaus, mit fast schwärmerischer Verehrung. Es erfüllte mich mit Stolz, mit dem schönen, stattlichen, hochgewachsenen Manne auf der Straße zu gehen und zu sehen, wie er von allen Seiten freundschaftliche und achtungsvolle Grüße empfing. Einen besondern Eindruck machte es auf mich immer, wenn bei den Besuchen des Königs mein Vater nicht wie die übrigen Herren in Escarpins und seidenen Strümpfen, sondern in hohen Stiefeln erschien. Als königlicher Polizeidirektor von Magdeburg, lag es ihm nämlich ob, den König bei einer etwaigen Ausfahrt zu Pferde zu begleiten. Mir erschien diese Tracht, die ihm vorzüglich stand, so unvergleichlich stattlicher und vor allen Dingen männlicher als die der Uebrigen, auch als die meisten militärischen Uniformen. Diese Stiefel gaben einmal Veranlassung zu einer Szene, die in der Erinnerung sehr heiter ist, im Augenblicke aber sehr bänglich war. Mein Vater, zum Empfang bei dem wieder einmal in Magdeburg anwesenden König befohlen, war eben dabei, seine Toilette zu beenden, und verlangte die Stiefel. Aber diese waren nicht zu finden; der Diener, dem sie zur Instandsetzung übergeben waren, war fortgegangen, um noch eine Besorgung zu machen. Alles Suchen war vergeblich, Minute auf Minute verstrich, und die Zeit begann knapp zu werden. Unpünktlichkeit, stets ein arger Verstoß in solchen Fällen, war nirgends weniger angebracht, als bei dem sonst so anspruchslosen Friedrich Wilhelm III. Mein Vater war in höchster Erregung. Jemand erinnerte sich, daß noch ein paar andere Stiefel dieser Art vorhanden waren, aber diese waren seit Langem nicht mehr benutzt, arg verstaubt, und die Mädchen wären wohl nicht im stande gewesen, ihnen in aller Eile den erforderlichen Glanz zu verleihen. Da erboten sich mein Onkel und ein gerade anwesender Rittergutsbesitzer v. K. zu diesem Dienste. Mein Vater, bereits in voller Gala, konnte natürlich die Stiefelbürste nicht mehr in die Hand nehmen. Die beiden vornehmen Herren hatten schon die Aermel aufgestreift, um ans Werk zu gehen, als der Diener erschien und die richtigen Stiefel zur Stelle schaffte. Es war die allerhöchste Zeit gewesen; in demselben Augenblicke, in welchem mein Vater in den Saal trat, erschien der König durch eine andere Thür.

Mein Vater war eine Persönlichkeit im höchsten Sinne des Wortes, von größter Liebenswürdigkeit, echter Herzensgüte, dabei von eiserner Charakterfestigkeit, und von einem unerschrockenen Freimute nach jeder Richtung, unerschütterlich bei dem verharrend, was er als Recht erkannt hatte. Davon hatte er schon in jungen Jahren zur französisch-westphälischen Zeit Proben abgelegt. Er war damals, als er eben seine Studien vollendet hatte, wohl oder übel, in westphälische Dienste getreten und hatte bald die verhältnißmäßig hohe Stellung eines Generalsekretärs der Präfektur in Magdeburg erlangt. Aber er machte aus seiner deutschen, oder vielmehr preußischen Gesinnung kein Hehl, und trat, wo es darauf ankam, den Machthabern unerschrocken gegenüber. Vor einigen wenigen Jahren wurde in der „Magdeburger Zeitung" ein Schreiben des in Magdeburg stehenden Divisions-

generals Michaud an einen andern, mit Namen nicht genannten General veröffentlicht, in welchem jener Mitteilungen über einige dem Fürsten von Eggmühl (Marschall Davoust), dem damaligen Gouverneur des „Departements der Elbmündungen", als staatsgefährlich angezeigte Druckschriften und auch über eine in Magdeburg bestehende Gesellschaft „Die Mühle" macht. Von letzterer heißt es in dem Briefe, daß sie aus zwölf Personen bestände, die aber nur Lebemänner (riboteurs) und keine böswilligen, für Frankreich gefährlichen Personen zu sein schienen. „Ich denke", fährt General Michaud fort, „daß die Gesellschaft nur deshalb einige Aufmerksamkeit verdient, weil mehrere ihrer Mitglieder als Antifranzosen wohl bekannt sind, an erster Stelle der Generalsekretär der Präfektur. In jeder Sitzung nehmen und geben sie sich einen Namen, der niemals derselbe ist; muß man daraus schließen, daß sie Gründe haben, nicht gekannt zu werden? Diese Namen sind immer die von Teilen einer Mühle oder von Geräten, die man in diesen verwendet. Man versichert, daß sie kein Protokoll führen, was ich kaum glauben kann. Die westphälische Regierung, die den Bestand dieser Gesellschaft kennt, glaubt, daß sie geduldet werden kann; ich sehe darin keinen Nachteil. „Wenn man", setzt der General sehr vernünftig hinzu, „jede Vereinigung von solchen hindern müßte, die die Franzosen nicht lieben, so müßte man fast die Gesammtheit der Einwohner zur Einsamkeit verurteilen."

Die „Mühle" war in der That eine ganz harmlose, lediglich dem Vergnügen der Geselligkeit dienende Vereinigung, trotz der geheimnisvollen Namengebung, die dem französischen General einiges Kopfzerbrechen gemacht zu haben scheint. Ein Protokoll ist in den „Sitzungen" sicherlich nicht geführt worden.

Als mein Vater einmal eine Unterredung mit Davoust hatte und eine von diesen an ihn gerichtete Zumutung hartnäckig zurückwies, herrschte ihn jener zuletzt an: „Wissen Sie, daß ich Ihnen den Kopf vor die Füße legen lassen kann?" „Das weiß ich," entgegnete mein Vater, „aber das ändert meine Willensmeinung nicht." Darauf wies Davoust meinem Vater mit barschen Worten die Thür, und dieser hörte beim Hinausgehen noch, wie ihn der Generalgouverneur den anwesenden Beamten oder Generalen als „mauvais sujet" bezeichnete, auf das man ein wachsames Auge gerichtet halten müsse. Mein Vater hat später noch einmal Gelegenheit gehabt, seine Charakterstärke, seine Freimütigkeit und seinen unbeugsamen Rechtssinn im hellsten Lichte zu zeigen.*)

Ein anderes Renkontre mit einem im Hause einquartierten französischen General hatte, wie ich bei dieser Gelegenheit mitteilen will, mein Großvater mütterlicherseits. Der General fand Gefallen an einem im Zimmer meines Großvaters stehenden Tischchen und forderte es in gebieterisch-beleidigendem Tone. Mein Großvater würde es ihm, wenn er artig darum gebeten hätte, ohne weiteres überlassen haben, nun schlug er es ab. Der General wiederholte sein Verlangen mit drohenden Worten, und ergriff endlich das Tischchen, um es in sein Zimmer zu tragen. Mein Großvater packte das Tischchen seinerseits und nach einigem Ringen ließ der Franzose es fahren, zog seinen Säbel, fuchtelte damit meinem Großvater vor dem Gesichte herum und warf ihn zuletzt in voller Wut gegen einen Sekretär, das Meisterstück eines Tischlers mit einer Menge von eingesetzten Teilen, Geheimfächern u. dgl. im Geschmack der damaligen Zeit. Die durch den Wurf

*) Vgl. den spätern Brief vom 25. Juni 1846 aus München und den Zusatz dazu.

mit dem Säbel verursachte Schramme ist noch heute unter der erneuten Politur sichtbar. Gegen einen andern Offizier, der zur Ungebühr ein Verlangen an meine Großmutter richtete, wurde sie in zuvorkommendster und wirksamster Weise von dem damals in Magdeburg kommandierenden General d'Eblée geschützt. Derselbe war, eine nicht häufige Ausnahme unter den Napoleonischen Heerführern, ein edler, gerechter, menschenfreundlicher Mann, der sich selbst keine Uebergriffe erlaubte und keine von seinen Offizieren und Leuten duldete.

Im Amte war mein Vater pflichteifrig und gewissenhaft in einem seltenen Grade, von seinen Untergebenen, bei aller Strenge im Dienst, nahezu vergöttert, von seinen Königen — namentlich von Friedrich Wilhelm III. — auf's Höchste geschätzt und mannigfach in ganz persönlicher Weise ausgezeichnet. Der König nannte ihn einmal öffentlich einen Bürgermeister comme il faut; er sprach im Kreise seiner Familie rühmend von ihm und hielt ihn den jungen Prinzen als Muster eines Mannes, Beamten und Patrioten vor; er brachte einmal, ein bei diesem Könige höchst seltenes Vorkommnis, bei einem Diner seine Gesundheit aus. Aber bei alle dem war mein Vater von der größten Bescheidenheit, stets Gott die Ehre gebend, wenn ihm Anerkennung für seine Verdienste um die Stadt, an deren Spitze er stand, zu Teil wurde. Seinen echt gottesfürchtigen Sinn bethätigte er auf die mannigfaltigste Weise durch die That, aber nicht durch lange fromme Reden und salbungsvolle Worte, was damals überhaupt weniger Mode war. Weitherzig im hohen Grade achtete er jede fremde Ueberzeugung, mochte sie der seinen noch so sehr entgegenstehen, wenn sie nur nicht geradezu gottesleugnerisch war.

Mein Vater würde auch den, sehr zur Unehre der Zeit, im Schwange gehenden Antisemitismus, den nationalen, wie den religiösen, weit und energisch von sich gewiesen haben. Obwohl sich kaum ein schneidenderer Gegensatz vorstellen läßt, als der zwischen meines Vaters Denk- und Handlungsweise und dem, was man jüdisches Wesen zu nennen pflegt — sehr zu Unrecht übrigens, weil die charakteristischen Züge dieses „jüdischen Wesens" nirgends krasser und widerlicher zur Erscheinung kommen, als bei den Wortführern und Haupthetzern des Antisemitismus — so würde er es noch mehr vielleicht für eine sittliche, wie für eine intellektuelle Verirrung gehalten haben, den Wert eines Menschen nicht nach dem, wie er ist, sondern nach den Zufälligkeiten seiner Rasse oder Religion zu beurteilen, und etwa gar auf diese Weise sein „Christentum" zeigen zu wollen. Er bezeichnete oft drei Magdeburger Juden als wahre Musterbürger, auf die die Stadt stolz sein könne. In Teplitz lernte er einen Herrn semitischen Stammes, einen ungetauften, kennen und zugleich achten und schätzen, und es entspannen sich alsbald die engsten Beziehungen. So oft dieser Herr, häufig genug, nach Magdeburg kam, war er ein gern gesehener Gast bei uns; als ich später in München verheiratet lebte, habe ich mich gefreut, ihn und seine Frau in meinem Hause zu bewillkommnen. Ebenso habe ich einmal als junges Mädchen zusammen mit meiner Tante, der jüngeren Schwester der Sängerin, seiner Einladung folgend, vier Wochen in Berlin in seinem Hause zugebracht. Daß er Jude sei, kam, als mir mein Vater seine Erlaubniß gab, gar nicht in Betracht, wurde nicht einmal erwähnt.

Mein Vater war Royalist vom Scheitel bis zur Sohle und er würde es nicht verstanden haben, wie es jemandem möglich sei, seine königstreue Gesinnung zu „revidieren". Er war altpreußischer Beamter von jenem Schlage, der jeder „Zumutung", mochte sie kommen woher sie wollte, und

in was immer für eine Form gekleidet sein, schlechterdings unzugänglich war, und von welchem gesagt worden ist, daß er in seinem unerschütterlichen Festhalten am Gesetze verfassungsmäßige Einrichtungen und Bürgschaften bis zu einem nicht geringen Grade ersetzt habe. Mein Vater war ein Mann der Autorität. Es war ihm nicht sympathisch, daß er seine Machtvollkommenheit nach Einführung der Städteordnung von 1831 mit einem Gemeinderate teilen mußte. Aber er konnte sich auch am Ende seiner Laufbahn sagen, daß die Stadt während der ersten fünfzehn Jahre unter seinem mehr persönlichen Regimente nicht schlechter gefahren sei, als während der folgenden sechzehn; andrerseits war aber auch die zweite Hälfte seiner Verwaltung nicht weniger fruchtbringend als die erste. Am meisten nach dem Sinne meines Vaters wäre an und für sich vielleicht eine autoritative Regierung mit der Devise „Alles für das Volk" gewesen, jedoch nur unter der Voraussetzung, daß es der Regierung heiliger Ernst damit war, daß sie ihre Macht und Autorität nicht in den Dienst von Hintergedanken und Hintertendenzen stelle, und vor allem, daß sie nicht nur den guten Willen, sondern auch die Fähigkeit habe, die wirklichen Bedürfnisse des Volkes zu erkennen und nicht bloß das dafür hielt und ausgab, was ihr und den engen Kreisen ihrer Umgebung genehm war. Aber trotzdem oder richtiger deshalb war sein Standpunkt keineswegs der eines unbedingten „Nichts durchs Volk"; er war viel zu weitsichtig, um nicht auch in diesem Punkte, wie überall, eine gesunde, dem Geiste der Zeit folgende, wie immer auch stetig und vorsichtig fortschreitende Entwicklung zu wünschen; so rückhaltlos er im Jahre 1848 selbstverständlich auf die königstreue Seite trat und so streng er die revolutionäre Bewegung, namentlich soweit sie einen antimonarchischen Charakter hatte, verabscheute, so beklagte er es doch aufs Tiefste, daß die Regierung es durch eigene Schuld hatte soweit kommen lassen, anstatt ihr nach den Befreiungskriegen gegebenes Versprechen rechtzeitig und ehrlich einzulösen, worauf das Volk, das durch solche beispiellose Opfer an Gut und Blut den Thron des Königs wieder hergestellt hatte, doch sicherlich ein doppeltes und dreifaches Recht besaß. Kleinliche, gehässige Polizeimaßregeln waren meinem Vater in der Seele zuwider; niemand hat die berüchtigte Ausweisung der beiden sich besuchsweise in Berlin aufhaltenden süddeutschen Abgeordneten Itzstein und Hecker, der nichts anderes zu Grunde lag, als das elende Gelüst, der elenden Abneigung gegen das konstitutionelle System Luft zu machen, härter verdammt als er; ihm war die Staatsweisheit unfaßbar, welche nicht sah und nicht begreifen wollte, welche moralische Einbuße solch ein Mißgriff für Preußen mit sich führte, oder welche unpatriotisch genug dachte und fühlte, um mit einer solchen Einbuße einen persönlichen, momentanen, rachsüchtigen Kitzel zu erkaufen. Die Kreuzzeitung gar, deren drei erste Jahrgänge mein Vater noch erlebte, war ihm mit ihrer gehässigen Verketzerung Andersdenkender, mit ihrer junkerlichen Ueberhebung und der damit eng verknüpften Beschränktheit, mit ihrer ausschließlichen Inanspruchnahme des Patriotismus und der Königstreue für sich und ihre Partei, und vor allem mit ihrer widerlichen Vermischung von Religion und Politik, mit ihrer heuchlerischen Frömmigkeit und ihrem Cant, hinter dem die allerweltlichsten und illegalsten Bestrebungen und Prätensionen steckten, mit ihrer fortwährenden Identifizierung selbst der schnödesten und volkswidrigsten Parteiinteressen mit dem göttlichen Willen und der göttlichen Weltordnung, geradezu ein Greuel. Mit dieser Gesinnung mußte er allerdings an dem vormärzlichen System in Preußen gar manches zu tadeln und zu bekämpfen finden. Unmittelbar bekam er den Geist dieses Systems zu empfinden, als er Ende der dreißiger Jahre an die Spitze des Direktoriums

für den Bau der Magdeburg-Leipziger Eisenbahn trat. Er hatte mit denselben thörichten und engherzigen Einwendungen zu kämpfen, auf die der Bau der ersten Eisenbahnen überall stieß, aber von nirgendsher wurde ein so hartnäckiger und ermüdender Widerstand geleistet, als von so und so viel offiziellen Stellen und am meisten von Seiten des preußischen Generalpostmeisters von Nagler. Dieser war nicht nur für sein spezielles Ressort besorgt und deshalb ein Gegner der Eisenbahnen, was ja begreiflich und, da niemand die Entwicklung des Eisenbahnwesens voraussehen konnte, entschuldbar gewesen wäre, sondern er sperrte sich dem Eisenbahnbau gegenüber mit der zähen Erbitterung des Reaktionärs, welcher in der Erleichterung des Verkehrs ein freiheitliches Element erblickte, wodurch die vermehrte körperliche und geistige Beweglichkeit des niedergehaltenen Volkes befördert und eine in ihren Folgen unberechenbare Gefahr für den bestehenden Polizeistaat und die Interessen der herrschenden Klassen heraufbeschworen werden könnte.

Mein Vater hatte sich um das Zustandekommen der Magdeburg-Leipziger Eisenbahn in der That sehr große Verdienste erworben, und die Gesellschaft erteilte ihm, um ihm Erkenntlichkeit zu beweisen, das Recht, Aktien in beliebiger Anzahl oder jedenfalls in einem bedeutenden Betrage al pari zu zeichnen zu einer Zeit, wo die Aufwärtsbewegung des Kurses bereits begonnen hatte und eine weitere starke Steigerung in sicherster Aussicht stand. Allein mein Vater machte von diesem Rechte keinen Gebrauch. Seiner Auffassung nach hatte er nur seine Pflicht gethan und über die für seine Thätigkeit erhaltene, nach gegenwärtigen Begriffen sehr bescheidene vertragsmäßige Remuneration hinaus keinen Anspruch; ein Geschenk anzunehmen aber hielt er nicht für würdig und anständig. Für diesen Grad von Integrität fehlt heute wohl überhaupt das Verständnis; vielleicht war sie wirklich etwas sehr weit getrieben.

Mein Vater machte aus seinen Anschauungen, freimütig und unerschrocken wie er war, niemals ein Hehl, und sprach sie bei sich darbietender Veranlassung namentlich auch da aus, wo Reden eine freilich von manchem nicht erfüllte Pflicht war, nämlich auf dem Provinziallandtage. In einen Konflikt mit den ihm vorgesetzten Behörden ist er durch seine stets rein sachliche und auch in der Form durchaus maßvolle Opposition kaum je gekommen. Dazu war die Ueberzeugung von der Lauterkeit seiner Beweggründe doch zu tief und zu allgemein; auch würde das Vertrauen des Königs, das er ungetrübt bis zu dessen Tode genoß, entgegengestanden haben. Aber die Parteigänger des vormärzlichen Systems fühlten den grundsätzlichen Widerstreit seines Standpunktes und seiner Anschauungen mit den ihrigen ebenso deutlich wie unwillig. Der Kommandant von Magdeburg, Graf H., schrieb ihm einst, in verbindlichster Form, er fürchte, daß bei so großen Meinungsverschiedenheiten der bisherige freundschaftliche oder, wie er sich ausdrückte, „gemütliche" Verkehr bis auf weiteres nicht fortgesetzt werden könne, bevor nicht eine Klärung der Ansichten und eine Ausgleichung der Gegensätze stattgefunden habe. Häßlicher und niedriger waren die in den Kreisen der Hofkamarilla angestellten Versuche, meinen Vater beim Könige zu verleumden. Die noch heute auf konservativer Seite übliche geistvolle Art, jeden, der die konservativen Engherzigkeiten und Verkehrtheiten — und Schlimmeres nicht mitmacht, einen „Demokraten" zu nennen, wobei dann mit dem Worte irgend ein nebelhafter, alberner, etwas Schreckliches in sich schließender Begriff verbunden wird, war schon damals sehr beliebt, und so wurde denn auch mein Vater mit dieser Bezeichnung beehrt. Aber der wohlgemeinte Versuch entbehrte völlig des Erfolges. Friedrich Wilhelm III., nichts weniger als ein

Genie und in seiner Schüchternheit und seinem Mangel an Selbstvertrauen nur zu sehr das Opfer schlechter Ratgeber, hatte doch einen guten, gesunden Menschenverstand, und wo er auf Grund eigener Anschauung sich seine Ueberzeugung gebildet hatte, ließ er sich nicht beirren. Er wußte, was er an meinem Vater hatte, und verschloß den Hetzern und Verleumdern sein Ohr, gab ihnen auch seine Meinung von ihren Schlichen sehr deutlich zu verstehen. Eines Tages fragte er bei Tafel den General von W., einen besonders eifrigen „Scharfmacher" gegen meinen Vater, wie ihm das soeben herumgereichte Sauerkraut schmecke. „Ausgezeichnet, Majestät," versicherte der sich geschmeichelt fühlende General, „ganz ausgezeichnet." „So?" erwiderte der König in seiner knappen Redeweise, „wundert mich, wissen wohl nicht, daß vom Demokraten Fr. kommt."

Für die nach den französischen Kriegen arg darniederliegende Stadt Magdeburg hat mein Vater in den einunddreißig Jahren seines Wirkens Vieles und Großes gethan, was im Einzelnen aufzuzählen kaum möglich wäre. Als er starb, schlug einer seiner Freunde als Grabschrift für ihn die des Erbauers der Westminsterabtei vor: „Willst Du wissen, was er gethan, so blicke um Dich." Die Stadt hat seine Wirksamkeit dankbar anerkannt und ihrer Dankbarkeit dreimal thatkräftigen Ausdruck gegeben. Das eine Mal bei Einführung der Städteordnung von 1831, wo der in den Tagen vom 15. bis 24. Januar 1832 neugewählte Gemeinderat — seit 1853 Stadtverordnetenversammlung genannt — unter seinen ersten Amtshandlungen, vielleicht als seine allererste, schon am 11. Februar, den Beschluß faßte, den König, anstatt ihm drei Kandidaten zum Oberbürgermeisteramt zur Auswahl zu präsentieren, um Ernennung meines Vaters auf Lebenszeit zu bitten. Der König hatte damals gerade die Absicht, meinen Vater nach Berlin als Polizeipräsidenten zu berufen, stand aber auf diese Bitte des Gemeinderats davon ab und gewährte sie. Mein Vater, der dem Rufe des Königs, obwohl nicht leichten Herzens, Folge geleistet haben würde, war sehr erfreut, in der Stadt, wo er eine ausgezeichnete, in jeder Beziehung befriedigende Stellung hatte, bleiben zu können, ohne selbst etwas dazu gethan zu haben; die größte Genugthuung aber lag für meinen Vater in dem Wortlaute der vom 11. März 1832 datierten Kabinetsordre. Es hieß nämlich in derselben, daß auf den dringenden Wunsch der Bürgerschaft, mit welchem der Gemeinderat seine Bitte begründet hatte, der König „es sich versagen wolle", meinen Vater in Berlin als Polizeipräsidenten zu sehen. Den zweiten Beweis ihrer Dankbarkeit gab die Stadt zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum meines Vaters im Jahre 1842, wo sie neben vielen andern Ehrungen und Aufmerksamkeiten — so waren z. B. meines Vaters drei älteste Freunde als Ehrengäste nach Magdeburg eingeladen worden — ganz aus freien Stücken für den Fall seines Todes meiner Mutter eine im Vergleich mit den Bezügen der Witwen der Staatsbeamten und nach damaligen Verhältnissen reichlich bemessene Witwenpension aussetzte. Mein Vater erhielt an jenem Tage viele Beweise der Liebe und Anerkennung und Hochachtung, aber keiner erfreute und rührte ihn mehr und keiner legte vielleicht ein schöneres Zeugnis für seine Amtsführung ab, als das Geschenk der Gemeinde Crakau, eines kleinen Dorfes bei Magdeburg, bestehend in einer überaus kunstvoll gearbeiteten Obstschale von vergoldetem Porzellan. Dieses Dorf hatte vordem zu dem Kreise, dessen Landrat mein Vater zugleich war, gehört, war aber schon seit längeren Jahren aus dem Kreise ausgeschieden und seitdem außer aller Berührung mit ihm gewesen, hatte aber das Andenken an ihn und seine Verwaltung so treu und dankbar bewahrt.

Die dritte Anerkennung, die die Stadt meinem Vater zu Teil werden ließ war die Errichtung eines Denkmals in Form einer lebensgroßen Statue, welche unmittelbar nach seinem Tode beschlossen wurde. Die Statue wurde am 1. Juli 1857 unter großen Feierlichkeiten und herzlicher allgemeiner Teilnahme der Bevölkerung enthüllt.

Allem hohlen Prunk und allen nicht wirklich aus dem Herzen kommenden Gefühlskundgebungen abhold, außerdem tief verletzt durch eine wüste Scene, welche bei dem Begräbnis eines höheren Beamten die auf das Gerücht von der Teilnahme eines Prinzen zusammengelaufene Menge verübt hatte, hatte mein Vater einen Verein zur Förderung größerer Einfachheit bei Begräbnissen angeregt. Er selbst hatte für seine Person verfügt, daß er dritter Klasse früh um fünf Uhr bestattet werden wolle, und so ist er auch zu Grabe getragen worden. Seine der Familie als Erbbegräbnis von der Stadt zum Geschenk gemachte Ruhestätte, ein mächtiges, von einem Eisengitter umfriedetes Rondel auf dem Kreuzungspunkt zweier Wege, also rings vom Wege umgeben, fällt vor Allem durch ihre Geräumigkeit inmitten der enggedrängten Gräber auf. Das schräg darauf liegende kolossale Kreuz aus Gußeisen ist von den Subalternbeamten des Magistrats mit Genehmigung der Familie gestiftet.

Von meiner Mutter will ich nur sagen, daß sie mir und meinen Geschwistern die treueste Pflegerin und Freundin war, daß ich ihr auch nach meiner Trennung vom elterlichen Hause mit unveränderter Zärtlichkeit anhing, daß sie dieselbe allgemeine Liebe und Verehrung genoß, wie mein Vater, und daß ihre fast vierzigjährige Ehe niemals auch nur eine leise Störung oder Trübung erlitt, welche diesen Namen verdient hätte. Gedenken möchte ich auch noch ihrer außerordentlichen Geschicklichkeit in feinen Handarbeiten und ihrer geradezu unglaublichen Leistungsfähigkeit. Einige Stickereien, die in meinem Besitz sind, rufen noch heute das bewundernde Erstaunen aller, die sie sehen, hervor, und mir ist es unfaßbar, wo sie bei ihrer wirtschaftlichen Thätigkeit in einem Haushalte, der unterweilen zehn Familienmitglieder und darüber umfaßte, bei ihrem geselligen Leben, bei den häufigen Logierbesuchen und, last not least, bei ihrer ausgedehnten, systematisch geübten Wohlthätigkeit die Zeit zu den zahllosen Arbeiten dieser Art hernahm.

Meine Einsegnung erfolgte durch den Bischof Westermayer. Der im protestantischen Deutschland etwas seltsam klingende Titel verdankte einem Wunsche des Königs Friedrich Wilhelm III. wahrscheinlich veranlaßt durch die dreihundertjährige Feier der Reformation im Jahre 1817 und die Aufrichtung der Union, seine Entstehung. Der König wünschte die „apostolische Succession" auch in der evangelischen Landeskirche zu haben. Die katholische Kirche nimmt bekanntlich an, daß der von Christus seinen Jüngern erteilte bischöfliche Auftrag von diesen auf ihre Schüler durch Handauflegung übertragen worden sei, und von diesen wider auf ihre Nachfolger und so fort in ununterbrochener Reihenfolge bis auf den heutigen Tag, so daß sämtliche katholische Bischöfe ihr Amt unmittelbar auf die ursprüngliche göttliche Stiftung zurückführen. Es kam also darauf an, einen oder mehre Geistliche der preußischen evangelischen Landeskirche durch Handauflegung seitens eines wirklichen Bischofs ebenfalls zum wirklichen Bischof in diesem Sinne zu machen. Ein katholischer Bischof würde natürlich niemals die das Amt übertragende Weihe einem protestantischen Geistlichen gespendet haben. Aber die englischen Bischöfe haben die Succession mit in die protestantische Kirche hinübergenommen, ebenso stehen die Bischöfe der Jansenistengemeide in Holland in der Succession und wohl auch die schwedischen und dänischen Bischöfe. Auf diesem

Wege wurde die apostolische Succession in die preußische Landeskirche eingeführt. Die bekanntesten Bischöfe waren: Westermayer und nach ihm Dräseke in Magdeburg und Eylert in Berlin. Der Titel Bischof war bald jedermann geläufig; Frau Bischöfin allerdings weniger. Die Idee wurde aber schnell wieder fallen gelassen, die damaligen Bischöfe haben keine Nachfolger gehabt. Bischof Westermayer war ein hochbegabter Mann, ein glänzender Kanzelredner, der seine Zuhörer hinzureißen verstand; dabei eine schöne stattliche Erscheinung, die das um den Hals auf der Brust hängende große goldene Bischofkreuz sehr gut kleidete. Er hatte eine freie und fröhliche Auffassung des Christentums. Eines Abends in unserm musikalischen Sonntagskränzchen wurde aus einer besondern Veranlassung ein Tanz arrangiert. Ich sehe den Bischof noch, als ob es gestern gewesen wäre, zwischen zwei Zimmern in der Thür lehnend, wie er mir zurief: „Warum tanzst Du denn nicht mit.“ „Ich werde ja zu Ostern eingesegnet,“ erwiderte ich etwas erstaunt, daß er das vergessen haben sollte. „Ach Kind,“ sagte er, „deßwegen kannst Du ruhig tanzen, ein unschuldiges Vergnügen im Hause deiner Eltern verbietet Dir die Einsegnung nicht.“

Der Bischof geriet einmal, nicht ohne eigene Schuld, in eine etwas unbischöfliche Situation. Er war mit noch einem Herrn auf ein benachbartes Gut geladen. Die beiden kamen verspätet an, ließen sich vor dem Eintritt in die Gesellschaft erst noch ein Zimmer anweisen und machten überhaupt den Eindruck, daß irgend etwas Außergewöhnliches passiert sei. Sie selbst ließen sich auf keine Aufklärungen ein, und die neugierig gewordene Frau des Hauses nahm zuletzt den Kutscher ins Gebet. Da kam denn, nach einigem Sperren, Folgendes heraus: Die Herren hatten sich, als sie durch die Straßen Magdeburgs fuhren, plötzlich in der Nähe einer Feuersbrunst gesehen. Damals, wo es noch keine organisierte Feuerwehr gab, war es allgemeine Bürgerpflicht, an den Löschungsarbeiten mitzuwirken, und ein Vorübergehender, der sich ohne genügenden, ernsthaften Grund dieser Pflicht zu entziehen versuchte, hatte den handgreiflichen Unwillen des Volks zu befürchten. Nun war es den Herren ein wenig sympathischer Gedanke, vielleicht eine oder ein paar Stunden Wassereimer weiter zu reichen, sich noch mal umkleiden zu müssen und darüber die Tarokpartie und vielleicht gar das Souper zu versäumen. Sie stiegen also, um unbeachtet zu bleiben, aus dem Wagen und suchten die kritische Stelle auf einem Seitengäßchen zu umgehen, wurden aber bemerkt, verfolgt und einer kleinen Lynchjustiz unterzogen. Der Kutscher schloß mit den Worten: „Der Harr Schmager kriegten Ihre Prügel gleich, der Harr Bischof kriegten Ihre Prügel erst am Blauen Engel, und da waren noch ein framder Harre, die kriegten ganz arbarmliche Prügel.“ Man kann sich denken, daß die Affäre und namentlich der Bericht des Kutschers noch lange zur Heiterkeit diente und oft erzählt wurde.

An der Grenze zwischen Kindheit und Jugend stehen zwei Reisen, die mich über die Magdeburger Umgegend hinaus und zum ersten Male in andere größere Städte führten. Die eine ging nach Berlin. Mein Vater hatte dort zu thun und machte mir die Freude, die Mutter und mich mitzunehmen. Unser Aufenthalt dauerte nur drei Tage; es war also keine Rede davon, Berlin näher kennen zu lernen. Der äußere Eindruck war natürlich sehr groß; sehr lebhaft steht mir ein Mittag bei einer damals stadtbekannten Persönlichkeit vor Augen. Es war der „alte Timm“, der Geheime Kämmerer des Königs, der dank seiner Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit vom einfachen Hoflakaien erst zum vertrauten Kammerdiener des Königs

und dann in seine jetzige Stellung, in der er die Privatchatoulle des Königs in den Händen hatte, befördert wurde. Der König behandelte ihn eigentlich als Freund; als er sich mit der Gräfin Harrach verlobte, teilte er es als Erstem dem alten Timm mit, früher als seiner Familie. Mein Vater, der den trefflichen alten Herrn von früher kannte und hochschätzte, meldete ihm seinen Besuch an, worauf er für uns Alle eine Einladung zum Mittagessen in seine Villa in Potsdam ergehen ließ, wo er sich gerade zum Zweck einer Brunnenkur aufhielt. Diese Villa wurde nach Timms Tode vom Könige angekauft und vergrößert und verschönt der Fürstin Liegnitz geschenkt; später diente sie abermals vergrößert, dem Erbprinzen von Meiningen und der Prinzeß Charlotte zum Aufenthalt. Wir gingen am Vormittag lange durch die Potsdamer Parks und besahen das neue Palais und Sanssouci. Als wir dann zu unserem Wirt kamen, und im Garten auf und abgehend, von unsern Wanderungen erzählten, sagte er: „aber das wird schlimm werden; nach solchen Anstrengungen werden Sie hungrig sein, und ich muß Ihnen bekennen, ich habe keinen Koch, kein Stück Fleisch im Hause, ja nicht einmal Feuer auf dem Heerde.“ Ich merkte wohl, daß ein Scherz dahinter steckte, muß aber doch sehr erschrocken ausgesehen haben, denn er fuhr lächelnd fort: „Der Kleinen wird es ja ganz bange, ich will Ihnen also des Rätsels Lösung nicht weiter vorenthalten.“ Dieselbe bestand einfach darin, daß er aus der königlichen Küche speiste, und morgens nur die Zahl der Couverts anzugeben brauchte, die er zu Mittag wünschte. Gleich darauf kam ein königlicher Küchenwagen und brachte das Diner auf Kohlen gestellt. Es ließ jedenfalls nichts zu wünschen übrig, doch habe ich daran keine Erinnerung behalten, außer an ein köstliches veilchenfarbenes Champagnergelée, das einen tiefen Eindruck auf mein kindliches Herz machte. Um so mehr aber an die Erzählungen, namentlich an die von der Königin Luise, die als hohes Ideal in meinem Herzen lebte. „Ich kam jung und ungeübt“ so etwa lauteten Timms Mitteilungen, „in den königlichen Dienst, war aber zunächst jedermanns Diener, dem alles aufgepackt wurde, was die Andern nicht thun wollten. Als ich nach einiger Zeit den persönlichen Dienst beim König erhielt, wurde ich zwar von Allen beneidet, trat aber meine neue Stelle sehr zaghaften Herzens an. Der König war sehr peinlich und eigen; jede Kleinigkeit mußte genau auf dem bestimmten Platze liegen, dabei gab der König, wortkarg wie er war, seine Befehle stets in knappster Form, so daß es nicht leicht war, sie zu verstehen, und gefragt durfte doch nicht werden. Es bedurfte also großer Gewandtheit, und die traute ich mir nicht zu. So machte ich denn wirklich, ängstlich wie ich war, Anfangs meine Sache schlecht, und wurde dabei nur immer verwirrter. Eines Tages fand der König seine Handschuh nicht und sagte ärgerlich: „Auch gar nichts begreifen. Alles verkehrt machen. Nicht zum Aushalten. Werde mich nach Anderm umsehen.“ Ich war wie vernichtet und stand zitternd im Vorzimmer im Fenster. Da trat die Königin ein, sah mich an und sagte: „Was ist Ihm denn, Timm? Wie sieht Er denn aus?“ „Ach Majestät“ antwortete ich, „ich bin sehr unglücklich. Ich kann es dem König nicht recht machen, ich bin zu ungeschickt, oft verstehe ich auch den König nicht.“ „Aber“ sagte sie „wer wird denn gleich den Mut verlieren, wenn es nicht gleich geht, wie es soll; was hat es denn gegeben?“ „Ach Majestät, ich hatte nicht die richtigen Handschuh zum Reiten hingelegt, und da . . .“ „Nun komm Er mal her, Timm, ich will Ihm zeigen, wo alles stehn und liegen muß, ich weiß, wie es der König wünscht.“ Und nun ging die Königin mit mir in die Zimmer des Königs und zeigte es mir; es wurde mir nun alles klar. „Und wenn Er

einmal wieder etwas nicht weiß," sagte sie dann noch, „so komme Er nur zu mir und frage, ich werde es Ihm dann sagen." Die Königin hatte eben ein Herz für Alle, auch für den Geringsten, wie ich damals einer war. Ach und soviel Huld und Schönheit und Güte und Majestät mußte so früh dahin." Bewegt schwieg der alte Mann und ich fühlte meine Augen feucht werden.

Die andere Reise führte mich nach Dessau zu einem der jährlichen „Musikfeste an der Elbe", an welchen Dessau Teil nahm, obwohl es keine eigentliche Elbstadt ist. Wir wurden auf den schönen Dessauer Friedhof aufmerksam gemacht, der seines Gleichen nicht haben sollte, und der erste parkartig angelegte in Deutschland war. Wir gingen hin und fanden alle unsre Erwartungen erfüllt und sogar übertroffen. Es war gerade Blütezeit; alles leuchtete und duftete, dazu der Schatten der hohen Bäume und der üppige Epheu, der die Gräber mit frischem Grün bedeckte, dies alles machte auf uns, die wir zum ersten Male einen so angelegten Kirchhof sahen, einen herzbewegenden Eindruck. Im Vorbeigehen las ich auf einen der Kränze meinen eigenen Vor- und Zunamen. Dies wäre an sich nichts Auffallendes gewesen, aber als ich doch unwillkürlich näher trat, sah ich, daß die dort Ruhende ebenfalls ein junges Mädchen war, gerade in meinem Alter und — aus Magdeburg zu Besuch nach Dessau gekommen, — dort erkrankt und gestorben war. In der dadurch hervorgerufenen eigentümlichen Stimmung fiel mir ein anderes, ungewöhnlich großes Denkmal von schwarzem Marmor auf, auf dessen einer Seite Noten eingegraben waren. Nun war meine Neugierde erregt, ich betrachtete das Denkmal genauer und die verschiedenen Inschriften interessierten mich derart, daß ich sie mir an Ort und Stelle abschrieb. Auf der Vorderseite stand: „Dem teuren Kinde Benedikte Elisabeth, Gräfin und Herrin zu Schönburg, geborene Gräfin v. Siewers. Geb. 1773 den 6. Januar. Gest. 1799 den 25. Juli." Darunter: „Geist, Vernunft, hoher Sinn und reine Tugend waren Deine Eigenschaften — Talent, Grazie, himmlisches Antlitz und die besten Glücksumstände Dein Loos. Und doch!!! — So jung! — So vollkommen! — So unschuldig! — Zwei Jahre grausam gelitten und so frühe dahingewelkt!!! — — —!!! — — — Oh Schmerz!!! — — — Unaussprechlicher Schmerz!!! — —" Auf der zweiten Seite stand: „Deine durch den härtesten Schlag des Schicksals getroffenen Eltern, Nikolaus Fürst Putatin aus Alt-Rußland, und Fürstin Elisabeth, Deine Mutter, beten Deine Tugenden an, weinen ewig um Dich und weihen Dir diese Ruhestätte.

— —

Oh Schmerz!!! — — —
Unaussprechlicher Schmerz!!! — — —"

Auf der dritten Seite war zu lesen:

„Ombre, ombre chérie, ombre, ombre chérie!
entends ma voix, ma voix plaintive,
entends mes profonds soupirs!
Vois couler mes larmes, vois couler mes larmes — — —
écoute mes gémissements —
je ne puis que gémir, que t'invoquer!"

und darunter die Noten.

Diese Inschriften und die, der sie galten erregten mein ganzes Interesse. Der Schmerz der Eltern war in zwar seltsamer aber so erschütternder Weise ausgedrückt, die vielen Ausrufungszeichen erschienen mir, wie laute Schmerzenstöne. Es fiel mir auf, daß kein Trosteswort, kein

Vers aus der Bibel darauf stand, auch daß nur die Eltern das Denkmal gesetzt zu haben schienen, und daß von ihrem Manne oder davon, daß sie etwa Witwe gewesen wäre, nicht die Rede war. Ich erkundigte mich wo ich konnte, aber niemand konnte mir Auskunft geben. Meine jugendliche Tante, die bei den musikalischen Aufführungen natürlich wieder geglänzt hatte, schrieb sich die Noten auf und sang oft im kleinen Kreise mit ihrer schönen, rührenden Stimme die wehmütige, schmerzerfüllte Melodie. Nach vielen Jahren, als ich längst verheiratet war, wurde mir in München die gewünschte Aufklärung. Als eines Tages ein kleiner Kreis um den Tisch meiner Hauswirtin, die aus Dresden stammte, versammelt war, wurde im Laufe der Unterhaltung der Name Putatin genannt. „Weiß jemand etwas von einem Fürsten Putatin, der in Dresden lebte, und seiner in Dessau begrabenen Tochter?“ fragte ich lebhaft. „Oh ja“, erwiderte die Hausfrau, „die Tochter habe ich freilich nicht mehr gekannt, ich habe nur von ihr immer gehört, daß sie wirklich ein Engel an Schönheit und Herzensgüte, dabei hochbegabt gewesen sei. Des alten Fürsten aber erinnere mich noch deutlich. Er war ein stadtbekannter Sonderling, der bald in einem seltsamen Wagen, der nach einer Märchenschilderung gemacht zu sein schien, umherfuhr, bald bei Sturm und Regen in einem nicht minder seltsamen Anzug mit einem Regenschirm, in dessen Felder kleine Glasscheiben eingesetzt waren, durch die Straßen ging. Die Gräfin Schönburg war seine Stieftochter, wurde aber von ihm ebenso schwärmerisch geliebt, wie von ihrer Mutter. Die Eltern zeigten diese Liebe freilich in etwas wunderlicher Weise, als sie in sie drangen, sich mit einem ihrer gänzlich unwürdigen Manne, zu verheiraten, dessen äußere Verhältnisse allerdings glänzend waren, dessen wüstes Leben sie aber schon nach zwei Jahren zwang, mit einem unheilbaren Brustleiden behaftet, in das Haus ihrer Eltern zurückzuflüchten. Der Fürst ließ nichts unversucht, die Fortschritte der Krankheit zu hemmen. Nach einem vergeblichen Aufenthalt im Süden ließ er auf einem Gute bei Dresden auf Rat der Aerzte einen Kuhstall mit einem komfortabel eingerichteten Zimmer darin erbauen, in dem die junge Gräfin schlafen und den größten Teil des Tages verbringen sollte, in der Hoffnung daß die warme Atmosphäre des Stalls ihre Lunge kräftigen würde. Auch das half nicht; die heißgeliebte Tochter starb. Bei einem früheren Aufenthalt in Dessau hatte sie bei dem Anblick des schönen Kirchhofs ausgerufen „Hier möchte ich einmal ruhen“. Dieser Wunsch wurde ihr nun erfüllt.“ Der Fürst, der später gleichfalls dort begraben wurde, dichtete und komponierte selber den französischen Trauergesang; die übrige Inschrift, welche nach dem mir Mitgeteilten nur die einfache schlichte Wahrheit ausspricht, ist natürlich auch von ihm verfaßt.

Hier enden die „Kindheitserinnerungen“; es folgen die Briefe.

Ohne Datum (aus Magdeburg).

„— — Der König, Prinz Wilhelm*) und noch einige Prinzen waren dieser Tage hier, um die Truppen zu begrüßen, die nach dem Rheine marschiert waren**) und nun zurückkamen. Die Gräfin H.***) gab ihnen

*) Kaiser Wilhelm I.

**) Jedenfalls im Jahre 1830, wo nach der Julirevolution Feindseligkeiten oder doch Unruhen an der Grenze befürchtet wurden.

***) Die Gemahlin des Kommandanten von Magdeburg.

auf dem Herrenkruge*) eine Gesellschaft im engern Kreise. Es wurde saure Milch gegessen; ich glaube, die Prinzen hatten sie sich ausdrücklich bestellt; sie ließen sie sich jedenfalls sehr gut munden; einem ältern Herrn ihres Gefolges, der keinen Geschmack daran zu finden schien, setzten sie sehr energisch zu, daß er wenigstens davon kosten solle. Ich habe aber nicht gesehen, daß sie Erfolg mit ihren Bemühungen hatten. Auf den Seitentischen standen eine Menge anderer Sachen, von denen jeder nach Belieben nahm. Ich stand mit ein paar andern jungen Mädchen gerade in der Nähe; da nahm Prinz Wilhelm einen Teller mit Cervelatwurst, der mit Rosenknospen garniert war, kam zu uns und präsentierte ihn einer jeden mit den Worten ‚Rosen oder Wurst?' Du kannst dir denken, daß die Wurst unberührt blieb, und die Rosen**) — — —"

Magdeburg Juli (1831?)

„— — — Einen großen theatralischen Genuß hatten wir in diesen Tagen, indem Ludwig Devrient als Gast auftrat. Es wurde gesagt, daß er nur noch eine Ruine sei und er machte wirklich den Eindruck eines ganz gebrochenen Mannes. Seine Hände zitterten und einmal mußte er sich an einem Sopha festhalten, um nicht zusammen zu knicken. Aber wenn er dann in Zug kam, spielte er doch wieder, wie es nur ein vollendeter Künstler kann. Er gab zwei Brüder, die einander in jeder Beziehung unähnlich sind, und wer es nicht gewußt hätte, daß es ein und derselbe Schauspieler sei, wäre gewiß nicht auf die Idee gekommen; ich habe also vorhin nicht zuviel gesagt, wenn ich von einem wirklichen Genuß sprach. Aber es ist doch schrecklich, wie ein solches Genie durch eigene Schuld so herunter kommen kann; denn man weiß doch, daß er sich dem Trunke ergeben hat. Es war ein glühender Tag, als er auftrat; alles stöhnte und alle Fächer und Taschentücher waren in fortwährender Bewegung. Mit einem Male verbreitete sich ein brandiger Geruch und man sah leichte Rauchwolken. Alles sprang entsetzt auf, aber in demselben Augenblick erschien der Regisseur, und versicherte, daß keine Gefahr vorhanden sei; in dem Ankleidezimmer des Herrn Devrient hätte auf sein Verlangen geheizt werden müssen, und einige in der Nähe des Ofens befindliche Gegenstände seien in Brand geraten, aber bereits wieder gelöscht. Nun brach ein schallendes Gelächter los, und wir erfreuten uns der kühlen angenehmen Temperatur, indem wir an die in Devrient's Zimmer dachten . . . ."

Magdeburg, 16. März 1832.

„Neulich war ich mit Agnes***) in Müllner's Schuld. Es hat mich zwar recht amüsiert, aber doch war manches anders, als ich erwartet hatte. Die Stelle ‚Aber einen andern Dom weiß ich, einen stolzern Bau, als St. Petri Haus zu Rom' sprach Dr. Wagner prächtig, aber zuletzt ‚Kennt Ihr ihn? Thoren nennen ihn Schaffot' u. s. w. nicht so, wie ich glaubte, daß es gesprochen werden muß. Sonst war er ausgezeichnet. Auch ein paar Tage drauf im Wallenstein, das ist unstreitig seine beste Rolle; er hat

*) Vergnügungsort mit prächtigem Parke, auch eine Schöpfung des Vaters der Verfasserin.

**) Hier ist der Brief abgerissen; die Rose wurde bis vor wenigen Jahren aufbewahrt, wo sie buchstäblich in Staub zerfiel.

***) Die in den „Kindheitserinnerungen" erwähnte Cousine und Jugendfreundin.

ein schönes Organ und eine große stattliche Figur. Ueber ‚die Schuld' habe ich schon zwei Epigramme gelesen, das eine lautete:

‚An Müllner.
Der Uebel größtes ist die Schuld;
Der Güter höchstes die Geduld.
Das erste, das bewiesest du;
Das zweite wir: wir hörten zu.'

An sich ja ganz nett, aber ich halte es mit dem andern:

‚Die Schuld von Müllner? Ich gestehe,
Daß ich sie bei allem ihren Wehe
Lieber als so manche Unschuld sehe,
Und oft fällt der stolze Wunsch mir ein,
Schuldig einer solchen Schuld zu sein.'

Denn wenn auch viele eine Menge daran zu tadeln und auszusetzen haben, so hat doch das Stück mir, und auch Agnes sehr gut gefallen und uns sogar geradezu ergriffen. — — — Es ist nun gewiß, daß wir hier bleiben und nicht nach Berlin gehen. Eben kommt Vater vom Rathaus, wo er die Kabinetsordre erhalten hat. Ich war sehr froh darüber, die ersten vierzehn Tage hatte ich mich auf Berlin gefreut, nachher war mir der Gedanke schrecklich; ich würde da nie das finden, was ich hier aufgeben müßte. Vater war natürlich ebenso froh. Er wäre ja hingegangen, wenn der König auf seinem Wunsche beharrt hätte, aber ihn graute vor den schwierigen und verwickelten Verhältnissen, vor den zahllosen Rücksichten, die er zu nehmen hätte, vor den Intriguen und Feindseligkeiten, die ihn an Stelle der allgemeinen Liebe und Verehrung, die er hier genießt, dort erwarteten, wenngleich der König, woran er nicht zweifelt, stets für ihn eintreten würde. Er meinte auch, er passe nicht recht für diese Stellung. Trotzdem hat er keinen Schritt dagegen gethan, aber es war ihm sehr lieb, daß ein solcher Schritt von der Bürgerschaft, ganz aus eigenem Antriebe erfolgte. Am meisten erfreute ihn aber der Wortlaut der Kabinetsordre. Es heißt nämlich darin, daß der König ‚es sich versagen wolle', Vater in Berlin zu haben. Diese Kabinetsordre soll unter Glas und Rahmen auf dem Rathause aufgehängt werden . . . ."

30. Mai 1832.

„In unsrer neuen Wohnung gefällt es mir sehr gut. Meine Stube liegt nach hinten hinaus, sie geht auf einen niedlichen Garten, gegenüber ist die Marienkirche. Die Fenster stehen auf, man kann gerade hineinsehen. Es ist ganz stille hier, ich kann wirklich manchmal glauben, man hätte mich zur Nonne gemacht. Das Gärtchen ist wie ein Klosterzwinger. Das Wetter ist himmlisch, unten blühen Flieder, Rosen und Tulpen. Ein Akazienbaum steht vor dem Fenster. Ich finde das alles ganz reizend; da können wir beide draus sehen, daß ich mit Wenigem zufrieden bin. Heut früh war die Gräfin H. hier und frisierte mich nach der neuesten Mode, nämlich à la grecque. Am Freitag nämlich kommt Prinz Wilhelm, und sie wollte gern, daß ich das Haar da so tragen sollte. Ich muß ihr nur den Willen thun — — —"

Magdeburg, 5. Juni 1832.

„— — — — Vorigen Freitag kam Prinz Wilhelm, um die Truppen zu sehen. Er trank den Thee bei der Gräfin H. und hörte dort den Zapfen-

ſtreich. Sonnabend Abends um ſieben Uhr war ihm zu Ehren eine Herren- und Damengeſellſchaft in Kloſter-Bergen.*) Ich war alſo à la grecque friſiert, ebenſo die übrigen Damen. Der Prinz unterhielt ſich viel mit Vater und Mutter und war hinreißend. Ich habe nie ſolch ſchönen Mann geſehen, der ſo liebenswürdig iſt. Er iſt mein Ideal, beſonders ſeitdem ſein Adjutant, Herr von Reiher, uns geſagt hat, es wäre ein herrlicher Menſch, ſo offen und wahr, als man nur ſein könnte, es wäre kein Falſch in ihm; er wäre außergewöhnlich gut."

Magdeburg, Juni 1832.

„— — — Zwei ſchöne, unvergeßliche Tage hatten wir durch den Aufenthalt des Königs in Magdeburg. Er kam Freitag Abend um ſieben Uhr an, mit ihm die Fürſtin Liegnitz, Prinz Albrecht und Prinz Friedrich der Niederlande mit ihren Frauen, außerdem der Herzog von Cambridge**), der Herzog von Braunſchweig, die Herzogin von Heſſen und die Prinzeſſin Friedrich. Die Stadt war natürlich ſchön geſchmückt und abends glänzend illuminiert. So oft ſich der König am Fenſter zeigte, wurde er jubelnd begrüßt, namentlich beim Zapfenſtreich. Bis Mitternacht waren die Straßen gedrängt voll, aber es herrſchte die größte Ordnung. Am andern Morgen fuhren der König und die andern Herrſchaften ganz früh zum Manöver nach Ottersleben, waren aber um elf ſchon wieder zurück zu dem déjeuner dansant, welches die Stadt gab. Das Frühſtück war ſehr glänzend und durch die vielen fürſtlichen Perſonen ſehr intereſſant. Zuerſt kam der Herzog von Braunſchweig und der Prinz Albrecht; dann Prinzeß Albrecht und Prinzeß Friedrich der Niederlande. Sie waren ſehr einfach angezogen, hatten aber prachtvollen Schmuck. Erſtere trug ein weißes Organdykleid mit bunten Blumen und ein ausgezeichnet prächtiges Diadem von Perlen; letztere ein weißes Gazekleid mit einer à la grecque-Kante, ſehr ſchöne Perlen und ein Diamantſchloß. Nach ihnen kam der Herzog von Cambridge, Prinz Friedrich der Niederlande und die Herzogin von Deſſau, die Tochter des Prinzen Ludwig von Preußen, des früh verſtorbenen Bruders des Königs, und der Prinzeſſin Friederike von Mecklenburg-Strelitz***), der gleich liebenswürdigen und bezaubernden Schweſter der Königin Luiſe. Das iſt ebenfalls eine höchſt liebenswürdige Frau und hat allgemein gefallen. Sie trug ein blaues Challykleid und ein Diamantdiadem. Nun kam der König und zuletzt die Fürſtin Liegnitz, in einem Spitzenkleide mit blau und ein blaues Diadem im Haar. Auch ſie iſt von hinreißender Liebenswürdigkeit und hat hier alle Herzen gewonnen. Der Prinz Albrecht erkannte mich ſogleich wieder und ließ ſich mir durch Mutter vorſtellen. Er bewunderte noch immer mein Gedächtnis und erkannte augenblicklich das goldene Kreuz mit Kette wieder, das mir ſeine Gemahlin vor vier Jahren geſchenkt hatte. Sie müſſen ſich alſo doch ſelbſt darum bekümmert und es ſelber angeſehen haben. Der Prinzeſſin wurde ich auch vorgeſtellt, ſie ſprach ſehr freundlich mit mir und fragte, ob ich damals bei dem Gedichtherſagen nicht ſehr ängſtlich geweſen wäre. Den Ball nach dem Frühſtück eröffnete ich mit dem Kammerherrn Grafen Pückler. Der König war ſehr vergnügt und hat bei Tiſche viel gelacht. Der Prinz Albrecht tanzte auch mit mir. Die Fürſtin

*) Seitdem nach dem Könige Friedrich Wilhelmsgarten benannt.

**) Der Oheim der Königin Viktoria, damals Statthalter — für Wilhelm IV. — in Hannover.

***) Nachher Prinzeſſin von Solms-Braunfels, in dritter Ehe Herzogin von Cumberland, ſpäter Königin von Hannover, geſtorben 1841.

blieb bis ganz zuletzt, tanzte sehr viel und sagte öfter, es gefiele ihr so gut hier, daß sie sich gar nicht trennen könnte, wir würden sie so bald nicht loswerden. Um sechs Uhr war es aus, wir fuhren ins Theater, wo der König schon war. Am Sonntag war der König im Dom, besah ihn hernach noch, dann war bei ihm großes Diner. Um fünf Uhr kam der König mit seinem ganzen Gefolge nach dem Herrenkrug, wo die aus dem Manöver zurückgekehrten Truppen gespeist wurden. Es war ein wirkliches Volksfest und gefiel dem König sehr gut. Als er ankam, stand Emma*), Agnes und ich unterm Zelte, wo sich die Herrschaften aufhalten sollten. Er kam auf uns zu und sprach einige Zeit mit uns, worüber wir noch ganz selig sind. Auch die Herzogin von Dessau winkte mich zu sich und sprach sehr gnädig mit mir. Es sollen über fünfzigtausend Menschen dagewesen sein. Die Freude des Volkes und der Soldaten, sobald sich der König zeigte, war außerordentlich. Vater brachte mit Erlaubnis des Königs seine Gesundheit aus, das Hoch, welches erfolgte, kam wirklich allen aus dem Herzen. Es giebt aber auch nur einen solchen König. Nach einem Weilchen ging der König zu den Soldaten und sprach mit ihnen, auch mit einigen Bauermädchen, welche er fragte, ob sie unter den vom Rhein zurückgekehrten Truppen einen Schatz hätten, was diese mit verlegenem Kichern beantworteten und gewiß nie vergessen werden. Als der König zurückkam, setzte er sich noch eine Zeit lang hin. Die reizende Fürstin fragte mich, ob mir das Stehen nicht sauer würde, da ich heute und gestern die Honneurs gemacht hätte, und sagte noch verschiedenes anderes. Der König gab noch mehrere Beweise seiner Zufriedenheit und trank das Wohl der Stadt und ganzen Provinz aus dem Pokal, den er schon vor sieben Jahren gebrauchte. Dann fuhr er unter allgemeinen Hochrufen fort und blieb den Abend zu Haus. Am Montag war er in Halberstadt, die Fürstin blieb hier und stieg auf den Dom, besah den Packhof u. s. w. Am Dienstag früh verließen uns unsere fürstlichen Gäste, und zwar mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen. Die ganze Stadt spricht noch mit Entzücken von den schönen Tagen. Beim Herzog von Cambridge fällt mir übrigens eine Geschichte ein, die Du wahrscheinlich noch nicht kennst. Vor zwei oder drei Jahren war er mit noch einigen Prinzen zur Jagd in W. Gegen Ende des Diners wurde den Jungens erlaubt, in den Saal zu kommen. Der eine schlich sich hinter den Herzog, schlug ihn mit der Faust auf den Kopf und schrie: ‚Kahlkopf!‘ Du kannst Dir das allgemeine Entsetzen denken, die alte Amtsrätin war drauf und dran, in Ohnmacht zu fallen. Aber die Sache lief ganz gut ab. Der Herzog bewies sich glücklicherweise etwas weniger empfindlich und rachsüchtig, als einst der Prophet Elisa in einem ähnlichen Falle. Er ließ keine Bären kommen, sondern lachte und sagte nur: „Warte nur, wenn Du erst so alt bist wie ich, wirst du auch keine Haare mehr auf dem Kopfe haben.“

Magdeburg, 19. Juli 1832.

Liebste Mathilde.

„— — — Vor allem muß ich Dir mein neuliches Abenteuer beschreiben, das wirklich ein ernsthaftes Abenteuer war, und sehr schlimm hätte ablaufen können. Also ich fuhr am 12. Vormittags von B. weg; unsere Pferde sollten uns halbwegs entgegenkommen. Onkel U. fuhr mich selber. Der Kutscher saß hinten. Wir hatten ein paar wunderschöne, junge, feurige

*) Tante der Verfasserin, die später ihren Haushalt teilte, jüngere Schwester der Sängerin.

Pferde. Es war schon morgends glühend heiß, und als wir nach einer oder zwei Stunden durch ein Dorf kamen, hielt Onkel U. an, weil er sehr durstig war. Ich bat ihn, den Pferden doch auch Wasser geben zu lassen; er sagte es wäre nicht nötig und bis zum Rendez-vous-Platze müßten und könnten sie aushalten; aber ich bat ihn noch einmal, und nun gab er nach und nahm den Kutscher mit ins Wirtshaus, während ich allein auf dem Wagen blieb. Dabei wurde die große Unvorsichtigkeit begangen, daß die Pferde nicht abgesträngt wurden; ich dachte auch nicht daran. Während ich nun allein da saß, fuhr ein Lastwagen über eine Bohlenbrücke, die dicht an uns war, natürlich gab es ein ziemliches Gerumpel und die Pferde spitzten schon die Ohren und wurden unruhig. Mittlerweile kam der Kutscher wieder und schickte sich an, die Pferde saufen zu lassen; aber in demselben Augenblicke kam ein Reiter in scharfem Trabe von hinten und ritt an uns vorbei. Nun gingen die Pferde los. Der vor den Pferden stehende Kutscher hätte sie vielleicht noch halten können, wenn er ordentlich zugegriffen hätte; er that das aber nicht, sondern sprang nach einem schwächlichen Versuch bei Seite; Onkel wollte ihn dafür auf der Stelle aus dem Dienste jagen. Er selbst stürzte aus dem Hause heraus und den Pferden nach, ergriff auch noch die Zügel des einen am Gebiß; wurde aber bei Seite geschleudert. Ich sah ihn noch kopfüber in den Chausseegraben fallen, und nun gingen die Pferde in rasender Carrière durch. Eine Zeit lang noch auf der Chaussee, dann bogen sie auf einen Seitenweg ein, der auf einen schmalen Damm durch die tiefer liegenden Felder führte, auf dem man nur an einzelnen Stellen ausbiegen konnte; glücklicherweise kam uns niemand entgegen. Du kannst Dir meinen Zustand denken, oder eigentlich nicht denken, das kann nur, wer es erlebt hat. Ich kletterte von einem Sitz auf den andern und wieder zurück und dachte an abspringen; ich glaubte mal gehört zu haben, daß man in solchem Falle nach rückwärts abspringen müßte, also gerade das verkehrte; es war ein wahrer Segen, daß ich den Mut nicht hatte. Der schmale Weg machte ein paar scharfe Biegungen, aber die Pferde hatten ihn schon ein paar mal zurückgelegt und waren überhaupt so brillant eingefahren, daß sie die Ecken so sicher nahmen, als wären sie vom besten Kutscher gelenkt. Aber sie bestanden noch bessere Proben. Sie liefen von dem Damm auf einen ihnen bekannten Feldweg hinunter, welcher eine kurze Strecke hinter dem Damm zwischen zwei Weidenbäumen durchführte, die so eng standen, daß ein Kutscher immer besonders acht geben mußte, um nicht anzustoßen. Durch diese sausten sie nun hindurch, ohne auch nur einen der Bäume zu berühren, obwohl zwischen diesen und den Wagen kaum eine Hand breit Raum sein konnte. Dann kamen wir an einen Gutshof; der Weg lief dicht an einer langen Mauer — eines Schafstalles — entlang, auf diesem stürmten die Pferde dahin und bogen, als sie an das Hofthor kamen, im rechten Winkel ein. Onkel U. sagte nachher, das wäre ihre prachtvollste Leistung und das größte Wunder gewesen, daß sie den Wagen um diese scharfe Ecke und an dem Prellstein vorbei heil auf den Hof bekommen hätten. Vor dem Wohnhause standen sie mit einem Male still wie die Mauern. Du kannst Dir denken wie ich aussah. Der Hut weg, die Haare aufgelöst, alles in furchtbarer Unordnung. Wie ich vom Wagen gekommen bin, weiß ich nicht. Ich lag auf einem, glücklicherweise trockenen Düngerhaufen, auf einem kleinen, verkrumpelten Knecht, den ich wahrscheinlich beim abspringen, als er mich auffangen wollte, umgerissen hatte. Eine alte Dame kam heraus, die nicht wußte, was sie aus der Scene machen sollte; ich war keines Worts mächtig. Sie führte mich nun

ins Zimmer und redete mir zu; und endlich konnte ich ihr sagen, wer ich war und wo und wie ich her kam. Sie war eine Frau v. Kotze, das Gut heißt Klein-Oschersleben, sie kannte Onkel U. der dort verkehrt, darum kannten auch die Pferde den Weg so genau. Sie war ganz allein; ihr Mann war mit einigen Herren, die zum Besuche da waren, auf einem Diner, das war mir recht lieb. Es dauerte eine ganze Zeit, bis ich so weit war, etwas essen zu können, was Dich nicht wundern wird. Als wir bei Tisch saßen, kam Onkel U. das Gesicht voll Blut, da er sich bei dem Fall in den Graben an der Stirn verletzt hatte, und selbst so rot wie Blut, denn er war bei der furchtbaren Hitze einen großen Teil des allerwenigstens eine Meile langen Weges Trab gelaufen, bis ihm ein ihm bekannter Pferdehändler, der mich in den Hof hatte einfahren sehen, begegnete und ihm nachrief: „Herr v. A. Ihre Frau Gemahlin ist glücklich angekommen." Jemand hatte ihm auf der Chaussee gesagt, daß die Pferde auf den Dammweg gelaufen seien, und nun wußte er, daß sie nach Klein-Oschersleben seien. Er war trotz der guten Nachricht noch aufs Tiefste erregt; er hatte sich unterwegs die furchtbarsten Vorwürfe wegen seines Versehens gemacht und sich gesagt, daß er ja Vater und Mutter nicht wieder unter die Augen treten könnte, wenn ich verunglückt wäre. Bei jeder Biegung des Weges, hinter jedem Gebüsch hatte er geglaubt den Wagen zerschmettert auf der Erde liegen zu sehen, und mich dazu. Er konnte nicht sprechen, er drückte mich nur an sich, am ganzen Leibe zitternd. Dem großen starken Mann schossen die Thränen nur so aus den Augen. Daß es mir ebenso ging brauche ich wohl nicht noch besonders zu sagen. Wir hatten wirklich Grund, Gott zu danken. Nach ein paar Stunden fuhren wir dann wieder ab, mit denselben Pferden. Bewunderst Du meinen Mut nicht? Aber zu Onkel U. als Rosselenker habe ich blindes Vertrauen, das von ihm begangene Versehen hat ja damit nichts zu thun. Wir trafen unsern Kutscher noch, der an meiner Ankunft schon verzweifelte und sich überlegte, ob er nicht leer nach Magdeburg zurück fahren sollte. Das eine Pferd bekam am andern Tag die Lungenentzündung und ging ein, dem andern hat die Parforcetour nichts geschadet . . . ."

Magdeburg, 17. Februar 1883.

„— — — Wir haben diesen Winter so geräuschvoll verlebt, wie nie. Gesellschaften über Gesellschaften. An der Spitze stehen die vier Jagow'schen*) Bälle. Ich habe zweimal die Masurka**) mit Herrn v. O. getanzt. Er ist jedenfalls der beste Tänzer dazu, da er sehr lebhaft tanzt, außerdem ist er ein sehr hübscher Mann, blaß mit schwarzem Haar und Bart. Er kommt von Berlin. Auch mein großer Lieblingstanz ist die Masurek. O. hat mir gesagt — ich kann Dir ja das dumme Zeug allenfalls mitteilen — wenn

*) Der kommandierende General.

**) Masurka oder Masurek, der polnische Nationaltanz, gestattet, wie der ungarische Csardas und viele andere Nationaltänze, auch manche süddeutsche Bauerntänze, eine gewisse Freiheit der Bewegung. Der Herr faßte die Dame bald um, bald führt er sie an der Hand, bald lehnte sich die Dame mit dem rechten Oberarm auf den linken Arm ihres Tänzers, bald tanzte jeder für sich allein. Es ließ sich also Kunst und Anmut in größter Mannigfaltigkeit zeigen. Zuletzt wurde die Dame von ihrem Tänzer hoch empor gehoben, oder vielmehr geschwungen, doch unterblieb das in Deutschland wohl meistens. Das Balancieren zwischen dem Drehen in der jetzigen Polka Masurka ist ein kümmerlicher Ueberrest. Die Masurek, mit dem echten, polnischen Feuer getanzt, war sehr ermüdend und sogar angreifend, das erfuhr zu ihrem Schaden unter vielleicht vielen Anderen die arme Luise Radziwill, die von Kaiser Wilhelm so heiß geliebte. vergl. Brief Berlin 10. März 1834. Ein ähnlicher Tanz, nach anderm Rhythmus war die Radowa.

ich noch zweimal tanzte und den Herrn dabei noch mehr ansähe, könnte ich eine Polin abgeben. Ich weiß übrigens, was man von solchen Redensarten zu halten hat. Aber lernen kann man bei ihm — — —“

Töplitz, 19. August 1833.

„Am 25. Juli fuhren Vater, Emma, Agnes und ich Morgens um drei Uhr mit Extrapost ab. Ich hatte mir dazu noch ein Kleid nach der allerneuesten Mode, die wirklich sehr hübsch ist, also mit Schnebbe machen lassen. Die Woche vorher waren wir noch in Halberstadt zum Musikfest; wir wohnten in W. bei W.'s und fuhren jedesmal hinüber. Am ersten Tage wurde Samson von Händel im Dom aufgeführt; am zweiten war weltliche Musik in zwei Sälen. Wir waren im schwedischen Saal; Mantius sang zweimal; erst Adelaide von Beethoven, dann ein Duett aus Jessonda mit der Schmidt aus Amsterdam. Wundervoll! Spohr spielte mit Karl Müller ein Duo. Am dritten Tage war wieder Kirchenmusik, zwei Symphonieen von Mozart und Beethoven, das Vaterunser von Spohr und der ambrosianische Lobgesang von Schneider; ungeheuer voll. Es war ein Zelt aufgeschlagen, in welchem zwölfhundert Menschen essen konnten; wir alle hatten etwas Aehnliches noch nicht gesehen. Wir aßen wo anders, konnten aber von unserm Platze hineinblicken. Dann waren wir auch noch in dem Hause des alten Domherrn Spiegel*), ein prächtiges, echtes, altes Patrizierhaus, mit schönen, interessanten Oelgemälden. Es interessierte mich doppelt, weil ich manchmal mit seinem Enkel tanze, einem auffallend schönen Manne. Aber nun zurück zu unsrer Reise nach Töplitz. Wir kamen am Abend in Leipzig an, der alte Schlick empfing uns.**) Wir gingen zuerst nach den äußeren Spaziergängen und aßen dann im Hotel de Baviere, wo wir auch wohnten, zu Abend. Der schwedische Gesandte und Spohr aßen auch da. Der junge Besitzer des Hotels sah sehr elegant, eigentlich schon distinguiert aus; wir hörten nachher, daß er in der Leipziger Gesellschaft verkehre und eine ganz gute Rolle dort spiele. Er bediente uns selber und als wir nach dem Essen hinaufgingen, eilte er uns nach, um uns zu begleiten. Er bedauerte sehr, daß wir morgen früh schon weiterfahren wollten und die Merkwürdigkeiten Leipzigs nicht sähen. Als wir ihm sagten, wir kämen auf der Rückreise wieder, rief er: ‚O, noch eine Hoffnung!‘ Am andern Morgen um fünf Uhr stand er in tadelloser Toilette am Wagenschlage. In Dresden, wo wir am Abend ankamen und in der Stadt Wien mit

*) Der Domherr Spiegel zum Deesenberg war ein Grandseigneur der alten Zeit und dabei ein Original erster Klasse. In seinem Sommerhause auf den „Spiegel'schen Bergen“ vor der Stadt, war ein Zimmer, für das er als Regel bestimmt hatte, daß nichts, was auf den Boden fiel, aufgehoben werden durfte. Nach seinem Tode vermachte er den Inhalt des Zimmers seinem Bedienten. Es lag viel, während der langen Jahre beim Spiel herabgefallenes Geld da, silberne Löffel und andere Wertsachen.

**) Der „alte Schlick“ war ein ausgesetztes Kind. Er wurde von einem vorübergehenden Herrn auf der Straße an einer Kirchhofsmauer, (wo?) gefunden. Dieser nahm den Knaben zu sich, ließ ihn erziehen, und nahm ihn dann in sein sehr bedeutendes Geschäft auf. Der Findling, der niemals etwas von seiner Familie und Herkunft hörte, wurde selbst ein reicher Mann. Sein Wohlthäter und dessen Erben erwarteten aber, daß sein Vermögen an sie zurückfallen sollte; er mochte wohl bei Aufnahme in das Geschäft ein dahin gehendes Versprechen abgegeben haben. Es war immer ein Vertrauensmann der Familie in seiner Nähe, welcher darüber wachte, daß er über sein Vermögen keine entgegengesetzten Verfügungen traf. Deshalb war er vielleicht auch nicht verheiratet, wozu der familienlose, ganz allein stehende Mann doch besondere Veranlassung gehabt hätte.

prachtvoller Aussicht logierten, blieben wir ein paar Tage. Wir waren zweimal in der Gallerie. Die Raphael'sche Madonna! So etwas giebt es nicht wieder! Ich kann nur sagen, hinreißend! Nächst dem interessierten mich die niederländischen Bildchen sehr. Dann machten wir ein paar Ausflüge nach Tharand, Pillnitz, wo wir die königliche Familie speisen sahen, und der Bastei. Auch im grünen Gewölbe waren wir. Als ich die goldene mit Edelstein besetzte Spinne sah, welche umher läuft, wenn man sie aufzieht, und von der ich schon öfters gehört hatte, sagte ich zu Agnes ‚Es ist doch eigentlich Unsinn, für eine Spielerei so viel Geld auszugeben, wie diese gekostet haben muß'. Da trat ein Aufseher heran und sagte im Tone der höchsten Empörung ‚Eine Spielerei nennen Sie das? Es ist ein Kunstwerk, mein Fräulein, ein Kunstwerk ersten Ranges'. Ich flüchtete zu Vater und blieb im Uebrigen bei meiner Meinung. Von der Bastei fuhren wir nach Pirna und von da am andern Tage hierher nach Töplitz wo wir Dienstag Mittag im strömenden Regen ankamen. Wir wohnen in dem Hause ‚Zum englischen Gruße' auf dem Badeplatze. Es sind und waren eine Menge interessanter Persönlichkeiten hier. Zunächst Karl X., der vor drei Jahren vertriebene König von Frankreich. Er wohnte uns gerade gegenüber; wir konnten ihn gleich am ersten Nachmittag um sechs Uhr essen sehen. Er ist ein alter Mann mit ganz weißen Haaren, er reist unter dem Namen Graf v. Ponthieu, sein Sohn, der Herzog von Angoulême und dessen Gemahlin unter dem eines Grafen und einer Gräfin von Marnes. Sie sah schrecklich aus, vergrämt und verbittert, gar nicht wie eine Prinzessin; in ihrem Anzuge, natürlich immer tiefste Trauer, man könnte beinahe sagen, vernachlässigt. Sie ist in der Mitte der fünfziger Jahren, macht aber den Eindruck einer alten, völlig gebrochenen Frau. Sie ist doch die Tochter Ludwigs XVI. und Maria Antoinettes, es ist also schon begreiflich. Man sagt, sie habe in ihrem unauslöschlichen Hasse gegen das Volk den nicht geringen Einfluß, den sie auf den König, ihren Onkel, hatte, dazu benutzt, ihn in seinen veralteten politischen Anschauungen und seiner Abneigung gegen Zugeständnisse immer noch mehr zu bestärken. Dadurch hat sie dann freilich bloß erreicht, daß er nun noch einmal, als König, vertrieben ist, und sie sammt Mann mit ihm, wie es scheint, ohne Aussicht auf Rückkehr. Auch die beiden Kinder des Herzogs von Berry*) waren mit hier. Sein

*) Der Herzog von Berry, der zweite Sohn Karl's X. war der präsumtive Thronfolger, da sein älterer Bruder, der Herzog von Angoulême kinderlos war. Seine Ermordung im Jahre 1820 war ein schwerer Schlag für das regierende Königshaus. Er war das einzige volksbeliebte Mitglied der unseligen Familie; von seiner Regierung wurde die Abkehr von dem Freiheits- und volkswidrigen Systeme und der bis auf's Aeußerste getriebenen Bigoterie erwartet. In dieser Hoffnung hätte Frankreich die Herrschaft der Leute, die „nichts gelernt und nichts vergessen hatten" ertragen. Mit dem Tode des Herzogs war daher das Schicksal der Bourbonen eigentlich schon besiegelt; es war nur eine Frage der Zeit, wann die Franzosen sich derselben entledigen würden. Seine Witwe, eine höchst energische Dame, Tochter König Franz I. von Neapel, setzte nach der Julirevolution Himmel und Hölle in Bewegung, um das Thronrecht ihres Sohnes und das Legitimitätsprinzip dem Bürgerkönigtum gegenüber zur Geltung zu bringen. Da sie bei den Höfen und Regierungen keine Gegenliebe fand, so versuchte sie, die legitimistischen Elemente in Frankreich, die in einigen Gegenden, so namentlich in der Vendée, noch sehr stark waren, zur Aktion zu bringen. Ihr Leben gestaltete sich dabei zu einem wildbewegten und abenteuerlichen. Immer mit der französischen Polizei auf den Fersen mußte sie sich vor ihren Verfolgern öfters in allerlei Verstecke retten, bald auf den Schlössern ihrer Anhänger, bald in Wäldern und Schluchten, wohin Bauern sie auf heimlichen Pfaden führten. Sie agitierte aber auch in andern Ländern, wo immer sie Anhänger des Legitimitätsprinzips und Feinde des Bürgerkönigs fand, und wo die Regierungen in gutem Einvernehmen mit der neuen französischen Regierung standen,

Sohn, der kleine Herzog von Bordeaux*) ist ein allerliebster Junge von ungefähr zwölf Jahren, seine Schwester etwas älter, sie sah aber in einem rosa Kleidchen mit weißen Aermeln wie ein kleines Püppchen aus. Sie spielten immer sehr vergnügt zusammen und hatten wohl keine klare Vorstellung davon, was sie verloren haben. Ihre Mutter, die Herzogin-Witwe zieht natürlich, wie immer, wieder im Lande umher, gegenwärtig ganz in der Nähe. Wir wären auf der Herreise beinahe mit ihr zusammen getroffen und zwar unter höchst interessanten Umständen. Wir kamen durch ein Dorf, wo wir vor dem Wirtshaus Halt machten. Da sagte die Wirtin, „es ist Schade, daß Sie nicht gestern gekommen sind, da hätte es etwas für Sie zu sehen gegeben". Dann erzählte sie auf unser Fragen, daß die Herzogin mit ihrem Galan, den sie sich für ihre Kreuz- und Querzüge angeschafft hat, bei ihr abgestiegen wäre, aber kaum hätten sich die Herrschaften hingesetzt gehabt, als ein Diener mit der Nachricht gelaufen gekommen wäre, daß Polizei in der Nähe sei. Nun hätte die Herzogin gebeten, ihr ein Versteck zu zeigen, und da sie wohl gemerkt hätte, daß sie nicht etwa gewöhnliche Verbrecher vor sich habe — jedenfalls bekam sie auch ein gutes Trinkgeld — so hätte sie sie in einem Kamin untergebracht. Die Polizisten schienen übrigens gar nicht auf der Verfolgung der Herzogin begriffen zu sein und gingen jedenfalls bald wieder fort. Mittlerweile war aber in dem Kamin, vielleicht vom Küchenheerde aus, Rauch eingedrungen. Die Herzogin hielt jedoch bis zum Aeußersten aus und war halb erstickt, als sie endlich herauskam, so daß sie, die doch sonst nicht schwächlich oder verzärtelt ist, nicht allein an den Wagen gehen konnte. Eine Woche nach unserer Ankunft fuhren sie fort. Der König sechsspännig, in seinem Wagen saßen der Herzog von Angoulême und noch zwei Herren, der eine war der Herzog von Blacas, sein vertrauter Ratgeber. Zwei Tage darauf fuhr der Herzog von Lucca fort mit Frau und Sohn; er nahm zwanzig Pferde in Beschlag, wir konnten deshalb keine bekommen, um nach Dux zu fahren. Unter uns wohnt die junge Herzogin Helene von Mecklenburg**). Wir begegneten ihr neulich auf der Treppe; sie grüßte außerordentlich freundlich, sie hat ein allerliebstes, feines Gesichtchen. Sie war sehr einfach angezogen und trug einen Strohhut mit weißem Band. Die interessanteste, jedenfalls auffallendste Erscheinung ist aber entschieden die Gräfin Marie Lombenzka. So nennt sie sich wenigstens; sie ist aber

---

wurde ebenfalls auf sie gefahndet, um sie an Frankreich auszuliefern. Zuletzt führte ein Mann, Namens Deutz, die französische Polizei auf ihre Spur. Sie wurde interniert und dann aus Frankreich entfernt, nachdem Sorge getragen war, ihre Rückkehr auszuschließen. Der ideal-romantische Schimmer, der in den Augen des Publikums das Haupt der so mutig und kräftig für das Recht ihres Sohnes streitenden Frau umgeben hatte, war vorher schon etwas verblaßt, als es bekannt wurde, daß sie so guter Hoffnung sei.

*) Nachmals Graf Chambord, als Prätendent auf den französischen Thron Heinrich V., den seine Anhänger „Roy" nannten, wohl um zu zeigen, daß auch in den unbedeutendsten Aeußerlichkeiten die Zeit spurlos an ihnen vorüber gegangen sei. Er entwickelte sich, beim Tode seines Vaters noch ein ganz kleines Kind, unter dem Einflusse seiner Mutter und seiner übrigen in dem Hirngespinste von dem göttlichen Rechte der Könige verrannten Verwandtschaft und Umgebung und an sich beschränkten Geistes, naturgemäß zu dem starren Ritter und Don Quixote des Legitimitätsprinzips und der „weißen Fahne", als welcher er, sich und der Welt nutzlos, gelebt hat und gestorben ist.

**) Die nachmalige, durch ihre große Herzensgüte und Liebenswürdigkeit bekannte Gemahlin des Herzogs von Orleans, ältesten Sohnes des Königs Louis Philipp, dessen plötzlicher Tod durch einen Sturz aus dem Wagen im Jahre 1842 dem Königtum der Orleans ebenso verhängnisvoll wurde, wie der Tod des Herzogs von Berry dem der Bourbonen. Auch der Herzog von Orleans war durch seine große und allgemeine Beliebtheit die festeste und letzte Stütze des bereits erschütterten Thrones seines Vaters.

in Wahrheit eine Schauspielerin oder Tänzerin. Sie ist immer mit dem Prinzen Adam von Wirtemberg*) zusammen, aber so oft sie sich auch zeigen, auf der Promenade, im Theater, auf den Reunionen, niemand hat sie noch ein Wort zusammen sprechen sehen. Er ist groß, plump und sieht etwas ordinär aus, sie ist klein, mager, aber sehr hübsch, hat schwarze Haare und Augen und wunderschöne Augenbrauen, dazu ein interessantes und gescheites Gesicht. Sie ist immer brillant und sehr auffallend angezogen; neulich war sie auf der Promenade in einem grünseidenen Kleide und einem rosa Kragen. Am auffallendsten ist aber ihre Haartracht. Sie erscheint oft auf der Promenade im bloßen Kopf, ich habe sie zu Fuß und zu Wagen so gesehen, einmal trug sie einen Scheitel und hohe Flechten, ein andermal blaue Schleifen im Haar, ein andermal zahllose Locken und unbändig hoch frisiert. Ihre Füße setzt sie entschieden wie eine Tänzerin. Auch sonst sieht man hier schöne und auffallende Toiletten. Die Kommerzienrätin C. aus Berlin trug neulich auf der Promenade ein weißes Florkleid mit Ranken von weißer Seide und bunten Phantasieblumen durch und durch gestickt; dazu einen prächtigen Schmuck von Diamanten und bunten Steinen, Stirnband, Ohrringe und Schloß von sehr schönen Perlen. Sie ist ganz hübsch, spielt aber zu sehr die Jugendliche. Sie lud mich ein, im nächsten Winter nach Berlin zu kommen; sie wolle mich schon amüsieren. Wir waren natürlich auch auf allen Aussichts- und sonstigen schönen und interessanten Punkten; in der Fasanerie, oft im Clarysschen Park, wo wir die Schwäne und Karpfen futterten; auf der Schakenburg, die ganz wie ein altes Raubnest aussieht, aber eine künstliche Ruine ist; auf dem hohen Schloßberg mit der wirklichen Ruine des vor zweihundert Jahren zerstörten Kinskyschen Schlosses; nach dem Kloster Ossek, wo ich die ersten Mönche sah, aber in die Zellen nicht hineindurfte, nur in den Eßsaal; auch nach der Wilhelmshöhe und der schönen und interessanten Kirche von Maria Schein. An dem einen Ende steht dort unter einem Thronhimmel das Marienbild, das ganz von Gold sein soll. Rings um die Kirche geht ein Kreuzgang, wo eine Masse Beichtstühle stehen, über jedem war ein Wandgemälde, das eine Szene aus der Entstehung und der Geschichte des Klosters darstellt. Es war der zwölfte Juli und er wurde als mein zweiter Geburtstag gefeiert, nämlich als der Jahrestag der schrecklichen Fahrt, an dem die Pferde mit mir durchgingen und mein Leben an einem Haare hing. Am interessantesten war es natürlich im Schlosse Dux. Leider konnten wir nicht das ganze Schloß sehen, weil Gesellschaft war, so mußten wir uns mit drei Zimmern begnügen. In dem einen war eine Sammlung von Waffen, in dem zweiten eine von chinesischem Porzellan, das dritte war die Bibliothek und enthielt eine Anzahl physikalischer Instrumente. Außerdem bekamen wir die Lanze zu sehen, womit Wallenstein erstochen wurde, einen Halskragen von ihm, sowie Sporen und Stiefel, wonach er einen sehr zierlichen Fuß gehabt haben muß, zuletzt noch ein Stück von einem Hirnschädel, von dem der Diener sagte, daß es auch von ihm wäre. Dann waren wir auch noch in dem berühmten Parke von Krzemusch, sahen aber nicht viel davon, denn es war furchtbar heiß, und so zogen wir es vor, vor dem Kaffeehäuschen am Eingang des Parks zu sitzen. Aber Vater hatte eine angenehme Ueberraschung. Man muß nämlich beim Betreten des Parks seinen Namen in der Pförtnerloge einschreiben, und dann wird sofort dem Besitzer, dem alten Grafen

*) Sohn des 1817 gestorbenen Herzogs Ludwig Friedrich Alexander, ältesten Bruders des Königs Wilhelm I. von Württemberg und der Prinzessin Marie Czartoriska.

Lebebur, Meldung erstattet, dem es Vergnügen macht, zu wissen, wer in seinen Park kommt, und ob vielleicht ein Bekannter von ihm da ist. Kaum hatten wir uns hingesetzt, als ein Diener kam und nach Vater fragte, der Graf ließe bitten, ihn zu sprechen. Vater, der den Grafen nie gesehen hatte, dachte, es sei eine Verwechselung, weil aber der Graf schon herausgekommen war, ging er ihm entgegen und die beiden promenierten dann eine Zeit lang auf und ab. Als Vater zurückkam, sagte er, er wäre ganz beschämt über das, was er zu hören bekommen hätte. Der Graf sagte zu ihm, er hätte soviel von ihm gehört, daß er, obwohl durch Besuch in Anspruch genommen, es nicht habe unterlassen wollen, ihn zu sehen; er priese die Stadt glücklich, die ein solches Oberhaupt habe u. s. w. Dann haben sie noch von verschiedenen andern Dingen gesprochen. Als wir vor drei Tagen in Arbesau waren, wo die beiden Säulen, die preußische und die österreichische, zur Erinnerung an die Schlacht von Culm stehen, kam die Prinzeß Johanna von Sachsen, die Zwillingsschwester unserer Kronprinzessin, von Marienbad. Sie ließ vor den Denkmälern halten und betrachtete sie längere Zeit und grüßte uns, als sie wieder fortfuhr, sehr liebenswürdig. Als wir nachher im Wirtshaus saßen, kam der längst erwartete König. Während umgespannt wurde, konnten wir ihn etwa fünf Minuten lang ganz bequem sehen. Er sah lange zu uns hin; ich glaube bestimmt, daß er Vater erkannt hat. Heute Morgen hat er auf der Promenade sehr freundlich mit ihm gesprochen, sonst ist er bisher wenig zu sehen gewesen. Uebermorgen reisen wir nun ab; es ist also hohe Zeit, daß ich diesen langen Brief nun zu Ende bringe. Wenn nicht ein paar Regentage dazwischen gekommen wären, wäre er nicht fertig geworden; es war auch so schwer genug, denn wir hatten hier einen so großen Bekanntenkreis, teils alte, teils hier gemachte Bekanntschaften. Zum Schlusse muß ich Dir noch etwas dummes berichten. Dieses bestand nämlich in einem schrecklichen, blonden Menschen, der uns neulich an der Table d'hote gegenübersaß. Er gab so alberne Rätsel auf, die jedes Kind längst kannte, daß er dadurch sich geradezu lächerlich machte, ohne es zu merken. Ein anderer Herr schien Mitleid mit ihm zu haben, denn er gab einige andere auf, die wir noch nicht kannten und die ganz nett waren, und versenkte auf diese Weise den andern in den wohlthätigen Strom der Vergessenheit. Das eine Rätsel war: „Worin unterscheidet sich das frühere Griechenland von dem jetzigen?“ Antwort: Das frühere stand unter ottomanischer Herrschaft, das jetzige unter ottokindischer. Der König ist doch knapp sechzehn oder siebzehn Jahre alt. Ein anderes war: „Was ist der Unterschied zwischen dem Sultan und Rothschild?“*) — — — —

*) So alt ist also dieses noch immer kursierende Rätsel.

(Wird fortgesetzt.)

Der Moloch.

Roman

Von **Jakob Wassermann.**

(Schluß.)

Borromeo.

57.

Beide Ellbogen auf die Kniee gestemmt, das Gesicht derart zwischen den Armen vergraben, daß die Hände sich über dem Kopf verschränkten, saß Anna Borromeo in ihrem Schlafzimmer, noch mitten in der Unordnung des Morgens. Sie konnte sich nicht einmal aufraffen, den Dienstleuten Befehle für die Mahlzeiten zu erteilen, denn dies regelmäßige Abessen der Schüsseln zur bestimmten Stunde erregte ihren Abscheu. Heute war sie dreißig Jahre alt, und ihre maßlose Trauer galt nicht etwa einer unnütz hingebrachten Vergangenheit, sondern der Aussicht auf eine graue, gleichgiltige Zukunft. Mit einer gewissen Zärtlichkeit gegen sich selbst verfolgte sie ihren Weg zurück bis zu den gewöhnlichen, harmlos-lüsternen Abenteuern der Mädchenzeit. Es war nichts Außerordentliches in ihrem Leben. Sie erinnerte sich, daß sie, fast noch ein Kind, sich nie gleich andern Kindern von einem Tag auf den folgenden hatte freuen können. Auch wenn sie an einem Ereignis mit Erwartung hing, so wußte sie doch unheimlich genau, wie weit die Wirklichkeit hinter dem Bild ihrer lechzenden Fantasie zurückbleiben würde. Und schließlich war jede ihrer Handlungen mit Herzenskälte nur darauf berechnet, die Kluft zwischen der That und der Erfüllung zu messen und gleichzeitig die Wirkung ihrer Person zu erproben. So gab es schließlich nichts Warmes und Echtes mehr, das ihr nicht eine gewisse Verachtung eingeflößt hätte, denn sie legte nur Wert auf die Maske, auf die Haut, auf das Kleid. Sie hatte Borromeo geheiratet an einem Zeitpunkt ihres Lebens, an dem kein unsicherer Traum sie nur zu einem übereilten Wort hätte verleiten können. Ihr war alles so wohlbekannt wie dem Schauspieler das Ende des Stücks. Sie trat ihrem Gatten nicht mit Sympathie entgegen, nicht mit der Frage: was ist in Dir und was habe ich dafür zu geben? sondern mit dem Befehl: suche mich, vielleicht wirst Du mich finden, ich will Geduld haben. Sie sah es ihm an, am ersten Tage durchschaute sie diesen Mann der wenigen Worte, daß sie seinen Verstand genau bis zu jenem Grade entflammen könne, wo er sein Urteil über sie selbst verlor. Denn Weltlichkeit, Furchtlosigkeit gegenüber den feindseligen Alltags-Dingen, Ehrgeiz und eine ummauerte Selbstgewißheit, all das schien für Friedrich Borromeo nötig, um sein zerbröckelndes Leben auf einem neuen Grund anzubauen. Anna Borromeo fürchtete nichts, nicht einmal das Schicksal. Und jetzt wäre vor ihren gleichsam entzündeten

Sinnen auch ein Welt-Ereignis zu einer erbärmlichen Anekdote zuſammengeſchrumpft.

Sie ſtand auf, holte den Handſpiegel und betrachtete düſter ihr ihr Geſicht. Nur auf dieſe Weiſe, nur von dem größeren oder geringeren Glanz ihrer Augen, der friſchen Feuchtigkeit der Lippen und dem goldenen Glanz der Wangenhärchen vermochte ſie das Unbeſtimmte und zugleich Greifbare abzuleiten, das ihr Verſicherungen des Daſeins gab gleich dem Blinden, der ſich durch langſames Betaſten überzeugen muß, daß es eine Welt von Geſtalten giebt.

Schließlich raffte ſie ſich auf und ging in die Küche. Kaum hatte ſie ihr Zimmer verlaſſen, als ihr Geſicht ſich ſo veränderte, wie das einer öffentlichen Perſon, welche in eine Verſammlung tritt. Sie gab die nötigen Anweiſungen für den ganzen Tag und als ſie, damit fertig geworden, über den Corridor zurückging, kam Borromeo nach Hauſe. Sie folgte ihm und fragte, ob er vom Gericht oder von der Kanzlei komme.

Der Doktor ſchüttelte den Kopf. Anna Borromeo ſetzte ſich und ſagte mit liebloſer Kälte: „Wo in aller Welt biſt Du zu finden, wenn man nach Dir ſchickt? Um ſechs Uhr früh haſt Du ſchon das Haus verlaſſen und Niemand weiß, wohin Du gehſt. Ich hätte dieſen Vormittag notwendig hundertfünfzig Gulden für die Schneiderin gebraucht . . .“

Borromeo lachte; das heißt, dies Lachen beſtand darin, daß er die Lippen und die Mundwinkel auseinanderzog und die Zungenſpitze zwiſchen die Zähne legte. Das übrige Geſicht blieb ſtarr. Er entnahm ſeiner Brieftaſche den verlangten Betrag, legte die Noten eine nach der andern auf den Tiſch und ſtrich ſie mit der flachen Hand glatt. Anna Borromeo ſah dieſer Beſchäftigung verwundert zu. Dann ſenkte ſie den Kopf. „Seit Tagen verſchwindeſt Du in der geheimnisvollſten Weiſe, Friedrich,“ ſagte ſie und zwang ſich zu einem Lächeln. „Haſt Du etwas vor?“

Borromeo blickte in die Luft, als ob das Umherſchweben einer Flaumfeder ihn beirre, und ſeine Brauen zogen ſich dicht zuſammen. „Ich habe etwas vor,“ antwortete er, mit dem Zeigefinger ſeine Worte ſkandierend.

Frau Anna ſtutzte. Sie ſah ihrem Mann ins Geſicht und ſagte raſch: „Valescotts laſſen Dich grüßen. Ich war geſtern Nachmittag dort.“

Mit einem Lächeln von geiſtesabweſendem Ausdruck näherte ſich Borromeo der Frau, legte die Hand faſt liebevoll auf ihre Haare und bog den Kopf ſachte zurück. Ihre Blicke begegneten einander. Frau Borromeo ſchloß die Augen. Dann erhob ſie ſich und ſagte rauh und erſchreckt: „Du kommſt mir ſonderbar vor. Was iſt mit Dir?“

Borromeo lächelte matt. „Oft wenn ich allein bin, bilde ich mir ein, nicht mehr ſprechen zu können. Ich muß dann lange vor mich hinreden, um mich zu überzeugen, daß meine Zunge noch gehorcht. Ich habe deshalb vor, gänzlich zu ſchweigen, um nicht mehr dieſer Beängſtigung ausgeſetzt zu ſein. Was liegt auch am Reden?“

„Friedrich!“ rief Anna Borromeo in unſicherer Furcht.

Der Doktor zuckte die Achſeln und begann den Bart mit beiden Händen zu liebkoſen. Es ſah aus, als ob er unſichtbares Geſpinnſt darüberſpinne. „Was iſt eigentlich mit Arnold?“ fragte er umhergehend. „Er meidet uns. Findeſt Du nicht, daß er alles daran geſetzt hat, uns aus dem Weg zu ſchieben?“

„Ach, — er macht es wie tauſend andere, er lebt ſich aus,“ warf Frau Anna gleichgiltig hin.

„Es iſt nicht nötig, für ihn beſorgt zu ſein,“ ſagte Borromeo, und ſeine wehleidige, eintönige Stimme wurde plötzlich tiefer und voller. „Was ein richtiges Waldtier iſt, findet immer wieder zur Tränke.“

„Du haſt eine halsſtarrige Manier, Dich über Arnold zu täuſchen," entgegnete Anna Borromeo ruhig.

Borromeo legte die eine Hand auf die Bruſt und lächelte beinahe träumeriſch vor ſich hin. „Du haſt heute Geburtstag, nicht wahr, Anna?" fragte er endlich. „Ich glaubte, man darf einander ruhig beglückwünſchen, wenn man wieder ein Jahr hinter ſich hat. Aber ich möchte Dir auch ein Geſchenk machen. Es iſt allerdings nichts weiter als ein Haufen beſchriebenes Papier dort in der Lade. Du ſollſt ſie leſen, aber nicht jetzt, nicht heute, ſondern . . . ſpäter."

Anna Borromeo verzog den Mund. „Ich danke Dir," ſagte ſie ſpöttiſch und erhob ſich.

„Noch etwas muß ich Dir mitteilen," fuhr Doktor Borromeo fort. „Ich gehe mit dem Plan um, mein Praxis aufzugeben."

„Dann thuſt Du etwas der Form nach, was Du in der That ſchon lange hinter Dir haſt," antwortete die Frau mit erſticktem Zorn.

„Ja. Denn ich bin es müde, die Klopffechtereien einer ſogenannten Juſtiz zu erdulden. Es gehört ein anderer Arm als meiner dazu, einen Damm gegen die Sturmflut der öffentlichen Mißwirtſchaft aufzurichten. Ich bin es müde. Es iſt noch nicht lange her, daß ich zu einer wirklichen Einſicht gelangt bin, aber an demſelben Tag, wo es geſchah, war ich auch ſchon gebrochen. Und ich fürchte mich jetzt vor allem, was ich in früherer Zeit ohne dieſe Einſicht unternommen und ausgeführt habe. Deshalb kann ich nicht länger mitthun. Denn unſer Leben läuft immer darauf hinaus, daß wir unſere Handlungen von Anfang an mit innerer Konſequenz feſthalten, und wer immer ſchlecht gehandelt hat, darf nicht auf einmal das Gute wollen, ſonſt wird er hin. Das iſt ein grauſames Weltgeſetz."

„Ich glaube, Friedrich, Du ſollteſt einmal mit einem Arzt ſprechen," ſagte Anna Borromeo ernſt und geringſchätzig. Sie zuckte die Achſeln, als Borromeo ſchwieg und verließ das Zimmer. Drüben in ihrem eigenen Gemach wartete die Friſeurin und Anna unterhielt ſich mit ihr von den neuen Ereigniſſen in der Geſellſchaft. Als dies beendet war und ſie im Schmuck ihres Haares ſich förmlich gekrönt erhob, machte ſie ſich daran, Einladungskarten für den Samſtag-Abend zu ſchreiben. Auch an Arnold richtete ſie eine Karte, zerriß ſie aber wieder, nahm ſtatt deſſen ein Briefblatt zur Hand und ſchrieb mit ihrer klaren und formenreinen Schrift: „Mein Lieber, dürfen wir Dich für den dreizehnten abends erwarten? Borromeo kränkt ſich wieder einmal über Dein Fernbleiben, ich aber finde es natürlich. Ich finde es natürlich, das hindert aber nicht, daß ich oft mit Scham und Wut an Dich denke. Hätteſt Du nicht vergeſſen, ſo würde ich Dich beſchwören: vergiß. Denn offenbar gehſt Du darauf aus, zu ſpielen. Ernſt und Wahrheit ſpielt man leider nicht, ohne daß es ſich an denen rächt, die daran glauben." Anna Borromeo ſtand auf, ging ſchnellen Schrittes ein paar mal über die Teppiche des Raumes, warf ſich dann in die Ecke des Sophas und weinte, indem ſie das Taſchentuch feſt vor das Geſicht drückte. Sie weinte aus Wut, aus innerer Leere, aus Entſchlußloſigkeit, weinte darüber, daß ihre Hand ſolche Worte ſchrieb, an die ſie nicht glaubte und vor denen ſie beſtürzt und feige ſtand, wenn ſie gleich ſelbſtſtändigen Weſen ihr auf dem Briefpapier ins Geſicht lachten. Sie trocknete die Augen und ohne ihr Schreiben noch einmal zu überblicken, zerriß ſie es in hundert Fetzen und ſchrieb eine Karte wie an alle andern Eingeladenen. Nur ſchrieb ſie die Worte dazu: ich bin heute Nachmittag allein zu Hauſe und langweile mich. Dies ſchickte ſie ſofort und mit Eilpoſt ab.

Mittags blieb ſie in ihrem Zimmer unter dem Vorgeben, ſie habe keinen Appetit und fühle ſich nicht wohl. Sie aß auch wirklich nur zwei Aepfel. Dann verſuchte ſie zu ſchlafen, nahm aber einen italieniſchen Roman und las eine

Stunde unter ungeduldigen, halb unbewußten und fieberhaften Bewegungen des Körpers. Um vier Uhr ging ſie daran, ſich umzukleiden. Sie wählte einen dunkelblauen, langſchleppigen Tuchrock, eine dunkelblaue, ſchwere Seidenbluſe und dazu einen indiſchen Silbergürtel.

Arnold kam. Sein Geſicht war ſchmal geworden. Die Augen hatten etwas Schwermütiges und fielen dadurch auf, daß die Lider ſich viel ſeltener als bei Andern niederſenkten, ſodaß der lange Blick etwas Gefaßtes und Heftendes erhielt. Er drückte Anna lebhaft die Hand und fragte ſogleich, wie es Onkel Borromeo gehe. „Nicht aus böſem Willen bin ich ſo lange nicht gekommen," bemerkte er, „ſondern weil ich bei denen, die mir naheſtehen, immer ein ſicheres Gefühl habe. Dort iſt alles in Ordnung, denk' ich mir."

„Alſo nur ein ſelbſtſüchtiger Grund," erwiderte Anna.

„Ja, denn ich kann mir doch nicht einbilden, daß man mich hier braucht — ."

Frau Borromeo ſchwieg und überlegte. „Wie lebſt Du, Arnold?" fragte ſie.

Arnold verſchränkte die Arme und blickte zur Seite. „Das muß man mich fragen, damit ich ſelbſt erſt darauf komme," erwiderte er mit ſtillem Lächeln.

„Verkehrſt Du noch mit dem Schweigſamen, — wie nennt er ſich doch?"

„Hanka? Nein. Hanka iſt nach Steiermark gefahren und lebt auf einem einſamen Dorf. Er hat mir von dort geſchrieben. Und ſonſt, — Hyrtl iſt geſtorben, das weißt Du."

„Ja das arme Kerlchen. Aber aus dem haſt Du Dir ja nie was gemacht."

„Doch; ich habe ihn ganz gern gehabt. Er war eine zärtliche Natur, ein zärtlicher Freund. Im übrigen denke ich an mein Fortkommen." Arnold lächelte wieder.

„Willſt Du Carrière machen?" fragte Anna Borromeo lachend.

„Gewiß, wie Du's nennen willſt. Es iſt nötig, zu herrſchen, alles andere iſt nichts, alles andere iſt leer."

„Aber um zu herrſchen, giebt es einen ſchöneren Weg, Arnold," ſagte Anna Borromeo mit Augen, die zu funkeln begannen, „einen Weg der ſich zu Deinem verhält wie ein Spazierweg zu einer Kletterſtange. Weißt Du es nicht? Reich ſein, das iſt es, reich ſein!" Sie ſprang auf vom Stuhl und ſah ihn mit lachendem, dürſtendem Munde an.

„Ich habe genug," entgegnete Arnold trocken.

Anna Borromeo lachte ironiſch. „Du biſt ein Bettler!" rief ſie, „ja, ein Bettler. Was haſt Du denn? ein paar Mal hunderttauſend Gulden. Schön. Ein Bettelpfennig! Reich ſein, heißt den Königen ihre Königreiche abkaufen und den Völkern ihre Freiheit. Reich ſein heißt, alles Häßliche, Arme und Störende im Umkreis von zehn Meilen zu entfernen, wo Du auch immer biſt. Reich ſein, heißt die Bank von Monte Carlo als einen Flohbiſſen wegſchnappen, auch wenn Millionen vorher verloren gingen. Das heißt reich ſein, und noch etwas: So viel anhäufen für die Beſchäftigung der Fantaſie, daß ſelbſt der Kranke den Tod vergißt. Was iſt denn alles übrige? Bettelei."

„Ja, aber Du erzählſt ein Märchen," erwiderte Arnold langſam und verlegen.

„Kein Zweifel. Doch ein halbiertes Märchen enthält ſchon eine halbe Wahrheit. Und ein Mann, der dieſes wollen könnte und begreifen könnte, deſſen Blut könnt ich trinken vor lauter Liebe." Sie legte ihre Hand auf Arnolds Kopf, und ergriff einen Büſchel ſeiner Haare, beugte ſich und ſah ihn ſtrahlend und durchbohrend an. Dann ſeufzte ſie und lachte, als ob ſie den Ernſt ihrer Worte nicht raſch genug verleugnen könne.

Arnold, abgeſtoßen und angezogen zu gleicher Zeit, hatte eine Empfindung wie in einem überheizten Raum. Der Ausdruck ſeiner Augen nahm an Trauer zu; er ſtand plötzlich auf und ſagte, er müſſe fort. „Kommſt Du alſo morgen Abend?" fragte Anna Borromeo.

Arnold überlegte. „Nein“, erwiderte er, „wozu? wir können uns ja ſo ſehen.“ Welch ein Wort! dachte er gleich darauf etwas beſtürzt. Frau Anna drückte ihm die Hand und ſenkte die Lider; es ſah aus, als blickten ihre Augen auf den Mund herab, um ihn zu überwachen; und ſo machte ſie den Eindruck einer hochmütigen und kaltherzigen Perſon.

Unluſtig und zerſtreut verließ Arnold das Haus. Es war nahe an der Dämmerungszeit. Er ging raſch, faſt laufend, mit innenbeſchäftigtem Geſicht. Die frühherbſtliche Abendſonne beglühte die Fenſter der oberen Stockwerke an den Häuſern. Arnold drängte es zur Höhe; er wünſchte ſeine Stirn von der Sonne beſtrahlt. Es hatte bis vor einer halben Stunde geregnet, und indem er in eine andere Straße einbog, ſah er am Himmel in flammenden und klar abgegrenzten Farben einen Regenbogen über ſchwarzen Wolken geſpannt. Das heißt, er ſah nur ein kleines Stückchen des Bogens, gerade ſo viel wie eben die Breite der Straße zu ſehen erlaubte, und die Straße war eng. Zugleich tauchte vor ſeinem Geiſt die kleine Stube in Podolin auf, und er hörte das Wort ſeiner Mutter, womit ſie damals auf den Farbenbogen gedeutet hatte: ſoviel Dein Auge davon verliert, ſoviel haſt Du an Glück verloren. Die Stube, die er dabei ſah, war nicht dieſelbe, in der er während jenes Frühlingsbeſuchs geweilt; es war ein Raum, der ein für alle Mal umſchloſſen und vermauert war, begraben in friedlichen Erlebniſſen wie ein Waldhaus in Epheu. Er hatte plötzlich unbezwingliche Luſt nach Baum und Wald und ländlicher Stille, es drängte ihn hinaus. Nicht mit dem Wagen, nicht mit dem Apparat des Beſitzenden, dem keine Erfüllung zur Anſtrengung wird, wollte er dies unternehmen. Er ging zur nächſten Station. Bis zum Rande der Stadt wollte er den Zug benutzen und dann zu Fuß weiterwandern, ſei es gleich in die Nacht.

Nun kam die Bahn, die auf einem langen Viadukte über Gumpendorf emporführte zu einer Biegung und weit hingedehnt, im graublauen Dämmerlicht, lag die Stadt vor Arnold, der am Fenſter lehnte. Rauch und Staub verwiſchten die Horizontlinie und manche fahle Lampe in einem Haus glich täuſchend einem Stern. Unzählbare Schlöte ragten wie erſtarrte Finger empor, bleich leuchtend von einem unſichtbaren Licht. Häuſermauern über Häuſermauern, angegraut von Aſche, Zeit und Elend, ſo dicht mit Fenſtern beſetzt wie ein Weſpenneſt mit Löchern, Höfe, in denen ſchwarze Menſchen krabbelnd ſich bewegten und Dach neben Dach bis in den Himmel hinein. Hier wohnten ſie, einer im Atem des andern, unter dem graublauen, nach Rauch und Schweiß riechenden Mantel des Abends, die Millionen.

Bald verſchwand das Bild. Arnold führte aber ſeinen Vorſatz nun doch nicht aus. Er kehrte wieder um.

58.

Man kann nicht aus dem Haus gehen, ohne gleich ein Schock von Bekannten anzutreffen, dachte Arnold. In der That war er nun bei dem dritten Menſchen, einem jungen Dragoner-Offizier ſtehen geblieben, der zum Valescottiſchen Kreis gehörte. Doch damit war es nicht zu Ende, wenn auch die nächſte Begegnung nicht von ſo unwillkommener Art war. Als er nämlich hinter der Oper gegen die innere Stadt ging, winkte ihm plötzlich Jemand mit Lebhaftigkeit zu und rief ſeinen Namen. Das war Wolmut. Schlank, fein, freundlich, rotbäckig wie immer, eilte er auf Arnold zu und hätte ihn beinahe umarmt. Arnold vergaß ſein voriges Geſchäft und ſchloß ſich ohne weiters Wolmut an. Er hatte einige Minuten ein Gefühl wie Jemand, der nach langem Unwetter im Freien endlich

ein Haus gewinnt und sich denkt: nun ist das Schlimmste vorüber. Deshalb war er fast erschrocken, als Wolmut ihm mitteilte, er bleibe nur noch wenige Tage in der Stadt. Er wolle aber gern den Mittag und den Nachmittag mit Arnold verbringen. Mit ihm habe sich inzwischen mancherlei ereignet. Er habe seine national-ökonomische Broschüre herausgegeben und sich viel Freunde damit gemacht. Auch stehe seine Beförderung auf der Statthalterei bevor. Wolmuts prachtvolle weiße Stirn leuchtete von Hoffnungen. Offenbar, er freute sich seiner Existenz, die so vollkommen in Zucht gehalten wurde von selbst-auferlegten Forderungen.

Wolmut war nicht wenig überrascht, als er in Arnolds prächtige Wohnung geführt wurde. Aber er ließ nichts verlauten; für etwas Geschehenes führte er niemals Worte ins Feld, und für etwas Bevorstehendes nur dann, wenn er erwarten konnte, nicht bloß mit den Ohren gehört zu werden. Während er mit Wolmut plauderte, dachte Arnold: wie bringt es dieser Mensch zu Stande, alles im voraus beiseite zu schieben, was ihm nicht dienlich ist? und wie klar muß sein Urteil sein, da er die Hindernisse schon von weitem erkennt und zu vermeiden versteht? Er erinnerte sich an Verenas Worte: nur was mir nützt, kann ich in mein Leben aufnehmen. Sie selbst hatte die strenge Formel vergessen und hatte ihr Haupt dem Sturm einer Leidenschaft preisgegeben. In Wolmut schienen ihre Worte verkörpert und er konnte ihm nicht dawiderhalten wie er damals gegen Verena gethan: was für ein trauriges Leben müssen Sie dann führen. Er sah wohl ein, daß dieser Geradeausgänger in innerem Reichtum lebte, und alles was ein Mann seiner Art besitzen konnte, besaß er durch strenges Beisammenhalten der Gaben, die ihm die Natur verliehen. Ihm war die kühle Harmonie der Phantasielosen eigen, und Rechts- und Linksschauen konnte ihm nicht gefährlich werden, da es den gleichmäßigen Gang seines Blutes nicht beschleunigte oder verzögerte. Er mußte empor; unter den Unzulänglichen war seines Bleibens nicht, und die Mittelmäßigen fürchteten ihn und wußten kein anderes Mittel, sich seiner zu entledigen, als ihn vorwärts zu drängen. Dumpf fühlte Arnold mit einer unermeßlichen Trauer, daß er irgendwo den rechten Weg verfehlt hatte, der ihn über Wolmut hinaus, weit näher dem Himmel, zu einer klangvolleren und höheren Harmonie hätte führen müssen. Sein Gesicht nahm einen unruhig versonnenen Ausdruck an, denn er wandte den inneren Blick nach rückwärts, und er fand sich in der Lage eines Menschen, der sich sagen muß: ich bin über ein Goldlager gegangen, ohne mich zu bücken und der sich durchaus nicht denken kann, wo dies gewesen sein könnte. So nahm er also in seiner Manier sich selber ins Gericht und vermied es darüber ganz, auch vorwärts zu schauen, wo doch vielleicht etwas anderes zu finden gewesen wäre, wenn nicht Gold, so doch Silber. Mitten in der Lebhaftigkeit des Hin- und Widerredens kam der Diener und flüsterte Arnold etwas zu. Arnold ging hinaus, über den Corridor in das Empfangszimmer, wo Anna Borromeo saß und ihm ruhig entgegenlächelte. „Ich wolle doch einmal sehen, wo Du residierst", sagte sie, und ihre Stimme klang ein wenig heiser. Arnold bat, sie möge ihn noch eine kurze Weile entschuldigen, er müsse einen Freund fortschicken. Sie nickte und schlug ein Landschaften-Album auf, während Arnold zu Wolmut zurückging und ihm freimütig erklärte, daß sie nicht länger beisammenbleiben könnten. Auch wenn hier Anlaß gewesen wäre, Wolmut gehörte nicht zu den Verletzlichen. Sein Verkehr mit Menschen bestand ja in einer geradezu programmmäßigen Ehrlichkeit.

Als die beiden Freunde sich von einander verabschiedet hatten und Arnold zurückkam, fand er Anna Borromeo nicht mehr in dem großen Raum. Sie hatte die Thüre zu dem anschließenden Bibliothekszimmerchen geöffnet und saß

dort in der Ecke eines Divans, den Oberleib zurückgebeugt, den Kopf mit regungslos ſtarrenden Augen auf der Armlehne.

Arnold ſchloß die Thür und blieb ſchweigend ſtehen.

„Wieviel Uhr iſt es?“ fragte Anna, ohne ſich zu rühren.

„Dreiviertelfünf“, antwortete Arnold. Sein Geſicht war ernſt geworden, hatte aber jeden Ausdruck der Unbefangenheit verloren.

„Dann bleibt mir noch eine Stunde“, ſagte Anna und richtete ſich langſam auf. „Komm einmal, Arnold, ſieh Dir dieſen Ring an.“

Arnold trat näher und nahm den Ring aus ihrer Hand. Er drehte ihn hin und her und meinte endlich: „Was iſt daran zu ſehen. Ein gewöhnlicher Ring.“

„Wenn Du ihn trägſt, wirſt Du Macht über mich haben“, entgegnete ſie ſcherzend.

Arnold warf ihr einen haſtigen, verſchleierten Blick zu, betrachtete wieder den Ring, lächelte mechaniſch und gab ihr den Ring zurück. „Macht über Dich und Ohnmacht über mich. Nicht wahr?“ ſagte er.

„Und ſonſt denkſt Du an nichts, Arnold?“ Anna Borromeo blickte zu ihm empor und das Weiße ihrer Augen ſtrahlte bläulich unter dem Glanz der Augenſterne.

Mit ſtockender Stimme entgegnete Arnold: „Du biſt mit Friedrich Borromeo verheiratet.“ Er ſteckte eine Hand in die Taſche und klapperte mit Schlüſſeln.

„Das iſt wahr“, ſagte Anna Borromeo ruhig; ſie blickte aus den Augenwinkeln ſchräg zu Boden und ihr Mund erſchien glühender rot, wie immer, wenn die Augen nicht voll geöffnet waren. „Aber ſieh mal, Arnold“, fuhr ſie fort und ſtreckte den Unterarm aus, deſſen Ellbogen feſt auf dem Schenkel ruhte, „ich bin dreißig Jahre alt und habe kein Kind.“

Sie ſagte das mit vollkommener Ruhe und einer faſt lächelnden Sicherheit. Arnolds Geſicht hingegen wurde finſter und beklommen. Das Herz ſchlug nicht mit Regelmäßigkeit, ſodaß er eine Sekunde lang wie in einem ſchrecklichen Traum für ſein Leben fürchtete.

„Ich will Dir nur geſtehen“, begann Anna Borromeo wieder, und ihre Stimme nahm einen gleichgiltigen Klang an, „daß ich mich eine Zeitlang mit Valescott abgegeben habe, ohne daß es zu etwas Ernſtem hätte kommen können. Er iſt blind, taub und ſtumm und weiß nur von Abenteuern. Eines Tages vergaß er ſeine Rolle und ich jagte ihn davon. Es war gefährlich. Aber für alles, was ich thue, ſtehe ich ein mit allem was ich bin.“

Arnold ſchritt auf und ab, die Hände mit feuchten, feſtaneinander geklammerten Fingern auf dem Rücken. Plötzlich blieb er ſtehen und ſagte mit erloſchenem Blick: „Wozu muß ich das wiſſen? Oder —“ er trat zwei Schritte vor Anna hin und erhob den Kopf, „oder iſt es Dir bekannt, daß ich es ſchon vorher wußte?“

Anna Borromeo war erſtaunt. Sie ſchüttelte leicht den Kopf und ein enttäuſchtes, ſeufzendes „Ach“ entkam ihren Lippen. Dann ſchwiegen beide. Anna ſtützte den Kopf in die Hand und nach einer Weile ſagte ſie, als ob ſie ein Selbſtgeſpräch führe: „Das war unappetitlich, alſo reden wir von etwas anderm.“

Arnold hörte es nicht. Nur der pure Klang ihrer Worte berückte ihn. Durch irgend einen Anſtoß wurde das unbewegliche Chaos um ihn her in Bewegung geſetzt, und er war dankbar dafür. Seine Sinne waren zu ſchwer, um nach dem Weſen der fremden Kraft zu forſchen, die unverſehens in ſein Leben griff. Wenn ſein Herz nur erhitzt war, er fragte nicht mehr nach dem Wie und

Warum. Ihn verlangte nach grund- und bodenloſer Leidenſchaft wie den Eingeſperrten nach Freiheit, gleichviel ob er draußen verhungern oder verdurſten müſſe. Er ſuchte ſich in einer ſeltſamen Weiſe zu prüfen; indem er vor Anna Borromeo auf und abging, verglich er die Empfindung, die er in ihrer unmittelbaren Nähe hatte, mit derjenigen am entgegengeſetzten Teil des Zimmers. Etwas Beſtürmendes ging von ihr aus. Sie glich einem Feuer im Wald, das Stämme und Baumkronen magiſch beleuchtet, aber die Nacht noch finſterer macht. Furcht und unbezähmbare Begehrlichkeit ergriffen Arnold. Auf einem Wege, der vom urſprünglichen weit abgelegen war, ging er vorwärts, vorwärts, mit geſenktem Kopf, verkniffenen Augen und wagte nicht, ſich mit gewiſſen Stimmen in ſeinem Innern zu beraten vor lauter Angſt, in der Hoffnungsloſigkeit über den Irrweg noch beſtärkt zu werden. Eine unergründliche Falſchheit und der Hochmut der Schwäche bemächtigten ſich ſeiner und indem er ſtehen blieb, ſagte er: „Ich kann nicht glücklich ſein in der Lüge. Ja, Anna, ich ſehe wohl, daß wir uns etwas andres ſein müßten, als wir uns jetzt ſind. Aber ich kann nicht leben in der Lüge. Das iſt es.“

Wunderbar, Anna Borromeo lächelte, und zwar mit einem kindlichen, halb verträumten, halb mitfühlenden Ausdruck. „Nehmen wir alſo an, es geſchieht nach Deinem Wunſch?“ fragte ſie. „Nehmen wir an, es geſchieht mit Wahrheit?“

Zwiſchen Trauer und Gewiſſenslaſt wie zwiſchen zwei hohen Felſen ſtehend, erwiderte Arnold ohne Feſtigkeit: „Das . . . wäre undenkbar.“

„Natürlich. Du willſt bei Borromeo nicht an Rang verlieren“, entgegnete Anna, als ob nur das Seeliſche dieſes Vorgangs ſie intereſſierte.

Arnold ſchwieg.

„Nun iſt es Zeit für mich geworden,“ ſagte Anna aufſtehend. „Höre, Arnold“, fügte ſie lebhaft hinzu, „ich bin morgen Abend ganz allein. Friedrich fährt nach Preßburg. Willſt Du mir Geſellſchaft leiſten?“

„Morgen Abend —?“ Arnold zögerte, als beſinne er ſich, ob nicht andere Verabredungen ihn verpflichteten. Dann verſprach er zu kommen. Anna Borromeo reichte ihm die Hand und ging. Arnold wanderte beunruhigt, ja, in ſeinem Tiefſten beſtändig zitternd, durch die Folge der Zimmer.

59.

Um fünf Uhr morgens erwachte Friedrich Borromeo nach kaum zweiſtündigem Schlaf. Er griff nach den Streichhölzern und machte Licht, denn im Finſtern zu liegen, war ihm unerträglich. Er wußte, daß es vergeblich war, auf das Wiedereinſchlafen zu warten, darum erhob er ſich, als die erſten Morgenlaute von der Straße heraufdrangen und auch im Haus ſelbſt ſich die Dienſtboten zu regen anfingen. Langſam wuſch er ſich und kleidete ſich an, und um ſechs Uhr war er fertig. Doch wohin mit all der Zeit, wohin? Neunzehn oder zwanzig Stunden lagen vor ihm, bis er ſich wieder auskleiden konnte, um wieder das Bett aufzuſuchen wie geſtern. Jede dieſe Stunden kam einzeln für ſich herangemarſchiert und forderte ihn zu einer Art von Zweikampf heraus, und am Abend bemächtigte ſich ſeiner von all dem Indieluft-Kämpfen eine ſo grenzenloſe Erſchöpfung, daß er ſich vor dem Wiederaufwachen nach ſpärlichem Schlaf fürchtete. Er fürchtete die Geräuſche, durch die ſich der Tag ankündigt, und das Licht, das der Sonne vorauseilt ſcheute er ebenſo, wie ihm die Finſternis Grauen erregte. Er ſuchte Dämmerung. Er liebte weder das Leben, noch wollte er den Tod, ſondern es war, als ob er einen Schlupfwinkel zwiſchen

den beiden ausspüren wolle, fern von Gedanken, Erinnerungen, Erwartungen und Gefühlen der Verantwortlichkeit, gleichsam in den ruhenden Mittelpunkt des ewigbeweglichen Kreises verkrochen. Er hätte selbst nicht zu sagen vermocht, durch welche Einwirkungen allmählich dieser sonderbare Zustand von Fäulnis in seinem Körper und Gemüt entstanden und angewachsen war. Lustlosigkeit war es, die das Wesen seiner Worte und seiner Handlungen gebildet hatte von jeher. Er hatte stets schlechtes Wetter und stets das üble Ende des verheißungsvollsten Unternehmens vorhergesagt. Nur, daß er mit den Jahren still geworden war und nicht mehr über die Lippen ließ, was doch nicht fähig war, das Unabwendbare zu verhindern. Seine erste Ehe an der Seite einer kränklichen und schwatzhaften Frau hatte viel dazu beigetragen, ihn in sich selbst zurückzudrängen, und bald hatte er es gänzlich verlernt, sich unbefangen mit den Umlebenden zu verständigen. So wenig wie der Begeisterung war ihm irgend etwas des Hasses wert. Er war geduldig und sein ganzes Wesen war beherrscht von der Eigenschaft der Geduld, während seine Handlungen, Gesinnungen und äußeren Verrichtungen durch eine wunderbare Sauberkeit ausgezeichnet waren. Zwei Jahre nach Mathildens Tode hatte er Anna geheiratet, denn sie hatte ihm Achtung eingeflößt. Und noch später zog in sein Herz die erste Liebe ein, und der Gegenstand dieser Liebe war Arnold Anforge.

Die Straßen lagen schon in goldner kühler Frühsonne, als Borromeo das Haus verließ. Er kam zum hohen Markt und zwängte sich ängstlich durch das Marktgewühl. Dann ging er in ein Kaffeehaus, frühstückte mit außerordentlicher Langsamkeit, durchlas mit Sorgfalt die Morgenblätter, zahlte und machte sich auf den Weg zur Kanzlei. Er war der Erste dort; in seinem Arbeitsraum war der Diener noch mit Kehren beschäftigt, und der Staub lief in den Sonnenstrahlen wie eine Sammetbrücke durch den Raum. Unruhig schritt Borromeo umher. Die Schreiber kamen einer nach dem andern mit verschlafenen Gesichtern und suchten durch schlottrige Beweglichkeit ihren Mangel an Teilnahme zu verbergen. Borromeo nahm irgend einen Gerichtsakt und las. Der Besuch eines bekannten Anwaltes unterbrach ihn. Der noch sehr junge Mann wollte die Klientel Borromeos übernehmen. Sie konnten nicht einig werden. Voll Ueberdruß beendigte Friedrich Borromeo das Gespräch und sagte, er müsse nach Preßburg fahren. Obwohl er noch eine Stunde Zeit hatte, nahm er Hut und Mantel und ging mit seinem gemessenen, müd wiegenden Schritt gegen den Bahnhof. Er setzte sich in die leere Abteilung eines Wagens und gab dem Schaffner ein Geldstück, damit er ihn allein lasse. Der Zug setzte sich in Bewegung, und Borromeo schloß die Augen. Plötzlich aber erwachte in ihm ein tiefer Widerwille gegen das Ziel seiner Fahrt. Von neuem beschäftigte Gesichter zu sehen, von neuem an wortreichen Unterhandlungen teilzunehmen, dünkte ihm unerträglich. Er wollte nicht reden, nicht hören, nicht angestrengt nach Antwort sinnen, nicht lächeln, fragen, nicken und sich verbeugen, wollte nicht jene gleichgiltigen, altbackenen, gefrorenen, mühseligen Redensarten über die Zunge wälzen, durch die allein eine Verständigung zwischen den Menschen möglich ist. Als die nächste Haltestation erreicht war, verließ er den Wagen, nahm seine Aktenmappe unter den Arm und spazierte in den Wald, welcher unmittelbar hinter dem kleinen Bahnhof begann. Aber nicht lange setzte er den Weg fort. Die Einsamkeit und Stille flößten ihm so große Furcht ein, daß die Haut über seiner Brust sich spannte und in ein konvulsivisches Zittern geriet. Er wagte auch nicht, sogleich wieder umzukehren, sondern setzte sich auf einen Baumstamm, nachdem er sorglich die Schöße seines Rocks auseinandergebreitet hatte. Was ist es mit mir? dachte er, mir graut vor dem Getümmel des Marktes und der Straßen und mir graut vor der Ruhe des Waldes. Er nahm sein Messer und

ſchabte geduldig die dicke Rinde von dem Stamm, auf dem er ſaß bis das gelbe feuchte Fleiſch zum Vorſchein kam. Dann ſeufzte er, erhob ſich, wanderte zur Station zurück und ſchickte ein Entſchuldigungs-Telegramm dorthin, wo er vergeblich erwartet wurde.

Mit dem nächſten Zug, der erſt am ſpäten Nachmittag kam, fuhr er wieder in die Stadt. Er wollte nicht in die Kanzlei, denn auch dort erwarteten ihn vielleicht Fragen; er wollte nicht nach Hauſe. So ſetzte er ſich denn wieder in ein Café-Lokal, nur daß er jetzt ſtatt der Morgenblätter die Abendblätter las. Und als er dieſer Beſchäftigung überdrüſſig war, lehnte er ſich zurück und ſtarrte in die Luft. Viertelſtunde auf Viertelſtunde verging. Er empfand Hunger, begnügte ſich aber mit einem Butterbrot. Der große Raum wurde leer; es war ſchon halb zehn, als ſich Borromeo entſchloß, aufzubrechen. Wieder nahm er ſeine Aktentaſche unter dem Arm und mit ſeltſamem, gedankenloſem Blinzeln ſchritt er durch die verödenden Straßen.

Ohne daß ihn Jemand hörte, weil er Niemand zu ſtören wünſchte, erreichte er ſein Schlafzimmer. Er wollte die Hände und das Geſicht waſchen, doch waren die Krüge auf dem Waſchtiſch leer. Man hatte ihn für dieſe Nacht nicht zurückerwartet. Er drückte auf den Knopf der Glocke, welche in die Küche führte, aber Niemand kam. Er wartete und lauſchte und zündete endlich eine Kerze an, um ſelbſt nachzuſehen, denn da es noch nicht zehn Uhr war, mußten die Mädchen noch wach ſein. In der Küche war alles finſter; hat ſie Anna aus dem Haus geſchickt? dachte er, und iſt ſie ſelber fort? Er öffnete die Thüre des Salons, auch hier war es finſter, aber durch die Spalten der nächſten Thür drang ein Lichtſchimmer. Er hielt die Kerze vor, ging über den Teppich, und als er die Hand auf die Klinke legte, vernahm er Murmeln und Flüſtern. Leiſe öffnete er, denn die Anſpruchsloſigkeit ſeines Benehmens war ſo übertrieben, daß er kaum die Thüren weit genug für ſeinen Körper zu öffnen wagte. Er ſah zuerſt nur ein Stück der dunklen Portière, mit der in jenem Zimmer die Thüre verhängt war, dann erſt konnte er einen Teil des Zimmers ſelbſt überblicken. Kaum war dies geſchehen, als ſich ſein Mund im größten Entſetzen weit auseinanderzog. Er ließ die Klinke los; er wagte die Thüre nicht wieder zu ſchließen, ſie hatten nichts gehört drinnen und konnten nicht ſehen, daß die Thüre hinter der Portière offen ſtand. Im Korridor entfiel die Kerze ſeiner Hand, und er taſtete ſich an der Mauer weiter bis zu ſeinem Zimmer, wo die Gaslampe brannte. Mit einem dünnen, wimmernden Geräuſch, das ſich fortwährend ſeinen Lippen entpreßte, warf ſich Borromeo auf das Sofa, mit dem Bauch zu unterſt.

60.

Als Anna Borromeo am Morgen erfuhr, daß ihr Mann ſchon den vorherigen Abend zurückgekehrt ſei, erhob ſie ſich raſch, ging hinüber und klopfte an ſeine Thüre. Es wurde nicht geantwortet. Im Glauben, er ſchlafe noch, entfernte ſie ſich leiſe, vollendete ihren Anzug und ging aus. Gegen Mittag kam ſie nach Hauſe und das Stubenmädchen ſagte ihr, der gnädige Herr habe noch nicht das Zimmer verlaſſen und gehe beſtändig auf und ab; ſie habe nicht gewagt, das Zimmer in Ordnung zu bringen. Ohne Hut und Umhang abzunehmen und ohne etwas zu erwidern, ſchritt Anna Borromeo den Korridor entlang und trat in das Zimmer des Doktors. Sie erblickte mit Erſtaunen das unberührte Bett. Friedrich Borromeo ſtand, ihr den Rücken zuwendend, am Fenſter und drehte ſich, als er ihre Schritte hörte, mit bleierner Langſam-

keit um. Sie erſchrak ſo ſehr, daß ſie einen leiſen, ſeufzerähnlichen Schrei ausſtieß. „Biſt Du nicht wohl, Friedrich?“ fragte ſie nach einer Pauſe mit ſchwerer Zunge.

Borromeo antwortete nicht. Er ſchaute an ihr vorüber und ſeine Lider fielen ein paar Mal zu und hoben ſich wieder wie bei den künſtlichen Augen einer Wachsfigur.

„Friedrich!“ rief jetzt Anna Borromeo laut und in Angſt.

„Es iſt nichts, Anna“, ſagte er nun mit leiſer, ſchleppender Stimme; „es iſt nichts, beruhige Dich nur.“

„Haſt Du denn nicht geſchlafen?“

Er zuckte die Achſeln und packte plötzlich den Bart mit beiden vollen Händen, als ſei er zornig über deſſen verwildertes Ausſehen. Anna hob den Schleier bis zur Stirn empor und wich mechaniſch zurück, als er auf ſie zukam. Aber er ſchritt an ihr vorbei, kehrte um und ging wieder zum Fenſter, wo er ruhig ſtehen blieb. Scheu und beſinnend blickte Anna zu Boden, dann eilte ſie hinaus, klingelte dem Diener Chriſtian und ſchickte zum Hausarzt. Nach einer halben Stunde kam der Arzt, ein ernſter, kleiner, ſachlicher Menſch. Anna wartete auf ſeinen Beſcheid und berührte nicht das inzwiſchen aufgetragene Mittageſſen. Schon nach wenigen Minuten kam der Arzt aus Borromeos Zimmer. „Gnädige Frau“, ſagte er, „unſer Doktor ſcheint ſehr verändert; um das zu konſtatieren haben Sie mich aber wahrſcheinlich nicht gebraucht. Die Sache iſt die, daß er mich nicht einmal ſeine Hand ergreifen ließ. Er hat mich weggeſchickt.“

„Ich danke Ihnen, Doktor“, erwiderte Anna Borromeo freundlich. „Ich ſelbſt begreife nichts davon. Noch geſtern war er in der beſten Verfaſſung ...“

Der Arzt zuckte die Achſeln. „Vielleicht eine geſchäftliche Kataſtrophe —, obwohl er für ſolche Dinge doch immer ziemlich unempfindlich war. Sein Ausſehen macht mich bedenklich. Es ſieht verteufelt einer Gemütsſtörung ähnlich. Warten wir jedenfalls noch die nächſten vierundzwanzig Stunden ab.“

Das Geſpräch mit einem Fremden hatte Anna Borromeo ein wenig beruhigt. Sie ſetzte ſich zu Tiſch, nahm einige Biſſen und ſchickte das Mädchen hinüber, um Friedrich ſagen zu laſſen, daß das Eſſen aufgetragen ſei. Allein ſie erhielt den Beſcheid, der gnädige Herr ſei vor wenigen Minuten fortgegangen. Sie war müde und wollte die erſte Nachmittagsſtunde benützen, um zu ruhen, aber die Modiſtin kam mit den Hutmodellen zur Herbſtmode.

Bald darauf verließ Anna das Haus, nahm einen geſchloſſenen Wagen und fuhr zu Arnold. Er war ausgegangen; ſie wartete. Eine Stunde verfloß. Sie läutete dem Diener und bat um ein Glas Waſſer. Noch eine halbe Stunde ſchlich hin, dann kam Arnold. Er trat ein, noch im Mantel, den Hut im ſchlaff herabhängenden Arm haltend. Sein Geſicht, das nun das vollkommene Oval des geiſtig leidenden Menſchen zeigte, hatte einen ſeltſamen Ausdruck der Ratloſigkeit. Seine Blicke ſchienen ſich zunächſt in jeden Gegenſtand einzubohren, den ſie trafen, um dann beinahe ängſtlich wieder abzugleiten und ein anderes Ziel zu ſuchen.

Er warf den Mantel mit zorniger Lebhaftigkeit ab und fragte: „Ich habe Dich warten laſſen? Wie lang denn?“ Den Blick nicht von ihr abwendend, ſetzte er ſich neben ſie und ergriff mit gütiger und liebenswürdiger Bewegung ihre beiden Hände.

„Laß nur, Arnold“, antwortete ſie, entzog ihm die eine Hand, packte ihn beim Kinn und hob den Kopf ein wenig empor. Er lächelte, wobei er auf ihren Hals ſah. „Da fällt mir etwas ein“, ſagte er und machte ſich los. Auch ſeine Stimme klang anders, wie von größerer Ferne, dunkler und tiefer.

Er eilte aus dem Zimmer. Während ihres kurzen Alleinseins hatte Anna Borromeo einen erschreckenden Gedanken. Sie legte beide schmalen Hände an die Stirn und dachte nach. Ungewißheit war ihr das verhaßteste aller Gefühle, deshalb beschloß sie, noch heute ihrem Zweifel ein Ende zu machen. Aber in ihrem sonst undurchdringlichen Gesicht hatte sich während der kleinen Weile so viel begeben, daß Arnold, als er zurückkam, sie stumm fragend anblickte. Jedes Wort schien ihm gefährlich; es gab Stunden, wo er schweigsam war, nur um sich nicht toll in die Luft hinein zu verraten. Nicht nur sein Mund war schweigsam, das war in einer früheren Zeit, an die er sich noch wohl erinnerte, auch der Fall gewesen. Aber es schien ihm nun bisweilen, als ob seine innerste Seele gefroren sei.

Er brachte eine ganz kleine Schachtel, in welcher ein altertümlicher Schmuck auf schwarzem Sammet lag. Es war ein Blumensträußchen; die Stengel, frei gebunden, bestanden aus Gold, die Blütenkelche wurden durch fein gearbeitete farbige Edelsteine dargestellt. „Dies ist noch von meiner Mutter", sagte Arnold, „und Du sollst es haben."

Anna Borromeo betrachtete es, ohne daß sie sich eines wunderlichen Schauers erwehren konnte, der langsam ihren Rücken hinabrieselte. Sie spürte sogar, wie das Kleid sich höhlte unter dem kalten Hauch. „Und Du glaubst, ich soll es tragen?" fragte sie. „Das darf ich doch nicht." Sie heftete die stahlblauen, glühenden Augen ohne Leidenschaft auf Arnold, dessen Stirn sich verfinsterte. „Was sollen wir also thun", sagte er wie zu sich selbst und warf einen schüchtern bittenden Blick zum Himmel.

„Ich will es annehmen", fuhr Anna fort, „und nicht an Dich denken, wenn ich es sehe, sondern an die, die Dich geboren hat. Und jetzt laß uns gehen, Du sollst heute mit mir und Friedrich zu Nacht essen."

„Mit Dir und —? Nein, Anna." Arnold legte die linke Hand auf das Herz und wiederholte: „Nein, Anna. Alles, aber das nicht. Nicht jetzt, nicht heute."

„Das hab ich gefürchtet", entgegnete ihm Anna Borromeo ernst, wühlte, wie das ihre Gewohnheit war, die Elbogen in den Schoß und senkte tief den Kopf vornüber. „O, ich könnte dabeisitzen, Arnold, wenn Du ihm die ganze Wahrheit sagen würdest. So tief dürfen wir doch nicht sinken, daß uns Mitleid oder Angst verhindert, den Kopf zu tragen, wie wir wollen? Oder haben wir uns nur ein kleines Vergnügen außerhalb des Erlaubten verschafft? Besinne Dich nur, Arnold, und versuche, etwas anderes zu thun, als das was ich von Dir erwarte. Und ob nach dem ersten Satz, den Du ihm gesagt hast, ich nicht ruhig diese hübsche Brosche werde tragen können." Sie nahm das Schmuckstück zwischen die Fingerspitzen und drückte die Lippen darauf.

Und diese Worte sagte Anna Borromeo, um zu probieren; das war es. Nicht glaubte sie daran, daß Arnold vor Borromeo mit einem Bekenntnis hintreten würde, aber sie wollte sehen, was daraus werden würde, wenn die Stunde gekommen war. Am Rande des Feuers zu tanzen, war ihre Lust. Sie wollte auch erfahren, ob Friedrich Borromeo etwas ahnte oder wußte und ob das unberührte Bett der heutigen Nacht auf dies Wissen Bezug habe.

Arnold schämte sich und gab ihr Recht. Aber er erbleichte, wenn er das Bevorstehende im Bild zu sehen versuchte, und hatte das Gefühl, als verbreitete sich Blässe über Zunge und Gaumen ins Innere des Körpers. „Ich denke daran", sagte er umhergehend, „ob Borromeo nicht in Podolin leben will. Ihn wird es locken, allein zu sein und Ruhe zu haben."

Anna erwiderte nichts. Sie erhob sich, weil es Zeit war zu gehen. Arnold wünschte, sie zurückhalten zu können. Ihr Anblick und ihre Gegenwart

machte sein Blut kochen. Er verachtete und fürchtete dies Gefühl. Er konnte ihrem Blick nicht widerstehen und mußte lächeln, wenn sie lächelte. Er haßte und verachtete sich selbst dafür. Er fühlte sich ihr in allem überlegen, an Kraft des Verstandes, an Bildung, an Einsicht in die Verhältnisse des Lebens. Dennoch schwieg sein Urteil in ihrer Nähe und alles in ihm hörte auf sich zu sträuben. Nicht daß er willenlos und schwach geworden wäre, sondern Kraft und Wille wurden vor ihr zur Lüge und gerieten auf einen Weg, den sie nicht hatten einschlagen wollen. Wie viel hatte er zu vergessen! Er vergaß es, wenn sie da war und er glaubte ihr dafür dankbar sein zu müssen. Nichts von Liebe war darin, das sagte er sich selbst, nichts von bethörter Sinnlichkeit. Was war es aber? hatte er sich denn blind ergeben oder hatte er launenhaft erobern wollen? Seltsam, er dachte weit zurück, an Salscha, an die unschuldigeren und gemütlichen Liebesfreuden, die er dort gefunden. Aber es war, als ob er sich belüge durch Erinnerung, sobald er an der Gegenwart zu zweifeln suchte. Ja, sein Blut kochte, aber wie ein furchtbarer stummer Wächter stand darüber etwas Unnennbares, gleichsam hinter den Augen lauernd. Indem er an Annas Seite durch die Straße ging, schnitt er sich mit wilder Entschlossenheit von allem Vergangenen ab und nahm sich vor, nur die Gegenwart zu leben, den Augenblick hinzunehmen, zu nutzen, und was feindlich dagegen aufstand zu vernichten. Daran klammerte er sich, um sein Herz mit einem Anschein von Recht verhärten zu können.

„Ist der Herr zu Hause?“ fragte Anna Borromeo sogleich, als ihnen Christian geöffnet hatte, und die Antwort lautete bejahend. „Gut,“ fuhr Anna fort, indem sie Schleier, Hut und Jacke abnahm, „wir wollen in einer Viertelstunde essen. Benachrichtigen sie den Herrn, daß ich auf ihn warte, ich allein, verstehen Sie? Niemand ist sonst zugegen.“

Sie traten in das Speisezimmer. „Was heißt das?“ fragte Arnold leise mit gesenkten Augen. „Warum soll er nicht wissen, daß ich da bin?“

Anna Borromeo ging nahe zu Arnold heran und erwiderte, indem sie aufmerksam die Nägel ihrer Hand betrachtete: „Er ist gestern Abend gekommen, ohne daß wir ihn gehört haben, und ich fürchte —“

Arnold machte einen Ruck mit dem ganzen Körper. Dann schlug er plötzlich die Hände zusammen und wandte sich ab. Anna blickte ihn fast strenge an. „Nun Arnold?“ fragte sie, „bist Du denn mutlos?“

Er drehte sich um, lachte und schüttelte den Kopf. Jetzt kam Christian und berichtete: „Der gnädige Herr hat mir nicht geantwortet.“

„Nehmen wir also einstweilen Platz, Arnold,“ sagte Anna in völlig gesellschaftlichem Ton.

Kaum saßen sie, so öffnete sich die Thüre und Borromeo erschien auf der Schwelle. Und kaum hatte er Arnold am Tisch erblickt, als sein Gesicht die weiße Farbe verlor und sich rötete. Niemand hatte das je zuvor an ihm beobachtet. Mit schlaffem, blinzelndem Blick sah er Arnold an, dann trat er wieder zurück, schloß geräuschlos die Thüre und Anna nnd Arnold waren wieder allein. Sie schwiegen lange.

„Deine Idee mit Podolin ist sehr gut,“ sagte endlich Anna Borromeo mit dem eigentümlichen Lächeln eines Menschen, dem eine Rätsellösung geglückt ist; „so könnte es doch nicht weitergehen. Er hat ohnehin schon lange aufgehört unter Menschen zu leben. Für ihn ist es das Beste und für uns ist es das ruhigste und einfachste.“

Arnold antwortete nicht.

„Ich will gar nicht damit zögern, ich werde sogleich mit ihm sprechen.“

„Ja, thu es nur," ſagte Arnold dumpf, und ſeine Augen loderten in jener lügneriſchen Entſchloſſenheit, die ihn überfallen hatte.

Anna erhob ſich und ging. Als ſie auf den Korridor trat, hörte ſie ſonderbare Laute. Der vordere Teil des Flurs war erleuchtet; um zu Borromeos Zimmer zu gelangen, mußte ſie, ſchon im Halbdunkel, um eine Ecke biegen. Aber hier ſah ſie auf einmal Borromeo. Er ſtand regungslos und murmelte vor ſich hin. „Friedrich! Friedrich!" rief Anna erſchrocken. Er ſetzte zur Antwort ſein Gemurmel fort, aus dem ſich ſchließlich die hörbaren Worte rangen: „Ich kann nicht weiter, es iſt finſter." Anna Borromeo ſchluckte ihren Schrecken hinab, ging zurück, zündete eine Kerze an, wobei ſie es vermied, einen der Dienſtleute aufmerkſam zu machen, und leuchtete dann ihrem Mann voraus.

Es war kalt in Borromeos Zimmer. Er nahm einen rotkarrierten Shawl und hüllte ihn um ſeine Schultern. Anna ſtellte die Kerze auf den Tiſch nieder und blickte eine Weile ſinnend in die Flamme. „Es iſt nun geſchehen, Friedrich", ſagte ſie dann. „Es hat auch geſchehen müſſen, — aus vielen Gründen. Doch Du mußt Dir ſelbſt und uns das Ueberflüſſige und Quälende erſparen. Ich ſchlage Dir vor, die nächſten Jahre ſtill auf dem Land zu verbringen. Deine Nerven ſind ſehr zerſtört, und ſo wird es in jeder Beziehung gut für Dich ſein."

Borromeo ſtand, an die Thür gelehnt, fröſtelnd, regungslos. „Ich kann nicht auf dem Land leben", ſagte er.

„Und in der Stadt fühlſt Du Dich keineswegs wohl", ſagte Anna liebenswürdig tadelnd. „Alſo wo willſt Du denn leben? Im Nichts?"

„Im Nichts. Ganz recht. Im Nichts", flüſterte Borromeo.

„Willſt Du alſo den Skandal?" fuhr die Frau viel ernſter fort. „Willſt Du, daß ich gehe?"

„Ich will nicht einſam draußen leben in der Natur, Anna. Das macht mich kaput", ſagte Borromeo auf einmal erregt, völlig gegen ſeine ſonſtige Art. Er zitterte am ganzen Körper.

„Alſo willſt Du reiſen, Friedrich?" fragte Anna liebevoll.

Er ſchüttelte müde den Kopf.

„Höre mich", begann Anna wieder. „Wie wäre es, wenn Du nach Podolin gingeſt und dort —. Man würde Dir die beſte Pflege verſchaffen . . ." Sie verſtummte. Borromeo ſchaute ſeine Frau groß und kalt an und erwidere langſam: „Podolin? Ich?" Er trat zum Tiſch und ſtützte beide Arme auf die Platte. „Eher gleich verdorren", murmelte er vor ſich hin.

Anna Borromeo war verwundert. „Arnold will es", ſagte ſie, „er ſelbſt macht Dir das Anerbieten und hält es für gut."

Da fingen Borromeos Augen zu glühen an und ſein Geſicht überzog ſich abermals mit Röte. „Arnold?" fragte er und nickte dazu krampfhaft mit dem Kopf. „Will —? Das iſt nicht wahr! Das will Arnold nicht! Das iſt eine Lüge . . . eine Lüge iſt es." Er hatte den Arm ausgeſtreckt und deutete mit dem ſich bewegenden Zeigefinger ins Leere, als ob er die Lüge mit Augen ſähe. Sein ganzes Weſen war unheimlich verwandelt.

Aengſtlich haſchte Anna nach ſeiner Hand. Ihr Geſicht, von unten nur durch die Kerze beleuchtet, war voll von ſchwebenden Schatten. Borromeo ſchloß einige Sekunden die Augen, atmete tief und ſein Geſicht erhielt wieder die frühere fahlweiße Färbung.

„Es iſt nicht Lüge", ſagte Anna faſt ſchüchtern. Sie ahnte nicht, was in dieſem Augenblick in dem Manne vorging. Sie hatte Mitleid, weiter nichts.

„Nun gut", ſagte Borromeo mit grübleriſchem und traurigem Ausdruck. „Podolin, — das iſt ſchlimm, ſchlimm für mich. Aus vielen Gründen, wie

Du Dich ausgedrückt haſt. Aber", er erhob nun wieder ſeine Stimme, die dann nicht laut klang, aber unendlichen Zorn und Kummer in ſich zu verhalten ſchien, „aber wenn Arnold vor mich hertritt und mir ſagt: dies, Onkel Borromeo, will ich, dies halte ich für gut, nun, dann . . . dann will ich nach Podolin."

Anna ſenkte den Kopf, dachte noch eine Weile nach und verließ ſtumm das Zimmer.

61.

„Er will es nicht, Arnold. Er ſträubt ſich dagegen wie gegen Feuer", ſagte Anna Borromeo, als ſie in das Speiſezimmer zurückkam. „Er war ſo erregt, wie ich ihn nie ſah. Ich glaub, es wäre ſchlecht für ihn, nach Podolin zu gehen."

Arnold war verwundert. „Es muß ja nicht ſein", antwortete er.

„Wenn Arnold vor mich hintritt und ſagt, ich will es, gut dann will ich gehn, ſagt er. Das ſind ſeine Worte." Anna legte ſich ermüdet auf das Sopha.

Arnold verſtummte. Er begann zu ahnen, was hinter dieſen Worten verborgen war. In aller Harmloſigkeit hatte er den Ausweg mit Podolin vorgeſchlagen; jetzt ſah er das Verderbte darin. Seine verſchleierte Ungeduld zwang ihn aber die Gedanken zu vergeſſen, die ſich daran heſteten. Die Vorſtellung, daß Borromeo wiſſen könnte, was ihn, Arnold, mit Anna verband, verſetzte ihn in ſolche Angſt, daß ſeine Kehle enger wurde. Er konnte ſich nicht anders helfen, als Anna geradezu zu fragen. Sie aber ſchüttelte diplomatiſch den Kopf, und welch ein ſonderbares Spiel wilder und wirrer Gefühle war es, daß ſie ihm plötzlich ſo über alles begehrenswert erſchien! Er packte ſie an den Schultern und wollte ſie küſſen. Aber auf halbem Wege blieben die Lippen unberührt einander gegenüber, als wäre ein unüberſteigliches Hindernis zwiſchen ihnen aufgetaucht. „Du biſt der einzige Menſch, der mich noch an mich ſelber bindet," ſagte Arnold rätſelhafter Weiſe, als er ging. Draußen ſchwankte ihm das Bild der ganzen Welt; auch zwiſchen den greifbaren Dingen war jeder Zuſammenhang zerriſſen. Er fand nirgends Klarheit, was auch in ſeinem Innern auftauchen mochte. Dabei fühlte er doch einen unbeſtimmten Trieb zum Guten, aber ſo hoch über ihm ſchien es zu ſchweben, daß es ihm vorkam, als ob die Anſtrengung des Darnach Strebens das Leben koſten müſſe. Wo er ſtand, mochte er ſich nicht eingeſtehen. Wo er hingeraten konnte, ließ er abſichtlich im Finſtern. In wiederkehrenden, rauſchartigen Augenblicken genoß er feurig das Bewußtſein, daß er lebe, atme, fühle, und daraus ſprühten dann gleich Funken die leidenſchaftlichen und verzweifelten Gedanken an Anna Borromeo. Noch mehr wie ſonſt war er den Menſchen, welche ihn umgaben, ein Gegenſtand der Sympathie, denn ſie fühlten ihn nun näher bei ſich ſelbſt, und frühere Härten des äußeren Weſens waren verſchwunden.

Am nächſten Tag erzählte Anna, daß Borromeo dem Diener befohlen habe, ſein Bett in dem Zimmer aufzuſtellen, welches an ſein eigenes ſtieß. Er wollte keine halbe Stunde mehr allein ſein. Er irrte durch die Räume im Haus, ging in das obere Stockwerk, ſtellte ſich zu den Dienſtboten, ohne etwas zu reden. Die Leute begannen ſich vor ihm zu fürchten. Der Arzt kam, aber Borromeo entzog ſich jeder Frage und jeder Bemühung von Seiten des Mannes. Bei Nacht öffnete er das Fenſter und ſpähte die Gaſſe hinauf und hinunter, dann trat er nebenan an das Bett Chriſtians und antwortete nicht auf deſſen ängſtliche Frage. So ging es bis zum Ende der Woche. Sein Benehmen war ſtets ſanft

und ſtill. Und als am Montag Anna in ihrem Salon Beſuche empfing, ſtellte ſich plötzlich auch Borromeo ein, blickte jedem Einzelnen mit beſinnendem Ausdruck ins Geſicht, ſetzte ſich in die Nähe des Ofens und ſchien aufmerkſam den Geſprächen zu folgen. Wenn ihn ſelber jemand anſprach, nickte er oder ſchüttelte den Kopf. Er blieb ſitzen, bis der letzte gegangen war und bis Arnold kam. Bleich und trotzig ſchaute Arnold zu Boden, aber nun ſchritt Borromeo ruhig hinaus, wanderte eine Weile im Flur auf und ab, bis er zuſammenſchreckte, ſich umſah, Hut und Mantel nahm und auf die Straße ging, nur um Menſchen zu ſehen, um Leben nnd Leute, Bewegung und Veränderung zu ſehen. Denn das war es, was ihn trieb. Am liebſten hätte er Tag und Nacht mitten auf der lärmenden Straße liegen mögen, denn ſich ſelbſt zu bewegen, war ihm mühevoll.

Annas Gemüt verdunkelte ſich langſam unter dem ihr unerklärlichen, bisweilen wie aus einer Verſenkung auftauchenden Blick Borromeos. Seine Nähe ließ ſie erſtarren, ſein nicht zu brechendes Schweigen erfüllte ſie mit Grauen. Sie getraute ſich kaum mehr, das Haus zu verlaſſen, und wenn ſie mit Arnold allein war, gerieten beide unwillkürlich in den Flüſterton. Dies war Arnold unerträglich. Ein gegenſtandsloſer Zorn erfüllte ihn, der wie heißes Waſſer über ihn herabrann. So geduckt zu ſtehen und auf das Ungefähre zu warten, folterte ſeinen Stolz und vernichtete ſeine ſanfteren Empfindungen. Gelüſt auf Gelüſt ſiedete in ſeinem Herzen empor, und er ſuchte Anna dorthin zu ziehen, von wo er ſelbſt ſie vorher zurückgehalten hatte. Aber ſie ſchien wie gelähmt. Finde einen Ausweg! ſprachen ihre Augen. Der frühere Zuſtand einer unbewußten Gefangenſchaft dünkte ihm nun golden. Er wollte nicht erkennen, was er hätte thun ſollen, und er vermochte es nicht mehr. Da dachte er wieder an jenen erſten Ausweg: Podolin! Und er erinnerte ſich auch, daß es hier nur auf ihn ſelbſt ankam, daß Borromeo auf ſein Wort harrte. Ohne zu zögern, eilte er zu Anna, wartete, bis ſie nach Hauſe kam und teilte ihr ruhig mit, als ob keine gemeinſchaftliche Qual ſie beide in dieſem Punkt erfülle, was er für das Beſte halte. Sie ſtimmte ihm nicht zu, ſie ſchwieg zu ſeinen Worten. Sie ſah ihn nun viel mehr entflammt als früher, und ſie war fein und weiblich genug, um den Grund dieſer Glut außerhalb von ſich ſelbſt zu ſpüren. Sie achtete Arnold ſehr, aber ſie begriff ihn oftmals nicht. Und nun, ſo zentnerſchwer auch auf ihr Borromeos Weſen laſtete, ſo konnte ſie doch von ſeiner Entfernung nichts Gutes hoffen. Arnold ahnte ihre Gedanken, und wurde heftig gegen ſie, bis ſie ihm erſtaunt und ein wenig traurig zuſtimmte. Doch jetzt zögerte wieder Arnold und ſagte, er wolle die Meinung des Hausarztes abwarten.

So kam der Abend. Borromeo, hieß es, ſei ſoeben heimgekehrt. Arnold ging hinüber, pochte an die Thüre und trat ein. Friedrich Borromeo ſaß am Tiſch vor der Lampe. Er erblickte Arnold, und es war, als ob eine lang zurückgehaltene, gewaltige Angſt in ſeinem Geſicht nun offen zur Schau trete. Arnold ſuchte ſich durch den Anblick der im Zimmer verſtreuten Gegenſtände zu ſammeln, denn die frühere Ordnungsliebe Borromeos war zum Gegenteil geworden. Dann begann er, hohle Worte zu ſagen, die dürrem Laub glichen, das vom Baum fällt. „Es iſt beſſer für Dich, dort einſam zu ſein, als hier“, ſagte er unter anderm. „Podolin iſt ja gewiſſermaßen ein Familienſitz für uns geworden. Nichts wird Dir zur Behaglichkeit fehlen, und es wird nicht lange dauern, bis Du Dich von deinem unerklärlichen Leiden erholt haſt. Podolin iſt geſund für das Gemüt.“

Arnold konnte nicht anders, er mußte ſeinen Blick in denjenigen Borromeos tauchen; er verſuchte nicht einmal, ihn abzuwenden. Und nicht vergaß er dieſen Blick, der durch Traum, Schlaf und Wachen ſeine gleiche Gewalt behielt. Jetzt erſt nahm er wahr, daß Borromeo alles wußte. Aber das ließ ihn faſt

gleichgiltig gegenüber dem einen Wort, das aus Borromeos Augen unſichtbar auf ihn zuſtrömte: Ungerechter!

Borromeo ſtand etwas ſchwerfällig auf und ſagte kurzangebunden: „Gut, ich gehe. Verlaß das Zimmer, Arnold.“

Als Arnold draußen war, ſtellte ſich Boromeo aufrechter Haltung ans Fenſter und weinte. Aber er ſchämte ſich ſeiner Thränen ſelbſt vor der Nacht und hätte gern ſeinen Kopf in die Erde gebohrt. Eine Stunde verging. Chriſtian brachte das Eſſen. Borromeo gewahrte es nicht. Er öffnete ſeine Schreibtiſchlade, nahm einen Pack beſchriebener Zettel und Papiere heraus, die ſeine von langen Jahren herrührenden Aufzeichnungen über ſein Leben, ſeine Anſchauungen, die Früchte ſeiner peinlichen Selbſtbeobachtungen enthielten, mit denen er ſich vor der Welt zurückgezogen hatte, um zu träumen, um zu erkennen, um ſich ſelbſt noch etwas zu ſein in dem ungeheuern Strom der Gleichgiltigkeit, der ihn umfloſſen hatte. Er ſetzte ſich, den ganzen Haufen auf die Kniee geſchichtet, vor den Ofen und warf Blatt nach Blatt ins Feuer, vom früheſten angefangen, nie zwei auf einmal, ſondern immer ein einziges, als wolle er jedes für ſich begraben, wie aus Reſpekt und Pietät. Das dauerte eine gute Weile; endlich entfielen ihm die Papiere, ſein Kopf ſank langſam hintüber, und er ſchlief ein. Bald begann er zu träumen; es war aber, als ob der Traum in weiter Entfernung ſtünde und erſt langſam näher rücke durch das Entſetzen, das er erweckte. Borromeo ſah ſich auf einer kleinen kahlen Inſel vollkommen allein; das Meer ringsum bewegte ſich nicht, ſondern war ſtill wie Blei. Darüber erwachte er, aber das Entſetzen blieb. Er fürchtete ſich vor Podolin wie ein Kind vor dem Gang in die Finſternis. Aber Arnold wollte es, und nicht aus Unterordnung oder Einſicht fügte ſich Borromeo, ſondern um Arnold zu beweiſen, wie ſehr er im Unrecht handle, denn Borromeo fühlte voraus, was bevorſtand. Damit hatte er auch abgeſchloſſen mit allem, was ihn an das Leben knüpfte.

Chriſtian, ein anhänglicher Menſch, der ſchon elf Jahre im Hauſe war, ſollte Borromeo begleiten und bei ihm bleiben. Er packte Wäſche und Kleider in den Koffer und Mittag um zwei Uhr ſollten ſie zum Bahnhof fahren. Borromeo lag auf dem Bett und ſtierte in die Luft. Die beſchriebenen Blätter waren noch auf dem Boden verſtreut; er ſah es nicht und achtete nicht darauf. Sein Blick ſchien ſich nicht vom nächſten Umkreis ſeines Körpers entfernen zu können. Oft ſeufzte er tief und lang. Anna kam mit ſchneeweißem Geſicht. Sie gab dem Diener Aufträge, forderte von ihm täglichen Bericht, dann ſtand ſie ſtumm vor Borromeo, der ſich langſam erhob und an ihr vorbeiging. Der Diener nahm den Koffer, Borromeo folgte in etwas gebeugter Haltung, blickte nicht vorwärts, nicht ſeitwärts, ſondern nur einwärts wie ein faſt Erblindeter. Anna Borromeo zitterte über die ganze Haut, als ſie ihm nachblickte. Sie ſperrte Borromeos Zimmer zu und ſteckte den Schlüſſel in ihre Taſche.

Eine halbe Stunde ſpäter kam Arnold. Er war überraſcht, beinahe froh überraſcht, als er erfuhr, daß Borromeo ſchon abgereiſt ſei. Er hatte noch geſtern telegraphiſche Anweiſung für die Aufnahme in Podolin getroffen und den dortigen jungen Arzt, der alte war verſtorben, mit einem Wagen auf die Station beſtellt. Das teilte er Anna Borromeo mit, aber ſie nahm es kühl auf. Schweigend ſaß er bei ihr, bis ſich ein trüber heftiger Zorn in ihm angeſammelt hatte. Er packte mit beiden Händen ihren Kopf, bog ihn zu ſich heran und fragte durch die Zähne, indem er ſeine aufgeriſſenen Augen vor ihre halbgeſchloſſenen hielt: „Sieht denn die Erfüllung anders aus als der Wunſch?“ Und Anna entgegnete flüſternd: „Ja.“ Da erhob ſich Arnold, lachte, hielt die Hand vor die Augen und ging. Gern hätte ihn Anna zurückgerufen, aber ſie konnte nicht. Ihre Neugierde hatte nichts mehr zu erwarten. Freiheit war

das was ſie am wenigſten erſehnte, eher das Zuchthaus, wenn es intereſſant war. Auch hatte Arnold zu ſehr und zu gut erfüllt, was ſie begehrt hatte.

In der Kanzlei und unter den Bekannten wurde erzählt, Doktor Borromeo ſei zur Erholung für einige Wochen nach dem mähriſchen Landgut ſeines Neffen gereiſt. Aber auch andere Gerüchte tauchten auf und züngelten umher, die auf Anna Borromeo Bezug hatten. Sie ſpürte es, denn Leute wie ſie, die nur durch die Luft dieſer beſonderen Welt ihr beſonderes Leben führen, erleiden eine Art Tod, wenn ſie ſich nicht mehr ebenbürtig geachtet wiſſen. Seltſam, von der Stunde an, wo Borromeo aus dem Hauſe gegangen, waren Anna und Arnold wie von einander abgeſchnitten. Arnolds Ausſehen hatte ſich ſehr verändert; er war hager und blaß geworden. Ruheloſigkeit und Zerfahrenheit herrſchten in ſeinen Verrichtungen. Er war ſo ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, daß alles außerhalb Liegende ſeine Wichtigkeit eingebüßt hatte. Und doch, wenn er zu dem Punkte kam, wo es hätte hell werden können, ſo blieb er ſtehen und begann zu träumen. Er verlor Appetit und Schlaf, er verlor die Teilnahme an Menſchen, die ihn bewundert und geliebt hatten und an die er ſich bis jetzt berauſcht und betäubt gehängt hatte. Er verlangte Rechenſchaft von ſich, aber bei der erſten Erwiderung, die ſeine Vernunft oder ſein Herz gab, ſchauderte er zurück. Er hatte kein Maß für den Lauf der Tage, er achtete die Zeit nicht mehr. Eingefangen und verſtrickt erſchien er ſich, verſchlungen von etwas Ungeheurem. Er ſpürte die Erſchütterung eines Sturmes, aber nicht er ſelbſt litt darunter, ſondern ein von ihm abgelöſtes Weſen, das im leeren, geſetzloſen Raume umhertrieb wie ein Fahrzeug ohne Ruder und Maſt. Kaffeehaus, Theater, Spiel, Geſellſchaft, alles zog ihn an und ſtieß ihn, kaum genoſſen, wieder ab. Er konnte nicht begreifen, was denn eigentlich mit ihm geſchehen ſei, und er hegte abenteuerliche, fieberhafte Wünſche, wünſchte eine neue Erde zu finden, einen andern ſchweifenden Stern, um dort von neuem zu beginnen, was hier ſo widernatürlich ſich in Unheil und Mißgeſchick gebohrt hatte. Beſtändig glaubte er, glühende Luft zu atmen und eine wunderliche Scheu erfüllte ihn, zu denken und zu ſchauen. Oft ſaß er allein und ſtarrte, wie ein Schiffbrüchiger aufs Waſſer ſtarrt, das immer ruhiger zu werden droht und ſich weigert, ſelbſt den Balken weiterzutreiben, an den er ſich hält.

Gegen die Dämmerſtunde, es ging ſchon tief in den Herbſt hinein, ſuchte er Anna Borromeo auf. Sie zeigte ihm dann die Berichte Chriſtians aus Podolin, die mit einer komiſchen, aber durchaus reſpektablen Sachlichkeit abgefaßt waren. Beide ſuchten ſie ſich zu verhehlen, was dort vorging, bis am neunten Tage folgendes Schreiben des Dieners vorlag: „Gnädige Frau, der gnädige Herr ſieht jetzt immer Geſichter in der Luft. Er glaubt, jemand will ihn totſchlagen. Er will auch keine Speiſe nehmen, der gnädige Herr, weil er glaubt, jemand will ihn vergiften. Er ſagt, er hört Stimmen, und der Doktor von Podolin ſagt, der gnädige Herr verliert den Verſtand. Er ſagt auch, der gnädige Herr, er will ans Gericht gehen, um ſein Recht zu erhalten.“

Anna Borromeo las vor. Arnold hatte die Lehne eines Stuhles gepackt, ſie gegen die Kniee gedrückt, ſo feſt, daß die Lehne plötzlich am Sitz entzweibrach. Mit einem ſonderbaren Laut ſprang er auf, trat ans Fenſter, erblickte aber nichts als den Nebel, der ſich bläulichweiß wie Milch an die Scheiben drückte. Dann murmelte er einen Gruß, warf draußen in aller Haſt Mantel und Pelz um und ging. Ihm brannte das Geſicht, der Hals, die Bruſt und die Füße. Er lief durch die Straßen, als ob Leben und Tod von der Schnelligkeit ſeines Schrittes abhänge, um plötzlich ſtehen zu bleiben und mit zuſammengeballten Händen und verzweiflungsvoll aufgeriſſenen Augen wie ein dem Fieberbett Entlaufener um ſich zu blicken, an eine Hauswand gelehnt, in den Nebel

taſtend, als ob er ein Gebilde ſeiner Fantaſie wäre, drohend, doch unglaubhaft. Da ſah er gegenüber auf der andern Seite der Straße die geöffneten Thüren einer Kirche. Ein feierliches rötliches Dunkel dehnte ſich in dem leeren Raum, in der Ferne förmlich abgeſchloſſen durch die gelben, ruhigen Flammen der Kerzen. Er ging hinüber, betrat die Kirche, ſank in einer finſtern Ecke auf die Kniee und betete, betete haſtig, aufblicklos, glaubenslos, mit verſchloſſener, ſtürmiſcher, ſtürmiſch einen Abgrund hinunterrollender Seele.

Als er ſich erhob, ſchämte er ſich im Namen alles deſſen, was er je ſeinem Leben abgefordert hatte. Nüchtern und bebend verfiel er wieder in ſich ſelbſt.

62.

Anna Borromeo hatte ſeit dem Tag der Abreiſe das Zimmer ihres Mannes nicht mehr betreten. Dem Stubenmädchen, welches hatte aufräumen wollen, gab ſie einen ausweichenden Beſcheid. Jetzt, wo ſie ſich auf einmal und in ſo unangenehmer Weiſe allein ſah, fiel ihr ein, was Borromeo damals an ihrem Geburtstag geſagt, und ſie hatte Luſt, die Papiere zu ſehen, von denen er geſprochen. Sie ging alſo hinüber, nahm eine Lampe mit, ſchloß auf, blieb jedoch angewidert auf der Schwelle ſtehen, denn eine muffige ekle Luft ſchlug ihr entgegen. Sie überwand ſich, öffnete das Fenſter und ſuchte in der Lade, welche Borromeo bezeichnet hatte. Da das Fach leer war, dachte ſie ſogleich, er ſelbſt müſſe ausgeräumt haben und es könnte ſich nur um die Zettel handeln, die noch immer auf dem Fußboden verſtreut lagen. Einen Teil ſchien er ſelbſt verbrannt zu haben, denn Papier-Aſche ſtarrte aus dem offenen, ſchwarzen Feuerloch des Ofens. Anna läutete dem Mädchen, gebot ihr, die Blätter aufzuheben und ſie einzeln abzuſtauben. Dann nahm ſie den ganzen Pack mit, befahl, daß der Raum in Ordnung gebracht werde, ging in ihr eigenes Zimmer, ſperrte ſich ein, legte ſich auf ein überweiches Sopha, drehte die elektriſche Glühlampe über dem Kopfende auf und begann mit einer frivolen Erwartung ſich in den Inhalt der Blätter zu vertiefen.

Auf einem Blatt ſtand, in reinlicher, bedächtiger Schrift geſchrieben, Folgendes:

„Ich ſehe in mein Leben zurück wie in einen Hohlweg ohne jedes Licht. Auf dem Boden meiner gebrochenen Natur kann keine Blüte der Menſchheit mehr gedeihen. Der Acker iſt mit Steinen bedeckt. Es giebt keine Abhilfe von außen, denn kein Zuthun kann das Verbrechen ungeſchehen machen, das jeder Einzelne an ſich ſelbſt begeht. Jede Handlung entbehrt der Wahrheit und der Echtheit und alſo auch des fortdauernden Wertes, die nicht pflanzenartig auf dem Boden der unbewußten göttlich-perſönlichen Güte gewachſen iſt.“

Auf einem zweiten Blatt ſtand:

„Woran liegt es eigentlich? Ich habe meine Geſundheit verwüſtet wie Millionen anderer Menſchen. Meine Arbeit iſt freudloſes Opfern für einen Beruf, der nicht in meiner Beſtimmung liegt. Die Natur macht keine Phraſen, aber ich habe dafür geſorgt, daß ich zur lebendigen, abgebrauchten Phraſe der Schöpfung geworden bin. Ich habe dieſelbe Gewandtheit, wie alle Uebrigen, meinen Charakter faul zu verbergen und allmählich mich über das Wichtige und Weſentliche hinüberzulügen. Mein Trieb zur Geſelligkeit iſt Haltloſigkeit, mein Gefallen an der Kunſt Schwäche. Vorſtellungen ohne erlebte Anſchauung, Urteile ohne erkämpftes Gefühl, Empfindungen, deren Wurzeln nicht in meinem eigenen Innern liegen, ſondern die ich übernommen habe und jetzt nicht mehr ausroden kann, ein Leben ohne Einfachheit, ein unharmoniſches Aneinander-Reihen der Tage, ein blutleeres Spiel der Einbildungskraft, eine allgemeine weltanſchwärzende Bitterkeit, das iſt das Gemälde meiner Exiſtenz.“

Anna Borromeo griff zu einem dritten Blatt.

„Gewiß geht es ſo weit, daß ſich unſere Seele förmlich umkruſtet. Selbſt wenn ich einſam bin, lebe ich in Vielen. Zu ſpät gewahre ich, was Freunde, Müſſiggang, Ehrgeiz, Parteiſucht, Reden und Zuvielhören für Verwüſtungen in Geiſt und Herzen angerichtet haben. Das zermalmende Gefühl der ſelbſtverſchuldeten Ohnmacht kann nur durch Raſtloſigkeit und falſche Medizinen erſtickt werden. Was wird aus dem feierlichen Rauſchen der Bäume, aus der himmliſchen Heiterkeit des Sommers? Ein lyriſches Gebräu, eine andere Art Schnaps. Wenn Du Dich noch ſo hoch erhebſt, Du kommſt vielleicht den Wolken nahe, doch dem Himmel bleibſt Du fern. Wein, Tabak, Spiel und die Kultur der Weiberliebe verhindern, daß der Geiſt ſich ausbreitet und klar wird. Ich konnte nie etwas davon opfern. Ich begriff nie, daß Natur und Weltſeele nicht das winzigſte ihrer Geheimniſſe preisgeben ohne Opfer.“

Anna war ſchon etwas ermüdet, doch las ſie weiter. Dieſer Bogen war nicht mit Bleiſtift, ſondern mit Tinte geſchrieben und mit noch größerer Sorgfalt als die vorhergehenden.

„Hammer des Schickſals, du zerſchlägſt doch nur, was ohnehin in Trümmer gehen muß. Da iſt Arnold und ſeit ich ihn kenne, iſt mir dies Geſetz begreiflich. Seitdem weiß ich, was es mit dem Beiſammenleben der Menſchen in den Städten auf ſich hat, weiß ich, daß es keine im rein menſchlichen Sinne wirkende Geſellſchaft mehr giebt und daß das Ding, welches dieſen Namen trägt, nur ein Haufen niedriger Intereſſen-Gemeinſchaften iſt. Wie die Einheit der Perſon, iſt auch die Einheit des Staates, der Nation und der Familie zugrund gegangen. Die alten Formen ſind zerſprengt, und der gewachſene Körper hat noch kein Kleid gefunden. Der größte Teil der Menſchen vergeudet unter Trümmern der alten Formen Glück, Geſundheit und Leben. Die Künſte müſſen kraftlos ſein, weil die Künſtler keine Wahrheitskraft in ſich tragen. So ſind Religion, Sittlichkeit, Freundſchaft und Ehe ſeelenloſe Geſpenſter geworden.

„Aber Arnold, welches Rätſel! beſitzt dieſe Einheit der Perſon. Er beſitzt die innere Stimme, die nicht fehlraten kann. Was in roheren Zeiten den Völkern durch Sybillen und Propheten gegeben wurde, das hat er in ſich ſelbſt: Würde und Geſchloſſenheit des inneren Menſchen. Glück und Schmerz haben für ihn nicht den dumpfen Augenblicks- und Zufallswert und deshalb iſt ſein Daſein nicht zur flachen, zufälligen, fliehenden Erſcheinung geworden. Sein ganzes Weſen iſt zuſammengefaßt und bietet ſich jeden Augenblick in ſeiner ganzen Schönheit dar. Er läßt in Ehrfurcht Kräfte wirken, denen er ſich nur nicht feindlich zu zeigen braucht, um ſie zu fördern. Niemand bedeutet etwas, der nicht dieſe unſchuldige Einkraft des Weſens bewahrt hat. Dann erſt ſind Gedanke und That, Gefühl und Werk, Glaube und Wort untrennbar eins. Dann erſt hat die Welt der vernunftbegabten wimmelnden Geſchöpfe einen Lebensſinn, und Begriffe wie Gerechtigkeit, Freiheit, Glückſeligkeit füllen ſich mit ihrem urſprünglichen Inhalt. Um die Kraft, die ich in Andern zu Grunde richte, werde ich ärmer. Wer ſich an ſich ſelbſt vergeht, ſündigt an der Menſchheit. Denn ein eiſerner Zuſammenhang verbindet die Kreaturen. Außer mir iſt kein Schickſal, nur ich ſelbſt kann mich vernichten. Arnold wird nie, hoffentlich nie, der moraliſchen Tyrannei der Geſellſchaft unterliegen, nie wird er ihre Drangſale ſpüren, nie wird ſeine Gerechtigkeit zur Willkür werden. Damit kann ich mein eigenes Leben ruhig beiſeite legen.“

Anna Borromeo lächelte ſpöttiſch und murmelte: „Prophet“. Aber nichtsdeſtoweniger flößte ihr dies alles, wenn ſie es auch nur obenhin verſtand, eine wirkliche Achtung ein. Sie empfand eine unbeſtimmte Furcht vor dem Geſchriebenen, etwa wie ein Heide ſich vor dem chriſtlichen Gott fürchtet; darum

legte ſie es raſch beiſeite, drückte den Kopf in das ſeidene Kiſſen und wandte das Geſicht nach oben. Eine weiche Stimmung kam über ſie, faſt etwas wie Sehnſucht nach beſſeren Dingen als die waren, mit denen ſie ſich bisher beſchäftigt. Aber vielleicht war es nur Ueberdruß und Selbſtbemitleiden.

Nach einer Weile kam das Stubenmädchen und meldete: „Herr Anſorge.“ Anna runzelte die Stirn, beſann ſich, nickte und richtete ſich auf. Das Geſicht des Mädchens hatte ein vieldeutiges und zudringliches Lächeln gezeigt; zum zweiten Mal an dieſem Nachmittag kam Arnold und jetzt zu einer ungewöhnlichen Stunde, es war neun Uhr.

Faſt ungeſtüm trat Arnold ins Zimmer. „Habe ich mich ſchlecht betragen, Anna?“ fragte er. „Du mußt es verzeihen, aber mit mir iſt nicht alles, wie es ſein ſollte.“

Anna Borromeo zuckte nachläſſig die Achſeln und erwiderte nach einer Pauſe: „Iſt das alles? Deswegen brichſt Du wild bei mir ein, und ich muß das unverſchämte Grinſen der Dienſtboten erdulden? Nein, Arnold, ich erwarte mehr Rückſichten von Dir. Wir haben nichts mehr zu verlieren, als gerade das, was Du leichtſinnig aufs Spiel ſetzeſt.“

Arnold ſah ſie erſtaunt an und ſenkte dann langſam und voll Ueberlegung den Kopf. Seine braunen Haare waren ungeordnet; ſein ſtarker Mund hatte ſich feſt zuſammengepreßt. Er empfand in dieſen wenigen Sekunden eine große Entwürdigung und Erniedrigung und hatte nichts in aller Welt, um ſich dagegen zu wappnen. So weit durfte es nicht kommen, dachte er mit Bedauern. Anna Borromeo ſah gleich, daß ſie ſich hatte hinreißen laſſen. Plötzlich umfaßte ſie ihn mit einem ſchmeichleriſchen Laut und wollte mit den Lippen ſeinen Hals berühren. Das empfand Arnold als eine ſo große Unaufrichtigkeit, daß er mit beiden Händen ihren Kopf zurückhielt und die Augen ſchloß, um Annas Geſicht nicht zu ſehen.

Sie ging zum Sopha zurück, nahm die Aufzeichnungen Borromeos, rollte die Blätter nachläſſig zuſammen und reichte ſie Arnold mit einer ebenſo nachläſſigen Geberde. „Lies das, weil Du einmal da biſt“, ſagte ſie. „Ich habe es in Borromeos Zimmer gefunden; das meiſte davon ſcheint er vor der Abreiſe verbrannt zu haben.“

Mechaniſch griff Arnold nach der Rolle, entfaltete ſie und gewahrte Borromeos Schriftzüge. Ruhig ſetzte er ſich zum Tiſch und fing an zu leſen. Anna Borromeo beobachtete ihn; die wunderbare Veränderung ſeines Geſichts unterhielt und zerſtreute ſie. Auf einmal begannen ſeine Lippen ſo heftig und aufhörlich zu zucken, als ſeien ſie elektriſchen Schlägen ausgeſetzt. Er hatte zu Ende geleſen. Seine Hände und ſeine Arme zitterten. Schweigend ſtarrte er vor ſich nieder. Er vergaß die Anweſenheit Annas, ſchlug ſich mit der geballten Fauſt an die Stirn, ſeufzte unter furchtbarem Druck, und ſchnell, als wolle er ſeinen Gedanken kein Entrinnen möglich machen, fing er wieder von vorn an zu leſen, die Worte langſam vor ſich hin murmelnd, mit vertieftem, grämlichem und faſt furchtſamem Ausdruck des Geſichts. Als er fertig war, fielen ihm die Blätter aus der Hand. Er ſaß vorgebeugt und blickte Anna mit einer geiſtesabweſenden Aufmerkſamkeit an. „Was haſt Du, Arnold?“ fragte ſie leiſe.

„Gute Nacht, Anna“, murmelte Arnold, indem er ſich erhob.

Er kam auf die Straße und ſah nichts; er ſah nicht einmal die Straße, viel weniger die Menſchen. Er taumelte mehr, als daß er ging; er brummte, flüſterte, ſeufzte und machte mit den Armen trunkene Bewegungen. „Ja ja,“ rief er ſtehen bleibend und den Arm in die Höhe ſtreckend, einem alten Mann nach, der ſtillzufrieden an ihm vorbeigegangen war, „ja ja.“ Der Alte drehte ſich um, ſtutzte und lachte.

Zu Hause machte er in allen Zimmern Licht. An den elektrischen Flammen war ihm nicht genug, er zündete auch noch Kerzen an, so daß der Diener erstaunt und fragend dies unverständliche Thun beobachtete. Es war ihm kalt, wie wenn er aus der Ofenwärme eines Zimmers auf ein Eisfeld getreten wäre. Kein Gegenstand vermochte den Blick seiner Augen zu fesseln; jeder Muskel des Körpers schien ihm in unheimlicher, selbstthätiger Bewegung. Arnold fühlte es, in ihm wogte eine Welt der Vergangenheit gegen eine Welt der Zukunft, aber Finsternis umspannte dies Drängen und Kämpfen, welches mit einer Entscheidung für immer enden mußte. Das zusammengeschnürte Herz befand sich zugleich im sanft unmerklichen Flug gegen eine unbekannte Höhe. Eine gerechte und furchtbare Macht rollte plötzlich den Faden seines Lebens nach rückwärts ab und zwang Arnold, sich umzuwenden und der Gewalt zu folgen. Die ersten Stunden der Nacht vergingen in einer vollkommenen Besinnungslosigkeit. Indem er unaufhörlich durch die Flucht der Zimmer eilte, verlor sich Arnolds gerade und sichere Haltung; sein Kopf und seine Schultern beugten sich vor. Der verschleierte Blick suchte nach außen Halt und kehrte dann wie in einer schmerzlichen Krümmung enttäuscht und furchtsam nach innen zurück. Die sonst so glatten Haare lagen wüst und gesträubt wie ein Aehrenfeld nach Hagelwetter. Völlig erschöpft warf sich Arnold endlich auf ein Sopha. Seine im Sturm erfrorenen Gedanken vermochten nichts zu geben als ein klagendes Warum und Wohin. Dennoch nahte Bild auf Bild, quälend wie die Träume an der Grenze des Erwachens. Er vermochte nicht zu liegen, sondern ging in das Gelaß nebenan, wo der sorgfältig geflickte Antinous stand. Deutlich sah Arnold, daß die Figur nicht mehr war, was sie gewesen. Die Risse und Bruchstellen vernichteten den Eindruck der Lebenshoheit, des Nirgendgeborenen und Ewig Harmonischen. Arnold hockte sich auf einen Polsterschemel nieder, legte den Kopf zwischen die Hände und schlief ein, gerade als der erste Tagesstrahl die Finsternis draußen durchbohrte. Ein wenig später kam der Diener, noch verschlafen, in blauer Schürze und mit dem Besen. Verwundert und kopfschüttelnd sah er den Herrn so nach Marktweiber Art schlummern und berührte seine Schulter. Arnold träumte, er säße auf einem armseligen Leiterwagen, welcher durch Schnee und Regen nach Podolin fuhr. Ein fürchterlicher Blitz erleuchtete das Dunkel und Arnold sah, daß er gegen Friedrich Borromeo die Peitsche schwang. Denn kein Pferd war vorgespannt, sondern Borromeo zog das knirschende Gefährt durch den tiefen Schlamm und Morast, und beim Aufflammen des Blitzes gewahrte Arnold die angespannte Nackenhaut und den müde gesenkten Kopf. Plötzlich aber wandte sich Borromeo, schritt auf Arnold zu und wollte reden, da erwachte Arnold von der Berührung des Dieners.

Er ging ins Badezimmer, ließ einen kalten Wasserstrahl über den Kopf laufen, trocknete und kämmte sich und verließ das Haus. Langsam schritt er durch den unbeweglichen Morgennebel. Nach einer halben Stunde stand er vor Verenas Haus. Schwerfällig klomm er die Stiegen empor. Ihm war, als müsse er sich dort oben vor der Welt verkriechen. Aber Ruhe empfing ihn dort nicht. Im Gegenteil: eine Stimme erhob sich aus der Ferne, rief, rief . . . Arnold konnte nicht verstehen. War es Verenas Stimme? Fremd war ihm Verena. Ein Traum, nicht zu Ende geträumt, wie der aus der vergangenen Nacht, mißverstandene Leidenschaft, getötet durch eine in der Finsternis erhobene Peitsche. Wie dunkel lagen die Wege!

Hunger und Durst trieben Arnold wieder fort. Valescott begegnete ihm. „Wie sehen Sie aus, lieber Freund!“ rief der Leutnant. „Ihnen ist nicht wohl, wie? Soll ich einen Wagen besorgen? den Arzt benachrichtigen?“ Nichts von alledem. Arnold entzog sich dem Besorgten. Jedes menschliche

Geſicht flößte ihm Furcht ein, denn in jedem ſah er verwandelt ſein eigenes, aller guten Triebe beraubt, leer, dünkelhaft, lügneriſch und lichtlos. Aber kann es ſo weitergehen? dachte er; iſt es nicht beſſer zu morden, als ſich ſelbſt mit Füßen zu treten?

Ohne daß ein Vorſatz ſeine Schritte gelenkt hätte, befand er ſich plötzlich vor dem Nordbahnhof. In der Halle ſtudierte er den Zugsplan, — zu fragen war ihm widerlich — und ſah, daß er in einer Stunde nach Podolin fahren konnte. Er kaufte ein Billet, ſetzte ſich im Wartesaal in einen dunkeln Winkel, umtobt von dem Stimmengewirr eilfertiger Menſchen, und ſo, ohne Reiſegepäck, in wüſter, geſchlagener Dumpfheit, beſtieg er auch den Zug.

63.

Der milchige Nebel bedeckte das Land und ſchien die Bewegung und das Klappern der Räder zu dämpfen. Schwarze Bäume ſtreckten mit verzweifelter Geberde ihre Aeſte in den Nebelqualm. Mitten auf freier Strecke mußte der Zug halten, und die Bedienſteten liefen rufend hin und wider. Arnold ſtieg aus und ging langſam neben einem Acker zur Maſchine, vor welcher der Leichnam eines Pferdes hingeſtreckt lag. Geſchäftig, aber unthätig ſtanden die Leute beiſammen. Arnold wandte ſich ab; der Kopf des toten Tieres erinnerte ihn an ſein Traumpferd und er hatte das Gefühl, als lebe er nicht mehr im Willen, als könne er nicht mehr über die Brücke des Vorſatzes von Handlung zu Handlung gehen, ſondern als ob alles bloß auf einem falſchen Geſicht beruhe. Angſt und Ahnung ließen ſeine Züge zuſammenſchrumpfen wie den Schwamm eine Fauſt.

Das Zeichen zur Weiterfahrt wurde gegeben. Arnold ſetzte ſich wieder in ſeine Ecke, Minute auf Minute rollte hörbar an ſeinem Ohr vorbei und miſchte ſich klappernd mit den Millionen der ſchon verfloſſenen. Leicht glaubte Arnold diejenige herausklauben zu können, während welcher er auf ſo rätſelhafte Weiſe ſich ſelbſt verloren hatte. Aber alle ſahen einander gleich; ſtumm und tot wie Holzſcheite ſchwammen ſie auf dem glatten Strom der Zeit ins Ewige hinaus.

Die Station kam, in der Arnold den Zug verließ. Weit und breit war kein Wagen zu haben. Er mußte zu Fuß nach Podolin. Der Boden war hart, wenn auch nicht gefroren. Von oben ſchien Gott gegen die Erde zu blaſen, worauf das Nebelwerk widerwillig verflog. Wie in die Tiefe eines Trichters blickte ein Stück hellblauen Himmels herab. Leer und ſtill dehnte, bog und hob ſich das Land. Auch vor Arnolds Schritten wich der Nebel zurück, bis er ſich allmählich gegen den Horizont drängte. Die Sonne beſchien ihn bräunlich golden, und nur den Fluß entlang türmte er ſich noch wie eine fabelhafte Bergkette.

Zwei Stunden lang marſchierte Arnold, ohne daß er es wagte, an den lebendigen Kundgebungen der ſich verſchönenden Natur ſelbſt nur mit den Augen teilzunehmen. Es war drei Uhr nachmittags, als er durch eine Biegung des Wegs rechts den Hügel von Podolin gewahrte. Er ging links gegen den Anſorge-Hof; auf dem hölzernen Steg, der über den Fluß führte, blieb er ſtehen und ſchaute ins Waſſer. Jetzt erſt dachte er daran, wen das heimatliche Haus drüben beherbergte, und eine finſtere Verzagtheit ergriff von ihm Beſitz. Moraſtig und faul wie das Waſſer unten erſchien ihm ſein Inneres, und er lehnte ſich mit einer Inbrunſt an das ſchwache Holzgeländer des Stegs, als fürchte er, ſelbſt das dunkle Abbild ſeines Ichs zu verlieren, welches der Waſſerſpiegel zurückgab und welches ihm doch wenigſtens ſeine eigenen Züge, ſeine Augen, ſeinen Mund, ſeine Arme zeigte.

Er ging weiter und trat ins Haus, als Urſula gerade mit mehlweißen Händen aus der Küche kam. Nach ihrer Gewohnheit ſchlug ſie die Hände zuſammen, und es entſtand eine weiße Staubwolke um ihren Kopf. Aber Freude ſchien ſie nicht zu empfinden. Die Luft im Hauſe war verändert. Urſula, die hier ihre eigentliche, friedliche Heimat gefunden hatte, fühlte ſich nun unbehaglich. In dem ſchmalen Flur ging Arnold auf und ab; die alte Wirtſchafterin beobachtete ihn traurig und etwas erſtaunt. Sie fragte, wo er ſein Reiſegepäck habe, doch er antwortete nicht. Er könne nur in der Hinterſtube wohnen, fuhr ſie betrübt fort. Die drei andern Zimmer hätten der Herr Onkel und Chriſtian inne.

„Wo iſt Chriſtian?“ fragte Arnold, und ſein Geſicht ſchrumpfte wieder in jener gewaltſamen Art zuſammen.

„Aufs Poſtamt“, erwiderte Urſula. Frau Borromeo habe telegraphiert, ſie ſchicke einen Arzt zur Unterſuchung und der Kranke müſſe vielleicht in eine Anſtalt.

Arnold ſtellte ſich auf die Schwelle zur Küchenthüre und lehnte die eine Schläfe gegen den Pfoſten, während Urſula hantierte und dabei erzählte. Sie buk einen Obſtkuchen für Borromeo; nur dies eſſe er bisweilen, ſonſt verweigere er faſt alle Nahrung. Er ſei ſehr ruhig, nur in der Nacht fange er oft an zu phantaſieren, aber Niemand könne etwas davon begreifen. Es dürfe nie finſter ſein, er fürchte ſich vor der Finſternis. Bevor er ſich niederlege, ſchliche er zehn Mal zu den Thüren, um zu ſehen, ob ſie feſt verſchloſſen ſeien. Oft laſſe ihm dieſer Gedanke auch im Schlaf keine Ruhe, und Chriſtian müſſe dann mit der Kerze in alle Winkel leuchten. „Der hieſige Doktor behauptet“, fuhr Urſula fort, die aus Plauderſeligkeit heiter geworden war, „daß die Einſamkeit an allem ſchuld iſt und daß jetzt nichts mehr zu machen iſt. Er iſt unheilbar. Jede Woche läuft uns auch eins vom Geſinde davon. Sie ſind abergläubiſch und ängſtigen ſich vor dem guten Herrn wie vor dem Teufel.“

Arnold war kreideweiß im Geſicht. Mit wankenden Knieen ging er wieder in den Flur zurück. Er trat an die Thüre von Borromeos Zimmer und legte die Hand auf die Klinke. Er wagte nicht einzutreten, ihm ſchwindelte. Unſicheren Schrittes ging er auf den Hof und ſah vom Zaun aus gegen die Fenſter. Dann eilte er in den Park. Er atmete ſchwer und luftſuchend. Plötzlich aber ſtand er ſtill und klammerte den einen Arm um eine Föhre. Kirchthurmläuten tönte von Podolin herüber. Mit aller Gewalt ſammelte er ſich zu einem Entſchluß. Seine Stirn und Blicke waren geſenkt, als er zum Haus zurückging. Ohne weiteres Zaudern öffnete er die Thür zum Zimmer des Oheims.

Borromeo ſaß einige Schritte vom Fenſter entfernt und ſchaute, eine ſteinerne Unbeweglichkeit in allen Gliedern und ſelbſt im Geſicht, gegen die Landſchaft hinaus. Sein Bart war vollſtändig grau geworden. Der ziemlich kahle und ſeltſam abgeplattete Kopf mit der niedrigen Stirn hatte etwas von einer aufgeſetzten Wachsmaske. Die Hände waren gelb und ſchmutzig. Sehr langſam wandte Borromeo den Kopf gegen die Thüre. Das Geräuſch des Eintretenden war längſt verklungen, aber es ſchien, als brauchten die Laute zehnfache Zeit, um zu ſeinem Ohr zu gelangen. Er blickte Arnold ins Geſicht, doch ſo, als ob er höchſtens eine befremdliche und auffallende Unterbrechung in dem gewohnten Anblick der Dinge gewahre, die ihn umgaben. Sein Blick ſchien nicht ſehen, ſondern nur taſten zu können. Er fletſchte die Lippen und lächelte endlich, wobei Geifer in den Bart rann.

Schrecklich hob und ſpannte ſich Arnolds Bruſt. „Onkel Borromeo, kennſt Du mich nicht?“ fragte er endlich mit hohler, röchelnder Stimme.

„Hä – ?“ machte Borromeo. Es war ein empfindungsloſer Laut, von einer Bewegung des Mißtrauens begleitet. Auf einmal ſagte er, indem er beide

Hände zur Höhe des Halſes erhob: „Zurückgeſetzt . . . ſie lauern . . . man muß vo—orſichtig ſein . .“

Arnold, als ob er einen Fauſtſchlag auf den Hinterkopf erhalten hätte, wankte und ſtreckte den Arm aus. Borromeo verdrehte ängſtlich die Augen und wollte ſich erheben. Da nahm ſich Arnold zuſammen und verließ den Raum.

64.

Draußen überfiel ihn eine betäubende Schlafſucht. Er taumelte in das Zimmer, das Urſula inzwiſchen notdürftig für ihn hergerichtet hatte, warf ſich auf die nackte Matratze und ſchlief ein. Stundenlang war ſein Schlaf ſteinern, dann, an der Grenze des Wachens, ſtellten ſich Träume ein, und er begann im Traum zu weinen. Aber die Thränen floſſen nur nach innen, nicht nach außen.

Nach Mitternacht erwachte er, erhob ſich, ſuchte Licht zu machen, fand aber weder Streichhölzer, noch Kerze. Er taſtete ſich, nachdem er den Mantel umgeworfen hatte, in den Flur, fand aber die Hausthüre verſperrt. Er überlegte, ob er Urſula wecken ſolle; er lehnte die Stirn an die kalte Mauer, und feurige Gebilde erſchienen vor ſeinen ungewiſſen Augen. In ſeinem Innern war eine ahnungsvolle Stille eingetreten. Wenige Minuten, und er kehrte zurück und ſtieg durch das Fenſter in den Hof, zog vor dem froſtigen Anhauch der Nacht den Mantel feſt über der Bruſt zuſammen, und bald hatte er das Haus weit im Rücken.

Das Land lag dumpf und ſchwarz. Wie er ſo ging, ſchien es, als ſuche er auf dem Boden etwas, das ihm gehörte und das ihm ein unſichtbarer Arm aus dem Innern der Erde heraufreichen müſſe. Seine Ohren waren von Sauſen erfüllt, ein atemloſes Abwarten entſtand, wie es auf dem Waſſer herrſcht, wo die kleinſten Wellchen und Waſſertropfen ins Zittern geraten, bevor der Rand der Morgenſonne ſich zeigt. Mit feuchten Augen blickte Arnold in das Dunkel und rief aus: „Bezahlen! das iſt das große Wort, bezahlen!“

Auf einer hügeligen Erhebung des Bodens blieb Arnold ſtehen. Fern, hinter dem fernſten Waldrand glühte der ſonſt ſo ſchwarze Himmel ſüßlich rot. Ein Brand ſchien dort zu wüten, aber der runde, abgegrenzte Feuerfleck ſah mehr wie das geöffnete Thor zu einer unbekannten Welt aus, wohin Arnold nun einzig ſein Auge zu richten habe. Und er ſpürte, wie eine geiſtergleiche Hand Trübes und Unreines aus ſeinem Innern entfernte und wie das ungeduldig pochende Herz ſich ausdehnte und freier zu ſchlagen begann. Bezahlen, dachte Arnold, das iſt es. Nicht darum handelt es ſich, von neuem hinauszugehen und zu probieren, ob das Schlechte nicht wiederkommt. Nicht darf man ſich betrügen und glauben, ein neues Leben iſt da, wenn man nur das alte vergeſſen kann. Und wie ſehr ich vergeſſen kann, das hat ſich gezeigt. Wenn ich das Gute und Größte vergeſſen konnte, um wie viel eher werde ich das Schlechte und Gemeine vergeſſen. Leicht iſt es, ſich ſelber zu betrügen und zu glauben, du biſt beſſer geworden, nur weil du geſehen haſt, wie ſchlecht das Schlechte iſt. Habe ich nicht erfüllt, wozu ich mich auserſehen hatte, ſo iſt auf ewig verloren, was mir beſtimmt war. Es iſt unrechtmäßig, glücklich werden zu wollen, wenn man ſchlecht gelebt hat. Ich darf mich nicht ſchleppen mit dem Vergangenen und ich darf es nicht hinter mich werfen, — was muß ich alſo thun, damit Gerechtigkeit entſteht?

Arnold ging weiter. Vor ſeinen Augen flimmerte die Finſternis. Mechaniſch ſtreckte er die Arme aus, und es war ihm, als könne ihn die Erde nicht länger tragen. Schauer auf Schauer überflutete ihn. Undeutlich und fieberhaft zuerſt,

dann, indem die Wölbung seiner Brust und seiner Stirne sich furchtbar spannten, erst Gedanke, dann Gefühl, dann zusammenrauschend und -stürzend, erhob sich eine Stimme wie der Flügelschlag eines heranschwebenden Vogels: Nur wenn du nicht mehr bist, wird auch dein Uebel nicht mehr sein; erst aus der sühnenden That erwacht das Bessere wieder und bleibt unsichtbar im Raum, bis es einen neuen Leib findet.

Mit ausgebreiteten Armen sank Arnold zu Boden. Seine Finger bohrten sich in den Sand, Wange und Kinn wurden von einem Strauch geritzt, Krämpfe durchzuckten seinen Körper. Wann hat es begonnen? grübelte er mit glühend heißen Augen: an welchem Tag, zu welcher Stunde? Langsam hat mich ein Ungeheuer umschlungen, und seine Kunst war es, mich müde und faul zu machen. Eingeschläfert hat es mein Herz und dann entzwei gerissen, sodaß böse neben gut entstand.

Seine tiefe Erschütterung, die wie in Flammen alle Stützen seines Wesens zusammenbrechen ließ, zeigte deutlich, daß er jenes ohne seinen Willen entstandene Gebot als etwas Unabänderliches hinnahm. Ja, er versperrte selbst den Weg für die zudringlichen Entschuldigungen der Leidenschaft und die Beredtsamkeit des Gefühls, welches, ein Brandstifter, doch nichts davon wissen will, daß Feuer gefährlich ist. Langsam und kraftlos wurden die Zuckungen, welche das verzehrende Grauen vor dem Nichts und vor dem Nicht-Sein erzeugt hatte. Langsam auch verlor sich die rauschartige Angst, die das Sterbenmüssen einer so jungen Seele, ohne Vorbereitung durch Krankheit und Erschlaffung der Sinne einflößt. Und in demselben Augenblick, als einmal der Geist sich dieses Gebotes als einer Erkenntnis bemächtigt hatte, war das entsetzliche Sträuben völlig verflogen. Der Gedanke wusch die Seele rein. Stolz und heiter wandte sich die Phantasie ab von der Nacht, die außerhalb der Grenzen des Lebens und der Erde fließt und vergoldete mit seliger Inbrunst die Spanne Zeit, die noch blieb, bis der entschlossene Fuß vor jenen Abgrund hingetreten war. Ob dies eine Stunde war oder fünfzig Jahre, veränderte nichts in Arnolds licht- und frohgewordener Brust. Als er sich erhob, wuchs wie neugeboren auch sein ganzes Wesen empor, gesammelt, friedlich und fest. Er war sich selber dankbar, und als ob er in einer dazwischen liegenden, dunklen Zeitspanne nur mit einem kleinen Teil seiner Sinne gelebt hätte, *fühlte* er sich jetzt, fühlte er klar und leicht den menschlichen Sieg über die ungefähren, blind niederreißenden Schicksalsmächte. Er war seines Geistes Herr geworden und damit des Lebens Meister. Er nahm wahr, wie alle Dämmer-Empfindungen dabei matt und erschöpft zurückebbten wie das Wasser, das vergeblich einen Felsen umdonnert hat und sich charakterlos beruhigt.

Der östliche Himmel kam ins Glühen. Mit einem seltsam kühlen und heiteren Lächeln setzte Arnold seinen Weg fort. Er verfolgte gespannt das Auseinanderfließen der flammenden Cirruswölkchen und wie der Himmel mit jeder Minute klarer und strahlender wurde, als hätte ihn eine verborgene Quelle mit Bläue übergossen. Die Luft war frisch und dünstelos. Als Arnold nach Podolin kam, war es schon ziemlich weit im Vormittag, aber die Häuser sahen aus, als lägen sie noch im Schlaf, als hätte die farblose Herbstsonne nicht Kraft genug, in ihnen das Leben zu erwecken.

Bei der Werkstatt des Mechanikers Meseritz blieb Arnold stehen und betrachtete die ausgehängten Flinten und Hirschfänger. Die Gutsbesitzer der Umgegend besorgten ihre Jagdgeräte aus der Stadt und Meseritz wurde nur für Ausbesserungen würdig gefunden. Hie und da kam ein Bäuerlein oder ein Knecht, der zur Schützengilde gehörte, und kaufte mit Stolz sein Gewehr. Die Werkstatt lag einige Treppen tiefer als die Straße. Arnold ging hinunter und

verlangte einen Revolver. Meseritz erkannte Arnold, schleppte geschmeichelt herbei, was er an Vorrat besaß, erkundigte sich demütigst nach dem werten Befinden und machte in aller Unterthänigkeit auf einen kleinen, zierlichen Revolver aufmerksam, in dessen Lauf die Worte eingraviert waren: Heil unserm König, heil. Doch Arnold wählte eine billige und gewöhnliche Waffe, bezahlte den geringen Preis und empfahl sich freundlich. Er schritt den Hügel hinan, kam wieder in die freie Landschaft und sah plötzlich hinter dem Zaun ihres Gärtchens Agnes Hanka. Sie schüttelte Zwetschken von den Bäumen und sah gut und gesund aus. Kaum hatte sie Arnold erkannt, als sie freudig winkend zum Pförtchen schritt und ihm schüchtern lächelnd die Hand reichte. „Ich weiß, daß Sie mit Alexander befreundet sind", sagte sie, „da sind Sie also auch mein Freund."

Arnold errötete. Er begriff in diesem Augenblick, was ihn und Hanka auseinandergerissen hatte. Kopfschüttelnd antwortete er: „Hanka und ich sind Freunde gewesen; wir sind es nicht mehr durch meine Schuld."

Agnes lächelte wie Frauen über Männerumtriebe zu lächeln pflegen. Sie nahm es nicht recht ernst. Indem sie offen in Arnolds frisches und von innen strahlendes Gesicht blickte, welches keine Uebernächtigkeit zeigte, lud sie ihn zu einem Butterbrod und einem Glas Wein ins Haus. Sie wünschte stets zu geben; da dies für sie am leichtesten und unverfänglichsten war, machte sie ihre Speisekammer zu einem Vorzimmer ihres Herzens.

Arnold hatte Hunger und nahm die Einladung an. Alsbald setzte Agnes Brot, Schinken, Wurst, Butter, Honig, Käse und eingemachte Früchte vor ihn hin, rückte einen Stuhl an die andere Seite des Tisches und sah gerührt und dankbar dem eifrig Essenden zu, denn sie hatte seit langer Zeit keinen Gast mehr in ihrem Hause gehabt. Arnold erzählte mit Vorsicht von Hanka, denn er erinnerte sich, daß er gewisse Geheimnisse vor Agnes nicht preisgeben dürfe. Als er genug gegessen, getrunken und erzählt hatte, erhob er sich, reichte der lieben Wirtin die Hand und ging.

In ziemlich weitem Bogen führte sein Weg gegen den Ansorge-Hof. Als er das Haus betrat, erfuhr er von Ursula, daß um sieben Uhr morgens ein Arzt und ein Wärter angekommen seien und schon zwei Stunden später seien Borromeo und Christian mit jenen beiden wieder abgereist. Arnold zuckte zusammen, als er dies vernahm, als entfalte sich längstvergessenes Unheil wieder vor seinem inneren Blick; aber dies war nur ein letztes Gedenken. Ruhig atmend, wie mit der stolzen Freude an der Unwandelbarkeit des Ideals beschäftigt, wanderte er eine Zeit über im Hof auf und ab. Dann trat er von neuem ins Haus, suchte einen Bogen reinen Papiers aus der Lade, wo dergleichen verwahrt wurde, setzte sich nicht ohne Umständlichkeit an einen Tisch und schrieb: „Der Ansorge-Hof fällt nach meinem Tode mit allem beweglichen und unbeweglichen Gut an unsere alte Dienerin Ursula Kämmerer. Mein in ungarischen Staatspapieren auf der Depositenbank liegendes Bar-Vermögen im Betrage von achtmalhundertvierzigtausend Gulden laut Contocorent vom 1. Juli a. c. vermache ich meinem Freunde, dem Statthalterei-Beamten Ludwig Wolmut, zur Zeit in Graz. Bei klarem Bewußtsein meiner selbst und in gerechter Selbstbestimmung habe ich dies niedergeschrieben zu Podolin in Mähren, am 27. Oktober. Arnold Ansorge."

Arnold wußte genau, was er damit that; er wußte genau, daß Niemand in der Welt einen würdigeren und überlegteren Gebrauch von diesem Gelde machen würde, als Wolmut, der Thätige, Entschlossene, Ratsichere, aber auch Fantasie- und Temperamentlose. Ihn konnten keine Lockungen überwältigen.

65.

Es war zwei Uhr nachmittags, als Arnold das Haus verließ. Von einiger Entfernung ſchaute er darauf zurück und lächelte. Dies war die Burg ſeiner Kindheit, die ſtarke Feſtung, die ſein Weſen beſchützt und genährt hatte, es rund und rein hatte werden laſſen wie eine Kugel, die beſtimmt iſt bedeutungsvolle Bahn durch den Aether und die Geſtirne zu laufen.

Er ging ein Stück am Fluß entlang, bis er zu einem verwahrloſten Hüttchen kam. Am Ufer hockten ein Mann und ein Weib und flickten Netze. Im Waſſer lag ein kleines Boot. Arnold bat die Leute um das Fahrzeug; er wolle nur bis zum Wald hinunter rudern. Zugleich gab er dem Mann ein Guldenſtück und ſtieg ein. Stehend, mit der Stange ſtieß er das Boot flußabwärts, wobei er lange Ruhepauſen machte, um den ſtrahlenden Himmel oder ſein dunkleres Abbild im dunklen Waſſer zu betrachten. Es ſchien ihm, als gleite er zwiſchen zwei Himmeln ſelig dahin. Noch nie hatte ihn ſolches Lebensbewußtſein erfüllt und was vor ihm lag, fern und glänzend, glich einem Gletſcherfeld hoch oben, weit über der lebendigen Ruhe des Thals. Er hatte nie das Gefühl körperlicher Krankheit kennen gelernt, doch ſpürte er jetzt eine Ahnung, was Geſundwerden und Geſundſein bedeutet. Es war ihm ſonntäglich zu Mut. Ohne Bitterkeit, ohne Sehnſucht umfaßte er ſein ganzes Herz, hob es heraus und empor und ließ es funkeln in der Sonne.

An einer ziemlich einſamen Stelle, wo der Wald an beiden Ufern dicht zum Waſſer trat, legte Arnold an und kettete das Boot an einen Stamm. Seine Blicke liebkoſten das hellgrüne Moos, den Blätterteppich, die glitzernden Gräſerſpitzen, das Mückengewimmel in der weißlichen Luft, durch gelbe und goldene Sonnenſtrahlen ſchießend. Er horchte auf das feine Sauſen des Windes hoch in den Kronen, auf vielfältige, ſchläfrige, halberſtorbene Laute, Zweigeknacken, Blätter-Raſcheln, das Flattern kleiner Vögel. Die meiſten Sträucher waren ſchon kahl; auf einem kleinen Wieſenſtück ſtanden hunderte violetter Herbſtzeitloſen. In der Tiefe des Forſtes ertönte freudiges Hundegekläff, dann ebenſo fern das Knallen einer Peitſche. Bisweilen ſtieg ein Hauch wie Nebel zwiſchen den Stämmen empor, und ganz nahe über Arnold hackte ein Specht.

Die Sonne war am Sinken. Rötlich überhaucht, zitterten die grünen Tannennadeln in der Luft. Der Himmels-Ausſchnitt, den eine Lichtung wahrnehmen ließ, veränderte ſein unbeſchreiblich ſattes Tiefblau ins Grünlich-Violette. Arnold legte ſich auf eine Schicht von braunem Nadelwerk, ſchloß halb die Augen und trank die ſüße Luft. Mit der Hand haſchte er nach den Fäden des Altweiberſommers, die ihn umſchwebten wie verirrtes Geſpinnſt aus Feenkleidern. Vertieft blickte er dann auf einen Ameiſenzug neben ſeiner Schulter, und er fühlte ſich klein wie eine Grille und betrachtete liebend dieſe Welt der Ameiſen und den Wald der Gräſer von unten und innen. Seine Züge wurden noch ruhiger als bisher, aber auch ernſter. Er rückte ein wenig hinauf, um ſich bequem an den dicken Stamm der Föhre lehnen zu können, die von allen ringsum am höchſten ragte und als erſte das Abendrot an ihrer Spitze auffing und im Oſten zugleich den gelben Mond begrüßte. Arnold pflückte einen Grashalm und zog ihn, vertieft lächelnd, durch den Mund, ſodaß die kalte, tauige Feuchtigkeit ſeine Lippen erfriſchte. Dann öffnete er den Rock und das Hemd, zog den Revolver aus der Taſche und drückte die Laufmündung feſt gegen die linke Bruſt.

Goethewege.

Von **Felix Poppenberg.**

„Denn wärt Ihr immer bei einer geblieben,
Wie könntet Ihr noch immer lieben?"

Goethewege voll Dämmerung und Nebelglanz, voll Schleierlicht und Sturmeswehen, voll Kraft und Stille, voll großer, freier Heiterkeit und hellem, weiten Höhenblick wandelt man beim Lesen seiner Briefe.

Nach der treufleißigen, gewissenhaft registrierenden philologischen Behandlung Goethischer Papiere, die diesem Garten der Erkenntnis das notwendige, sichere Fundament gab und der man sehr dankbar sein muß, kommt jetzt eine Publikationsmethode auf, die auf jener emsigen Handwerksarbeit erwuchs und die nun freilich bannenderen Reiz hat.

Eine Publikationsmethode ist es, die ohne alle Nebeninteressen, von aller isolierenden Spezialbehandlung fern, rein auf die Darstellung der menschlichen Totalität Goethes ausgeht. Aus Goethes Worten soll sich Goethes Menschheit aufbauen; in Geist und Fleisch, durch Höhen und Tiefen sollen wir mit ihm gehen; Unmittelbarkeit, momentanes Wesen, widerspruchsvolles Wirren, Häuten und Wechselspiel, Aufwärtssteigen, Entfaltung, Klarheit, Wahrheit und Geisteswehen soll nahe kommen. Atmosphärenbücher entstehen so von lebendig gespannter dramatischer Fesselung. Der Leser gewinnt sich dabei den Genuß überschauenden Sehens; einen wunderbaren Menschen hört er, wie er jung und dumpf ein Spiel von jedem Druck der Luft ist und ganz sich allen Situationen giebt, als wäre die letzte die höchste, und der Zuschauer weiß, daß alles Wechsel und Wandel ist und im Gegenwärtigen fühlt er den Künftigen — Geburtswehen einer Menschlichkeit.

Die schönste solcher unbewußten Autobiographien ist die Sammlung Goethischer Gespräche, die Woldemar von Biedermann herausgegeben. Aus den Einzelsammlungen, denen es immer nur daran lag, den mündlichen Verkehr mit einer bestimmten Persönlichkeit zu fixieren, stellte er ein Bild des redenden Goethe überhaupt zusammen, von den jugendlichen Lippen bis zum Greisenmunde. Aehnlich, so daß es weniger auf die Adressaten, als auf eine chronologisch synchronistische Reproduktion Goethischer Emanationen ankommt, verfährt man jetzt mit den Briefen. Eduard von der Hellen hat in seiner Auslese aus dem großen Weimarer Corpus Inscriptionum die denkwürdigsten Blätter und die leibhaftigsten Zeugnisse für Goethes Leben in seinen Briefen herausgehoben. Zwei Bände wunderbarer Fülle sind bis jetzt erschienen, vier werden folgen (Stuttgart, Cotta). Goethes

erſtes und zweites Leben erſchließt ſich hier in ſeinen metamorphoſenreichſten Perioden, von den Exaltationen der Dumpfheit bis zur Abgeklärtheit der Italieniſchen Wanderjahre.

* * *

Der junge Goethe wird wieder einmal lebendig. Wie oft hat man dieſe Briefe ſchon geleſen, und doch ſind ſie immer wieder neu. Die Leipziger Zeit voll der Launen des Verliebten, voll halb geſpielter, halb gefühlter und gar zu gern geſpiegelter Leidenſchaft. Lehrjahre der Liebe im quäleriſchen Dienſte der „filles saxonnes“, der „Landsmänninnen der Minna“. Das zierliche Bild Käthchen Schönkopfs führt den Reigen. Werthervorklänge hört man, Wolluſt des Jammers, der Zerriſſenheit, eiferſüchtiger Erſchütterung, Stammeln und Gefühlsraſen. Aber Bewußtheit iſt in dem Paroxysmus. Man merkt auch in den Momenten, wo die Flut ungebändigt dahinſtrömt, das Vergnügen, die Genugthuung am Erleben ſolchen Gefühls und den Genuß an der ſchrankenloſen Konfeſſion, ſich die Kleider vom Leibe zu reißen und die Haare zu zerwühlen. Und gleichzeitig, darin liegt der Reiz der ſynchroniſtiſchen Anordnung, ſehen wir den jungen Goethe in anderen Situationen. Das Erleben giebt ihm eine gewiſſe renommiſtiſche Ueberlegenheit. Als Mädchenkenner fühlt er ſich und die Früchte ſeiner Bildung ſammelt er für die Schweſter Cornelie. Mit parodiſtiſcher Gravität ſchreibt er Erzieherbriefe, aber Natur und Wahrheit iſt lebendig in ihnen und gleich im Anfang ſagt er ſchon das gute Wort: „ſchreib nur, wie Du reden würdeſt, ſo wirſt Du einen guten Brief ſchreiben.“

Wie ein Vorklang aller kommenden Liebe ſchließt die Leipziger Leidenſchaft, gleich Heineſchen Verſen: „Wir haben mit der Liebe angefangen und hören mit der Freundſchaft auf.“

Durch alle Fegefeuer der Liebe ging Goethe, ſtets bereit mit ſtärkſter gegenwärtigſter Hingabe; das erlebte Gefühl ward ihm unverlierbarer Gewinn und immer wieder als Heiler, Unverſehrter, Neuer tauchte er aus allen wirren Strudeln auf und durfte heiter lächelnd zurückblicken. Sein eigenes Wort: „Wer ſich an die Weiber hängt, der wird abgeſponnen wie ein Wocken“ hat ihn nicht getroffen. Das jähe Aufgeſtörte der Empfindung beſchwichtigt ſich immer wieder in Munterkeit und Ruhe; die Fähigkeiten ſeines Gefühls werden dabei nicht geſchwächt, wie Ebbe und Flut wallt es, und voll Staunen über die Fülle und Vielfältigkeit des eigenen Weſens genießt er ſich und jedes neue Gefühl.

Straßburg kommt mit dem wehen Glück der Friederikenliebe: „der Zuſtand meines Herzens iſt ſonderbar. Sind nicht die Träume Deiner Kindheit alle erfüllt? frage ich mich manchmal, wenn ſich mein Aug' in dieſem Horizont von Glückſeligkeiten herumweidet: ſind das nicht die Feengärten, nach denen Du Dich ſehnteſt? Sie ſinds, ſinds! Ich fühle es, lieber Freund, und fühle, daß man um kein Haar glücklicher iſt, wenn man erlangt, was man wünſchte.“

Einfach aber ſind all dieſe Zuſtände gegen die drangvollen Kriſen, die nun kommen, die Werther- und Stellazeit voll ſeltſam verwirrender Doppelleidenſchaft, da Goethe ſein Weſen vervielfältigt fühlt und widerſtreitende Wünſche das Erdreich ſeines Innern ſchmerzvoll zerfurchen.

Die Lottenbriefe ſprechen unmittelbarer und ſtärker zu uns als der Werther

und das pſychologiſch ſo ſeltſame dieſer Gemeinſchaft zwiſchen Lotte, Goethe und Keſtner iſt hier ausgeſprochener und rückhaltloſer noch.

Solche Dreieinigkeit in Vertrauen und Hingabe zwiſchen Braut, Bräutigam und Freund iſt ganz im Geſchmack des achtzehnten Jahrhunderts. Viele ähnliche Verhältniſſe finden ſich. Thereſe Huber wurde von ihrem Bräutigam durch ein förmliches Sakrament ſeinem Freunde zur Freundin vertraut. Eine Steigerung des Gefühls genoß man in dieſer Einheit. Sehnſucht, Entſagung, die Thränen des Abſchieds, wenn dann der Freund ſich losriß von den Glücklichen, wurden eine Wolluſt und die ſchrankenloſe Mitteilung allen Gefühls eine Wonne. „Wäre ich einen Augenblick länger bei Euch geblieben, ich hätte nicht gehalten," ſchreibt Goethe im Abſchiedsbrief an Keſtner, „ich gehe morgen zu Fuß nach Darmſtadt und hab' auf meinem Hut die Reſte ihres Brautſtraußes." Und ihm klagt ers, daß ſie nicht von ihm geträumt.

Aber die volle Natur wächſt über das weichliche Schwelgen heraus, ſobald er aus dem Bannkreis iſt. „Gegenwart," das ſagte er ſelbſt, bedeutet für ihn alles; als er Darmſtadt verlaſſen, regt ſich wieder das Lebenselement in ihm. Ein Entſagender iſt er aus dieſer Lottenliebe geſchieden, aber kein entſagender, gebrochener Werther, der am Ende ſteht. Eher iſt der Goethe dieſer Zeit einem antiken Gott gleich, der der Sterblichen, die er geliebt, nun den Frieden und ihr häusliches Glück mit einem Braven gönnt. Aus ſeiner Welt ſieht er in dieſe andere kleine mit ihrem „manch Eheglück daneben" kaum mit leiſem Neide, vielmehr mit befreiendem Lächeln.

Er ſelbſt beſorgt Lotten und Keſtnern die Ringe und ſchreibt: „ich bin der Eurige, aber von nun an bin ich gar nicht neugierig, euch zu ſehn noch Lotten. Auch wird ihre Silhouette auf den erſten Oſtertag, wird hoffentlich ſeyn euer Hochzeittag, oder wohl gar ſchon über morgen, aus meiner Stube geſchafft und nicht eher wieder hereingehängt, bis ich höre, daß ſie in den Wochen liegt. Dann geht eine neue Epoche an und ich habe ſie nicht mehr lieb, ſondern ihre Kinder."

Und joviaſiſch kann er ſpaßen in einem Brief: „Alſo Herr Keſtner und Madame Keſtner Gute Nacht. Ich würde hier geſchloſſen haben, wenn ich was beſſeres im Bett erwartete. Sieh doch mein Bett da, ſo ſteril ſtehts, wie ein Sandfeld. Ich weiß nicht, warum ich Narr ſo viel ſchreibe, eben um die Zeit, da Ihr bey Eurer Lotte gewiß nicht an mich denkt."

Dazwiſchen zuckts dann freilich auch wieder auf: „ich ſchwöre dir, Lotte, das iſt für meinen ſinnlichen Kopf eine Marter, dich als Mamachen zu denken und einen Buben, der dein iſt und der einen ſeiner Namen durch meinen Willen trägt. Ich komme damit nicht zurecht, ich kann mirs nicht vorſtellen und bleibe alſo dabei, Lotte, liebe Lotte, es ſoll alles ſo ſeyn, wie es war. Adieu, liebe Lotte, ich ſchick' Euch ehſtens einen Freund, der viel ähnliches mit mir hat, und hoffe, ihr ſollt ihn gut aufnehmen, er heißt Werther, und iſt und war, — das mag er Euch ſelbſt erklären."

Und dann folgt der Wertherbrief, in dem Goethe ſo wunderbar einzig feurig und frei hergehoch über dem eigenen Erleben ſteht in großer von aller Kleinheit und Zufälligkeit losgelöſten Gefühlsregion: „O, ihr Ungläubigen, Ihr Kleingläubigen, könntet Ihr den tauſendſten Teil fühlen, was Werther tauſend Herzen iſt, ihr würdet die Unkoſten nicht berechnen, die ihr dazu hergebt. Ich wollt, um meines eigenen Lebens Gefahr willen Werther nicht zurückrufen. Werther muß —

muß ſeyn. Ihr fühlt ihn nicht, ihr fühlt nur mich und Euch und was ihr angeklebt heißt — und trotz euch — und anderen eingewoben iſt. Wenn ich noch lebe, ſo biſt dus, dem ichs danke — biſt alſo nicht Albert — Und alſo — Gieb Lotten eine Hand ganz warm von mir und ſag ihr: Ihren Namen von tauſend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgeſprochen zu wiſſen, ſey doch ein Aequivalent gegen Beſorgniſſe, die einen kaum ohne alles andere im gemeinen Leben, da man jeder Baſe ausgeſetzt iſt, verdrießen würden."

Später bei der „Stella" formulierte er ſich ſelbſt dieſe Art, ein Einzelerlebnis groß geſteigert als eine Welle geſamten menſchlichen Gefühls zu faſſen und das eigene Leid als Bild der ehernen Schlange zu errichten, in deren Anſchaun das Volk ſich kräftigte:

„Ich bin müde über das Schickſal unſeres Geſchlechts von Menſchen zu klagen, aber ich will ſie darſtellen, ſie ſollen ſich erkennen, wo möglich wie ich ſie erkannt habe, und ſollen, wo nicht beruhigter, doch *ſtärker* in der Unruhe ſeyn."

* * *

„Was die menſchliche Natur nur von Widerſprüchen ſammeln kann, hat mir die Fee Hold oder Unhold, wie ſoll ich ſie nennen? zum Neujahrsgeſchenk von 75 gereicht," die „zerſtreuteſten, verworrenſten, ganzeſten, vollſten, leerſten, kräftigſten und läppiſchſten drei Vierteljahre, die ich in meinem Leben gehabt habe," ſchreibt Goethe Oktober 1775 an Bürger. Die Lilliliebe hat Goethe in Bande geſchlagen, der Klinquant des Eitelkeitsmarktes voll Galanterie und Feſtgetändel, auf den ihn das zierliche Weltkind gezogen, umgaukelt ihn wider ſeinen Willen mit allem Trug täuſchender Aeußerlichkeiten; wie auf einer Maskerade trägt er unter glänzender Hülle ein halb trauriges, halb wild ausgelaſſenes Herz.

Einen Karneval wider Willen muß er unwiderſtehlich in ein ihm fremdes Weſen hineingezwungen, ſpielen und gleichzeitig fühlt er im Hintergrund die eigentlichen Geiſter ſeines Lebens in leidenſchaftlicher Auflehnung und rüttelnder Sehnſucht nach reinigender Verwandlung. Zu der jungen Gräfin Stollberg flüchten ſich dieſe Geiſter voll dumpfer, tiefer Gefühle und klagen ihr zerriſſene Schickſalslieder. Er ſpricht ihr von den beiden Goethes dieſer Zeit, dem Goethe im galonnierten Rock, dem Dandy, der das neue, in Lyon geſtickte Gewand, grau mit blauer Bordüre, mit „mehr Ungeduld erwartet, als die Bekanntſchaft eines Mannes von Geiſt", der ſich eine Stunde friſieren läßt und dann ungeduldig die Friſur einreißt, der in Domino- und buntem Lappenweſen verſtrickt iſt; er ſpricht ihr von dem „Faſtnachtsgoethe im Schwarm und Saus", der im Glanz der Kronen- und Wandleuchter von „ein paar ſchönen Augen am Spieltiſch gehalten und aus der Geſellſchaft ins Konzert und von da auf den Ball getrieben wird" und dem andern Goethe, „im grauen Biberfrack mit dem braunſeidenen Halstuch", der ſich aus all dem herauswünſcht, der danach hungert, daß ihm „ſeine liebe, weite Welt wieder geöffnet wird" und der in dieſer neuen Freundin „Gleichheit, Liebe und Nähe fühlt."

Geheimnisvolle Variationen über das Thema „Notre Coeur" ſpielen und ſchwingen nun; Verſonnen- und Verworrenheit webt um Goethe: „Großer Gott, was iſt das Herz des Menſchen, ich wollt, ich könnt auf ihrer Hand ruhn, in ihrem Aug' raſten," ſchreibt er an die Gräfin. An ihr hält er ſich; „verfolge mich, ich bitte dich", fleht er, „mit deinen Briefen und rette mich vor mir ſelbſt, gieb

uns eine Thräne, einen Händedruck, einen Augenblick an deinen Knien.“ Alles wirrt ſich ihm in einen Schlangenknoten und „auf den Wogen der Einbildungskraft und überſpannten Sinnlichkeit“ fühlt er ſich „Himmel auf und Höllen abgetrieben“. Es ſind keine Briefe mehr, die er ſchreibt, ſondern abgeriſſene Augenblicksnotizen, die er für die Vertraute ſammelt, denn „über des Menſchen Herz läßt ſich nichts ſagen, als mit dem Feuerblick des Moments.“ Ein Ueberſchwellen und Ueberfließen der Ausſprache iſts und mit ſchauernder Verwunderung, wie Werther in das Toben der Elemente, ſchaut Goethe in das eigene Chaos: „Bey Gott, was hier vorgeht, iſt unausſprechlich fein und ſchnell und nur Dir vernehmbar.“

Müdigkeit und Ruheſehnſucht kommt nach dem wirren Weſen und das inbrünſtige Verlangen nach dem „Mittelzuſtand“, und als Goethe einmal unpäßlich das Bett hüten muß, zieht Frieden, die Empfindung häuslicher Innigkeit warm und wohlig in ihm ein. Bald aber geht ſein Leben wieder wie eine Schlittenfahrt raſch weg und klingelnd. Schattenhaft verfließen die Geſtalten, die eben noch ſo wirkſam waren und neue treten auf die Szene zu neuen Entwicklungen und neuen Bildungen. Weimar iſt die Szene und Frau von Stein beginnt die große Rolle, die erſte Frau in Goethes Leben, die Leidenſchaft und Ruhe gleichermaßen zu geben wußte. „Gerettet“, ſchreibt er an Auguſte Stollberg, „ſo tauſendfach ſind meine Verhältniſſe und neu und wechſelnd aber gut.“

Die Etappen dieſes heilig-ſonderbaren Verhältniſſes, das Goethe bei ſtärkſter Hingebung gleichzeitig am tiefſten und erkenntnisvollſten in ſich zurückführt und ihm die Kraft zum Ausbau ſeines Weſens gab, kann man nur in dem vollſtändigen Archiv der Steinbriefe verfolgen. Eine Ausleſe vermag doch nicht darzuſtellen, wie Goethe in dieſen Zuſammenhängen ſich weitete und wuchs, bis er über dieſe Gemeinſchaft ſelbſt hinausragte und in dem bei ihm ſo wunderbar ſicheren Inſtinkt für die Nahrung und Notdurft ſeiner Perſönlichkeit Freiheit und neue Geſtade ſuchte.

Grad vor einem Jahr in einem Laubenhaus und einem Baumfrieden, der an Goethiſche Gartenſtille gemahnt, verſuchte ich dieſe Zeiten an der Hand der ſchönen Wahleſche Ausgabe nachzuziehen. Und jetzt erſcheinen an der gleichen Stelle mir wieder die gleichen Bilder.

* * *

Nach der Betrachtung der Stationen, der Ereigniſſe und Geſtalten reizt es nun andere Blicke zu thun. Die ſynchroniſtiſche Anordnung der Briefe bietet Möglichkeiten des Erkennens von Zuſammenhängen, und bedeutungsvoller, als das ſtoffliche Verfolgen einzelner Lebens- und Liebesſituationen iſt die Betrachtung, wie ſich in den Untergründen Goethes Weſen bildet und reifend wächſt, während auf der Oberfläche in Unruhe das Leben ſpielt.

Ein Schauſpiel ſinnvoller Ordnung iſt das. Was ſcheinbar unbeſtändig und Wirrnis und Haltloſigkeit dünkt, wird nun beinah geſetzmäßige Metamorphoſe, Durchlaufen von Zwiſchenſtadien mit immer höherem Steigen.

Etwas Teleologiſches tritt deutlich in dem Goethiſchen Lebenskunſtwerk hervor. Und er ſelbſt hat früh ein Gefühl davon gehabt und jene Sicherheit „es kann mir nichts geſchehen.“ In dieſem Bewußtſein gab er ſich immer ſo bereit allen Botſchaften und Buntheiten des Lebens hin: „Verdruß, Hoffnung, Liebe,

Arbeit, Not, Abenteuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unverſehenes, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Feſten, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausſtaffiert, es iſt eine treffliche Wirtſchaft.“ Er iſt daran gewöhnt, daß das Schickſal Ball mit ihm ſpielt, ſeinem eigenen Treiben ſieht er zu und ihm iſt's, „als wenn in der Herbſtzeit ein Baum gepflanzt würde, Gott gebe ſeinen Segen dazu, daß wir dereinſt darunter ſitzen, Schatten und Früchte haben mögen.“

Auf ſein Fühlen und ſein Schickſal verläßt er ſich unbedingt und eine Sicherheit iſts ihm, daß alle die ſturmvollen Erlebniſſe, die oft nach leidenſchaftlichſten Kriſen ſo raſch im Schatten verſchwebten, ſich umſetzen und fruchtbar werden, daß ſie und die handelnden Perſonen nur Mittel zu einem Zweck ſind, ihn weiter zu führen, „die mannigfaltigen Faſern ſeiner Exiſtenz durchzubeizen.“

Mit erſtaunlicher Klarheit ſpricht er in der Periode quälender Gefühlsverwirrung das an Auguſte Stollberg aus, daß er „nach keinem Ideal ſpringend ſeine Gefühle zu Fähigkeiten kämpfend und ſpielend entwickeln laſſen will.“

„So gehe alles ſeinen Gang.“ Und während er in Zwieſpalt hin und her von widerſtreitenden Gefühlen geriſſen wird, vom nichtigen Treiben der Lillitage verſchlungen ſich anklagt: „ich bin ein Armer, Verlorener, Verirrter, welch ein Leben? ſoll ich fortfahren? oder mit dieſem auf ewig endigen?“, ſagt gleichzeitig die Stimme ſeines Schickſals ihm eine Deutung der Wirrnis und läßt ihn fühlen, „daß mitten in dem Nichts ſich doch wieder ſoviel Häute von ſeinem Herzen löſen und die konvulſiven Spannungen ſeiner kleinen närriſchen Kompoſition nachlaſſen, ſein Blick heitrer über Welt, ſein Umgang mit den Menſchen ſicherer, feſter, weiter wird.“

Und ein Wort voll viſionärer Ahnung, das ſich ſpäter ſo zuverläſſig erfüllte und das im Moment, da er es hinſetzte, ihm ſo dunkel und unbeſtimmt ſchien, daß er es ausſtrich, ſchrieb er aus dem erſten Weimarer Jahr an die Gräfin Stollberg: „was das Schickſal mit mir will, daß es mich durch all die Schulen gehen läßt, es hat gewiß vor, mich dahin zu ſtellen, wo mich die gewöhnlichen Qualen der Menſchheit gar nicht mehr anfechten können und jetzt noch ſehe ich alles als Vorbereitung an.“

Immer ſtärker im Verlauf des Lebens befeſtigt ſich in ihm dieſe Form des Anſchauens, ſein Leben als Stoff zur Betrachtung zu verarbeiten, es in ſeinem heimlichen Wirken zu belauſchen: „ich rekapituliere in der Stille mein Leben in dieſen fünf Jahren und finde wunderbare Geſchichten. Der Menſch iſt doch wie ein Nachtgänger, er ſteigt die gefährlichſten Kanten im Schlaf.“

Dadurch entwickelte ſich in Goethe der mit den Jahren immer mehr betonte Zug zum Regiſtrieren ſeiner geſamten Lebensführung, die pedantiſch-archivaliſche Behandlung der Korreſpondenzen. Er wollte die Fäden ſeines Lebens geordnet in der Hand halten und die Bilanzen ziehen.

Und über die Dokumente der zehn Jahre von 1772 bis 1782 gebückt, ſagt er: „Welch ein Anblick, mir wird doch manchmal heiß dabei. Aber ich laſſe nicht ab, ich will dieſe zehn Jahre vor mir liegen ſehen, wie ein langes durchwandertes Thal vom Hügel geſehen wird.“ Und welche Bedeutung ihm das iſt, ſagt das Wort: „Auf alle Weiſe machts Epoche in mir.“

In immer ſchärferem Sehen und Klarwerden ſpürt er ſich ſein Weſentlichſtes auf. Wie er in den wechſelnden Erſcheinungsformen ſeines Liebens das äußere Er-

leben zu unterſcheiden weiß von der heimlich inneren fruchtbringenden Verarbeitung durch die wunderthätigen Mächte ſeiner Exiſtenz, ſo that er auch mit allem anderen. Das erklärt die ſcheinbar widerſpruchsvolle Stelle, in der er von ſeinem Doppelweſen ſpricht: „wie ich mir in meinem väterlichen Hauſe nicht einfallen ließ, die Erſcheinungen der Geiſter und die juriſtiſche Praxis zu verbinden, ebenſo getrennt laſſe ich jetzt den Geheimrat und mein anderes Selbſt, ohne das ein Geh. R. ſehr gut beſtehen kann. Nur im Innerſten meiner Pläne und Vorſätze und Unternehmungen bleib ich mir geheimnisvoll ſelbſt getreu und knüpfe ſo wieder mein geſellſchaftliches, politiſches, moraliſches und poetiſches Leben in einen verborgenen Knoten zuſammen."

Aus der Zerriſſenheit kommt Goethe ſo zu einer immer zuverſichtlicher empfundenen Einheit ſeines inneren Lebens; zu einer Ehrfurcht und zum unbedingten Gehorſam vor den Stimmen ſeines Schickſals.

Fromm und feierlich, in wunderſamer Vollendung — anima in pace — beſiegelt er ſich, als er, ein Reifer, aus Italien heimkehrt, ſein Bekenntnis und ſeinen Glauben, ein getreuer, ſicherer Haushalter ſeines Inneren von nun an zu werden: „ich bin ein Kind des Friedens, und will Frieden halten, für und für mit der ganzen Welt, da ich ihn einmal mit mir ſelbſt geſchloſſen habe." Und Carl Auguſt, dem fürſtlichen Freunde, bietet er nun ſein neues Leben in ſolchem Sinne dar: „mein Wunſch iſt, bei einer ſonderbaren und unbezwinglichen Gemütsart, die mich, ſogar in völliger Freiheit und im Genuß des erflehteſten Glücks manches hat leiden machen, mich an Ihrer Seite mit den Ihrigen in dem Ihrigen wiederzufinden." „Nehmen Sie mich als Gaſt auf, laſſen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Exiſtenz ausfüllen und das Leben genießen; ſo wird meine Kraft, wie eine nun geöffnete, geſammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe, nach Ihrem Willen leicht dahin oder dorthin zu leiten ſein."

Das Beſondere dieſer Goethiſchen Selbſtanalyſen, Beobachtungen und Beſchauungen iſt, daß ſie nicht ſchwächend, ſondern ſtärkend wirken. Modernes Gefühlszerfaſern lähmt nur zu häufig das Gefühl, die Gewohnheit dauernder Ueberwachung jeder Regung läßt alle Unmittelbarkeit verdorren. Sich hinzugeben, aufzugehen in einem Gefühl wird zur Unmöglichkeit, und nur unter völlig veränderter Bedingung an einem fremdem Schauplatz ſpringt vielleicht für kurze Zeit der Bann und das Stumme redet.

Bei Goethe ſieht man das ganz Seltene, daß er ſich ungeteilt, durch keine wiſſende Skepſis gelähmt, jedem Eindruck hingeben konnte, daß er Leiden und Freuden die unendlichen ganz an ſich erproben durfte, in unerhörter Fülle des Fühlens ſich baden, und daß trotz dieſer vollen uneingeſchränkten Unmittelbarkeit, ihm immer die über das Momentane des Gefühlserlebniſſes hinausgehende Bedeutung eines Lebensaktes ahnungsvoll gegenwärtig ward.

So konnte er frei und hoch ſteigen, und ſo erlangte er die Fähigkeit des olympiſchen Gottes, abzulegen, zurückzulaſſen, was ihm gebient, und wie es ſeine Jugend ahnte, auf goldenem Stuhl über menſchlichem Jammer und Klagen dumpfer Notwendigkeiten auszuruhen, dort, „wo ihn die gewöhnlichen Qualen der Menſchheit nicht mehr anfechten."

Arfareth.

Von Per Hallström.

Auf dem Berge lag der Schnee noch in ſchmutzigen Flecken, weiter unten die Kaſtanienwälder, noch dunkel und nackt, am tiefſten unten die Stadt.

Es war nur ein halber Tagmarſch bis zum Meere, aber man würde es hier nicht vermuthet haben. Es ſollte ſchon bald Frühling ſein, doch hierher ſchien die Sonne nur ſpät und kurz, und die Erde war träger denn anderswo; nur die Zerriſſenheit und die eilige Fahrt der Wolken wies darauf hin, daß der Winter zu Ende gegangen.

Die Stadt war in einem Keſſel zuſammengedrängt und hatte nur ſich ſelbſt anzuſehen. Das that ſie auch. Auf holperigen Hügeln und den feuchten Abhängen des Berges klebend, ſtießen die dunkelgrauen Häuſer einander die Ellenbogen in die Seiten, ſie ſtreckten ſich mit ſchmalen, düſteren Giebeln und ſtarrten auf einander in mürriſchem Hochmut hinab, hinab auf den Hohlweg des Fluſſes, darüber hinaus zum anderen Ufer, wo ein ähnlicher Haufe ihren Blicken in Trotz begegnete — über ihnen allen war das Kaſtell mit roſtbraunem Holzdach und den ſpärlich geſäten Vorſprüngen der Zinnen, gleich den Zähnen im Munde eines alten Rieſen. Aber unter ihnen allen war die Judenſtadt.

Ganz tief unten, wo der Fluß ſich unter einer niedrigen Wölbung krümmte, ganz tief unten, wohin der Schmutz von allen Abhängen rann, wo alle üblen Gerüche zuſammenſanken, wo der Lärm ſich ſammelte und der Schatten des Berges beklemmte, ein Schwarm ſchwarzer, verſchimmelter Dächer und geſchwärzter, bunter Lappen, wie verwahrloſte Wunden in jedem Fenſter, da lag ſie, eine Zielſcheibe alles Hohns, ein Niedriges, das Jeder verſpotten konnte, wie tief er auch ſelbſt ſtehen mochte.

Da faulte das Waſſer im Sommer, da quirlte es gelbſchwarz und fleckig von Fett auf und zog die feſtgebundenen Boote in den Moraſt hinab, und Thierkörper blieben dort liegen mit aufgequollener Haut und grinſten mit gelockerten Zähnen; da ſtieg es zur Fluthzeit über das grüne Holz der Brücke und verfaulte die Wölbung und zerrte an den Ankerketten und drang in die Keller und jagte winſelnde Menſchen und Thiere hinaus und beleckte Schwellen und Thüren — ſelbſt der erſte Schnee, der fiel, war ſchmutzig und ärmlich hier.

Es war enge von Menſchen und ſchwül von Lärm und Geſchrei; wie in einem Schraubſtock ſaß der ganze Stadttheil, die Glieder von brutaler Gewalt zuſammengepreßt, mit müden, dunklen Blicken.

Bleiche Männer in ſchwarzen Mänteln, bleiche Frauen mit ſchwarzen Tüchern, auf der Schulter ſollten ſie alle ein Merkzeichen eingenäht haben, eine gelbe, heraldiſche Lilie, ſo wie man es Verbrechern einbrennt, auf daß man ſchon an ihrer Kleidung ihren Stamm erkenne. Nicht genug damit, um die Schmach mit Hohn zu verſchärfen und den Schlag lachend zu führen, hatte man dieſem Merkzeichen die Form einer Klaue gegeben, gleich dem Fußabdruck eines Thieres.

Da, in ihrem eigenen Viertel, mußten ſie es tragen, als einen ſteten Weckruf der Erinnerung, und oben in der Chriſtenſtadt mußten ſie ihr Haupt entblößen vor Jeglichem, den ſie trafen, und ſich tief beugen vor jedem Blick, der kalt und hohnvoll über ſie hinſtrich. Zu Oſtern mußten ſie ſich dort unten halten, ſich die ganze heilige Woche über dort verkriechen und ihr Ohr, ſo gut es ging, dem Schrei der Glocken verſchließen; aber Einer von der Gemeinde, jedesmal Einer, mußte mit in der Kirche der Chriſten ſein und ſich in Scham zuſammenkauern, indes die Hymnen der Auferſtehung emporſtiegen, und auf ſeiner bleichen Wange einen Schlag empfangen als Lohn für die einſtige Verſündigung, und das Zeichen davon heimtragen zu Kindern und Freunden zur Warnung und zum Gedächtniß.

Nun war es bald Oſtern, frühe Oſtern, und die Luft lag ſchwer und grau und hatte keinen Schimmer vom Frühling in ſich, und das Waſſer brauſte ſchneegeſchwellt und brüllte drohend, als wollte es ihre elenden Wohnungen mit ſich reißen, das kleine Stück Erde, das ihr Alles war.

Sie durften doch hier leben — ſo lange man ſich entſinnen konnte, war Niemand um ſeiner Nation willen gemordet worden, — ſie durften Eigenthum anſammeln, wenn ſie es gut verbergen konnten, ſie durften ihr Brot ſtehend eſſen. Sie durften in Ruhe dort ſterben, und auf einem nahegelegenen Hügel hatten ſie einen Begräbnißplatz, mit Steinen, die ſich ſo dicht zum Himmel ſtreckten, wie die Arme einer Volksmaſſe, dort konnten ſie ſtille ſchlummern und ihres Meſſias harren. Man glaubte, er würde bald kommen.

Draußen gab es ärgere Zeiten für die Juden, und wenn ſie Nachts einſchliefen, da hatte der Schmerz ihnen lange aus dem Dunkel entgegengeſtarrt. Haß brach von überall über ſie herein. Haß und Widerwille vom Volke, Haß und Habgier von den Vorſtehern, die ihnen Gold und Blut erpreßten und ſie wie Thiere zum Schlachten aufſparten. Von Rom übers Meer her ſchlugen ihnen die glühenden Verwünſchungen des greiſen Papſtes entgegen und ſtachen mit wohlberechneten Worten. Im Süden mauriſche Grauſamkeit, die die Wunden brannte, die ſie ſchlug, oder chriſtliche Soldatenhaufen, die aus Luſt mordeten; im Oſten war Entſetzen, Brand und Geheul.

Da mußte er, der Meſſias, doch bald kommen, wenn er nicht zu ſpät kommen ſollte.

Man betete des Morgens darum, bevor man an ſeine Geſchäfte ging; und wenn man abends ſeine Hände rein gewaſchen, betete man wieder um das gleiche.

Nicht, daß man ſich würdig fühlte, ihn zu empfangen, oh nein, aber ſah er nicht, Gott, wie ſie ihre Stirnen gegen den Boden ſtießen und ſich in Verzweiflung hin und herwiegten, wie ſie Alles thun wollten, was er gebot! Ob ſie ihn auch recht verſtanden? Ah, ſchwer und unergründlich ſchwer war es, und wie ſollten ſie Zeit und Ruhe finden, nachzugrübeln, ja nur Zeit und Ruhe, zu beten! Sie mußten ſich ihr Brod im Schweiße ihres Angeſichts verdienen, trachten, ihre Groſchen zu verbergen, es verſtehen, ihren Kopf vor geſchleuderten Steinen zu ducken, wie konnten ſie da alle ſeine Gebote erfüllen! Aber nicht eine Silbe der Gebete oder ein Schatten der frommen Gebräuche war ihrem gequälten Hirn entſchwunden — das war wohl Alles, was wirklich dort lebte — und ſo hieß es ſich wegen des Uebrigen wohl vertröſten.

Er mußte kommen, der Meſſias, denn ſie bedurften ſeiner ſo ſehr, er mußte kommen und ſeinen Weingarten aufbinden, denn nun lagen die Reben im Schmutze. Und er ſollte ja kommen! Der weiſe Rabbi Ben Iſſa hatte ja vor vielen Mannesaltern die Zeit ſeiner Ankunft ausgerechnet, im zweihundertundſiebenundfünfzigſten Mondcyclus ſollte es ſein, in keinem anderen. Man hatte früher fehl gerechnet, aber Ben Iſſa war klug und rechnete nie fehl. Nun

war die Zeit bald gekommen, ſagte ihr Rabbiner, ſagten alle Rabbiner im Umkreiſe, und ſie ſandten einander Botſchaft und ſchüttelten die grauen Häupter, die es nicht wagten, an Ben Iſſa zu zweifeln, aber auch nicht völlig an das Ende der Leiden zu glauben vermochten. Und über das ganze Land hin lief vermummt und gebeugt die Siegeskunde, ſie ſchlich ſich durch niedrige Thüren und zeichnete Kreiſe im Lande und grübelte und blickte von den erloſchenen Herden des Sabbaths.

Es war bald Sabbathabend, und Rahel ſaß auf der Schwelle des Hinterhofs am Strande, und wartete, daß der Lärm hinter ihr ſtumm zu Boden fiel.

Sie war deſſen müde, müde, eingeſchloſſen zu ſein, des Winters müde, der noch zögerte, des Frühlings müde, der ihr nichts geben konnte. Er war nicht für ſie und ihr Volk, der Frühling. Er gab nicht, er nahm bloß! Er kam mit einem Funkeln im Lichte, mit einem Klange in der Luft, er kam mit Freude, die gefühlt, mit Liedern, die geſungen werden wollten, mit Pracht, die leuchten wollte und flattern, mit Sehnen, das aufzuſchreien verlangte — er war nicht für ſie!

Wie ſollten ſie geben, die ſie mit gebundenen Händen daſtanden, wie ſich freuen, da die Angſt über ihnen war, leuchten, die ſie ins Dunkel gebannt waren, wie ſollten ſie klagen, war doch ihr Mund von Schlägen verſchloſſen!

Nein, den Kopf in die Hände ſtützen und hinab auf ihre Knie ſtarren und ihren ſtillen, kranken Schmerz einwiegen und die eigene Stimme zur Ruhe lullen und einſchlummern und endlich ſterben, das war das Beſte! Die Stille, ſie allein, war etwas werth. Und doch kam ſie ſo ſelten.

Zuſammengetrieben, aufeinander geſchichtet, mußten ſie bei jedem Zittern der Maſſe mitbeben, einer des Anderen Schmerz und Siechthum ſehen, wie ſie nur den Blick nach außen wandten, einer des Anderen Wunden berühren, wenn ſie bloß ein Glied bewegten.

Jeder empfindliche Kummer wurde empfindlicher, dadurch, daß er in aller Ohren wiederhallte, jede dürftige Freude elender, indem gebrochene Töne mitklangen, es gab keine Luft, um darin zu athmen, die nicht ſchon ſchwül geweſen wäre von Seufzern und müſſigem Geſchwätz. Und wenn man über ſeinem Haupt die Nacht in ihrer Größe hatte, und man ſich einſam fühlen konnte mit ſeiner Seele, da zitterte Alles von Unruhe und kleinen, matten Träumen.

Zuweilen durchſchnitt eine Folge von Schreien die Stille. Das war Jemand von dort oben, der in die Judenſtadt hinabzog, auf Jagd nach Freuden, es konnte Todesſchrei und kaltes, ſtummes Entſetzen ſein, dem man zu lauſchen hatte. Oder es war ein Weib, das ein neues Leben gebar; das war das Allerentſetzlichſte. Da drückte Rahel die Hände auf die brennenden Augen, und die Zeit lag ſchwarz und ſchwer und grauſam vor ihr, und ſie begriff nicht, warum ſie da ſein ſollte.

Und nun der Fluß, der Fluß! Was wollte er, warum ſtieg er, warum brauſte und kochte und brüllte er? Er hob die Boote empor und ließ ſie wieder ſinken, wie bei den leidenſchaftlichen Athemzügen einer Bruſt, er führte in ſeinem Laufe entwurzelte Baumſtämme und Sträucher mit ſich, die ihre rothen Wurzelfaſern aus der Tiefe ſtreckten, er blickte gleich wilden, weißen Augen aus Schaum und Dunkelheit, er rief — war es Hohn und Drohung? Vorbei, vorbei, vorbei eilte er, ein wildes grimmiges Thier mit krauſer Mähne, das ſich ſchnaubend unter die ſchwarze Wölbung der Brücke drückte und ſein Haupt in der Biegung wandte und ſah und ſah. Und es dünkte ihr, daß bald Alles vorbei ſein würde, und der Fluß überall ſein; im Sprunge würde er ſich über ſie werfen und mit den Stößen ſeiner Weichen die Häuſer einſtürzen und das Schwere in den Schlamm verſenken und das Leichte in ſeinem Schaum zu Nichts zerwirbeln — und das konnte ſo gut ſein.

Da pfiff etwas gellend wie ein Raubvogel auf dem Fluſſe, da ſchoß ein Boot hinab, ſchwarz auf bleifarbenem Schaum, ein Mann ſtand aufrecht darin, und ſie verſtand aus ſeinem Winke, daß ſie zur Seite weichen möge, daß er den Sprung gerade dahin nehmen wollte, wo ſie ſaß. Sie drückte ſich an den Thürpfoſten, ohne auch nur Zeit zu haben, vor einer Gefahr zu zittern, er ſtemmte das Ruder gegen einen Stein, ſo hart, daß das Holz brach, dann ſtreckten ſich zwei ſchwarze Arme zu ihr hinauf, ein Sprung, und er war neben ihr, über ihr.

Rahel hatte ſein Antlitz nicht geſehen, wußte nicht, wer er war; ſie bog ſich zur Seite und wies hinab auf das Boot, das ſich zögernd in dem erregten Waſſer am Strande drehte.

„Mache es feſt," rief ſie, „ſonſt bekommſt Du es nicht!"

Da ſtreckte der Mann ſeinen Fuß aus und gab der Brüſtung einen Stoß, ſo daß ſie nach innen einbrach. Das Boot ſchoß in den Wirbel hinaus, wurde nach vorwärts geſchleudert, zerſplitterte an der Brückenwölbung, die Latten leuchteten hervor wie zertrümmerte Rippen, dann wurde es in die Tiefe gezogen.

Rahel ſah betroffen zu ihm auf, der ſeinen gebeugten Körper emporrichtete. Er war bleich, glänzend von Schweiß oder Waſſer, ſeine Augen waren ſtarrend, wild.

„Biſt Du einer der unſeren?" ſagte ſie.

Er ſah nicht einmal hinab, um zu erfahren, weſſen ſie war. „Nein," erwiderte er.

„Aber deine Tracht iſt jüdiſch —" ſie brach ab, ſie wagte es nicht, auf das gelbe Zeichen an der Schulter zu weiſen. „Du biſt in Gefahr geweſen," begann ſie.

Er ſah auf ſie hinab, ſeine Stimme war hart.

„Deine Rede iſt jüdiſch," antwortete er, „ich bin nicht in Gefahr geweſen. Aber ich bin von jüdiſcher Geburt, von den Grotten komme ich."

Rahel verſtand. „Da biſt du einer der Trauernden über Zion," ſagte ſie und erſchauerte bei der bloßen Nennung des Namens mit all ſeinen Ueberlieferungen von grauſamer Entbehrung und wilder Frömmigkeit. „Da haſt Du immer dort oben zwiſchen den Steinen gelebt und gefaſtet und gebetet? Da biſt Du nie zuvor hier geweſen?"

Er ſchien kaum zuzuhören. Er ſchüttelte das Waſſer aus dem Haar. „Nun bin ich keiner von ihnen," antwortete er, „nun iſt das Trauern vorüber, nun iſt die Zeit des Wartens und Schweigens gekommen!" Und er ſtreckte ſeine Glieder mit einer ſeltſam prüfenden Geberde, es war, als zwänge er einen Schrei des Jubels zurück und erſtickte einen glimmenden Funken in der Tiefe ſeines Blickes.

Rahel verſtand ihn nicht, ſie erſchrak über die Wandlung in ſeinem Antlitz. „Und das Boot," ſtammelte ſie, „warum?"

Er wandte ſich um und ſtreckte die Arme ſo heftig gegen den Waſſerſtrudel aus, als wollte er ſie hineinſchleudern. „Darum, weil es mich hertrug, aber nicht von hinnen tragen ſoll, darum, weil mein Weg neu iſt, und hinter mir eine Mauer!" Dann griff er hart nach ihrer Hand und zog ſie von der Schwelle empor.

„Komm," ſagte er. „Wer biſt Du? Iſt es weit zu Deinem Heim? Führe mich zum Rabbiner!"

„Ich bin Rahel, und mein Vater iſt Chanaan, der Rabbiner. Es iſt nicht weit heim. Hier iſt es."

Sie ſtreckte die Arme aus und wiegte ſich müde in den Hüften, den Blick geſenkt, als wollte ſie dadurch ausdrücken, wie klein und enge es hier war, alles,

aber er ſah ſie nicht an. Er ging raſch vorwärts, den Kopf geneigt, die Lippen geſchloſſen.

Rahel folgte nach, bei der Thüre im Gange ergriff ſie ſeinen Mantel, und er wandte ſich ſtumm und ging mit ihr hinein.

Vor dem Rabbiner blieb er ſtehen und blickte forſchend in meſſerſcharfem Leuchten. Es war ein gebeugter Mann mit ſcheu ſcharfſichtigen Augen, die ſich in zerſtreute Blindheit hineinſtarrten, und einem milden, ergebenen Munde. Der Fremde hatte ihn ſofort verſtanden und ſenkte ſeine Augenlider.

„Ich heiße Menahem," ſagte er. „Von den Grotten komme ich, komme, um eine Zeit hier zu bleiben. Ich will Dein Gaſt nicht ſein, bloß Dich zum Tempel begleiten und ſehen." Und Rahel meinte Hohn und Verachtung in Dieſem zu ſpüren, daß er ihr Gaſt nicht ſein wollte, ihr Herz zog ſich zuſammen, und ſie ging ohne Abſchied.

Aber als ſie ſeine Schritte auf der Straße hörte, da ſchlich ſie ſich hinaus und ging auch in den Tempel, nur um ſeine Züge dort zu ſehen und zu wiſſen, mit wem er heimkehren würde. Es war beinahe leer und ganz kalt in der niedrigen Gallerie der Frauen; Männer waren Mehrere da, und die kleinen Lämpchen ſchimmerten matt auf gelbe Geſichter, und die Schatten verlöſchten einander auf den Steinflieſen.

Aber der Fremde neigte ſich tief in der Thüre, vor dem Altarſchrein mit dem Geſetze des Herrn, er murmelte lange und dumpf, und bevor er noch das Haupt erhoben, eilten ſeine Blicke ſcharf und ſuchend rings im Kreiſe.

Sie waren Alle gleich, die Männer dort, Alle hatten ſie gleichſam den Zwang einer Hand auf ihren Schultern, Keiner war wie er, ſie ſahen Alle hinab, ſie waren düſter und gebeugt gleich Schatten, nur einer ſtand aufrecht, es war der blinde Uſſia — vielleicht geſchah es bloß, weil er nicht ſah, daß er die Augen nicht vor ſeinem Gotte ſenkte. Seine Miene war rätſelvoll, Lachen und Weinen konnte ſie ſein, hätte man ſeinen Blick geſehen. Auf ihn ſah ſie auch den Fremden ſeine forſchende Aufmerkſamkeit richten, ſah ſein Antlitz ruhig und feſt werden. Stumm ſtand er während des Geſanges und des Opfers da, ſtumm, ohne zu ſuchen, oder ſich umzublicken, trat er dann auf den Blinden zu, und dieſer war es, mit dem er ging. Aber Uſſia war ein harter und hohnvoller Mann, und es ſchmerzte Rahel, daß er der Auserkorene ſein ſollte.

Und tief in die Nacht hinein ſtanden alle Worte des Fremden vor ihr und das graue, ſchwere Dämmerlicht und das Waſſerrauſchen, das ſie forttrug, ſtets von Neuem forttrug, und das Boot, das an den Steinen der Wölbung zerbarſt.

In den nächſten Tagen ſah Rahel ihn nicht, aber ſie wußte beſtändig, daß er da war. Die Luft war von ſeiner Nähe erfüllt, ſie zitterte wie um eine Flamme. Es war Unruhe in Allem, die Stimmen bebten, die Mienen zitterten, ſelbſt die Tücher an den Mauern wehten zögernder als ſonſt, die Luft war eine athemloſe Jagd von Schatten, hoch oben ruhten die Zugvögelſchwärme und wiegten unſchlüſſig ihre Schwingen.

Rahels Hände zitterten, ihre Stimme wurde von dem Uebermaße der Gefühle zu Stummheit herabgedrückt, und ſie lauſchte und beobachtete mit jedem Nerv ihres Körpers.

Auf den Gaſſen war es nicht mehr wie zuvor. Man ging nicht ſtill und raſch an einander vorbei zu ſeinen Geſchäften, man ſah einander ins Geſicht. Männer blieben ſtehen und ſprachen raſch und leiſe, und es entſtanden Gruppen, die miteinander gingen und das Gäßchen ſo ganz erfüllten, daß man meinte, ſie müßten geſprengt werden, die morſchen, braunen Häuſer; man vergaß,

ſeinen Kram zu meſſen und ſeine Bude zu hüten. Von dem was geſprochen wurde drangen ſeltſam klingende Worte ſelbſt bis zu ihr, in erſtaunten Ausrufen von der Straße, in bekümmerten, ſchwankenden Stimmen drinnen beim Rabbiner.

In allen war der Name Menahem, wie ein Sturmwind führte er wohlbekannten Widerhall von Gerüchten mit ſich.

Ein anderer Name noch, Meſſias!

Die alte Ueberlieferung, die ſie und unzählige Geſchlechter vor ihr ſtets gehört, die tauſend Jahren des Leidens und darüber aufgeprägt war, der goldene Traumnachen auf einem Meer von Thränen, der glimmende Funke, der von der letzten Hoffnung Sterbender am Leben erhalten wurde, der aus gerungenen Händen, aus zuſammengeſunkenem Schmerze hervorleuchtete und erſt ſo recht zeigte, wie ſchwer, wie drückend das Dunkel rings umher war!

Die alte Ueberlieferung, die mit ſo ſeltſamer Stimme geſprochen zu werden pflegte, Stimme des Glaubens und dennoch nicht Glaubens, der Lockung, des Zwanges, zu glauben, und doch der brechenden Hoffnungsloſigkeit.

„Meſſias wird kommen, wird kommen, ſo gewiß Gott lebt, wird morgen vielleicht ſchon kommen — aber ich werde dann todt ſein! Seine Herrlichkeit wird leuchten gleich dem Glanze milder Frühlingsſonne — doch wie ſchwer iſt es, im Dunkel zu erlöſchen! Seine Hand wird wieder aufrichten; wo er dahingeht, wird es wie ein Rauſchen in der Luft ſein, von gebeugten Aehren und Blüten, die ſich nach dem Winde erheben — aber ſchwer, ſchwer iſt es jetzt!“

So war ſie fortgepflanzt worden, die Ueberlieferung, von Leben zu Leben, und jedes Mal, wenn ein Kind geboren wurde, hatte die Mutter, ſobald der größte Schmerz vorüber war, und er neben ihr ruhte, der weiche, warme Schatz, in der erſten ſchwindelnden Freude eine Hoffnung zu faſſen gewagt — oh, vielleicht daß dieſe Augen es ſehen würden — aber gleich tauchte es in ihrem Gedanken auf, daß, wenn es ſo beſtimmt wäre, ſie gewiß das Glück des Kindes mit ihrem Leben hätte bezahlen müſſen.

Nun hatte ſie ſich wieder auf ſie hinabgeſenkt, die Ueberlieferung. Kluge Männer hatten ausgerechnet, daß es beiläufig jetzt ſein mußte, nach alten Prophezeiungen hatten ſie gerechnet, und die klugen Männer glaubten an ihre Rechnung, und ſeufzten und grübelten, ob ſie nicht in irgend Jemands Erinnerung um ein oder zwei Jahrhunderte gefälſcht ſein konnten, die Prophezeiungen, bevor ſie aufgeſchrieben wurden.

Und zu der Ueberlieferung hatten müde Blicke emporgeſehen, wie die der Kinder zu einem Märchen, wenn der Schlummer ſich ſchon ſchwer auf das Bewußtſein ſenkt.

Aber jetzt war ein anderer Ton in Dieſem.

Nicht ſiegesgewiſſer Glaube, weit davon entfernt, aber Unruhe, fragende, zweifelnde, heiße Unruhe. „Menahem ſagt, Menahem verſpricht, Menahem hat im Traume geſehen, Menahem hat eine Stimme gehört!“

Ein Ton des Kampfes und des Zweifels, ſo wie man das Mögliche bekämpft und bezweifelt, doch niemals Märchen.

Menahem wiegelte die Jugend auf, er lockte mit falſchem Schimmer, er wußte nicht mehr, als ſie Alle wußten, gefährlich war er, närriſch war er, und was wollte er eigentlich? Konnte nicht aus der Entfernung Verdacht erweckt werden, in der Stadt und im Kaſtell dort oben, konnte man es nicht in der Luft ſelbſt ſpüren, daß hier gefährliche Dinge geflüſtert wurden, ſollte ſie nicht geheim gehalten werden, die Ueberlieferung, lag nicht darin allein ihre Klugheit?

Rahel begriff auch nicht, was der Fremde wollte, und ſie erzitterte in der Erinnerung ſeines wilden, glänzenden Blicks, und der raſchen Geberden Wild-

heit, und ſie dachte: wahnſinnig, wahnſinnig! — aber ließ ſich ſtets von ſeinem Namen locken.

Da traf ſie ihn eines Tages, als die Sonne funkenweiſe in Büſcheln von Licht durch zerriſſene, bläulichdunkle Wolken blitzte, und ſie war wieder am Fluſſe.

Er murmelte bald dumpfe, bald gellend ſcharfe Worte und ſtarrte in das Waſſer hinab, zuweilen warf er den Kopf zurück und lächelte dem weißen Glanz des Schaumes zu und einem Etwas, das in ſeiner Phantaſie lebte, und ſeine Augen und Zähne glitzerten kalt. Er ſah ſie und betrachtete ſie ſtumm und düſter.

„Du kommſt oft her, Rahel," ſagte er endlich.

Rahels Stimme bebte. „Man kann nur hier atmen!"

Er trat dicht an ſie heran und nahm ihre Hand, aber nicht zum Gruße, ſah ſie an und hielt ſie wie eine Sache. Seine Stimme war hohnvoll und ſtreng.

„Zu weiß, zu weiß," ſagte er. „Hier drinnen giebt es Hände, die nicht weiß ſind, müde, ſchwache, blaue Hände, die es nicht einmal vermögen, ſich in Verzweiflung zu ringen. Zu weiß Deine Hand, zu trocken Dein Auge! Hier drinnen giebt es Augen, die vor Thränen nie geſehen haben. Du kannſt dort nicht athmen, Du kannſt dort nicht weinen, ſo wendeſt Du den Rücken! Du ſitzeſt am Waſſer und träumſt und ſehnſt Dich nach Purpurſchuhen und roten Blumen und Räumen, wo kein Weinen laut wird. Ein Boot ſollte hier vorbeikommen mit einem Scharlachzelt, das wollteſt Du beſteigen, den Fluß hinauf ſollte es gleiten, weit fort. Du ſollteſt nichts hören, ſollteſt daliegen, den Nacken in Kiſſen vergraben und ſchauen, und Weichheit ſollte Deinen Hals kitzeln, und nichts Anderes ſollte da ſein als Purpur und Süßigkeit! Aber hinab führt der Strom, und hinab reißt er Alles, und das Schiff Deiner Träume iſt längſt hier in dem Wirbel unter dem Schwarzen zermalmt worden. Sieh hinaus, ob dies Luft für Traumſchiffe iſt! Eiſen iſt in der Luft. Wie Glanz von Beilen und Lanzen kommt das Licht. Dein Schmerz und Deine Freude ſind zu klein für den Fluß. Kehre um! Dort drinnen giebt es wenigſtens Kummer, über den Du zugleich mit dem Deinen ſchluchzen kannſt, dorthin paßt er, hier iſt der Schmerz zu groß."

Und er ließ ihre Hand mit einer Gewaltſamkeit fahren, die ſchmerzte. Aber Rahel runzelte die Brauen.

„Dort drinnen iſt der Schmerz zu klein für mich. Ich ſuche nicht Freude hier. Und Du, warum biſt Du hier?"

Er ſchwieg und ſchien ihre Worte nicht zu hören. Er bewegte die Lippen im Takte und horchte, wie große Blaſen unter einem breiten Blatte barſten. Aber Rahel fuhr fort:

„Auch Du biſt müde, — warum nicht ich? Du haſt ihren Schmerz geſehen, wie er nur den Nacken beugt, aber das Auge iſt leer. Sie zählen die Schläge, die fallen, aber das Große und das Kleine iſt Ihnen gleich, es iſt ihnen ein Troſt geworden, zu zählen. Sie ſehen in Nichts hinein. Sie betäuben einander mit Lärm und hören ihren eigenen Schrei nicht. Hier kann ich ſehen, und hier iſt der Schmerz groß, aber nicht häßlich."

Er neigte ihren Kopf auf ſeine Schulter, ohne den Blick zu wenden, und zeigte mit der anderen Hand hinaus, wo weißes Flimmern braunte.

„Und hier iſt die Freude groß," rief er mit extatiſcher Stimme. „Sieh, ſieh, eine Mauer blanker Lanzen, blanker Lanzen im Marſch!"

Und ſie fühlte ihr Ohr betäubt von dem Rollen ſeiner Stimme, und ſie wurde emporgehoben und getragen und gewiegt von ihrem Brauſen und ſie zitterte unter den Bewegungen ſeines Arms, gefangen, aber jubelnd, gefangen zu ſein.

„Blanke Lanzen im Marſch! Wie eine Mauer ſteht das Waſſer und wagt es nicht, zu fallen. Es iſt ein Flattern von Haar und Gewändern, und Pferde wiehern und zittern, aber nicht eine Stimme wird aus dem ſtolzen Siegesſchweigen aufgeſchreckt. Wie Säulen, ſo gerade, ein Jeglicher, der geht.“

„Da war ein Volk, das im Schweiße ſeines Angeſichtes arbeitete und geknechtet wurde und den Tag nicht ſah. Da kam ein Mann und ſtreckte ſeinen Arm aus, und in der Nacht und in der Tiefe wurde ein Weg.“

„Hier iſt die Freude groß. Kannſt Du ſie groß fühlen?“

„Kannſt Du wie Miriam tanzen im Takt zum Schlage der Trommel, und Füße und Hände zuſammenſchlagen und ſingen: Laßt uns den Herrn preiſen! Eine herrliche That hat er gethan! — Kannſt Du ihr graues Haar ſehen, es hebt ſich wie Flammen, die Knöchel der Hände erbleichen. Wie Pfeile, ſo ſcharf ſchießen die Töne zur Höhe und fallen hinter ihnen zu Boden, und werden hinaufgeſchleudert, und immerzu hinauf, von neuen Stimmen, und ſie werden getragen wie ein Band von Purpur, ein flatterndes Band auf geſtreckten Lanzen hoch über Aller Häupter. Das iſt der Siegesgeſang.“

Aus der Wolkenöffnung, die enger, aber klarer geworden war, blitzte nun ein Sonnenſtrahl hervor, ſo gelb unter der dunklen Schieferfarbe, daß Alles in Gold aufflammte und das Waſſer gleichſam goldene Muſcheln trug.

Er ließ ſie los, wandte ſich ihr zu und ſah ſie an, wie er nie zuvor ſich gemüht hatte zu ſehen. Seine Augen leuchteten ſo, daß die Pupillen und die Zeichnung darin nicht ſichtbar war; Alles war brennende Freude. Er fuhr mit raſchen Handbewegungen gegen ſie fort, Geberden von der ſcharfen Eckigkeit des Blitzes.

„Es kommt ein Mann. Er kommt bald. Vielleicht iſt er ſchon hier! Rabbi Ben Iſſa hat es ausgerechnet vor tauſend Jahren, als man wartete wie jetzt und in Ungeduld zitterte wie jetzt, aber Iſſa war kummervoll und ruhig und ſah klar.

Jetzt iſt die Zeit da! Rabbi Ben Iſſa hat gerechnet, und ich, Menahem, habe geſehen, gefühlt, gehört.

In meinem Schlummer ſang es. Wenn ich drei Tage gefaſtet hatte, da ſah ich es, es kam des Morgens heran, wenn ich müde am Berge ſaß, und die Sonne plötzlich in das Dunkel einbrach, die Wolken zerriß und mich anſah.

Es kamen Geſtalten, ſie glitten raſch vorbei, unbeweglich, aber das Antlitz halb abgewandt, etwas entgegenſehend, eine ſchweigende Reihe in faltigen Gewändern. Hinter ihnen kam es. Ich war von der Sonne blind, ſie ſchritten an mir vorbei, wie ſchwarze Zeichnungen auf ihrer Scheibe, aber *das* war nicht ſchwarz, das leuchtete wie Blut, das ſchwoll wie eine große Blume.

„Und höreſt Du, Rahel, der Meſſias, der kommt, er iſt größer, als Moſes, aus der Knechtſchaft führt er, aber nicht in tauſendjährigen Streit und Verunrechtung. In tauſendjährige Herrlichkeit führt er.

Es liegt nackt da, wie ein Opferaltar, unſer Land, unſere Väter wurden dort geſchlachtet, und Städte haben gebrannt, da iſt es weiß und alt von Aſche, es iſt der graue Scheitel der Erde.

Aber es wird größere Herrlichkeit emporſproſſen denn zuvor. Ein Gott wird den Boden betreten, und er wird erblühen unter ſeinen Schritten. Und wir werden unſere Erde in Thränen küſſen, und ſie wird uns den Kuß in Freude zurückgeben, und Röthe wird auf ihrer Wange brennen. Ewiger Friede herrſcht und es giebt keinen Kummer. Niemand iſt dort geknechtet.“

Wie er in ſeine Viſionen blickte, wurde ſein Antlitz ruhig, und in ſeinen Augen zeichneten ſich gleichſam die güldenen Linien des Landes ab, von dem

er ſprach. Sie wurden noch ruhiger, noch größer, und ſeine Stimme nahm einen fernen Klang an.

„Das war unſer Land. Aber weiter fort, noch weiter fort liegt das Land für die Wenigen, hinter roten Flüſſen, hinter ſchimmernden Bergen ....“

Er hielt inne und verſtummte, aber ſeine Augen ſahen noch in Dieſes hinein, während ſeine Stimme den Ton veränderte, eine geringſchätzige Milde kam hinein.

„Du wirſt die Erde Deiner Väter erreichen, Du wirſt den Jordan ſehen, er wird Dein Traumſchiff Dir zu Füßen treiben, und Du wirſt es nicht der Mühe wert finden einen Schritt zu thun, um es zu erreichen. Wie ein Band von Gold wird er da liegen, der Fluß. Du wirſt ſehen und nichts Anderes wollen, als nur ſehen.“

Rahel ſah ihn jetzt unter ſeinen Worten und träumte von ſeiner Schönheit. Aber es gab ein Dahinter, weitere Linien, blauere Luft.

„Und Du, und Du?“ fragte ſie.

Er ſchüttelte ſie herbe von ſich ab.

„Biſt Du nicht zufrieden, dort zu ſein? Verlangſt Du mehr, Weib, in Deinem Vorwitz?“

Sie errötete in Harm und erwiderte mit einem Lachen:

„Du biſt nicht ſehr freigebig, Du willſt Deine Träume koſtbar machen. Du giebſt mir einen, oder vielleicht kaum einen halben, gebieteſt Du nicht über mehr?“

Aber er mühte ſich nicht, ihren Hohn zu verſtehen. Er ſah ſie an und ſchien ſie doch nicht zu ſehen; und ſie waren kein Traum, ſeine Worte, es war da, das Land, ſie würde kommen, die Zeit.

Rahel blickte und blickte und fühlte, wie ihr ganzes Weſen dieſe Luft einſchlürfte, fühlte alle ihre Forderungen ſtarke Flügel ausbreiten, Glückforderungen mit Purpurſchwingen, andere Forderungen mit weiten klaren Blicken.

„Dies Land,“ ſagte ſie ſachte, „iſt es bloß hold und ſchön? Iſt es dort enge von Stimmen und Blicken, iſt die Luft leicht dort, giebt es Nichts, das mit Freude verſtrickt und mit Schmerz bindet, giebt es nichts Niedriges dort, ſieht Niemand ſehnſuchtsvoll weit über den Fluß fort, wenn die Sonne aufgeht?“

Menahem ſah in ihr Auge, in wildem Triumph.

„Dies Land“ — er ſprach gedämpft wie in einem Tempel, aber jedes Wort war groß von Gewißheit — „das in der Ferne Arſareths, leicht und kalt iſt die Luft dort, nahe iſt die Sonne, weit iſt es zwiſchen den Schritten der Menſchen, ſtille iſt es dort. Da brennt der Dornenbuſch im Abendlicht wie bei Moſes' Geſicht, da ſteigt kein Opferrauch auf, da iſt Jehovas Nähe in ihrer großen ruhevollen Macht, da ſchweift der Blick weit über die gelben Berge.

Aber da iſt es nicht für Frauen.

Doch Du, Rahel, wagſt Du es, zu dem erſten zu folgen, willſt Du mit ſein, kannſt Du tanzen und ſingen, wie Mirjam und des Sieges Freude fühlen, oder haſt Du Angſt Deinen Winkel zu verlaſſen?“

Rahel begegnete ſeinem Blicke feſt.

„Ich habe Angſt, hier zu ſein,“ ſagte ſie, „ſonſt vor nichts!“

Da lachte Menahem ſchrill, erſchreckend ſchrill und wandte ſich um und ſtreckte beide Arme gegen die düſteren Häuſer aus. Er ſprach laut, um ſeinem Triumph Luft zu machen, aber nicht für Rahel ſprach er, er ſchien nicht darum zu wiſſen, daß ſie ihn hörte.

„Ein Weib ſagt es zuerſt,“ rief er. Es lag Schimpf in ſeinem Ton. „Ein Weib ſagt es zuerſt, wer hat es ihr eingeflüſtert?

Jemand unter ihnen muß ſo denken, Jemand muß begreifen. Vielleicht denken ſie es Alle, aber ſchweigen in Liſt, um mich zu prüfen!

Es iſt alſo nicht hoffnungslos, da ſelbſt Weiber ſo fühlen!"

Und mit langen, wiegenden Schritten ging er von dannen.

Aber Rahel weinte über ſeine Worte. Doch nicht lange, bald ſaß ſie mit trockenen, dunklen Augen da und lauſchte dem Echo ſeiner Stimme in ihrer Erinnerung und dem Rauſchen des Waſſers und grübelte und ſehnte ſich hinein in ſeine rätſelvolle Welt. Schließlich fühlte ſie ſich froh und ſtolz darüber, daß ſie es war, die das Brennende ſeines Hohns ſpüren, den Abglanz ſeiner Viſionen ſehen durfte.

Am Tage darauf ſah ſie Nichts von ihm, aber ſie war ſich ſeiner Nähe noch ſtärker als früher bewußt.

Da kamen Fremdlinge in die Stadt, Flüchtlinge von jenſeits der Berge — alſo hatte es neuen Mord gegeben! Rahel ſah ſie ganz flüchtig, bleiche, hohle Geſichter, hörte ihre huſtenden Stimmen, die alte Geſchichten erzählten von Eiſen und Scheiterhaufen und den unſäglichen Leiden der Flucht. Sie ſchien heranzunahen, die Gefahr, glaubten ſie.

Aber es wurde jetzt nicht wie gewöhnlich weiterverbreitet, das Gerücht, man beugte nicht nur den Rücken, es war Unruhe in der Luft, ein Fragen und Berathſchlagen — Menahem. Und gegen die Dunkelheit zu ſank es zu Ruhe hinab, ſtiller als gewöhnlich, aber eine Ruhe, die Flüſtern in ſich barg.

Rahel war nicht ängſtlich. Sie baute auf den Fremdling, den ganzen Tag hatte ſie Freude mit ſich getragen, ſie wußte nicht, was er bringen würde, aber ſie wußte gewiß, daß ſein Glaube nicht vergeblich ſein würde, und ſie glaubte an ihn. Sie träumte und träumte ſeine Worte wieder, und wie ſie träumte, vernahm ſie in ihnen eine neue Seele, einen kalten, leiſen Hauch, ſie begriff noch nicht, was es war, aber ſie wußte, daß ſie es einſt verſtehen würde.

So ſtand ſie des Abends, in ihrer eigenen Unbewegtheit gefangen, zu den ſpitzigen Flammen der Lichter ſtarrend, die Hände hinabgeſunken, die Lippen getrennt, Nichts hörend.

Sie ſah Nichts, dachte Nichts, fühlte bloß die Einſamkeit groß und zauberiſch um ſich, wußte bloß, daß die beiden Flammen ſchweigend brannten, ſachte in Schweigen verſanken, Weiten von ſtummem Glück in ſich faßten.

Als Menahem in der Thüre ſtand, war ſie nicht verwundert, zuckte mit keiner Miene, wandte ihm bloß in Glanz und Ruhe das Haupt zu.

Er war erregt, wie gewöhnlich, gewaltſam das Spiel der Schatten über Blick und Geſichtszügen. Er beachtete ſie kaum und wollte vorbeieilen, dann blieb er ganz nahe ſtehen.

„Rahel," ſagte er, „morgen iſt Paſſah."

Sie antwortete nicht, wandte ſich wieder ihren Flammen zu und war von Ruhe erfüllt und glücklich, daß er ſie ſo ſah.

„In ein paar Tagen iſt ihr Oſtern, dort oben. Nun will ich mit dem Rabbiner ſprechen, Rahel. Chiskija, an dem die Reihe war, mit oben in ihrer Kirche zu ſein, er weigert ſich jetzt. Ich habe mit ihm geſprochen."

Es war Schadenfreude in ſeiner Stimme, aber Rahel achtete nicht darauf, ſie ſtand unbeweglich, gefangen wie früher, ſie hörte ſeine Worte bloß aus der Entfernung, außerhalb ihrer Sphäre.

Da trat er vor ſie hin und lachte trübe.

„Das iſt Alles, was ich vermocht! Das iſt auch der Grund zu Allem! Aber glaubſt Du, Rahel, es war ſein Stolz, den ich wecken konnte? Er hatte keinen. Seine Angſt weckte ich, ich belog ihn. Sie wollten ihn nachher

verbrennen, ſagte ich. Da mochte er nicht mehr. Und iſt nicht gerade Feuer das Einzige, das ihn von ſolchem Schimpf reinzuwaſchen vermöchte?"

Er lachte wieder, ſeine Augen glühten im blauen Dunkel.

„Mein Grund iſt doch gelegt. Nun heißt es nur bauen. Ein ſchöner Bau beginnt es zu werden, Rahel, prächtiges Zimmerholz iſt das!"

Er ging auf und ab, wandte ſich, wie ein gefangenes Thier, murmelte und dachte laut:

„Nur eine Seele giebt es hier, und ſie iſt blind. Die Uſſias iſt es. Du kennſt Uſſia? Er iſt todt, er iſt träge, ſtumpf und böſe, er iſt vom Leben abgenützt, ausgebrannt, Flugaſche iſt es, die ihn kalt macht."

Aber es giebt einen brennenden Punkt bei ihm, er glimmt noch, er leuchtet und kann zünden. Uſſia kann haſſen. Was könnt Ihr anderen? Den Rücken beugen und demüthig lächeln.

„Und weißt Du, wen er haßt?

Sie dort oben, alle bis zu den Ungeborenen — er lacht, wenn Jemand dort todt iſt und ihre Glocken heulen wie gezüchtigte Hunde. Euch hier unten — er ſieht nicht einmal Euere Noth, mich — er wollte mich austreten wie einen Feuerbrand. Aber am Meiſten, am Schwerſten und Tiefſten haßt er Meſſias. Und weißt Du, warum er ihn haßt?

„Darum, weil wir mit dieſem Namen zur Ruhe gewiegt wurden, und keine Poſaunen uns erweckt haben, darum, weil man Freudethränen über ihn weinte, ihn in ſeinem Schmerz in die Arme ſchloß, weil man des Abends nach ihm ſpähte, wenn der Himmel am rötheſten war, weil man hoffte und in Hoffnung lebte, und er doch nicht gekommen iſt. Und immer niedriger und elender ſind wir getreten worden, und junge Blicke wurden alt und leer und trübe, und junge Hände ſchwach und taſtend, und junge Herzen elendes Fleiſch und all dies geſchah ſo oft, als Ernten gereift ſind!

„Nun mag er kommen, ſagt Uſſia, nun mag er kommen, der kleingeſinnte, rechnende, wartende Greis, nun mag er kommen und ſein Volk verſammeln!"

„Und Uſſia will nur leben, um ihm einmal begegnen, um ſagen zu können: Hoſiannah, Davids Sohn, Du Fürſt des Sieges und der Gerechtigkeit. Klatſcht in die Hände, ihr guten Leute, und freut Euch des Gottes mit fröhlicher Stimme! Aber ſtampfet nicht hart mit den Füßen auf, nehmet Euch in Acht, wecket die Todten im Erdreich nicht auf!"

Das meint Uſſia, daran denkt er oft, aber bloß mich hat er gewürdigt, es mir zu ſagen, oder vielleicht wagte er es Anderen nicht — ah, furchtbar iſt Uſſia!"

Er blickte Rahel an, um ihr Entſetzen zu beobachten, aber ſie ſtand ſtill lächelnd da, wie zuvor, nichts von dem, was er ſagte, drang bis zu ihr, ſie hatte Freudeluſt um ſich.

Da glitt der Hohn aus ſeinem Antlitz fort, ſeine Stimme peitſchte nicht länger langſam, ſie wurde ſcharf und hoch und gleichſam von dem Echo einer inneren Stimme getragen.

„Uſſia iſt blind. Er verſteht Nichts."

„Wenn es kommt, da frägt man nicht nach wann oder wie lange, da iſt nie etwas Anderes geweſen. Da vergleicht Niemand, da giebt es kein Gleichniß, da beugen ſich alle Knie, und Hände, die gewogen, verſchlingen ſich im Gebet, man ſieht nicht, man weiß nicht. Vor dem Wunder kann nichts anderes beſtehen — kann Kälte beſtehen zugleich mit Flammen?"

„Aber Uſſias Haß iſt groß. Wenn er kommt, der Meſſias, da wird er auf Uſſias glühenden Haß ſehen, aber nicht einmal ſein Haupt ſchütteln. Und unter ſeinem Blicke wird der blinde Uſſia ſehend werden, und im geklärten

Lichte wird er erkennen, daß es nicht Haß, daß es Liebe war; und wie der Geſang von Stimmen wird der Augenblick ſeine Gedanken emporheben und in Jubel einhüllen.

„Wie der Geſang von Stimmen, Rahel — kannſt Du hören, wie die Stille den Athem anhält und wartet, kannſt Du ahnen, wie nahe dies Alles iſt?“

Er warf das Haupt zurück. Um ſeine glitzernden Zähne lag ein extatiſches, ſtarres Lächeln.

Und für Rahels Augen war die Luft voll weißer Flügel-Schläge, und wie eine Muſchel ſich mit Waſſer füllt und ſinkt, ſo war ihr Ohr von unendlicher Ruhe erfüllt.

„Alles kann ich ahnen,“ ſagte ſie, aber wußte kaum, daß es ihre eigene Stimme war, die ſie hörte, wußte kaum, daß es eine Stimme war. „Das große Glück der Stille kann ich ahnen.

Es iſt nicht das Leben, es iſt dahinter und darin, wie die Gewißheit des Schlummers im Traume iſt.

Es iſt mehr als groß, mehr als ruhig: da giebt es keine Zeit, weit, weit weg tönt ihrer Tropfen Fall.“

Menahem lauſchte fragend, er hing an ihrem Blick.

„Seltſam ſprichſt Du, Rahel. Deine Worte kühlen wie ein ſanfter Wind. Ahnſt Du auch recht?“

Dann ſchüttelt er erzürnt ſein Haupt.

„Ich nahm ſie ernſt, Deine leeren Weiberträume. Du ahnſt des Sieges Jubel nicht, Rahel, Farbloſigkeit ſiehſt Du, Du haſt keinen Purpur in deinem Blicke! Stark und zermalmend und erhebend iſt die Stimme des Kommenden; ſchwach biſt Du. Ich habe meine Worte vergeudet, ſie wurden auch nicht für Dich geſprochen!“

Er ging weiter, aber Rahel wurde durch ſeine Worte nicht aus ihrer Ruhe geriſſen. Nur langſam fühlte ſie ihr Glück rings um ſich niederſinken und war müde. Sie wurde von ſeinen Geſichten angezogen und von ſeiner Verachtung zurückgeſtoßen und grübelte ſich in ſeine Welt hinein und erſehnte und fürchtete das, was er bringen würde.

So kam er, der nächſte Tag.

Nachdem man dem Gottesdienſte beigewohnt hatte, verſammelte man ſich, um über Chiskijas Abfall zu berathſchlagen, und wer an ſeiner Statt gehen ſollte, und über all den dunklen Aufruhr, den der Fremdling geweckt. Man wollte ſeinen Schimpf nicht dort, im Tempel verhandeln, man ſchämte ſich vor ſeinem Gotte. Und da es Feiertag war, ſollte man das Feſt auch zuſammen feiern.

So drängte man ſich zum Rabbiner hinein, in Zimmer und Gänge, und man ſchlug die Vorhänge zur Seite, damit es wie ein Raum wäre und Viele hören und ſehen konnten. Und dorthin kamen ſie, Greiſe, Männer und Weiber, ſie ſtanden dicht auf Schwellen und Treppen; und unten auf dem Hofe und in den umliegenden Gäßchen war es dunkel von Leuten, die warteten.

An dieſem Abend hatte man ſeine ſchwarzen Mäntel mit dem Zeichen der Schmach abgelegt, man ſollte ja ein Feſt des Sieges feiern, man ſollte frei ſein, frei blicken und reden. Es war bunt von Lappen an Lappen unter dem Zucken der Lichter, Grün und Blau und Safrangelb, aber zumeiſt Roth, Roth, das auf Kappen und Schultern licht wurde wie Flammen, Roth, das ſich im Schatten trübte und ſich zu geronnenem Blute verdichtete in dem Dunkel der Ecken.

Nicht viel Roth doch auf den Geſichtern, nicht viel Glanz! Schwer und bleich und gelb neigten ſie ſich, die Augenlider gewohnheitsmäßig halb geſenkt, oder mit ſpähenden, ſcharfen Blicken, die beinahe wie ein Stachel ſchmerzten,

wenn ſie ſo nahe trafen. Man hatte das Oſterlamm mitgebracht, nachdem man es zu Hauſe bereitet und dort die Thüren mit Blut beſtrichen hatte — nun glimmten die roten Kreuze nur auf leeren Häuſern, an denen die Laternen vorbeiſtrichen.

Zunächſt den Tiſchen ſtanden die Aelteſten, ſchon über die Schüſſel geneigt, ſie ſollten die heilige Mahlzeit für die Gemeinde verrichten, da der Raum es nicht geſtattete, daß Alle daran theilnahmen. Sie hatten Stäbe in den Händen nach uraltem Brauch, ſo hatte Moſes es damals anbefohlen, als der Mordengel ſtumm in der ſchwarzen Nacht vorbeiſtrich, und die Fahrt der Befreiung vor ihnen lag; aber ihre zitternden, dunklen Finger ſchloſſen ſich ſo ſchwach um ſie, ihre runzeligen, müden Geſichter trugen nicht einen Schimmer von der Freude der Rache, die Bewegung ihrer Körper fiel hinab wie eine Flamme, die verlöſcht. Nur Uſſia ſtand ſteif und aufrecht da, die blinden, blauen Augen gerade vor ſich hinſtarrend.

Sie hätten nun jeden Augenblick beginnen können, aber ſie ſchienen unfähig ſich auch nur aufzuraffen, ſie dachten dunkel taſtend an die Berathſchlagung, die folgen mußte, ſie warteten auf Etwas, Alle wußten, daß es Menahem war.

Aber in den Menſchenhaufen liefen neue Gerüchte umher, neue Verfolgungen ganz nahe, ein Lufthauch bloß, und das Feuer erreichte ihren Winkel! Wohin ſich wenden, um nicht von Drohungen eingeſchüchtert zu werden? Hinauf, zu dem unruhigen, ſturmgepeitſchten Lenzeshimmel, hinab in die gefrorene, ſchwarze Erde, denn ringsumher war Tod.

Und weit weg von all Dieſem, im Norden, wo man ſchwerere Luft und feuchte Kälte ahnte, da war es noch ſchlimmer.

Bauernſchaaren, von Räubern und Narren geführt, die zum heiligen Lande zogen mit einer Gans oder einer Ziege als Wegweiſer, wälzten ſich aufs Gerathewohl vorwärts, und warfen ſich, in roher, grimmiger Extaſe aufheulend auf die Juden der Städte und ſchlugen ſie mit Keulen todt. Da ſtiegen Schreie zum Meſſias empor, rathloſe, irre Schreie, und da war keine Hoffnung. Männer ſtießen Meſſer in ihren entblößten Hals, und Frauen banden ſich ſchwere Steine unter die Bruſt und ſtürzten ſich in den Rhein. Und die ſchon furchtbaren Gerüchte wurden noch grauenvoller, dadurch, daß ſie aus Gegenden kamen, die die Phantaſie mit rieſenhaften unförmlichen Schatten erfüllte. Es war kaum zu ertragen. Es drohte, es kam näher, es trug die Schwere der Gewißheit in ſeinen zerſchmetternden Lauten.

Da ſtieg eine Bewegung und ein Gemurmel von der Treppe empor und wogte herein, Menahem war da, war gleich mitten unter ihnen. Den ſchwarzen Mantel hatte er anbehalten, und deſſen gelbes Zeichen brannte ſich hier in Aller Blicke ein, als hätten ſie es nie zuvor geſehen. Sie flüſterten und drohten und zeigten, Einige riefen es ihm leiſe zu, aber die Meiſten ſchwiegen in Unruhe — was meinte er mit Dieſem? Uſſia neigte ſich dem Nachbar zu. Er hatte aus dem Gemurmel verſtanden.

„Hat er das Zeichen an," fragte er ſchrill, dann als dies beſtätigt wurde, vor Lachen keuchend: „Gut, gut gedacht! So ſoll es ſein bei unſerem Siegesfeſt! Daß ich es nicht that! Daß ich es nicht ſehen kann! Sagt mir, hat er es wie eine große, gelbe Klaue?"

Menahems Stimme erhob ſich über den Lärm. Er war mitten im Zimmer, an dem Tiſche.

„Ihr ſeht meine Tracht an, als wäre nie ein Jude über Euere Gaſſe geſchritten!"

„Habt Ihr nie einen Mantel getragen, Ihr guten Leute? Habt Ihr Euch nie darein verkrochen, wenn Ihr Euch verneigtet? Habt Ihr nicht das Brand-

mal auf Euren Schultern gefühlt, haben Euere Frauen an ihrem Hochzeitstag nicht gelbe Lilien als Angebinde bekommen, haben Euere Mütter nicht auf gelbe Lilien geſehen, als Ihr ungeboren in ihrem Schoße ruhtet, tragt Ihr nicht alle das glühende Zeichen gelber Lilien in Euerem Innerſten?

„Glaubt Ihr, daß unſer Gott ſie nicht zuvor geſehen hat, glaubt Ihr, daß Er den Tiſch verläßt um dieſes Sklavenzeichens willen, das Euere Schmach hunderte von Jahren verkündigt hat?

Ich ſage Euch, Ihr Leute, von Euch hat er ſich in Ueberdruß und Verachtung abgewandt, von dem Sklavenzeichen in Euerem Herzen, auf Gaſſen und Märkten, in Handel und Wandel, in niedrigen Gedanken und kriechenden Blicken.

Jetzt, jetzt würde es in ſeinem Angeſichte gleich Flammen der Verheißung lodern, wenn Ihr es hoch erhöhtet mit dem Rufe: Sieh, hier iſt es, hier haben wir es getragen, hier werfen wir es von uns und treten darauf, hier iſt unſere Schmach beendet, zu Deiner Ehre, o Gott!"

Er ließ den Mantel fallen, und wie der Ruf ſeine Bruſt weitete und die Schultern ſich zurückſpannten, trat er darauf, wie er dalag — und in dem Gemache gab es nicht Einen von ihnen, der dies ſah und ſich nicht von Bewunderung und ſchwermütiger Sehnſucht bei ſeinen Worten durchzittert fühlte, aber noch kein Auge brannte in Hoffnung.

Da eilten Menahems Blicke raſch wie Feuer umher, in einem Momente legte er die Stunde auf die Wagſchale, dann warf er kühn den größten Einſatz hin.

„Ihr ſeid nicht hier, das Paſſahfeſt zu feiern; das könnte ein Jeder für ſich thun und nachher ſtill ſein Lager aufſuchen. Ihr ſeid hier, um einen Mann für die dort oben zu wählen, einen Mann, der in ihrer Kirche beſchimpft werden ſoll. Chiskija weigert ſich, das wißt Ihr. Iſt da Einer von Euch, der gutwillig an ſeine Stelle tritt? Du, Mar-Iſaak, Du Esra, Du Petachja, Du Chaanan, iſt Einer von Euch da, der will?"

Sie drückten ſich Alle zuſammen, in Scham einſchrumpfend, es war, als hätte jeder gerufene Name ein heißes Eiſen in die Stirne des Gefragten gedrückt. Da fuhr er langſam und nachdrücklich fort:

„Ich, Menahem, thue es, wenn Ihr wollt, ich nehme meinen Mantel wieder um, ich beuge mein Haupt und gehe den Hügel hinan, ich reiche meine Wange hin, ich ſchlage nicht zurück, ich höre ihren Geſang und ſehe ihr Gaukelſpiel und erſticke meine eigene Stimme und ſehe nicht zu Gott empor, ich werde von ihrem widrigen Athemhauch verſengt und preſſe die Lippen zuſammen, ich biete meine Wange dar und nehme Euere Schmach."

„Wenn Ihr es wollt, wenn ihr es wollt — ſagt es!"

Wie in einem Impuls drängten ſie Alle auf ihn zu, als hätte ſich hinter ihnen ein Seil gerade geſpannt. Das konnte nicht geſchehen, das durfte nicht geſchehen, da wäre Alles vorbei! Sie ſtreckten ihm die Hände entgegen.

Und Menahem lockte und verſtrickte mit dem Blicke, aber bewegte ſich nicht.

„Sagt es, wenn Ihr es wollt!"

Ein röchelnder Schrei wurde laut, der ſich mit Mühe losriß und gleichſam machtlos ſchwankte. „Nein, nein!"

Da lachte Menahem wild in Freude, ſeine Lippen leuchteten roth wie Blut, ſeine Augen blitzten, er bewegte die Hände, wie beſchwörend und bindend.

„Und Ihr wollt nicht, Ihr wollt nicht, Keiner von Euch will den Schimpf tragen?"

„Nein, nein!"

„Ihr ſeid es müde, Euch zu bücken, müde zu kriechen. Ihr wollt Drohen mit Trotz begegnen, Ihr wollt den Fuß feſt aufſetzen, Ihr wollt das Haar

aus Euerem Antlitz ſchütteln, Ihr wollt die Luft rings um Euch ſingen und ſpielen fühlen?“

„O, ob wir wollen!“

Da ließ er die Hände fallen und ſeine ganze Miene fallen und ſtreckte die Arme in umſchließender Zärtlichkeit aus und lächelte; — ſeine ganze Seele war in ſeinen Augen.

„So wiſſet, was ich weiß!“

„Ihr habt es Alle gehört, Ihr habt es Alle geſagt, aber Keiner hat gefühlt und gewußt.

Sie iſt gekommen, die Zeit, ſie blüht empor wie eine lachende Au. — Vielleicht eben jetzt! Vielleicht ſteht ſie ſchon in Pracht da, aber die Sonne iſt nicht aufgegangen, und Keiner kann es ſehen. Hinaus, es zu ſehen, hinaus, es zu fühlen, hinaus, der Sonne entgegen!

„Da werfen wir unſere Tracht ab und treten ſie mit Füßen, da ſchütteln wir den Staub unſerer Erde von uns, da verlaſſen wir mit raſchen Schritten das Land unſerer Erniedrigung!

Nicht hierher kommt Er, der Meſſias, er ſchleicht ſich nicht unter niedrige Wölbungen, er pocht nicht an ſchmutzige Thüren, er ruft, wir ſind es, die kommen müſſen.

„Er ruft in unſerer Väter Land, ſein Ruf iſt ſtark, und die Stunde iſt bereitet und beſprochen — auf, höret, näher, näher!

Ueber allen Landen iſt jetzt ein Lauſchen, Pforten öffnen ſich, Wölbungen hallen von Schritten wieder, Wege jubeln unter dem Tanze von Füßen. Es fließt gen Kanaan, es rieſelt von Bergen und Höhlen, es fließt zuſammen, es flutet und rauſcht, es brauſt gen Kanaan, es wälzt ſich gen Kanaan.

„Ueber Felder und Wüſten zieht es, es ſchreckt Wälder aus dem Schlafe auf, es erweckt Rufe aus der Erde, es geht durch Flüſſe und Seen — das Waſſer ſteht thurmhoch, und horch — es bricht in das Land ein durch vier Pforten, nördlich vom Paſſe Syriens, ſüdlich, öſtlich — unter die erhobenen, goldenen Poſaunen der Cherubine führt es, unter den klingenden Ruf des Metalls.

Wir erheben unſere Hände, um uns vor dem Glanze zu verhüllen, um unſere Ohren zu verſchließen — es hilft nichts. Die Luft iſt zitterndes Gold, klingendes Gold, es iſt in uns, es glitzert unter den Augenlidern, es jubelt im Ohre.

Und da iſt der Meſſias.

Ihr zittert gleich Vögeln, die die Flügel ausbreiten, aber nicht fallen können. Es iſt langwierig und ſchwer, denkt Ihr.

Glaubt Ihr alſo, der Meſſias ſolle einſam ſtehen in ſeinem goldenen Lande, glaubt Ihr, die Poſaunen ſollen nur ertönen, um das Echo ihres Rufes zurückzuerhalten?

Paſſah feiert Ihr, Stäbe habt Ihr in den Händen, aber den Tag habt Ihr vergeſſen!

Seht, ſiebenfältig dunkel iſt es nun, ſiebenfältig licht wird der Morgen — glaubt Ihr nicht, daß er beflügeln kann?

„Jetzt ziehen wir aus, ein geringes Häuflein von Nérac, wir eilen über den Berg, wir folgen der Krümmung des Fluſſes, es kommt ein Haufen von Argonne, wir verſchmelzen mit einander und wachſen, da iſt der Weg vom ſüdlichen Gebirge, da iſt Ibarr und Mangeac, die Sonne geht auf, und wir ſind unſer Viele, Alles iſt Weg für uns, Nichts iſt Mauer — ſollte der Meſſias wohl einſam ſtehen und warten?

„Ich habe ihn geſehen, eines Morgens ſah ich ihn, als ich drei Tage

gefaſtet, ſein Kommen ſah ich. Alle habt Ihr es gehört, habt Ihr es nicht auch geglaubt? Und Ihr hörtet, daß man rings im Umkreiſe jetzt bereit, daß man unterwegs iſt.

So werfet von Euch, was ein Jeder Schweres hat, ſo nehmet Euch an den Händen und kommt! Wollt Ihr nicht?"

Ob ſie wollten? Sie waren Alle ſein. Aber der Sprung hinaus ins Dunkel! Nun klang es ſchwer draußen durch die Luft, es war das Feuerlöſchſignal von der Kirche. Man war darauf vorbereitet und hatte die Fenſter dicht verhüllt, aber inſtinktiv ſchickten ſich Viele an, die Lichter zu verlöſchen, die brannten.

Da griff Menahem ihre Kleinmüthigkeit wie ein Falke ſeinen Raub.

„Laßt ihre Glocken ſchnarren," rief er, „es iſt Paſſah, was kümmern wir uns um Glocken. Paſſah iſt es! Hier brennen unſere Lichter gleich Sternen der Verheißung. Hört, wie dumpf und ſchwach es läutet, einer um den anderen ziehen die Töne hinaus und ſinken wie müde Vögel, das Dunkel nimmt ſie, das Dunkel erſtickt ſie! Etwas Anderes rauſcht durch die Stadt; könnt Ihr fühlen, wie es die Mauern entlang ſtreicht, könnt Ihr das Saugen ſeiner Athemzüge hören, und das Taſten der Hände, könnt Ihr die furchtbare Tiefe ſeines Blickes ahnen?"

„Der Engel des Herrn iſt es. — Habt Ihr Blut auf Eueren Thüren, habt Ihr Euch vor Jehovas Gewalt gebeugt?"

„Nun gleitet er den Fluß hinan, der unter ſeinen Füßen zu Schaum aufgepeitſcht wird, und der Wind ſtellt ſich ihm entgegen und bekämpft ihn. Er tritt ihn ins Waſſer hinab, und er ertrinkt in der Giſcht. Er thut einen Flügelſchlag und ſchießt hinab, er iſt über ihnen Allen, der Mordengel iſt da!

Nun erhebet die Arme und gehet und verlaſſet den Ort ſeines Zornes, hinter Euch vollzieht ſich Gottes Rache. Nun ziehet hinaus in die Nacht mit Purpurgewändern und wehenden Federn, den Blick gen Oſten, ziehet aus in Freude und Triumph, vor Euch bereitet Gott Euer Land!"

Nun war das Volk um ihn, wie ſturmgepeitſchtes Waſſer, aufgeregt und anſchwellend — würde es in Ebbe zurückfallen oder als Sturmflut vorwärts geriſſen werden? Sie glaubten ihm, ihre Augen brannten, ihre Wangen brannten, die Hände ballten ſich, und die Knieſehnen zitterten, aber am Nackenhaare hingen Gewichte von Unſchlüſſigkeit.

Da ſtürzte Rahel vor, geneigt und bebend, wie Schilf im Sturme, ihre Hände ſtreckten ſich taſtend aus, ſie war ſpröde — es war, als würde ſie nur von ihrem glänzenden Blick aufrecht erhalten und hinge mit unſichtbaren Ketten an dem ſeinen.

Sie wollte niederſinken und ſeine Knie küſſen, ſie warf den Kopf zurück mit ſtarren Pupillen — „Du, Du, Du!" — ſie konnte nicht mehr ſagen — „nimm mich mit, nimm uns Alle mit!"

Und nun fiel die Fluth und rauſchte in Jubel zuſammen, und er wurde hoch empor getragen. „Auf, auf! Nimm uns Alle mit!"

Menahem ſtreckte Rahel ſeine Hand entgegen, ſtützte ſie einen Augenblick und verließ ſie. Sein Sieg war gewonnen. Alles war ſein. Nun fort, im Augenblicke fort! Waren ſie bereit? — Ja, ja! Die Arme gen Himmel, den Blick vorwärts, Sang im Herzen, von dannen, von dannen! Bloß für eine Weile zerſtieben, wie ein Feuer, das Kraft ſammelt, — Fuhrwerk für Kranke und Kinder, Feſtesſchmuck dem Herrn! — dann wieder zuſammen, unwiderſtehlich, geeint und entſchloſſen!

Es ertönten Stimmen der Warnung, ſie wurden niedergeſchlagen.

„Bleibet Ihr hier, um geſchlachtet zu werden und zu vermodern! Hier

iſt der Tod, hier iſt die Schmach, bleibe wer kleinmütig iſt und es liebt in Verſtockung zu ſterben!“ — Sie wollten es nicht, ſie kamen mit, ſie ſchüttelten ihre armen, furchtſamen Köpfe, ſie waren ſtumm vor Schrecken und Sehnſucht.

Bloß Uſſia ſtand ruhig und höhnend da.

„Gehet Ihr,“ ſagte er, „ich komme nicht! Aber es freut mich, daß Ihr geht, die Luft iſt kühl und ſchön für eine Wanderung. Ich warte hier auf den Meſſias, vielleicht findet er Zeit herzukommen, er kennt ja den Weg! Ich bin müde und ſchlafe ein Weilchen; wenn Ihr wiederkehrt ſoll doch wohl Jemand da ſein und Willkommen ſagen.“

Und ſie ſcheuten ihn wie die Peſt, ſie waren bange, ſeine Worte zu hören. Menahem wußte nicht darum, er trug die Bürde der Macht, er gab ſeinen Muth und ſeinen Glauben in Strömen von Worten aus. Er ſandte Boten aus, Alle zu ſammeln und zu bereiten, er beſchrieb die Wege und nannte die Namen der Eingeweihten, die das Volk in den Nachbarſtädten vorbereiteten, und die Verſammlungsorte nannte er. Er zitterte vor Eifer und Freude.

Nun waren ſie alle verſammelt, die ganze Gaſſe war von Schritten und unterdrückten Stimmen erfüllt. Menahem eilte hinaus auf die oberſte Stufe, ſeine Stimme keuchte, an einem Riegel hatte er ſeine Hand blutig geriſſen.

Wie er da ſtand zwiſchen zwei Fackeln, den dunklen Haufen unter ſich, und die Nacht vor ſich, lachte er im Triumph. Dort im Dunkel, im Qualme lag ihre Erniedrigung, wie eine leere Schale, dort vermoderten alle Thaten der Niedrigkeit und Schmach, dort hallten nur leere Kammern von den Erinnerungen, an Thränen und Noth wieder. Es wurde in die Tiefe gezogen mit dem Rauſchen des angeſchwollenen Fluſſes, es ſtreckte aus dem Wirbel Hände empor und ſank hinab und erſtickte und ſtarb dahin, es hatte des Dunkels ewiges Siegel über ſich. Hinter ihnen, hinter ihnen Alles!

So wollte er allem, das er dachte und vernahm, eine einfache Form geben, die Alle in einer gemeinſamen mächtigen Gefühlsvibration umfaſſen ſollte; er richtete ſich zu ſeiner vollen Höhe auf und zeichnete mit ſeinen blutenden Fingern ein rieſengroßes Kreuz auf die Thüre.

Da ging eine Bewegung durch den Haufen, und Köpfe beugten ſich im Fackelſcheine, und Alle begriffen. Es war der Abſchied vom Orte ihrer Qualen, es war das Verſöhnungsopfer dem Gotte des Zornes, es war der rote, flammende Triumph, der der Tagesſonne harrte, um zu leuchten.

Und Menahem barg die eine Hand im Mantel und ſtreckte die andere aus und zeigte.

„Hier,“ ſagte er, „hier iſt der Weg zum gelobten Lande. Jetzt kein Wort, keinen Blick zurück! Laßt mich durch Euch zur Spitze! Und nun, hinaus in die Dunkelheit!“

So zogen ſie aus der Stadt, die Mauern ſeufzten vom Widerhall ihrer Schritte, die Räder knirſchten; um ihre Häupter und Schultern wich die Unbeweglichkeit des Dunkels zurück; wo der ſchwarze Hauſe vorwärts ſchritt, war es, als hätte ſich die Erde ſelbſt im Kampfe gegen die Nacht erhoben, im Kampfe gegen den Tod, als wogte ſie in einer breiten Welle vorwärts. Am Himmel leuchteten nur drei große Sterne, matt, aber ſo ſeltſam ruhig. Sie gingen ohne Worte, aber in der Stille ſchlugen ihre Herzen im ſelben Schlag, und ſie hörten und fühlten ihren dumpf klopfenden Takt. Sie gingen Hand in Hand, ſie freuten ſich an einander, ſie ſtützten die Greiſe, ſie ſchoben die Wagen mit den Kindern vor ſich her. Einige hatten einander die Arme um den Hals geſchlungen.

Der Weg war leicht, abwärts ging es, es war wie Schwingen unter jedem Fuße. Wo das Waldesdickicht endete, lag der Flußſtrand ſteil geneigt

und eine offene Halde — alles eisenfarben starr und groß. Sie zogen vorbei. Und die drei großen Sterne wurden immer mehr sichtbar.

Sie fürchteten die Entdeckung nicht mehr, sie konnten laut sprechen, aber sie hatten Nichts zu sagen; sie bogen nur die Köpfe zurück und athmeten tief und sahen gerade über sich die immer heller werdende Nacht.

An der Spitze ging Menahem, ging, wie stets zu einem fernen Ziele emporsteigend. Unter den Vordersten nach ihm war Rahel, sie sah bloß ihn an, und sie änderte still ihren Platz, so daß sie immer einen der großen, bleichen Sterne gerade über seinem Kopfe hatte, und erzitterte jedesmal vor Freude, wenn er wieder dort war.

Wo der Weg sich über den Fluß schlängelte, hätten sie ihre Stadt sehen müssen. Sie wandten zerstreut den Kopf, aber da war nichts. Etwas Schwarzes zwischen den schwarzen Bergen, ein paar gebrochene, wilde Linien, die schärfer als sonst dalagen, weil keine nackten Bäume darüber waren — es konnten lauter Felsen sein.

Vielleicht war sie ganz verschwunden und nicht mehr da, vielleicht war sie nie etwas anderes gewesen, als ein schwerer Traum?

Und über die Bretter der Brücke donnerten ihre Schritte; ein dumpfer Jubel, ein schmetternder Triumph, stiegen die schweren Fanfaren dieser Laute empor und erstarben in knisternden Tritten auf dem Stein — unten glitt das träge, mattgraue Wasser des Flusses dahin, ein Bett des Nebels, des ungewissen Dunkels; vor ihnen eine Pforte von Bäumen, zwei lange Reihen dunkler Stämme, die von der Bewegung mitgerissen wurden und ihre verschlungenen Wurzeln zum Marsche erhoben.

Und Menahem sprach in kurzen, abgerissenen Sätzen, wie Blitzen aus dichtem Gewölk — in gewaltig emporsteigenden Bildern. Die Vordersten hörten und tranken seine Worte, und wenn seine Stimme zu kurzer Ruhe hinabsank, da verbreiteten sie sich nach rückwärts von Mund zu Mund und rauschten hoch empor. Es war gleichsam wie Strophen einer Hymne, von den gestreckten Armen der Musik getragen und verknüpft. Und Menahem sprach:

Ihr Land, gelb in der Abendsonne, ein brennender Scheiterhaufe, zwischen des Bergpasses zurückweichenden blauen Mauern! Er sah es und er sah die Wangen der Cherubine und ihre leuchtenden Blicke. Wer will der Erste sein, der fühlt, wie ihre kühlen Gewänder den Staub von seiner gebeugten Stirn streifen, wer will, wer will, wer will?

Ihre Erde, ihre Erde, die gelitten hatte und geseufzt! Wenn man sich niederwarf und eine Scholle ergriff, so floß Blut daraus, aber licht und jung floß es nun, und duftete wie Blumen. Wer will der Erste sein, der seine geschlossenen Augen daran lehnt und sich in einer Nacht gesund schläft, wer will, wer will, wer will?

Ihre Sünde, ihre schwere Sünde! Auf den Weg mit ihr, unter die Füße! In das Dunkel der Höhlen flieht sie, an Dornen wird sie in Stücke gerissen, in dunklem Morast ertrinkt sie unter Thränen. Und weg von ihr, weg von ihr, vorwärts und rascher vorwärts!

Ihr Tag, ihr erster Tag! Licht, schwindelnd licht, und umarmende Freude, und Geschwister, die sich begegnen, und Stimmen, die in Verwirrung erlöschen, und Augen, die sehen, sehen, sehen!

Vorne, im ersten Glied, hatte jemand eine Art Fahne erhoben, man wußte nicht, woher sie gekommen war, ein Feldzeichen mit klingenden Glöckchen; sie schimmerte über die Masse hin, wie ein singendes, geflügeltes Ding.

Und Menahem sprach von Arsareth, dem Rubinlande, — kaum hatten sie je in der halbvergessenen Ueberlieferung von Esra den Namen gehört —

er ſprach in kurzen Worten, gleichſam in Rufen. Arſareth, das Rubinland, hoch auf den gelben Stufen des Berges — der Stille weite Luft!

Was war es? Man verſtand nicht, aber gleich Trompetenklang belebte des Wortes ſtolzer Ton. Ein Wunder, ein Wunder darin?

Und vorwärts ging der Zug, und dünner und klarer wurde die Nacht, jetzt blickten wohl tauſend Lichter von dort herab! Und weiter ging es, Höhen hinan, hinab längs froſthelle Pfade, und die Stunden rollten dahin.

Nun waren drei Wege. Hier ſollten ſie die nächſte Schar treffen, oder ſie nahen hören, oder ihren Jubel weit weg ahnen — nur ein einzelner Mann kroch aus dem Dickicht.

„Menahem," rief er, „Menahem, kehre um! Sie wagten nicht, ſie glaubten nicht, — hier draußen iſt Kriegsvolk, ſie ahnen etwas, ſie können hierher ziehen . . . ."

Da fiel ſie zuſammen, ihre geſchmeidige Stärke, da brach der Klang in ihren Worten. Ein Stimmgewirr entſtand, Ausrufe, Zweifel.

„Der Weg verſperrt! Und jetzt, ſchon jetzt! Was ahnten, was fürchteten wir?"

Aber Menahem rief: „Sie glaubten nicht, ſie wagten nicht. So ſei Kummer ihr Loos! Vorwärts!"

„Aber der Weg verſperrt, das Kriegsvolk?"

Er zuckte zuſammen wie bei einem Stoß und leuchtete in Freude auf. „Gottes Zeichen, Gottes Zeichen! Ein größeres Wunder will er an uns thun! Mein Volk" — er ſtreckte beide Hände aus — „dort, dort iſt der Weg!"

„Aber da iſt das Meer, da iſt das Meer!" — In das ſchwer aufſeufzende Gemurmel der Stimmen miſchte ſich ſchon ſein Rauſchen.

Er rief noch lauter.

„Dort iſt der Weg, dort, dort! Habt Ihr nie Moſes' Namen gehört? Hörtet Ihr von Esras Zug, der Wanderung der zehn Stämme, vernahmet Ihr von Arſareth und der weiten Gewäſſer Fluth? Mein Volk, dies iſt der Weg."

Und er eilte vorwärts, ſteil war der Abhang, neben ihm tanzte und ſchwankte die klingende Fahne, in der ſich erhellenden Luft ahnte man jetzt Farben. Aus dem Dunkel des Waldes tauchte eine Wolke flatternder Flügel empor, — es waren Zugvögel auf dem Wege nach der Heimat, Lerchen, in der Nacht fanden ſie ihren Weg!

Sie folgten ihm, das ganze Volk, wieder dröhnte die Erde von Schritten, ihm zunächſt verwoben ſich wieder glühende Worte in einander.

Aber hinten war Zweifel. Wohin ging es? War dort etwas außer dem Meere? Was wollte, was wußte er?

Man war auch müde, müde die Füße, müde die Stirne — was waren das für Worte, die er da ſagte? Vielleicht hatte er Schiffe dort, ſeine Blicke waren ja ſo ſeltſam, alles konnte ſich ereignen! Vielleicht war es Verzweiflung, der er ſie entgegenführte, mochte es ſein! Die waren ſie gewohnt zu tragen, die war auch hinter ihnen, überall!

Und ſchwerer wurden die Schritte, obgleich der Weg hinabführte, ihrer mehr wurden die Häuflein.

Aber Menahem wußte es nicht, er ging wie früher, er ſprach Worte wie früher; über ſeinem Haupte klangen die Glocken und leuchtete — für Rahel — ein großer, flammengleicher Stern. Sie hatte die Unterbrechung kaum gehört, kaum erfaßt, nun begriff ſie aus dem Rauſchen der Luft, aus dem Rythmus der Schritte, daß es größeren Wundern entgegenging, größerem Glauben, und ſie fühlte, daß ſie ihn hatte und war ruhig und lächelnd froh.

Und immer berauſchender erhoben ſich Menahems Viſionen!

Arſareth im Purpurglanz! Arſareth und die ſtillen, großen Weiten. Alles unter unſeren Füßen. Wie getragene Kleider von den Schultern fallen, wie die Hülle von den Blumen fällt, ſo fort mit allem, das bindet! Unſere Welt ein Ausblick von Bergeshöh', blaue, ferne Linien und zitterndes Licht, unſer Gebet eine Flamme, die in ſtiller Luft emporſteigt, unſer Leben ein Sang!

Und die ihm zunächſt waren, neigten ſich ſeinen Worten entgegen und ahnten ſie und rieſen ſie laut, die Arme einander um den Hals geſchlungen. Nun begann das Licht aus Luft und Erde hervorzudringen, bald mußte die Sonne da ſein! Da waren Farben im Lichte, rote Tücher, Goldgefunkel, flatternde Bänder und Haare. Noch mehr Farbe, Blau und Grün, Seide, die ſich bei der Bewegung des Gehens warf, tanzende Füße und rote Lippen und glänzende Augen. Ueber Menahems Haupt war der Stern verſchwunden, ein ſterbender, weißer Glanz, eine ſchmelzende Flocke, — aber die Fahne war purpurroth mit einem leuchtenden Zeichen darin, das Haupt ſtolz und elaſtiſch erhoben — ah, ſein Haupt!

Es war auch Licht über denen dort rückwärts, aber nicht dasſelbe Licht. Ein höhnendes, klares Licht! Ein Licht, das ſich um verkrümmte, ſchmutzige Geſtalten ſchlich, von denen die Farben abſtachen, hinab über gelbe Geſichter, über die Falten der Lippen, die ſchon todesmüde waren, über Blicke, die irre ſtarrten, und denen Thränen oder Hohn ganz nahe waren.

Aber Menahem ſah nicht hinter ſich, auch die nicht, die ihm zunächſt waren, Rahel ſah nicht hinter ſich.

Grade vor ihnen war zwiſchen dichtem Geſtrüpp ein Schein, und eine ſeltſame, große Luftwelle, eine leichte Kälte, eine Wolkenwand war da, mit Flammen darüber, gleich dem fleckigen Fell eines Tigers.

Es griff um ſich und brannte von Flamme zu Flamme — wie es glitzerte, das Banner, wie es blinkte, Menahems Haar! Es ſchmolz, es wurde zu einem roten Raum, die Sonne war es.

Gegen die blendende Wölbung Flügel, die gleich dunklem Metall glänzten, große, langſame Flügel.

Die Wandernden machten in Entzückung Halt. „Seht, die Adler! Seht die Adler!“ — Dann eilten ſie weiter, abwärts.

Da ſchlug ihnen ein neuer Brand entgegen, nun erſt glühte es ganz — das Meer in Flammen und ſchwarzen Linien, der Himmel eine Feuergluth — die Sonne, Arſareth, Arſareth!

Aber hinter ihnen ein Schrei der Unruhe und Noth: Keine Schiffe, kein Weg, keine Rettung, das Meer!

Da ſprang Menahem zurück, hinauf auf einen Stein, die Hand gegen das Waſſer ausgeſtreckt.

„Vergeben ſei Euer Schreckensſchrei. Aber habet Ihr vergeſſen, was für eine Zeit dies iſt? Iſt nicht Paſſah und dieſelbe Noth wie damals, und derſelbe Gott?

„Die Waſſer ſahen Dich, oh Gott, die Waſſer ſahen Dich und erſchraken, und die Tiefen ſtürmten.

Im Meere war Dein Weg, und im großen Waſſer Dein Pfad, und dort unten ſind nun Deine Fußſpuren.

Volk, Volk, Volk Moſes', hier iſt der Weg, hier iſt das Wunder und die Befreiung, hier iſt das Land, der Sieg und der Triumph, der Tag tauſendjähriger Ahnung und Erwartung. Nun folgt ohne Zögern, nun den Sprung hinaus ins Unbekannte, nun den Glauben an einen allmächtigen Gott!

Hinter Euch iſt unendlicher Gram und Schimpf, vor Euch unendlicher

Glanz. Wer will der Erſte ſein, wer will, wer will? Wo ſein Fuß hintritt, wird die Tiefe gebahnter Pfad. Vorwärts. Er eilte den Stein hinab und weiter hinab, ſeine Wangen leuchteten brennend roth, ſeine Augen glänzten wild und groß, andere ſprangen mit, Haare flatterten, Arme erhoben ſich — man ſah ſie nicht, Alles war Feuer!

Da brach das Entſetzen gleich einer Fluth über ſie herein, da ſchrie die Verzweiflung, ach. Ein Narr, ein Narr war er, ein böſer Geiſt, wer wußte ...

In den Tod lockte er, in unſäglichen Schrecken trieb er, und wie ſtark war ſeine Macht nicht geweſen! — Fort, die Augen davon abgewandt, fort, Flucht!

Und man erlahmte in dem Schrecken, mitgezogen zu werden und ſchlug die Hände vors Geſicht und fiel zu Boden, oder wandte ſich um und lief, von Angſt gejagt.

Dort hinten wurde ein Aufplätſchern und ein Schrei laut, ein wilder Schrei des Jubels oder Schmerzes, und der Schimmer wurde goldener — die Sonne war ganz aufgegangen. Aber nur Wenige ſahen ſich um, entſetzt flohen ſie, klommen Abhänge hinan, krochen mit zerriſſenen Knien und zerſchundenen Händen zurück zu der Schmach des Oſterfeſtes und Uſſias Gruß, zu Torturen vielleicht und Tod.

Aber unter ihnen war Rahel nicht, dicht hinter Menahem her war ſie vorwärts geeilt, mit geöffneten Lippen; etwa zehn Andere fehlten auch, man hatte keine Zeit, ſie zu beweinen, man flüchtete, für ſein Leben zitternd.

Und ſo kamen ſie heim und lebten daſſelbe Leben wie zuvor und wurden in Schmutz und Schimpf getreten und aßen unter Seufzern ihr Brot; aber in den Stunden, in denen der Schmerz die Sinne groß machte, ſahen ſie vor ihren Augen die Freude und die berauſchende Hoffnung dieſer Nacht, und ſie vernahmen den Schall von Schritten und die wogenden Laute des Siegesgeſangs und Glockenklang und Flügelſchlag, und ſie hatten das Waſſer vor ſich, flammend roth in der Morgenſonne, und ſie wußten nicht, ob es Leben barg oder Tod.

So nach und nach wurde es zu einer Ueberlieferung, daß ſie ihr Ziel erreicht, die Jungen und Vertrauenden, die ſich hinabſtürzten. Nicht das Land ihrer Väter, denn Niemand hatte ja ein ſolches Gerücht vernommen, aber ungekannte Gefilde mit weitem Geſichtskreis, denen alle Sorge fern iſt, Arſareth, das ſeltſame Märchenland, das Rubinland, das im Morgenlichte glänzt und lockt.

Der Schleier der Maja.

Von **Paul Mongré.**

Eine Legende.

Als der Graf Friedrich von Hohenberg, treu seinem Gelübde, zum heiligen Grabe pilgerte, traf es sich, daß er ohne seine Mannen im fremden Land einen Bergpaß überschritt; den hatte noch keines Menschen Fuß vor ihm betreten. Oben lagen viel Blöcke und lose Steine, ohne Ordnung herumgestreut. Da er aber auf der Paßhöhe stand, traute er seinen Augen nicht, denn da war aus solchen Steinen sein Name „Friedrich von Hohenberg" zusammengesetzt, deutlich zu lesen; daneben stand das geheime Zeichen der Brüderschaft, das da bedeutet die erlösende Liebe Gottes zu den Menschen. Der Graf versank in Träumen und gedachte seiner Aeltern und Altvordern; aber es wollte ihm nicht zu Sinn, wie deren Einer sollte in diesen Bergen gewesen sein. Nachdem er gebetet hatte, sprach er aber frohmüthig: Wer Du auch seist, der dies gesetzt hat, ich will Dir Antwort geben. Und änderte den Namen, doch so, daß er nur die Steine verschob, in Elisabeth von Hohenberg, das war der Name seines Weibes, das er daheim gelassen hatte, und aus dem Zeichen der erlösenden Liebe bildete er jenes, das bedeutet Liebe der Menschen unter einander. Dann zog er seines Weges.

Hernach, als der Graf im gelobten Lande Todes verblichen war, ging sein Weib Elisabeth den Weg, den er gegangen, und Gott fügte es, daß sie denselben Paß überschritt. Da fand sie in den Steinen ihren Namen und das Zeichen der menschlichen Liebe, welches sie billig ihrem Gemahl zuschrieb. In allem Leide ward sie froh, seinen letzten Gruß zu lesen; dann aber, ehe sie weiter wanderte, setzte sie an Stelle ihres Namens Elisabeth den Friedrichs, ihres Gemahles, und aus dem Zeichen der Menschenliebe bildete sie das der erlösenden Gottesliebe, wie ihr Gatte sie es einst gelehrt hatte; Beides zum Gedächtniß seines seligen Hinschieds.

Als auch diese fromme Frau heimgegangen war und die Welt abgeblüht hatte, kehrten alle Dinge in ihren Schoß und Ursprung zurück, Menschen, Gethier und Bäume, so daß nur die stummen Steine blieben, wo sie standen. Gott aber gefiel es, das Ende in den Anfang überzuleiten; da kam Alles wieder, wie es gewesen, und trank aus demselben Bache und aß dasselbe Brot. Auch der Graf Friedrich von Hohenberg lebte wieder und ging über jenes Gebirge: wir wissen aber, daß die Steine, wie er sie oben fand, von seinem Weibe also gesetzt worden waren.

Gottes Gebet an den Menschen.

Mein Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, ich bitte Dich um der himmlischen Liebe willen: bete nicht zu mir.

Willst Du beten, so mache Dir Puppen aus Holz und Stein, und schlachte ihnen Lämmer, und kränze ihren Nabel mit Mohnblumen.

Dieſe Götter werden Dir helfen, je nach dem Grade Deines Glaubens. Deinem Glauben nach habe ja ſogar ich Dir geholfen.

Sie werden Dir helfen ſoviel wie ich, aber ſie müſſen nicht hören, was ich höre, und ihre Augen ſind geſchloſſen, alſo daß ſie nicht ſehen müſſen, was ich ſehe.

Bete zu todten Göttern, nicht zu mir, der ich ein lebendiger Gott bin — wenigſtens nach deinem Glauben.

Wenn Du an mich glaubſt, ſo habe auch Mitleid mit mir und laſſe mich unangebetet.

Deiner Opfer Duft ärgert meine Naſe; opfere Deinen Puppen, die keine Naſe haben.

Siehe, ich beneide dieſe Götter, daß ſie nichts hören, nichts ſehen, nichts riechen. Ich beneide auch Dich, der Du taub und blind biſt und hülflos wie ein junger Sperling, der vom Dache fällt.

Ich habe die Sperlinge gezählt, aber ſie fallen doch. Kein Haar Deines Hauptes ſchwindet, ohne daß ich darum weiß, aber darum ſchwindet es doch.

Mein machtloſes Wiſſen, oh lieber Sohn, beneidet Deine unwiſſende Ohnmacht.

Allwiſſend bin ich und leider allgütig, aber allmächtig —? Das können mir nur meine Feinde nachgeſagt haben.

Ich bin ohnmächtig wie Du, aber ich bin nicht blind wie Du. Und darum beneide ich Dich.

Und jede Minute muß ich ſehen, hören und riechen, was mich nicht freut. Ewig bin ich, um mich ewig zu ärgern.

Ich habe auf hebräiſch und griechiſch gegen die Sünde geſchrieben, und der Sünde hat es nichts geſchadet.

Ich bin ein allgütiger Gott, und in jeder Sekunde, in jedem Waſſertropfen auf jedem Planeten jedes Sonnenſyſtems geht ein Lebendes qualvoll zu Grunde.

Ich bin ein allgütiger Gott, aber ihr Menſchen erfandet Feuer und Roſt und ſpaniſche Stiefel und die eiſerne Jungfrau. Das iſt kein leichtes Dabeiſein für meine Allgüte.

Und wenn ihr einem Heiligen die Haut abzieht, ſo möchte ich ſelber aus der Haut fahren.

Und da ich Dein Vater bin — wenigſtens nach deinem Glauben, — ſo grämt es mich, wie Du Dich und Deinesgleichen quälſt. Und wenn Du dann noch zu mir beteſt, ſo finde ich das unanſtändig.

Ich habe die Welt nicht geſchaffen; dieſe Verleumdung laſſe ich nicht auf mir ſitzen. Ich bin nur Weltzuſchauer, aber ich wollte, ich wäre es die längſte Zeit geweſen.

Noch klingt mir in den Ohren der Schrei eines gekreuzigten Menſchen: mein Gott, mein Gott, warum haſt Du mich verlaſſen! Und ich ſage mir: er hat leider Recht.

Aber ich kann nichts dafür, und nichts dawider. Und darum möchte ich den Schrei nicht hören. Und auch Deine Gebete will ich nicht hören.

Und wenn Du wieder beteſt, ſo ſoll doch ein Himmeldonnerwetter — aber ich will nicht fluchen.

Denn wenn ich Dir fluche, ſo iſt mir nicht geholfen und Dir nicht geſchadet.

Nichts kann ich verhindern, nicht einmal, daß Du zu mir beteſt. Aber eine Ehre erweiſeſt Du mir nicht damit!

Welten.

Der Wahrheitſucher kauerte in ſeinem Dachkämmerchen, in indiſch-contemplativer Stellung: er beſchaute nämlich ſeinen Nabel. Gleißender Sonnenſchein fluthete durch das Fenſter, ließ ſich in einer ſcharfbegrenzten ſchrägen Säule zum Boden nieder und zeichnete dort den Schatten des Fenſterkreuzes. In dieſer Lichtröhre tanzten zahlloſe Stäubchen, beinahe ungeſtört in der wirbelloſen Luft, weil der Wahrheitſucher gleich einem Fakir ungeheuer langſam athmete. Während die flimmernden Pünktchen ihren Schwebetanz vollführten, ſtarrte der Wahrheitſucher auf ſeinen Nabel und dachte:

Dies Alles iſt ſo, aber muß es ſo ſein? Warum iſt die Erde keine Scheibe oder Walze? wegen unſerer Hydrodynamik, aber warum gilt dieſe Hydrodynamik und keine andere? Könnte es nicht einen kryſtallenen Raum geben, wo man um die Ecke ſehen und in ein anderes Ich hineinempfinden kann? Warum dieſe trennende Epidermis? wozu Lingam und Yoni? Könnte man ſich nicht einfach ſpalten? Oder warum nicht drei Geſchlechter: das erſte Geſchlecht ſondert einen Samen ab, das mittlere nimmt ihn auf, verwandelt ihn in ſeinem Leibe, und nun erſt iſt er reif, das dritte zu befruchten? Männer, Mittler, Mütter? Es iſt nicht ſo, aber könnte es nicht ſo ſein?

Leiſe, ohne Wirbel und Geſtöber, weil der Wahrheitſucher kaum athmete, ſchwebten die Sonnenſtäubchen. Jedes dieſer winzigen Leuchtpünktchen war aber, mit eigenem Maß gemeſſen, ein Sonnenball von Planeten umkreiſt, und einer dieſer Planeten war, während der Wahrheitſucher ſeinen Gedanken dachte, von der kambriſch-ſiluriſchen Formation zu Diluvium und Alluvium fortgeſchritten und hatte Würmer, Fiſche, Vögel, Säuger, zuletzt ſogar Menſchen und Philoſophen hervorgebracht. Und in einem Dachkämmerlein dieſes Planeten ſaß ein Philoſoph vom Mittlergeſchlecht, beſchaute ſeinen Nabel und dachte: Könnte es nicht eine Mechanik geben, vermöge deren die Weltkörper Kugelgeſtalt annähmen? Oder eine Fortpflanzung mit nur zwei Geſchlechtern? Warum iſt Alles ſo, wie es iſt? Könnte es nicht anders ſein?

Die Daktylen.

Der Zauberer Pythagoras und der Wahrheitſucher ſaßen im Theater. „Ueber die Kraft," ſagte der Zauberer, „wie lächerlich Ihr Menſchen ſeid. Als ob es auf die Kraft ankäme! Ihr Athleten der Seele, unglückſelige Atlaſſe, Muskelanbeter! Er war nicht ſtark genug — ſo ſagt Ihr, wenn ein Wunder ungethan blieb. Ich aber ſage Euch: er war nicht klein genug! er war zu grob, zu ſummariſch! er hatte keine Pincette für Moleküle und keine Nerven, ſondern getheerte Schiffstaue! O ihr Menſchen! Leviathans, Walfiſche von Anbeginn, gepanzerte Rieſen, Bärenhäuter! wollt ihr vielleicht feine Knoten löſen mit Euren hornigen Fäuſten, mit Eurer Seelen-Elephantiaſis Wunder thun? Als ob es auf die Kraft ankäme, Mammuthe Ihr! Büffel, die auf Spinnweben tanzen wollen!" Und der weißbärtige Zauberer lachte ſpitz und boshaft.

„Schau her, Wahrheitſucher, ich will ein Wunder thun, das über Eure Kraft geht. Ein Wunder im unendlich Kleinen! Kein Elephanten-Wunder!"

Und Pythagoras berief ſeine Dämonen, die er Daktylen nannte, obwohl ſie

nicht daumengroß, ſondern unvorſtellbar viel kleiner waren. Sie waren nämlich von der „Größenordnung“ der Moleküle und verſtanden die Kunſt, mit Fingern und Fangbechern die einherſauſenden Moleküle aufzugreifen, wie ſpielende Kinder ihre Federbälle, ſie weiterzuwerfen oder anzuhalten oder zurückzuſchleudern wie es ihnen beliebte, — während die Mammuthe, wenn ſie eins fangen wollen, ſtatt deſſen viele Tauſende im Fluge ſtören, weil ſie zu groß und zu langſam und zu täppiſch ſind. Dieſe Daktylen nun fingen alle Moleküle auf, die mit rieſengroßen Geſchwindigkeiten dahergeſtürmt kamen, während ſie die ſchwächern und langſamer fliegenden mit ihren Fangbechern zurückſchlugen. So ſammelten ſich an einer Stelle die heftigſten und gewaltſamſten Moleküle, und häuften dort auf, was die Menſchen Wärme nennen, und plötzlich praſſelte mitten im Theater eine lodernde Flamme, von der kein Menſch wußte, woher ſie kam.

Da gab es ein ſchreckliches Drängen und Kreiſchen, und das Theater glich einem aufſchwirrenden Bienenſchwarm. Pythagoras aber donnerte „Ruhe!!!“ mit einer Stimme, die Alle unwiderſtehlich zwang, auf ihren Sitzen zu bleiben. Und ſo geſchah kein Unglück, außer daß eine Frau vor Schreck zu früh niederkam.

Als Pythagoras davon hörte, lachte er wieder boshaft und ſprach zum Wahrheitſucher: „Ihr Mammuthe von Anbeginn! Rieſenſchildkröten! aus der Kraft Erzeugte! Um ein Molekül zu fangen, ſchlagt Ihr Tauſende nieder! und Millionen Samenzellen müſſen ſchwärmen, auf daß eine von Millionen das Ei befruchte! Wie weiſe und treffſicher iſt Eure Natur eingerichtet! Einem Schützen gleicht ſie, der das Ziel mit Pfeilhageln überſchüttet. O Ihr Abgründlinge aus Kraft, Zahl und Dummheit! Froſchlaichgeborne! Zufallswürfe! Schaut her, ein Wunder will ich thun, ein Wunder im unendlich Kleinen, ein Daktylen-Wunder!“

Und als Männer und Frauen zugleich im Meere badeten, hieß er ſeine Daktylen ein einziges Samenfädchen herübertragen aus eines Mannes Lenden in den Schoß eines Weibes. So gebar dieſes Weib, ohne mit Millionen Samenzellen überſchüttet worden zu ſein von dem täppiſchen Schützen, der nicht zielen kann. Aber die Menſchen wollten an dieſe unbefleckte Empfängniß nicht glauben; ſolches ſei, ſo ſprachen ſie, nur einmal vorgekommen und nicht mit natürlichen Dingen zugegangen. Und die Eltern und Brüder verſtießen das Weib, weil ſie das Wunder im unendlich Kleinen nicht anerkennen wollten, und es gab viel Geſchrei und Aergerniß unter den Mammuthen, welches alles das Werk winziger Daktylen war.

Kosmos.

Du Räthſellöſer, ſagte der Wahrheitſucher zu Pythagoras, ſo löſe mir doch das Eine Räthſel, an dem meine Seele ſich wund grübelt. Warum iſt die Zahl aller Dinge Meiſterin? Warum iſt Ordnung in der Welt und Verknüpfung und Harmonie der Sphären und gegenſeitiges Bezogenſein fremder Willen? Gehorſam rollt die Erde in ihrer Bahn, und ſagt nicht: was gehſt Du mich an, Sonne! In tauſend Kelchen blüht der Mohn, und keine Blüte ſagt zur andern: ſei Du meinetwegen roth, mir aber beliebt es blau zu ſein! Schweigſam und geduldig ſteht auf ihrem Sockel die marmorne Aphrodite, denkt nicht: heute Nacht, wenn die meliſchen Jünglinge ihren Fiſchzug rüſten, ſchreite ich hinab und will im Meere baden! Warum, Du großer Zaubrer, iſt alles ſolchermaßen vernietet mit diamantenen Klammern der Nothwendigkeit? Iſt es nicht ein Wunder, daß es keine

Wunder giebt? Wer hat die Titanen gebändigt und alle Thore der Freiheit verriegelt?

Der Zauberer ſagte trocken: mein Freund, bei den Anſprüchen, die ihr Menſchen an den Kosmos ſtellt, iſt es gewiß, daß er euch kosmiſch vorkommt. Ich will Dir eine wahre Geſchichte erzählen.

Ein Bauer hatte einem Metzger einen Ochſen verkauft, um hundert Drachmen. Als der Metzger das Geld brachte, ſchüttelte der Bauer es auf den Tiſch und begann die Silberſtücke nachzuzählen, denn es iſt nicht Sitte bei den Bauern, blindlings zu trauen. Da er aber ſiebzig Drachmen gezählt hatte, ſchob er alles wieder in den Beutel und ſagte: mehr als die Hälfte ſtimmt, nun wird auch das Uebrige ſtimmen. Und ſo ſchieden ſie in Freundſchaft.

Der Wahrheitſucher fragte: giebt es ſo dumme Bauern? Oh, es giebt viel dümmere, lachte Pythagoras.

Tat twam asi.

Der wiedergeborene Pythagoras ſaß irgendwo in Nizza, in Neapel, in Paris, ſchluckte Auſtern und hatte zwei bildſchöne nackte Knaben auf dem Schoß. So traf ihn der Wahrheitſucher. Statt dem Zauberer ein Wort zu ſagen, öffnete er das Fenſter und deutete auf die Straße, wo in dieſem Augenblick die Volksmenge zuſammenlief. Es gab da nämlich bei elektriſcher Beleuchtung etwas zu ſehen: die Leiche eines Selbſtmörders war aus dem Waſſer gezogen worden und glotzte zu den Bogenlampen und zu den erleuchteten Hôtelfenſtern hinauf. Endlich aber ſagte der Wahrheitſucher doch ein Wort: tat twam asi, das biſt Du!

Schließe gefälligſt das Fenſter, gebot der Zauberer; Telephos und Sybaris erkälten ſich.

Du Weiſer, ſagte bitter der Wahrheitſucher. Kluger, der das Ich umzirkt, Monade ohne Fenſter, in dein Selbſt Verkapſelter, Schiffer in deiner Nußſchale! Hörſt Du nicht den Ocean heulen?

Aber die beiden Knaben brachen in ein ſo ſilberhelles Gelächter aus, daß Pythagoras den Ocean nicht heulen hörte. Dann goß er dem Wahrheitſucher ein Glas weißen Burgunder ein und ſagte: Stoß an, Prediger in der Wüſte, auf den gelebten Monismus, auf die praktiſche All-Einheit!

Sieh mich Märtyrer des univerſellen Mitleidens, mich Gekreuzigten der Wiedergeburt, mich metaphyſiſchen Altruiſten, mich Dynamitarden der geſprengten Individualſchranken! Thue ich denn dies für mich? Höre ich nicht den Ocean heulen? Weiß ich nicht, daß in dieſer Nußſchale nach mir Andre das Meer kreuzen werden?

Wenn nun ich und der erbärmliche Kerl da draußen, dem die Waſſerleiche gehört, ſeelenwandernd ihre Rollen tauſchen, wer von uns Beiden hat den Andern weicher gebettet?

Ich bin der Trockenwohner der Individualität, die ich augenblicklich innehabe; meine Nachfolger in der Incarnation werden ſich behaglich fühlen. Wer aber ſoll dieſem Lebensſtümper in ſeine elende Hülle nachſchlüpfen?

Siehe, der Menſchheit Loos liegt auf mir, und ich thue Alles für Andere! Aus Mitleid laſſe ich mir's wohlſein. Tat twam asi!

So lachte Pythagoras, und die Knaben mitſamt dem Wahrheitſucher weinten vor Bewunderung und metaphyſiſcher Ergriffenheit.

That und Traum.

Eines Morgens kam ſein liebſter Schüler zu Pythagoras, wie Einer, dem über Nacht ſein ganzes Leben zerſtört worden. Bläuliche Schatten lagen um ſeine Augen, das Kinn hing ſchlaff herab, und mit ſcharfen Furchen ſtand in ſeinem Antlitz geſchrieben: nun iſt alles aus.

„Was iſt Dir, mein armer Freund? fragte der Zauberer voll Mitleid. Iſt eine Sturmflut gekommen und hat Dir alles fortgeſpült, außer Dir ſelbſt? Stehſt Du allein unter Trümmern?“

„Ich habe mein Leben verwirkt,“ ſprach der Andere mit bebenden Lippen.

„Womit? ſchrie der Zauberer. Was haſt Du gethan?“

„Ich habe einem Weibe Gewalt angethan. Dann habe ich der noch Lebenden den Leib aufgeſchlitzt und die Eingeweide herausgeriſſen. Dann habe ich den Leichnam ins Meer geworfen.“

„In welches Meer? rief der Zauberer, wie kannſt Du das in dieſer Nacht gethan haben, da wir hundert Meilen fern von jedem Meere ſind! Du biſt wahnſinnig! Du haſt einen ſchlimmen Traum gehabt! Wach auf, Freund!“

„Ja, ich habe nur geträumt,“ ſagte der Schüler, ohne daß der Schauder der Erinnerung von ſeinem Angeſicht verſchwinden wollte. „Ich habe es im Traume gethan — das iſt nicht anders, als hätte ich es wirklich gethan. Und nun werde ich es thun: das iſt alles Eins.“

„Schwatze keinen Unſinn,“ rief Pythagoras zornig. „Du haſt es geträumt: was hat Dein Traum mit Dir zu ſchaffen?“

„Was mein Traum mit mir zu ſchaffen hat? Er hat mich *beleuchtet*: ſo ſieht es in meinen Tiefen aus. Meine Seele hat ihren Abgrund bekannt. Nun weiß ich, wer ich bin — wehe mir, daß ich's weiß!“

„Ein Narr biſt Du, ſchrie der greiſe Zauberer und verlor alle Geduld. Was geht Dich Dein geträumter Unſinn an? hat Deine Vernunft das geplant? Dein Wille es gewirkt? hat Dein Selbſt einen Theil daran? Deine Samenbläschen waren überfüllt und Dein Hirn voll ſchweren Weines: da träumteſt Du Wolluſt und wühlteſt in blutendem Fleiſch. Geh zum Arzte!“

„Zum Richter führt mein Weg,“ jammerte der Schüler und blickte mit zerrütteten Augen um ſich. „Für meine Träume hab' ich einzuſtehen, nicht für meine Vernunft, nicht für meinen Willen. Meine Vernunft ſagt: zweimal zwei iſt vier, das ſagt anderer Leute Vernunft auch. Mein Wille will Glück und Gerechtigkeit, das wollen andere Willen auch. Vernunft und Wille gehören nicht zu mir, aber mein Traum iſt mein innerſtes Ich, Nothwendigkeit meines Leibes und Geſtändniß meiner Seele. Mein Traum fliegt zurück, ins Dunkel der Jahrtauſende, die lange, lange Kette der Zeugungen: aus Ahnentiefen holt er herauf, der untrügliche Taucher, was unten auf dem Grunde ſchläft. Und wenn mir Vernunft und Wille ins Ohr flüſtern, daß ich gerecht bin und mitleidig und Herr meiner Begierden: mein Traum ſchreit mir zu: Mörder! grauſamer, wollüſtiger Mörder! Zahm bin ich und gerecht, ſolange ich die Hemmſchuhe und Lenkungen des wachen Lebens ſpüre: wenn der Traum die Feſſeln löſt, bin ich Schlächter und ſchlitze Bäuche auf . . . *Das weiß ich nun von mir*, das löſcht ein Leben nicht wieder aus. Eine finſtere Höhle und Herberge war ich, ein Schlupfwinkel giftiger Schlangen: nun ward Licht gebracht und ich habe mit Augen geſehen, was ich nie mehr vergeſſen

kann. Ein Metzger, ein Luſtmörder: ſo ſieht es in meinem tiefſten Grunde aus. Ich habe gemordet, ich werde morden: das iſt alles Eins. Meiner Seele habe ich die Eingeweide herausgeriſſen . . .“

So ſchwatzte der Unglückliche und merkte nicht, daß Pythagoras längſt vor Zorn und Ungeduld fortgegangen war. Einige Monate ſpäter erfuhr der alte Zauberer, daß ſein liebſter Schüler eingekerkert war: er hatte nämlich zur Nachtzeit ein Weib überfallen, die noch Lebende verſtümmelt und den Leichnam ins Waſſer geworfen. Da ſchüttelte Pythagoras den Kopf und trauerte um die Verwirrung der menſchlichen Dinge.

Blutvergiftung.

Zu Pythagoras kam ein Mann, der dem Wahrheitſucher glich, aber ſchwarzblau im Geſicht und geſchwollenen Leibes.

Der Zauberer ſagte: Dich hat die Weltſpinne gebiſſen.

Sie hat Dich mit ihrem Safte ganz lahm gebiſſen, alſo daß Du keinen Finger mehr rühren willſt. Die Krankheit des Morgenlandes kreiſt in Deinem Blute, mein armer Freund.

Schauerliche Träume braut Dein vergiftetes Blut. Da hängſt Du in dem glitzernden Weltſpinnennetz, und jedes Deiner Haare iſt ein Spinnfaden, und aus Deinen Poren ſchießen Tauſende von Spinnfäden und Abertauſende, und ſtrahlen aus, kreuzen ſich, verknoten ſich, laufen durcheinander und glitzern. Und wenn Du einen Finger rührſt, zittert das ganze Netz: ſo ſchauerlich verflochten iſt Alles.

Da träumſt Du vom Blicke eines Weibes, und aus des Weibes Wimpern ſpinnen ſich Fäden, und in den Fäden hängt ein Kind, gefeſſelt über langſamem Feuer, ein Kind zu Leben und Qual verurtheilt durch jenes Weibes Blick. So ſchauerlich verflochten iſt Alles.

Und von Menſchen ohne Haut träumſt Du, die vor Schmerz brüllen, wenn Du den Finger rührſt und an ihren Spinnfäden ziehſt. So ſchauerlich verflochten iſt Alles.

Und von Felsblöcken, die thalwärts ſtürzen, wenn ein Finger ſie berührt: Spinnfäden aber laufen von Deiner Hand zu ihnen, in Deinen Fäden hängt Unheil für Tauſende: ſo ſchauerlich verflochten iſt Alles.

Und Alle hängen im Netze der Weltſpinne, und wenn Einer einen Finger rührt, brüllen die Andern vor Schmerz. Böſe Träume, mein armer Freund! Weißt Du, was Dir hilft? Du mußt die Tarantella tanzen!

Und der Zauberer gab ihm ein Tamburin, da tanzte er die Tarantella. Und aus dem ſchwarzblauen geſchwollenen Leibe ſchwand das Gift, aber die Haut des Mannes ward hornig und unempfindlich. Und er tanzte, wirbelte, drehte ſich, ſprang, ſchrie, bis er wie todt umfiel.

Nun haſt Du Dich aus dem Netz Deiner Träume herausgewickelt, lachte Pythagoras. Und wenn Du erwachſt, wirſt Du nicht mehr an die Verflochtenheit der Dinge denken. Dumm wirſt Du erwachen und dickfellig, hornhäutig und beſchränkt, und Dein Rückenmark wird ſtarke dumpfe Thaten ausbrüten. Ein Unbedingter wirſt Du ſein und die Fäden im Spinnennetze nicht mehr glitzern ſehn. Wahrheitſucher wareſt Du, nun wirſt Du großer Mann und Völkerſchickſal heißen. Ein Stück Weltgeſchichte ſchnarcht in Dir: gegrüßet ſeiſt Du, o haram milas helotim!

Talos.

Und als ſie viel Volk auf ihre Seite gebracht hatten, glaubten ſie die Zeit gekommen, endlich die Tyrannei des wahnſinnigen Königs zu brechen. Und um Mitternacht machten ſich zwölf todbereite und tollkühne Männer auf, geführt vom Wahrheitſucher, ſich ins Schloß einzuſchleichen und den König zu ermorden.

Als ſie aber unter den Cypreſſen des Parkes lautlos vorwärtsſchritten, trat plötzlich der Mond aus den Wolken und ſandte einen grünlichen vor Bosheit funkelnden Strahl in den dunklen Garten. Und die Zwölf prallten zurück, denn da ſtand Einer im Mondlicht, marmornen Antlitzes, mit einem höhniſchen irren traurigen Lächeln auf den Lippen. Und alle Zwölf wußten mit Einem Male, daß dies kein Anderer ſei, als der wahnſinnige König; ſie waren aber wie vereiſt vor Schrecken und ihre bewaffneten Hände ballten ſich im Starrkrampf.

Ihr kommt mich zu töten, flüſterte der Irre und hörte nicht auf zu lächeln. Und die Palaſtwachen werden Euch ergreifen, meine Richter werden Euch verdammen, mein Henker wird Euch die Knochen zermalmen. Ihr aber wollt wehthun und leiden um Eurer Enkel willen, um leidloſer Jahrtauſende willen, die da kommen ſollen. Deute ich den geheimen Wunſch Eurer Seelen, ihr Apoſtel der Zukunft?

Aber horcht, horchet hinaus, über Raum und Zeit! flüſterte der Wahnſinnige, und lächelte ſo furchtſam wie ein kleines Kind, ſo daß dem Wahrheitſucher und den Seinigen alles Blut aus dem Herzen wich.

Da horchten ſie und vernahmen einen langen ächzenden Ton wie aus unbeſtimmbaren Fernen. Es war wohl nur eine Cypreſſe, die im Winde ſchwankte und dabei leiſe ſtöhnte und ſang, wie es alter morſcher Bäume Art iſt. Aber in der dumpfen Nachtſtille klang es ſo ſonderbar wie das Aechzen und Wimmern einer Menſchenſtimme.

Hört ihr, hört ihr? jammerte der wahnſinnige König und lächelte immer noch, während ſich ſeine Glieder vor Froſt ſchüttelten. Horchet nur, er wimmert erſt, aber wenn's ihm zu heiß wird, wird er ſchon brüllen!

Und die Zwölf erblaßten vor Schauder bei dieſen irren Worten. Da fuhr ein ſtarker Windſtoß durch die Bäume, und nun hörte man ganz deutlich einen unbeſchreiblich grauenhaften Ton, der das Blut in den Adern gerinnen machte. Und es klang wie dreierlei: wie Gebrüll eines Stieres, und wie das Dröhnen eherner Gewölbe, und wie das Heulen eines gefolterten Menſchen.

Hört doch! ſchrie der wahnſinnige König und brach in ſardoniſches Lachen aus. Lauſchet doch hinweg über Raum und Zeit! hört ihr nicht? Der Stier des Phalaris brüllt durch die Jahrtauſende! Hört doch! ſeid ihr denn taub? *Eben jetzt! eben jetzt* ſchleppen ſie einen lebenden Menſchen herbei, ſtoßen ihn hinein in den glühenden Bauch — — — er brüllt, er brüllt! helft ihm doch! helft ihm doch! laſſet es nicht geſchehen! er iſt ein Verſchwörer wie Ihr, und morgen laſſe ich Euch auf dem Roſt verbrennen! Ihr ſollt mir ſchreien, bis ich den Stier nicht mehr brüllen höre! Helft doch! eben jetzt . . . und Ihr wollt Glück für Eure Enkel! Leidloſe Jahrtauſende! *nach dieſem Unmöglichen* noch Glück! — Talos! Talos! umſchlinge mich, Eherner, Glühender, verbrenne mich in dir, Talos! Talos!! —

Und der wahnſinnige König ſchrie und lachte und gebärdete ſich, als umarmte er eine glühende Erzgeſtalt. Der Wahrheitſucher und die Seinigen aber, ſchlotternd

vor Entſetzen, waren ins Dunkel des Parkes geflohen. Und der Wind war zum Sturm geworden, und ſchauerlich klang das Geheul der uralten morſchen Cypreſſe durch die Nacht, ſchauerlicher noch das Schreien und Gelächter des wahnſinnigen Königs.

Einer und Hundert.

Dem wahnſinnigen König wurde von ſeinen Spähern hinterbracht, daß die angeſehenſten Männer des Reiches ihm nach dem Leben trachteten. Und in einer Nacht, ehe die Verſchworenen auseinandergingen, ließ er ſie alle verhaften und feſſeln. Am nächſten Morgen wurden ſie vor ſein Gericht geſtellt, hundert an der Zahl, und der König ſelbſt fällte den Spruch, der Alle zum Tode durch Enthauptung verurtheilte. Weil aber der König krankes Gemüthes war und immer über das Leid in der Welt grübelte und in allen Chroniken nach unerhörten Folterqualen ſuchte, und darüber alles Vertrauen zum Leben verloren hatte, darum konnte er ſich auch jetzt ſein grauſames Spiel nicht verſagen, gleich als ſollte er nun endlich das Rätſel löſen, das ihn wahnſinnig machte. Und er ſtellte den Verurtheilten die Wahl, ob ſie alleſamt, hundert an der Zahl, durch Enthauptung büßen oder Einen aus ihrer Mitte ausloſen wollten: der ſollte dann einen langſamen Martertod ſterben und dadurch allen Uebrigen Freiheit und Leben erkaufen.

Da beriethen die Hundert, und weil Jeder im Stillen erwog, daß es ſchon mit unrechten Dingen zugehen müßte, wenn gerade ihn und keinen der übrigen Neunundneunzig das Loos treffen ſollte, ſo ſtimmten Alle dafür, einen Einzigen zu opfern und durch deſſen verſchärfte Todesqual die Andern zu retten. Nur Einer unter Hundert ſtimmte dagegen und wollte Block und Beil für Alle, nicht Rad und Roſt für Einen. Als dies der König hörte, bebte er vor wahnſinniger Angſt; denn nun ſah er, daß auch Menſchen mit geſunden Sinnen von demſelben Räthſel verdüſtert waren wie er ſelbſt, alſo daß ſie die Qual eines Einzigen für unerträglicher achteten als das ſchmerzloſe Sterben von Hundert. Und er ließ jenen Einzigen, der ſich der Ausloosung widerſetzt hatte, vor ſein Angeſicht rufen, um von ihm die Löſung des Räthſels zu erfahren.

Warum wählſt Du ſicheren Tod, fragte der König, ſtatt nahezu gewiſſer Rettung?

„Damit weniger des Uebels in der Welt geſchehe," ſagte der Verſchworene.

Iſt es nicht mehr des Uebels, wenn Hundert den Kopf verlieren, als wenn Einer ſich windet und ſchreit in Folterqualen? fragte wiederum der König.

„Was Hunderten geſchieht, geſchieht immer nur Einem", ſprach der Verurtheilte. „Laß Hunderte köpfen: wo iſt der Nacken, der hundertfachen Schmerz fühlte? Einer fühlt Schmerz, und tauſend Meilen davon wieder Einer: ewige Klüfte gähnen zwiſchen Zweien, die Ich ſagen. Laß Dir aus Glas ein Bienenauge ſchleifen und ſchaue mich an, ſo ſiehſt Du Hundert: ſchlage mir den Kopf ab, und Du ſiehſt hundert Köpfe fallen — aber nur ein Hals ſpürt des Beiles Schärfe. Nicht anders iſt es, wenn wir Hundert ſterben, als wenn Einer ſtirbt: das Uebel iſt nicht vermehrt in der Welt. Aber laß Einen brennen und ſchrauben: dann iſt das Uebel in der Welt vermehrt."

Und der König zitterte, denn er erkannte die Gedanken wieder, an denen er ſich wahnſinnig gedacht hatte. Und noch einmal ſprach er zu dem Verſchworenen:

Wenn Du die alten Urkunden geleſen haſt, ſo wirſt Du viel Uebel in der Welt gefunden haben!

„Oh König,“ ſagte der Verurtheilte und lachte troſtlos und ingrimmig, „es iſt ſo viel Uebel in der Welt, daß es nie wieder ausgelöſcht werden kann. Nur vermehrt werden kann es noch!“

Kann es das? ſchrie der König voll wahnſinniger Freude, kann es das?

Und er gab das Zeichen zur Ausloſung, weil die Mehrheit der Verurtheilten ſich dafür entſchieden hatte. Und das Loos traf den Einen, der gegen die Ausloſung geſtimmt und mit dem Könige über das Uebel in der Welt geſprochen hatte. Dieſer trug aber ein Fläſchchen Gift bei ſich, und ehe der Roſt glühend geworden war, hatte er ſchon zu leben aufgehört.

Das Gleichgewicht des Ganzen.

Im Meere liefen zwei Schiffe nebeneinander.

Auf dem einen waren luſtige gedankenloſe Leute, die kümmerten ſich weder um das Schiff noch Einer um den Andern. Jeder ſaß, ſtand, ſpazierte, tanzte, wie es ihm gerade in den Sinn kam; Einer hockte in der Sonne, der Andere im Schatten unter einem Zeltdach, Manche waren ins Takelwerk hinaufgeklettert, und Viele lagen auch ſeekrank unten in den Kajüten. Und weil Alles rechts und links, oben und unten regellos durcheinander ſchwirrte, ſo glich ſich die viele Unruhe im Mittel aus und das Schiff glitt, ohne ſonderlich zu ſchaukeln, durch die Wellen, ſanft und unauffällig.

Drüben aber auf dem anderen Schiffe ging es ernſthaft und zweckmäßig zu. Es waren nämlich Leute, die „das Wohl des Ganzen im Auge behielten“. Und ſie hatten ſehr feine koſtbare Apparate aufgeſtellt, vor allem einen Queckſilberhorizont, deſſen leiſe Schwankungen anzeigten, ob das Schiff im Gleichgewicht wäre und nicht nach rechts oder links überneigte. Und immer, wenn der Spiegel der Queckſilbermaſſe ſchwankte, wurden vom Kapitän zehn oder zwanzig oder hundert Mann von der einen Seite auf die andere kommandirt, um das Schiff im Gleichgewicht zu halten. So hatten dieſe Schiffsleute fleißig aufzupaſſen und keine Zeit zum Sitzen, Tanzen, Spazieren. Und einmal kam eine etwas ſtärkere Welle, und das Queckſilber ſchwankte bedenklich. Da brüllte der Kapitän, und alle dieſe zielbewußten Leute, die das Gleichgewicht des Ganzen behüteten, ſtürzten, damit das Schiff nicht leewärts umkippe, ſamt und ſonders auf die Luvſeite. Da kippte das Schiff luvwärts, und die klugen, ernſthaften, auf das Wohl des Ganzen bedachten Leute erſoffen.

Falter und Ameiſen.

Auf dem Waldboden kroch ein Zug von Ameiſen, tauſend Wollenden eines Willens. Und dieſer Wille hieß: fiat formica, pereat mundus!

Hunderte zogen vom Neſte aus, die Larven in die Sonne zu tragen. Und Hunderte kamen ihnen entgegen auf der wohlgebauten Straße, Laſten ſchleppend, oder ſüßen Saft bringend für die hungernde Brut. Und Etliche hatten einen Regenwurm angefallen und um Verſtärkung gerufen, da wurden Hunderte ausgeſandt, mit ihren ſcharfen Kiefern den Wurm töten zu helfen; der Wurm aber wand

und wälzte ſich ingrimmig und zerquetſchte viele der Angreifer, die ſich in ihm feſtgebiſſen hatten. Und Hunderte kehrten heim vom Sklavenraub, mit erbeuteten Larven und Puppen fremder Ameiſen. Und Hunderte blieben daheim, zu bauen und zu beſſern, wenn im Neſte etwas einſtürzte. Und Hunderte hingen wie erſtarrt mit dickgeblähten Honigbäuchen, lebende Vorrathskammern für Winterszeiten. All den Hunderten aber und Tauſenden gebot Ein Wille, der unbedingte Ameiſenwille, und ſcharf und geradlinig und unbedingt furchte der ſchwarze Heereszug den Waldboden.

Auf einer Waldblume aber ſaß ein Falter und ließ die Sonne auf ſeinen Perlmutterflügeln glitzern.

Ein Danebenſtehender bin ich, ſang klagend der Falter, ein Darüberſchwebender, in keinen Zweck eingefangen, kein Mitſchaffender auf geradlinigen Heerſtraßen. Arbeiter und Soldaten, Neſtbauer und Honigbäuche, wie beneide ich Euch! Ihr Unbedingten! Ihr Wollenden eines Willens! Ihr tauſend Finger und Fühler der Nothwendigkeit! Nehmet meine Flügel und gebt mir, Ihr Zielſtrebigen, gebt dem Flatternden, Spielenden, Spottenden ein Lebensziel, danach man kriechen kann! Ein Wozu, Wofür, Wohin des Lebens: ach gebt es mir!

Und ein Windhauch kam und trug den klagenden Falter von dannen.

Die Heimath der Worte.

Ueber der Wieſe, wo die Herbſtzeitloſen ſtanden, dämmerte ein ſilbern blaſſer Himmel. Und edle Geſtalten ſchritten ſchweigend auf und nieder, dem Pilger ſchien es aber, als ob ſie alle Trauernde oder Büßer wären.

Bin ich in Traumland? fragte der Pilger den Erſten, der ihm begegnete. „Du biſt in der Heimath der Worte.“ Da bat ihn der Pilger um Geleit, und daß er ihm Kunde gäbe von den Bewohnern dieſes ſeltſamen Reiches.

Wir ſind die Worte, ſagte der Führer. Auf dieſer Wieſe ſchreiten wir wie Schatten, und wenn Ihr Menſchen uns ruft, ſo kommen wir, verlauten, hallen nach, ſchwinden in unſere Heimath. Wir ſind die Worte, die in Schickſal ausklingen. Wir werden nicht vergeſſen, und vergeſſen ſelber nicht. Siehe wie wir gedenken müſſen, daß wir nach unſerem Weſen wirkten!

Da ſahen ſie Geſtalten, die um die Mündung eines Brunnens wanderten, eine Weile ſtillſtanden und dann fortgingen, die Stätte zu verlaſſen, aber nach wenigen Schritten wieder umkehrten und abermals den Brunnen zu umkreiſen begannen. Und wieder wollten ſie fort und wieder zog es ſie zurück, daß ſie verzweifelt die Hände rangen.

Das ſind die Worte, die nicht loskommen können, ſagte der Führer. Immer ſchleichen ſie um das Geheimniß, das unten im Brunnen ſchläft, immer wieder machen ſie ein Vergangenes lebendig. Wo ſie geſprochen, giebt es keine Geneſung.

Und als ſie weiter gingen, ſah der Pilger Geſtalten, die mit unaufgeblühten, erfrorenen und verdorrten Blumen bekränzt waren. Und ſie wollten die Blumen im Bache tränken, der aber riß ſie ihnen aus der Hand, und ſie weinten bitterlich.

Zu früh geſprochene Worte ſind dies, ſagte der Führer, Mörder des keimenden Lebens. Ein Zartes, das in Schweigen reifen wollte, haben ſie vor der Zeit ausgeriſſen. Liebende wollten zu einander, da kam ein voreiliges Wort, ſcheuchend, trennend — wie wenn ein allzuhaſtiger Knabe den Falter ſich nicht ſetzen läßt.

Eine Seele glühte, eines werdenden Dichters Seele, aber ſie lernte vor der Zeit ſich entblößen: da ward ſie käuflich und ſchamlos. Wie wenn Fiſcher zu früh die Netze herauf ziehen, da fangen ſie nichts und der Fiſch kommt nie wieder. Mörder alles werdenden Glückes ſind ſie, die vorzeitig geſprochenen Worte.

Wer aber ſind Dieſe, fragte der Pilger, die ſo haſtig ſchreiten und einem Unerreichbaren winken, mit wehenden Schleiern?

Das ſind Worte des Nachruhms, die der Gerühmte nicht mehr vernahm, Worte der Liebe an Gräbern, in denen ein lieblos Verſchmachteter lag. Zu ſpäte Antworten, indeß der Frager längſt verdurſtet war. Worte aus ſparſamen, herben, verſchloſſenen Seelen, die nicht zur rechten Zeit überfließen und ſich verſchwenden konnten. Nun wehen ſie umſonſt mit grüßenden Schleiern.

Und deute mir Dieſe, bat der Pilger weiter, die mit bloßen Füßen über welkes Laub und Kieſel ſchreiten!

Thatenmörder ſind dies, ſagte der Führer, Worte des Verkennens, kleine mißtrauende nagende Worte, die wie Splitter ins Fleiſch wachſen und ſchwären. Worte, die den gebärenden Schoß unfruchtbar machen; wo ſie geſprochen ſind, kann nichts Großes mehr geſchehen. Viele der heiligen und frommen Worte ſind unter ihnen.

Nun ſage mir, rief der Pilger endlich, ſind denn nur Lebensfeinde und Büßer in der Heimath der Worte? nur mörderiſche Worte und vergiftende und Worte zur unrechten Zeit? Wo ſind die Saat- und Frucht-Worte, die Quell- und Gedeihworte, die Worte, die dem Leben dienen?

Da geleitete ihn der Führer höher hinauf, in einen heiligen Hain von Oelbäumen. Da dämmerte der Himmel nicht mehr blaßblau, ſondern purpurnes Gewölk glühte in den Waldſchatten hernieder, und in dieſem goldrothen Scheine ſchwammen die Glieder nackter, tanzender Geſtalten. Jünglinge und Mädchen hielten einander mit verſchlungenen Händen und umkreiſten in feierlichem Reigen einen Altar, auf dem die Flamme des Lebens loderte. „Dies ſind die Worte der Kraft und Fruchtbarkeit, die heilſamen ſchöpferiſchen geſegneten Worte, die Worte des Glücks und der Liebe, die zeugenden und gebärenden Worte, die Genien der Menſchheit.“

Und wie heißen ſie? fragte der Pilger.

„Es ſind die Lügen.“

Jargon.

Von **Gustav Wied.**

Personen:

Der Kaufmann.
Der Doktor.
Der Hund.
Der Junge.
Der Bahnwärter.
Der Stationsvorsteher.

Früher Sommermorgen am Strandwege. — Sonne über Sund und Land. Entzückte Spatzen und Staare in den Bäumen.

Großhändler Adolph Meyer in Firma Moritz A. Mangor & Co. steht vor der Gartenpforte seiner herrschaftlichen Villa und wartet. — Er ist ein schöner kleiner Mann um die Vierzig. Hellblond und wohlgebildet. Nur seine ziemlich große Nase verrät seine orientalische Abstammung. — Er steht da und pfeift um die Wette mit den Staaren, und seine Augen sprühen förmlich vor Lebenslust.

Nach Verlauf einiger Minuten kommt der praktizierende Arzt Dr. Herluf Paulsen mit raschen Schritten von Norden her spaziert. Er hat einen grauen Vollbart, trägt ein Pince-nez und ist mager wie ein Stangenspargel.

Diese zwei Busenfreunde pflegen täglich zusammen nach dem Bahnhof zu gehen. Sobald

Der Kaufmann (den Doktor erblickt, wendet er sich halb um und sagt wütend zu ein paar Pferdeäpfeln, die auf dem Wege liegen): Heute kommt er wahrhaftig nicht! Ihr sollt sehen, er kommt nicht! — Natürlich liegt das Untier da und schläft auf seinen abscheulichen abstehenden Ohren, während ich hier warte und mir die Beine in den Leib hinein stehe — —! (Thut, als gewahre er den Freund erst jetzt.) Ah! Da sind Sie! Entschuldigen Sie, daß ich Sie nicht gleich gesehen habe. — Sie sind so dünne!

Der Doktor. Ja, und Ihre Nase wirft solchen Schatten! (Man drückt einander auf das herzlichste die Hände. — Dann geht man zusammen südwärts in der Richtung nach Charlottenlund.)

Der Kaufmann (nach einer Pause). Ja—a, danke! Mir geht es ganz gut! Und meiner Frau und den Kindern auch!

Der Doktor. Halten Sie gefälligst den Mund!

Der Kaufmann. Mit Vergnügen! — Welch herrliches Wetter wir haben!

Der Doktor (schweigt).

Der Kaufmann (nach einer neuen Pause. — Steht still). Hören Sie einmal, Doktor, was meinen Sie, daß das sein kann: Ich habe ein so abscheuliches Ziehen in der linken Wade?

Der Doktor (ruhig). Zeigen Sie einmal Ihre Zunge.

Der Kaufmann (ſteckt den genannten Körperteil eine Viertelelle aus dem Halſe heraus). Da iſt ſie —

Der Doktor (betrachtet die Zunge). Das iſt Krätze!

Der Kaufmann. Ja, das hab' ich mir doch gleich gedacht! Ich verkehre zu viel in Ihrer Familie!

Der Doktor (ohne den Witz zu beachten). Nehmen Sie jeden Morgen einen Löffel Rhicinus; jeden Abend ein lauwarmes Lavement, und außerdem zwei Kinderpulver nach jeder Mahlzeit.

Der Kaufmann (mit erheuchelter Bewunderung. — Die ganze Unterhaltung zwiſchen ihnen wird mit dem unerſchütterlichſten Ernſt geführt). Sie ſind ein ungewöhnlich tüchtiger Mann, Doktor! — Nur ſchade, daß ich wohl der einzige Menſch in der ganzen Welt bin, der —

Der Doktor (unterbricht ihn). Jawohl! — Aber was das Honorar anbetrifft, — es beträgt zehn Kronen in meiner Sprechſtunde und zwanzig außerhalb derſelben. — — Sagen Sie mir doch, ſind es nicht namentlich Syrup und ſilberne Löffel, die Sie zu dem reichſten Juden Kopenhagens gemacht haben? Denn da Sie ſich vorausſichtlich um das bare Geld drücken werden, ſo könnten Sie mir ja ein paar Stück —

Der Kaufmann (unterbricht ihn). Darf ich ſo freundlich ſein, Sie zu erſuchen, weder auf meine ſociale Stellung noch auf meine Abſtammung anzuſpielen? (Legt eine Hand beſchützend über ſeine Naſe und ſtellt ſich gerade vor dem Doktor hin.) Darf ich mir die Frage erlauben, giebt es jetzt wohl einen Menſchen, der ſehen kann, daß ich vom König David abſtamme?

Der Doktor. Nein. — Aber wiſſen Sie, was man Ihnen anſehen kann? — — Ja, ich mag es eigentlich garnicht ſagen, aber wenn Sie mir verſprechen wollen, daß Sie es niemand weiter erzählen werden —?

Der Kaufmann. Das verſpreche ich! — Niemand außer meiner nächſten Familie. Und dann allen denen, die mir zufällig auf der Straße begegnen!

Der Doktor. Gut! — — Man kann Ihnen anſehen, daß Sie leider nicht nur ein Knauſer erſten Ranges ſind, ſondern außerdem auch ganz ohne Begabung — ſchafsdämlich!

Der Kaufmann (ſchüttelt mit ſanftem Vorwurf den Kopf). Hab' ich mirs doch gleich gedacht: der Mann iſt wahnſinnig, — vollſtändig, unheilbar geiſteskrank! Ich mit meinem eminenten Verſtand! Ich, vor dem die Börſe zittert! Ich, deſſen ſtarke Hand — —

Der Doktor (ruhig). Ihr ſtarker Geiſt!

Der Kaufmann. Geiſt! Ja, ja! Natürlich! — (Bricht plötzlich ab, als er einen kleinen Hund ſieht, der auf ihn zugelaufen kommt. Geht vorſichtig hinter den Doktor und ruft mit ſchmeichelnder Stimme:) Komm, komm, kleiner Rolf, oder Hektor, oder Perle, oder wie Du ſonſt heißen magſt, — komm! (Der Hund läuft ſchleunigſt davon. — Er ſieht ihm erleichtert nach.) Puh! Doktor! Wer glauben Sie, hatte mehr Angſt, der Hund oder ich? — Ja, aber es iſt wirklich eine Unverſchämtheit von den Leuten, ihre Hunde frei herumlaufen zu laſſen. Wenn ich was zu ſagen hätte, ſollten alle Hunde Strychnin haben und alle Hundebeſitzer in Strafe genommen werden!

Der Doktor. Entſchuldigen Sie, aber wäre es nicht reichlich ſpät, die Hundebeſitzer in Strafe zu nehmen, wenn die Tiere tot ſind? Strychnin pflegt nämlich augenblicklich zu töten.

Der Kaufmann (betrachtet ihn voller Verwunderung). Ja, Sie ſind wirklich witzig! — Aber um von etwas Anderm zu reden: haben Sie geſehen,

daß die Eisengießerei-Arbeiter schon wieder streiken wollen? — Das sollten meine Leute sein, ja ja, ja ja!

Der Doktor. Würden Sie ihnen dann Strychnin geben?

Der Kaufmann. Nein, aber ich würde zu ihnen sagen: Wollt Ihr wohl die Güte haben, das Maul zu halten und machen, daß Ihr die Treppe hinunter kommt! — Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, lieber Doktor, daß ich lieber mein ganzes Geschäft zu Grunde richten als nachgeben würde!

Der Doktor. Hepp, hepp, Hurrah! Ja, jetzt reiten wir unser Steckenpferd. Uebrigens möchten Sie auch wohl gern höheren Lohn haben?

Der Kaufmann. Das möchte ich, ja, — und das bekomme ich auch, denn ich bin ein gebildeter Mensch. Aber Sie und ihre reizenden, roten, radikalen Freunde, Sie regen die Arbeiter auf! Jetzt haben Sie zum Beispiel gesehen, wie so ein infamer Bahnwärter sich benehmen kann! Obwohl wir ganz rechtzeitig gekommen sind, läßt er den Schlagbaum gerade vor unsere klassischen Nasen fallen, es war ein reiner Zufall, daß wir noch mit dem Zug mitkamen!

Der Doktor. Wäre es nicht etwa denkbar, daß wir zu spät gekommen sind und daß er garnicht zu früh geschlossen hat?

Der Kaufmann. Natürlich! Natürlich! — Sie sind gewiß Vorsitzender des Internationalen Vereins! — — Ich stand ja mit der Uhr in der Hand da, Mensch! Und einen Eid darauf ablegen, daß er zu früh geschlossen hat, — eine ganze Minute! — — Aber ich werde ihn verklagen, das will ich! Und er und seine ganze Brut von Jungen sollen in das Arbeitshaus wandern!

Die beiden Freunde sind jetzt an den Weg gelangt, der nach dem Bahnhof hinabführt. Ein kleiner zerlumpter, kränklich aussehender Knabe steht an der Ecke und hält den Herren bettelnd einen Strauß Feldblumen hin.

Der Doktor (kauft den Strauß und reicht ihn dem Kaufmann). Da! Bitte schön! Für Ihre Frau Gemahlin!

Der Kaufmann. Was haben Sie dafür gegeben?

Der Doktor. Zehn Oere.

Der Kaufmann. Das ist, weiß Gott, zuviel! So einen kann man sich ja selber pflücken! (Sieht den Knaben an.) Der ist ja krank.

Der Doktor. Ja, — und namentlich hungrig.

Der Kaufmann. Drehen Sie sich einmal um, Doktor! — Können Sie den Zug nicht sehen?

Der Doktor wendet sich um und späht, währenddes steckt

Der Kaufmann dem Jungen ein Zweikronenstück in die Hand.

Der Junge (will danken).

Der Kaufmann (böse). Halts Maul, Junge! Unverschämter Bengel! (Zieht mit dem Doktor ab.) Kommen Sie, wir müssen uns beeilen!

Der Doktor (sieht lächelnd auf ihn nieder).

Der Kaufmann. Lassen Sie das Greinen nach, Sie — Menschenmörder! (Zieht seine Uhr hervor, um seine Verlegenheit zu verbergen.) Tod und Teufel! Wir kommen zu spät! Wir müssen laufen! (Sie setzen sich beide in Trab und kommen gerade am Bahnübergang an, als der Schlagbaum heruntergelassen wird.)

Der Kaufmann (zieht die Uhr wieder heraus, wütend zu dem Bahnwärter, der an der andern Seite des Schlagbaums steht und ziemlich kratzbürstig aussieht). Wollen Sie uns augenblicklich hinüber lassen! Oeffnen Sie den Schlagbaum! Der Zug ist ja noch garnicht in Sicht! Hören Sie, Sie Spitzbube! Wir müssen mit dem Zug. Sind Sie denn taub? — Zum Teufel auch, ziehen Sie auf, oder ich verschaffe Ihnen auf der Stelle Ihren Abschied, Sie infamer Flegel!

Der Doktor. Na, na, lieber Freund! Sparen Sie Ihr Pulver!

Der Kaufmann (ohne nach ihm hin zu hören). Ich gehe direkt nach dem

Generaldirektorium und will ſchon dafür ſorgen, daß der Kerl ſeinen Klaps bekommt, den er für den Reſt ſeines Lebens fühlen ſoll! — Machen Sie auf, zum Teufel noch mal, Sie infamer Spitzbube!

Der Doktor. Nur ruhig, ruhig, lieber Freund! Sie verkaufen bei dieſem herrlichen Sommerwetter doch keine Galoſchen! — und nehmen Sie ſich in Acht, daß der Mann Sie nicht wegen Injurien verklagt!

Der Kaufmann. Das kann er meinetwegen thun! Das iſt mir völlig gleichgültig! — Nehmen Sie ihn nur in Schutz, Sie Sozialdemokrat! Er gehört ja zu Ihren Freunden! Spielen Sie nicht etwa L'hombre mit ihm? — So, da iſt der Zug! Jetzt müſſen wir uns aber beeilen!

Und kaum hat ſich der Schlagbaum ein Paar Ellen gehoben, als die beiden Freunde auch ſchon nach dem Bahnhof ſtürzen und gerade anlangen, als ſich der Zug wieder in Bewegung ſetzt und die Perronthüren geſchloſſen werden.

Der Kaufmann (ſtürzt auf den Stationsvorſteher zu und packt ihm beim Kragen). Herr Mikhelſen, ich richte hiermit eine Klage gegen einen Ihren flegelhafteſten Bahnwärter. Der da unten iſt es! Er hat nun zwei Mal den Schlagbaum gerade vor unſerer Naſe, lange ehe der Zug in Sicht war, herabgelaſſen! — Er ſoll geköpft werden. Auf dem Nordfelde! Bei der nächſten Reichstagswahl!

Der Stationsvorſteher (macht ſich ſanft frei). Die Sache ſoll unterſucht werden, Herr Meyer.

Der Kaufmann. Er ſoll geköpft werden!

Der Stationsvorſteher. Jawohl!

Der Kaufmann. Zum abſchreckenden Beiſpiel für alle ſozialdemokratiſchen Doktoren und Wühler!

Der Stationsvorſteher. Jawohl! (Zu dem Doktor gewendet.) Hören Sie einmal, lieber Herr Doktor, könnten Sie nicht jetzt, wo Sie Zeit haben — der nächſte Zug geht erſt in zehn Minuten — mir einen Gefallen thun und nach dem Bahnwärterhäuschen hinab gehen und ſich einmal nach der Frau umſehen? Sie iſt ſchon ſeit ein paar Monaten krank geweſen, und über Nacht iſt es ganz arg geworden. Der Eiſenbahnarzt kann nicht vor heute Nachmittag kommen.

Der Doktor. Ja, gern!

Der Kaufmann. Iſt ſie ſehr krank?

Der Stationsvorſteher. Ja.

Der Kaufmann. Das ſchadet dem Flegel garnicht!

Der Doktor. Kommen Sie mit, Meyer?

Der Kaufmann. Ja. — —

Die Herren gehen zuſammen nach dem Bahnwärterhäuschen, wo der Doktor hineingeht. Der Kaufmann ſetzt ſich inzwiſchen auf den Grabenrand und beluſtigt ſich damit, ſo viele Diſteln und Schierlingspflanzen, wie er mit ſeinem Stock erreichen kann, zu köpfen.

Nach Verlauf von 7—8 Minuten kommt der Doktor langſam und ſinnend wieder aus dem Hauſe.

Der Kaufmann. Genieren Sie ſich, bitte, nicht, laſſen Sie mich nur warten! (Schlägt einer extra großen Diſtel den Kopf ab.) Na, wie ſah es denn da drinnen aus?

Der Doktor. So ſchlecht wie nur möglich! — Fünf ſkrophulöſe Kinder, eine bettlägerige Frau und niemand, der ihnen helfen kann!

Der Kaufmann (droht mit ſeinem Stock zu dem Bahnwärter hinüber). Das iſt ihm ſehr geſund, dem Flegel! — Wenn er ſelber nur ins Zuchthaus kommen könnte, ſo hätte er ſeine wohlverdiente Strafe! — Aber jetzt müſſen wir machen, daß wir nach dem Bahnhof kommen, damit uns der Zug nicht wieder wegläuft.

Als die Freunde im Coupé ſitzen und eine gute Strecke ſchweigend dahin gerollt ſind, ſagt plötzlich

Der Kaufmann. Machen Sie die Augen zu, Doktor!

Der Doktor (ſchließt die Augen).

Der Kaufmann (ſteckt ihm einen zuſammengeknitterten Fünfzig Kronenſchein in die Hand). Halten Sie 's Maul Doktor! Während der Bandit jetzt im im Zuchthaus ſitzt, können Sie ja paſſenderweiſe die Frau und die Kinder ausflicken! Und wenn dies nicht ausreichen ſollte, ſo können Sie ja, — ſo können Sie ſich ja melden! (Wendet ſich um und ſieht zum Fenſter hinaus.)

Der Doktor (ſteckt das Geld in die Taſche). Na, ſo ganz ſchlecht ſind Sie denn doch wohl noch nicht! — Und ganz ſo dumm, wie Sie ausſehen, ſcheinen Sie mir auch nicht zu ſein.

Der Kaufmann (wieder zu ihm gewendet). Dumm? Sind Sie verrückt! — Wiſſen Sie, was meine Frau geſtern Abend zu mir geſagt hat? Adolph, ſagte ſie, Du haſt Deine Fehler, das mag der Herr Zebaoth wiſſen! Aber Deine überlegene Begabung, die kann Dir, hol' mich der Teufel, niemand nehmen!

Der Doktor. Ja, und Herz haben Sie auch!

Der Kaufmann. Ja, verdammt und verflucht! (Verdeckt wieder ſeine Naſe mit der Hand.) Wenn ich ſo das Erbe meiner Väter mit der Hand verdecke, bin ich, weiß Gott, beinahe ein Chriſt!

Der Vorhang fällt.

Rundschau.

Zur Revisionsbewegung in der Sozialdemokratie.

Jean Jaurès, der berühmte sozialistische Rhetor der französischen Deputierten-Kammer, hat eine Anzahl seiner in der Petite République veröffentlichten sozialistischen Abhandlungen gesammelt in den „Cahiers de la Quinzaine“ herausgegeben. Der Band liegt jetzt in der Uebersetzung des Reichstagsabgeordneten Dr. Albert Südekum vor.*)

Die Sammlung stellt die wichtigste Verlautbarung des „Revisionismus“ seit Erscheinen der beiden Bernsteinschen Bände dar und darf auch deutschen Lesern auf das wärmste empfohlen werden, da die Auseinandersetzung mit der neidlos bewunderten deutschen Sozialdemokratie und ihren verehrten Führern das Hauptthema der Darstellung bildet.

Die grundlegenden Gesichtspunkte sind die der deutschen Revisionisten. Ganz wie Bernstein zeigt auch Jaurès, daß sich in Marx und Engels zwei ganz verschiedene und sich im Wesen widerstreitende Auffassungen verschmolzen, und daß daraus ein Bruch in der Theorie und die schwankende Haltung in der Taktik sich erklären: der revolutionäre Putschismus, dessen schneidigster Verfechter Blanqui war, und der evolutionäre Oekonomismus, der die Hineinreifung der bürgerlichen Gesellschaft in den Kommunismus als notwendig nachwies. Ganz wie Bernstein ist er ferner der Meinung, daß diese ökonomistische Auffassung sich mindestens in Bezug auf das erwartete Tempo ungeheuer verkalkuliert hat: die Verelendungstheorie wird abgewiesen unter ebenso verdientem wie geistreichem Spott gegen den Erfinder der famosen „relativen Verelendung“; die Konzentration des Kapitals wird bestritten, wenn natürlich auch diejenige der Betriebe zugegeben werden muß u. s. w.

Daraus ergiebt sich für die Taktik der ganze Gedankeninhalt der sogenannten „Mauserung“. Die lächerliche Vorstellung von der „einen reaktionären Masse“ wird an den Pranger gestellt, die „Freßlegende“ als unnützes Erbstück der alten Phraseologie und schweres Hindernis der Propaganda in den nicht aus Industriearbeitern zusammengesetzten, ausgebeuteten Volksschichten verdammt. Jede Revolution „im Heugabelsinne der Gewalt“ wird verhorresciert: so lange nicht die ungeheure Mehrheit der gesamten Bevölkerung, wie 1789, mit den Zielen und Mitteln der Umwälzung einverstanden sei, sei solcher gewaltsame Umsturz eine undemokratische Vergewaltigung und überdies zum Scheitern verdammt und könne dann nur kontre-revolutionär, reaktionsbefördernd wirken. Das gilt auch für den Generalstrike, wenn er die Absicht verfolgt, das Proletariat zur gewaltsamen Erhebung zu erbittern: dagegen ist er gerechtfertigt und ein brauchbares Mittel der Taktik, wenn das Ziel des Strikes ein unmittelbar erreichbares und begeisterndes ist, und wenn die öffentliche Meinung, sorgfältig bearbeitet, auf Seiten der Strikenden steht; und das wieder ist nur möglich, wenn der Generalstrike nicht als Vorbereitung zu einer Emeute gedacht ist, sondern als rein wirtschaftliche Massenbewegung erscheint.

Wie bei diesem äußersten Mittel, so muß sich die sozialistische Bewegung auch sonst streng auf legalem Boden halten. Politisch soll sie mit den aufrichtig demokratisch-republikanischen Parteien gegen Monarchisten und Klerikale wirken, unter Umständen auch wieder durch Beteiligung am Ministerium, wenngleich Jaurès für den Augenblick eine Nichtbeteiligung für vorzuziehen hält, damit das französische Proletariat erst zu dem „Experimente Millerand“ den nötigen Abstand gewinne. Es ist interessant, daß Jaurès sich in der grundsätzlichen Auffassung auf keinen Geringeren als Wilhelm Liebknecht berufen kann, der in einer hinterlassenen Studie das Experiment Millerand für deutsche Verhältnisse voraussah und unter gewissen Umständen billigte. — Wirtschaftlich hat sich das Proletariat in Genossenschaften und Gewerkschaften zu organisieren und seine Gedanken den Schichten der Kleinbauern und Kleinbürger allmählich vertraut zu machen. Es ist für mich persönlich von besonderem Interesse, daß Jaurès, natürlich ohne meine Vorschläge zu kennen, gleich mir als das wirksamste Mittel der Propaganda unter der Landbevölkerung die Siedlungsgenossenschaften empfiehlt, die von Arbeiter-Konsumvereinen zu begründen wären.

Den Beschluß des Werkes macht eine

*) Jean Jaurès. Aus Theorie und Praxis. Socialistisch. Studien. Autor. Uebersetzung aus dem Französischen, herausgeg. von Dr. Albert Südekum, Mitglied d. deutschen Reichstags. Berlin W. 35 (Verlag der socialistischen Monatshefte) 1902. 266 S.

höchst geistreiche und überzeugende juristische Studie über das „individuelle Eigentum" im französischen Rechte. Es wird gegen die Radikalen, die sich ihrem Programm nach hauptsächlich durch das Schibboleth der „propriété individuelle" von den Revisionisten unterscheiden, nachgewiesen, daß es ein unbeschränktes Eigentum in ihrem Sinne weder jemals gegeben hat, noch heute giebt, daß die Gesamtheit in der (in Frankreich außerordentlich scharfen) Beschränkung der Testierfreiheit, im Steuer- und Expropriationsrecht u. s. w., sich ihr Obereigentum immer je nach dem socialen Bedürfnis der herrschenden Klassen gesichert hat, und daß im Rechte der Aktionäre und Obligationäre das individuelle Eigentum im Sinne unbeschränkter Verfügungsfreiheit bis auf kaum erkennbare Reste fortdestilliert und dem Mehrheitsprincip überliefert ist, sodaß die Vollendung des Socialismus gar kein grundsätzlich neues Element in das Recht hineintragen müßte.

*

Wie sehr ich mit all diesen taktisch-praktischen Gedanken einverstanden bin, brauche ich nicht auseinanderzusetzen. Thatsächlich öffnet sich hier allein, in dem legalen Ausbau aller Organisationen des Proletariats, in der fortschreitenden Demokratisierung der öffentlichen Gewalten, in der gesetzlichen Uebernahme der wirtschaftlichen Funktionen, der breite Weg zur Befreiung der Menschheit, während die revolutionäre Phrase nur lähmt, vielleicht unabsehbares Unheil heraufführt, wenigstens in allen Ländern mit einigermaßen gesichertem Rechtsschutz.

Aber diese taktische Uebereinstimmung kann mich doch nicht abhalten, auch diesem französischen Werke wie den deutschen Werken des Revisionismus gegenüber den theoretisch-wissenschaftlichen Rückschritt zu beklagen, den sie bringen.

Marx' „Kapital" ist heute nicht mehr zu halten, darüber sind sich alle seine Kritiker mit Ausnahme einer kleinen Schaar von Apologeten einig, die längst auf wissenschaftliche Objektivität Verzicht geleistet haben. Aber das grandiose Werk machte doch wenigstens den *Versuch*, den Kommunismus in Jaurès' Sinne, d. h. den Kollektivismus der Produktionsmittel, als *notwendiges* Ergebnis der ökonomischen Entwicklung nachzuweisen. Man befand sich mit der Prognose der Zukunft auf festem Boden, wenn man den Gedankengang der Proletarierbibel anerkannte. Danach mußte der Kapitalismus selbst allmählich die Wirtschaft kollektivistisch ausbauen, bis nach Expropriation aller Mittelstandsexistenzen alle Produktion in die Hände weniger leitender Beamter zusammenfloß: und dann war der kollektivistische Zukunftsstaat allerdings zur Notwendigkeit und *Möglichkeit* geworden. Somit war Marx' Kollektivismus — *Wissenschaft*. Und das ist der Revisionismus nicht mehr!

Er hat Marx aufgegeben, ohne an die Stelle seiner Gedanken Neues, Richtigeres zu setzen. Und darum schwebt sein ganzer Kollektivismus frei in der Luft. Er muß zu den Utopisten zurückgleiten, um ihn wenigstens notdürftig, zwar nicht wissenschaftlich, aber wenigstens — — *ethisch* zu fundieren. Es kommt alles, mit Respekt zu sagen, auf die „Gerechtigkeit" hinaus, auch bei Jaurès.

Und das heißt auf Sand bauen! Erstens einmal ist es noch gar nicht ausgemacht, ob die „Gerechtigkeit" den Socialismus verlangt, geschweige denn den Kollektivismus. Wenn die aristokratischen Theoretiker Recht haben, — um Mißverständnisse auszuschließen ich glaube nicht, daß es der Fall ist, — wenn sie darin Recht haben, daß nur ganz wenige Menschen die Fähigkeiten zur Leitung besitzen, während die Masse „ewig blind," eine rudis indigestaque moles ist, der nur das „Es werde" des Genies Leben und Bewegung einhauchen kann: dann verlangt die Gerechtigkeit gerade umgekehrt den Feudalismus und Kapitalismus. — Und selbst wenn die Gerechtigkeit die Gleichheit der Verteilung verlangte: was beweist, daß diese Welt auf die Dauer von der Gerechtigkeit regiert werden soll und wird? Vielleicht ist Ungerechtigkeit ihr Grundzug, eine immanente Kategorie des Gesellschaftslebens! Ein Ludwig Gumplowicz verficht mit Entschlossenheit diese Meinung.

Damit ist gar nichts zu begründen! Danach kann der Eintritt der gerechten Verfassung ebenso gut noch 5 Tage wie 5 Jahrhunderttausende auf sich warten lassen. Es ist reiner Utopismus! Wer den Sozialismus prophezeit, der ist verpflichtet, unzweideutige politisch-ökonomische Tendenzen aufzuzeigen, die ihn trotz aller Gegenkräfte herbeiführen *müssen*. Das hat Karl Marx unternommen, und darum war er ein gewaltiger Gelehrter, wenngleich er irrte: das versuchen die Revisionisten nicht einmal, und darum sind sie Utopisten.

Und damit noch nicht genug! Laßt uns einmal zugeben, daß die Gerechtigkeit den Sozialismus verlange, und daß es im Wesen der Gesellschaft liege, ihn zu verwirklichen: was in aller Welt beweist dann, daß er sich in der Form des *Kollektivismus* verwirklichen muß? Nichts, gar nichts! Man hat die Marxschen Prämissen widerlegt und acceptiert nach wie vor seine Schlußfolgerungen, geradeso wie er selbst die utopistischen Prämissen ablehnte und ihre putschistischen Konsequenzen beibehielt. Das ist nichts wie Konfusion, übel angebrachte Pietät und Furcht vor der Masse, die nicht verwirrt werden soll.

Nein, die Reviſion muß theoretiſch neu fundiert werden. Wenn das Marx'ſche Gebäude unhaltbar geworden iſt, genügt es nicht, es abzureißen, ſondern man muß es neu bauen. Wir brauchen eine neue Theorie der Entſtehung des Mehrwerts und des Kapitalismus, eine tiefere Einſicht in die Bildung der Klaſſen. Und wenn wir dieſe errungen haben, zeigt ſich vielleicht, daß die Gerechtigkeit, der Sozialismus, auch ohne Kollektivismus verwirklicht werden kann und wird, daß auch in der Wirtſchaft des individuellen Eigentums und der freien Konkurrenz die ſozialiſtiſche Verteilung, die Ausmerzung allen arbeitsloſen Einkommens, allen Mehrwertes möglich iſt, wenn gewiſſe Hinderniſſe, noch beſtehende feudale Machtpoſitionen beſeitigt ſind.

Ehe der Reviſionismus dieſe theoretiſchen Aufgaben nicht gelöſt hat, wird er den vollen Sieg nicht erringen, und wird das Proletariat die Werbekraft nicht haben, die ihm die „ungeheure Mehrheit" zuführt. Denn alle Praxis tappt im Dunklen, ſo lange ihr Wiſſenſchaft nicht ihre Leuchte leiht.

F. O.

Quattrocentokunſt.

Die Friſche der florentiner Kunſt im 15. Jahrhundert, die jeder Beſucher von Florenz, jeder Studierende der alten Kunſtgeſchichte als beſte Erinnerung bewahrt, iſt erſt den letzten Jahrzehnten in ganzem Umfange aufgegangen. Vielleicht aus einer Mode geboren, wird dieſer angeregte Sinn für die Zeit des Donatello und Botticelli mehr als eine Mode ſein. Er ſitzt zu tief in unſerm Gefühl, um ganz wieder zu verſchwinden. Und er hat zu ſtark die kunſtgeſchichtliche Forſchung in Anſpruch genommen, um ihre Betrachtungen bald wieder vergeſſen zu laſſen. Wie ſich einſt die Unterſuchungen über Rafaels Stanzen und Michelangelos jüngſtes Gericht den Rang abliefen, ſo drängen ſich jetzt die Behandlungen florentiner Kunſt und Kultur in unabſehbarer Fülle. Das allgemeine Intereſſe für dieſe Dinge iſt ſtark genug, daß ich mir erlauben darf, auf einige der charakteriſtiſcheſten Arbeiten hinzuweiſen.

* * *

Bode hat unter dem Titel „Florentiner Bildhauer der Renaiſſance" eine Reihe von Aufſätzen vereinigt (bei Caſſirer, Berlin), die lehrreich illuſtriert ſind und hintereinander geleſen ein volles Bild dieſes lebendigen Stoffes geben, ohne äſthetiſche Aufkräuſelung, wie es der ſachliche Sinn Bodes liebt, faſt mit einer Verachtung des Stils, aber aus einem reichen Wiſſen heraus, das geradezu ſenſitiv zugeſpitzt iſt, und ſo verfeinert, daß es ſich ganz mit Empfindung durchſetzt. Wir ſind ringsum Donatello herum recht auf ſchwankendem Boden. Von den zahlloſen Madonnenreliefs, die Lieblingsſtücke dieſer Kunſt waren, was gehört ihm, was anderen? Alle die Lieblingsthemata dieſer Kunſt ſind ſo ſchwer perſönlich zu normieren, zu datieren. Die Porträtbüſten, jene unvergeßlichen Ausſchnitte von Leben, die uns dekorativ ſo ſehr rühren, vielleicht weil ſie garnichts Dekoratives hinzugeſetzt haben, wie verteilen ſie ſich? Die Namen wechſeln. Wie das ſchöne Berliner Frauenbild auf blauem Grunde, das lange dem Piero della Francesca zugeſchrieben wurde, jetzt dem Domenico Veneziano gehört und über zehn Jahre vielleicht wieder einen neuen Autor erhalten wird, ſo wechſelt der Name des Bildhauers, den wir unter die verwandten Büſten der Strozzi ſchreiben, und der Lauf der Wiſſenſchaft bringt es mit ſich, daß ſich zu Zeiten alle Ehren auf Herrn Laurana häufen, deſſen Atelier der Ausgangspunkt einiger der ſchönſten altitalieniſchen Damenbüſten genannt wird.

Nicht anders bei einem dritten Lieblingsſtoff, den Putten, den Kinderköpfen, den kleinen Heiligen. Im Beſitze unſerer Muſeen und Privatiers befinden ſich zahlreiche kleine Kinderköpfchen dieſer Zeit, die populär geworden ſind, ſo populär, daß ihre Nachbildungen unſere Zimmer zieren und unſere Schränke krönen. Aber wir haben es leichter als die Forſcher. Den lachenden Kinderkopf, den Benda in Wien beſitzt, den ernſteren Knabenkopf, den Dreyfus in Paris ſein eigen nennt, wir nehmen ihn ſkrupellos und ſtellen ihn auf den Kamin, an ſeiner anmutigen Naivetät uns freuend; das Volk tauft ſie auf Donatello und ſie werden weiter ſo heißen. Aber der Gelehrte giebt ſich mit dieſem dekorativen Leichtſinn, der einen Homer der Plaſtik zum Verfaſſer aller Werke ernennt, nicht zufrieden. Er findet Unterſchiede, und er fragt nach Deutungen.

Der Putto iſt in dieſer Zeit ſo unerhört vielſeitig. Er iſt nicht mehr eine Copie nach antiken Motiven, er iſt ein lebendiges Weſen. „An der Ausſchmückung des Gotteshauſes hat er den größten Anteil. Auf die Altäre und Tabernakel ſchwingt er ſich, um Guirlanden von Früchten und Blumen aufzuhängen, oder um einen Vorhang aufzuknüpfen oder zurückzuſchlagen. Vom hohen Geſims ſchaut er lachend und ohne Ahnung der Gefahr in die Tiefe. In den Ranken der Pilaſter klettert er zwiſchen Blumen und Blättern, ſpielt in kindlicher Ausgelaſſenheit mit Seinesgleichen oder ſingt zur Laute und Mandoline. Auf die Brunnen ſteigt er, um das Waſſer aus einem Schlauch auszudrücken, oder aus einer Vaſe auszugießen, oder um einen Fiſch zu erhaſchen, der das Waſſer aus ſeinem Maule ſpritzt."

An den Kanzeln musizieren sie, an den Altären kreischen sie, an den Statuen karikieren sie und spotten des Ernstes. Zum Christkind gesellen sie sich und nehmen bald auch die Namen seiner Spielgenossen an, des jungen Johannes, später des jungen Jacobus, ja es fehlt nicht viel, daß wir eines Tages ein Relief entdecken, auf dem alle Heiligen als Kinder ihren späteren Beruf in die Sprache der Unschuld übersetzen, wie die Eroten des Hellenismus ihre Götter vorauszunehmen scheinen. Nur das Eine lag noch fern: Kinderköpfe als Porträts.

Und doch sind diese kleinen Christi und Johannes nach Modellen des Lebens gearbeitet. Fürsten gestatten ihre Söhne im Bilde eines segnenden kleinen Christus oder spielenden kleinen Täufers sich meißeln zu lassen. Wer empfindet dabei etwas Unrechtes? Noch hatte Savonarola nicht gegen die Porträts im Gewande der Heiligen geeifert, noch war die Naivetät der Kunst unbescholten, Leben und Phantasie zu mischen. So entscheidet man sich dafür, in diesen Kinderbüsten kleine Christusse und Johannesse zu sehen, und dennoch Porträts vornehmer florentiner Knaben. Wie wenig das der Zeit widerstrebt, lehrt ja ein Blick auf die bekannteste Figur eines kleinen segnenden Christus, wie sie Desiderio für sein Tabernakel in S. Lorenzo arbeitete. Ein sehr bestimmtes, individuelles, sprechendes Gesichtchen, die Haare leicht aufgelegt, die Füßchen in graziöser Stellung, Spielbein und Standbein, wie es die großen Christusse machen, und die Rechte mit der segnenden Geberde gehoben. Die Geberden der Großen ahmen die Kleinen nach, wie auf dem Bilde des Signorelli der kleine Johannes den kleinen Jesus mit einer Portion Wasser erschreckt, die er aus einer Schale über sein Haupt gießt. So wird es möglich, daß selbst der lachende Benda'sche Kinderkopf, unter unseren modernen Quattrocentorequisiten eines der beliebtesten Dekorationsstücke, auf einen Christus gedeutet werden kann. Christus als Putto konnte noch lachen.

Und welchen Künstlern gehören diese Köpfchen an? Das bleibt oft unsicher. Man muß die fest datierten Werke, Donatellos Reliefplastik, die Tabernakel und Gräber des Desiderio, Rossellino, Mino, Luca della Robbia vergleichen, ihre Puttotypen feststellen und nun im anonymen Bestande unserer Sammlungen nach Stilähnlichkeiten suchen. Wenn man Donatello, den älteren Bildhauer, mehr als typischen Charakterbildner, den jüngeren, eleganteren Desiderio als individuelleren Porträtisten, Rossellino als gesetzteren Formkünstler definiert, so verteilen sich die berühmten Kinderbüsten leicht unter diese drei vorzüglichen Bildhauer. Jedoch macht jeder seine eigenen Beobachtungen und, wenn es so leicht wäre die Namen der Quattrocentisten bei jeder unserer Figuren ohne Vorbehalt auszurufen, so wäre bei der Einfachheit, dies Material zu vergleichen, weniger Zweifel in der Forschung, als thatsächlich noch vorhanden ist. Den Benda'schen Kopf nennt Bode Desiderio, den Dreyfus'schen ebenso, und vielleicht werden sie einst Rossellino heißen, während sie das Volk weiter Donatello nennt. Das Sicherste bei allem bleibt die Freude über ihre Existenz.

* * *

Der Palazzo Sassetti in Florenz ist heute ein Hotel, in dem man gut ißt. Von den Estraden der alten Fenster sieht man über die Ruinen des Mercato Vecchio auf die unverwüstliche Rathausturmconsole. Unten neben der Portierloge hängen einige antikisierende Reliefs, Reste des Hauses, in denen der sehr antikenfreundliche Kaufmann Francesco Sassetti einst seine Freunde um sich sah, vor allem die Medici, an deren Geschäften in Lyon er beteiligt war. Um für sich etwas zu thun, befahl er dem Domenico Ghirlandajo aus der Legende seines Namensheiligen, des Franciscus, an die Wände seiner Kapelle drüben in S. Trinità zu malen. Und so geht man wohl heute aus dem Sassettihotel in die alte, gothische Kirche, sich die Aufträge des einstigen Hausherrn zu besehen, dessen Porträts sich zu vergegenwärtigen. Es ist nicht sehr hell und wie in allen Kirchen — es ist keine Stimmung für Kunstgenuß, man blinzelt und entdeckt nichts. Eine große Menge florentinischer Werke sind zur ewigen Verdammnis in den Kirchen eingeschlossen, als Fresken, Altäre, Tabernakel, Gräber, Statuen, die niemand bisher ordentlich gesehen hat, als der Photograph. Sie müssen an ihrem Ort bleiben, nicht weil die Geistlichkeit remonstriert, sonst weil man wissen soll, wie sie sich an ihrem rechten Platz befinden und weil das entwurzelte Kunstwerk seine halbe Kraft verliert.

So muß der Photograph helfen. Das Auge der Platte ist wunderbar, es hält so lange aus, bis es alles, auch das Verschwindende, auf seine Netzhaut gebracht hat, und wir können es ruhig dort ablesen. Wir entdecken durch die Photographie erst den Inhalt. Wir sehen jetzt erst die Köpfe, Porträts, Ornamente in ihrer ganzen Dimension und folgen jetzt erst dem Pinsel des Malers. Das Herausheben einiger Teile in großem Format durch die Photographie ist unendlich wichtig geworden. Nebensachen steigen plötzlich in ihrer interessantesten Beleuchtung auf.

Herr Warburg hat sich einmal die Sassettifresken in der Trinità daraufhin angesehen und erklärt uns in einem bei Hermann Seemann erschienenen, gut gemachten, aber schrecklich schwerfällig ge-

ſchriebenen Buche die Ränder der Darſtellung, die die Beſtätigung des Franciscanerordens zum Stoff hat. Die beiden Saſſetti blicken in voller Figur dem Vorgang zu, als beteiligte Stifter, und zwiſchen ihnen ſteht, lebendiger als ſie ſelbſt, Lorenzo magnifico. Poliziano, der große Humaniſt, kommt mit den Kindern die Treppe herauf, Matteo Franco und Luigi Pulci ſchließen ſich an. Es iſt das einzige große Porträt von Lorenzo, das wir haben, ein gemeines Geſicht, wie zerſchnitten in dem merkwürdigen Profil der überhängenden Naſe, der vorſtehenden Unterlippe, aber furchtbar perſönlich, wie alle Mediceigeſichter. Die Saſſetti erſcheinen gegen ihn wie altrömiſche Köpfe zweiten Ranges, Poliziano aber ſchwärmeriſch, edel und groß, mit wallenden Haaren.

Um die Porträts zu deuten, werden Beſchreibungen und Medaillen herangezogen. Das Verhältnis aller Dargeſtellten giebt zu Betrachtungen über altflorentiner Verkehr und Erziehung Anlaß. Man lieſt den Briefwechſel von Lorenzo und Poliziano in ſeiner ganzen Arabeskenzierlichkeit. Man vergleicht Ghirlandajo's Bild mit dem älteren gleichen Thema von Giotto. Man erklärt die Hereinziehung von Porträts in heilige Handlungen bis zu jener Sitte der Stiftung von Wachsfiguren mit Porträtzügen, im Koſtüm des Tages.

Warburg verſucht ſo vom Einzelnen ins Allgemeine zu kommen. Er nennt ſein Werk erſten Teil eines Cyclus „Bildniskunſt und florentiniſches Bürgertum“ und verſpricht weitere Abhandlungen über Francesco Saſſetti als Menſch und Kunſtfreund, über Giovanni Tornabuoni, über mediceiſches Feſtweſen, und wird ſicherlich ein reiches Material für Kulturgeſchichte uns verſchaffen, das uns alle intereſſiert, weil wir alle Florenz bis in die letzten Winkel ſeiner Kapellen lieben.

* * *

Eine ähnliche Methode befolgt Werner Weisbach in ſeinem von Caſſirer, Berlin mit größtem Glanze ausgeſtatteten Buche über Francesco Peſellino, das er zu einer Studie über die Romantik der Renaiſſance erweitert. Peſellino iſt ein kleiner dekorativer Maler und Illuſtrator, der im Texte in der Gewohnheit ſolcher Monographieen viel zu ſehr heroiſiert wird. Aber ſeine Stoffe ſind reizvoll. Sie ſtehen wie auf einem zierlichen Rahmen der Renaiſſancezeit. Von jenem Strome, der von der franzöſiſchen mittelalterlichen Romantik nach Italien drang und dort ſchließlich auch die Antike in ein artiges Märchen verwandelte, iſt in ſeine Kunſt etwas gefloſſen. Im kleinen Reiche ſeiner Werke, in den Illuſtrationen zu Petrarca, in den Malereien der Predellen und der Brauttruhen lebt der geſellſchaftliche Zeitgeiſt lebendiger, als in den großen offiziellen Stücken. Von hier aus beginnt der Autor ſeine Bilder der frühitalieniſchen Romantik zu zeichnen, und es fällt viel Licht auf die Sitten der Geſchlechter, den Geſchmack des Hauſes, die ſozialen Vergnügungen. Es lebt das profane Florenz vor uns auf. Wir ſehen die Ritterſpiele, die fürſtliche Aufzüge krönen, die rappresentazioni geiſtlicher Mythen, die Liebesſpiele und Unterhaltungen, die Nachfolge der alten romantiſchen Dichtung. Was in Peſellinos Gedankenkreis ſteht, die Minneſymbole oder die Reihen der Tugenden, die Trionfi und die ſchönen Schaukleider der Hochzeiten, das verfolgen wir durch die benachbarten Künſte, durch das Feſtweſen, durch die Poeſie. Es iſt etwas ſchwer, den Begriff der Romantik auf alle dieſe glänzenden Liebhabereien der Renaiſſance feſtzunageln, aber das Gefühl bindet ſie doch zuſammen. Wenn es dem Autor nicht gelungen ſein ſollte, einen wirklichen Kulturkreis um ſeinen kleinen Peſellino zu ziehen, ſo giebt er doch mannigfache angenehme Parallelen, die die handwerkliche Kunſt dieſes Meiſters farbiger beleben. Keines der Sonette iſt zierlichere, komponiertere Romantik Italiens als dieſes:

Ständen Lilien, Roſen, Veilchen in goldenem Gefäß, ſängen im grünen Laube tauſend Vögel, ſcherzten nackte Mädchen an der Quelle, und Diana mit ihrer reizenden Schar; grünten Tannen, Pinien, Myrten und heiliger Lorbeer, ſpielten niedliche Hermeline im ſchönen Grün, und Liebende ſeufzten mit ihren Mädchen, und glühten Perlen, Saphire, Rubinen und mehr der Schätze; im engen Thale tauſend Flüßchen murmelten, tauſend zierliche Nymphen im kühlen Schatten und Ganymed und Narziß nach ihrem Begehren; ihr Anblick und ihre Seufzer, ihr Schulternneigen, ihr Sprechen, ihr Küſſen, ihr Reigentanzen — nichts würde meinen leiſeſten Seufzer mildern.

O. B.

Reifrock und Wertherfrack.

(Zu Hermann Bahrs ‚Krampus‘).

Pierrot mit dem wächſernen Antlitz
Steht ſinnend und denkt:
wie er heute ſich ſchminkt?

Bis vor kurzem beſtimmte der Präraffaelismus die ſtiliſtiſchen Neigungen unſerer Seele. Von England kamen in den neunziger Jahren die Bilder von Roſſetti und Burne Jones und erweckten Begeiſterung für Botticelli, Mantegna, Crivelli. Das Gefühl für die Schönheit des Maladiven, Ermüdeten oder des knospenhaft Schmächtigen wurde übermächtig, die aparten, faſt ſchmerzlichen Reize der herben Kunſt der Primitiven wurden als eine willkommene Senſation begrüßt von einer Generation, die aus dem

Grau naturaliſtiſcher Alltagsſchilderung nach einer Dekoration mit kultivierten Empfindungen, edlen, doch ſeltſamen und durchſeelten Gebärden verlangte.

„Ich liebe die hektiſchen ſchlanken Narziſſen mit blutrotem Mund“, ſang Felix Dörmann. Filippino Lippi und Savonarola wurden dramatiſiert. Und Hofmannsthal erzählte in ſeinen kindlichen Verſen, die doch wie von einer frühlinghaften Trunkenheit zu glühen ſcheinen, die Geſchichte von Madonna Dianora, der Tochter des Colleoni

Unverſehens ſind wir nun von dieſer Vorliebe zum Zopfigen, zu Rokoko, Empire und Biedermeiertum gekommen.

Die ſchlanke toskaniſche Cypreſſe verſchwindet und der geſtutzte Kugellorbeer im grünen Kübel ſteht auf der Terraſſe, barocke Steinfiguren leuchten aus den Niſchen der Taxushecken. Marquiſen in Reifröcken, Schäferinnen treiben ihr graziöſes Spiel. So ſah es vor zwei Jahren auf dem Nymphenberger Feſt der Münchener Immergrüngeſellſchaft aus.

Auf Roſſetti und Burne Jones folgt, für den Kenner, die perverſe Muſe des Aubry Beardsley: hier iſt der Arrangeur, in deſſen Händen die Fäden zuſammenlaufen. Aus ſeinen Anfängen, die durchaus im engliſchen Quattrocentogeſchmack wurzeln, ſieht man, wie das prärafaelitiſche Linienraffinement durch eine geiſtreiche Kombination mit Japanismus gradenwegs im Rokoko zu münden vermag. Von King Arthur, Triſtan und Iſolde iſt Beardsley bei Popes Lockenraub angelangt. Die Botticelligewänder wandeln ſich zu Watteaufalten und Spitzenhöschen, zu künſtlich verſchnittenen Parks die gothiſchen Waldlabyrinthe. Dennoch ſtehen dieſe letzten Blätter des eleganten Manieriſten durchaus im Einklang mit ſeiner mantegneſken Ausdrucksweiſe. Quattrocento und Rokoko ſind weniger getrennt, als dem erſten Blicke ſcheinen mag. Das Japaniſche iſt das Medium. Hat man einmal bemerkt, wie japaniſch Pollajuolos ringender Herkules wirkt? Oder wie rokokomäßig Filippinos Allegorie der Muſik? Es war Beardsley gegeben, dieſes Gemeinſame ſehr ſtark zu empfinden. Das Ornamentale, die gedrechſelte Grazie fand er hier wie dort und jener Reiz des Preziöſen, der für ihn ſo bezeichnend iſt, wurde das einigende Band dieſer Stile.

Beardsley hat ungemein angeregt und beeinflußt. So ſehen wir denn heute überall eine Romantik bislang verachteter Formen erwachen. Das Kunſtgewerbe hat den Geſchmack mitgemacht: man hat die gothiſchen Ranken, die ſtarren Lilien der Tapeten und Stoffe durch die Kränzchen, Vaſen und Guirlanden des Zopfſtils erſetzt. Wir beginnen uns wieder einzurichten im Charakter der Goethezeit. Wir tragen Biedermeierkravatten, der blaue Rock wird ſalonfähig und die geblümte Weſte. Man kennt, um nur ein paar Deutſche zu nennen, die Bilder von Vogler, Heine, Eichler, Wilhelm Schulz. „Stellen Sie ſich bitte einmal vor,“ ſchreibt Bierbaum in ſeiner Widmung der Brettlieder, „Sie ſäßen in einem mit himmelblauer Seide austapezierten Pavillon, hätten ein weißes Mullkleid an, das von roſafarbenen Schleifen gerafft, alſo kurz wäre, dazu einen Florentiner Strohhut auf mit langen, langen suivez-moi-Bändern ... u. ſ. w. Seine ganze ‚Inſel‘ hat er biedermeierlich eingerichtet. Dehmel dichtete Verſe zu einer alten Melodie aus der Wertherzeit. Und Hermann Bahr hat das alte Lied ‚als der Großvater die Großmutter nahm‘ auf die Bühne gebracht — er ſchrieb den Krampus. Auf dieſem Zuſammenhang nämlich mit einer ganz beſtimmten Richtung unſeres Zeitgeſchmacks ſcheint mir der eigentliche Sinn und die Wirkung dieſes Luſtſpiels zu beruhen. Bahr, der feinfühligſte Witterer kaum merklicher Gefühlsregungen, hat ja ſchon lange dieſe Stimmung anheben geſpürt. Schon in ſeiner ruſſiſchen Reiſe kommt er von dem „ſpröden ſchmächtigen und verrenkten Liebreiz“ der primitiven Madonnen zu der „gezierten Galanterie der tändelnden Marquiſen.“ Man leſe in ſeinem Studienbande ‚Sezeſſion‘ die vier Interieurs, von der Kongreßzeit bis zur Moderne. Und dann betrachte man einmal die Buchausgabe ſeines Krampus, der, natürlich, bei Langen verlegt iſt. Thomas Theodor hat den Deckel entworfen: ein geſchweifter Zopfrahmen, als Bild darin ein Liebespaar in einer Epheulaube, in jenem ſentimental koketten Almanachſtil, den er ſo anmutig zu parodieren weiß — Lotte und Werther. Und ſchlagend iſt mit dieſem Bildchen das Weſen der Dichtung herausgeholt. Denn gerade dieſe Stimmung alter Almanache für empfindſame Seelen, der Lavendelduft alter Interieurs, dieſer ganze Reiz des Preziöſen in der gekünſtelten Sprache unſerer Urgroßeltern, ihre geſchraubte und doch ſo ſtilvolle Ehrwürdigkeit — oder beſſer noch unſer Verhältnis zu all dieſen Dingen hat ihn gelockt, einmal darzuſtellen. Unter dieſem Geſichtspunkt verſchiebt ſich denn das Schwergewicht der Dichtung durchaus von der dünnen Handlung auf das ganze Drum und Dran. Dieſe in ihrer Richtigkeit ſo echte kleine Liebesgeſchichte, wie der alte Hageſtolz umgeſtimmt wird, ſo daß die jungen Leutchen ſich doch noch kriegen, will ja weiter kein Intereſſe für ſich erwecken. Will ja vielmehr nur Gelegenheit geben, ein paar Geſten, ein paar Gefühle, einen Klang aus einer längſt vergeſſenen Muſik an uns vorüberhuſchen zu laſſen.

1775 iſt das Jahr: wir befinden uns in Wien, jenem Wien, von dem ein letzter

Abglanz heute nur noch in den melancholiſchen Bildern des Canaletto lebt.

Das ergiebt dieſe Poeſie der alten Räume mit ihren Damaſttapeten in Goldleiſten, den geſchweiften Stühlen und Sophas, verſchnörkelten Oefen, mit Schäferſzenen bemalt. Dem Clavichord, den Marmortiſchchen auf vergoldeten Ziegenfüßen. Oder die geſuchte ſtrenge, altfränkiſche Einfachheit, wie ſie Chodowiecki's Kupfer zeigen.

Das Koſtüm zeigt das ausgehende Rokoko. Die Damen tragen ſich noch ganz in dem weit ausladenden Stil, mit reichen Garnituren um den Reifrock; hoch friſiert und gepudert; Stöckelſchuh'. Die Herren in Frack und Kniehoſe, den Galanteriedegen zur Seite. Dazu Perrücke und Zopf. Doch die jungen Leute geſtatten ſich in der Friſur eine geniale Unordnung, und Ferdinand, der amante, erſcheint — als Werther! Das Buch iſt ja gerade im Herbſt zuvor heraus und ſein ſüßes Gift hat gewirkt. „Herr Goethe, Doctor juris aus Frankfurt, iſt der Verfaſſer." Und ſehr pikant wird nun das ganze Inventar der Gefühle vor uns ausgebreitet, das der jungen Generation der Geniezeit Haltung giebt. „Wollen Sie in die böhmiſchen Wälder gehen, um ein Räuberhauptmann zu werden?" ruft einer, den Ferdinands gelbe Hoſen und Stiefel chokieren. Ein Litterat erregt Entzücken bei den jungen Damen: „er hatte das Glück, in Hamburg Klopſtocken präſentiert zu werden." Klopſtock iſt der Briefſteller der Liebenden geworden. Eine große Thränenſeligkeit herrſcht bei dieſer Jugend. „Ich bin kein Kind mehr," geſteht Aurelie; „nichts denke ich mir ſchöner, als mit meinem Ferdinand zu weinen." Sie empfinden „die feinere Wolluſt einer niedlichen Schwermut, einer ſanften Thräne." Ein Gärtchen muß beim Hauſe ſein, malen ſie ſich ihr Heim aus, mit ſtillen Bosquetten, zierlichen Brücken, einem Waſſerfall, einer Einſiedelei — und Trauerweiden, bitte Trauerweiden!

Alles dies iſt reizend echt und macht einen artigen Effekt. Wie ſuggeſtiv ſind ſchon die Namen: Aurelie, der Dichter Haſchka, das Fräulein von Paradis. Dem entſpricht die Rede, der Tonfall.

„Ferdinand iſt ein gehaltvoller Jüngling, von verſtändiger Sinnesart, einer tüchtigen Bildung und den beſten Aſpekten." Oder — „er ſchwärmt von Ihrem Zirkel: alle Belletriſten fänden ſich ein und es ſoll ja ein wahres Bureau d'esprit ſein." So ſind auch die Situationen, die Bühnenbilder, die ſich bieten, wie nach alten Bildern und Stichen: die äſthetiſche Geſellſchaft, oder wie der Hofrat raſiert wird, das Dittersdorf-Quartett, mit dem die ganze Sache ausklingt.

Dieſe Dichtung iſt ein hübſches Exempel, um daran unſere ganze Stellung zu ſolchen Stilreizen erkennen zu laſſen. Bahrs Drama unterſcheidet ſich vom ‚Königsleutnant' oder den ‚Karlsſchülern' ungefähr wie Menzel von Eichler oder Heine. Das Stücklein will gar nicht ‚hiſtoriſch' ſein. Es ſoll vielmehr, wie geſagt, lediglich ausgedrückt werden, was uns an dieſen alten Dingen ſo gefällt, uns ſo anheimelt. Nicht über die Zeit, über unſer Empfinden von ihr wird etwas ausgeſagt. Man kennt dieſe engliſchen Gartenlaubenbilder — in love, und wie ſie heißen — die auch durch Wertherei wirken wollen. Hier iſt nun etwas ganz entgegengeſetztes gegeben. Bahr ſteht ohne Sentimentalität, nur mit einer gewiſſen zärtlichen Freude vor ſeinen Figuren. Sogar ein wenig komiſch ſcheinen ſie ihm. Er ſtreut ſein gemütliches draſtiſches Wieneriſch über den Dialog, erfreut ſich an allen kleinen Menſchlichkeiten. Der äſthetiſche Liebhaber darf doch ſeinem Mädchen von dem berühmten Erdbeerwaſſer ſchenken: „es macht die Haut zart und ſoll die Wimmerln benehmen." Und was dergleichen kleine Züge mehr wären.

Indeß zuweilen klingt ein Motiv der Teilnahme an. Dieſe junge Generation, die jetzt auch mitreden will, mit ihrem Proteſt gegen die Rauheit und Strenge, ihrem Kampf der Gefühle gegen die verſtandesmäßige Dürre, die regelrechte Beſchränktheit der Aeltern: das iſt im alten Gewande auch ein wenig die moderne Jugend, iſt ein wenig das ſtiliſierte Spiegelbild auch unſerer Gebärden. Und hier vielleicht liegt die pſychologiſche Erklärung unſerer neuen Biedermeierromantik. Dieſes Koſtüm zeigt noch die Grundlinien unſerer Tracht — und iſt doch dekorativ, ſtilvoll. Es liegt uns nah genug, um das Verwandte darin noch zu ſpüren — und iſt zugleich ſo entfernt, daß es uns eine gleichſam ideale Sphäre zeigt. Der ganze April unſerer Seele wird lebendig in dieſer ſchwärmeriſchen Art. Und ſo verſenken wir uns, mit Lächeln halb und einer halb ironiſchen Wehmut in die gekünſtelte Grazie der „guten alten Zeit," die uns heute, als die letzte kultivierte Form modernen Lebens, wieder ſchön erſcheint.

E. K.

Für unverlangte Manuſkripte und Rezenſionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fiſcher, Kgl. ſchwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzſch vorm. Otto Roack & Co.

Die erste Renaissance des germanischen Kunstgeistes.

Von **Kurt Breysig.**

I. Die Romantik und ihr Uebergang in den Realismus.

So viel Genugthuung es auch dem Erforscher menschlicher Bildungsgeschichte bereiten mag, wenn er einem Zeitalter Herz und Nieren zu prüfen sucht, größeren Genuß noch wird er sich erringen, wenn er die Uebergänge von einer Entwicklungsstufe zur andern aufzuspüren trachtet. Noch bevor der Klassizismus seiner Herrschaft entsagte, und das geschah um 1815, hatte sich eine neue Strömung geregt, die wir uns gewöhnt haben, nach einem ihrer Lieblingsworte als Romantik zu bezeichnen. Beide geistige Bewegungen stellen wir seit langem in schroffem Gegensatz einander gegenüber, so sehr daß Klassisch und Romantisch schließlich Stichworte für zwei sich ausschließende Richtungen künstlerischen Schaffens geworden sind. Warum das geschah, ist leicht zu erkennen: die Romantik ist aus einer gewissen Feindseligkeit gegen die Antike geschaffen worden, sie ist von Anfang an mit einer ebenso einseitigen Begeisterung für die eigene, die germanische Vergangenheit der modernen Völker durchtränkt gewesen, wie der Klassizismus mit seiner Verehrung für griechisch-römisches Wesen. Mittelalterliche, insbesondere gothische Kunstgedanken wurden nunmehr fast in demselben Maße für allgemein giltig erklärt, wie ehemals antikische. Dem Heidenthum des Klassizismus trat eine neuchristliche Frömmigkeit entgegen, die sich von dem geistigen Erbe der Aufklärung ebenso entschieden abwandte, wie jener ihr zugethan war. Nie seit den Tagen Giottos und Dantes sind Kunst und Religion so eng verbunden mit einander gewesen wie damals. Der Wechsel des Kunstideals war niemals so innig verflochten mit einer Wandlung der Welt-, der Gottesanschauung. Die Zeitgenossen selbst empfanden den Gegensatz aufs Tiefste: des bedächtigen Greises Goethe Spottwort: s' ist sicher einer von den Neusten, er wird sich wunderbar erdreusten, hat nie so gut zugetroffen, wie auf den Sturmlauf, den die frühesten, wie nachher noch einmal die späten Romantiker gegen die bestehende Kunstordnung, wie man heute sagen würde, unternahmen. Die Zwanzigjährigen von damals waren so leidenschaftlich, wie nur die Stürmer und Dränger von 1770, ihre Erbitterung gegen die Götterbilder, die sie zu stürzen trachteten, war so rücksichtslos, daß der Olympier wirklich nicht allzuviel Uebertreibung nöthig hatte, um an derselben Fauststelle dem Schüler das wundervolle Kraftwort in den Mund zu legen: am besten wärs, man schlüg' sie gleich mit dreißig Jahren todt!

Alle die heftigsten Zeichen eines vollkommenen Wetterumschlages sind also vorhanden, und es scheint Grund genug, hier eine der jähesten Wendungen des modernen Geistes anzunehmen. Dennoch giebt es Erwägungen, die zum Widerspruch und zu der Frage führen: war denn der Umschwung wirklich

ein so grundsätzlicher, wie dieses starke Aufeinanderplatzen der Geister vermuthen läßt? Und mich dünkt, sie ist zu verneinen. Man prüfe nur, ob diese Wandlung aus jenem höchsten Gegensatze im Reiche des Erlebens und des Forschens, dem zwischen Wirklichkeitsnähe und Wirklichkeitsferne zu erklären ist, und es wird sich ergeben, daß sie mit ihm nichts zu schaffen hat, daß an ihm gemessen vielmehr Klassizismus und Romantik Kinder eines Namens sind. Was wollte die antikisierende Kunst — wollte sie etwa in die Geschichte der Hellenen eintauchen, wollte sie nach Art anderer, späterer Historismen irgend ein vergangenes Milieu wiedergeben, oder den Realitäten des Lebens in einem fremden Gewand näher kommen? Mit nichten! Nie hat die klassische Philologie tiefer im Preise gestanden, als damals, trotz Friedrich August Wolf, und man thäte zum Mindesten den großen Klassizisten bitteres Unrecht, wollte man ihrem Streben die gleiche Stufe, wie dem Antiquitätenkultus von Ebers, von Dahn, oder selbst dem tiefer dringenden Spüren Gustav Freytags anweisen. Von solchem treufleißigen Forscher-Ehrgeiz ist der Goethe der Nausikaa und der Iphigenie sehr weit entfernt gewesen. Er und mit ihm alle starken Meister seiner Zeit, sie wollten ganz anderes — sie trachteten danach, dem Staube des Alltags und aller Gewöhnlichkeit zu entfliehen, sie wollten weit fort, in irgend eine Ferne, eine Fremde, und da sich ihnen aus einer anderthalbtausendjährigen Ueberlieferung heraus die Antike als das höchste Ziel solcher Wanderfahrt anbot, so wählten sie diesen Weg. Das Land der Griechen mit der Seele suchen, das war die Losung. Und der würde das Wort übel deuten, der nicht den Nebensinn aus ihm heraushörte, daß nicht grobes Zufassen, nicht sorgfältig-zudringliches Durchspüren gemeint war, sondern sehnsüchtiges Verehren. Immer wird es Winckelmanns Größe mehren, daß er der Forscher doch im selben Sinne, wie nach ihm die Künstler gehandelt hat: Das Buch seines Lebens war von ihm dem letzten Zweck nach nicht als Geschichte, oder wenigstens nicht nur als Geschichte der alten Kunst gemeint, sondern es war im Kerne gedacht als eine Aesthetik, eine allgemeine Kunstlehre, abgezogen von den Werken der Hellenen. Die Kunstübung Griechenlands galt ihm als das zur Erde niedergestiegene und Fleisch gewordene Kunstprinzip. Alle ausübenden Meister des Klassizismus aber dachten ebenso: diese Tempel des weißen Marmors und der großen Schönheit, sie sollten von ferne her winken, aber man wollte sie im Grunde nie betreten, geschweige denn sie ausmessen und historisch treu nachahmen, wie der kleine Geist späterer Zeiten wohl gethan haben würde.

Dieses selbe Streben in eine unerreichbare Ferne, zu blau dämmernden, immer wieder zurück weichenden Horizonten hin ist es, das dem innersten Wollen der Romantik seinen Stempel aufprägt. Allerdings ohne das Götterbild einer Vergangenheit konnte man auch jetzt nicht leben und man setzte an die Stelle der Antike das Mittelalter. Aber man würde gröblich irren, wollte man den Historismus, den man dem Klassizismus nicht nachreden darf, nun etwa der ursprünglichen Romantik anheften. Allerdings, sie ist sehr bald historistisch geworden, fast im selben Maße, wie sie mehr und mehr realistisch wurde, aber von Anbeginn lag das nicht in ihrem Streben. In Novalis' Heinrich von Ofterdingen ist das Abbild des Mittelalters, das dort gegeben wird, noch unsäglich viel blasser und unwirklicher, als die Schilderung der Antike in der Iphigenie oder auf irgend einem Römerbilde Davids. Im Gegentheil, die Romantik war ihrem Ursprung nach noch sehr viel idealistischer und phantastischer, als der Klassizismus. In Wahrheit lag ja auch den Menschen von 1800 die Gothik unsäglich viel

ferner, als das Griechenthum, das den Vorfahren durch hundert neue, immer wiederholte Renaissancen und Rezeptionen nahe gebracht war, dessen Nachahmung noch das Barock mit vollen Backen posaunend gepredigt hatte.

So waren denn also die scheinbar so gegensätzlichen Bewegungen im Grunde einander wahlverwandt. Ja fast nimmt sich die jüngere aus, wie eine Steigerung, eine Aufhöhung der älteren: der Idealismus der Romantik war noch transcendenter, als der des Klassizismus, richtete den Flug noch unbedingter höhenwärts. Selbst der Wechsel im Glauben kann daran nicht irre machen. Nachdem man sich noch eben Jahrzehnte lang von der Aufklärung für eine ganz unpersönliche Vorsehung hatte begeistern lassen, wurde man auf einmal für alle die Wärme einer unbedingten Gläubigkeit eingenommen: der Sprung war deshalb nicht so maßlos und unwahrscheinlich, wie auf den ersten Blick scheint, weil man sich vor einem Christengott demüthigte, der nichts mit den hausbackenen Vorstellungen der alten Orthodoxie zu schaffen hatte, der vielmehr eine künstlerisch empfundene Gottheit war. Dieser neue Gott der Romantiker konnte allein in den dämmerigen Hallen gothischer Kirchen recht angebetet werden, er wirkte sich in den Schöpfungen einer hohen stilisierenden Kunst aus, er war selbst eine hohe, ganz stilisierte Gestalt, er war noch kein Pastoren-, kein Theologen-, kein Dogmengott geworden. Gewiß er war ebenso sehr der Gegenstand einer im tiefsten Sinne des Wortes bildenden Kunst, wie jene Vorsehung des achtzehnten Jahrhunderts ein Gebilde bauender Forschung, aber weil den beiden höchsten Wesen ihre Attribute von schaffender Phantasie zuertheilt wurden, waren sie einander ebensowenig ganz fremd und feind, wie der Geist des jüngeren Zeitalters dem des älteren. —

Doch man mißverstehe mich nicht: Alles dies läßt sich nur von den Anfängen der neuen Bewegung sagen. Und sie war noch kaum im Gange, so bemächtigte sich ihrer eine neue Wandlung, die nun allerdings einen grundsätzlichen Umschlag bedeutete. Die frühe Romantik war gänzlich idealistisch gesonnen, sie war wie der Klassizismus, eine Phantasie- und Formenkunst; die spätere aber wurde allmählich realistisch, sie bedeutete den Uebergang ins Lager der Wirklichkeitskunst. Für den Geschichtsschreiber aber ergiebt sich hier die lohnende Aufgabe einen ganz langsamen, ganz leise sich vollziehenden Wechsel im Einzelnen zu verfolgen und nachzuweisen. Man trifft hier auf die bemerkenswerthe Thatsache, daß ein wirklich tief greifender Einschnitt in der Geschichte des geistigen Schaffens durch einen nur mit der höchsten Aufmerksamkeit festzustellenden Uebergangsverlauf dargestellt wird, während der Gesinnungswechsel, der ein halbes Menschenalter vorher sich in so geräuschvoller Weise vollzieht, im Kerne keine grundsätzliche Wandlung bedeutet. Denn so ist es in Wahrheit, die Anfänge des Realismus innerhalb oder doch dicht an den Grenzen der Romantik stellen die eigentliche Zeitenscheide dar. Und zwar trennen sich hier Entwicklungsalter von einander, die sehr viel weitere Zeiträume umspannen, als die kleineren Abschnitte, von denen bisher die Rede war. Das neunzehnte Jahrhundert ist, unter dem Gesichtswinkel der Menschheitsentwicklung betrachtet, das Zeitalter der Wirklichkeitskunst, wie der Erfahrungswissenschaft. Auf der anderen Seite dieser Grenze aber liegen nicht nur die kurzen Anfänge der frühen Romantik und die anderthalb Jahrzehnte der Alleinherrschaft des Klassizismus, sondern die vollen drei Jahrhunderte, die von der Renaissance ihre Losung erhalten hatten und in deren letztem Abschnitt die schnell wieder rückgängig gemachte Wendung des Rousseau-Realismus nur eine Episode darstellt. Man braucht weder diese doch nicht

zum Siege gelangte Gegenbewegung, noch die viel stärkere realistische Nebenströmung des siebzehnten Jahrhunderts zu übersehen und wird doch sagen können: jenseits von 1805/15 — diese zehn Jahre stellen etwa die Grenzlinie dar — breitet sich ein großer Zeitraum aus, in dem irgend welche Arten der Phantasie- und Formenkunst vorgeherrscht haben, diesseits dieser Zeitmark aber hat die Wirklichkeitskunst fast ein ganzes Jahrhundert lang in steigendem Maße die Geister gefangen gehalten.

Diese allgemeinen Behauptungen sollen hier nicht weitläufig begründet, sondern nur aufs nothdürftigste belegt werden. Aber sie sollen andererseits doch auch noch weiter gestützt werden durch die Seitenstücke der künstlerischen Bewegung innerhalb der wissenschaftlichen Entwicklung, deren Bedeutung für das Verständniß der allgemeinen Kultur, wie der Kunst selbst hier aufs stärkste hervortritt. Für das Emporkommen der frühen Romantik in der deutschen Geschichte ist unzweifelhaft Jean Pauls Kunst bestimmend geworden. Das hohe Sinnbild, das Novalis in seinem Traum von der blauen Blume geschaffen hat für alle Stufen der romantischen Dichtung in Deutschland, bis in ihre letzten, fast schon an den Naturalismus grenzenden Ausläufer hinein, man denke an Spielhagens problematische Naturen, es hat die tiefste Wahlverwandtschaft mit Jean Pauls Farbenmärchen. Und es lag auch nichts näher, als daß die neue Phantasiekunst sich an den einzigen Meister anlehnte, der zu den Zeiten des Klassizismus eine nicht antikisierende Idealkunst zu schaffen gewagt hatte. Immerhin sind es nur leise Fäden, die von dem Heinrich von Ofterdingen zu dem Dichter des Hesperus hinüberleiten: Novalis' Kunst war ebenso blaß und blutleer, wie sein armes Leben, und so hat er seiner Palette nur wenig von den satten, tiefen Farben einverleiben können, die aus Jean Pauls Pinsel flossen. Dennoch war das was er vermochte groß: auf den höchsten Gipfeln der Prosa seines Romans und der Hymnen an die Nacht hat er die ungebundene Rede deutscher Zunge zu so klarer Schönheit zu meistern gewußt, wie nur Jean Paul selbst es gethan hat. Da ist dieselbe edle, ja erhabene Einfachheit des Satzbaues und dieselbe ruhige Größe der Wortwahl, wie nur in den herrlichsten Bruchstücken des Hesperus. Wohl etwas dünner tönt diese Laute und die Klangfiguren sind nicht von so überfließendem Reichthum, aber die Melodieen sind ebenso rein. Die Verse der Hymnen aber theilen alle diese Eigenschaften. Die Wendung zum Mittelalter vollzieht sich bei ihm erst ganz leise: das Idealbild deutschen Lebens in dem fernen nur eben erst am Horizont des künstlerischen Schauens aufleuchtenden Zeitalter ist so unwirklich, wie nur denkbar. Immerhin ist die Wendung doch schon vorhanden in diesem Werke, dessen Empfängniß schon 1797 stattfand und dessen Abfassung den Dichter bis zu seinem Tode im Jahre 1802 begleitet haben mag. Und mehr noch als die Stoffwahl spricht die Weltanschauung des Dichters für seine Hinneigung zum Mittelalter: sein Gottesbild hat mit dem Jean Pauls viel Blutsgemeinschaft, noch mehr mit dem der deutschen Mystiker. Und es war ein geistvoller Vergleich, der von Novalis' tragisch-schöner Jugendliebe rückwärts auf die Gestalten Dantes und der Beatrice wies. Glauben, Leben, Kunst war in Wahrheit bei diesem Edelsten der Romantiker eins.

Die Führung und gewissermaßen die offizielle Vertretung der neuen Richtung hatten inzwischen robustere, wenn auch weit minder schöpferische Männer übernommen; 1797 waren Tiecks Volksmärchen erschienen, Schlegels Shakespeare-Uebersetzungen begonnen worden; das Jahr darauf veröffentlichte Tieck schon seinen wunderlich verschwommenen Roman Sternbalds Wande-

rungen. Von ihnen allen und von noch manchem folgenden Werke dieſer Dichter zu reden, thut nicht Noth in dieſem raſchen Ueberblick. Hölderlins Hyperion von 1797 iſt ein denkwürdiges Mittelglied zwiſchen dem ſinkenden Hellenismus und der aufſteigenden Romantik: die Form und der Ort der Handlung ſind noch klaſſiſch, der Geiſt und der Stoff frühromantiſch, der Gedanke, die Gegenwart zu behandeln, nicht ohne einen Hauch von Realismus.

Im Jahre 1805 aber trat ſchon wieder ein neues Geſchlecht auf den Plan: Arnim und Brentano veröffentlichten ihre Sammlung deutſcher Volkslieder. Es war der Anfang der wirklich hiſtoriſch und deshalb in gewiſſem Sinne auch wirklich realiſtiſch geſinnten Romantik. Fouqué's Undine von 1811 hat noch unendlich viel von Novalis'ſcher Farbenbläſſe wie von Novalis'ſcher Symbolik; aber die Dichtung rückt dem wirklichen Mittelalter ſchon näher. Arnims Kronenwächter, die 1817 erſchienen, bezeichnen dann den Zielpunkt dieſer Entwicklung. Gewiß auch ſie verlieren ſich zuletzt in Geheimniß und Sinnbild, aber die Schilderungen mittelalterlichen Bürger- und Hoflebens zu Anfang und in der Mitte des Romans ſind mit unvergleichlich viel mehr Farbe und Wirklichkeit geſättigt, als der Heinrich von Oſterdingen! Ernſt Theodor Amadeus Hoffmanns Elixiere des Teufels von 1816, vielleicht der ſtärkſte Roman der ſpäten Romantiker und ſicherlich eine der bedeutendſten deutſchen Proſadichtungen überhaupt, bahnen ſchließlich vollends den Uebergang zum Realismus an, inſofern ſie zwar die alte Phantaſtik durchaus beibehalten, ſie aber nicht mehr in irgend eine ferne Vergangenheit, ſondern eine ſehr wirklich aufgefaßte Gegenwart hineintragen.

Unendlich wichtig war von vornherein das Verhältniß, in das ſich Goethe zu der neuen Bewegung ſetzen würde. Daß er, der Wandlungsreiche, noch einmal eine vollkommene Wendung wie um 1780 vollziehen würde, war doch ausgeſchloſſen. Aber, und das wird ewig denkwürdig bleiben, er hatte inzwiſchen von ſeiner klaſſiziſtiſchen Stellung aus eine Digreſſion gemacht, in der er die letzten Aufgaben, auf die nicht die frühe, wohl aber die realiſtiſchere ſpäte Romantik zuſtrebte, vorwegnahm; er war Realiſt sans phrase geworden und hatte den Wilhelm Meiſter geſchrieben. Goethe als der geiſtig reichſte Mann auch dieſes neuen Zeitalters noch, hatte nur auf die Hülfsquellen ſeiner eigenen Vergangenheit zurückzugreifen, wollte er dieſe neue Bewegung nicht nur ein-, ſondern ſogar überholen. Wilhelm Meiſter iſt in gewiſſem Sinne der erſte der ſpezifiſch modernen Romane, der breiten Zuſtandsſchilderungen, die eine Anzahl von perſönlichen Schickſalen zu einem großen Volks- und Klaſſenbilde verflechten. Was ihn ſelbſt von Fieldings Tom Jones und Rouſſeaus Neuer Heloïſe ſcheidet, an die man als an ſeine Vorgänger am eheſten denken dürfte, und wie ſich dieſer Anfang zu den weiteren Staffeln der Entwicklung zu Balzac und Dickens, Daudet und Zola einerſeits, Immermann, Gutzkow, Spielhagen und Polenz andererſeits verhält, ſoll hier nicht auseinandergeſetzt werden: ſolche Darlegungen würden das Rückgrat einer Geſchichte des neueſten Realismus bilden. Entwicklungsgeſchichtlich aber iſt auch für das Weſen der ſpäteren Romantik wichtig, daß ſchon 1795, d. h. noch ehe überhaupt ein Romantiker aufgetreten war, die eine von den beiden Seelen, die einſt ihre Bruſt bewohnen ſollten, die der Wirklichkeit zugewandte, ſo früh einen von allem Phantaſiebeiwerk freien Ausdruck fand. Und noch merkwürdiger faſt, daß dieſe Anfänge des neuen Realismus ſich durchaus an den alten noch eben erſt von Goethe ſelbſt abgethanen des Rouſſeau-Zeitalters an-

ſchloſſen. Die erſten Entwürfe zu den Anfängen des Romans reichen geradezu in dieſe Stufe bis in das Jahr 1777 zurück: ſo reichen ſich in der inneren Geſchichte dieſes Führermenſchen die Zeitalter die Hände. Die Wirklichkeitskunſt der Stürmer und Dränger und die des neuen Jahrhunderts fließen hier in eines zuſammen, und wer müßte nicht auch des Vergangenheits-, des Gothik-Kultus gedenken, die Herder und der Straßburger Goethe mit der Romantik theilen. Goethe, der ſo den Jüngſten noch voraneilte, iſt ihnen eben darum ſogleich wieder unverſtändlich geworden: man weiß, wie entſchieden Novalis die Lehrjahre als gewiſſermaßen durchaus proſaiſch und modern ablehnte. Auch außerhalb ſeiner allumfaſſenden Schöpferkraft kam es indeſſen zu ſolchen Vorſtößen in das noch eben verlaſſene Land der Wirklichkeiten. Kleiſt iſt Romantiker von fern geſehen, am ſtärkſten im Käthchen, doch auch da nicht ganz: es ſteckt zu viel Pſychologie darin. Die trockenen Brouwer- und Teniersfarben ſeines großen Luſtſpiels, des einzigen höchſter Ordnung, das es im deutſchen Schriftthum giebt, ſind ganz realiſtiſch, und die noch herberen ſeines Michael Kohlhaas, die faſt an Madame Bovary zu denken erlauben, ſind naturaliſtiſch ſchlechtweg. Nebenher wird man auch die Liederkunſt der Vaterlandsdichter von 1813 hier angliedern dürfen: ſie hat dem Inhalt nach berauſchend gewirkt, künſtleriſch iſt ſie, an Novalis oder ſelbſt Arnim gemeſſen von nüchterner Klarheit.

Aber eben weil Wilhelm Meiſter ſo früh kam, und weil er ſo weit über die Ziele der Romantiker hinausſchoß, war das Verhältniß Goethes zur neuen Schule durch ihn noch nicht erledigt. Und ſo klaſſiziſtiſch auch der Goethe von vor 1815 blieb, er ließ ſich ſchon zu Zugeſtändniſſen herbei. Der romantiſche Maskenzug von 1810, die gleichzeitige Hinneigung zu dem von den Romantikern entdeckten Calderon ſind vielleicht die erſten Vorläufer. Nach 1815 aber, von wo ab der Sieg der Romantik geſichert war, iſt faſt all' ſein dichteriſches Schaffen nur aus der Berührung und Auseinanderſetzung mit der Romantik und daß man es kurz ſagt, aus der Anpaſſung an ſie zu erklären. Der weſtöſtliche Divan beruht auf einem der beiden Kunſtprinzipien, durch die die Romantiker dem Alltag und der Gegenwart zu entfliehen ſuchten; ſie haben die Ferne des Raumes ſeltener als die der Zeit aufgeſucht, aber oft genug, um Goethe hier als von ihren Stimmungen erfaßt zu erkennen. Das große Erzeugniß des goethiſchen Alters, der zweite Fauſt, iſt vollends ſeiner ganzen Anlage, wie allen tonangebenden Theilen nach geboren aus der neuen Zeit heraus — es war die dritte „neue", die der Nimmerſatte, Niemalsmüde erlebte. Den erſten Theil hatte der Goethe von 1806, der im Innerſten der Antike verſchrieben war, als der Beauftragte des Goethe von 1775 vollendet. Daß er ihn jetzt herausgab, war ebenſo wie die That des Wilhelm Meiſter ein Zeugniß für das neue Aufwallen der Wirklichkeitskunſt in ſeinem Geiſte, aber es war keine neue, dieſer Stufe angefügte Schöpfung. Anders der zweite Theil: es giebt kein beſſeres Sinnbild der Ueberwältigung des Klaſſizismus durch die Romantik als die Einbeziehung der Helena-Geſtalt und ihres Kreiſes in die phantaſtiſchen Traumbilder dieſer im gewiſſen Sinne mittelalterlichen Handlung. Die Antike ſteigt von ihrem Piedeſtal herab um ſich unter den tollen Maskentanz romantiſcher Phantaſiegeſtalten zu miſchen. Am bemerkenswertheſten aber wird an dieſem zur Romantik kondeszendierenden Goethe bleiben, daß er nunmehr nicht eigentlich der ſpäten, ſondern der frühen Romantik zuſchwor. Die letzten immer allegoriſcher, immer ſymboliſcher werdenden Theile des Oſterdingen-Fragmentes haben von allen Werken

der Schule die nächste Verwandtschaft mit dem neuen Faustwerk, das im Wesentlichen doch erst nach 1824 entstand. Es ist als hätte der ältere Goethe durch die Schöpfung des Wilhelm Meister allen Wirklichkeitsdrang aus sich herausgesetzt, als hätte der Romantiker Goethe nunmehr wenigstens dem Idealismus des Klassizisten Goethe durch reine Phantastik treu bleiben wollen.

Die deutsche Romantik hat dann nicht mehr allzuviele neue Gestalten angenommen: auf Platen, Rückert, Kerner folgen schon viel robustere, schlechthin zum Realismus überleitende Gestalten: Hauff, Immermann, Alexis. Damit hat dann die deutsche Dichtung die Führerrolle verloren, die man ihr zwischen 1770 und 1815 wird zuerkennen dürfen, ohne nationalistischer Voreingenommenheit geziehen werden zu können. Immerhin wird man ein rundes Bild der Romantik nur dann erhalten, wenn man den englisch-französischen Hintergrund ausfüllt. An der englischen Seitenbewegung ist merkwürdig, daß sie, zuerst fast eben so phantastisch wie die deutsche Romantik, später den Uebergang zu immer wirklicheren Formen noch rascher vollzogen hat. Southeys Joan of Arc hatte schon 1795 einen mittelalterlichen, man möchte sagen den mittelalterlichsten Stoff aufgesucht, er war 1801 mit einem arabischen Märchen in den Orient geflüchtet, 1814 mit seinem Sange von Roderich dem letzten Westgothen zur germanischen Vergangenheit zurückgekehrt. Und dieser wunderbare Mann, der mit einem fast naturalistischen Jakobinerdrama begonnen hatte, ist, wie Chateaubriand nach 1815 einer der ersten Führer der staatlich-kirchlichen Rückwärtsbewegung geworden. Auch die anderen beiden Häupter der Seeschule gehören hierher: Wordsworth hat in diesem seinem mittleren Alter eine Reihe kirchlicher Sonette gedichtet und ist dann in seiner Verserzählung von Rylstone fast mystischer Romantiker geworden, Coleridge hat mit seinem Albatroßmärchen, d. h. von 1798 an das Land der Fabel aufgesucht, und der tolle Christabel-Spuk von 1816 läßt ihn dicht an die Seite unseres Hoffmann treten. Walter Scott aber ist von Anfang an ein so entschieden historisch gerichteter Dichter gewesen, daß der Realist in ihm den Romantiker von vornherein überwogen haben mag, selbst in seinen Verserzählungen, geschweige denn in den Romanen, die von 1814 ab an deren Stelle treten. An Lord Byron ist merkwürdig, daß er so oft die starke Flügelkraft seiner hohen Phantastik mit der ganz wirklichen und oft ganz nüchternen Bürde seiner Staats- und Gegenwartssatire beladen hat. Man muß zu Kain und Manfred flüchten, will man ihrem Druck entgehen. Unvergleich viel minder stark sind die Anfänge der französischen Romantik, sie haben ihren einzigen Träger in Chateaubriand, seiner fremdartig-exotischen Indianerschilderung und seiner Erzählung aus den Märtyrerzeiten des Christenthums. Große Siege hat hier die Romantik erst in ihrer Spätzeit seit 1831 unter Victor Hugos fliegendem Banner davongetragen.

Von der bildenden Kunst ist fast in ihrem ganzen europäischen Umfange ein Aehnliches auszusagen: der Klassizismus ist in ihrem Bereich vor 1815 nicht angetastet worden. Dann aber haben die Nazarener im deutschen Rom, haben in Paris, wenn auch in ganz anderem Sinne, Géricault und Delacroix die Malerei für die Romantik erobert. Es wäre unsaglich interessant festzustellen, wie viel Aehnlichkeiten mit der voraufgegangenen Umwälzung der Dichtkunst diese Wandlung aufweist, doch liegen in der Absicht dieses Ueberblicks, der im Wesentlichen nur die Grenzen zwischen diesen Zeiträumen ziehen will, nur wenige Andeutungen. Zuerst die eine, daß man auch in der bildenden Kunst zwischen einer frühen und einer späten

Romantik unterscheiden darf, nur daß hier die Rollen zu Anfang wenigstens unter die Völker vertheilt sind und nicht unter zeitlich aufeinander folgende Schulen. Von allen Werken der Nazarener bis auf die letzten des langlebigen Cornelius herab wird man behaupten müssen, daß sie eine ähnlich nahe Wahlverwandtschaft mit dem Klassizismus haben, wie die Dichter der frühen Romantik: sie sind allesammt bestrebt, der Wirklichkeit zu entfliehen, dem Ideal nachzujagen, wie jener. Ja diese Verwandtschaft tritt hier noch stärker hervor; denn während Novalis die Mittel seiner Sprachkunst in hohem Grade unabhängig zu machen wußte von allem Hellenismus, so haben die Nazarener im Grunde nie sich von der Formensprache der Klassizisten trennen können. Sie hatten allesammt, ebensowenig wie diese, ein Verhältniß zur Farbe — über die koloristischen Gräuel und Geschmacklosigkeiten des Weltgerichts in der Ludwigskirche kommt man nie fort — und sie haben allesammt bis an ihr Ende fast die gesammte Ausdrucks- und Linienkonvention der Nachahmer der Antike beibehalten. Die Fresken der Glyptothek starren von falscher Antike mehr, als alle Bilder Davids. Wäre wirklich, wie so oft behauptet wird, der Inhalt eines Kunstwerkes wichtiger als ihre Form, so wäre dieser Sachverhalt ganz unbegreiflich. Denn die Nazarener hätten bei ihrer Begeisterung für mittelalterliche Kunst vor allem in ihren Linien, nächstdem in ihren Farben irgendwie Präraphaeliten werden müssen. Wann aber hätten sie sich je zu der Herbheit der Zeichnung aufgeschwungen, die dafür das erste Erforderniß gewesen wäre. Sie vermochten für ihren neuen Wein durchaus nur die alten Schläuche zu verwenden. Und steigt man von Cornelius zu den schwächeren Meistern der Schule hernieder, zu Steinles Fresken im Treppenhaus des Kölner Museums oder zu Overbecks Dombild, so ist man erschreckt über die blutleere Bläße dieser Epigonenformen. Daß der Klassizismus selbst in Prellers und Rottmanns Landschaftsmalerei noch eine neue Nachblüthe trieb, wirft ein entscheidendes Licht auch auf die herrschende Schule des Zeitalters. Erst ein zweites Geschlecht, geführt durch Schwind, hat dann ein Seitenstück zur späten Romantik geschaffen: die Düsseldorfer stellen in der deutschen Malerei etwa die Schicht dar, die in der Dichtung durch Arnim und alle Späteren vertreten wird, wenn man dort überhaupt Vergleiche ziehen darf, wo für jeden einzelnen Meister auf beiden Seiten hundert Vorbehalte und Einschränkungen gemacht werden müßten. Im Grund waren sie schon realistischer — Arnims und Fouqués wirklicher Blutsverwandter ist unter den Malern nur Schwind. Es ist kein Zufall, daß von den Düsseldorfern, für die dieser Ortsname deshalb eine etwas wunderliche Bezeichnung ist, nicht Einer westlich der Elbe geboren war. Zuletzt hat noch Rethel die sinkende Ueberlieferung der romantisch gewordenen Antike aufrecht erhalten, aber mit männlicherer Kraft als es bis dahin geschehen war. Im Uebrigen aber fand die Malerei von Sohn und Lessing an den Weg zur Farbe zurück und ist dann überhaupt der Dichtung rasch ins Land des Alltags und der Wirklichkeiten nachgeeilt.

Die französische Entwicklung ist in den Anfängen von der deutschen insofern grundsätzlich geschieden, als sie, vielleicht unter der Einwirkung der guten Ueberlieferungen des Rokoko, von vornherein farbenfroher war. Auch Delacroix strebte in die Fernen der Zeit und des Raums: er wandte sich dem Mittelalter zu, malte Dante am Höllensee und er wurde ein Schilderer des Orients. Aber er hatte einen viel stärkeren Drang zur Wirklichkeit als alle Nazarener zusammen, und man wird nicht behaupten dürfen, daß er darüber der Größe vergessen hätte. Ich kenne keinen voll-

kommneren Einklang von hohem Sinnbild und packender Naturschilderung als sein Revolutionsbild im Louvre. Géricault vollends, der zuerst gegen die Hochburg des Davidschen Klassizismus Sturm lief, war von Grund aus Realist, eigentlich ohne alle romantische Beimischung. Schon diese Anfänge lassen verspüren, daß die französischen Maler weit rascher auf die Ziele des Jahrhunderts zueilen würden, als die deutschen. Und nachher sind sie trotz Ingres' zähem Spätklassizismus und der jämmerlich flauen Vermittlungskunst Delaroches und des Juste-Milieus dem übrigen Europa immer um einige Jahrzehnte voraus gewesen. Durch das ganze neunzehnte Jahrhundert zieht sich die kaum übersehbare Reihe starker Künstlerthaten, aus denen der Siegeszug des französischen Realismus sich zusammensetzt. Ihre Anfänge sind noch von einem letzten Abendroth der Romantik verklärt: deren Trieb ihre Stoffe aus den Vordergründen des gemeinen Alltaglebens in irgend eine verschwimmende Ferne zu rücken, hat noch Corots Landschaftsmalerei bestimmt, die ihre schönsten Triumphe da feiert, wo sie den zarten Schleier ihrer silbrigen Dämmertöne über ein Seeufer oder einen Waldrand breitet, sie dadurch dem Auge noch weiter entrückt und ihnen Geheimniß und Erhabenheit leiht. England endlich sah noch ganz spät nach 1840, in einer Art Renaissance romantischer Gedanken eine Malerei erstehen, die mit dem prärafaelitischen Wollen der Nazarener Ernst machte und es nun auch in den Formen verwirklichte.

Die Einwirkungen des romantischen Gedankens auf die Bildnerei heben sich besonders dort sehr deutlich ab, wo sie eine Abkehr reifer Meister von längst verfolgten Bahnen herbeiführten. Es ist doch kein Zufall, daß von dem Dreigestirn großer Bildhauer, das über den Anfängen des Jahrhunderts leuchtete, jeder einzelne eine Wendung von antiken zu christlichen Stoffen durchgemacht hat. Canova, der einst so üble Zusammenstöße mit den Kardinälen erlebt hatte, weil er in der Peterskirche ein mit Kreuz und Schild geschmücktes Standbild der Religion hatte aufstellen wollen und der in seinem Heimatsdorf Possagno droben im Venetianischen einen Tempel zu Ehren von Religion, Vaterland und Kunst errichtet hatte, hat in seinen letzten Jahren ein christliches Bildwerk nach dem andern geschaffen. Für Dannecker, den Bildner schönen Heidenthums und den Verherrlicher Schillers, sind in der zweiten Hälfte seines Wirkens die beiden Jesusstatuen die bezeichnenden Werke und Thorwaldsen schuf den Löwen von Luzern, das Denkmal royalistischer Treue, das Grabmal Papst Pius VII. in Sankt Peter und den segnenden Christus der Kopenhagener Frauenkirche. Man wird einwenden, daß alle drei Meister, so groß sie waren, der Wandlung des Geistes der Zeit und ihrer fürstlichen oder kirchlichen Auftraggeber folgen mußten. Aber es hieße doch übel von ihrer Selbständigkeit denken, wollte man nicht annehmen, daß sie wenigstens dem allgemeinen Sinneswechsel auch innerlich folgten. Darin aber sind sie jedenfalls den früheren Romantikern unter den Malern ähnlich gewesen, daß ihre Form den Klassizismus, dem ihre Stoffe so gänzlich untreu wurden, nie verleugnet hat.

Am zögerigsten hat sich nur von jeher die Baukunst verhalten. Selbst in Deutschland, wo die Romantik so früh und so stark vorbrach, ist es sehr lange nicht zu einer entsprechenden Abkehr von der Antike gekommen. Sie war zu mächtig, obwohl hier von vornherein das Zurückgreifen auf die Gothik möglich und also nur ein Epigonenthum durch das andere abgelöst zu werden brauchte. Nur eine Ausnahme giebt es von dieser Regel, sie freilich an der bezeichnendsten Stelle: Schinkels kurzer gothischer Traum, als dessen einziger Niederschlag das Kreuzbergdenkmal von 1821 zurück-

geblieben ist. Schinkel aber, wie Klenze wurden die Verfechter eines nachgeborenen Klassizismus, der in der Entwicklungsgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts sich ausnimmt wie ein Versuch Deutschlands, die Versäumnisse an antikisirender Baukunst nachzuholen, die man vor 1815 begangen hatte. Es sollte noch Jahrzehnte dauern, bis die Romantik hier ihren letzten Sieg feierte und eine neue, freilich auch wunderlich nachhinkende gothische Baukunst einsetzte, die mit der voraufgegangenen romantischen Malerei insofern eine sehr üble Aehnlichkeit hatte, als sie ebenso epigonisch und ebenso schwächlich blieb. Zwirners Domergänzung mag korrekt sein, aber sie ist langweilig und bläßlich, und die eigene Gothik seiner Schloßbauten am Rhein ist es noch mehr. In Frankreich aber war der Verlauf nicht viel anders: Sainte Clotilde, 1846 von dem Kölner Gau begonnen, weist ebenso dünne Wirkungen auf, wie Viollet-le-Ducs Pfarrkirche zu St. Denys von 1864.

Ueberblickt man die Gesammtleistung der romantischen Kunst in ihren Anfängen, so fällt zunächst die Verschiedenheit der einzelnen Gruppen auf. Die kühnsten, phantastischsten unter den deutschen Dichtern der frühen Romantik haben vielleicht das Höchste errungen, Novalis vor allen anderen: er war ein Meister der Formen- und Phantasiekunst ohne Abhängigkeit von irgend welchem Vorbild, und insofern den Klassizisten überlegen. Fast alle späteren schließen Kompromisse mit der Stoffkunst des emporsteigenden Realismus; die es nicht thaten, wie Platen, waren nicht allzu stark. In der bildenden Kunst findet derselbe Verlauf statt, nur daß die Bildner und die Baumeister, wie die deutschen Maler von alten oder neuen Mustern abhängig blieben, die französischen Maler schneller zum Realismus übergingen. Die idealistische Bewegung, die mit dem Klassizismus zunächst durchaus nicht abschloß, ist jedenfalls nicht lange, oder wo es geschah, nicht kraftvoll aufrecht erhalten worden. Sie erlag nunmehr endgiltig, d. h. für das neunzehnte Jahrhundert, dem Realismus, der sich schon der späteren Romantik als einer Uebergangsform bemächtigt hatte.

Die Seitenstücke, die dieser Vorgang in der gleichzeitigen Wissenschaft findet, sind so auffällig, daß ihrer hier wenigstens andeutungsweise gedacht werden muß. Auch die Wissenschaftsgeschichte kennt die beiden Pole der Wirklichkeitsferne und Wirklichkeitsnähe, nur daß sie hier nicht Formen- und Stoffkunst, sondern Begriffs- und Erfahrungswissenschaft heißen: der Gegensatz von Idealismus und Realismus würde sich allenfalls mit den beiden Polpaaren decken. Dem Aufschwung der idealistischen Dichtkunst in Deutschland geht ein anderer der idealistischen Forschung zur Seite. Ja er ist stärker: denn Kant, der kühne Baumeister eines neuen weltumspannenden Begriffsgebäudes ist dem klassizistischen Goethe überlegen, weil er seine Pläne aus eigenen Mitteln bestritt. Sein Ruhm ist, daß er zwar verwandte was ihm die Antike, was ihm Aristoteles an Stilhülfen darbot, aber bei allem Wesentlichen zeugt der Riß für seine Unabhängigkeit. Der Zeit nach fällt die Aufwärtsbewegung des forschenden Idealismus mit der des dichtenden merkwürdig genau zusammen: die Geburtsjahre der großen Werke Kants begleiten die des deutschen Klassizismus: sie sind von 1781 ab erschienen. Und Kant fand Nachfolger, die zuerst ganz in seinem Sinne arbeiteten: so insbesondere der jüngste Fichte. Bald aber wurden die Jünger kühner und zugleich bizarrer als der Meister. Der hatte seine Grundmauern noch sehr fest in das Erdreich sicherer Erfahrung eingebettet; der mittlere Fichte, der Fichte der Allgemeinen Wissenschaftslehre von 1794, begann Bauten aufzuführen, die nur noch eine ganz schmale Basis in der Wirk-

lichkeit hatten. Noch aber war der Geist, in dem es geschah, kantisch, sogar aufklärerisch; die Religionsphilosophie des Fichte dieser jenaischen Stufe ist dem Christenthum, ja dem persönlichen Gott gänzlich abgewandt: die sittliche Weltordnung selbst wird zur Gottheit erhoben. 1799 und 1800 aber erfolgt die Wendung, die sich doch irgendwie schon vorbereitet haben muß und keinesfalls auf die weder Goethe noch der Weimarischen Regierung zur Ehre gereichende Absetzung Fichtes zurückgeführt werden darf: jetzt wird dieser Forscher in Wahrheit der Heraufführer einer Romantik in der Philosophie. Er schließt einen vielfach bedingten und beschränkten Frieden mit dem Christenthum. Noch handelt es sich durchaus um frühe Romantik: daß Novalis und Fichte so gute Freunde waren, ist kein Zufall. Und Schelling gehört durchaus zur selben Gruppe: seine Naturphilosophie war aller Erfahrungswissenschaft todfeind, wie Novalis allem Realismus. Auch Schellings wundervolle Symbolik — man erinnere sich nur des Elementargesetzes aus einer seiner frühesten Schriften: im Organischen schaut der Geist sein Sichselbstthervorbringen an — läßt ihn als Novalis vollkommen wahlverwandt erkennen. Wenn er dann später schrittweise immer weiter sich neuplatonischen und mystischen Auffassungen zuwandte, geschah es in einer Steigerung desselben Sinnes. Jacobi ist seit 1801 als ein Gottsucher und Gegner Kants in gleicher Hauptrichtung, wenn auch auf anderen Wegen, vorwärts gegangen. Und Hegel, der Jüngste von allen Romantikern der deutschen Philosophie, hat erst als Lebendiger, später noch Jahrzehnte lang im Tode wie ein Statthalter dieser Denkweise in Deutschland geherrscht. Sein Forschen hat noch alle Kennzeichen dieser Entwicklungsstufe: schöpferisch in allem bauenden Denken, kühn-konstruktiv bis zur Absurdität und bis zur Verachtung aller Wirklichkeitsunterlagen, zugleich aber kompromittirend mit Glauben und Christenthum. Diesen religiösen Zugeständnissen entsprechen die staatlichen: dem kantischen Weltbürgerthum und dem revolutionären Sturm und Drang seiner eigenen Jugend hatte schon Fichte den Patriotismus seiner Reden an die deutsche Nation folgen lassen, ohne übrigens als der tapfere Mann, der er war, davor zurückzuschrecken, den einmal anerkannten Staatsgedanken folgerichtig bis zum Staatssozialismus auszubauen. Schelling und Hegel wurden vollends die eifrigsten Schildhalter der nach 1815 eintretenden Reaktion.

Solche politischen Zugeständnisse waren vielleicht die einzigen, die diese Philosophen den bestehenden Wirklichkeiten machten. Im übrigen blieben sie souveräne Bauherren ihrer kühnen Gedankenschlösser, sie waren wirklich Frühromantiker und hingen ihrer innersten Richtung nach ebenso nah mit dem Idealismus Kants, wie Novalis mit dem der klassizistischen Bewegung zusammen. Und selbst außerhalb der schauenden Philosophie, in den Bereichen der Einzelwissenschaften fehlt es nicht an Vertretern beider Stufen des deutschen Idealismus. Der Name des Dichters Herder ist an den frühen Realismus von vor 1780 geknüpft, der des Geschichtsschreibers ist in eine Reihe mit dem seines großen Feindes Kant zu stellen. Seine Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit, die von 1784 bis 1791 erschienen, sind ein Erzeugniß ganz begriffsmäßiger Geschichtsschreibung und sind für hundert Jahre das einzige Werk so weiten Wurfes, so hohen Fluges geblieben. Auch die Philologie kann sich rühmen, in der ersten großen Arbeit ihrer neuesten Entwicklungsstufe, in Friedrich August Wolfs Homeranalyse von 1795 ein Buch von höchster, bauender, von phantasiemäßiger Kraft zu besitzen, so oft auch die Fortsetzung moderner Philologenthätigkeit dem innersten Wesen dieses ihres Anfanges widersprochen haben

mag. Minder glücklich waren die Einzelforscher, die, wie Steffens und Oken, sich an Schellings Naturphilosophie angeschlossen haben und die man als Romantiker bezeichnen könnte. In der Naturwissenschaft, die noch jeder festen Grundlage entbehrte und die deshalb für solche Versuche nicht im mindesten reif genug war, war ein solcher Schiffbruch von vornherein zu erwarten. Immerhin wird man annehmen dürfen, daß der gewaltige Versuch, die Gesammtheit alles Naturerkennens in Eines zusammen zufassen, den der erste der großen Vertreter erfahrungswissenschaftlich-realistischer Reaktion im Reiche der Naturforschung machte, daß Humboldts Kosmos von 1845 noch unter dem Einfluß dieser begriffsmäßig kühneren Entwickelungsstufe entstanden ist. Man muß sich nur erinnern, daß Alexander von Humboldt 1790 zu schreiben begann!

Alle diese Forscher, die man irgendwie in Beziehung zu den beiden idealistischen Bewegungen deutscher Dichtung setzen kann, gliedern sich sehr deutlich in eine Gruppe, die dem goethischen Klassizismus nahe steht, und eine andere, die der früheren Romantik verwandt ist.

Ein Bindeglied wahrhaft musterhafter Zwiespältigkeit stellt Schleiermachers Wirken dar. In seinen Reden über die Religion von 1799 ist noch erstaunlich viel Pantheismus und Aufklärung. Eine schlechthin antike Abneigung gegen Dogma und Buchstaben, gegen die „eingestürzten Mauern des jüdischen Zion und seine gothischen Pfeiler." Und noch die Weihnachtsfeier von 1803 lehnt sich bezeichnender Weise in der Form an das platonische Gastmahl an. Doch schon hatte Schleiermacher freilich die mannigfachsten Berührungen mit Fichtes und Schellings Lehren gehabt; es war kein Zufall, daß ihn mit den Brüdern Schlegel und anderen Romantikern der frühen Richtung die mannigfachsten persönlichen Beziehungen verbanden. Und mit ihnen zugleich ist er dann mehr und mehr dem geoffenbarten Christenthum näher gerückt. Er hat später in seinen großen Lehrschriften sich noch immer viel von der bauenden Kraft der kantischen Zeiten bewahrt, aber zugleich wurde er doch auch mit Hilfe einer langen Folge von logisch oft sehr fragwürdigen Kompromissen der wissenschaftliche Begründer der protestantischen Glaubenserneuerung.

Die Aehnlichkeit der Stufenfolge in den beiden Entwickungsreihen von Kunst und Forschung wird vollkommen, wenn man der Uebergänge gedenkt, die in der Wissenschaftsgeschichte zur historischen Schule hinüberleiten. Sie stehen ihrerseits den späteren Romantikern nahe. Die Brüder Grimm wird man als die ausgezeichnetsten Vertreter dieser Gruppe ansehen dürfen. Nicht so sehr, weil sie den Gebilden des geistigen und künstlerischen Schaffens, weil sie der Sprache, der Sage, dem Märchen, der Dichtung ihre Sorgfalt zuwandten, sondern weil in ihrem Forschen sich schauende und bauende Geisteskräfte mit nüchterner Beobachtung weit öfter verbanden, als bei späteren Gelehrten. Der Sprachvergleicher Wilhelm von Humboldt ist ihnen in diesem Stück ebenfalls gleichzustellen. Doch ebenso unverkennbar ist, daß die emporsteigende realistische Bewegung des Jahrhunderts auch in der Wissenschaftsentwicklung schon diese Uebergänge innerlich durchdrungen hatte; als Gründer sehr exakter Einzelwissenschaften gehören die Grimm auch schon in diese Reihe und die historische Schule hat dann in Rechts- und Sprachwissenschaft, und in der Geschichtsschreibung selbst den vollen Sieg rein erfahrungsmäßiger Forschung angebahnt. Niebuhrs von Grund aus spezialistische, nüchtern prüfende Geschichtsschreibung stellt den ersten Vorläufer dar und Savignys berühmte Streitschrift vom Jahre 1814 bezeichnet einen Grenzstein: sie bedeutete den Verzicht auf alle bauende und begriffs-

mäßige Forschung innerhalb der Rechtswissenschaft und verkündete den nahen Sieg des Historismus. Die Richtung auf die Vergangenheit ist ein Band, das auch diesen wissenschaftlichen Realismus mit der historischen Romantik und ihren ganz ähnlichen Neigungen zusammenhält, aber sie ist nicht das entscheidende Kennzeichen. Denn die nun ebenfalls siegreich Schlag auf Schlag vordringende exakte Naturforschung entbehrt, wie selbstverständlich, ihrer ganz und war doch desselben Geistes. Die Erfahrungswissenschaft in jeder Form sollte das Jahrhundert ebenso beherrschen, wie der Wirklichkeitsdrang seine Kunst und wer die stetig fortschreitende Steigerung des zu Grunde liegenden Prinzips der Annäherung an die Realität in beiden Entwicklungsreihen geistigen Schaffens vergleichen wollte, würde zu den auffälligsten Aehnlichkeiten kommen.

Nur mit einem Worte sei noch der Glaubensumwälzung gedacht, die zu dem Uebergang von Klassizismus zur Romantik und weiterhin zum Realismus ebenfalls ein sinnfälliges Seitenstück darstellt. Dem Gläubigen ist Gott die Wirklichkeit, Gott die Natur: daher ist nicht verwunderlich, wenn die Zeiten, deren Kunst und Forschung der Wirklichkeit sich nähern, zuweilen auch Gott näher kommen wollen, und daß die wirklichkeitsfremden, stilstolzen Zeiten leicht auch von Gott sich entfernen. Nur darf hier nicht plump geschieden werden: es giebt Gottesvorstellungen, die so hoch und feierlich, so groß und künstlerisch sind, daß sie einer Zeit steigernder Formenkunst und bauender begriffsmäßiger Wissenschaft im Innersten wahlverwandt sind. Dies war der Fall von Novalis und von Fichte und Schelling auf der späteren Stufe ihrer Entwicklung, wie es einst der Fall der Gothik und der Mystik gewesen war. Sie setzten sich damit in vollkommenen Gegensatz zu der gottfremden Aufklärung, zu Kant und dem heidnisch erdfrohen Klassizismus. Schleiermacher hat mit seiner Gotteslehre die Folgerungen hieraus gezogen. Aber auch einer anderen Ausnahme-Möglichkeit ist zu gedenken: die Freude an der Wirklichkeit kann Kunst und Forschung so nahe an sie heran führen, daß ihnen selbst die Gottesidee wie eine unleidlich phantastisch-poetische oder unzulässig begriffsmäßige erscheint. Dies war der Fall des spätesten Realismus, des Naturalismus, der exakten Naturwissenschaft und der monistischen und materialistischen Philosophie der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Er kommt für die hier betrachteten Jahrzehnte noch nicht in Betracht, aber der ahnungsreiche Novalis hat diesen Gegensatz treffend bezeichnet, wenn er das erste Erzeugniß moderner Wirklichkeitskunst, den Wilhelm Meister, als einen künstlerischen Atheismus angriff.

Die große Gefühlswendung indessen, die dicht vor 1800 einsetzend, um 1815 deutlich hervortritt und von der Chateaubriand und Schleiermacher nur die wissenschaftlichen, die Romantiker die künstlerischen Herolde waren, läßt sich offensichtlich in Beziehung setzen zu dem Erstarken der Wirklichkeitskunst und Wirklichkeitswissenschaft. Es ist eines der verbreitetsten, aber auch der verkehrtesten Schlagworte unserer Geschichtsschreibung, daß die Befreiungskriege, der Sturz Napoleons, das darin sichtbare Strafgericht Gottes und was sonst noch alles die seit 1815 immer mächtiger anschwellende Glaubenserneuerung herbeigeführt hätten. Das mögen herzukommende Verstärkungen gewesen sein — der Autosuggestion der Völker, die in solchen Deutungen sich bethätigt, sind allerdings selten so bequeme Handhaben dargeboten worden — der Kern dieser geistig-gefühlsmäßigen Wandlung hat mit ihnen nichts zu schaffen und ist wesentlich älteren Ursprungs.

II. Nutzanwendungen.

1900 und 1800. Mann und Zeit, Entwicklungsgeschwindigkeiten.

Uns liegt im Blute, über Werth und Unwerth alter Zeiten so zu urtheilen, wie unsere Gegenwart, mehr noch unsere Zukunft es uns einflüstern. Wer heute so verführe und alles Heil in einer Wiederbelebung hoher Kunst und hoher Forschung, in einem Abrücken des Künstlers und des Forschers von Alltag und allzu naher Wirklichkeit sähe, möchte wohl mit Bedauern von dem Siegeslauf des Realismus berichten, mit Trauer namentlich von dem raschen Dahinsinken des idealistischen Aufschwunges nach 1800, des letzten, von dem die Bildungsgeschichte unserer Völker überhaupt erzählt.

Kein Zweifel, es besteht eine enge Geistesverwandtschaft zwischen der Bewegung, die heute schon etwa ein Jahrzehnt im Gange ist, und dem Begriffs- und Formendienst der Zeit um 1800. Beide wollen fort von der Wirklichkeit, wollen eine Entfernung zwischen sich und ihr schaffen; Böcklin und Nietzsche und Puvis de Chavannes waren die Vorläufer, die dem Wollen der Generation von 1890 und 1900 die Bahn frei gemacht haben. Zwischen beiden aber gähnt die Kluft des Realismus, die im neunzehnten Jahrhundert, sei es als Stoffkunst, sei es als beschreibende Wissenschaft alles verschlang, was von entgegengesetzten Bestrebungen sich regte. Und doch wäre es nicht nur ungeschichtlich, unwissenschaftlich, ungerecht, nun dieses Jahrhundert zu verdammen, das den Idealen von 1800 und denen von 1900 gleich feindlich gegenüber stand, nein, es wäre auch thöricht vom Standpunkt der eigenen Kulturpartei aus, schädigend für unsere eigene Zukunft.

Einmal nämlich würde nichts übler sein, als wenn die heute aufwärts Strebenden nun mit der Erinnerung an den uns so wahlverwandten Idealismus von 1800 Abgötterei treiben wollten. Die Folge würde nur allzu leicht eine neue, in keinem Falle wünschenswerthe Abhängigkeit sein. Im Gegentheil, es thut noth, das Auge für alle die Fehler und Schwächen des Klassizismus und der ersten Romantik zu schärfen. Es war Bedürfniß, dem Andenken Jean Pauls einen neuen Tempel zu weihen, die reine Kraft von Novalis' einfacher Schönheit wieder zu preisen, aber wie lahm und schwach zuletzt die Bewegung verlief, betrachtet man sie als Ganzes, darüber darf uns keine Verehrung für den klassischen oder romantischen Goethe, kein Mitfühlen mit der prometheischen Tragik in Asmus Carstens' düsterem Leben und unfreiem Schaffen verführen. Selbst der Gothik sollten unsere schaffenden Künstler das höchste Mißtrauen entgegenbringen und sich von den schreckenden Spuren der blassen Neugothiker Zwirner'schen Angedenkens warnen lassen. Sicherlich hat eine Rückkehr zu den Kunstgedanken der ersten und bisher einzigen Blüthezeit rein-germanischen Bildens etwas unvergleichlich viel natürlicheres, als die zur Antike: aber zu irgend eine Abhängigkeit würde auch sie führen. Noch peinlicher wären klassizistische Rückfälle: für die jüngeren Künstler, die dem starken Meister der Wort- und Verskunst der Gegenwart folgen, liegt hier eine offenbare Gefahr vor und ich finde, daß ihr erst jüngst ein Anfänger in einem nicht nur dem Stoffe nach merklich antikisirenden Gedichte wirklich erlegen ist. Wenn Peter Behrens, der noch eben in seinem Darmstädter Hause als einer der gemäßigtsten, aber auch sichersten Vertreter unserer hoffnungsvollen jungen

Zierkunst, einen so schönen Sieg davon getragen hat, sich mit aller Entschiedenheit dagegen sträubt, den fruchtbaren Plänen seines neuen Theaters die ihrem Stil an sich wahlverwandten höchsten Werke der Antike einzuverleiben, so beseelt ihn dabei eine vollkommen richtige Anschauung. Und sehr fraglich ist, ob in den unruhigen Bestrebungen nach neuen Glaubensformen, die ein so merkwürdiges Zeichen der letzten Zeit darstellen, sich nicht auch ein wenig Epigonenthum regt. Gewiß, vielleicht führt die innere Wahlverwandtschaft unserer Jahrzehnte mit denen um 1800 auch hier die Geister ähnlichen Zielen zu. Aber ebenso gewiß ist auch, daß dies nicht die alten dogmatischen sein können, in denen jene Zeit wandelte: der Gedanke eines neuen Schleiermacherthums ist ebenso undenkbar, wie die Vorstellung, daß zukunftsfroh empfindende Geister wieder den Weg zu den Eierschalen katholischer oder protestantischer Rechtgläubigkeit zurückfinden könnten. Weder der feierliche Mystizismus des katholischen Kultus, noch der geistvolle Intellektualismus protestantischer Gottesgelehrter wird das bewirken können. Alle anderen Möglichkeiten aber, auf die man bisher mit einladender Gebärde gewiesen hat, führten in einen Dunst und Nebel, der einer die scharfe Bergluft Nietzschescher Höhenphilosophie oder Böcklinscher Heidenkunst gewöhnten Generation schwerlich zusagen wird. Doch sei dies salvo errore in calculo ausgesprochen: jeder Tag kann neue, anders entscheidende Erfahrungen bringen.

Aber es giebt noch eine zweite, ebenfalls schlechthin außerwissenschaftliche Ursache, sich vor jeder Ungerechtigkeit gegen die realistische Gegenströmung des neunzehnten Jahrhunderts zu hüten. Denkt man nämlich den Gründen nach, die dazu geführt haben mögen, daß die idealistische Bewegung zwischen 1789 und 1815 in ihrem klassizistischen Haupt- wie dem frühromantischen Nebenstoß nur so kurz gedauert hat, und dazu nur einen so halben Erfolg gehabt hat, so wird man immer dazu kommen, anzunehmen, daß daran nicht eigentlich die Schwäche des Kunstwollens dieser Zeit Schuld hat, denn welche Zeit seit der Renaissance hätte Höheres gewollt, sondern daß die voraufgehende realistische Bewegung nicht stark genug war. Das klingt zunächst wie ein Widerspruch und ist doch keiner. Zwischen den aufeinanderfolgenden Kunst- und Geistesrichtungen findet, wenn man mir dies schlichte Gleichniß verzeihen will, ein Verhältniß statt, das dem Fruchtwechsel des Ackerbaues gleicht. Und so weit man auch Zeiten auf, Zeiten ab die Kunstentwicklung vergleichen mag, den Abschnitten wirklichkeitsfernen Bildens und Schauens sind immer solche der Wirklichkeitsnähe vorangegangen. Es scheint aber, daß je herzhafter und stärker diese, die Vorfrucht, war, desto höher und gesünder sind die Idealismen gewachsen, die ihnen folgten. Nun wäre wohl nichts frevelhafter, als die Behauptung, die Stoffkunst der Jahrzehnte zwischen 1750 und 1780 wäre gering geartet gewesen: im Gegentheil, sie ist die saftreichste und stärkste, von der die Kulturgeschichte der Neuzeit weiß, und weiter rückwärts ist nur das Quattrocento jenseits und diesseits der Alpen reicher, so weit es überhaupt unter den Begriff wirklichkeitsnahen Schaffens fällt. Welchen Roman des modernen und so viel langlebigeren, von 1815 bis auf den heutigen Tag entfalteten Realismus dürfte man wagen, über Werthers Leiden zu stellen, welche schriftstellerische Leistung des gesammten neunzehnten Jahrhunderts über Rousseaus Bekenntnisse! Aber das eine wird man sagen dürfen: dieses Zeitalter, dessen junge Kämpen mit so trotziger Kraft in die Bahn liefen, hat sich nicht ausleben können. Schon heute, nachdem der Realismus wahrlich Zeit genug gehabt hat, sich nach allen Seiten hin auszuleben, nachdem er alles Erdenk-

liche, zuletzt auch den Schmutz der Gasse und den kleinlichsten Alltag geschildert hat, erhebt man ein Klagegeschrei, daß diesem fast achtzigjährigen Jüngling ein vorzeitiges Ende bereitet ward. Damals aber ist wirklich auf eine noch kaum aufgebrochene Blüthe ein tödtlicher Reif gefallen. Rousseau allerdings hat unbeirrt das Werk seines Lebens beendigen können, aber welch ein furchtbarer Verlust für diese Bewegung, daß ihr Goethe abwendig gemacht wurde, der legitime Nachfolger Rousseaus in dem Amt ihrer Leitung. Goethe selbst hat sie, die Schuld dieser Untreue, der größten seines Lebens, größer noch als die an Friederike-Grethchen begangene, theuer genug bezahlen müssen, aber seine Zeitgenossen und wir und alle noch nach uns kommenden Geschlechter Genußfähiger mit ihm. Der Gedanke ist berauschend, sich vorzustellen, was alles ein nicht zum Klassizismus bekehrter Goethe noch hätte schaffen können. Dieser vorzeitige Sieg des Idealismus ist so ein Pyrrussieg geworden; von einem besser erstarkten und dann erst geschlagenen Gegner hätte er weit mehr lernen, weit mehr erbeuten können.

Ueber das, was hätte geschehen sollen, nachzudenken, ist an sich müssig. Dies aber ist fruchtbar, daraus Folgerungen zu ziehen. Wenn heute ein anderer Idealismus im Bilden wie im Forschen die Flügel regt, so kann ihm die Erkenntniß, daß er unter unvergleichlich viel günstigeren Zeichen den Weg beginnt, nur die Hoffnung auf gutes Gelingen, ja die Kraft selbst stärken. Die Erfahrungen eines ganzen Jahrhunderts unermüdlicher Stoffkunst sich einverleiben zu können, ist die denkbar beste Voraussetzung für das Beginnen des heutigen und zukünftigen Formen- und Phantasieschaffens. Warum ist das Inkarnat Georgescher Verse oder Hofmannscher Bilder so unvergleichlich viel stärker und feuriger, als die zarte Bläße von Novalis oder Schwind? nur, weil ihre Kunst die ganze Blutfülle einer saftigen Wirklichkeitsschilderung hat in sich saugen können. Und des Vorläufers Baudelaire Verhältniß zu den Anfängen des französischen Naturalismus mag dasselbe sein; Gabriele D'Annunzio ist noch heute halber Naturalist; der zarte Jacobsen selbst hat sich in rührender Selbsttäuschung immer wenigstens so genannt. Dann also wäre es nicht nur ungeschichtlich, sondern auch unklug, parteiisch über den frühen Sturz des Idealismus vor 1815 zu klagen und auf den siegreichen Realismus zu schelten — ebenso unklug, als wenn die Versuche heutiger Forschung wieder zu ganz hohen Gesichtspunkten und ganz weiten Blicklinien zu kommen, ihr Werk damit beginnen wollten, das köstliche Erbgut exakter Beschreibung zu verschleudern, das sie von der im neunzehnten Jahrhundert herrschenden Erfahrungswissenschaft überkommen hat. Zu Klagen über eine Niederlage der idealistischen Bewegung um 1815 haben die Forscher weit weniger Ursache als die Künstler: denn die Siege Kants waren groß genug, um für manchen Mißerfolg sonst zu entschädigen. An Seitenstücken halber oder ganzer Niederlagen fehlte es trotzdem nicht: die Großes wollende Kulturgeschichtsschreibung der Göttinger Schule hat nur Halbes erreicht und selbst Herders Werk ist nicht nur im äußeren Sinne ein Torso geblieben. Auch hier ist die neue Bewegung, ist die beschreibende Wissenschaft brutal hinweggeschritten über vielversprechende Anfänge, auch hier ermangelten diese Anfänge der nachhaltigen Kraft, auch hier hat man dennoch keine Ursache, zu klagen, sondern eher sich zu freuen über die voraufgegangene Herrschaft realistischer Grundsätze, auch hier können vielmehr die Ergebnisse der geduldigen Stoffarbeit des neunzehnten Jahrhunderts die Grundsteine für den kühneren neuen Bau abgeben. —

Noch eine Nutzanwendung sollen diese Blätter aus dem von ihnen

dargebotenen Stoffe ziehen — nunmehr freilich ganz unpraktischer, ganz theoretischer Art. Die Frage, die heute im Grunde die Geschichtsforscher im Innersten beschäftigt, ist die, ob der Einzelne oder die Strömung, die Zeit der Träger der Entwicklung ist. Und auf der einen Seite ertönt das Feldgeschrei, das Treitschkes tönende Stimme am lautesten und faßlichsten verkündet hat, wenn er nicht müde wurde, immer wieder zu betheuern: Männer sind es, die die Geschichte gemacht haben. Drüben im anderen Lager aber hat sich seit Comtes Tagen die entgegengesetzte Behauptung immer schärfer zugespitzt und die Kollektivisten versichern heute entschiedener denn je, es komme nur auf die Massenerscheinungen, auf die Gesammtpsyche eines Volkes, eines Zeitalters, oder gröber noch, allein auf die wirthschaftlichen Voraussetzungen des geschichtlichen Prozesses an, der von ihnen allein abhänge. Wenn ausübende Geschichtsforscher zuweilen Bedenken tragen, sich an diesem Streit überhaupt zu betheiligen, so wird man ihnen hierin durchaus nicht Recht geben dürfen. Aber einen stichhaltigen Grund könnten sie ins Feld führen: daß dieser Kampf der Grundsätze in viel zu wenig Beziehung zur wirklichen Geschichtsforschung stehe.

Diesem Mangel ist nun, wie ich glaube, nur dadurch abzuhelfen, daß auf der einen Seite die Geschichtsdarstellung sich dem hohen Niveau solcher geschichtswissenschaftlichen Fragen annähert, und andererseits der Methodenstreit das Gebiet unfruchtbaren Behauptens und Theoretisirens verläßt. Einen Beitrag dazu sollen die folgenden Zeilen liefern, und es scheint, als sei ein geistesgeschichtlicher Stoff dafür besonders brauchbar, und dieser vorliegende vielleicht in noch höherem Maße, als andere. Die ganz gröbliche Massenauffassung ist auf diesem Gebiet ebenso ausgeschlossen, wie die rein wirthschaftliche der materialistischen Geschichtsanschauung, über die hier im übrigen keinerlei allgemeines Urtheil gefällt werden soll. Um so unbefangener läßt sich das Verhältniß zwischen Mann und Zeit prüfen. Dieser Entwicklungsabschnitt aber bietet dazu einige selten gute Beispiele dar, vor allem deswegen, weil in mehr als einem Falle ein Gegensatz zwischen Mann und Zeit nachzuweisen ist.

Man versteht mich gewiß schon: ich will zuerst und zumeist von Goethe reden, er bietet sich hierzu an in einem Maße, wie vielleicht kein anderer ganz Großer der Weltgeschichte. Daß das Leben gerade der allerstärksten Einzelmenschen in zwei gänzlich verschiedene Hälften sich spaltet, ist eine Beobachtung, die ein darnach suchender Geschichtsforscher mehr als einmal machen kann. An den Luther vor und nach 1525 und an den Freigeist und den Gläubigen Comte wird man zunächst erinnern. Der Fall Goethes aber ist schlechthin mustergiltig, insofern er nicht nur inmitten der frischesten Jugend die vollkommene Umbiegung einer Lebens- und Schaffenslinie aufweist, sondern in allerdings abgeschwächtem Grade eine Wiederholung dieses Schauspiels im Alter, also noch eine zweite Wendung, einen dritten, deutlich abgegrenzten Abschnitt aufweist. Ein erstaunlicher und in seiner Einzigkeit großartiger Anblick bietet sich dar: das Leben eines einzelnen Menschen wird zum Spiegel- und Ebenbild nicht eines, sondern dreier Kulturzeitalter. Der kurze Ueberblick dieser Blätter, der die aufeinanderfolgenden Stufen des Rousseau-Realismus, des Klassizismus, der Romantik gegeneinander abzugrenzen versucht hat, hätte sich ohne allzuviel Künstelei und Zwang auch als ein Beitrag zur Periodisirung von Goethes Leben gebärden können: damit ist Alles gesagt. Und auch daran kann kein Zweifel bestehen, daß mindestens eine dieser Wandlungen das Ergebniß eines stillen inneren Ringens zwischen Mann und Zeit gewesen ist.

Man faſſe nur die drei Goethe ins Auge, um die es ſich handelt. Der erſte, von vor 1777, hatte ſich zum Führer, zum Herrſcher eines neuen, unſäglich froh und ſtark ins Leben ſtürmenden Dichtergeſchlechtes gemacht. Gewiß auch er war nach mehr als einer Seite abhängig: von Rouſſeau vor allem, nächſtdem von Herder und manch einem der Deutſchen vor und neben ihm. Er ſelbſt hat davon in einem Buche Rechenſchaft abgelegt, das man wegen ſeinen großartigen Abgrenzungen zwiſchen Ererbtem und Geſchaffenem ein Muſterbild entwickelnder Lebensgeſchichte nennen dürfte, wenn nicht in dieſer ſelben Richtung in Zukunft noch viel Größeres geleiſtet werden müßte. Aber dieſes Verhältniß iſt nur das natürliche, auch für die Größten unter den Schöpfern geiſtiger Werthe nachweisbare. Unſere allzu biographiſche Geſchichtsſchreibung iſt gerade da, wo ſie nun ihr Biographen-Meiſterſtück hätte leiſten ſollen, nämlich bei der Feſtſtellung des Unterſchiedes zwiſchen Ueberkommenem und Neuerworbenem am öfteſten erlahmt und zu der ihr nun einmal eigenthümlichen matten Beſchreibung herabgeſunken. Sie hat deshalb dieſen Sachverhalt meiſt verdunkelt und bis zu den Perſönlichkeiten dritten, vierten Ranges herab in merkwürdiger Naivität auch das als Eigenthümliches, in Wahrheit Perſönliches geſchildert, was ein weiterblickendes Auge ſogleich als Zeitgut erkannt haben würde. Aber je öfter man die Leiſtung auch der höchſten Menſchheitsführer unter dieſem Geſichtswinkel betrachtet, zu deſto tiefer ſchneidenden Ausſcheidungen gelangt man. Um die Perſönlichkeit zu nennen, die in aller Weltgeſchichte bisher die weiteſte Wirkſamkeit ausgeübt hat, ſelbſt in Jeſus' unſäglich tiefem und großem Wirken iſt der von den Propheten, von ſeinem Volke übernommene Beſtand überraſchend groß. Soviel man nun aber in dem Goethe von vor 1777 den Teſtamentsvollſtrecker Rouſſeaus und den Vollbringer Herderſcher Pläne, Lenz- und Leiſewitziſcher halber Thaten und ſo fort erkennen mag: er hatte doch den unbeſtrittenen Oberbefehl dieſer geiſtigen Heerſchaar an ſich geriſſen. Hätte er den Fauſt damals, als er ihn geſchrieben, in ſein Volk geworfen, er hätte ſicherlich eine noch ſtärkere Wirkung ausgeübt, als mit Werthers Leiden, die ihm doch einen europäiſchen Ruhm verſchafften. Und was mehr ſagt, hier und damals waren Mann und Zeit noch völlig eines: dieſer Goethe ging im Sturmſchritt vor dem Gliede ſeiner Mitkämpfer. Natürlich iſt unter Zeit hier nicht die Maſſe, die große Heerde der Empfangenden und der kleinen und kleinſten Scribenten verſtanden: mit denen eins zu ſein, iſt noch keinem großen Schaffenden Gewinn oder auch nur Ruhm geweſen. Aber den Führern ſeines Zeitalters war er damals Führer und ſoviel größer auch ſeine Leiſtung als die aller anderen war, die Richtung war ihm doch mit ihnen gemeinſam. Und wiederum: er wirkte auf die Genoſſen, auf den Geiſt dieſer Jahrzehnte auf das tiefſte ein; könnten Gleichniſſe dieſe räthſelhafteſte aller Wechſelwirkungen darſtellen, man müßte ſagen: von dem Strome der Zeit getragen, fuhr ſein Schiff mit voll geſpannten Segeln allen anderen voran. Aber damit wäre der Sachverhalt durchaus nicht ausgeſchöpft: denn er hat ja auch dem Strom ſelbſt noch den Lauf gewieſen.

Wie anders ſtellt ſich das Bild nach dem Umſchwung, nach dem Hereinbruch des Klaſſizismus dar. Dieſer Goethe war ſicherlich auch noch der Führer der neuen Schaar, die ſich um das neue Banner verſammelte. Aber ihn trieb nicht mehr ſein eigenes urſprüngliches Wollen an die Spitze der vorwärts Dringenden, und weiter hinaus in das unbekannte Land der neuen That, ſondern er war ein ſelbſt Ueberwundener, ein innerlich Geleiteter, faſt möchte man ſagen Gefeſſelter. Man könnte dieſe Auffaſſung

als willkürlich angreifen, aber für sie spricht ein Beweis, der stärker ist als alles Andere, und offenbarer als alle seelenkündende Vermuthung: der Werth der neuen Dichtungen Goethes. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, heißt es auch hier und wer wird es wagen wollen: Iphigenie, Tasso, die natürliche Tochter neben Goetz, Werther und Urfaust zu stellen? Natürlich auch ein von der Antike nicht ergriffener Goethe wäre ruhiger, ausgeglichener, vielleicht auch etwas mehr der Form zugewandt geworden. Aber er würde nie Werke hervorgebracht haben, denen feinfühlige Leser abschmecken können, daß sie nicht mehr aus einer vollkommenen Einheit des instinktiven und des bewußten Wollens, des Lebensgefühls und der Verstandesabsicht herausgeschaffen sind. Gerade daraus aber geht bis zur Unwiderleglichkeit hervor, daß hier in keinem noch so bedingten Sinne der Mann die Zeit geführt hat, sondern, daß hier wirklich die Zeit den Mann überwunden hat, daß er, der als der Erste hinter ihrem Triumphwagen herschritt, auch jetzt noch scheinbar der siegreiche Feldherr, in Wahrheit nur der Vornehmste ihrer Gefangenen war, durch unsichtbare Fesseln an die rollenden Räder gebunden.

Was so im Ganzen klar zu schauen ist, läßt sich im Einzelnen sicherlich nur weit schwieriger erkennen, weit bedingter aussprechen. Ein Einwand drängt sich zunächst auf: war denn nicht dieser klassizistische Goethe in demselben Sinne Träger der Zeitstimmung, wie der jüngere realistische vor 1777? Ja noch mehr, war er nicht selbst in viel stärkerem Sinne der Urheber der neuen, als der älteren Bewegung? Denn den Realismus fand auch der jüngste Goethe schon als eine im vollen Laufe befindliche Bewegung vor, der er sich nur anzuschließen brauchte; den Klassizismus aber hat er unzweifelhaft selbst ausprägen helfen, er hat ihn heraufgeführt in der deutschen, nein in der europäischen Dichtung als Erster und jedenfalls ihn als Stärkster vertreten. Und unter den Gleiches Erstrebenden in der bildenden Kunst kann Keiner sich mit ihm messen, weder David noch Carstens, weder Canova noch Thorwaldsen. Trotz allem wird man bei der Meinung beharren müssen, daß er dies Mal weit mehr der vorwärts, besser seitwärts Getriebene, als der Treibende war. Wäre der Goethe von 1770 bis 1775 nicht da, würde das unmöglich sein; so aber liefert sein Dasein, mehr noch sein Ueberwundenwerden den besten Beweis. Die Mittel aber, mit denen die Zeit diesen Mann, den Größten bekehrt und besiegt hat, würden sich sicherlich auch im Einzelnen aufdecken lassen: in solchen Jahren einer bevorstehenden Wendung ist die geistige Luft erfüllt von übertragenden Stoffen, wie eine Krankenstube von Krankheitserregern. Die bildende Kunst wird am ehesten dazu beigetragen haben, aber auch sonst mag die neue Auffassung tausend Wege in dieses rastlos aufnehmende Hirn gefunden haben. Man muß nur immer sich vergegenwärtigen, daß eine neue Erkenntniß hunderten von Durchschnittsmenschen mit lauter Stimme vorgetragen sein kann und keinem Einzigen wird sie ein Samenkorn für das Ackerfeld seines Geistes; daß ein Helläugiger, ein Spitzohriger aber nur eine beiläufig hingeworfene Andeutung aufzufangen braucht, um sie in seinem Herzen zu bewegen und aus ihr die weitesten Folgerungen zu ziehen.

Trotz allem Mißgefühl, das man bei dieser Ein- und Umkehr haben kann, war doch das Schauspiel großartig gewesen, wie nach 1780, mit Ausnahme Schillers, alle anderen Stürmer und Dränger von der Schaubühne verschwanden, eine völlig neue Generation auftrat und keine doch von ihr Goethe erreichen konnte. Gedenkt man Klopstocks, der nach kurzen Ruhmestagen fast ein halbes Jahrhundert lang als grollender Zuschauer im Hintergrunde

ſtand, und ſo vieler Anderer, denen es nicht beſſer erging, ſo wird man erſt gewahr, ein wie ſtarker Kampf für Ruhm und Daſein hier von einem Einzelnen ſiegreich gekämpft worden war. Vielleicht hat zu der Stellungnahme Goethes nach 1777, auch der natürlich nicht bewußte, ſondern triebmäßige Drang beigetragen, die Zeit ſei mächtiger als er und wenn er ſich behaupten wolle, müſſe er ſich ihr fügen. Und er hatte die Wendung mit voller Wucht ausführen können, weil ihm noch die Kraft des Zwanzigers zur Verfügung ſtand. Man geräth hier auch dem Räthſel auf die Spur, warum ein ſo ſtarkes Schaffen hat in zwei Hälften geſpalten werden können. Die ganz ſeltene Frühreife des jungen Goethe, der mit achtundzwanzig Jahren eine Lebensarbeit erſten Ranges hinter ſich hatte, traf mit dem vollkommenen Umſchwung der Zeit zuſammen, ſo daß auch der Beſiegte aus dieſem Kampfe mit den höchſten Ehren hervorgehen konnte, da er noch Mark genug in ſich hatte, ein zweites Lebenswerk zu ſchaffen.

Die zweite Wandlung in Goethe, die des Klaſſiziſten zum Romantiker, kann in keinem Betracht der erſten an die Seite geſtellt werden. Es iſt ein Anderes wenn ein Achtundzwanzigjähriger, ein Anderes, wenn ein Sechziger den innerſten Kern ſeines Schaffens ändert. Von einer Führerſchaft war für den trotz aller Ueberkraft nun Müden nicht mehr die Rede. Daß er dies Mal nur folgte, nicht voranging, iſt ganz unzweifelhaft: auch dieſem Könige waren nun die Zügel der Herrſchaft entſunken. Jetzt war ihm ſchon mehr als einer den neuen Pfad vorangegangen und was Goethe auf ihm fand, war noch immer unſagbar köſtlich, aber von der Stärke ſeines zweiten Alters wahrſcheinlich ebenſo weit entfernt, als deſſen Hervorbringungen von der Größe ſeiner Jugend. Vielleicht hätte ſich dieſes Verhältniß doch noch zu Gunſten Goethes ändern können, wenn der ſich vorbereitende Uebergang zum Realismus nicht den Umweg über die Romantik genommen hätte. Hätte um 1800 eine begeiſtert realiſtiſche Bewegung eingeſetzt, dann hätte der Fünfziger Goethe mit dem ſoeben in einer Pauſe ſeines Klaſſizismus geſchaffenen Wilhelm Meiſter noch ein zweites Mal an die Spitze einer Dichter-Revolution treten können, freilich auch nur aus dem ſehr nahe liegenden Grunde, daß dies für ihn ein ritornar al segno, eine Rückkehr zu den Idealen ſeiner Jugend, zu den älteſten und ſtärkſten Wurzeln ſeiner Kraft geweſen wäre.

Neben dem einzigen Goethe verblaſſen alle anderen Beiſpiele einer Wechſelwirkung von Mann und Zeit, die man den hier umſpannten Jahrzehnten entnehmen könnte. Und doch ſind einige darunter, von denen wohl Rühmens zu machen wäre. Zunächſt das Schillers, deſſen Lebenslinie zwiſchen Kabale und Liebe jenſeits und Wallenſtein diesſeits eine ähnliche Biegung aufweiſt, wie die Goethes, nur daß alles hier auf viel kleinere Maße zurückgeführt iſt. Gerade dieſer Aehnlichkeit wegen, die begreiflicher Weiſe bei näherer Betrachtung wieder hundert Einſchränkungen zu erleiden haben würde, iſt dieſer Fall minder denkwürdig, als einige andere auffälliger Umkehr, die ſich zwar nicht unter den Dichtern wohl aber unter den Forſchern der Wiſſenſchaft und des Glaubens der Romantik nachweiſen laſſen. Wie gänzlich Fichte, Schelling und Schleiermacher ihre Welt- und Gottanſchauung um und einige Zeit nach 1800 etwa geändert haben, davon iſt die Rede geweſen. Dieſer Wechſel der Geſinnungen erregt, am wenigſten bei Schelling, am meiſten bei Fichte den Eindruck, als ſei er nicht ſo ſehr durch die folgerichtige Entwickelung des eigenen Ich, als durch die Wandlung in der geiſtigen Atmoſphäre herbeigeführt worden.

Immer wird schwierig sein zu entscheiden, ob diese Wendungen in vollem Bewußtsein ausgeführt worden sind. Denn wer nur sich selbst aufmerksam zu beobachten versteht, kann merken, daß gerade die entscheidenden Färbungen und Stimmungen auch rein geistigen Hervorbringens entstehen durch Regungen, die außer-, unterhalb des bewußten Willens stehen. Sie fließen dem Schreibenden gewissermaßen vom Herzen unmittelbar in die Feder, ohne den Umweg über den Kopf zu machen. Aber darauf kommt nicht so viel an, wie zunächst scheint. Ob solche Abkehr von der bisher innegehaltenen Bahn bewußt oder triebmäßig erfolgt, sie würde in beiden Fällen, ja im zweiten noch deutlicher als ein Sieg der Zeitstimmung zu erkennen sein. Und man hat bei Menschen, wie Fichte, wie Schelling, wie Schleiermacher doch ein wenig den Eindruck, als hätten sie das Gefühl gehabt, das in plumpe Worte gefaßt heißen würde: wie ist mir denn, eilt mir nicht plötzlich die Zeit voran, will sie nicht seitwärts laufen, da ich doch geradeaus schreite — nein, sie darf mich nicht überholen, ich will nicht zurückbleiben und in die Nachhut der Vergessenen gerathen; ja ich muß auch jetzt noch die Spitze halten und Führer bleiben, auch in der neuen Richtung.

Dabei ist erstaunlich, wie schnell sich diese Wendungen vollziehen. Einer der verbreitetsten Irrthümer unserer Zeit ist, als lebe die Gegenwart unerhört hastig. Das ist nicht richtig. Uebersieht man die anderthalb Jahrhunderte zwischen 1750 und 1900, so hat sich die Geschwindigkeit der Entwicklung, die Häufigkeit der Umschläge durchaus nicht gesteigert. Das will sagen, sie ist von Anfang an sehr bedeutend gewesen, so weit wenigstens das geistige Schaffen in Betracht kommt, während das staatlich-soziale Leben seinen Schneckengang weiter kriecht. Die Hauptbewegungen des älteren Realismus, des Klassizismus, der frühen Romantik, des späten und des keimenden neuen Realismus sind einander erstaunlich rasch gefolgt, und im Einzelnen, etwa in der Stufenfolge der einzelnen Stile und Schulen des Realismus, steht es ebenso, man denke nur an die sich drängende Fülle der Generationen in der französischen Malerei, von denen jede der vorausgehenden und der folgenden bitterster Feind war. Es liegt darin eine bewunderungswürdige Verschwendung der Geschichte, die nur geistvollen Zeitaltern und Völkern verstattet ist: denn eine Strömung verdrängt immer die andere und läßt die früheren sich nicht ausfluthen. Nun aber ist offenbar, wie diese Erhöhung der Entwicklungsgeschwindigkeit das Verhältniß zwischen Mann und Zeit spannen und verschärfen muß. Es ist nicht gleichgültig, ob ein Buch 1800 oder 1808 erscheint, ein Bild 1900 oder 1908 gemalt wird, was immer auch die Kärrner und Alltagsarbeiter davon denken mögen. Und jeder Kraftvolle, der einmal einen Sieg errungen hat, muß fürchten, daß ihm die Früchte sehr bald wieder entrissen werden. Auch für ihn heißt es: wache und sei stark, wenn er sich nicht etwa durch das Schlummerlied von Aemtern und Würden, Titeln und Orden einwiegen läßt, das freilich schon viele dem Kindesalter längst Entwachsene in Schlaf gesungen hat und das doch mit dem Sinne und Zweck geistigen Trachtens nicht das Mindeste zu schaffen hat.

Zieht man aus allen diesen Betrachtungen die Summe, so geräth man allerdings in Sorge, das Räthsel, um dessen Lösung man sich müht, zeigt noch immer das alte verschleierte Antlitz. Wenn Goethe ein vom Klassizismus Ueberwältigter war, wer waren die Sieger? Ein Stärkerer ist nicht zu finden, oder war es vielleicht eine ganze Schlachtreihe minder gewaltiger Kämpfer? Oder war es die Zeit selbst? Und was heißt das, die Zeit?

Und ferner, wenn Chateaubriand ſich aus einem voltaireſeſten Revolutionär in einen Kämpen des Glaubens umwandelte, wenn bald darauf Schleiermacher aus einem pantheiſtiſchen Hellenen-Chriſten ein Wegebahner der Offenbarung wurde, wenn Tieck und Novalis die dichteriſche, Schelling und Hegel die philoſophiſche Romantik ſchufen — wer war nun der Treibende, wer der Getriebene? Schlechthin Führer war keiner von ihnen. Oder wenn ſie als die Verkünder des Geiſtes der Zeit auftraten, wer blies ihnen den ein? Die Maſſen, die ihnen ſpäter folgten, doch wahrlich nicht, aber wer ſonſt?

Man ſieht, jede Strecke des Weges, die Jemand allenfalls zu dieſem Ziel hin zurücklegt, führt zu einer neuen Biegung, zu neuen Kreuzwegen, zu neuen Zweifeln. Nur eine Erkenntniß, beſſer eine Vermuthung dämmert vielleicht empor. Es iſt ein Widerſinn, anzunehmen, daß die Vielen, denen ja das geiſtige Ringen und Siegen der Wenigen immer für Jahrzehnte, für Jahrhunderte und in den gewaltigſten Fällen ſelbſt für Jahrtauſende die Loſung ihres Meinens geben wird, die letzten Urheber der von ihren Führern erſonnenen Gedanken ſeien. Eine andere Erklärung aber iſt möglich, um ſo allgemeine und durchgreifende Wandlungen des Bildens und Schauens wie das Emporkommen des Klaſſizismus und ſpäter das der Romantik zu deuten. Nicht die neuen ſcharfen Vorſtellungen und klaren Bilder ſteigen von den größeren Geſammtheiten zu den Schöpferiſchen auf, wohl aber die dunklen, triebmäßigen Regungen, aus denen heraus oben auf den Gipfeln das Neue gezeugt wird. Inſonderheit die religiöſe Wandlung, die den Umſchwung vom Klaſſizismus zur Romantik nicht begleitet nur, ſondern vielleicht zum Theil veranlaßt hat, iſt in dieſem Betracht lehrreich. Solche Neuerungen ſind ganz und gar nicht die Erzeugniſſe einzelner führender Köpfe, ja überhaupt nicht der Köpfe, ſondern der Gemüther, der Stimmungen — früher hätte man geſagt der Herzen. Hier aber fällt nur deutlicher als ſonſt ein Licht auf den Weg, den am letzten Ende alle ſolche geiſtigen Umwälzungen von unten herauf, von den dunkleren Trieben und Drängen unſeres Gefühls, vielleicht unſerer Nerven, des Leibes ſelbſt alſo, aufwärts zu den lichten Höhen des Schauens und Bildens nehmen mögen. Die religiöſen Neigungen als die an ſich unbewußteren, dumpferen und gefühlsmäßigeren ſind dieſem Unterreich der Stimmungen und Verſtimmungen, ja, ſo paradox es klingt der Phyſis ſelbſt näher — man gedenke nur, um einen von Nietzſche ſo oft verwandten Beleg ins Feld zu führen, der tauſendfachen Autoſuggeſtionen, mit denen Asketen, Myſtiker, Verzückte aller Zeiten ihre ſchlechthin körperlichen Zuſtände in Thatſachen des Glaubens, des Verkehrs mit der Gottheit umgedeutet haben. In ſolchen Fällen aber handelt es ſich unzweifelhaft nur um ſehr grobe Bezeugungen eines viel wurzelhafteren und gemeinhin gänzlich verborgenen Zuſammenhanges. Für alle geiſtigeren Formen des Schaffens iſt der Weg zu dieſen Tiefen weiter; aber auch für ſie iſt die Entfernung verſchieden: die bildenden Künſte ſind wie dem Glauben, ſo auch jenen Abgründen des Empfindens näher benachbart, als die redenden, die Dichtung näher als die Wiſſenſchaft; es ſei denn, daß die Daſeinsforſchung der Philoſophen, wie es im Haupte Schellings und Hegels damals geſchehen iſt, ſich wieder rückwärts beugt zu dieſer Sphäre der allgebärenden Empfindung.

Wer vermag ſchon heute zu ſagen, in wieviel verſchiedene, immer klarere, immer ſchärfer umriſſene Geſtalten dieſe letzten Regungen eines Etwas, das mit Volksſeele und ähnlichen Worten nur ſehr mangelhaft und irreführend bezeichnet iſt, im einzelnen Falle ſich umſetzen müſſen, ehe ſie

ihren Ausdruck im schaffenden Hirn der Erzeuger geistiger Werthe finden. Allzu dunkel sind diese Gänge und voller Wirrsal. Wie sehr beirrt nicht schon die Erkenntniß, daß die Hervorbringungen der führenden Menschen, die nach außen hin die erste Bezeugung einer Wandlung sind, nur das letzte Ergebniß jener inneren dumpferen Vorgänge sind. Was der Geschichtsschreiber als Anfang bemerkt, ist hier eigentlich Schluß einer inneren Umwälzung. Die Bedeutung des Genies aber ist vielleicht, daß es einmal unmittelbarere Kanäle zu diesem Flusse der inneren Dinge hat, und daß es zugleich nach außen die Werkzeuge besitzt, die aus den ihm von dorther zuströmenden, dunklen, dumpfen Ahnungen Klares, Festumrissenes schaffen können. Die Doppelseitigkeit des Genius, die Einfachheit seiner unmittelbaren Zeugungskraft und Zeugungslust, die Einfalt seiner oft kindlichen Unbewußtheit hier und die Gewalt und Vielfältigkeit seines Könnens dort, wird so am besten erklärt. Es giebt keinen großen Forscher, keinen großen Künstler, der nicht mit einem unendlich feinen nach innen gewandten Ohr eine ewige Melodie, die Melodie seines Schaffens hört — ihr wesentlichster Unterschied von den geschäftigen Kunst- oder Wissenschaftsbeamten, mit denen sie so oft verwechselt werden und die nur aus irgend einem sehr gleichgültigen Zufall nicht Magistratspersonen, um Nietzsches Wort zu gebrauchen, geworden sind, sondern sich auf das Bücherschreiben oder Bildermalen verlegt haben. Diese Melodie aber ist es, die aus dem unteren Reich emportönt und für sie die Noten zu finden, ist die Fähigkeit und die Auszeichnung der Wenigen. Die Anderen hören vielleicht nur hier und da einmal einige abgerissene Klänge und wissen sie nicht zu neuen Tonfolgen zusammen zu fügen, oder sie hören wohl, wie tiefe Frauen, das Lied, aber es singt sich nur ihnen selbst in die Seele, sie vermögen es nicht in die gemeine Sprache der Sterblichen umzusetzen.

Und so sind dann doch weitere, vielleicht kaum übersehbar weite Ketten von Menschen die Mithelfer, die Mitzeugenden am Werke des Genius, noch ehe es das Licht des Tages erblickt. Nicht Massen im gemeinen Sinne: der Pöbel der Nichtigen und Werthlosen, gleichviel ob auf den Höhen, ob in den Niederungen der äußeren gesellschaftlichen Ordnung kommt niemals oder in einem verschwindend geringen Maße der Mitleistung in Betracht. Aber viele Stille, Insichgekehrte, die vielleicht nie ein zuversichtliches Wort nach außen hin gesprochen, die aber in die Seele eines Kindes, oder eines ihnen Vertrauten, oder auch eines auf der Straße Vorübergehenden einmal ein Samenkorn gesenkt haben; sinnende Frauen, die ihren Kindern ein tiefes Wort beim Spiel zugesungen, beim Beten ins Ohr geflüstert haben — sie alle denke ich mir als die Träger jener Bewegungen aus der Tiefe. Sie sind das mitschaffende Volk und wenn man will, die Inspiratoren der Finder des Neuen.

Ehe sich die Richtungswechsel der Unterströmungen aber in die geistigen Thaten der Oberfläche umsetzen, verbinden sie sich mit den bestehenden, oder überlieferten Gewalten des Kunst-, des Wissenschaftslebens. Der Umschlag von 1750 war ein Umschlag aus wirklichkeitsfernen in wirklichkeitsnahe Gesinnungen, der von 1780 einer in der umgekehrten Richtung. Und denkt man der wunderbaren Verwandtschaft zwischen den persönlichsten Trieben und diesen geistigen Regungen nach, so gelangt man auch hier in eine hohe gefühlsmäßige Sphäre. Alle idealistische Kunst und Wissenschaft ist gar zu offensichtlich auf Unabhängigkeits- und Herrschertriebe, aller Realismus der Künstler und Forscher auf Abhängigkeits-, Liebes- und Furchtinstinkte zurückzuführen. Aber daß die idealistische Bewegung von 1780 eine an-

tikiſche Form annahm, kann natürlich nicht ebenfalls auf dieſe Aenderungen der letzten und alſo trieb- und volksmäßigen Regungen zurückgeführt werden. Das war ein Accidens der gerade herrſchenden Kulturzuſtände, ein Ergebniß der mehr als zweitauſendjährigen Macht der Antike über den Geiſt der germaniſchen Völkerwelt. Obwohl viel leiſer und unmerkbarer, mag der Uebergang vom Klaſſizismus zur Romantik wurzelechter geweſen ſein: die Erinnerung des Germanenthums an ſeine eigene Vergangenheit ſtieg empor und verdrängte das Bild der Antike. Mit der weiteren Umwandlung der wirklichkeitsfernen Romantik in eine geſchichtliche und wirklichkeitsnahe, mit der Wiedererhebung des Offenbarungsglaubens hat vollends wieder eine elementare Umwälzung Platz gegriffen, eine Wiederholung, aber eine viel nachhaltigere Wiederholung des Umſchwunges von 1750.

Fragt man nun aber weiter, wie denn die Strömungswechſel der Tiefe zu erklären ſind, ſo weiß ich fürs Erſte immer nur die eine zwar unendlich einfach erſcheinende, und deshalb vielleicht fragwürdige Antwort: es muß das Bedürfniß nach Neuerung, nach Aenderung ſein, daß ſich da unten vielleicht am ſtärkſten, weil am triebmäßigſten geltend macht. Gewiß, die Deutung klingt ſehr mechaniſch, daß auch für dieſe ſeeliſchen Erſcheinungen des Erdenlebens das Geſetz von Stoß und Gegenſtoß, von Nachahmung und Neuerung gelten ſoll. Aber es bietet ſich als einzig zureichende Erklärung für all die merkwürdig pendelartigen Bewegungen der Kulturgeſchichte reifer, bewußter Völker dar. Und vielleicht gehört der Widerwille, mit dem wir uns als zu hochſtehend über ſonſt giltige Geſetze der Naturerſcheinungen erhaben dünken, nur in die Reihe aller der thöricht-weiſen Anthropomorphismen, in die wir Sterbliche uns und unſer Weltbild eingeſponnen haben, nur um in unſeren Augen als Könige und als Ausnahmen da zu erſcheinen, wo wir in Wahrheit als Dienende der Regel unterworfen ſind und wo uns nimmermehr verſtattet iſt, wider den Stachel der allmächtigen Herrin Natur zu löcken.

Briefe von Christian Grabbe.

Der Leser findet im Folgenden einige ungedruckte Briefe von Grabbe, die Grisebach für den vierten Band seiner Grabbeausgabe gesammelt und uns zur ersten Veröffentlichung freundlichst zur Verfügung gestellt hat.

An den Herrn Regierungsrath von Meien in Detmold.

Ew. Hochwohlgeboren

wage ich gehorsamst anzuzeigen, daß mir von Seiten des Herrn Oberstlieutenants Bayer die Anfrage geschehen, ob ich in eventum die interimistische Dienstbesorgung des jetzt kränklichen Auditeurs Rotberg übernehmen würde. Wie Ew. Hochwohlgeboren gewiß schon glaubhaft erfahren haben, konnte ich hierauf nur mit einem „Ja" antworten. Ich halte es aber überdem für unerläßliche Schuldigkeit, selbst Ihnen zu melden, daß ich unter jeder Art und Bedingung mich gern dem mir geschehenen Antrage unterziehen werde, und meine größte Sorge dahin bestehen soll die Zufriedenheit der Vorgesetzten zu verdienen. Nichts könnte mich in diesem Augenblicke hindern, vor Ew. Hochwohlgeboren persönlich zu erscheinen, aber ich darf aus vollem Herzen versichern, daß von je mich zu viele Scheu und zu wenig Eitelkeit beherrscht hat, um irgend zu glauben, daß meine persönliche Erscheinung einen weit über mir stehenden Mann anders als unbedeutend und noch dazu belästigend seyn könnte. Aus demselben Grunde bitte ich noch für dieses vielleicht unzeitige Schreiben um Verzeihung. Sollte ich wirklich in den interimistischen Dienst eines Auditeurs eintreten, so wird mich, wie ich zu hoffen wage, die Nothwendigkeit entschuldigen, wenn ich dankbarst von Ew. Hochwohlgeboren Instruction und Belehrung einhole.

Ich verharre voller Hochachtung Ew. Hochwohlgeboren gehorsamster

Grabbe.

Detmold, den 15ten Oct. 1826.

An seinen Verleger Kettembeil in Fankfurt a. M.

Lieber Kettembeil,

antworte mir bald. Was meinst Du, wenn ich „eine Kritik der früheren und jetzigen, so wie eine Andeutung der noch zu erwartenden Revolutionen" schriebe. Da wäre Vielerlei zu machen. Nicht bloß die politischen, auch die religiösen, wissenschaftlichen, selbst die Erd- und Himmelsrevolutionen

könnten hineingezogen werden. Das Ding könnte in Heften oder in kleinen Bändchen fortlaufen. Auseinandersetzung der Lage, Macht, Verhältnisse einzelner Reiche, Berechnung oder Hypothese wann und wie sie vermuthlich untergehen, praktische Winke, das zu verhindern pp. — kurz ein ungeheurer Stoff, und vielleicht auch dann noch von den Leuten interessant gefunden, wenn die politischen Schmierereien kein Interesse mehr finden, denn daß dieses sehr dünne werden muß, seh' ich an den übersandten Brochüren. Sie sind alle zu flach, zu dumm, zu dünn, und eigentlich noch in der alten Zeit ganz befangen, so sehr sie auch noch zum Theil schreien, sie wären es nicht. Das hält auf die Länge nicht aus. Von Napoleon Neues?

Dein

Eilig geschrieben. Grabbe.

Detm., d. 24st. Jun 1831.

Ich glaube wahrhaftig die obige Idee ist so übel nicht. — Neulich sah ich mich in Münchs Aletheia citirt. — Ich bin wieder frisch und trinke des Morgens nur Wasser. — Daß die Erde ein beseeltes Wesen und das Meer ihr Auge ist, davon bin ich total überzeugt. Item auch davon, daß unten in der See Völker leben, Staaten sind, — ebenso wenig wie wir aber oben in den Aether kommen können, weil dort die Luft zu dünn wird, können sie an die Oberfläche gerathen, weil das Wasser ihnen zu dünn wird. Alles was besteht kann man sich umgekehrt denken. Wer das thut, braucht eben nicht klug zu seyn um 1000 neue Ideen zu haben. — Der Comet von 1833 ist auch ein verdammter casus.

Ich muß schließen.

An Fräulein Clostermeier, seine spätere Frau.

Hochgeehrteste Mademoiselle!

Zuerst: mein Bedauern, daß (wie ich nicht wußte) die Frau Archivrätin krank ist, und mein ernster Wunsch, daß sie bald wieder gesund und heiter sey.

Dr. Klemm ist ein begabter Mann, — wird sonst nicht besser als der Schriftstellerhaufen seyn, — ich (was soll ich lügen?) mag ihm nicht antworten, wenn Sie es nicht ausdrücklich verlangen. Habe ich früher weitere Antwort versprochen, so habe ich es nicht anders als schon geschehen, gemeint, liefere sie dann aber um so mehr auf Erinnern.

Die Hohenstaufen setze ich nicht fort. Sie sind zu klein für die Zeit, und ach, — auch unsere Zeit ist mehr toll als groß.

Wie ich merke, wollen Sie mir nicht glauben, daß bloß Geschäfte mich hinderten, seit Februar Sie zu besuchen. Ei, ich habe seit Februar kaum essen können, denn selbst wenn ich zu meinen Eltern deshalb flüchtete, war ich belagert. Und dann mußte ich noch bisweilen in Lemgo seyn. Da wäre ich für Sie Abends ein matter Gast, voll Dumpfsinns gewesen. Bedenken Sie, was es heißt, unerwartet, schnell, wie noch nicht geschehen, in ein paar Wochen ein Contingent bilden zu helfen.

Ich kann beweisen, Sie oft haben besuchen zu wollen, aber eben durch meinen Mißmuth zurückgeschreckt zu seyn.

Daß Ihr Wunsch bei der Regierung so gut erfüllt ist, freut mich. Ich wundere mich darüber und war anderer Meinung.

Vieles hätte ich zu sagen, aber Sie wissen, ich fürchte mich, zu kommen, falls Sie es nicht besonders mir befehlen. Wie leicht wäre ich überlästig, und Ihre Güte verhehlte es mir. Und jetzt ist eine Pause dazu eingetreten, die Sie mir, nicht meinen Geschäften zuschreiben. Lassen Sie mir es geneigtest sagen, wenn ich einmal kommen darf.

Bis diese Stunde hatte ich heute zu thun, — diese Stunde las ich Ihren Brief, da ich ihn im Actenkram nicht lesen mochte, — dieses meine Antwort, Entschuldigung und Bitte. — Genesung der Frau Archivräthin!

Hochachtungsvollst und ohne Phrase

Grabbe.

Detmold, den 25st. Juni 1831.

An Fräulein L. Clostermeier.

Hochgeehrteste Mademoiselle!

Gesundheit! Ihnen und der — Frau Archivräthin sobald Sie dieselbe nöthig — ich hoffe nie — hätte.

Verzeihen Sie dieses Conceptpapier. Ich treffe den Ulrich, von dem ich gern meinen Gebrauch Papier benutze, nicht zu Haus. Von Freiligrath Anliegendes zurück. Morgen und übermorgen hoffe ich mehr. Das anliegende Gedicht ist so gut, daß ich selbst meine Correcturen retour nehme. Es braucht nicht abgeschrieben zu werden. Darum schick' ich es nur zur Nachricht. Ich will es besorgen. Morgen Abend lasse ich es holen.

Hochachtungsvollst gehorsamst

Grabbe.

Detm., 22st. Juli 1831.

Der Brief sieht aus wie ich.*)

An seinen Jugendfreund Moritz Petri in Detmold.

Lieber Petri!

Ist die Sache mit den 100 rthr.**) zu Ende? Ich bin sehr begierig. Willst Du, schick' ich Dir die Freesische oder Hagemeistersche Obligation auch, und baares Geld soviel ich missen kann. Erlöse mich nur. Es schadet meinem Hermann (ich nenn' ihn Armin). Aschenbrödel ist fertig; ich werde bald die Exemplare erhalten und die ersten gehen nach Detmold. Am Hannibal überwältigen 2 Setzer. Eine Abhandlung über das Düsseldorfer Theater und das deutsche überhaupt, geht eben von mir zum Druck. Die ersten Scenen des Armin sind fertig. Das Stück beginnt auf der Gansekötte, im Vorfrühling, unter so halbem Schneewetter. — Du bist aber auch Autor, wie ich aus der hallischen Litteraturzeitung in specie neulich erfahren. Du hast unser Recht auf Schieder tüchtig vertheidigt. Es wäre mir ein Stich in die Seele, wenn Bückeburg uns um das liebliche Amt brächte, wie es in so mancher Art Lippe bevortheilt hat. Urtheile selbst,

*) Er ist auf grauem Conceptpapier geringster Sorte geschrieben.

**) Nachträgliche Forderung an die Auditeurs-Kassenverwaltung aus der Zeit von Grabbe's Auditoriat.

ob es nicht alle Waffen, Geld, Liſt ect. gebrauchen möchte, um zum Ziel zu kommen. Gebraucht ja, ſo weit die Nothwehr es erlaubt, dieſelben. Vergeßt nicht — Ich trüge auch mein Scherflein gern bei. Willſt Du einige tüchtige Selbſtrecenſionen der Schrift machen, will ich ſie wohl in paſſenden Zeitſchriften unterbringen. — Meine Frau fährt fort mich zu ärgern; ſie ſchickt mir ein paar Bücher über Hermann, ich freue mich ſchon, daß ſie anders wird und ihren und meinen Vortheil einſieht, da leſ' ich ihren Brief, und alles iſt auf Bedingungen berechnet, die theils zeigen, daß ſie mich nicht kennt, den Cammerſecr. Keſtner (wie mir vorkommt) noch weniger, dazu ſind Armſeeligkeiten von Klatſchereien gefügt, die mich verdrießlich und tagelang kränklich machen. Treibt ſie es ſo weiter, möchten mir doch noch nach meiner alten Art die lange gekocht ſeyn will ehe ſie ernſtlich gährt, dann aber das Aeußerſte wagt, die Saiten reißen. Ich war, ich bin feſt entſchloſſen, Alles für ſie zu thun, aber ihr Hund will ich nicht ſeyn, oder hört ſie nicht auf mich zu ärgern, ſo verſuch' ich ſolch ein Mann zu werden, wie es ihrem Temperament zu deſſen gründlicher Beſſerung zukommt. Dein

Grabbe.

Düſſeldorf, 5. April 1835.

An Schreiner.

Mit Anl.

Blätter für litt. Il.: Das dummſte Zeug, welches ich geleſen, iſt die Recenſion über Turkey and its resources. Verfaſſ. und Recenſent überbieten ſich bei dieſer litterariſchen Unterhaltung. Sie hätten ſollen ein Blatt vors Maul nehmen ſtatt die Blätter herauszugeben. Ochſen.

Ek will platt küren.

Ovids tristia ſollen poetiſch ſein (Litt. Unt. p. 399)!

Ibid. 2t. Spalte Leibwalter ſtatt Arzt. Schön. Ich hab's nicht gemacht.

Wie viel berühmte Eſel ſich als ſolche durch Vorwörter bei fremdem Heu zu erkennen geben! Es wird wohl bezahlt, dann iſt's Waſſer billig bei Luxemburg.

Der Katholicismus iſt weiblich, etc. p. 435. Kriegſt Du das Donnerwetter. Wigands Corveyſchen Güterbeſitz möcht' ich leſen. Wigand iſt reell.

Weſtphalen oder Altſachſen (in der Anl. zu den litt. Bl.) könnte mir zum Herm. nützen. Großer Gott — nun es iſt ſchon gut — —

Morgenblatt: Freiligrath erhielt von meiner Frau einen goldnen Ring, den ich lieber hätte als ſeine aus Farbenmalerei beſtehende Poeſei.

Der große Humboldt hätte ſich ſchämen ſollen Nebels Suppe zu empfehlen. Et tut Brute?

Die engliſchen Oppoſitionsglieder konnten ſo gut wie die Torys zum König fahren. Elende Hunde, die nicht merken, daß ſie blos zu Fuß gingen, um dem Gepack zu imponiren. — Gutenbergs Denkmal? Dummes Zeug. Es wird jeden Tag genug und beſſer daran gedruckt. All' die Thorheiten afficiren mich noch zuletzt.

Ja, er iſt todt, der die letzte römiſch-deutſche Kaiſerkrone trug! Heult ſelbſt das Vieh darüber?

Das Schwatzen vom so oft be- und verschriebenen halleyschen Lumpenhunde vom Kometen beweist die Weisheit der astronomischen Clique. Halleys Namensbruder will noch nicht kommen. Jetzt soll er Ende August am Morgenhimmel (wo keiner, wenn er nicht in einem dunklen Brunnen sitzt, was das Gezeugs auch nicht weiß, ihn sehen kann) erscheinen.

Die [Schnörkel]

Vorschule der Apothekerkunst von Jonas ist gut.

Bei seinem Symposion ißt H. Schritlin nur in Gesellschaft. s. Lampes III.

Elegante Welt: Da bewundert diesmal einer und zwar am 2. v. M., Correggios ekelhaften Schornstein, nein, sie ist noch schlechter, seine sogenannte Nacht! Geht's in der Welt, wie mit den Hähnen, die einander ewig nachkrähen? Man müßte ein Journal über die Journale schreiben. „Wundervolles Helldunkel Correggios!" Ofenruß! Da wird's zu arg. Der Dreinschlager von Alexandrien Sct. Georg soll statt 300, gar 900 Jahre nach Johannes Ev. gelebt haben. Das wird von einem Flegel gedruckt, doch Unkraut ist dem Naturhistoriker auch interessant.

Kurländers Correspondentien sind nur Hurländer. Die elegante Welt H. von Binzers geht unter. Man sieht's, 2 Minuten weit. Weshalb nahm sie auch p. 295 Rhus Myrtifolia ein? — Lipperts Fremdennamen bei Voß sind noch schlechter als die falsche Aussprache derselben. Die sich selbst belehrende Köchin empfehl' ich. Joh. Heinr. Roth's unentbehrlichen Sprachlehrer in der deutschen Sprache muß ich doch entbehren.

Freimüthiger: Wilhelm Krügers Vorlesungen zum Besten der Berliner Suppenanstalt sind vernünftig. Sie werden die Suppe sehr vermehren. Merkwürdig, daß dieses Journal mich nie anders erwähnt, als wenn es mir schaden will. Ich hoffe aber doch, nun Freundtschaft mit ihm zu schließen.

H. Voß's Arschwische sind auch edirt und darin recensirt, als welches fernere Wische schafft.

Ausland: Die Festungen Gorbitsschensk, Zurucnisk, Tschindantks, Akschinsk etc. werden sehr die Maulbildung befördern.

Da zieht ein dummer Junge in jeder Art rein asiatische Inseln zu Australien, und nennt das Oceanianien.

p. 320 ist eine Musethierjagd. Glück, daß so wenig Musen in der Welt dermalen.

Das hildburghauser Zeug [Meyers bibliograph. Institut] residirt jetzt auch in Amsterdam. Warum nicht auch auf dem halleyschen Schwanzgestirn?

Ich bin ich.

Die Journale mit Dank zurück.

[Mai 1835.]

An die Gräfin von Ahlefeldt.

Hochgeborene
Hochgeehrteste Frau Gräfin!

Kobbe's Werke, welche anbei zurückerfolgen, will ich recensiren. Ich danke für die gütige Mittheilung. Der Kobbe hat mir neulich auf dem Rückweg von Derendorf, wo ich denn doch nur vor Gram und alten Erinnerungen krank werden konnte, indem wir da nur Kaffee getrunken hatten, recht geholfen. Immermann vermuthet's immer schlimm, und meint, der

Wein oder spirituosa thäten's. Nein, mein böses spirituosum ist mein eigner Geist.

Die Hermannsschlacht, welche Sie erwähnen, ist gegen Hannibal ein Koloß. Sie ist fertig. Ich feile nur noch, sinke auch wohl an ihr nieder, wenn sie vollendet ist, — auf ewig.

Hochachtungsvollst und gehorsamst

Grabbe.

Düsseldorf den 25. Sept. 1835.

An seinen Verleger Schreiner in Düsseldorf.

G. P. M. [=Gehorsamstes Pro Memoria].

Anbei die Journale retour. Meine Notizen über Freim. und Eleg. verlor ich. Im Freim. erinnere ich mich besonders nachdem ich wieder nachgeschlagen, an p. 823, wo ich, Immermann und Uechtritz wie Triumvirat stehen. Quod non. Ein Correspondent des Freim. oder der Eleg. (egal, sie taugen beide nichts, und sind die Widersprüche ihrer Namen) spricht von einem „gewißen Paul Jovius," Paul Jovius windbeutelt, ist aber viel zu bekannt, um als ein „gewisser" bezeichnet zu werden. Schuljungencorrespondenz. — Blätter für litt. Unterh. Schröters finnische Runen sind erbärmlich. — p. 1159: Geschrei über die innere Wärme der Erde? Die ist da, ihr Narren. Kennt ihr keine Keller? Das Blatt hat sich zu schämen, nimmt elendes franz. Romanzeug als historisch auf. p. 1195 ist anno 1613 ein Duell in England, und p. 1196 soll's vorgefallen seyn zur Zeit der Königin Anna das. Ein Irrthum um 100 Jahre, wie ihn die Franzosen oft windbeuteln. — Eduard Pöppig über Chile und Peru, sollte sein Maul zu und seinen Popo herhalten. Er kalfatert nur längst bekannte Sachen. Beil. Nr. 10 „Ihr hoher Wuchs ein langer Frühlingsathem, von Rosenfluren und von Nelkensaaten." Na, ist das schön und richtig, sind mir alle meine Bilder im Gothland vergeben. — Fetischismus, statt Fetischmus steht, glaub' ich, p. 1214. Während der Hermannsschlacht schlag' ich's nicht noch einmal nach, das dumme Zeug. — Die Narren! Die Franzosen haben als Geschichtsschreiber, wenig gesagt, so viel geleistet als wir Deutschen. Wo ist denn unser Mabillon? Wir sind wie ein Chausseeverschlag oder ein Elegant, und erheben uns immer, um uns tiefer zu erniedrigen. Weg damit. — Die Aufgabe der Dichtkunst ist, den Geist rein zu waschen, Himmel, Erde und Unendlichkeit anzudeuten, und fest in sich zu bleiben. — 1232. Wieder ein erlogener Brief der Bouleyn. Was Wunder! Unsere Memoiren lügen den Lebendigen in's Gesicht, warum nicht den Todten? — Boétie, Lammenais! Thun sie doch vor den Kerlen, als merkten sie nicht es seyen elende Wirtshausaushängereien. Und indem ich weiter lese merk' ich, daß deutsche Dummköpfe die französische Gaunerei wirklich nicht merken, besonders nicht, wenn sie ein neues Kleid anzieht. — Mit der allgemeinen Encyklopädie geht's krumm, wie man schon seit Jahren wußte. Brockhaus hätte die Nase von einem Unternehmen lassen sollen, welches nur Riesen, die da bezahlt seyn wollen, nicht Conversationsschwätzer tragen können. Jetzt bietet er das Hurenkind feil — Der alte jammerwerthe Tieck mit seinem Novellengeschwatz, endlich zum Ruhm gelangt, weil er mit Schiller und Goethe nicht auskommen konnte, und leider sie überlebte —

— p. 1251 ist der Zweck der Ehe innige Vereinigung der Geschlechter, aber keine Kinderzeugung. Schön, man denkt bei der innigen Vereinigung nicht daran, kämen nur die Kindlein nicht von selbst nach. 1256 beschreibt ein Lump das berühmte Dorf, und weiß nicht, daß es Brock heißt. — Brockhaus und Marx thun mehr als Tieck selbst, um aus dem Kurzbein mehr zu machen als es ist. — Morgenbl. Görres, jetzt mit dem Vornamen Guido hat gute Tendenzen. Sollte aber tiefer in die Sache eindringen, und ergründen, weshalb er 1798 die Jacobinermütze trug und sie jetzt anspeit. Ich liebe Monarchie, aber Görres liebt alles, findet er nur eine Hand, die seinen Groschen ausgiebt. — Freiligrath hat sein Lebstag keinen Tannenwald in seiner Jugend gesehen. Wir hatten damals nur Buchen u. Eichen im Lande. Doch das wird alles vag genommen. Schofel sey Schofel, nur die Farben grell. Kunstbl. Christus wird noch immer milden Gesicht's gemahlt. Wissen die Kerle nicht, was [er] Palmsonntag vorhatte und weshalb Pilatus eingriff? Nr. 81 ist das Geschwätz über Staffage, Landschaft ect. abscheulich. Jeder Ochs, wenn auch nicht ein Recensent, sieht ein, daß Leben und Umgebung [sich] verbinden muß, sonst fräß' er kein Gras. — Teufel, was laufen die Blitze p. 336 an den Himmelszöpfen, unsere Kirchen. — Littbl. Es stieß mir dießmal eben nichts drin auf. Daß meine Meinung, daß wir Nordländer eher Indien als Indien uns erobert habe, beweisen wieder die Kabuschaner (p. 406). Ungeheure chronologische Irrthümer sind da. Blätt. a. d. Gegwt. Ich habe sie durchgelesen. Mich treibt's aber zum Hermann.

Auch Schiller anbei mit Dank zurück. Ich las ihn bei Nacht, vielleicht zum tausendsten mal. Er ist besser als Goethe, und seine Flecken sind unvermeidliche, ehrliche, nicht mit einem nassen Borstwisch dem Leser in's Gesicht geschleudert, wie's „der Kaufmann am Hof und vor dem Publikum" zu machen wagte.

Gehorsamst

Grabbe.

Düsseld., 27. Nov. 35.

Monna Vanna.

Schauſpiel in drei Aufzügen.

Von **Maurice Maeterlinck.**

Perſonen:

Guido Colonna, Kommandant der Beſatzung von Piſa.
Marco Colonna, ſein Vater.
Giovanna (Monna Vanna), ſeine Gemahlin.
Prinzivalli, Feldhauptmann im Solde von Florenz.
Trivulzio, Kommiſſar der Republik Florenz.
Torello, **Borſo** } Guidos Lieutenants.
Vedio, Prinzivallis Sekretär.

Edelleute, Soldaten, Bauern, Männer und Weiber aus dem Volke u. ſ. w.

Das Stück ſpielt in Piſa und im Feldlager Prinzivallis am Ende des 15. Jahrhunderts.

Erſter Aufzug.

1. Auftritt.

Saal im Palaſt des Guido Colonna.

Guido ſteht mit ſeinen Lieutenants Borſo und Torello an einem offenen Fenſter, durch das man auf die piſaniſche Ebene blickt.

Guido: Die verzweifelte Lage, in der wir uns befinden, hat die Signoria gezwungen, mir Unglücksfälle einzugeſtehen, die ſie uns lange Zeit verſchwiegen hatte. Die beiden Heere, die Venedig zum Entſatz geſchickt hat, ſind von den Florentinern ſelbſt belagert, das eine in Bibbiena, das andere in Elci. Die Uebergänge der Vernia bei Chiuſi und bei Montalone, Arrezzo und alle Ausgänge des Caſentino ſind in des Feindes Händen. Abgeſchnitten ſind wir von aller Welt und wehrlos ausgeſetzt dem Haß der Florentiner, die nur verzeihen, ſolange ſie noch zittern. Unſere Soldaten und das Volk von Piſa wiſſen noch nichts von dieſen Niederlagen, aber Gerüchte laufen um und ſteigern von Tag zu Tag die Unruhe . . . Was werden ſie beginnen, wenn ſie die Wahr-

heit hören? Ihr Zorn, ihr Schrecken, ihre Verzweiflung werden sich gegen uns und die Signoria kehren . . . Erbittert sind sie und zur Raserei gebracht durch drei Monate der Belagerung, des fruchtlosen Heldenmuts, des Hungers und der Leiden, dergleichen nicht viele Städte bisher durchgemacht. Die einzige Hoffnung, die die Wankenden noch in Gehorsam hält, wird über ihnen zusammenbrechen. Sie werden meutern, der Feind wird eindringen, und Pisa ist gewesen . . .

Borso: Meine Leute haben nichts mehr, nicht einen Bolzen mehr, nicht eine Kugel; vergebens drehen sie die Fässer in den Kellern um; nicht eine Unze Pulver ist mehr drin.

Torello: Vorgestern sandt' ich unsere letzte Kugel gegen die Batterieen von San-Antonio und den Turm von Stampace; und nun sie nichts mehr als die Säbel haben, weigern sich selbst die Stradioten, auf die Wälle zu ziehen.

Borso: Seht nur von hier die Bresche, die die Kanonen Prinzivalli's in die Mauer geschossen haben, wo die Hilfstruppen von Venedig sie verteidigten . . . Sie ist fünfzig Klafter breit, eine Schafherde könnte bequem hindurch . . . Kein Mensch hält da mehr stand; das Fußvolk aus der Romagna, die Slavonen und Albanesen haben mir erklärt, sie liefen alle fort, wenn die Kapitulation nicht bis zum Abend unterzeichnet ist.

Guido: Dreimal schon seit zehn Tagen hat die Signoria drei Aelteste vom Rat gesandt, um wegen der Uebergabe zu verhandeln. Nicht einer kam zurück . . .

Torello: Prinzivalli vergiebt uns den Mord seines Lieutenants Antonio Reno nicht, den die wütenden Bauern hier auf der Straße erschlagen haben. Florenz hat das benutzt, um uns zu ächten, und denkt uns wie Barbaren zu behandeln.

Guido: Hab' ich nicht meinen eignen Vater hingesandt, damit er diese Verirrung der rasenden Menge, die wir nicht zähmen konnten, aufklärt und entschuldigt? Er war eine geheiligte Geisel. Er ist nicht zurückgekehrt . . .

Borso: Schon mehr als eine Woche steht die Stadt an allen Enden offen; unsere Mauern liegen in Trümmern und unser Geschütz schweigt. Warum befiehlt Prinzivalli nicht den Sturm? Argwöhnt er eine Falle? Fehlt's ihm an Mut, oder hat Florenz geheimnisvolle Befehle erteilt?

Guido: Was Florenz befiehlt, ist stets geheimnisvoll, doch was es will, ist klar. Zu lange schon ist Pisa die treue Bundesgenossin von Venedig und ein aufreizendes Vorbild für die kleinen Städte in Toscana . . . Die Republik Pisa soll verschwinden . . . Allmählich, schlau und tückisch ward dieser Krieg vergiftet; in ungewohnter Weise ward zu Grausamkeit und Treubruch herausgefordert, um die kommende Rache zu rechtfertigen. Nicht ohne Grund argwöhne ich, daß man unsere Bauern durch geheime Sendboten aufgestachelt hat, den Reno zu erschlagen. Nicht minder ohne Grund hat man den Roheſten der Söldner, den wilden Prinzivalli, wider uns ins Feld gestellt. Er hat sich schon bei der Plünderung Piacenza's mit einem schlimmen Ruhm bedeckt; dort ließ er erst — durch ein Versehen, hieß es — alle waffentragende Mannschaft

niedermetzeln und dann fünftausend freie Weiber wie Sklavinnen auf Meiſtgebot verſteigern . . .

Borſo: Das iſt ein Irrtum. Nicht Prinzivalli war's, die Kommiſſäre von Florenz haben das Blutbad und die Verſteigerung befohlen. Ich ſelbſt ſah Prinzivalli nie. Doch einer meiner Brüder kannte ihn. Er iſt vielleicht fremden Urſprungs. Sein Vater war ein Baske oder Bretone, wie es ſcheint, und hatte in Venedig einen Goldſchmiedladen. Er iſt von geringer Herkunft, das iſt richtig, doch nicht der Wilde, für den man ihn hält. Heftig, launenhaft, ausſchweifend, gefährlich mag er ſein, doch redlich; ihm übergäb' ich meinen Degen unbeſorgt . . .

Guido: Behaltet ihn, ſolange er Euch verteidigen kann. Wir werden es ja ſehen, was er thut, und danach wird ſich zeigen, wer von uns recht hat. Bis dahin bleibt uns noch Eines übrig, wenn wir uns nicht geſenkten Hauptes abſchlachten laſſen wollen, ohne den Arm zu rühren. Es gilt zunächſt, den Soldaten, den Bürgern und den flüchtigen Bauern die ganze Wahrheit zu ſagen. Sie müſſen ſich bewußt ſein, daß es ſich um keine Kapitulation mehr handelt, um keinen jener friedfertigen Kriege, wo zwei gewaltige Heere vom frühen Morgen bis zum Abend fechten und drei Verwundete auf dem Schlachtfeld laſſen, um keine jener brüderlichen Belagerungen, wo der Sieger alsbald zum Gaſt und Buſenfreund des Beſiegten wird. Hier gilt es einen Kampf auf Tod und Leben, wo unſere Frauen, unſere Kinder . . .

2. Auftritt.

Dieſelben. Marco.

(Marco Colonna tritt auf, Guido eilt ihm entgegen, um ihn zu umarmen.)

Guido: Mein Vater! . . . Durch welch ein Glück in unſerem großen Unglück, durch welches gute Wunder kehrſt Du heim, wo ich ſchon nicht mehr hoffte! . . . Du biſt nicht verwundet? — Doch das Gehen wird Dir ſchwer . . . Sie haben Dich gefoltert? . . . Biſt Du entflohen? . . . Ja, was thaten ſie Dir an?

Marco: Nichts, Gott ſei dank! Es ſind keine Barbaren . . . Sie haben mich empfangen, wie man einen verehrten Gaſt empfängt. Prinzivalli hat meine Schriften geleſen; wir ſprachen von den drei platoniſchen Dialogen, die ich entdeckt und überſetzt habe. Fällt mir das Gehen ſchwer, ſo iſt's von meinem hohen Alter und von dem weiten Weg, den ich gemacht . . . Weißt Du, wen ich im Zelt des Prinzivalli traf?

Guido: Ich ahne ſchon: die hartherzigen Kommiſſäre von Florenz . . .

Marco: Gewiß, auch ſie, oder doch einen von ihnen; denn ich ſah nur einen . . . Doch der erſte, den man mir dort nannte, iſt Marſilius Ficinus, der teure Meiſter, der uns den Platon gedeutet hat . . . Marſilius Ficinus, Platons Seele, zurückgekehrt zur Erde . . . — Zehn Jahre meines Lebens hätt' ich hingegeben, um ihn noch zu ſehen, bevor ich gehen werde, wohin alle

Menſchen gehen . . . Wir waren wie zwei Brüder, die ſich endlich wieder finden . . . Von Ariſtoteles, von Platon war die Rede und von Homer . . . In einem Olivenhain unweit des Lagers am Arnoufer hatte er im Sand den Torſo einer Göttin ausgegraben, ſo ſeltſam ſchön, daß Ihr den Krieg vergäßet, ſäht Ihr ihn. Wir gruben weiter nach, er fand einen Arm, ich grub zwei Hände aus, ſo rein und fein, als wären ſie geformt, um Freude zu ſchaffen, Tau zu ſpenden und mit dem Morgenrot zu koſen. Die eine hatte leicht gebogene Finger, wie wenn ſie einen Frauenbuſen ſtreiften; die andere hielt den Handgriff eines Spiegels noch umfaßt . . .

Guido: Vater, vergiß nicht, daß das Volk Hungers ſtirbt und daß es ſich nicht mehr um zarte Hände und Bronzetorſen handelt . . .

Marco: Der Torſo war von Marmor . . .

Guido: Gut, aber ſprechen wir lieber von den dreißigtauſend Menſchenleben, die eine Unvorſichtigkeit, ein Augenblick des Zögerns verderben, oder ein Wort zur rechten Zeit, eine frohe Botſchaft vielleicht noch retten können . . . — Nicht eines Torſo oder verſtümmelter Hände wegen gingſt Du dorthin . . . Was haſt Du dort erfahren? Florenz oder Prinzivalli, was werden ſie mit uns beginnen? — Sag's ſchnell . . . Worauf warten ſie noch? — Hörſt Du das Unglück unter unſern Fenſtern ſchreien? Sie ſtreiten ſich um das Gras, das zwiſchen den Steinen wuchert.

Marco: Ganz recht; vergaß ich doch, daß Ihr im Kriege lebt, jetzt, wo es Lenz wird und der Himmel von Glück ſtrahlt, wie ein erwachender König, wo das Meer ſich hebt wie ein Lichtbecher, den eine azurene Göttin den Göttern im Azur kredenzt, wo die Erde ſo ſchön iſt und die Menſchen ſo liebt! . . . Aber Ihr habt Eure Freuden, und ich ſpreche zu viel von den meinen. — Ihr habt ja auch recht, und ich hätte Dir die Botſchaft, die ich bringe, gleich verkünden ſollen . . . Sie rettet dreißigtauſend Menſchenleben, um eines zu betrüben; aber dieſem einen bietet ſie die edelſte Gelegenheit, einen Ruhm zu erringen, der mir reiner deucht, als aller Kriegsruhm . . . Die Liebe zu einem einzigen Weſen iſt glückbringend und löblich, aber die Liebe zur Menſchheit iſt beſſer . . . Die wachſame Scham und die Treue ſind gute Tugenden, aber es kommen Tage, wo ſie klein erſcheinen, wenn man ein Anderes bedenkt . . . Siehſt Du . . . Aber gieb Dich nicht gleich durch die erſten Worte gefangen, verlege Dir den Rückweg nicht durch Schwüre, die die Vernunft in Banden ſchlagen, wenn ſie den Schritt zurücklenken möchte . . .

Guido (winkt den Offizieren, zu gehen): Laßt uns allein . . .

Marco: Nein, bleibt; denn unſer aller Schickſal gilt es . . . Ich wünſchte vielmehr, der Saal wäre voll von all den Opfern, die wir erſparen werden, und all die Unglücklichen, die wir retten wollen, horchten an den Fenſtern, um das Heil, das ich bringe, zu empfangen und für immerdar zu bannen. Denn ich bringe das Heil, wenn die Vernunft es annimmt, und zehntauſend Gründe werden kaum einen ſchweren Irrtum aufwiegen, deſſen Gewicht ich umſomehr fürchte, als auch ich . . .

Guido: Vater, ich bitte Dich, laß dieſe Rätſelworte. Was iſt es, das

ſo viele Worte fordert? Wir können alles hören, denn wir ſind der Zeit nicht fern, da nichts mehr Wunder nimmt . . .

Marco: Alſo, ich habe Prinzivalli geſehen und geſprochen. Wie ſeltſam und trügeriſch iſt doch ein Bild, das die Furcht der Menſchen malt! . . . Ich ging wie Priamos in das Zelt des Achill. Ich wähnte einen frechen, ſtumpfſinnigen Barbaren zu finden, der ſtets betrunken oder blutbedeckt iſt, eine Art Narren, wie man ihn ſchildert, deſſen Genius nur auf dem Schlachtfeld zerſchmetternd aufblitzt und Gott weiß woher kommt . . . Ich wähnte den Dämon des Kampfes zu finden, blind und unberechenbar, grauſam und eitel, treulos und ausſchweifend . . .

Guido: Und Prinzivalli iſt alles dies, nur nicht treulos . . .

Borſo: Ganz recht, er iſt ehrlich, obſchon er in den Dienſten von Florenz ſteht; das hat er uns ſchon zweimal bewieſen.

Marco: Aber ich traf einen Menſchen, der ſich bewegt vor mir verneigte, wie der Schüler vor ſeinem Meiſter. Er iſt gelehrt, beredt, der Weisheit Freund und wißbegierig. Er weiß lange zuzuhören und iſt empfänglich für alles Schöne. Sein Lächeln iſt voller Klugheit, er iſt ſanftmütig und menſchenfreundlich und liebt den Krieg nicht. Er ſucht den Leidenſchaften und den Dingen auf den Grund zu blicken. Er ſchaut in ſein eigenes Herz; er iſt gewiſſenhaft und aufrichtig, und nur wider Willen dient er einem treuloſen Staate. Die Zufälle des Lebens und vielleicht das Schickſal ließen ihn das Waffenhandwerk wählen und feſſeln ihn noch jetzt an einen Ruhm, den er verachtet und dem er entſagen will, ſobald er ſeinen Wunſch befriedigt hat, ein finſteres Verlangen, wie es manche Menſchen quält, die ſcheinbar unter dem gefährlichen Stern einer großen, einzigen, unerfüllbaren Liebe geboren ſind . . .

Guido: Vater, vergiß nicht, wie ſchwer das Warten denen fällt, die Hungers ſterben. Sprechen wir nicht von dieſen Eigenſchaften, mit denen wir nichts zu ſchaffen haben, und ſag' uns endlich jenes Wort des Heils, das Du verſprochen haſt.

Marco: Fürwahr, ich ſchieb' es vielleicht ohne Grund hinaus, und wenn's auch grauſam iſt für die zwei Weſen, die ich am meiſten auf Erden liebe . . .

Guido: Ich nehme meinen Teil ſchon auf mich. Wem aber gilt es noch?

Marco: Hör mich an, ich will . . . Als ich hier ankam, deuchte es mich ſeltſam und ſchwierig. Aber daneben war die Ausſicht auf die Rettung ſo verlockend . . .

Guido: So rede.

Marco: Florenz will uns vernichten. Der Rat der Zehn hat es beſchloſſen, und die Signoria billigt ſeinen Spruch. Das Urteil duldet keinen Aufſchub. Aber Florenz iſt heuchleriſch und ſchlau. Es möchte in den Augen der Welt, die es Geſittung lehren will, nicht den Schandfleck eines allzu blutigen Sieges tragen. Es wird behaupten, Piſa habe die milde Uebergabe abgeſchlagen, die ihm angeboten worden ſei. Die Stadt wird geſtürmt werden. Man wird die ſpaniſchen und deutſchen Söldner gegen uns loslaſſen, und es iſt unnötig,

dieſen Horden beſondere Weiſungen zu geben, wenn es Gewaltthat, Plünderung, Brandſtiftung und Mord gilt . . . Es genügt, daß ſie dem Zuchtſtock ihrer Führer entlaufen, und ihre Führer werden gern an dieſem Tage ohnmächtig daſtehen. Das iſt das Schickſal, das man uns erkoren hat, und die Stadt der roten Lilien wird, wenn das Unheil noch grauſamer iſt, als ſie zu hoffen wagt, die erſte ſein, die es beklagt. Sie wird es ganz der unverhofften Unbotmäßigkeit der fremden Söldner zuſchieben und dieſe mit der Gebärde des Abſcheus abdanken, ſobald unſer Untergang ihre Hilfe entbehrlich gemacht hat . . .

Guido: Daran erkenne ich Florenz.

Marco: Das ſind die mündlichen Geheimbefehle, die Prinzivalli von den Kommiſſären der Republik erhielt. Seit einer Woche drängen ſie ihn, den Befehl zum letzten Sturm zu geben. Bis jetzt hat er ſie unter allerlei Vorwänden hingehalten. Denn er hat ſeinerſeits Briefe der Kommiſſäre aufgefangen, in denen er verdächtigt und vor der Signoria des Verrats bezichtigt wird. Iſt Piſa erſt zerſtört, der Krieg zu Ende, ſo erwarten ihn in Florenz Gericht, Folter und Tod, wie ſchon ſo manchen gefährlichen Feldhauptmann. Er kennt ſein Schickſal alſo.

Guido: Schön, und was ſchlägt er vor?

Marco: Er bürgt, — ſo weit man für die Stimmung dieſer ſchwankenden Wilden bürgen kann, — er bürgt für einen Teil der Schützen, die er ſelbſt gedungen hat. Auf jeden Fall iſt er einer Wache von hundert Mann ſicher, die den Kern ſeiner Truppen bildet und ihm treu ergeben iſt. Er ſchlägt Dir alſo vor, mit allen denen, die ihm folgen wollen, in Piſa einzuziehen und uns gegen das Heer, das er verläßt, Beiſtand zu leiſten.

Guido: Es fehlt uns nicht an Menſchen, und wir bedürfen ſolcher gefährlichen Hilfstruppen nicht. Er ſoll uns Kugeln, Pulver und Lebensmittel geben.

Marco: Wohl! Er ſah voraus, daß Du ein Anerbieten von verdächtigem Anſchein abweiſen würdeſt. Er ſchlägt Dir alſo vor, einen Zug von dreihundert Wagen mit Munition und Lebensmitteln, der juſt in ſeinem Lager angelangt iſt, in die Stadt zu ſenden.

Guido: Wie will er das machen:

Marco: Das weiß ich nicht. — Ich verſtehe nichts von Politik und Kriegsliſten. — Aber er thut, was er will. Den Kommiſſären von Florenz zum Trotz iſt er allein der Herr in ſeinem Lager, ſo lange ihn die Signoria nicht abberuft. — Und ſie wird ihn nicht abzuberufen wagen am Tag vor einem Sieg und an der Spitze eines Heeres, das ſeiner Beute harrt und ihm vertraut. Sie müſſen alſo die günſtige Stunde abwarten . . .

Guido: Mag ſein; ich begreife, daß er uns retten kann, um ſich ſelbſt zu retten und ſeine Rache vorweg zu nehmen. Aber er könnte das auf eine glänzendere oder geſchicktere Weiſe thun. Was hat er davon, die Zahl ſeiner Feinde noch zu vermehren? Wo wird er hingehen und was wird aus ihm? Was fordert er zum Tauſch? . . .

Marco: Dies iſt der Augenblick, mein Sohn, wo die Worte grauſam

und allmächtig ſind . . . Dies iſt der Augenblick, mein Sohn, wo zwei, drei Worte mit einem Mal des Schickſals Kraft erborgen und ihre Opfer wählen . . . Ich zittre bei dem Gedanken, daß meiner Stimme Schall, die Art wie ich ſie ſage, tauſend Menſchenleben vernichten oder retten kann . . .

Guido: Ich ahne nicht . . . In ſolcher Angſt und Not vergrößern auch die grauſamſten Worte das wirkliche Unglück kaum . . .

Marco: Ich ſagte Dir bereits: Prinzivalli erſchien mir klug und menſchlich . . . Doch welcher Weiſe hat nicht ſeinen Wahn? Wo iſt der gute Menſch, der nie auf ungeheuerliche Gedanken kam? . . . Zur Rechten ſteht die Vernunft, das Mitleid, die Gerechtigkeit, zur Linken etwas anderes: die Begierde, die Leidenſchaft, was weiß ich, der Wahnſinn, in den wir unaufhörlich fallen . . . Ich ſelbſt fiel ihm anheim, Du wirſt ihm vielleicht verfallen, und ich wieder in ihn zurückfallen . . . Denn ſo iſt der Menſch . . . Ein Schmerz, der keines Menſchen Schmerz ſein ſollte, iſt im Begriff, Dich zu erfaſſen . . . Und ich der ich ſo deutlich ſehe, daß er nicht im Verhältnis zu dem Uebel ſteht, das ihm entſpricht, ich gab ein Wort, das noch weit thörichter iſt, als dieſer Schmerz, der thöricht ſein wird . . . Und dieſes thörichte Verſprechen wird der Weiſe, der ich ſein möchte, und der im Namen der Vernunft zu Dir geſprochen hat, thörichter Weiſe halten . . . Ich verſprach, falls Du das Anerbieten abſchlägſt ins feindliche Lager zurückzukehren . . . Was ſteht mir dann bevor? . . . Wahrſcheinlich Folter und Tod zum Lohn für meine blöde Redlichkeit . . . Und doch, ich werde gehen . . . Umſonſt ſage ich mir, es iſt ein Reſt von Thorheit, den ich zum Selbſtbetrug in Purpur hülle; ich werde doch die Thorheit begehen, die ich tadle, denn ich habe noch weniger die Kraft, meiner Vernunft zu folgen . . . Ach ja, ich ſchweife ab, ich rede ſchöne Worte, um den Augenblick der Entſcheidung noch etwas hinauszuſchieben . . . Aber vielleicht thue ich unrecht, Dir ſo zu mißtrauen . . . Nun alſo, der große Wagenzug, den ich geſehen habe, die Lebensmittel, Karren mit Getreide, Wein, Früchten und Gemüſen ſchwer beladen, Schaafherden, Rinderherden, groß genug, ein ganzes Volk Monate lang zu ſpeiſen, alle die Pulverfäſſer und Bleiklumpen, genug um Florenz zu beſiegen und Piſa wieder aufzurichten; das alles ſoll heute Abend in die Stadt geſandt werden, ſchickſt Du zum Tauſch nur, um ſie Prinzivalli eine Nacht zu laſſen, denn mit dem erſten Morgenrot wird er ſie wiederſchicken, doch fordert er zum Zeichen des Sieges und der völligen Hingabe, daß ſie allein und nur in ihren Mantel gehüllt kommt . . .

Guido: Wer? Wer ſoll kommen? . . .

Marco: Giovanna . . .

Guido: Wer? . . . Mein Weib? . . . Vanna? . . .

Marco: Ja, Deine Giovanna . . . Es iſt geſagt . . .

Guido: Aber warum meine Vanna, wenn er dergleichen Gelüſt hat? . . . Es giebt tauſend Weiber . . .

Marco: Weil ſie die Schönſte iſt und er ſie liebt . . .

Guido: Er liebt ſie? . . . Wo hat er ſie geſehen? . . . Er kennt ſie gar nicht . . .

Marco: Er kennt ſie und hat ſie geſehen, doch wann und wie, das wollte er nicht ſagen . . .

Guido: Sie aber, hat ſie ihn geſehen? . . . Wo traf er ſie? . . .

Marco: Sie hat ihn nie geſehen oder erinnert ſich nicht mehr . . .

Guido: Wie weißt Du das? . . .

Marco: Sie ſelbſt hat's mir geſagt.

Guido: Wann?

Marco: Bevor ich dieſen Saal betrat . . .

Guido: Und Du haſt ihr geſagt . . .

Marco: Alles.

Guido: Alles . . . Was? . . . Den ganzen ſchnöden Schacher? . . . Und Du haſt gewagt . . .

Marco: Ja.

Guido: Und was gab ſie zur Antwort? . . .

Marco: Zur Antwort gab ſie nichts. Sie wurde bleich und ging, ohne ein Wort zu ſagen.

Guido: Ja, ſo mag ich es lieber! . . . Sie hätte aufſpringen können, Dir ins Antlitz ſpeien oder Dir zu Füßen fallen . . . Doch ſo mag ich es lieber . . . Erbleichen und davon gehen! . . . Die Engel hätten es gethan .. Daran erkenne ich Vanna. Sie durfte nichts ſagen, und auch wir, wir werden nichts mehr ſagen . . . Wir werden unſern Poſten auf den Wällen ſtracks wieder einnehmen, und wenn's zu ſterben gilt, ſo werden wir zum mindeſten ſo ſterben, daß wir die Niederlage nicht beſudeln . . .

Marco: Mein Sohn, ich begreife Dich, und dieſe Prüfung iſt für mich faſt ebenſo erſchütternd wie für Dich. Aber der Schlag iſt gefallen, laſſen wir der Vernunft Zeit, unſern Schmerz und unſere Pflichten abzuwägen . . .

Guido: Bei ſo ſchmachvollen Angeboten giebt's nur eine Pflicht, und alles Nachdenken kann den Abſcheu nur vermehren . . .

Marco: Trotzdem befrage Dich, ob Du das Recht haſt, ein ganzes Volk dem Tode preiszugeben, nur um ein unvermeidliches Uebel um ein paar arme Stunden hinauszuſchieben. Denn wenn die Stadt erſtürmt iſt, fällt Vanna doch dem Sieger in die Hand . . .

Guido: Nein . . . Das iſt meine Sache . . .

Marco: Schön; aber tauſende von Menſchenleben, ſagt, iſt das nicht viel? Iſt's nicht vielleicht zu viel, iſt es gerecht? . . . Wenn Dein Glück allein von dieſer Wahl abhinge, ſo würdeſt Du den Tod wählen und ich würde es begreifen; obwohl ich an der Grenze eines Lebens, in dem ich viele Menſchen ſah, und alſo auch viel Menſchenleid, zu dieſem Schluß gelange, daß es nicht das Klügſte iſt, den Tod, den grauſen, kalten Tod mit ſeinem ewigen Schweigen vorzuziehen, was auch das Leid des Leibes und der Seele ſei, das ihn verzögern kann . . . Nun aber ſtehen hier viel tauſend Menſchenleben auf dem Spiel, Waffenbrüder, Weiber und Kinder . . . Thu, was ein raſender Verbrecher fordert, und was Dir ungeheuerlich dünkt, wird von den folgenden Geſchlechtern als Heldenthat geprieſen. Sie werden Deine That mit mildern Augen, mit

menſchlicheren und gerechteren Blicken meſſen . . . Glaub mir, nichts wiegt ein gerettetes Leben auf, und alle Tugenden, alle Ideale der Menſchheit, alles, was Ehre, Treue oder ähnlich heißt, iſt nichts als Kinderſpiel, mit dem verglichen . . . Du willſt in einer fürchterlichen Prüfung rein bleiben und ſie als Held beſtehen, aber Du glaubſt zu Unrecht, der Held habe keinen andern Gipfel als den Tod. Die heldenmütigſte That iſt die ſchwerſte, und der Tod iſt oft minder hart, als das Leben . . .

Guido: Biſt Du mein Vater? . . .

Marco: Und ich bin ſtolz darauf . . . Wenn ich heute gegen Dich ankämpfte, bekämpfe ich auch mich ſelbſt; und gäbeſt Du zu ſchnell nach, ſo würde ich Dich minder lieben . . .

Guido: Ja wohl, Du biſt mein Vater, und Du haſt es bewieſen, denn auch Du wirſt den Tod wählen. Ich weiſe dieſen ſchnöden Pakt zurück; Du wirſt ins feindliche Lager zurückkehren und dort das Loos erdulden, das Florenz Dir wirft . . .

Marco: Mein Sohn, es handelt ſich nicht nur um mich, einen ziemlich überflüſſigen Greis, der kein Anrecht mehr ans Leben hat und an dem keinem gelegen iſt . . . Und darum ſag ich mir, es iſt nicht der Mühe wert, eine alte Thorheit in mir ſelbſt zu bekämpfen und lange zu ringen, um das, was ich thun müßte, zur Höhe deſſen zu erheben, was weiſe wäre . . . Ich weiß nicht, warum ich hingehen würde . . . Meine Seele iſt in meinem alten Leibe zu jung geblieben, und ich bin in meinem Alter der Zeit der Weisheit noch zu fern . . . Doch ich beklage, daß ſo viele Kräfte frührer Tage mich hindern, ein thörichtes Verſprechen zu brechen . . .

Guido: Ich folge Deinem Beiſpiel.

Marco: Was willſt Du damit ſagen?

Guido: Daß ich ſo handeln werde, wie Du, daß ich den Kräften der Vergangenheit treu ſein werde, die Dir thöricht ſcheinen, doch Dich zum Glücke noch beherrſchen . . .

Marco: Sie haben keine Macht mehr über mich, wenn ſich's um andere handelt, und wenn Du zur Erleuchtung Deiner Seele das arme Opfer meines Greiſenwortes brauchſt, ſo geb' ich es in meinem Herzen auf, dies Wort zu halten, und was Du auch beginnſt, ich kehre nicht dorthin zurück . . .

Guido: Genug, mein Vater. — Ich könnte Dir ſonſt Worte ſagen, die ein Sohn dem Vater, auch wenn er ſich verirrt, nicht ſagen ſoll.

Marco: Mein Sohn, ſage mir alle Worte, die die Entrüſtung weckt in Deinem Herzen. Ich nehme ſie als Zeugniſſe gerechter Schmerzen . . . Meine Liebe zu Dir hängt an Worten, die Du mir ſagen kannſt . . . Aber indem Du mich verwünſcht, laß die Vernunft und edles Mitgefühl an Stelle der Schmähungen treten, die Deiner Bruſt entfliehen . . .

Guido: Dies mag genügen. Ich werde nichts mehr hören. Denk nach und mach Dir klar, was Du von mir verlangſt. Du biſt's, dem es zur Zeit an Vernunft gebricht, an hoher und edler Vernunft, und die Todesfurcht trübt Deine Weisheit. Ich ſehe den Tod mit weniger Beſorgnis an und weiß

des Mutes Lehre zu beherzigen, die Du mir gabst, bevor die Jahre und eitles Bücherleſen den Deinen ſo gebrochen hatten. Wir ſind allein in dieſem Saal. Niemand war Zeuge Deiner Schwäche, und meine beiden Lieutenants werden mit mir ein Geheimnis wahren, das wir, ach! nicht weit unter die Menſchen zu tragen haben. Sei dies in unſer Herz verſenkt, und laß uns jetzt vom letzten Kampfe reden . . .

Marco: Nein, mein Sohn, das läßt ſich nicht verſenken, denn die Jahre und das eitle Bücherleſen haben mich gelehrt, daß es nie und aus keinem Grund verſtattet iſt, derart ein einziges Menſchenleben zu verſenken. Glaubſt Du, ich hätte nicht mehr den Mut, den Du allein zu ehren ſcheinſt, ſo bleibt mir noch ein anderer, der vielleicht minder glänzend iſt und von den Menſchen weniger geprieſen wird, weil er weniger Unheil ſtiftet; denn die Menſchen verehren das, was ihnen Schmerzen bringt . . . Er wird mir geſtatten, das zu erfüllen, was mir von meiner Pflicht noch übrig bleibt.

Guido: Und was bleibt Dir denn noch?

Marco: Ich will vollenden, was ich vergebens begann. Du wareſt nur der erſte Richter, doch nicht der einzige, und alle die, über deren Leben oder Tod dieſe Stunde entſcheidet, haben ein Anrecht darauf, ihr Loos zu erfahren, und wovon ihr Heil abhängt . . .

Guido: Ich verſtehe Dich nicht recht. Zum mindeſten hoffe ich, daß ich Dich noch nicht verſtehe . . . Du ſagteſt? . . .

Marco: Ich ſagte, daß ich nach Verlaſſen dieſes Saales dem Volk verkünden werde, was Dir Prinzivalli anbietet und was Du ausſchlägſt.

Guido: Sehr wohl, diesmal hab' ich es verſtanden. Es thut mir leid, daß eitle Worte uns ſo weit gebracht haben, und gleichfalls thut mir's leid, daß Deine Verirrung mich zwingt, die Achtung, die ich Deinem Alter ſchulde, zu verletzen. Doch hat der Sohn die Pflicht, den Vater, wenn er ſich verirrt, gegen ſich ſelbſt in Schutz zu nehmen. — Zudem ſo lange Piſa ſteht, bin ich ſein Herr und Wächter ſeiner Ehre. Borſo und Torello, Euch vertrau' ich meinen Vater an. Ihr werdet ihn bewachen, bis ſein Bewußtſein ſich geklärt hat. Nichts iſt geſchehen. Niemand erfährt etwas. Mein Vater, ich vergebe Dir. Ihr werdet mir vergeben, wenn die letzte Stunde Dir das Andenken an Tage wachruft, wo Du mich lehrteſt, ein Mann ohne Furcht und ohne Schwäche zu ſein.

Marco: Mein Sohn, ich vergebe Dir auch vor der letzten Stunde. Ich hätte gehandelt wie Du. Du wirſt mich gefangen ſetzen, doch mein Geheimnis bleibt frei; es iſt bereits zu ſpät, meine Stimme zu erſticken.

Guido: Was ſoll das heißen?

Marco: Daß zu dieſer Stunde die Signoria über Prinzivallis Vorſchlag ſchon berät.

Guido: Die Signoria? . . . Woher weiß ſie ihn? . . .

Marco: Durch mich, bevor ich ihn Dir überbrachte.

Guido: Nein, es iſt nicht möglich, daß die Todesfurcht und Altersſchwäche Dich ſo bethören konnten, mein einziges Glück, all meine Liebe, die ganze

Luſt und Reinheit unſeres Doppellebens fremden Händen preiszugeben, die ſie kalt wägen und meſſen werden, wie ſie Salz wägen und in ihren Läden Oel meſſen! . . . Ich glaube es noch nicht . . . Ich würde es nur glauben, wenn ich's ſähe . . . Und wenn ich's ſähe, blickte ich Dich an, mein armer, alter Vater, den ich liebte, den ich zu kennen wähnte, dem ich ein wenig nachzuſtreben hoffte, ich blickte Dich mit größerem Verwundern und gleichem Abſcheu an, wie jenes feige, ſchmutzige Ungeheuer, das uns heute in dieſen ganzen Kot herabzerrt . . .

Marco: Du ſagteſt wahr mein Sohn, Du kannteſt mich zu wenig, und dieſer Schuld klag ich mich ſelber an. Als das Alter kam, hab' ich Dir nichts von Dem geſagt, was es mich täglich mehr über Leben und Liebe, Glück und Leid der Menſchen lehrte . . . Man lebt oft lange eng beiſammen mit Denen, die man liebt, und verſchweigt das Eine doch, was not thut . . . Man geht, von der Vergangenheit gewiegt; man wähnt, daß alles ſich mit einem wandelt, und wenn man durch ein Unglück jäh erwacht, ſieht man mit Staunen, wie weit man von einander ſteht . . . Wenn ich Dir eher von Dem geſprochen hätte, was in meinem Herzen ſich verändert hat, von all den Eitelkeiten, die eine nach der andern wichen, all den Wirklichkeiten, die ſich an ihrer Statt eröffneten, ſo ſtünde ich jetzt nicht vor Dir wie ein armer Unbekannter, den Du zu haſſen beginnſt . . .

Guido: Ich bin glücklich, Dich ſo ſpät erkannt zu haben. — Um alles andere ſteht es deſto ſchlimmer. Ich weiß im Voraus, wie die Signoria wählen wird. Es iſt fürwahr ein Leichtes, ſich derart auf Koſten eines Einzigen zu retten; es iſt eine Verſuchung, der auch edlere Herzen, als dieſe geldgierigen Krämer, nicht widerſtehen würden. — Aber das ſchuld' ich ihnen nicht. Das ſchuld' ich keinem. Ich habe ihnen mein Blut und meine Nächte geopfert, all die Plagen und Leiden dieſer langen Belagerung, das iſt genug und das iſt alles. Der Reſt iſt mein, ich werde nicht gehorchen, ich werde mich erinnern, daß ich noch befehle. Zum Aeußerſten bleiben mir meine dreihundert Stradioten, die nur auf meinen Ruf hören und nicht auf den Rat der Feigheit! . . .

Marco: Mein Sohn, da täuſchſt Du Dich. Die Signoria Piſa's, dieſe Krämer, die Du verachteſt, ehe Dir bekannt iſt, wie Ihre Entſcheidung fallen wird, ſie haben in der Trübſal im Gegenteil ein wunderbares Beiſpiel von Edelmut und Feſtigkeit gegeben. Sie wollten ihre Rettung nicht dem Opfer weiblicher Scham und Liebe danken, und in dem Augenblick wo ich ſie verließ, ſandten ſie zu Vanna, um ihr zu ſagen, daß ſie das Loos der Stadt in ihre Hände legten.

Guido: Wie! . . . Sie hätten es gewagt wo ich nicht da war? Sie hätten es gewagt, die ſchamloſen Worte dieſes raſenden Satyrs vor ihr zu wiederholen? . . . Meiner Vanna! . . . Wenn ich nur an ihr zartes Antlitz denke, das ein Blick erröten macht, in dem jedwede Scham abwechſelnd ſpielt, wie um ihrer Schönheit ſtets friſchen Glanz zu leihen! . . . Meine Vanna vor Euch Greiſen mit den funkelnden Augen, Euch kleinen, blaſſen Krämern mit dem heuchleriſchen Lächeln, die vor ihr bangten, wie vor etwas Heiligem . . . Sie haben es ihr alſo wiederholt: Geh hin, allein und blos, wie er es heiſcht . . . Geh hin und gieb ihm dieſen Leib zu eigen, den keines Menſchen Wunſch je ſtreifte, ſo jungfräulich erſchien er allen; den ich, ihr Gatte zitternd nur enthüllte,

und meine Hände bat, meine Augen beſchwor, rein und keuſch zu bleiben, um ihn nicht mit unerlaubtem Schauder zu beflecken . . . Und während ich hier ſpreche, ſitzen die da und ſagen das . . . Ja, ſie ſind feſt und edel, ſie zwingen ſie nicht hinzugehen . . . Wie wollen ſie es auch, ſo lange ich da bin? . . . Sie fordern nichts als ihre Einwilligung. — Und meine Einwilligung, wer fragt nach der? . . .

Marco: That ich es nicht, mein Sohn? — Wenn ich ſie nicht erlange, ſo werden ſie ſelbſt kommen . . .

Guido: Sie ſollen nur kommen! Nun, Vanna wird für uns beide geantwortet haben.

Marco: Ich hoffe es, wenn Du ihre Antwort gut heißt.

Guido: Ihre Antwort! . . . Ja, zweifelſt Du an der, wo Du ſie kennſt! Wo Du ſie Tag für Tag geſehen haſt, von jeder Stunde an, wo ſie umſtrahlt vom Blühn und Lächeln ihrer einzigen Liebe, die Schwelle dieſes Saals betrat, in dem Du ſie verkaufen willſt und an der einzigen Antwort zu zweifeln wagſt, die ein Weib dem Vater geben kann, der ſich bis zu dem Wunſch vergißt, ſein Kind . . .

Marco: Mein Sohn, ein jeder ſieht in einem andern Weſen, was er in ſich ſelbſt ſieht, und jeder kennt es auf eine andere Weiſe und bis zur Höhe ſeines eigenen Bewußtſeins . . .

Guido: Ja wohl, und darum kannte ich Dich, ſcheint es, ſchlecht . . . Doch wenn meine Augen zweimal ſo aufgethan würden, um zwei ſo grauſame Irrtümer zu erkennen, mein Gott, lieber ſchlöß' ich ſie für ewig! . . .

Marco: Sie würden nur für eine größere Klarheit aufgethan, mein Sohn . . . und wenn ich ſo rede, ſo geſchieht es, weil ich in ihr eine Kraft erſchaut habe, die Du nicht ſaheſt, und die mich an ihrer Antwort nicht zweifeln läßt . . .

Guido: Wenn Du nicht daran zweifelſt, ich noch minder. Ihre Antwort: hier nehme ich ſie an, im Voraus, blindlings unwiderruflich. Wenn ſie nicht dieſelbe iſt, wie die meine, ſo haben wir uns in einander getäuſcht, von der erſten Stunde bis zu dieſem letzten Tage. Dann war alle unſere Liebe nur eine große Lüge, die in Nichts zerfällt, und alles, was ich an ihr angebetet, war nirgends außer hier in dieſem armen, leichtgläubigen Kopfe, der raſend werden könnte, und in dieſem armen Herzen, das nur ein Glück kannte und nur ein Phantom geliebt hätte! . . .

2. Auftritt.

Dieſelben. Vanna.

(Draußen erhebt ſich ein undeutliches Gemurmel, in dem der Name „Monna Vanna" laut wird. Die Thür im Hintergrund geht auf und Vanna betritt allein und bleich den Saal, während Männer und Weiber, die nicht einzutreten wagen, ſich auf der Schwelle drängen und zu verbergen ſuchen.)

Guido (ſtürzt, ſobald er Vanna erblickt, auf ſie zu, ergreift ihre Hände, liebkoſt ihr Geſicht und umarmt ſie mit fieberhafter Glut): Meine Vanna! . . . Was haben

ſie gethan? . . . Nein, nein, wiederhol' es nicht, was ſie geſagt haben! . . . Laß mich Dein Antlitz ſehen und den Blick in Deine Augen tauchen . . . Ach! Alles iſt lauter und rein geblieben, wie ein Waſſer, darin ſich Engel baden . . . Nichts haben ſie beſudeln können, nichts von allem, was ich liebte, und alle ihre Worte fielen nieder wie Steine, die man nach dem Himmel wirft, ohne die klare Bläue einen Augenblick zu trüben! . . . Als ſie die Augen ſahen, haben ſie nichts verlangt, deß bin ich ſicher . . . Sie haben keine Antwort gefordert; dieſer Augen Klarheit gab die Antwort und legt ein Meer von Licht und Liebe, das niemand überſchreiten kann, zwiſchen ihre Gedanken und die Deinen. Doch jetzt ſieh her, komm näher . . . Hier iſt ein Mann, der ſich mein Vater nennt . . . Sieh, er neigt das Haupt, ſein weißes Haar verbirgt ſein Antlitz . . . Du mußt ihm verzeihen, er iſt alt und irrt . . . Du mußt Mitleid haben und Dich bezwingen; Dein Blick allein überzeugt ihn nicht, ſo ferne ſteht er uns . . . Er kennt uns nicht mehr, unſere Liebe iſt über ſein blindes Greiſentum hinweggerauſcht, wie ein Aprilſchauer über einen kahlen Fels . . . Er hat nicht einen ihrer Strahlen aufgefangen, nicht einen unſerer Küſſe je belauſcht . . . Er wähnt, wir liebten uns wie die, die ſich nicht lieben . . . Er muß Worte hören, um es zu verſtehen. Er braucht eine Antwort . . . Geh, gieb ihm Deine Antwort . . .

Vanna (auf Marco zuſchreitend): Mein Vater, ich werde heute abend gehen.

Marco (ſie auf die Stirne küſſend: Ich wußte es, meine Tochter . . .

Guido: Was? . . . Was haſt Du da geſagt? . . . Sprichſt Du für ihn oder für mich?

Vanna: Für Dich auch, Guido. Ich werde heute abend Folge leiſten . . .

Guido: Wem aber? . . . Das iſt es, und ich weiß noch nicht . . .

Vanna: Ich werde heute abend in Prinzivallis Lager gehen.

Guido: Um Dich ihm preiszugeben, wie er fordert?

Vanna: Ja.

Guido: Und mit ihm zu ſterben? . . . Um ihn vorher zu töten? . . . Daran hätt' ich nicht gedacht . . . Das nur, das eine, und ich verſtehe alles . . .

Vanna: Ich werde ihn nicht töten, denn dann würde ja die Stadt geſtürmt . . .

Guido: Was? . . . Du . . . Ja, Du liebſt ihn wohl? Du liebteſt ihn . . . Seit wann liebſt Du ihn? . . .

Vanna: Ich kenn' ihn nicht und hab' ihn nie geſehen . . .

Guido: Doch weißt Du, wie er iſt? . . . Sie haben gewiß von ihm geſprochen . . . Sie haben Dir geſagt, er wäre . . .

Vanna: Vor kurzem wurde mir geſagt, er ſei ein Greis; ſonſt weiß ich nichts . . .

Guido: Er iſt kein Greis! . . . Jung iſt er, ſchön . . . Viel jünger als ich . . . Aber warum hat er nichts anderes verlangt? . . . Ich wäre hingegangen mit gefalteten Händen, ja, auf den Knieen, um die Stadt zu retten . . . Ich wäre allein ins Elend gegangen, allein und arm mit ihr; bis ans Ende

der Welt wäre ich geirrt und hätte auf verlaſſenen Straßen um Almoſen gebettelt . . . Doch dieſer ſchnöde Traum eines Barbaren! . . . Nie, und zu keiner Zeit, in keines Landes Geſchichte, hätte der Sieger ſich erfrecht . . . (Geht auf Vanna zu und umſchlingt ſie.) Oh, Vanna! Meine Vanna! . . . Ich kann es noch nicht glauben! . . . Du warſt es nicht, die alſo ſprach. Ich habe nichts gehört und alles iſt wieder gut . . . Die Stimme meines Vaters ſprach aus den Mauern . . . Sage mir, daß ich mich täuſche, daß alle unſere Liebe, alle Deine Scham Nein ſagten, Nein ſchrieen, denn gegen ein ſo ſchmachvolles Begehren muß man aufbegehren . . . Ich habe nichts vernommen, als einen zitternden Nachhall . . . Ein jungfräuliches Schweigen iſt es, das Du brichſt. Schau, alles horcht; niemand weiß etwas, und Du haſt noch das erſte Wort zu ſprechen . . . Sprich es ſchnell, Vanna, damit man Dich erkennt. Sprich es ſchnell, Vanna, damit man unſere Liebe erkennt, damit der böſe Traum zerſtiebt . . . Sprich das, auf das ich warte, und das geſagt ſein muß, um endlich alles, was in mir wankt, zu ſtützen! . . .

Vanna (ihn gleichfalls umſchlingend): Ich weiß es wohl, Guido, Du trägſt das ſchwerſte Teil . . .

Guido (ſich unwillkürlich losmachend): Ja, ich trage es allein . . . Wer liebt, trägt ſtets die ganze Laſt! . . . Du haſt mich nie geliebt . . . Dergleichen koſtet nichts, wenn man kein Herz hat . . . Da iſt es etwas Neues . . . Es iſt wohl gar ein Feſt . . . Ha! Dieſes Feſt werd' ich Dir verleiden! . . . Noch bin ich Herr, was Ihr auch ſagt, was Ihr auch thut! . . . Was würdeſt Du wohl ſagen, wenn mich die Empörung fortriſſe, wenn ich Dich da einſperrte in den guten Kerker, in den keuſchen Kerker und die kühlen Verließe unter dieſem Saale, meine Stradioten rings um jedes Gitter? . . . Und wenn ich da nun wartete, bis Dein Feuer erliſcht und Dein Heldenmut ſich etwas abkühlt? . . . Wohlan, ergreift ſie, ich hab' es geſagt, ich hab' es befohlen . . . Vorwärts, gehorcht doch! . . .

Vanna: Guido, Du weißt es wohl . . .

Guido: Sie gehorchen nicht? . . . Keiner will heran? . . . Du, Borſo, Du, Torello ſind Eure Arme von Stein? . . . Wird meine Stimme nicht mehr gehört? . . . Und Ihr da hinten, Ihr, die an den Thüren horcht, hört Ihr meine Stimme? . . . Ich ſchreie, daß ein Fels zerſpringen könnte! . . . Kommt doch herein, ergreift ſie, ſie iſt Euer! . . . Ich verſtehe, ſie fürchten ſich . . . Ach ja, ſie wollen leben! . . . Sie leben und ich ſterbe! . . . Herr Gott, es iſt ja ſo bequem! . . . Ein einziger gegen eine Menge! . . . Ein einziger, der für alle büßt! . . . Warum ich und nicht Ihr? . . . Ihr habt doch alle Frauen! . . . (Er zieht den Degen halb und geht auf Vanna los.) Doch wenn ich lieber Deinen Tod als unſere Schande wähle? . . . Daran dachteſt Du nicht . . . Nun aber . . . Nun . . . Denk' nach . . . Nur ein Wink von Dir . . .

Vanna: Thu' es, Guido, wenn Dich die Liebe zwingt . . .

Guido: Wenn Dich die Liebe zwingt! . . . Sprich Du doch nicht von Liebe, die Du nicht kennſt! . . . Du haſt nie geliebt! . . . Ich ſeh' es heute: Du biſt dürrer, als eine Wüſte, in die ich alles hinausgeworfen habe . . .

Nichts! . . . Nicht einmal eine Thräne! . . . Ich war nur ein Notbehelf . . . Nicht einen Augenblick . . .

Vanna: Guido, Du ſiehſt es doch, ich kann nicht ſprechen . . . Schau' mir ins Antlitz . . . Ich vergehe, ich ſterbe . . .

Guido (ſie plötzlich in ſeine Arme reißend): Komm an meine Bruſt, Vanna . . . Da wirſt Du leben . . .

Vanna (ſich losmachend und mit ſtarer Haltung): Nein, nein, nein, nein, Guido . . . Ich weiß . . . Ich kann nicht ſprechen . . . All meine Kraft verläßt mich, ſag' ich nur ein Wort . . . Ich kann nicht . . . Ich will . . . Ich hab' es wohl bedacht, ich weiß, ich liebe Dich, ich danke Dir alles . . . Es iſt entſetzlich . . . Und doch: ich gehe! Ich gehe! Ich gehe! . . .

Guido (ſtößt ſie weg): Wohlan, geh! Pack Dich! Fort mit Dir! Ich gebe alles auf! Geh, ich laß' Dich laufen . . .

Vanna (ſeine Händ ergreifend): Guido . . .

Guido: Ha, halte mich nicht feſt mit Deinen heißen, weichen Händen . . . Mein Vater hatte recht, er kannte Dich beſſer . . . Mein Vater, da iſt ſie . . . Mein Vater, das iſt Dein Werk, führ es zu Ende . . . Bring ſie ins Zelt . . . Ich bleibe hier; ich will Euch ſcheiden ſehen . . . Wähnt aber nicht, ich nähme meinen Teil von jenem Brot und Fleiſch, um das ſie ſich verhandelt . . . Mir bleibt noch Eins! Bald wißt Ihr, was . . .

Vanna (ſich an Guido anklammernd): Guido, ſchau mich an . . . Verbirg mir Deine Augen nicht . . . Das ſchreckt mich, nur das Eine . . . Schau . . . Ich will ſehen . . .

Guido (blickt ſie an und ſtößt ſie kalt zurück): Schau . . . Fort mit Dir, ich kenne Dich nicht mehr . . . Die Zeit drängt, er wartet, der Abend ſinkt . . . Fürchte nichts, hab' keine Angſt . . . Schau ich wie einer aus, der auf Thorheiten ſinnt? . . . Man ſtirbt nicht ſo, bloß weil das Herz zerbricht . . . Solange man liebt, da wankt wohl der Verſtand . . . Der meine ſteht jetzt wieder feſt . . . Ich ſah der Liebe auf den Grund, der Liebe und der Scham . . . Ich habe nichts mehr zu ſagen . . . Nein, nein, öffne die Finger nur . . . Sie halten eine Liebe nicht zurück, die doch entweicht . . . Es iſt aus, ganz aus . . . Nicht eine Spur bleibt zurück . . . Die ganze Vergangenheit ſtürzt zuſammen, und die Zukunft auch . . . Ha, dieſe kleinen Finger, dieſe reinen Augen, dieſe Lippen . . . Ich glaubte einſt an ſie . . . Nun bleibt mir nichts mehr . . . (Er ſtößt Vanna mit beiden Händen zurück): Nichts, nichts mehr, weniger als nichts . . . Leb wohl, Vanna, geh fort, leb wohl . . . Du gehſt dorthin? . . .

Vanna: Ja . . .

Guido: Und kehrſt nicht wieder? . . .

Vanna: Doch . . .

Guido: Wir werden ſehen . . . Oh, ſchon gut . . . Wir werden ſehen . . . Vater Du kannteſt ſie beſſer als ich! . . .

(Er wankt und hält ſich an einer der Marmorſäulen. Vanna geht langſam und allein hinaus, ohne ſich umzuſehen. Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

In Prinzivallis Zelt. Seiden- und Brokat-Gezelt. Prunkhaftes Durcheinander. Waffen, Haufen von koſtbaren Pelzen, große halboffene Koffer, die von Edelſteinen und ſchimmernden Stoffen überquellen. Im Hintergrund der Zelteingang, von Vorhängen verſchloſſen.

1. Auftritt.

Prinzivalli ſteht an einem Tiſch und ordnet Pergamente, Waffen und Pläne. Vedio tritt ein.

Vedio: Hier iſt ein Brief vom Kommiſſar der Republik.

Prinzivalli: Von Trivulzio?

Vedio: Jawohl, Meſſer Maladura, der zweite Kommiſſar, iſt noch nicht zurück.

Prinzivalli: Vermutlich wird das Heer der Venezianer, das durch das Caſentin Florenz bedroht, ſich nicht ſo leicht beſiegen laſſen, wie ſie hofften ... Gieb her den Brief. (Er nimmt den Brief in Empfang und lieſt.) Er übermittelt mir zum letzten Mal, bei Strafe unverzüglicher Verhaftung, den gemeſſenen Befehl, die Stadt bei Morgengrauen zu ſtürmen ... Wohlan, die Nacht gehört noch mir ... Unverzügliche Verhaftung! ... Sie ahnen nichts! ... Sie wähnen alſo noch mit abgeſchmackten Worten den Mann zu ſchrecken, der vor der einzigen Stunde ſeines Lebens ſteht ... Drohung, Verhaftung, Abberufung, Gericht, was noch? Ich weiß, was das bedeutet ... Sie hätten mich ſchon lange feſtgenommen, wenn ſie es könnten, wenn ſie's wagten ...

Vedio: Als Meſſer Trivulzio mir den Befehl aushändigte, ſagte er, daß er mir folgte, um mit Euch zu ſprechen.

Prinzivalli: Entſchließt er ſich endlich dazu? ... Das ſoll den Ausſchlag geben, und das Schreiberſeelchen, das hier die ganze geheime Macht von Florenz vertritt und mir doch nicht ins Angeſicht zu ſehen wagt, der kleine, bleiche Wicht, dem ich verhaßter bin, als der Tod — er ſoll mir eine Nacht verleben, auf die er nicht gefaßt war ... Die Befehle müſſen ſehr wichtig ſein, daß er hierher kommt, um dem Ungetüm in ſeinem Käfig Trotz zu bieten ... Wer hat an meiner Thür die Wache?

Vedio: Zwei alte Krieger von Euren galiziſchen Söldnern. Mir war, als hätte ich Hernando erkannt, und der andere iſt, glaube ich, Diego ...

Prinzivalli: Wohlan, ſie würden mir gehorchen, auch wenn ich ihnen anbeföhle, Gott Vater ſelbſt zu feſſeln ... Der Tag ſinkt. Laß die Lichter anzünden. Wie ſpät iſt's?

Vedio: Neun Uhr vorüber.

Prinzivalli: Marco Colonna iſt noch nicht zurück ...

Vedio: Ich hieß die Wachen, ihn hierher zu führen, ſobald er den Lagergraben überſchritten hat.

Prinzivalli: Er müßte vor neun Uhr hier ſein, wenn man mein Angebot abſchlägt ... Dies iſt die Stunde der Entſcheidung ... Mein Leben

hängt an ihr, wie jene großen Schiffe mit gehißten Segeln, die die Gefangenen in ihren Träumen in einer Blaſe ihres Kerkerfenſters ſchauen . . . Wie doch der Menſch ſein Schickſal, ſein Herz und ſeinen Geiſt, ſein Glück und Unglück, auf ein ſo ſchwankes Ding wie Frauenliebe bauen kann! . . . Ich lachte ſelbſt darüber, wenn es nicht ſtärker wäre, als mein Lächeln . . . Marco kehrt nicht zurück . . . Das heißt alſo, ſie kommt . . . Sieh nach, ob das Feuerzeichen mir ihr Jawort meldet; ſieh nach, ob der Lichtſchein ſchon am Himmel dem zitternden Schritt vorauseilt, mit dem ſie ſich für alle opfern geht und mich zugleich mit ihrem Volke rettet . . . Doch nein, ich will ſelbſt gehen . . . Kein andres Auge, auch kein Freundesauge, ſoll's vor dem meinen wiſſen und das Glück, das ich ſeit meiner Kinderzeit erharre, um einen Augenblick verzögern . . . (Er geht nach dem Zeltausgang, hebt den Vorhang auf und blickt in den noch blauen Abendhimmel.) Da iſt's, Vedio! . . . Schau, wie es glänzt, wie es die Nacht verdunkelt! . . . Es iſt am Campanile, wie es ſollte . . . Es neigt ſich über das Dunkel . . . Es iſt das einzige Licht, das über der Stadt leuchtet . . . Oh, Piſa, nie entwuchs dir zum Azur eine leuchtendere, länger erſehnte und unverhofftere Blüte! . . . Oh, meine tapferen Piſaner, heut' Abend ſollt ihr eine unvergeßliche Stunde feiern, und meine Freude ſoll noch größer ſein, als brächt' ich meiner Vaterſtadt die Rettung! . . .

Vedio (ergreift ſeinen Arm): Tretet ins Zelt zurück! Meſſer Trivulzio kommt von dort gegangen . . .

Prinzivalli (wieder ins Zelt tretend): Richtig, das geht vor . . . Es wird nicht lange währen . . . (An den Tiſch tretend und die darauf befindlichen Papiere durchſtöbernd.) Haſt Du ſeine drei Briefe? . . .

Vedio: Es ſind nur zwei . . .

Prinzivalli: Die zwei, die ich auffangen ließ, und den Befehl von heute abend . . .

Vedio: Hier ſind die beiden erſten, hier der letztere, den Ihr zerknittert habt . . .

Prinzivalli: Ich hör' ihn kommen . . .

(Der Zeltvorhang wird von einer Wache gelüftet. Trivulzio tritt auf.)

2. Auftritt.

Die Vorigen. Trivulzio.

Trivulzio: Saht Ihr das ungewohnte Licht, das vom Campanile herab Zeichen giebt? . . .

Prinzivalli: Meint Ihr, es ſeien Zeichen? . . .

Trivulzio: Ich zweifle nicht daran . . . Ich habe mit Euch zu reden, Prinzivalli . . .

Prinzivalli: Ich höre. Laß uns allein, Vedio, doch bleibe in der Nähe. Ich werde Deiner bald bedürfen . . . (Vedio ab.)

Trivulzio: Ihr wißt, wie ich Euch ſchätze, Prinzivalli. Ich gab

Euch mehr als einmal den Beweis, das müßt Ihr wissen, und oft genug auch könnt Ihr es nicht wissen, denn die Politik von Florenz, die man treulos nennt, und die doch nur klug ist, erheischt, daß viele Dinge lange im Verborgenen bleiben müssen, für die selbst, die um sein Geheimstes wissen. Wir alle gehorchen seinen unerforschlichen Ratschüssen, und ein jeder muß die Last dieser Geheimnisse, in denen des Vaterlandes kluge Kraft liegt, mit Mut ertragen. — Es genüge Euch heute zu wissen, daß ich mit den Beschlüssen stets vertraut war, durch die auf Euch Schlag um Schlag, trotz Eurer Jugend, Eurer fremden Herkunft, die Wahl fiel, unsere schönsten Heere anzuführen . . . Zudem ist diese Wahl ja auch nicht zu bedauern. Nur hat sich seit einiger Zeit eine Partei gegen Euch gebildet. Ich weiß nicht, ob ich Euch enthüllen darf, was sich da entspinnt, ohne in der aufrichtigen Freundschaft, die ich für Euch hege, den engen Kreis der Pflicht zu überschreiten. — Doch die engbegrenzte Pflicht ist oft verhängnisvoller, als die unbedenklichste Weitherzigkeit. — Ich will Euch also nicht verhehlen, daß man Euch Eure Langsamkeit und Euer Zaudern zum schweren Vorwurf macht. Einige zweifeln schon an Eurer Redlichkeit. Genaue Angebereien haben diesen Verdacht nur bestärkt. Sie sind auf den Teil der Versammlung, der Euch ohnedies nicht wohl will, von schlimmem Einfluß gewesen. Man ging so weit, über Eure Verhaftung und Aburteilung zu beraten. Zum Glück erfuhr ich rechtzeitig davon. Ich eilte nach Florenz und hatte keine Mühe, den Beweisen, die man brachte, andere entgegenzustellen. Ich hastete für Euch. Jetzt ist's an Euch, mein felsenfestes Vertrauen zu rechtfertigen. Denn wir sind verloren, wenn Ihr nicht handelt. Mein Amtsgenosse, Messer Maladura, wird in Bibbiena durch die Truppen des Proveditore von Venedig in Schach gehalten. Ein andres Heer marschiert von Norden auf Florenz. Es handelt sich um Wohl und Wehe der Stadt. Alles kann noch gut enden, wenn Ihr morgen den allgemein ersehnten Sturm befehlt. Er giebt uns unser bestes Heer zurück und den einzigen Feldhauptmann, den der Sieg noch stets gekrönt hat; er läßt uns erhobenen Hauptes in Florenz einziehen, und der Glanz Eures Triumphes wird Eure Feinde in glühendste Bewunderer und Anhänger verwandeln . . .

Prinzivalli: Ist das alles, was Ihr mir zu sagen hattet? . . .

Trivulzio: Fast alles, außer der aufrichtigen Zuneigung zu Euch, die seit unserer Bekanntschaft stets in mir gewachsen ist . . . trotz aller Schwierigkeiten, die daraus entstehen, daß die Macht des Feldhauptmanns in Stunden der Gefahr bisweilen aufgewogen werden muß durch die geheime Macht der Republik, als deren bescheidener Vertreter ich an diesem Tag im Glanz der Waffen vor Euch stehe . . .

Prinzivalli: Hier der Befehl, den ich unlängst erhielt; ist er von Eurer Hand? . . .

Trivulzio: Jawohl.

Prinzivalli: Ist's wirklich Eure Schrift?

Trivulzio: Unstreitig; warum zweifelt Ihr?

Prinzivalli: Und diese beiden Briefe, erkennt Ihr sie?

Trivulzio: Vielleicht . . . Ich weiß nicht . . . Was enthalten sie? . . . Ich müßte erst wissen . . .

Prinzivalli: Nicht nötig, ich weiß.

Trivulzio: So sind es zwei Briefe, die Ihr unterschlagen habt, wie ich es wünschte? . . . Ich sehe, die Probe ist gelungen . . .

Prinzivalli: Ihr habt es nicht mit einem Kind zu tun. Sparen wir einander solche kläglichen Ausflüchte und enden wir diese Unterredung, damit mir endlich ein Lohn zu teil wird, den kein Triumph in Florenz aufwiegen könnte! . . . Ihr schwärzt da alle meine Taten an, falsch, niedrig, ohne triftigen Grund, allein und lediglich aus Schadenfreude und um Florenz schon im Voraus den Vorwand für seinen Geiz und Undank zu liefern; denn wieder einmal fürchtet es, sein Dank gegen einen siegreichen Söldner möchte ihm zu teuer kommen . . . Alles ist hier mit solcher abgefeimten Schlauheit entstellt, daß ich bisweilen an meiner eigenen Unschuld zweifeln könnte! . . . Verzerrt ist alles und herabgezogen, verpestet durch Euren schmächtigen, scheeläugigen Neid und wüsten Haß, seit der ersten Woche dieser Belagerung bis zu der gebenedeiten Stunde, wo mir die Augen aufgegangen sind, und ich mir schwur, Euren Verdacht zu rechtfertigen. Ich ließ die Briefe hier sorgfältig abschreiben und sandte sie nach Florenz. Ich habe die Antworten aufgefangen. Man glaubt Euch umsomehr, als man Euch den Gegenstand zu Euren Anklagen geliefert hat. Man richtet mich ohne Verhör und verdammt mich zum Tode . . . Ich weiß, nach alledem kann ich den erdrückenden Beweisen nichts entgegensetzen, auch wenn ich die Unschuld der Erzengel hätte . . . Und darum erhebe ich mich und breche Eure elenden Ketten; ich spiele die erste Karte aus . . . Bis jetzt war ich kein Verräter, aber seit Euren beiden Briefen sinne ich auf Euer Verderben . . . Heute abend werde ich Euch verkaufen, Euch und Eure erbärmlichen Herren, so grausam und vernichtend ich nur kann . . . Ich glaube, nie im Leben that ich etwas Segensreicheres als jetzt, da ich so tief, wie ich nur kann, die einzige Stadt demütige, welche die Treulosigkeit unter die Bürgertugenden aufnimmt und der Arglist, der Heuchelei, dem Undank, der Niedertracht und Lüge das Weltall unterwerfen will! . . . Von diesem Abend an, das dankt Ihr mir, wird Eure Erbfeindin, die Euch stets hinderte und so lange sie besteht, hindern wird, die Welt außerhalb Eurer Mauern zu verderben — Pisa wird, das dankt Ihr mir, gerettet sein und wieder auferstehen, um Euch aufs Neue Trotz zu bieten . . . Oh, springt nicht auf, macht keine Gebärden, die doch nichts nützen . . . Meine Maßnahmen sind getroffen, das Schicksal ist im Lauf; Ihr seid in meiner Gewalt; und mit Euch, so deucht mich, halt' ich das Schicksal von Florenz in Händen . . .

Trivulzio (zieht seinen Dolch und versetzt Prinzivalli einen schnellen Stoß): Noch nicht . . . Solange meine Hände frei sind . . .

Prinzivalli (fängt den Stoß instinktiv mit dem Arme auf, sodaß die Klinge hochschnellt und ihn ins Gesicht trifft. Er packt Trivulzios Dolch): Ha! Das! . . . Auf diesen jähen Schreck war ich nicht gefaßt . . . Da seht, Ihr seid in meiner Hand; Ihr fühlt, daß eine meiner Hände mehr gilt als Euer ganzer Mensch.

Hier Euer Dolch . . . Ich brauch' ihn nur zu ſenken . . . Es iſt, als ſuchte er von ſelbſt Eure Kehle . . . Ihr zuckt nicht mit den Wimpern . . . Ihr habt wohl keine Furcht? . . .

Trivulzio (kalt): Nein, ſtoßt zu, Ihr habt das Recht. Mein Leben iſt verwirkt . . .

Prinzivalli (ihn loslaſſend): Ach wirklich? . . . Dann aber war es ſonderbar, was Ihr tatet . . . Es iſt ſogar recht ſelten . . . Nicht viele gibt es unter unſern Kriegern, die dem Tode ſo die Stirn böten. Ich glaubte nicht, daß in dem kleinen Körper . . .

Trivulzio: Ja, Ihr, die Ihr ſtets das Schwert blank zieht, Ihr glaubt, es gäbe keinen andern Mut, als der am Ende einer langen Klinge flammt . . .

Prinzivalli: Da habt Ihr vielleicht recht . . . Geht, Ihr ſeid nicht frei, doch ſoll Euch nichts geſchehen . . . Wir dienen verſchiedenen Göttern . . . (Das Blut abwiſchend, das über ſein Geſicht ſtrömt.) Oh, ich blute . . . Der Stoß war ganz geſchickt . . . Etwas zu vorſchnell, aber ſtark genug . . . Gleichviel, er ging nur wenig fehl. Und Ihr, was tätet Ihr, wenn Ihr den Mann ſo hättet, der Euch faſt mit einem Sprung in jene Welt entſandte, nach der ſich keiner ſehnt? . . .

Trivulzio: Ich würde ihn nicht ſchonen.

Prinzivalli: Ich verſtehe Euch nicht . . . Ihr ſeid recht wunderlich . . . Geſteht, daß Eure Briefe eine Niedertracht waren. Ich hatte mein Blut in drei großen Schlachten vergoſſen; ich tat mein Beſtes, alles fiel Euch zu, treu dient' ich denen, die mich gewählt, und nicht ein unrechter Gedanke drang in meine Bruſt. Das müßt Ihr wiſſen, denn Ihr habt mich ja belauert . . . Und doch entſtelltet Ihr in Euren Briefen aus Haß, Neid oder Geiz alles, was ich zu Eurem Heile tat, betrogt mit Vorbedacht und häuftet Lügen . . .

Trivulzio: Die Taten trogen, daran liegt es nicht. Was entſchied, das war die Stunde der Gefahr, wo der Soldat, von zwei, drei Siegen aufgeblaſen — die Zahl ändert an ſich wenig — den Herren, denen er dient und die ſelbſt einer höheren Aufgabe dienen, als er, ſeinen Gehorſam verſagt. Die Stunde hat geſchlagen, mir beweiſt es dieſe . . . Das Volk von Florenz liebte Euch bereits zu ſehr. An uns iſt es, die Götzen, die es ſich bildet, zu entfernen. Es mag uns augenblicks ein wenig grollen, doch hat es uns beſtellt, um ſeine kecken Launen zu bezähmen. Es weiß, was ihm gebührt, beſſer, als man glaubt, und wenn wir etwas vernichten, was es zu ſehr angebetet hat, ſo fühlt es widerſtrebend, daß es nur ſein Wille iſt, den wir vollſtrecken. Und darum hielt ich die Stunde für gekommen, um auf den Abgott hinzuweiſen. Ich warnte Florenz, und es wußte im Voraus, was meine Lügen ſagen wollten . . .

Prinzivalli: Die Stunde war noch nicht gekommen und wäre nie gekommen, wenn Eure ſchändlichen Briefe nicht . . .

Trivulzio: Sie konnte kommen, das war genug . . .

Prinzivalli: Was! Einen Schuldloſen unbedenklich opfern, auf bloßen Verdacht hin, weil er vielleicht gefährlich werden konnte . . .

Trivulzio: Ein Menſch zählt nicht, wenn Florenz in Frage ſteht.

Prinzivalli: Dann alſo glaubt Ihr an Florenz, ſein Schickſal, ſein Werk und Leben? Da iſt etwas, das ich nicht verſtehe? . . .

Trivulzio: Ja, ich glaube nur daran; alles Uebrige gilt mir nichts . . .

Prinzivalli: Nach allem, was geſchehen iſt, mag ſein . . . Und Ihr hattet recht, da Ihr ja daran glaubt . . . Ich habe keine Heimat . . . Ich kann es nicht wiſſen . . . Bisweilen deucht mich, daß ich eine brauchte . . . Doch hab' ich ganz was anderes, was Ihr nie haben werdet, und was kein Menſch in gleichem Maaß beſeſſen hat, wie ich! . . . Ich werde es gleich haben, in einem Augenblick, hier an Ort und Stelle. Das wiegt mir alles auf . . . Geht, ſcheiden wir, wir haben keine Zeit, dies Räthſel zu ergründen . . . Wir ſind zwei Gegenſätze und berühren uns doch faſt . . . Ein jeder hat ein Schickſal. Für den einen iſt es ein Gedanke, für den andern ein Wunſch . . . Und Euch würde es ebenſo ſchwer, Euren Gedanken zu wechſeln, als mir, meinen Wunſch zu ändern . . . Man geht ihnen bis zum Ende nach, ſofern man mehr Glut und Feuer hat, als die Mehrzahl der Menſchen . . . Und was man tut, iſt recht, denn man iſt ja ſo wenig frei . . . Lebt wohl, Trivulzio. Wir gehen andere Wege . . . Reicht mir die Hand . . .

Trivulzio: Noch nicht . . . Ich gebe ſie Euch, wenn die Strafe . . .

Prinzivalli Schön, heute mir nnd morgen Dir . . . (Ruft) Vedio! . . .

(Vedio tritt ein.)

Vedio; Herr! . . . Was? Ihr ſeid verwundet? . . . Das Blut rinnt . . .

Prinzivalli: Das tut nichts . . . Rufe die beiden Wachen. Sie ſollen dieſen Mann abführen, ohne ihm Gewalt anzutun, ohne ihm ein Leid zuzufügen . . . Es iſt ein Feind, den ich liebe . . . Sie ſollen ihn in ſicheren Gewahrſam bringen, ohne daß ihn jemand ſieht . . . Sie haften mir für ihn. Sie ſollen ihn freilaſſen, wenn ich es befehle . . . (Vedio führt den Trivulzio ab.)

Prinzivalli (ſeine Wunde vor einem Spiegel prüfend): Fürwahr, ich blute, als ob die Schlagader getroffen wäre . . . Der Stoß iſt nicht tief, aber er hat mir das halbe Geſicht zerriſſen . . . Wer hätte das von dieſem ſchmächtigen, bleichen Wicht geglaubt . . . (Vedio kommt zurück.) Iſt es geſchehen? . . .

Vedio: Ja wohl. — Herr, Ihr richtet Euch zu Grunde . . .

Prinzivalli: Ich richte mich zu Grunde! . . . Oh, ich wollte, ich richtete mich ſo mein Leben lang zu Grunde! . . . Ich richte mich zu Grunde, Vedio! . . . Aber nie auf Erden hat ein Menſch derart durch gerechte Rache das einzige Glück erobert, das er erträumte, ſeit er träumen kann . . . Ich hätte es erwartet und ihm aufgelauert, ich wäre ihm durch alle Verbrechen nachgefolgt, denn ich bedurfte ſeiner und es war mein; und jetzt, wo mein glücklicher Stern es mir im Namen der Gerechtigkeit, des Mitleids, auf ſeinen Silberſtrahlen endlich bietet, ſagt Ihr: „Er richtet ſich zu Grunde!“ . . . Oh arme Menſchen ohne Glut und Feuer! Arme Menſchen ohne Liebe! . . . Fühlſt Du denn nicht, daß mein Geſchick zu dieſer Stunde gewogen wird im Himmel und ein hundertfaches Glück, ſoviel wie tauſend Liebenden zuteil wird, ſich für mich einen häuft! . . . Oh, ich merke es wohl, ich ſtehe vor dem Augenblick, wo die für einen edlen Sieg oder ein großes Unglück Vorbeſtimmten ſich plötzlich auf dem Gipfel

ihres Lebens ſehen, wo alles ſie hinaufhebt, alles ſie dort hält, alles ſich ihnen fügt! . . . Was liegt am Reſt und allem, was da folgt . . . Wir wiſſen es wohl, der Menſch iſt für dieſe Dinge nicht gemacht, und wer ſich ihrer erkühnt, erliegt ihrer Laſt . . .

Vedio (kommt mit weißem Leinen herbei): Das Blut rinnt noch immer . . . Laßt Euch das Geſicht verbinden . . .

Prinzivalli: Tu's, weil es ſein muß . . . Doch verſuche, daß Deine Binde mir die Augen frei läßt und die Lippen nicht bedeckt . . . (Blickt in den Spiegel.) Oh, ich ſehe aus wie ein Kranker, der vor dem Wundarzt flieht, jetzt, da ich als Liebender der Liebe entgegeneilen will . . . Nicht ſo, nicht ſo . . . Und Du, mein Vedio, mein armer Vedio, was wird aus Dir? . . .

Vedio: Herr, ich folge Euch . . .

Prinzivalli: Nein, verlaß mich . . . Ich weiß nicht, wohin ich mich wenden werde, noch was aus mir wird . . . Du wirſt allein entkommen, niemand wird Dich verfolgen: mit Deinem Herrn dagegen . . . Ich habe Gold in dieſen Truhen; nimm es, es iſt Dein, ich brauche es nicht mehr . . . Sind die Wagen angeſpannt, der Troß beiſammen? . . .

Vedio: Es iſt alles vor dem Zelt.

Prinzivalli Wohlan, wenn ich das Zeichen gebe, wirſt Du tun, was Du ſollſt . . . (Man hört in der Ferne einen Schuß fallen.) Was war das? . . .

Vedio: Bei den Vorpoſten wird geſchoſſen.

Prinzivalli: Wer hat das befohlen? . . . Das muß ein Irrtum ſein . . . Doch wenn es ihr galt? . . . Haſt Du nicht geſagt? . . .

Vedio: Ja . . . — Das iſt nicht möglich . . . Ich habe mehrere Poſten ausgeſetzt, die ſie Euch bringen werden, ſobald ſie da iſt . . .

Prinzivalli: Geh und ſieh nach . . .

(Vedio ab. Prinzivalli bleibt einen Augenblick allein.)

3. Auftritt.

Prinzivalli. Vanna.

Vedio kommt zurück, hebt den Zeltvorhang mit einem leiſen „Herr" und zieht ſich dann zurück. Monna Vanna erſcheint, in einen langen Mantel gehüllt, und bleibt auf der Schwelle ſtehen. Prinzivalli erbebt und geht ihr einen Schritt entgegen.

Vanna (mit erſtickter Stimme): Ich komme, wie Ihr wünſchtet . . .

Prinzivalli (näher tretend): Ich ſehe Blut auf Eurer Hand. Seid Ihr verwundet? —

Vanna: Eine Kugel hat mich an der Schulter geſtreift . . .

Prinzivalli: Wann und wo? . . . Das iſt ſchrecklich . . .

Vanna: Als ich dem Lager näher kam.

Prinzivalli: Wer aber hat geſchoſſen? . . .

Vanna: Ich weiß es nicht. Ein Mann, er lief davon.

Prinzivalli: Zeigt mir die Wunde.

Vanna (den Mantel oben öffnend): Hier . . .

Prinzivalli: Ueber der linken Bruſt . . . Sie iſt nicht tief . . . Nur die Haut iſt geſtreift . . . Habt Ihr Schmerzen? . . .

Vanna: Nein.

Prinzivalli: Soll ich einen Verband anlegen laſſen?

Vanna: Nein. (Schweigen.)

Prinzivalli: Ihr ſeid entſchloſſen? . . .

Vanna: Ja.

Prinzivalli: Soll ich Euch die Bedingungen wiederholen? . . .

Vanna: Nicht nötig, ſie ſind mir bekannt.

Prinzivalli: Ihr klagt nicht? . . .

Vanna: Sollte ich ohne Klage kommen? . . .

Prinzivalli: Euer Gatte willigt ein? . . .

Vanna: Ja.

Prinzivalli: Ich möchte Euch freilaſſen . . . Noch iſt es Zeit; wollt Ihr zurück? . . .

Vanna: Nein.

Prinzivalli: Warum thut Ihr es? . . .

Vanna: Weil man in Piſa Hungers ſtirbt und morgen noch viel ſchneller ſterben würde . . .

Prinzivalli: Habt Ihr keinen andern Grund? . . .

Vanna: Welch andern gäb' es wohl? . . .

Prinzivalli: Ich begreife, daß eine tugendhafte Frau . . .

Vanna: Ja.

Prinzivalli: Die ihren Gatten liebt . . .

Vanna: Ja.

Prinzivalli: Innig liebt?

Vanna: Ja.

Prinzivalli: Ihr habt nur dieſen Mantel an? . . .

Vanna: Ja. (Sie macht eine Bewegung, um den Mantel abzuwerfen.)

Prinzivalli (winkt ihr einzuhalten): Ihr ſahet vor dem Zelt die Wagenreihen und Herden? . . .

Vanna: Ja.

Prinzivalli: Es ſind zweihundert Wagen voll des beſten Getreides von Toscana, zweihundert andere mit Lebensmitteln, Früchten und Wein von Siena, dreißig Pulverwagen aus Deutſchland und zwölf kleinere mit Blei beladen. Daneben ſtehen ſechshundert apuliſche Rinder und zwölfhundert Schafe. Sie harren Eures Befehls, um nach Piſa abzugehen. Wollt Ihr dem Aufbruch zuſehen? . . .

Vanna: Ja.

Prinzivalli: Kommt an den Zelteingang. (Er hebt den Vorhang zur Zeltthür, giebt einen Befehl und winkt mit der Hand. Ein lautes, dumpfes Getöſe erhebt ſich. Fackeln werden angezündet und geſchwenkt, Peitſchen knallen. Die Wagen fahren ab, die Herden blöken, brüllen und ſtampfen den Boden. Vanna und Prinzivalli ſchauen von

der Schwelle aus einen Augenblick dem Aufbruch des riesigen Zuges zu, der bei Fackelschein in die gestirnte Nacht fährt.) Von diesem Abend an wird Pisa nicht mehr hungern. Unbesieglich wird es sein; und morgen wird es freudetrunken jauchzen und stolz sein auf einen Sieg, den keiner mehr für möglich hielt. Das alles dankt es Euch . . . Genügt Euch das? . . .

Vanna: Ja.

Prinzivalli: Gebt mir die Hand, und schließen wir das Zelt. — Der Abend ist noch lau, aber die Nacht wird kalt sein. — Ihr seid ohne Waffen gekommen, ohne verborgenes Gift? . . .

Vanna: Ich habe nur meine Schuhe und den Mantel. Entblößt mich ganz, wenn Ihr eine Hinterlist fürchtet.

Prinzivalli: Ich fürchte nicht für mich, sondern für Euch . . .

Vanna: Mir gilt dergleichen nicht höher als das Leben meines Volkes.

Prinzivalli: Wohl, Ihr habt recht . . . — Kommt, setzt Euch hier . . . — Es ist das Lager eines Kriegers: hart und rauh, eng wie ein Grab und Eurer wenig würdig. — Legt Euch auf diese Widder- und Auerochsenhäute, die noch nicht wissen, wie zart und lieblich Frauenleiber sind . . . Stützt Euer Haupt auf dieses wolligere Vließ . . . Es ist ein Luchsfell, das mir ein afrikanischer König am Abend nach einem Siege gab . . . (Vanna setzt sich, eng in ihren Mantel gehüllt, hin.) — Das Licht blendet Euch . . . Soll ich es fortthun? . . .

Vanna: Wie Ihr wollt . . .

Prinzivalli (am Fuße des Lagers niederkniend und Vannas Hand ergreifend): Giovanna! . . . (Vanna richtet sich erstaunt auf und blickt ihn an.) Oh! Vanna! Meine Vanna! . . . Denn auch ich, ich pflegt' Euch so zu nennen . . . Jetzt hab' ich nicht die Kraft, den Namen auszusprechen . . . Er blieb so lange in mein Herz geschlossen, daß er nicht mehr hinauskann, ohne seinen Kerker zu zersprengen . . . Er ist mein Herz selbst, ich habe kein anderes mehr . . . Jede seiner Silben enthält mein ganzes Leben, und wenn ich sie ausspreche, so strömt mein Leben hin . . . Er war mir vertraut, ich wähnte ihn zu kennen, ich fürchtete mich nicht mehr vor ihm, und jahrelang an jedem Tag, zu jeder Stunde, wiederholt' ich ihn, wie ein großes Liebeswort, zu dem man Mut fassen muß, um es endlich einmal vor der Einen, die man umsonst herbeiruft, auszusprechen . . . Ich wähnte, meine Lippen hätten seine Gestalt angenommen, und in dem ersehnten Augenblick würden sie ihn so sanft und ehrfürchtig, so demütig und tief ergeben wiederholen, daß Die ihn hörte, begreifen müßte, wieviel Trübsal und Liebe in ihm liegt . . . Doch siehe, heute ruft er keinen Schatten mehr herbei . . . Es ist nicht mehr derselbe Name. Ich kenne ihn nicht mehr, wenn er sich von meinen Lippen löst, so erstickt ist er vom Schluchzen, und so beklemmt von Furcht . . . Ich habe zu viel hineingelegt, und all die Leidenschaft, all die Anbetung, die ich hineingeschlossen hatte, bricht mir jetzt die Kraft und tötet meine Stimme . . .

Vanna: Wer seid Ihr? . . .

Prinzivalli: Kennt Ihr mich nicht? . . . Erkennt Ihr mich nicht wieder? . . . Oh, wie die flüchtige Zeit selbst Wunder tilgt! Doch jene Wunder

ſah nur ich allein . . . Vielleicht iſt's beſſer, daß ſie vergeſſen ſind . . . Ich habe keine Hoffnung mehr, ich werde mich nicht mehr ſo ſehnen . . . Nein, ich bin Euch nichts . . . Ich bin nur ein armer Menſch, der einen Augenblick ſein Lebensziel betrachtet . . . Ich bin ein Unglücklicher, der nichts verlangt, der nicht einmal mehr weiß, was er verlangen ſoll, der Euch nur ſagen möchte, wenn er darf, damit Ihr's wißt, bevor Ihr von ihm geht, was Ihr ihm waret und bis an ſein Ende ſein werdet . . .

Vanna: So kennt Ihr mich? . . . Wer ſeid Ihr? . . .

Prinzivalli: Ihr habt ihn nie geſehen, der Euch jetzt anſchaut, wie man in einer Märchenwelt den Quell ſeiner Freude und ſeines Daſeins anſchauen würde? . . . Wie ich nie hoffte, Euch einſt anzuſchauen . . .

Vanna: Nein . . . Ich glaube nicht . . .

Prinzivalli: Jawohl, Ihr wußtet nichts, ach, und ich war ſicher, daß Ihr nichts mehr wußtet . . . Ihr waret erſt acht Jahre, und ich zwölf, als ich zum erſten Mal Euch traf . . .

Vanna: Wo war das? . . .

Prinzivalli: In Venedig, an einem Juniſonntag. — Mein Vater, der alte Goldſchmied, brachte Eurer Mutter ein Perlenhalsband. — Sie bewunderte die Perlen . . . Ich ſtreifte durch den Garten . . . Da, unter einem Myrtenſtrauch, an einem Waſſerbecken fand ich Euch . . . Ein dünner Goldring war Euch ins Waſſer gefallen . . . Ihr ſaßt am Rand und weintet. Ich ſtieg in das Becken hinein . . . Faſt wäre ich ertrunken, aber ich fand den Ring und ſteckte ihn Euch an den Finger . . . Da habt Ihr mich geküßt und waret glücklich . . .

Vanna: Es war ein blonder Knabe, Gianello hieß er . . . — Biſt Du Gianello? . . .

Prinzivalli: Ja . . .

Vanna: Ich hätt' Euch nicht erkannt. Zudem iſt Euer Geſicht ja durch dies Linnen verdeckt . . . Nur Eure Augen ſeh' ich . . .

Prinzivalli (die Binde etwas beiſeite ſchiebend): Erkennt Ihr mich, wenn ich es entferne?

Vanna: Ja . . . Vielleicht . . . Mir ſcheint . . . Denn Ihr habt noch ein Kinderlächeln . . . Aber Ihr blutet auch, Ihr ſeid verwundet . . .

Prinzivalli: Oh, mir macht das nichts . . . Doch bei Euch iſt's ein Unrecht . . .

Vanna: Aber das Blut dringt überall durch . . . Laßt mich die Binde feſter knüpfen . . . Sie hat ſich gelockert . . . (Sie bringt ſeinen Verband wieder in Ordnung.) Ich hab' in dieſem Krieg ſo manchen Verwundeten gepflegt . . . Ja, ja, ich entſinne mich . . . Ich ſehe den Garten wieder vor mir mit ſeinen Granatbäumen, ſeinen Lorbeeren und Roſen . . . Wir ſpielten mehr als einen Nachmittag darin, wenn das Sonnenlicht warm auf dem Sande lag . . .

Prinzivalli: Zwölf Mal, ich zählte ſie . . . Ich könnte noch alle unſere Spiele und alle Eure Worte nennen . . .

Vanna: Dann eines Tags wartete ich wieder, denn ich hatt' Euch

gern; Ihr waret ernſt und ſanft wie ein kleines Mädchen und ſchautet mich an wie eine junge Königin . . . Ihr aber kamet nicht . . .

Prinzivalli: Mein Vater nahm mich mit . . . Er ging nach Afrika . . . Wir verloren uns da unten in der Wüſte . . . Dann fiel ich als Gefangener in die Hände der Türken, Araber und Spanier, was weiß ich . . . Als ich Venedig wiederſah, war Eure Mutter tot, der Garten war zerſtört . . . Ich hatte Eure Spur verloren, doch ich fand ſie wieder, denn Eure Schönheit ließ allerorten eine Spur zurück, die ſich nicht mehr vergaß . . .

Vanna: Habt Ihr mich gleich erkannt, als ich eintrat? . . .

Prinzivalli: Und wenn zehntauſend in mein Zelt gekommen wären, alle gleich gekleidet, alle gleich ſchön, wie zehntauſend Schweſtern, die ſelbſt die Mutter verwechſelte — ich wäre aufgeſtanden, ich hätte Eure Hand ergriffen. ich hätte geſagt: Dieſe iſt es . . . Seltſam, nicht wahr, daß ein geliebtes Bild ſo in einem Herzen leben kann . . . Denn Eures lebte derart in dem meinen, daß es ſich täglich veränderte, wie in der Wirklichkeit. Das heutige verdrängte das von geſtern . . . Es wuchs und wurde ſchöner; die Jahre ſchmückten es mit allem, was ſie der erblühenden Jungfrau ſchenken . . . Als ich Euch aber wiederſah, da war's mir zuerſt, als ob mich meine Augen täuſchten . . . Meine Erinnerungen waren ſo ſchön und ſo treu . . . Aber ſie waren zu langſam und zu zaghaft geweſen . . . Sie hatten nicht gewagt, Euch all den Glanz zu verleihen, der mich urplötzlich blendete . . . Ich war wie Einer, der an eine Blume denkt, die er ein einzig Mal geſehen hat, als er im ungewiſſen Zwielicht durch einen Garten ging, und plötzlich erblickt er deren hunderttauſend auf einem Felde voller Sonnenſchein . . . Ich ſah ſie wieder, dieſe Stirn, dieſe Augen und Haare, und ich fand die Seele dieſes angebeteten Antlitzes wieder, doch ſeine Schönheit beſchämte jene, die ſchweigend in meinem Buſen wuchs, ſeit Tagen und ſeit Monden ohne Zahl, und all ihr Licht von der Erinnerung nahm, die viel zu langſam ihres Weges ging und vor der Wirklichkeit zu Schanden ward . . .

Vanna: Ja, Ihr habt mich geliebt, wie man in jenem Alter liebt, aber Zeit und Trennung verſchönern die Liebe . . .

Prinzivalli: Die Menſchen ſagen oft, daß ſie in ihrem Leben nur eine Liebe haben oder gehabt haben, und das iſt ſelten wahr . . . Sie ſchmücken ihr Verlangen oder ihre Gleichgiltigkeit mit dem wunderbaren Unglück derer, die für eine einzige Liebe geſchaffen ſind, und wenn einer von dieſen mit denſelben Worten, die auf den Lippen der anderen nur eine klingende Lüge waren, die tiefe und ſchmerzliche Wahrheit nennt, die ſein Lebensglück zerſtört, ſo haben dieſe Worte durch die glücklich Liebenden, die ſie ſtets im Munde führen, ganz ihre Kraft und Wucht verloren, und wer ſie hört, erniedrigt unbedacht die armen heiligen und oft ſo ſchmerzlichen Worte zu ihrem Dutzendwert und Tändelſinn, den ſie im Mund der Menſchen haben . . .

Vanna: Das will ich nicht thun. Ich verſtehe dieſe Liebe, die wir alle beim Eintritt ins Leben erwarten; aber man verzichtet wohl darauf, denn die Jahre — obſchon ich deren wenig zähle — ſie löſchen vieles in uns aus . . .

Doch als Ihr wieder nach Venedig kamet, und man Euch meine Fährte wies, was war da geſchehen? . . . Habt Ihr nicht verſucht, die, welche Ihr ſo liebtet, wiederzuſehen? . . .

Prinzivalli: In Venedig erfuhr ich, daß Eure Mutter verarmt und geſtorben ſei, und daß Ihr einen Großen aus Toscana freien würdet, den reichſten und mächtigſten Mann in Piſa, der Euch zur glücklichen und angebeteten Königin erheben würde . . . Ich hatte Euch nur das unbehauſte Elend eines herd- und heimatloſen Abenteurers zu bieten . . . Das Schickſal ſelbſt ſchien von meiner Liebe dies Opfer zu verlangen . . . Oft bin ich um dieſe Stadt herumgeirrt, habe mich an ihre Mauern angeklammert, mich an den Ketten ihrer Thore feſtgehalten, um der Sehnſucht nach Eurem Anblick nicht zu unterliegen, um Euer Glück und Eure Liebe nicht zu ſtören . . . — Ich habe mein Schwert verdungen, ich habe zwei oder drei Kriege geführt, mein Name ward berühmt unter den Söldnern . . . Ich wartete hoffnungslos auf andere Tage, bis mich Florenz vor Piſa ſandte . . .

Vanna: Wie ſchwach und feige ſind doch die Männer, wenn ſie lieben! . . . Irret Euch nicht, ich liebe Euch nicht, und ich kann nicht ſagen, ob ich Euch geliebt hätte . . . Aber da ſchreit in meinem Herzen die Liebe ſelbſt entrüſtet auf, wenn ich ſehe, wie ein Mann, der mich ſo heiß zu lieben wähnt, wie ich ihn hätte lieben können, ſo wenig Mut zu ſeiner Liebe hatte! . . .

Prinzivalli: Ich hatte Mut . . . Um wieder zu kommen, hätte es größeren Muts bedurft, als Ihr vermeint . . . Aber es war zu ſpät . . .

Vanna: Als Ihr Venedig den Rücken kehrtet, war es noch nicht zu ſpät. Es iſt nie zu ſpät für eine Liebe, die ein Leben füllt . . . Sie verzichtet nicht. Wenn ſie nichts mehr erwartet, ſie hofft doch noch . . . Wenn ſie nicht mehr hofft, ſie raft ſich doch noch einmal auf . . . Wenn ich geliebt hätte, wie Ihr, ich hätte . . . Oh, man kann nie ſagen, was man hätte können . . . Aber das weiß ich, ohne Kampf hätte mir der Zufall mein Hoffen nicht geraubt! . . . Ich wär' ihm Tag und Nacht gefolgt . . . Ich hätte zum Schickſal geſprochen: Mach Platz, ich komme . . . Die Steine ſelbſt hätte ich gezwungen, für mich einzuſtehen, und der, den ich liebte, hätte mich hören müſſen; er ſelbſt hätte den Spruch fällen müſſen — und mehr als einmal fällen müſſen! . . .

Prinzivalli (ſucht Vannas Hand zu ergreifen): Liebſt Du ihn nicht, Vanna? . . .

Vanna: Wen?

Prinzivalli: Deinen Gatten . . .

Vanna (ihre Hand zurückziehend): Laßt meine Hand. Ich gebe ſie Euch nicht. Ich ſehe, meine Worte müſſen klarer ſein. Als Guido mich freite, war ich allein und arm. Ein armes Mädchen, das allein ſteht, beſonders, wenn es ſchön iſt und die Verſtellungskunſt nicht kennt, fällt bald tauſend Verleumdungen zur Beute . . . Guido hörte nicht auf ſie; er hatte Vertrauen zu mir, und dieſer Glaube that mir wohl. Er hat mich glücklich gemacht, ſo weit man es werden kann, wenn man den thörichten Träumen entſagt, für die unſer Menſchenleben nicht zu paſſen ſcheint . . . Und Ihr werdet auch erkennen, ich hoff' es

faſt, daß man glücklich ſein kann, ohne ſein Leben lang eines Glückes zu harren, das keiner noch gekannt hat . . . Meine Liebe zu Guido iſt minder ſeltſam, als die, welche Ihr zu empfinden meint, aber gewiß iſt ſie gleichmäßiger, treuer und beſtändiger . . . Es iſt die Liebe, die das Schickſal mir beſtimmt hat; ich war nicht blind, als ich ſie annahm; ich werde keine andere haben; und wenn ſie Einer bricht, ich werde es nicht ſein . . . Ihr habt Euch geirrt. Wenn ich Worte ſprach, die Euren Irrtum erklären, ſo ſprach ich nicht für Euch und nicht für uns, ſondern im Namen einer Liebe, die das Herz im frühſten Dämmerſchein zu ſehen wähnt, die es vielleicht auch giebt, die aber nicht die meine iſt und nicht die Eure, denn Ihr thatet nicht, was eine ſolche Liebe thäte . . .

Prinzivalli: Ihr urteilt über mich recht hart, Vanna, und ohne ganz zu wiſſen, was ich litt und was geſchehen mußte, um dieſe glückliche Stunde herbeizuführen, die allen anderen Liebenden Verzweiflung brächte . . . Aber auch wenn ich nichts gethan, nichts verſucht hätte, ich weiß doch, daß ſie da iſt, ich, ihr Opfer, ich, der ich ſie im Buſen trage, dem ſie das Leben nimmt und alles raubt, was den Menſchen Ruhm und Freude bringt . . . Seit ich von ihr ergriffen bin, that ich keinen Schritt, gab keinen Wink, der nicht den Zweck hatte, mich ihr zu nähern, und wär' es nur für einen Augenblick, um eine Frage an mein Schickſal zu richten, ohne Euch zu ſchaden . . . Ach Vanna, glaubt mir, und Ihr müßt mir glauben, denn gerne glaubt man denen, die nichts hoffen und verlangen . . . Ihr ſeid hier in meinem Zelt und ganz in meiner Macht . . . Ich brauche nur ein Wort zu ſagen, die Arme auszuſtrecken, und ich beſitze alles, was eine gemeine Liebe haben kann . . . Aber Ihr ſcheint ſo gut wie ich zu wiſſen, daß die Liebe, von der ich rede, eines Anderen bedarf, und darum fordere ich, daß ihr nicht mehr daran zweifelt . . . Eure Hand ergriff ich, weil ich wähnte, Ihr würdet mir glauben; ich will ſie nicht mit den Fingern noch mit den Lippen mehr berühren, aber dafür, Vanna, wenn wir ſcheiden werden, ohne uns wiederzuſehen, nehmt wenigſtens die Ueberzeugung mit, daß es nur dieſe Liebe war, mit der ich Euch ſo heiß geliebt, und daß ich nur vor dem Unmöglichen Halt machte! . . .

Vanna: Gerade weil Euch etwas unmöglich dünkte, hoff' ich noch, daß ich zweifeln kann . . . Glaubt nicht, es hätte mich erfreut, daß Eure Liebe ſchnöde Hinderniſſe überwunden hat, noch daß ich übermenſchliche Beweiſe heiſchte . . . In Piſa wird von einer Frau erzählt, die ihren Handſchuh in die Löwengrube am Campanile warf und ihren Liebhaber bat, ihn herauszuholen. Der Liebhaber hatte keine andere Waffe, als eine lederne Reitpeitſche. Trotzdem ſtieg er hinab, vertrieb die Löwen, nahm den Handſchuh, gab ihn der Dame auf den Knieen wieder, und ohne ein Wort zu ſagen, verließ er ſie für ewig . . . Ich meine, er war zu mild, und da er ſeine Peitſche hatte, konnte er ſie brauchen, um der, die ſo mit einem göttlichen Gefühl ihr Spiel trieb, von den Rechten und Pflichten wahrer Liebe eine fühlbare und kräftige Vorſtellung zu geben . . . Proben dieſer Art fordere ich von Euch nicht, ich will Euch nur glauben können . . . Zu Eurem und zu meinem Glück wollt' ich, ich könnte zweifeln . . . In einer Liebe, die ſo ſtandhaft iſt, wie Eure,

liegt etwas Heiliges, das auch die kälteſte und tugendhafteſte Frau beirren kann . . . Darum frage ich Euch, was Ihr gethan habt, und ich wäre faſt erfreut, nichts darin zu finden, was das große Zeichen dieſer tödlichen und meiſt ſo unglücklichen Leidenſchaft trägt . . . Faſt wär' ich ſicher, nichts davon zu finden, wenn Eure letzte That, durch die Ihr tollkühn Eure Vergangenheit, Eure Zukunft, Euren Ruhm und Euer Leben, kurz alles, was Ihr habt, in einen Abgrund werft, um mich für eine Stunde hier im Zelt zu ſehen, wenn dieſe That mich nicht zu glauben zwänge, daß Ihr Euch vielleicht nicht irrt . . .

Prinzivalli: Dieſe letzte That iſt die einzige, die nichts beweiſt . . .

Vanna: Wieſo? . . .

Prinzivalli: Ich will Euch lieber die Wahrheit ſagen . . . Als ich Euch hierher beſchied, um Piſa durch Euch zu retten, habe ich nichts geopfert . . .

Vanna: Ich verſtehe Euch nicht recht . . . Ihr hättet Euer Vaterland nicht verraten? Eure Vergangenheit nicht verloren? Eure Zukunft nicht vernichtet? Ihr hättet Euch nicht zur Verbannung, vielleicht zum Tod verdammt? . . .

Prinzivalli: Zunächſt hab' ich kein Vaterland . . . Hätte ich eines, wie groß auch meine Liebe ſei, für dieſe Liebe, denk' ich, hätt' ich's nicht verraten . . . Aber ich bin nur ein Söldner, treu, ſolange man mir treu iſt, und ein Verräter, ſobald man mich verrät . . . Ich bin durch die Kommiſſäre von Florenz fälſchlich angeklagt und ohne Recht und Gericht verurteilt durch einen Krämerſtaat, deſſen Gewohnheiten Ihr ſo gut kennt wie ich. Ich wußte, ich bin verloren. Was ich heute abend that, wird mich keineswegs zu Grunde richten, es wird mich vielleicht retten, wenn ein Zufall mich noch retten kann . . .

Vanna: So alſo habt Ihr mir wenig geopfert?

Prinzivalli: Nichts. Das mußte ich Euch ſagen . . . Ich möchte nicht ein einziges Lächeln von Euch durch eine Lüge erkaufen . . .

Vanna: Wohlan, Gianello, das iſt beſſer, als die Liebe und ihre ſchönſten Beweiſe . . . Du brauchſt die Hand, die Dich mied, nicht länger zu ſuchen. Hier iſt ſie . . .

Prinzivalli: Oh, hätte doch die Liebe ſie erobert! . . . Aber was liegt daran? . . . Sie iſt mein, Vanna, ich halte ſie in der meinen, ich ſehe ihren Schmelz, ich atme ihr Leben, ich berauſche mich für eine Spanne Zeit an einem allzu holden Wahn; ich drücke ſie in ihrer linden Friſche, ich faſſe ſie, ich öffne und ſchließe ſie, als ſollte ſie in der geheimen Zauberſprache der Liebe mit mir reden; ich bedecke ſie mit Küſſen, und doch entziehſt Du ſie mir nicht . . . Du zürneſt mir alſo nicht für dieſe grauſame Prüfung? . . .

Vanna: Ich hätte an Deiner Stelle ebenſo gehandelt, vielleicht beſſer, vielleicht ſchlechter . . .

Prinzivalli: Doch als Du einwilligteſt, in mein Zelt zu kommen, wußteſt Du, wer ich war? . . .

Vanna: Das wußte keiner. Seltſame Gerüchte liefen um über den Feldhauptmann des feindlichen Heeres . . . Den Einen wareſt Du ein ekler Greis, den Anderen ein junger Prinz von wunderbarer Schönheit . . .

Prinzivalli: Doch Guidos Vater, der mich kennt, hat er Dir nichts gesagt? . . .

Vanna: Nein.

Prinzivalli: Hast Du ihn nicht gefragt?

Vanna: Nein.

Prinzivalli: Und dann, als Du ohne Schutz in die Nacht hinausgingst, um Dich einem unbekannten Barbaren preiszugeben; hat Dein Blut da nicht gestockt, Dein Herz nicht gebebt? . . .

Vanna: Nein; es mußte ja sein . . .

Prinzivalli: Und als Du mich erblicktest: hast Du nicht gezaudert? . . .

Vanna: Besinnst Du Dich nicht mehr? . . . Zu Anfang sah ich nichts, der Binden wegen . . .

Prinzivalli: Ja, aber dann, Vanna, als ich sie fortschob? . . .

Vanna: Da hatte alles sich gewandelt, und ich wußte schon . . . Doch Du, als Du mich ins Zelt treten sahst, was war Dein Plan? . . . Wolltest Du unsere furchtbare Not wahrhaftig bis zum Aeußersten mißbrauchen? . . .

Prinzivalli: Ha, wußte ich, was ich wollte! . . . Ich fühlte mich vernichtet, und ich wollte alles vernichten . . . Und ich haßte Dich aus Liebe . . . Jawohl, ich hätte es gethan, wenn Du nicht Du gewesen wärest . . . Aber jede andere als Du wäre mir häßlich erschienen . . . Du selbst hättest dem, was Du einst warest, nicht mehr gleichen müssen . . . Ich vergehe, wenn ich daran denke . . . Ein Wort, das anders war als Deine Worte, eine Bewegung, die nicht die Deine war, ein Nichts hätte genügt, um den Haß zu entflammen und die Bestie zu entfesseln . . . Doch sobald ich Dich erblickte, sah ich zugleich, daß es unmöglich war . . .

Vanna: Ich sah es auch und hatte keine Furcht mehr vor Dir, denn wir verstanden uns, ohne daß es eines Wortes bedurfte . . . Es ist seltsam, wenn ich daran denke . . . Ich glaube, ich hätte alles gethan, was Du gethan hast, wenn ich so liebte, wie Du . . . Bisweilen ist's mir, als wäre ich an Deiner Stelle, als hörtest Du mir zu und ich sagte alle Deine Worte . . .

Prinzivalli: Und ich auch, Vanna, ich fühlte seit dem ersten Augenblick, daß die Mauer, die alle Wesen trennt, durchsichtig ward, und ich tauchte die Hände und Augen hinein wie in frisches Wasser, und erhob sie wieder, von Licht gebadet und von Treu und Glauben strömend . . . Auch schien es mir, die Menschen hätten sich verwandelt und ich hätte mich bis heute in ihnen getäuscht . . . Vor allem schien mir, daß ich mich selbst verwandelt hätte, daß ich endlich aus langer Kerkerhaft entronnen sei. Die Thore sprangen auf, Blumen und Blätter zauberten die Gitterstangen weg; der Himmel zog jeden Stein empor und die reine Morgenluft floß in meine Seele und badete meine Liebe . . .

Vanna: Ich verwandelte mich auch . . . Ich war erstaunt, daß ich mit Dir so reden konnte, wie ich von Anbeginn geredet habe . . . Ich bin sehr schweigsam sonst . . . Ich habe nie mit einem Menschen so geredet, außer mit

Marco, Guidos Vater . . . Und ſelbſt bei ihm iſt es ein ander Ding . . . Auch hat er tauſend Träume, die ihn ganz gefangen nehmen, und wir haben nur drei, viermal mit einander geſprochen . . . Im Blick der anderen liegt ſtets eine Begierde, die es verbietet, ihnen zu ſagen, daß man ſie liebt, und daß man wiſſen möchte, was in ihrem Herzen wohnt . . . — Und auch in Deinem Blick liegt eine Begierde, aber ſie iſt eine andere, ſie verletzt und ſchreckt mich nicht . . . Ich habe gleich gefühlt, daß ich Dich kannte, und doch entſann ich mich nicht, Dich je geſehen zu haben.

Prinzivalli: Hätteſt Du mich lieben können, wenn mein Unſtern mich nicht erſt zu ſpät zurückgeführt hätte?

Vanna: Wenn ich Dir ſagen könnte, daß ich Dich geliebt hätte, hieße das nicht ſchon Dich lieben, Gianello? Und Du weißt doch ſo gut wie ich, das kann nicht ſein . . . Aber wir ſprechen hier, als lebten wir auf einer wüſten Inſel . . . Stünd' ich allein, ſo hätt' ich nichts dagegen . . . Doch wir vergeſſen ganz, was ein Dritter leidet, dieweil wir hier in der Erinnerung ſchwelgen . . . Als ich Piſa verließ, wie litt er da, wie bebte ſeine Stimme, wie bleich war ſein Geſicht . . . Ich darf nicht länger ſäumen! . . . Das Morgenrot muß nahe ſein und es drängt mich zu erfahren . . . Aber ich höre Schritte . . . Es ſchleicht jemand ums Zelt, und der Zufall ſelbſt hat mehr Herz als wir . . . Am Eingang wird geflüſtert . . . Horch, horch . . . Was iſt das? . . .

4. Auftritt.

Die Vorigen. Vedio.

(Man hört flüſtern und haſtige Schritte um das Zelt herum, dann ruft Vedios Stimme von draußen.)

Vedio (draußen): Herr! . . .

Prinzivalli: Es iſt mein Sekretär . . . Komm herein! . . . Was giebt's? . . .

Vedio (am Zelteingang): Ich bin gelaufen . . . Flieht, Herr! . . . Es iſt die höchſte Zeit . . . Meſſer Maladura, der zweite Komiſſar von Florenz . . .

Prinzivalli: Er war doch in Bibbiena . . .

Vedio: Er iſt wieder da . . . Er kommt mit ſechshundert Mann . . . Es ſind Florentiner . . . Ich ſah ſie anmarſchieren . . . Das Lager iſt in Aufruhr . . . Er bringt Befehle . . . Er erklärt Euch für einen Verräter . . . Er ſucht Trivulzio . . . Ich fürchte, er findet ihn, bevor Ihr . . .

Prinzivalli: Komm, Vanna . . .

Vanna: Wo ſoll ich hin? . . .

Prinzivalli: Vedio wird Dich mit zwei ſicheren Leuten nach Piſa führen . . .

Vanna: Und Du, was wird aus Dir? . . .

Prinzivalli: Ich weiß es nicht; was thut's? Die Welt iſt weit genug, um mir eine Zuflucht zu bieten . . .

Vedio: Oh, Herr, nehmt Euch in acht . . . Sie haben das ganze Land rings um die Stadt beſetzt, und ganz Toscana wimmelt von Spionen! . . .

Vanna: Komm mit nach Piſa.

Prinzivalli: Mit Dir? . . .

Vanna: Ja.

Prinzivalli: Ich kann nicht . . .

Vanna: Nur für wenige Tage . . . So entgehſt Du den erſten Verfolgungen . . .

Prinzivalli: Was wird Dein Gatte thun? . . .

Vanna: Er weiß ſo gut wie Du, was er einem Gaſte ſchuldet . . .

Prinzivalli: Wird er Dir glauben, wenn Du ihm ſagſt? . . .

Vanna: Ja. — Wenn er mir nicht glaubte . . . Doch das kann nicht ſein . . . — Komm . . .

Prinzivalli: Nein.

Vanna: Warum nicht? — Was fürchteſt Du? . . .

Prinzivalli: Ich fürchte nur für Dich . . .

Vanna: Für mich bleibt die Gefahr die gleiche, ob ich allein bin oder Du mit mir. — Für Dich nur iſt zu fürchten. — Du haſt Piſa gerettet, es ziemt ſich, daß es Dich nun rettet . . . Du kommſt in meinem Schutz, ich haſte für Dich . . .

Prinzivalli: So will ich Dich begleiten . . .

Vanna: Das iſt der ſchönſte Beweis Deiner Liebe . . . Komm . .

Prinzivalli: Und Deine Wunde? . . .

Vanna: Die Deine iſt viel ſchlimmer . . .

Prinzivalli: Sei unbeſorgt . . . Es iſt die erſte nicht . . . Aber die Deine . . . Es iſt, als ob das Blut . . . (Er ſucht den Mantel mit der Hand fortzuſchieben.)

Vanna (ihm in den Arm fallend und ſich noch enger in den Mantel hüllend): Nein . . . Nein, Gianello . . . Wir ſind jetzt nicht mehr Feinde . . . — Mich friert . . .

Prinzivalli: Ach, ich vergaß, Du biſt faſt bloß der Nacht und Kälte ausgeſetzt; und ich bin der Barbar, der das gewollt hat . . . — Hier in den großen Truhen liegt die Kriegsbeute für Dich aufgeſammelt . . . Hier ſind goldene Gewänder, Mäntel von Brokat . . .

Vanna (ergreift einen der Schleier und hüllt ſich darin ein): Nein, dieſen Schleier nur . . . Es drängt mich, Dich zu retten . . . Komm, öffne mir das Zelt . . .

Prinzivalli geht mit Vanna an den Zelteingang, hebt die Falten des Vorhanges und ſchlägt ihn ganz zurück. Dumpfes Getöſe, dazwiſchen ferner, begeiſterter Glockenklang, der plötzlich durch die nächtliche Stille dringt, während man durch die vom Wind bewegte Zeltöffnung am Horizont die Stadt Piſa im Lichterglanz erblickt, ganz überdeckt von Freudenfeuern, die einen rieſigen Feuerſchein an den noch dunklen Himmel werfen.

Prinzivalli: Vanna! Vanna! Schau! . . .

Vanna: Was iſt das, Gianello? . . . — Oh, nun verſteh' ich auch! . . . Es ſind die Freudenfeuer, die ſie entzündet haben, um Dein Werk zu feiern . . . Die Mauern glühn von ihrem Schein, die Wälle ſind in Flammen, der Campanile brennt wie eine Freudenfackel! . . . Alle die Türme funkeln zu den

Sternen empor! . . . Die Straßen bilden Lichtwege am Firmament! . . . Ich erkenne ihren Lauf, ich folge ihnen im Azur, wie heute morgen auf dem Pflaster! . . . Da ist die Piazza und ihr Feuerdom, dort der Camposanto bildet eine Schatteninsel . . . Es ist, als ob das Leben, das sich schon verloren gab, in Hast und Eile wiederkehrt, hochlodert an den Turmspitzen, hervorbricht aus den Steinen, über die Mauern quillt, die Felder überschwemmt und uns entgegen kommt, um uns zurückzurufen . . . Horch! Horch . . . Hörst Du nicht das Rufen und den grenzenlosen Taumel, der da schwillt, als ob das Meer in Pisa einbräche . . . Die Glocken, die da klingen, wie am Hochzeitstag? Ach, ich bin überglücklich, zwiefach überglücklich ob des Glückes, das ich Dem danke, der mich über alles liebt! . . . Komm, Gianello. (Sie giebt ihm einen Kuß auf die Stirn.) — Nimm den einzigen Kuß, den ich Dir geben darf . . .

Prinzivalli: Oh, Giovanna! . . . Er ist der schönste, den die Liebe erhoffte! . . . — Doch was ist Dir? . . . Du wankst und Deine Kniee sinken . . . Komm, stütze Dich auf mich; leg Deinen Arm um meinen Hals . . .

Vanna: Es ist nichts. Ich folge Dir . . . Ich war geblendet . . . Ich hatte der Kraft des Weibes zu viel zugetraut . . . Stütze mich, trage mich hinfort, damit nichts meine ersten glücklichen Schritte hemmt . . . — Oh, wie schön ist die Nacht in dem aufsteigenden Morgenrot! . . . Komm rasch, es ist die höchste Zeit . . . Wir müssen dort sein, ehe noch die Freude erloschen ist . . .

(Eng umschlungen ab.)

Dritter Aufzug.

Prunksaal im Palaste des Guido Colonna. Hohe Fenster, Marmorsäulen, Säulengänge, gewirkte Tapeten u. s. w. Links im Hintergrunde eine breite Terrasse, auf deren Balustraden große Blumenvasen stehen; von außen führt eine doppelte Freitreppe zu ihr empor. In der Mitte des Saales zwischen den Säulen eine breite Marmortreppe nach derselben Terrasse, von der aus man die Stadt zum Teil überblicken kann.

1. Auftritt.

Guido, Marco, Borso und Torello treten auf.

Guido: Ich habe gethan, was Ihr wolltet, was sie wollte, was alle wollten; es ist recht und billig, daß auch mein Wille nun geschieht. Ich habe geschwiegen, ich habe mich verborgen, ich habe meinen Atem angehalten, wie ein Feigling, wenn die Diebe sein Haus plündern . . . Und ich war ehrlich in meiner Erniedrigung! . . . Ihr habt mich zum gewissenhaften Kaufmann gemacht . . . Sieh, da tagt es . . . Ich habe mich bis jetzt nicht gerührt . . . Ich habe die Schmach gewogen und berechnet . . . Der Kauf mußte in Ehren abgeschlossen und alle unsere Lebensmittel mußten bezahlt werden! Der Käufer mußte diese edle Nacht bis auf die letzten Minuten auskosten! Ha, das war nicht zu teuer für soviel Korn, soviel Rinder und Gemüse! . . . Nun habe ich bezahlt, und Ihr habt gegessen . . . Jetzt bin ich frei, jetzt bin ich wieder Herr und trete aus meiner Schmach heraus . . .

Marco: Mein Sohn, ich weiß nicht, was Du zu thun gedenkſt, und niemand hat das Recht, ſich in einen Schmerz zu miſchen, der wie der Deine iſt ... Auch kann ihn niemand lindern, und das unendliche Glück, das er uns gebracht hat und das Dich von allen Seiten umgiebt, auch dieſes Glück ſelbſt, das verſtehe ich wohl, wird die erſten Thränen, die Du weinteſt, nur heißer brennen laſſen ... Jetzt, da die Stadt gerettet iſt, bereuen wir faſt ſelbſt das Heil, das Dir ſo viel gekoſtet hat, und unwillkürlich neigen wir das Haupt vor dem, der ungerecht genug allein die ganze Buße zahlt ... Und doch: wenn es noch einmal geſtern wäre, ſo müßte ich noch einmal handeln, wie ich gehandelt habe, ſo müßte ich dieſelben Opfer heiſchen und zur gleichen Ungerechtigkeit anfeuern; denn wer gerecht ſein möchte, muß ſein Leben lang zu ſeinem Kummer zwiſchen zwei oder drei ungleichen Ungerechtigkeiten wählen ... Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll; doch wenn meine Stimme, die Du einſt liebteſt, noch ein letztes Mal zu dieſem Herzen dringen darf, das ſtets auf ſie gehört hat, ſo bitte ich Dich, mein Sohn: folge nicht blind den erſten Eingebungen des Zornes und Unglücks ... Warte wenigſtens, bis die gefährliche Stunde vorüber iſt, in der man Worte ſpricht, die ſich nicht mehr widerrufen laſſen ... Vanna wird wiederkehren ... Richte ſie heute nicht, verſtoße niemand, thue nichts Unwiderrufliches ... Denn alles, was man in einem übergroßen Leide thut und ſpricht, iſt von Natur ſo grauſam unwiderruflich! ... Vanna wird wiederkehren, verzweifelt und glückſelig ... Mach' ihr keine Vorwürfe ... Empfange ſie nach ihrer Heimkehr nicht eher, als bis Du die Kraft fühlſt, ſo zu ihr zu reden, wie wenn ſie ſchon ſeit Tagen heimgekehrt wäre ... Wir armen Menſchen ſind die Spielzeuge ſo vieler großer Dinge, und ſoviel Güte, Gerechtigkeit und Weisheit liegt für uns in ein paar dahinfließenden Stunden; und die Worte, die allein mitzählen, die man vorausſehen müßte, wenn uns das Unglück blendet, die ſpricht man erſt, wenn man verſtanden hat, wenn man verziehen hat und wieder liebt ...

Guido: Noch etwas? ... Nun, jetzt iſt nicht mehr die Stunde der Honigworte, und es giebt Keinen, den ſie noch täuſchen könnten! ... Ich ließ Dich zum letzten Male reden, was Du mir zu ſagen hatteſt, denn wiſſen wollt' ich, was mir Deine Weisheit zum Tauſch zu geben hatte für mein Leben, das ſie ſo ſchön zerſtört hat ... Und das giebt ſie mir nun! Abwarten, dulden, billigen, vergeſſen, verzeihen und weinen! ... Oh nein! Das iſt zu wenig! ... Da bin ich lieber nicht weiſe, und mich verlangt nach etwas anderem als nach Worten, um meine Schmach zu tilgen! Was ich thun werde, iſt ſehr einfach. Vor wenigen Jahren hätteſt Du's mich ſelbſt geheißen. Ein Mann hat Vanna mir genommen; Vanna iſt nicht mehr mein, ſolange dieſer Mann lebt. Ich folge andern Regeln, als denen der Grammatik. Ich folge dem großen Geſetz, das jeden Mann beherrſcht, deß Herz noch lebt ... Piſa hat nun genug zum Eſſen und zum Kämpfen. Es hat Waffen; ich verlange meinen Teil davon nach Recht und Billigkeit. Von heute an ſind ſeine Krieger mein, zum mindeſten die beſten, die ich ſelbſt geworben und aus meiner Börſe bezahlt habe. Ich ſchulde Piſa nichts mehr, und ich fordere mein Hab und Gut wieder

ein. Sie ſollen erſt dann zurückkehren, wenn ſie gethan haben, was ich nach Recht und Geſetz verlangen darf . . . Im übrigen ſteht es ſo: Vanna . . . verzeihe ich oder werde ich verzeihen, wenn jener nicht mehr lebt . . . Sie iſt getäuſcht worden; ſie hat ſich ſchrecklich, aber wie eine Heldin vergangen . . . Man hat mit ihrem Mitleid und ihrer Seelengröße ſchändlich geſpielt . . . Nun wohl, wenn das ſich nicht vergißt, ſo kann ſichs doch ſo weit in die Vergangenheit zurückverlieren, daß die Liebe, wenn ſie es ſucht, es nicht mehr findet . . . Doch Einen giebt es, den ich fortan nicht ohne Scham und Abſcheu ſehen kann . . . Es iſt hier ein Menſch, deß einziger Beruf es war, der Hort und Hüter eines großen, edlen Glücks zu ſein . . . Er aber ward zum Todfeind dieſes Glückes, und Du wirſt das entſetzliche und doch gerechte Schauſpiel ſehen, daß ein Sohn in einer augenblicklich verkehrten Welt den eigenen Vater richtet, ihn verflucht, verleugnet und aus ſeinem Angeſicht verjagt, ihn haßt und ihn verachtet! . . .

Marco: Mein Sohn, verfluche mich, wenn Du ihr nur vergiebſt . . . Iſt eine Heldenthat, die ſoviel Menſchenleben rettete, in Deinen Augen eine unverzeihliche Sünde, ſo fällt die Schuld allein auf mich, die Heldenthat bleibt für die anderen . . . Mein Rat war gut, aber bequem, denn ich habe am Opfer ja nicht teilgenommen . . . Heut', wo er mir mein Teuerſtes raubt, dünkt er mich beſſer . . . Du haſt nach Deinem Gewiſſen gerichtet, wie ich es auch gethan hätte, wenn ich jünger wäre . . . Ich gehe, mein Sohn; Du wirſt mich nicht mehr ſehen; ich verſtehe, daß mein Anblick Dir ſchmerzlich wäre; doch ich hoffe Dich wiederzuſehen, ohne daß Du mich erblickſt . . . Und weil ich denn ſcheide ohne Hoffnung, daß ich bis zu der Stunde leben werde, wo Du mir das Böſe verzeihſt, das ich Dir that, — denn ich weiß es wohl aus meinem eigenen Leben, daß die Verzeihung nur langſam naht, wenn man wie Du mitten im Leben ſteht, — weil ich denn ſcheide, ohne daß mir etwas bleibt, worum man mich beneiden könnte, ſo möcht' ich wenigſtens ſicher ſein, daß ich allen Haß und Groll mit mir fortnehme und alle grauſamen Erinnerungen aus Deinem Herzen, und daß nichts davon für ſie verſpart bleibt, wenn ſie kommen wird . . . Ich habe nur noch eine Bitte an Dich . . . Vergönne mir, daß ich zum letzten Male ſehe, wie ſie ſich in Deine Arme wirft . . . Dann will ich gehen und nicht klagen, und Dich auch nicht für ungerecht halten . . . Es iſt im Jammer unſres Menſchenlebens gut, wenn der Aelteſte alles auf ſeine Schultern nimmt, was er tragen kann, denn er hat ja nur noch wenige Schritte, bis ihm die Laſt genommen wird . . . (Schon während Marcos letzter Worte hört man draußen ein lautes, verworrenes Geräuſch ſich erheben. In dem Schweigen, das ſeiner Rede folgt, nimmt dieſes Geräuſch zu, kommt näher und wird deutlicher. Bald hört man durch das Stimmengewirr und den unbeſtimmten Lärm hindurch immer deutlicher den tauſendfältig wiederholten Ruf: „Vanna! Vanna! Unſere Monna Vanna! . . . Heil Monna Vanna! . . . Vanna! Vanna! Vanna!" . . . u. ſ. w.).

Marco (eilt nach dem Säulengange, der zur Terraſſe führt): Sie iſt's, Vanna! . . . Sie kehrt zurück! . . . Sie iſt da . . . Sie jubeln ihr zu! Sie jubeln ihr zu! Horch! . . .

Borſo und Torello folgen ihm auf die Terraſſe, während Guido, gegen eine Säule

gelehnt, allein ſtehen bleibt und in die Ferne blickt. Die Rufe draußen werden immer lauter und nähern ſich ſchnell.

Marco (auf der Terraſſe): Oh, der Platz, die Straßen, die Bäume, die Fenſter, alles wimmelt von Köpfen und winkenden Armen! . . . Man möchte meinen, die Steine und Blätter und Ziegel hätten ſich in Menſchen verwandelt! . . . Doch wo iſt Vanna? . . . Ich ſehe nur eine Wolke, die ſich teilt und ſchließt! . . . Borſo, meine armen Augen verraten meine Liebe . . . Das Alter, die Thränen, die Furcht blenden ſie . . . Sie finden die Einzige nicht, die ſie ſuchen! . . . Wo iſt ſie? . . . Siehſt Du ſie? Wohin ſoll ich ihr entgegengehen? . . .

Borſo (ihn zurückhaltend): Nein, geht nicht hinunter . . . Das Gedränge iſt zu dicht, und die Menge iſt zügellos . . . Sie treten die Weiber nieder und rennen die Kinder um . . . Zudem iſt's unnütz; Vanna wird hier ſein, ehe Ihr . . . Sie naht, ſie iſt ſchon da . . Sie ſchaut empor, ſie hat uns erkannt . . . Sie ſchreitet ſchneller, ſie blickt her und lächelt . . .

Marco: So ſeht Ihr ſie, und ich kann ſie nicht erkennen! . . . Oh, meine Augen ſind faſt blind, ſie ſehen nichts mehr! . . . Zum erſten Male fluche ich dem Alter, das mir ſo vieles offenbart hat und nur die Eine mir verbirgt! . . . Doch ſeht Ihr ſie, ſo ſagt, wie ſieht ſie aus? . . . Seht Ihr ihr Antlitz?

Borſo: Sie zieht im Triumph einher. Es iſt, als leuchtete ihr Antlitz der jubelnden Menge . . .

Torello: Aber wer iſt der Mann, der ihr zur Seite geht? . . .

Borſo: Ich weiß nicht . . . Ich kenne ihn nicht . . . Sein Geſicht iſt verhüllt . . .

Marco: Hört nur den Freudentaumel! . . . Der ganze Palaſt zittert, und die Blumen in den großen Vaſen fallen auf die Brüſtung . . . Es iſt, als thäten ſich die Marmorflieſen und die Stufen unter unſeren Füßen auf, um uns alle hinzureißen zu der toſenden Freude! . . . Ah, nun fange ich an zu ſehen! . . . Die Menge brandet ſchon bis an das Gitter . . . Ich ſehe, wie ſie ſich auf dem Platze jählings teilt . . .

Borſo: Ja, die Menge öffnet ſich vor Vannas Schritten und bildet eine Mauer des Triumphes und der Liebe . . . Sie ſtreuen ihr Blumen, ſie breiten Palmen und werfen Juwelen auf ihren Weg . . . Die Mütter halten ihr die Kinder entgegen, damit ſie ſie berührt, und die Männer fallen aufs Knie und küſſen die Steine, die ihr Fuß geſtreift hat . . . Vorſicht . . . Sie nahen . . . Sie beherrſchen ſich nicht mehr . . . Wir werden umgeriſſen, wenn ſie die Treppe heraufſtürmen . . . Zum Glück eilen die Wachen von allen Seiten herbei, um den Eingang zu ſperren . . . Ich will ihnen befehlen, das Volk zurückzuhalten und die Thore zu ſchließen, wenn es noch Zeit iſt . . .

Marco: Nein! Nein! Laß die Freude ſich hier austoben, wie ſie es in ihrem Herzen thut! . . . Was thut es, daß die Liebe, wenn ſie ſo mächtig iſt, zerſtört! . . . Sie haben Leid genug erfahren, daß ihre Befreiung alle Schranken fortreißt! . . . Oh, mein armes, gutes Volk! . . . Ich bin auch

trunken vor Freude und juble mit Dir! . . . Oh, Vanna, meine Vanna! . . . Biſt Du's, die ich am Fuß der Treppe ſehe? . . . (Er ſtürzt Vanna entgegen, um ſie zu empfangen, wird aber von Borſo und Torello zurückgehalten.) Komm! . . . Komm! Vanna! . . . Sie halten mich hier feſt . . . Sie haben Angſt vor der Freude . . . Komm! Vanna! Komm! . . . Du, ſchöner als Judith und und reiner als Lucrezia! . . . Komm herauf, Vanna herauf unter Blumen! (Er eilt an die Blumenvaſen, deren Blüten er mit vollen Händen abreißt und auf den Fuß der Treppe wirft.) Auch ich habe Blumen, das Leben zu grüßen . . . Auch ich habe Lilien, Lorbeer und Roſen, den Ruhm zu krönen!

Der Beifallsjubel wird immer wilder, während Vanna, von Prinzivalli begleitet, die Treppen hinaufſteigt und oben auf der letzten Stufe in Marcos offene Arme ſinkt. Die Menge überflutet die Treppe, die Terraſſe und die Säulengänge, hält ſich jedoch in ehrerbietigem Abſtande von der durch Vanna, Prinzivalli, Marco, Borſo und Torello gebildeten Gruppe.

Vanna (in Marcos Arme eilend): Mein Vater, ich bin glücklich . . .

Marco (ſie umſchlingend): Und ich auch, mein Kind, ich habe Dich wieder! . . . Laß mich Dich anſchauen in unſern Küſſen . . . Wie Du ſtrahlſt! Als kämſt Du von den Quellen des Himmels, der Deinem Einzug leuchtet! . . . Und der ſchreckliche Feind hat nicht einen Strahl Deiner Augen, nicht ein Lächeln Deiner Lippen zu trüben vermocht! . . .

Vanna: Vater, ich will Euch ſagen . . . Aber wo iſt denn Guido? . . . Ihn muß ich vor allem erlöſen . . . Er weiß noch nicht . . .

Marco: Komm, Vanna, hier iſt er . . . Komm, mich verſtößt er, und vielleicht mit Recht, doch Dir verzeiht er Deine hochherzige Schuld, und ich will Dich in ſeine Arme führen, auf daß mein letzter Gruß und mein letzter Blick Euch wieder in Liebe vereint finden . . . (In dieſem Augenblick tritt Guido auf Vanna zu. Sie will ſprechen und macht eine Bewegung, als wollte ſie ſich in ſeine Arme ſtürzen, doch Guido gebietet ihr durch eine plötzliche Gebärde Halt und ſtößt ſie zurück.)

Guido (zu den ihn Umringenden, mit kurzer, ſcharfer und gebieteriſcher Stimme): Laßt uns allein!

Vanna: Nein, nein! . . . Bleibt alle! . . . Guido, Du weißt nicht . . . Ich will Dir ſagen . . . Ich will ihnen allen ſagen! . . . Guido, ich kehre rein zurück, und niemand kann . . .

Guido (unterbricht ſie, ſtößt ſie abermals zurück und ſchreit mit zornerfüllter Stimme): Du, komm mir nicht näher; rühr' mich noch nicht an . . . (Auf die Menge zuſchreitend, die den Saal zu erfüllen beginnt und vor ihm zurückweicht): Habt Ihr mich verſtanden? . . . Ich bitte Euch, geht hinaus und laßt uns allein. Ihr ſeid in Eurem Hauſe Herr, ich bin es hier. Borſo und Torello, ruft die Wachen. Ah, ich verſtehe! . . . Euch fehlt das Schauſpiel nach dem großen Feſt! . . . Doch Ihr ſollt keines haben; es iſt nicht für Euch beſtimmt, Ihr verdient es nicht . . . Ihr habt Fleiſch und Wein; ich habe für Euch alle bezahlt; was wartet Ihr noch? . . . Zu mindeſt, denk' ich, laßt mir meinen Schmerz . . . Geht Eurer Wege, eßt! Geht Eurer Wege, trinkt! . . . Ich habe andere Sorgen, und ich werde mich hüten, daß Ihr meine Thränen ſeht . . . Geht Eurer Wege, ſag' ich Euch! . . . (Schweigende Bewegung in der Menge,

die allmählich verſchwindet.) Zaudert noch wer? . . . (Seinen Vater am Arme packend): Du auch! Du vor allem! Du noch mehr als die andern, denn es iſt Deine Schuld! . . . Du ſollſt nicht ſehen, wie dieſe Thränen fließen! . . . Ach, einſam will ich ſein, einſamer als im Grabe, damit ich endlich erfahre, was ich wiſſen muß! . . . (Er bemerkt Prinzivalli, der ſich bisher nicht gerührt hat.) Und Ihr? . . . Wer ſeid Ihr, der da ſteht wie ein verſchleiertes Bild? . . . Seid Ihr die Schande oder der Tod, die meiner warten? . . . Habt Ihr nicht begriffen? Ihr ſollt fortgehen! . . . (Ergreift die Hellebarde einer Wache.) Soll ich Euch mit der Hellebarde fortjagen? . . . Ihr greift nach Eurem Degen? . . . Ich habe meinen auch; doch werd' ich ihn zu dieſem Zweck nicht ziehen . . . Er ſoll mir nur noch gegen Einen dienen; nur gegen Einen noch . . . Und der . . . Doch was ſoll dieſes Tuch, das Euern Kopf verhüllt? . . . Ich bin nicht aufgelegt zu Maskenſcherzen . . . Ihr antwortet nicht? . . . Ich will doch ſehen, wer Ihr ſeid; kommt her . . . (Er tritt auf ihn zu, um ihm das Tuch fortzureißen. Vanna wirft ſich zwiſchen ihn und Prinzivalli und hindert ihn.)

Vanna: Rührt ihn nicht an! . . .

Guido (betroffen innehaltend): Ah, Vanna? . . . Du, Vanna? . . . Woher kommt Dir dieſe Kraft? . . .

Vanna: Er war's der mich gerettet hat . . .

Guido: Ha, ha, er hat Dich gerettet! . . . Nachher hat er Dich gerettet . . . Als es zu ſpät war . . . Er hat ein gutes Werk gethan . . . Noch beſſer war's . . .

Vanna (fieberhaft): Laß mich Dir endlich ſagen . . . Guido, ich flehe Dich an . . . Ein Wort, und Du weißt alles . . . Er hat mich gerettet, ſag' ich Dir! Verſchont, geachtet . . . Er hat mich nicht angerührt . . . Niemand hat mich berührt . . . Er kommt in meinem Schutz hierher . . . Ich gab mein Wort, Dein Wort und unſer aller . . . Laß Deinen Zorn verrauchen . . . Laß mich Dir ſagen . . . Er ſprach kein Wort, er that nichts, was . . .

Guido: Wer iſt es denn aber? Wer iſt es?

Vanna: Prinzivalli . . .

Guido: Wer? . . . Er? . . . Wer? Der da? . . . Prinzivalli, der hier? . . .

Vanna: Ja, ja; er iſt Dein Gaſt . . . Er hat Vertrauen zu Dir! . . . Er iſt unſer Retter . . .

Guido (nach einem Augenblick der Starre, mit gewaltſamer, immer mehr zunehmender Erregung, in der er Vanna nicht zu Worte kommen läßt): Oh! Das! Das, meine Vanna! . . . Oh, das fällt endlich wie ein keuſcher Thau aus aller Himmel Himmel! . . . Oh Vanna, meine Vanna! . . . Du biſt groß; ich liebe Dich und ich verſtehe endlich! . . . Jawohl, Du hatteſt recht; da es ſein mußte, mußte es ſo ſein! . . . Oh, ich begreife Deine Liſt, die ſtärker war, als ſein Verbrechen! Doch ich wußte nicht, ich ahnte nicht . . . Eine andere hätte ihn getötet, wie Judith den Holofernes ſchlachtete . . . Doch ſein Verbrechen iſt größer als das des Holofernes und fordert eine größere Rache . . . Er mußte hergeführt werden, und Du haſt es vollbracht . . . Er mußte mitten durch die

Schaar der Opfer, die nun ſeine Henker werden ... Der Triumph iſt glänzend! ... Er folgte Deinen Küſſen ſanftmütig, zärtlich, wie ein Lamm, das einem Blütenzweige nachläuft! ... Was liegt an den Küſſen, die der Haß gab! ... Dafür ging er ja in die Falle ... Jawohl, Du hatteſt recht; wenn Du ihn dort allein in ſeinem Zelt getötet hätteſt, nach ſeinem gräßlichen Verbrechen, das hätte nicht genügt; ein Zweifel wär' geblieben; keiner hätte es geſehen ... Doch jeder kennt den ruchloſen Pakt; erfahre denn ein jeder auch den Lohn für eine ſolche Sünde wider die Natur ... Doch wie haſt Du das vollbracht? ... Das iſt der größte Triumph der Frauenehre ... Ach, Du willſt es ihnen ſagen! ... (Eilt zur Terraſſe und ſchreit aus vollem Halſe): Prinzivalli! Prinzivalli! ... Der Feind iſt unſer! ...

Vanna (eilt ihm nach und bemüht ſich ihn zurückzuhalten): Nein, nein; höre mich an ... Nein, ſo iſt es nicht ... Guido, ich beſchwöre Dich ... Nein, Guido, Du täuſcheſt Dich ...

Guido (reißt ſich los und ſchreit mit verdoppelter Kraft): Laß mich, Du wirſt ſchon ſehen ... Sie ſollen's alle wiſſen ... (Der Menge zurufend): Jetzt könnt Ihr, jetzt ſollt Ihr wiederkommen! ... Du auch, mein Vater, deſſen greiſes Haupt ſich dort zwiſchen den Säulen der Brüſtung durchzwängt und auf mein Geſchick lauert, als ob Du eines Gottes harrteſt, der endlich kommt, um wieder gut zu machen, was Du verſündigt haſt, und uns den Frieden wieder zu bringen! Kehre zurück! Der Friede iſt da und ein großes Wunder iſt geſchehen! ... Was noch geſchehen wird, das ſollen ſelbſt die Steine hören und ſehen ... Ich verberge mich nicht länger, und meine Schande weicht! ... Ich gehe reiner als die Reinſten daraus hervor, und glücklicher als die, die nichts verloren! Jetzt könnt Ihr meiner Vanna zujubeln! ... Ich juble mit Euch und lauter als Ihr alle! ... (Er ſtößt das Volk, das ſich auf der Terraſſe drängt, in den Saal hinein.) Diesmal ſollt Ihr ein Schauſpiel haben! .... Es giebt eine Gerechtigkeit! ... Ach, ich wußte es, doch hätt' ich nicht geglaubt, daß ſie ſo ſchnell eintrat! ... Ich hoffte ſie in Jahren zu erſpähen, in langen Jahren ... Ich meinte mein Leben damit zu verbringen, ihr allerorten nachzuſpüren, an Kreuzwegen, in Wäldern, auf den Straßen ... Und ſiehe da, ſie ſteht mitten in dieſem Saal, ſie ſteht plötzlich vor mir, vor uns auf dieſen Stufen! ... Oh, ungeheures Wunder! ... Wie es geſchah? ... Wir werden es erfahren: Vanna hat es vollbracht ... Doch da ſie hier iſt, ſo muß ſie ihr Werk auch ſelbſt vollenden ... (Zu Marco, den er beim Arme nimmt): Siehſt Du den Mann? ...

Marco: Ja, wer iſt es? ...

Guido: Du ſahſt ihn doch; Du ſprachſt mit ihm, Du, ſein gefälliger Zwiſchenträger ...

(Prinzivalli blickt Marco an, der ihn erkennt.)

Marco: Prinzivalli! ... (Bewegung in der Menge.)

Guido: Jawohl, er iſt's, er ſelbſt, es iſt kein Zweifel ... Geh doch hin, reich' ihm die Hand, rede mit ihm ... Vielleicht bringt er noch eine neue Botſchaft? ... Ja, wahrlich, das iſt nicht mehr der glänzende Prinzivalli, doch

Mitleid liegt mir fern! . . . Durch ungeheure, unerhörte Liſt hat er mir das Einzige auf der Welt geraubt, was ich niemandem geben kann . . . Und er iſt ſelbſt gekommen, durch die Gerechtigkeit hierhergeführt, und eine andere Liſt, noch ſchöner als Gerechtigkeit, um ſich von mir den einzigen Lohn zu holen, den ich ihm geben kann . . . Hatte ich nicht recht, ein Wunder zu verheißen? Kommt näher, ohne Furcht; er wird nicht entwiſchen . . . Doch ſchließt die Thüren gut! . . . Es ſoll kein zweites Wunder ihn uns rauben! . . . Aber wir wollen ihn jetzt noch nicht anrühren . . . Verſparen wir ihn uns zu langſameren Freuden . . . Oh, meine armen Brüder; die er ſo gequält hat, die er abſchlachten wollte, deren Frauen und Kinder er verkauft hat: ſeht ihn Euch an, da ſteht er; er iſt mein, er iſt Euer, er iſt unſer, ſag' ich Euch! . . . Doch Euch hat er nicht ſo gequält wie mich . . . Ich laß' ihn Euch ſofort . . . Meine Vanna bringt ihn uns, damit unſere Schmach durch unſere Rache geſühnt wird! . . . (Sich unmittelbar an die Menge wendend) Ihr ſeid alle hier und werdet Zeugen ſein . . . Es muß Euch klar werden . . . Habt Ihr das Wunder des Heldenmuts verſtanden? . . . Dieſer Menſch nahm Vanna in Beſitz. Er durfte es; Ihr alle habt es gewollt, Ihr habt ſie verkauft . . . Ich fluche keinem; was geſchehen iſt, das iſt geſchehen, und Ihr hattet recht, daß Ihr das Leben meinem armen Glück vorzoget . . . Was aber hättet Ihr erfunden, um die Liebe durch dasſelbe Mittel, das ſie tötet, wieder vom Tode zu erwecken? . . . Ihr wußtet zu zerſtören, nun gilt es neu zu erbauen! . . . Nun wohl, Vanna hat es vermocht . . . Sie erfand was beſſeres, als Lucrezia oder Judith! . . . Lucrezia hat ſich ſelbſt getötet, Judith tötete den Holofernes . . . Oh, das iſt wirklich zu einfach und zu geheimnisvoll! . . . Vanna tötet keinen in einem wohlverſchloſſenen Zelte, doch ſie führt das Opfertier lebend, ſie führt das Opfertier vor aller Augen hierher . . . Wir alle werden den Schandfleck austilgen . . . Wie hat ſie dies vollbracht? . . . Sie wird's Euch ſagen . . .

Vanna: Ja, ich werd' es Euch ſagen, aber es war ganz anders! . . .

Guido (unterbricht Vanna und will ſie küſſen): Zuerſt laß Dich umarmen, damit alle wiſſen . . .

Vanna (ihn mit Gewalt zurückſtoßend): Nein, nein, nein, noch nicht! . . . Nein, nein, nein, niemals mehr, wenn Du mich nicht hörſt! Höre mich an, Guido . . . Es gilt diesmal eine wahrere Ehre und ein anderes Glück, als das, was Dich beirrt! . . . Ach, ich bin glücklich, daß alle wiederkamen . . . Sie hören mich vielleicht, eh' Du mich hörſt . . . Höre mich, Guido . . . Ich will nicht zurück in Deine Arme, eh' Du nicht weißt . . .

Guido (ſie unterbrechend und noch immer preſſend): Ich werd' es wiſſen; ich werd' es wiſſen, doch vor allem will ich . . .

Vanna: Höre mich an, ſag' ich Dir! . . . Ich habe nie gelogen; doch heute ſage ich die tiefſte Wahrheit, die man nur einmal ſagt, die Wahrheit, die tötet oder lebendig macht . . . Höre mich an, Guido, und ſchaue mich auch an in dieſer Stunde, wenn Du mich bisher noch nicht geſehen haſt; ſie iſt die erſte und die einzige, wo Du mich lieben kannſt, wie ich geliebt ſein will . . . Ich ſpreche jetzt im Namen unſeres Ehelebens, im Namen alles deſſen, was ich

bin, und was Du mir biſt . . . Sei fähig, das Unglaubliche zu glauben . . . Dieſer Mann hat mich nicht angerührt . . . Er konnte alles, denn ich war ihm ausgeliefert . . . Er hat mich nicht berührt, und ich verließ ſein Zelt wie das Haus eines Bruders . . .

Guido: Warum?

Vanna: Weil er mich liebt . . .

Guido: Ah! Das alſo war's, was Du uns ſagen wollteſt . . . Das war das Wunder! . . . Jawohl, ich hatte ſchon bei den erſten Worten etwas gehört, was unverſtändlich war . . . Es war nur wie ein Blitz, ich hatt' es nicht beachtet . . . Ich glaubte, die Verwirrung und der Taumel des Entſetzens . . . Doch ich ſehe jetzt, daß ich hier klarer ſehen muß . . . (Plötzlich mit ruhiger Stimme.) Alſo, als er Dich faſt entblößt in ſeinem Zelte hatte, die ganze Nacht allein, hat dieſer Mann Dich nicht beſeſſen? . . .

Vanna (kraftvoll): Nein! . . .

Guido: Er hat Dich nicht berührt, Dich nicht umarmt? . . .

Vanna: Ich gab ihm einen Kuß nur auf die Stirn; er hat ihn nicht erwidert . . .

Guido: Auf die Stirn! . . . Schau mich an, Vanna . . . Sehe ich aus wie einer, dem man weismachen kann, die Sterne ſeien Nießwurzkörner und der Mond verlöſche, wenn man in einen Brunnen ſpuckt? . . . Seit welchem Abenteuer . . . Oh, ich will nicht ſagen . . . Ich will uns nur noch nicht für immerdar entzweien . . . Ich ſehe nicht Dein Ziel, oder iſt es der Taumel dieſer ſchauerlichen Nacht, der Deinen Verſtand trübt oder meinen . . .

Vanna: Es iſt kein Taumel, es iſt die Wahrheit . . .

Guido: Die Wahrheit, großer Gott! . . . Sie ſuch' ich einzig! . . . Aber ſie müßte doch ans menſchliche reichen! . . . — Wie, ein Mann begehrt Dich ſo, daß er ſein Land verrät, daß er ſeine ganze Habe für eine Nacht verkauft, ſich ſelbſt für immerdar zu Grunde richtet und erniedrigt, daß er etwas thut, was nie geſchah, und ſich die ganze Welt zum Feinde macht! Wie, der Mann, der Dich allein und bloß in ſeinem Zelt beherbergt, der nur die eine Nacht hat, die er um ſolchen Preis erkauft: der Mann ſoll ſich mit einem Kuß begnügen auf Deine Stirn und ſich bis hierher wagen, um uns das weiszumachen! . . . Nein, die Gerechtigkeit nimmt ihren Lauf, und nicht zu lange mehr ſoll er des Unglücks ſpotten . . . Wenn er das wollte, wozu braucht er da ein ganzes Volk in eine ſolche Nacht zu ſtürzen und mich in eine Angſt, die mich faſt toll und um zehn Jahre älter machte? . . . Ha, wenn er nichts als einen Kuß auf Deine Stirn wollte, ſo hätte er uns retten können ohne ſo viel Qual! . . . Er brauchte nur als befreiender Gott zu kommen . . . Doch nicht ſo verlangt und ſucht man einen Kuß auf die Stirn! . . . Die Wahrheit liegt in unſern Schmerzensſchreien und unſerer Verzweiflung . . . Nein, ich richte nicht, denn ich bin ſelbſt Partei und ſehe nicht mehr klar . . . Allein die andern mögen für mich richten und Antwort geben . . . (Sich an die Menge wendend.) — Habt Ihr gehört? . . . Ich weiß nicht, warum ſie ſo zu uns ſpricht . . . Doch was ſie ſagte, iſt geſagt, und Ihr ſollt richten . . . Ihr

müßt ihr glauben, denn Euch hat sie ja gerettet! — Sprecht, glaubt Ihr das? . . . Wer immer ihr das glaubt, der trete vor und komme her, der menschlichen Vernunft zu spotten! . . . Ich will die sehen und kennen lernen, von welcher Art sie sind! . . .

Marco tritt aus der Menge vor; sonst hört man nur furchtsames und undeutliches Gemurmel.

Marco (bis zur Mitte des Saales vortretend): Ich glaube ihr! . . .

Guido: Du, ihr Mitschuldiger . . . — Aber die andern! . . . Wo sind sie, die da glauben? . . . (Zu Vanna.) — Hast Du sie gehört? . . . Die Du gerettet hast, sie fürchten das Gelächter, das diesen Saal erfüllen würde, und selbst die, die flüsterten, wagen sich nicht hervor . . . Und ich, ich sollte . . .

Vanna: Sie brauchen nicht zu glauben. Du aber, der mich liebt . . .

Guido: Ha, ich, weil ich Dich liebe, muß ich der Narr sein! . . . Nein, nein, höre mich . . . Meine Stimme ist nicht mehr wie vorhin . . . Der Zorn hat sich gelegt . . . So etwas bricht die Kraft, und ich bin mit einem Schlag ein alter Mann . . . Mein Zorn ist tot . . . Nein, etwas anderes tritt an seine Stelle . . . Das Alter und der Wahnsinn . . . Ich weiß noch nicht . . . Ich suche, ich sehe zu, ich taste in mir selbst, um das zu finden, was mir von meinem armen Glück noch übrig bleibt . . . Ich hoffe nur das Eine noch . . . Es scheint mir so hinfällig, daß ich es kaum zu erfassen wage . . . Ein Wort kann es zerstören, und doch muß ich's in meiner Angst wohl sagen . . . — Vanna, ich that sehr unrecht, daß ich die Menge zurückrief, ehe ich das wußte . . . Ich vergaß die Scham, die nicht sprechen konnte . . . — Du wagst es ihnen nicht zu sagen, was dieses Untier Dir angethan . . . Jawohl, ich hätte warten müssen, bis wir ganz allein waren . . . Da hättest Du mir die schnöde Wahrheit gestanden . . . Doch ach, ich weiß sie, und die anderen wissen sie auch . . . Wozu sie noch verbergen, Vanna; es ist zu spät . . . Jetzt mußt Du sie gestehen; jetzt laß die Scham sich selbst besiegen . . . Du wirst mir darum nicht grollen . . . Du wirst auch verstehen . . . In solchen Augenblicken weiß die Vernunft nicht mehr . . .

Vanna: Sieh mich an, Guido. — Ich lege alle meine Kraft, all meine Ehre, alles, was ich Dir schulde, in diesen letzten Blick . . . Es ist nicht die Scham, sondern die Wahrheit . . . Dieser Mann hat mich nicht angerührt . . .

Guido: Gut, das ist gut, sehr gut . . . Nun bleibt mir nichts . . . Ich weiß nun alles . . . Jawohl, es ist die Wahrheit, oder vielmehr die Liebe . . . Ich verstehe jetzt . . . Du wolltest ihn retten . . . Ich wußte nicht, was eine Nacht aus einem Weibe machen konnte, das ich so liebte . . . Aber so durftest Du ihn nicht retten . . . (Mit erhobener Stimme.) — Hört mich alle an! Es ist das letzte Mal! . . . Ich will einen Schwur thun . . . Ich zaudre noch, wie am Rande eines bodenlosen Abgrunds . . . Mir bleibt noch ein Augenblick, bis meine Hände sich öffnen . . . Ich will diese Frau nicht verderben . . . Hört Ihr mich noch? . . . Meine Stimme versagt mir . . . Kommt näher, wenn es sein muß . . . Ihr seht dies Weib und diesen Mann? . . . Fest steht, daß sie sich lieben . . . — Nun wohl, vergeßt dies nicht; ich wäge

jedes Wort so genau, wie man die Tropfen der Arznei am Bette eines Sterbenden zählt. — Sie werden mit meiner Einwilligung von dannen gehen, frei, ohne Schimpf und Kränkung. Sie werden alles mitnehmen, was ihnen gefällt . . . Macht Platz vor ihnen und streut ihnen Blumen, wenn Ihr das wollt . . . Sie werden gehen, wohin der Liebeswahn sie treibt; aber vorher soll dieses Weib mir die Wahrheit sagen, die allein möglich ist und das einzige, was ich noch an ihr liebe und was sie mir zuletzt noch schuldig ist, für das, was ich ihr gebe . . . — Hast Du verstanden, Vanna? Hat dieser Mann Dich besessen? . . . — Ja oder nein, antworte; das ist alles, was ich verlange . . . Es ist keine Prüfung und auch keine Falle. Ich habe den Schwur gethan. — Sie alle hier sind Zeugen . . .

Vanna: Ich habe die Wahrheit gesagt . . . Er hat mich nicht berührt . . .

Guido: Wohlan, Ihr habt gesprochen. — Ihr habt das Urteil gesprochen. — Nun ist es aus. — Jetzt werde ich wach . . . (Tritt auf die Wachen zu und weist auf Prinzivalli.) Dieser Mann gehört mir. Ergreift ihn, fesselt ihn; führt ihn hinab in die tiefsten Kerker unter diesem Saale. — Ich gehe mit Euch. (Zu Vanna.) Ihr werdet ihn nicht mehr sehen; und ich werde Euch die letzte Wahrheit sagen, die seine letzten Worte bald enthüllen sollen . . .

Vanna (sich den Wachen entgegenwerfend, als sie Prinzivalli ergreifen wollen): Nein! Nein! Nein! Er ist mein! . . . Ich habe gelogen! Ich habe gelogen! . . . Ich war sein! . . . Er hat mich besessen! . . . (Die Wache beiseite schiebend.) Hinweg, Ihr anderen! Hinweg von dem, was mein ist! . . . Er gehört mir! . . . Ich will, daß meine Hände allein . . . Feig, schmählich hat er mich besessen! . . . Er hat mich besessen! . . .

Prinzivali (bemüht sich seine Stimme zu dämpfen): Sie lügt! Sie lügt! Sie lügt, um mich zu retten, doch keine Folter . . .

Vanna: Schweigt! . . . (Sich zum Volke wendend.) Er fürchtet sich! . . . (Zu Prinzivalli tretend, wie um ihm die Hände zu fesseln.) Gebt mir doch die Stricke, die Ketten und die Eisen! . . . Jetzt, da mein Haß freien Lauf hat, bin ich es, die ihn knebelt, bin ich es, die ihn ausliefert! . . . (Leise zu Prinzivalli, während sie ihm die Hände bindet.) Schweig doch! Er rettet uns! Schweig doch, er vereint uns! . . . Ich bin Dein, Dich liebe ich! . . . Laß mich Dich ketten . . . Ich werde Dich befreien! . . . Ich werde Deine Wächterin sein! . . . Wir werden fliehen . . . (Sie schreit, wie um Prinzivalli zum Schweigen zu zwingen) Schweig! . . . (An die Menge gewandt.) Er fleht mich flüsternd an . . . (Prinzivallis Gesicht enthüllend) Seht dieses Antlitz . . . Es trägt noch die Spuren dieser Nacht der Schande! . . . (Oeffnet ihren Mantel über der blutbedeckten Schulter.) Ich trage auch ihr Mal! . . . Oh grausige Liebesnacht! Seht ihn, das ist er! . . . Er ist feig und scheußlich! . . . (Als sie bemerkt, daß die Wachen sich anschicken, Prinzivalli abzuführen.) — Nein, nein, laßt ihn mir! — Er gehört mir! Er ist meine Beute! Ich will ihn allein für mich! . . . Bewacht ihn gut! Haltet ihn fest! . . . Ihr seht, er will entfliehen! . . .

Guido: Warum ist er gekommen? . . . Warum hast Du gelogen? . . .

Vanna (zögernd und nach Worten ſuchend): Ich habe gelogen ... Ich weiß nicht ... Ich mochte es nicht ſagen ... Hör' mich an, jetzt iſt's ... Ja, ja, Du wirſt verſtehen ... Man weiß nicht, was man thut ... Man ſieht nicht in die Zukunft ... Als ich dort hinging, nein, da dacht' ich nicht daran ... Doch die Dinge nehmen ihren Lauf ... Ja, ja, Du ſollſt es wiſſen ... Der Schleier iſt zerriſſen! ... Umſo ſchlimmer für Deinen Schmerz, doch haſt Du's ſo gewollt ... Ach, ich fürchtete mich vor Dir ... Ich fürchtete mich vor der Liebe und ihrer Verzweiflung ... Jetzt willſt Du's ſelbſt ... Gut. Ich werde es Dir ſagen. (Mit ruhigerer und feſterer Stimme.) Nein, nein, ich hatte nicht die Abſicht, die Du nannteſt. Ich habe ihn nicht mitten unter die Henker geführt, um uns alle zu rächen ... Der Gedanke, dem ich folgte, war minder ſchön, doch liebte er Dich mehr ... Zu einem grauſamen Tode wollte ich ihn führen, doch wollt' ich auch, daß das ſchnöde Andenken dieſer Nacht der Schande nicht bis ans Ende unſrer Tage auf Dir laſtete ... Ich hätte mich allein gerächt im Dunkeln, ich hätte ihn langſam hingemartert, verſtehſt Du wohl? Allmählich, bis ſein Blut, Tropfen für Tropfen hinrieſelnd, ſeine Schandthat abgewaſchen hätte ... Du hätteſt nie die ſchmähliche Wahrheit erfahren, und die entſetzliche Erinnerung hätte ſich nicht zwiſchen unſere Küſſe gedrängt ... Ich bangte, ich geſtehe es, daß Du beim Anblick dieſer Schreckgeſtalt mich nicht mehr lieben könnteſt ... Ich war thöricht, ich weiß; ich habe zu viel verlangt ... Ich habe das Unmögliche gewollt ... Doch Du ſollſt alles wiſſen. (Sich an die Menge wendend.) Da wir einmal ſo weit ſind, und keine Zeit mehr iſt, unſere Liebe zu ſchonen, ſo müßt Ihr auch wiſſen ... Ich muß Euch alles ſagen, und Ihr werdet meine Richter ſein ... Ich habe dies gethan: der Mann hat mich beſeſſen, feig, niedrig, wie ich Euch ſagte ... Ich wollt' ihn töten und wir haben gerungen ... Doch er hat mich entwaffnet ... Da ſann ich auf eine gründlichere Rache und lächelte ihm zu ... Er glaubte meinem Lächeln ... Ach, die Männer ſind Thoren! ... Es iſt recht und billig, daß ſie betrogen werden! ... Sie beten die Lüge an! ... Wenn man ihnen das Leben zeigt, ſo glauben ſie, es ſei der Tod! Und bietet man ihnen den Tod, ſo halten ſie ihn für das Leben! ... Er wähnte, daß er mich beſäße, und nun beſitze ich ihn! .. Da iſt er nun in ſeiner Gruft, und ich werde ſie verriegeln! ... Um ihn hierher zu locken, mußt' ich ihn verhätſcheln, wie ein frommes Lamm ... Nun iſt er in meinen Händen, und nimmer öffn' ich ſie! ... Oh, mein ſchöner Prinzivalli! Wir werden Küſſe tauſchen, wie noch nie! ...

Guido (auf ſie zutretend): Vanna! ...

Vanna: Sieh ihn Dir näher an! ... Er war ſo hoffnungsvoll! ... Er glaubte mir ſogleich, als ich ihm ſagte: „Prinzivalli, ich liebe Dich!" ... Ha, er wäre mir gefolgt bis in das Herz der Hölle! ... Ich küßte ihn ſo ... (Sie küßt ihn leidenſchaftlich.) Gianello, ich liebe Dich! ... Erwidere meine Küſſe doch! ... Sie ſind's, auf die es ankommt! ... (Zu Guido gewandt.) Er giebt ſie mir noch wieder! ... Oh, das Lächeln iſt einem ſolchen Graus zu nahe! ... Jetzt iſt er mein Mann! ... Lieber Herr, er gehört mir vor Gott und den

Menſchen! . . . Ich will ihn und ich werd' ihn haben! . . . Er iſt der Eintrag meiner Nacht, ein köſtlicher Gewinn! . . . (Sie wankt und hält ſich an einer Säule feſt.) Gebt acht, ich falle! . . . Die Freude wirft mich nieder! . . . (Mit röchelnder Stimme.) Mein Vater, Euch überlaſſ' ich ihn, bis meine Kräfte . . . Führt ihn ab, bevor . . . Sucht einen Kerker, einen guten Kerker, ſo tief, daß niemand ihn . . . Und ich will den Schlüſſel haben! . . . Ich will den Schlüſſel haben! . . . Ich will ihn auf der Stelle haben! . . . Es rühr' ihn Keiner an! . . . Er gehört mir, er gehört mir allein; ich will ihn ganz und unberührt! . . . Guido, er gehört mir! . . . (Sie wankt Marco einen Schritt entgegen.) Mein Vater, er iſt mein, und Ihr haftet mir für ihn! . . . (Marco ſtarr anſehend.) Mein Vater, Ihr verſteht mich? . . . Ihr ſeid ſein Wächter. Nicht der Schatten eines Schimpfs ſoll ſein Angeſicht berühren, damit er mir bleibt, wie ich ihn Euch gebe . . . (Prinzivalli wird abgeführt.) Leb wohl, mein Prinzivalli . . . Oh, wir werden uns wiederſehen! . . .

Während Guido mitten unter den Soldaten ſteht, die Prinzivalli roh abführen, ſtößt Vanna einen Schrei aus, wankt und fällt in Marcos Arme, der herbeigeeilt iſt, um ſie aufzufangen.

Marco (ſehr ſchnell und mit gedämpfter Stimme, während er ſich über Vanna beugt und ſie hält): Ja, ich verſtehe, Vanna . . . Ich verſtehe Deine Lüge . . . Du haſt das Unmögliche vollbracht . . . Es iſt gerecht und höchſt ungerecht, wie alles, was wir thun . . . Und das Leben behält Recht . . . Komm zu Dir, Vanna . . . Du mußt noch lügen, da man uns noch nicht glaubt . . . (Guido rufend.) Guido, ſie ruft Dich . . . Guido, ſie erwacht . . .

Guido (herbeieilend und Vanna in ſeine Arme ſchließend): Meine Vanna! . . . Sie lächelt . . . Meine Vanna, antworte mir . . . Ich habe nie gezweifelt . . . Jetzt iſt's vorüber, und alles iſt vergeſſen über der guten Rache . . . Es war ein böſer Traum . . .

Vanna (die Augen aufſchlagend, mit ſehr ſchwacher Stimme): Wo iſt er? . . . Ja, ich weiß . . . Aber gebt mir den Schlüſſel . . . Den Schlüſſel ſeines Kerkers . . . Es ſoll kein andrer zu ihm dringen . . .

Guido: Die Wachen kommen gleich zurück . . . Sie werden ihn Dir bringen . . .

Vanna: Ich will ihn für mich allein, damit ich weiß . . . Damit kein andrer . . . Es war ein böſer Traum . . . Der ſchöne fängt jetzt an . . . Der ſchöne fängt jetzt an . . .

(Der Vorhang fällt.)

[Den Bühnen gegenüber Manuſkript.]

Vormärzliche Briefe.

Veröffentlicht von **Richard Reuter.**

Magdeburg, 18. September 1833.

„— — Heute vor acht Tagen kam endlich der König, der schon am Sonnabend vorher erwartet war. Die Herzöge von Braunschweig und Cambridge waren schon da; letzterer hat dem Vater, der ihm seinen Besuch machte, wieder viel Schmeichelhaftes gesagt, und daß er dem Könige gesagt hätte, er hätte an Vater einen Schatz. Mit dem Könige kamen die Fürstin Liegnitz und die Prinzessin Albrecht, sowie die Prinzen Wilhelm, Karl und Albrecht. Eine solche Menschenmenge wie dieses Mal habe ich noch nie erlebt. Donnerstag und Freitag war Manöver, Freitag Abend gab die Kaufmannschaft einen Ball. Ich hatte ein weißes Atlaskleid mit einer Florpuffe an, darüber eine rosa Organdy-Tunika mit dünnem, weißem Flor überzogen und einer Schmelzfranze besetzt. Dann kam ein schmaler Saum und darüber noch einmal Schmelzstickerei. Im Haar Rosenknospen und Locken. Mutter ein weißes Moireekleid, Emma Tüll mit grünen Bandschleifen. Um halb sieben kam der König, er sprach mit vielen Damen, auch mit der Mutter, dann kamen die Prinzen, zuletzt die Prinzeß Albrecht mit der Fürstin. Der König ging noch vor dem Tanz wieder fort. Die Prinzeß Albrecht hatte ein weißes Florkleid an und Blumen im Haar; die Fürstin ein weißes Crepekleid und eine prachtvolle à la grecque-Kante von Diamanten im Haar. Beide waren sehr freundlich; die Fürstin dankte der Mutter sehr für den Ofenschirm, den sie ihr gestickt hat. Den ersten Walzer tanzte ich mit O., meinem Hauptmasurektänzer, und zwar vor. Dann kam Prinz Wilhelm mit Frau von Schl. Prinz Albrecht tanzte mit mir eine Extratour. Die Tochter des Marschalls Bertrand war mit ihrem Manne da, er heißt Thayer*). Sie sind beide sehr hübsch, besonders sie, höchst interessant, eine reizende Figur und ganz regelmäßiges Gesicht. Sie ist mit in St. Helena gewesen, ihr kleiner Sohn heißt Napoleon. Sie tanzte einen Contredanse. Die Prinzessinnen gingen während des Tanzens weg, auch Prinz Karl, der heftiges Zahnweh hatte. Nun wurde soupiert. Prinz Wilhelm führte Mutter zu Tisch, auf ihrer andern Seite saß der Erbgroßherzog Paul von Mecklenburg-Schwerin.**) Während des Contredanse

*) Hinterher wurde gesagt, daß er ein französischer Spion sei.

**) Er führte ein dissolutes Leben, das ihm den Namen „Prinz Schnaps" eintrug, wurde aber, als er 1837 zur Regierung kam, ein vortrefflicher Fürst, ganz wie Prinz Heinz, leider auch darin ein Seitenstück zu diesem, daß er sehr bald, schon im Jahre 1842 starb. Es heißt, daß er dereinst der Tänzerin Marie Taglioni — der älteren — seine Hand angeboten, von dieser aber einen Korb erhalten habe. Als bald darauf der Besitzer einer Bierbrauerei mit seiner Werbung glücklicher war, sagte der Kronprinz Friedrich Wilhelm, er wundere sich nicht, daß die schöne Marie das Bier dem Schnaps vorgezogen habe. Der Erbgroßherzog heiratete dann die Prinzeß Alexandrine von Preußen, die vorjüngste Tochter des Königs.

sprach Herr von Reitzenstein, Adjutant des Prinzen Albrecht, mit mir; ich hielt ihn für Wilhelm von K. und erzählte ihm in meiner Freude, daß Prinz Albrecht mit mir getanzt habe. Wie er aber nun immer davon sprach, wie gut sie hier aufgenommen wären und sich amüsierten, und viel von Prinz Albrecht und seinem Palais erzählte, merkte ich zu meinem Schreck meinen Irrtum. Ich habe solche Aehnlichkeit nie gesehen; ich kenne doch K. sehr gut und begreife es noch immer nicht. An der Uniform hätte ich es ja merken müssen, aber daran dachte ich gar nicht, habe auch keinen Blick dafür. Beim Souper kam der Kammerherr der Prinzeß Albrecht, Graf Pückler, mit dem ich voriges Mal beim Dejeuner dansant vortanzte, auf mich zu. Er fand den Ball sehr schön, erzählte viel vom König, den Prinzen, dem Kaiser und der Kaiserin von Rußland, wie schön beide wären, namentlich die Kaiserin, und sonst noch viel vom Hofe. Ich sagte ihm, wie ungemein wir alle den König liebten, wie unglücklich wir bei dem Gedanken gewesen wären, daß er nicht kommen könnte u. s. w. Dann fragte ich auch, ob die Prinzen wohl Masurek tanzten; er sagte, sie thäten es außerordentlich gern. Es waren noch einige Engländerinnen da, drei Schwestern, alle sehr hübsch, besonders die beiden jüngsten; sie hatten einen wundervollen Teint; Prinz August sprach sehr viel mit ihnen. Nach dem Souper kam wieder ein Walzer; dann die Masurek. Ich tanzte mit Herrn von B. Prinz Albrecht mit Frau v. Schl. Er schwenkt prachtvoll, auch der Erbgroßherzog; der Herzog von Braunschweig läßt die Dame immer hinter sich herlaufen. Prinz Wilhelm ließ sich holen. Nach der Masurka gingen die Prinzen weg; nur der Erbgroßherzog Paul blieb bis zu Ende. Der Herzog von Cambridge sah der Masurka zu; er stand keinen Augenblick still, sondern trat immer nach dem Takte der Musik hin und her. Mutter stellte mich ihm vor. Den Cotillon tanzte ich mit Herrn von J. Agnes und ich holten den Erbgroßherzog gewiß sechsmal, er tanzt den Galopp leidenschaftlich und sehr schön. Um ein Uhr fuhren wir nach Haus. Ich war ganz entzückt und hatte mich prachtvoll amüsiert, besonders in der Masurek."

Badegast, 28. Oktober 1833.

„— — — Seit vorgestern sind wir hier zur Jagd; gestern fuhr Alles zur Fasanenjagd nach Biendorf, einem cöthen'schen Luftschlosse. Mutter und Luise sahen es sich an. Im Souterrain stand in einem leeren Raum eine lange Kiste, die ihnen auffiel. Der Diener sagte ihnen auf ihre Fragen, daß darin eine Prinzessin liege. Nun wollten sie mehr wissen, er rückte aber nicht recht mit der Sprache heraus. Zuletzt erfuhren sie doch folgendes: Die Prinzessin hat einen Stallmeister sehr begünstigt. Ihr Mann kam dahinter. Er hat den Stallmeister — das Nähere wußte der Mann wohl selber nicht — scheinbar begraben lassen, wahrscheinlich damit seine Frau nicht weiter an ihn denken sollte, in Wirklichkeit aber war er nach Halle ins Gefängnis gebracht, wo er zwei Jahre saß. Da befreite ihn die Prinzessin, welche die Wahrheit entdeckt hatte. Zum Dank behandelte er sie dann mit größter Rohheit; infolge eines Stoßes, den er ihr versetzte, entwickelte sich ein Krebsleiden, an dem sie starb. Sie sollte nun nicht in die Familiengruft kommen und wurde dorthin gebracht. — — —"

Magdeburg, 14. November 1833.

„— — — Sonntag war die M.'sche Hochzeit in Aschersleben. Als wir hinkamen, lag die Braut mit einem furchtbaren Schnupfen auf dem

Sopha. Am Abend lernten wir ihren Bräutigam, einen Rittmeister B. kennen; er gefiel uns sehr gut, hatte aber einen starken Husten und dauerte uns sehr. Die Aufführungen waren nicht bedeutend. Das Beste daran war die Bürgermeisterin Douglas, welche in weißem Kleid und Schleier, das braune Haar ganz in Locken auf der Stirn ein Perldiadem, als Unschuld erschien und Glaube, Liebe und Hoffnung anführte. Es ist eine wunderhübsche Frau, ich konnte sie gar nicht genug ansehen; wirklich reizend, noch ganz jung, einundzwanzig Jahre alt, ich glaubte, so eine hübsche Bürgermeisterin giebt es im ganzen Lande nicht mehr. Am andern Tag hatten sich Braut und Bräutigam etwas erholt. Bei Tisch saß ich neben Herrn v. Fr., einem sehr hübschen Mann und Herrn v. R. Dieser unterhielt mich damit, daß er mir sagte, jede Schwadron hätte ihre besondere Flüche, und niemals gebrauchte ein Offizier oder Unteroffizier andere. Er zählte mir mit der größten Gewissenhaftigkeit sämmtliche Flüche auf. Oh Aschersleben! G.'s waren auch da, mit den Eltern von ihr. Ihr Vater ist ein kleiner, verwachsener, grundhäßlicher Mann, von dem ich nicht begreifen kann, wie ihn die bildhübsche große Frau, die noch jetzt hübscher ist als ihre Töchter, hat nehmen können, obwohl er sehr gescheut ist. Dieser Mann hatte des Guten etwas zu viel gethan. Er ist wenigstens fünfzig Jahre alt, und behauptete, mit Emma in die Schule gegangen zu sein. Zu Mutter, die er zum ersten Male sah, sagte er, er wäre ihr größter Anbeter. Wir lachten fassungslos, aber die Frau dauerte mich von Herzen. Sie weinte fast; alle ihre Versuche, ihn aus dem Saal zu bringen, scheiterten. Ein Leutnant S., der auch einen kleinen Stich hatte, brachte zum Schluß der Tafel folgenden Toast aus: Es lebe, wer seinen Nachbar liebt, und rechts und links ein Küßchen giebt. Sein Vorschlag fand aber keine Aufnahme. Alles lachte ihn aus. Das Fest hatte am andern Morgen noch ein kleines Nachspiel. Agnes und ich unterhielten uns nämlich am Abend noch ziemlich lange, und moquierten uns über die betrunkenen Leutnants und ihre Unterhaltung. Da unsere Betten in dem großen Zimmer ziemlich entfernt von einander standen, mußten wir etwas laut sprechen und die Großmutter nebenan hörte es. Ich fürchte, wir haben der Aermsten eine schlaflose Nacht gemacht. In jedem Aschersleber Herzen ohne Unterschied des Alters ist nämlich den Husaren ein Schrein errichtet, an welchem ihnen ein tägliches Brandopfer dargebracht wird. Den Husaren im Allgemeinen; ich glaube die Gelehrten nennen es ‚dem Husaren an sich'. Außerdem in den jüngeren Herzen natürlich noch wenigstens einem bis zwei bestimmten Husaren. Die Großmutter, der die Schreckensthat natürlich wie eine Centnerlast auf der Seele lag, erzählte es nun am andern Morgen, um ihrem gepreßten Herzen etwas Luft zu machen, gleich Onkel Wilhelm, der sich außerdem noch persönlich in seinen Leutnants beleidigt fühlte. So wurden wir denn beim Kaffee mit einer großen Strafpredigt empfangen und erfuhren bei dieser Gelenheit, daß wir moquante und arrogante Dinger seien. Ich stehe sonst ziemlich in Onkels Gunst, aber Husarenlästerung löscht jedes andere Gefühl aus. Es ist das Aergste, was sich ein Aschersleber vorstellen kann; oder vielmehr, er kann sie sich eigentlich gar nicht vorstellen; ähnlich, wie die alten Griechen kein besonderes Gesetz für den Vatermord hatten, weil sie sich nicht vorstellen konnten, daß dieser vorkommen könnte. Am Abend kamen die Herrn v. Fr. und v. G. Wir zeigten ihnen die Radowa und spielten ihnen neue Masurkas vor. — — —"

Magdeburg, 19. November 1833.

„— — — General J. schickte uns die Kölnische Zeitung, worin wieder die äußerst glanzvolle Reise des Kronprinzen nach dem Rhein stand. Er ist außerordentlich aufgenommen worden und hat ungemein gefallen. Die Rückfahrt auf dem Dampfschiff im Dunkeln von Nonnenwerth muß feenhaft gewesen sein. Das kleinste Dörfchen, das ärmste Fischerhaus war erleuchtet, Bonn und Köln haben wie im Feuer gestanden. Gestern sprachen wir bei L.'s davon; da wurden eine Menge Bonmots von ihm erzählt. Ich will Dir nur das Eine schreiben. Als bei einer Liebhaberaufführung der Herzog Karl von Mecklenburg den Mephistopheles sehr gut gegeben hatte, improvisierte der Kronprinz:

‚Als Mensch, als Fürst, als Held gleich schofel,
Doch exzellent als Mephistophel — — —.'"

Magdeburg, 30. November 1833.

„— — — Graf Hahn*) ist jetzt seit einigen Wochen mit seiner Truppe hier. Er muß nun, was er früher aus Liebhaberei that, des Geldes wegen thun, und er macht schlechte Geschäfte. Er hat unter seinen Leuten eigentlich nur einen guten Schauspieler, nämlich Herrn Kunst,**) der ist allerdings ganz ausgezeichnet; aber kürzlich hat er sich mit ihm verzankt, und Kunst will nun fort und hat heute in der Zeitung schon Abschied vom Publikum genommen. Der arme alte Graf dauert mich schrecklich. Er war neulich bei Vater, um etwas zu erbitten, da sah ich ihn; er ist ein kleiner gebeugter, sehr dürftig und kümmerlich aussehender Mann. Neulich wollte ihn jemand sprechen und ging abends zu ihm, da fand er ihn bei einem Stück trockenen Brod und einem Bückling. Das war sein Abendessen — — —."

Magdeburg, 21. Dezember 1833.

„— — — Neulich wurde eine Oper von unserm neuen Kapellmeister aufgeführt, wird aber wohl nicht wiederholt werden, da sie nicht gefiel. Er heißt Richard Wagner und ist übrigens noch ein ganz junger Mensch. Seine Frau, die Schauspielerin Planer, die immer noch unter diesem Namen auftritt, ist bildhübsch, spielt aber nicht besonders; es ist schade, daß sie einen sehr großen und häßlichen Fuß hat — — — —."

Magdeburg, 5. Januar 1834.

„— — — Am zweiten Feiertage war Ball auf der Loge, von dem ich Dir doch erzählen muß. Wir wollten eigentlich gar nicht hin, weil wir da ziemlich unbekannt sind, aber Vater zwang uns dazu; er sagte, es ginge

*) Graf Hahn, einer der reichsten mecklenburgischen Grundbesitzer, war von einer rasenden Leidenschaft für das Theater beherrscht, und opferte ihr sein ganzes Vermögen. Er errichtete eine Bühne in seinem Schlosse, und hatte öfters herumziehende Schauspielergesellschaften wochenlang bei sich, die er dann neben glänzenden Honoraren auf das Luxuriöseste bewirtete; daneben gab er kolossale Summen für prächtige Anzüge, Waffen und sonstige Requisiten aus. Dem Schauspieler Kunst schenkte er einmal ein kostbares Pferd mit silbernem Zaumzeug und einen seiner Leibeigenen zur Wartung desselben. Als sein Vermögen bis auf einen kleinen Rest dahin war, wurde er selbst Direktor einer herumziehenden Truppe, die nun für Geld spielte. Aber geschäftsunkundig und nicht gewohnt zu rechnen, büßte er alles, was er noch hatte ein und sank von Stufe zu Stufe. Er starb im Elend.

**) Um seinen Besitz stritten, und wie man sagte, schlugen sich sogar die große Sophie Schröder und ihre nicht minder berühmte Tochter.

nicht an, daß wir immer absagten. Der neue Saal, der eingeweiht wurde, ist wirklich prachtvoll, es waren fünfhundert Menschen da. Aber über das Tanzen mußte ich ein paar Mal laut lachen, so sehr ich mich auch zusammennahm, denn so etwas habe ich noch nicht gesehen. Eisgraue Männer kugelten mit ihren Frauen im Saal herum; ich finde das an sich schon lächerlich, wenn ein Ehepaar zusammen tanzt, und nun diese steinalten! Es war vorher großes Diner gewesen, da waren wohl die Köpfe etwas erleuchtet, denn sonst wäre so etwas nicht möglich gewesen. Beim Walzer ging's noch, denn das ist nun einmal die Force der alten Deutschen, aber der Galopp!! Der alte Stamm kennt diesen Tanz noch gar nicht, trotzdem er nun schon zehn Jahre getanzt wird. Da konnte man sehen, wie verführerisch er ist, denn Alles, was nur Füße hatte, fing an zu tanzen. Sogar Mutter wurde engagiert, sie that es natürlich nicht. Ich tanzte mit A. B. und sagte dabei zu ihm, es ist doch ein stolzes Gefühl, wenn man sich selbst sagen kann, hier gehörst Du nicht zu den Schlechtesten. Wir lachten sehr, denn eine große, dicke Frau hatte ihren Jungen ergriffen; es ist nämlich hier Sitte, Kinder über zehn Jahren mitzubringen. Dann kam die Krone des Ganzen, die Masurek. Hier ward die Szene zwar nicht zum Tribunal, aber zum Reitstall. Denn die Damen, anstatt von ihren Tänzern im Kreise geführt zu werden, liefen wie an der Longe, ganz als ob sie Trab lernen sollten; den Herren fehlte nur die Peitsche. W. S. und A. B., mit denen ich Extratouren tanzte, waren die einzigen, die die Masurek zu tanzen verstanden. Ein Fremder muß eine gute Idee von den Magdeburger Bällen erhalten, wenn er diesen gesehen hat. Zum Glück ist der Geschmack verschieden, denn in der Masurek hörte ich eine Dame sagen, „es ist doch ein ganz allerliebster Tanz." Deren Genügsamkeit ist wahrlich zu beneiden. Dann strömte Alles in den anstoßenden Saal, um die totale Mondfinsterniß zu sehen, die bei dem wolkenlosen Himmel prachtvoll war. Dann wurde wieder getanzt. Um elf Uhr gingen wir nach Haus, und lachten noch viel, indem jeder erzählte, was für besondere Figuren er beobachtet hatte. Ich hatte mich vorzüglich amüsiert, wenn auch auf andere Art als sonst. Ein paar Tage drauf war Schm. bei uns, und erzählte uns, daß er sein Kommissorium dazu benutzt habe, um den Damen in Quedlinburg die Masurek zu zeigen. Ich mußte wieder sehr lachen, denn so gescheit und geistvoll und amusant er ist, und so gut eine Dame in der Unterhaltung mit ihm daran ist, so wäre sie doch für die Masurek ewig verloren, wenn sie von ihm die Grundidee erhielte. Er lachte natürlich selbst mit, besonders als ich ihm sagte, die Tänzerinnen auf dem Logenball wären gewiß aus seiner Schule hervorgegangen. Er sagte uns ein Gedicht her, das er beim Weggang von Quedlinburg gemacht hatte. Ich fand es charmant, habe aber nur den letzten Vers behalten:

„Ich sah eine Thräne fließen Wohl in der Abschiedspein;
Ich sucht' sie im Auge der Süßen Und fand sie im Auge mein. —"

Berlin, Februar 1834.

„— — — Seit fast vierzehn Tagen sind Emma und ich nun in Berlin, und diesmal lernen wir es ordentlich kennen. Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll; ich kann Dir natürlich nicht alles schreiben, was wir gesehen haben. B.'s sind die Liebenswürdigkeit selbst, jeden Abend Theater oder Ball, am Tage wird natürlich überall herumgegangen und gefahren. Dazu der Blick aus den Fenstern, der immer Neues und Interessantes bietet. Namentlich interessiert es mich, immer die Prinzen und Prinzessinnen zu be-

obachten; unser Haus*) liegt zwischen dem Niederländischen Palais und dem Palais des Königs, und es macht mir immer besonderen Spaß, jemand unter ihnen zu sehen, den ich aus Magdeburg kenne. Man begegnet ihnen auch sonst überall, auf der Straße, im Thiergarten, im Theater und auf den Brühl'schen Bällen**). Sonnabend vor acht Tagen waren wir zum ersten Male da; wir gehen nochmal hin, worauf ich mich jetzt schon freue. Die Räume waren entzückend hergerichtet; ich war ganz erstarrt, als ich hineintrat. Außer vielen Bekannten, auch aus Töplitz, sahen wir eine Menge interessanter Persönlichkeiten. Die beiden Elslers waren da***), sehr hübsch frisiert, griechisch, mit goldenen Diademen. Wir hatten einen sehr guten Platz und konnten namentlich den Hof, als er den Ball mit einer Polonaise eröffnete, sehr gut sehen. Die Kronprinzessin hat ein sehr interessantes Gesicht, die Fürstin Liegnitz war reizend, in einer roten Sammettoque. Prinzessin Elisabeth†) war mit einem goldenen Diadem frisiert und sah sehr gut aus. Der Herzog von Braunschweig, der auch da war, sagt man, würde sie heiraten. Fr. B., der jetzt in Potsdam steht, wollte durchaus mit mir Masurek tanzen, ich that es aber nicht, weil man unmittelbar vor dem Hofe tanzte. So begnügte ich mich, die drei großen Schönheiten Liesbeth Pfuel††), Frieda Erxleben und Asta Putbus die Masurek tanzen zu sehen. Eine wunderhübsche Polin, Fräulein Ostrowska fiel mir auf, sie stand in der unmittelbaren Nähe der Prinzen und rührte sich nicht vom Flecke. Die französischen Schauspielerinnen, die Lancestre u. s. w., waren sehr hübsch angezogen. Es war höchst amüsant; ich freue mich schon auf das nächstemal. Am folgenden Abend sahen wir Fanny Elsler in einem Ballet „Das schlechtbewachte Mädchen". Sie wurde mit Applaus — und Zischen empfangen. Es muß wohl eine Intrigue dahinter stecken, denn gegen ihren Tanz kann wirklich niemand etwas haben. Die applaudierende Partei siegte natürlich. Sehr

*) Das nachmalige Hotel du Nord.

**) Die Vorläufer der späteren Opernhausbälle, so genannt nach dem Intendanten, Grafen Brühl, der sie zuerst arrangierte. Das Billet kostete damals einen Thaler. Die Bälle waren wie die jetzigen, jedermann zugänglich, welcher ein Billet erhaschen konnte, was nicht ganz leicht war, da ein ungeheurer Zudrang zu diesen Bällen stattfand, namentlich auch aus bürgerlichen Kreisen, denen es ein ganz neues Vergnügen war, sich mit der Hofgesellschaft so in nächster Nähe zu begegnen. Es fehlte dabei nicht an lustigen Vorkommnissen. Ein Schneidermeister mit vornehmer Kundschaft hatte ein Billet erlangt, und stolzierte nun im Saale umher, ganz glücklich, mit den Trägern seiner Erzeugnisse, gewissermaßen auf gleichem Fuße, Gruß und vielleicht ein paar Worte austauschen zu können. Nur Eins mißfiel ihm; nämlich, daß er nicht der Einzige seines Schlages im Saale war, und auch andere Standesgenossen im engern wie im weitern Sinne des gleichen Vorzugs genossen. Da begegnet ihm wieder ein Kunde, „Guten Abend, Herr Graf." „Guten Abend, Verehrtester, wie amüsieren Sie sich; es ist hübsch hier, nicht wahr?" „Ausgezeichnet, Herr Graf, ganz prachtvoll, nur — (leise flüsternd) es ist ein bißchen gemischt." „Ja, was wollen Sie, liebster Meister, wir können doch unmöglich alle Schneider sein."

***) Die beiden berühmten Tänzerinnen der damaligen Zeit; namentlich die jüngere, Fanny, ist vielleicht von keiner ihrer Nachfolgerinnen wieder erreicht worden. Die ältere, Therese, welche an Schönheit wie auch an Anmut — schon wegen ihrer ungewöhnlichen Größe — und Decenz des Tanzes ihrer Schwester entschieden nachstand, heiratete später den Prinzen Adalbert (Bruder der Königin von Baiern), den ersten preußischen Admiral, in morganatischer Ehe.

†) Tochter des Prinzen Wilhelm, Bruders Friedrich Wilhelm III., Schwester der Königin von Bayern. Sie heiratete den Prinzen Karl von Hessen und bei Rhein.

††) Ihre große Schönheit wurde durch eine interessante Blässe gehoben. Sie trank, um sich dieselbe zu erhalten, weil ein Prinz ihr einmal gesagt hatte, er ziehe blasse Schönheiten allen anderen vor, Essig, und ruinierte sich dadurch in kurzer Zeit. Man erzählte damals, der Prinz Karl von Preußen habe sie im nächsten Jahre gefragt: „Können Sie mir nicht sagen, wo das schöne Fräulein v. Pf. geblieben ist?"

amüſant war es bald darauf zu ihrem und ihrer Schweſter Benefiz. Das Ballet war ziemlich verwirrt; meiſtens wurden Nationaltänze getanzt, zuerſt eine Maſurek, die wunderhübſch war. Am beſten gefiel mir ein Contredanſe, in dem Thereſe Elsler als Engländer, Fanny als Engländerin tanzten, die Amiot und Stullmüller ein franzöſiſches Paar gaben. Dies verſchämte Tanzen mit niedergeſchlagenen Augen machte Fanny reizend. Thereſe, als Herr, kopierte die engliſche Gelaſſenheit vortrefflich. Der lebhafte Franzoſe mit ſeiner etwas koketten Tänzerin, die wie ein Wirbelwind herumfuhr, gaben einen charmanten Kontraſt; alles war ganz hingeriſſen, es wurde ſtürmiſch da capo gerufen. Am Schönſten, man kann ſagen, am Großartigſten war Fanny im „Blaubart". Geradezu entzückend!! Fanny gab Ismela. Schon die beiden erſten Akte waren ſehr ſchön und reich an Pracht. Aber der letzte Akt übertraf alles. Es iſt darin eine ſehr hohe Wendeltreppe auf der Bühne, und Houguet, als Blaubart, ſtürzte ſie auf eine Art hinab, die ich nicht näher beſchreiben kann, die aber einzig war. Man ſah kaum, daß er hinunterlief, er war oben und unten in demſelben Augenblick. Vorher waren Ismela und Fatme hinabgeſtiegen. Unten war ein prachtvolles Gemach, über jeder Thür ein Bild, Blaubart mit einer ſeiner Frauen darſtellend. Sobald Ismela die verhängnisvolle Thür aufſchließt, verwandeln ſich die Bilder in Mordſcenen. In dem verbotenen Zimmer ſind die Geiſter der ermordeten Frauen. Der Gipfelpunkt des Tanzes und Spiels von Fanny Elsler iſt die Todesangſt, als Blaubart kommt. Ich finde ſonſt keinen großen Geſchmack an Ballets, aber wie Blaubart Ismela an ihrem ſchönen, langen Haar durch das Zimmer ſchleift, war ich ſo erſchüttert, wie ich es mehr auch in einem Trauerſpiele nicht ſein könnte. Mit den ausgeſuchteſten Worten könnte man das nicht ſagen, was Fanny durch Mienen und Geberden darſtellt. Ich war nie ſo ergriffen, als an dieſem Abend. Endlich kommt Selim, ihr Retter, und ſie ſelbſt erſticht Blaubart. Ich habe nie etwas Aehnliches geſehen und werde dieſen Abend nie vergeſſen. Ich zitterte und bebte bei dieſem Spiel, und alle Empfindungen durchkreuzten mich. Zu meinem Geburtstage gaben unſere liebenswürdigen Wirte einen glänzenden Ball. Die Räume ſind am Abend noch ſchöner als am Tage; vor den hinteren Zimmern iſt ein kleines Treibhaus, eine Glasgallerie, die mit Blumen beſetzt und mit dunkelroten Lampen erleuchtet, feenhaft ausſah. Es war alles fürſtlich. Den erſten Walzer tanzte ich mit einem ſehr intereſſanten Herrn, den ich ſchon neulich kennen gelernt und neben dem ich bei Tiſch geſeſſen hatte, nämlich mit dem Direktor vom egyptiſchen Muſeum Paſſalaqua, einem Italiener. Er erzählte ſehr viel und unterhaltend von ſeinen Ausgrabungen und zeigte mir einen Ring von einer Mumie, der dreitauſend Jahre alt iſt. Er fand, ich ſähe einer Dame ſeiner Bekanntſchaft ſo frappant ähnlich, daß er ſich gar nicht überreden könne, daß ich eine andere ſei. Hoffentlich iſt es eine ſeiner neueren Bekanntſchaften und nicht eine aus dem alten Egypten. Er lud uns ein, ihn in ſeinem Muſeum in Monbijou zu beſuchen, und wir gingen ein paar Tage nachher auch hin. Ich hatte noch nie eine Mumie geſehen und war etwas bange, daß es ein gräßlicher Anblick ſein möchte, aber es war nicht ſo ſchlimm. Es war viel Seltenes und Intereſſantes da. Er zeigte uns auch eine aufgewickelte Mumie, und dann einen wunderſchön geformten Arm einer Dame, den er ſelbſt aus dem Grabe geholt hatte. Man konnte das Fleiſch noch mit dem Finger eindrücken und dann hob es ſich wieder, wie bei einem lebenden Menſchen, nur langſamer — nach drei- oder viertauſend Jahren! Später hab ich noch einmal mit ihm getanzt. Neulich ſahen wir auch das Palais des Prinzen Albrecht an. Im Zimmer der Prinzeſſin,

das ein wahrer Garten ist, standen noch Spielsachen von ihrem kleinen Mädchen, ganz einfache von Zinn und ganz gewöhnliche Puppen. Ihn haben wir ein paar Mal in seiner russischen Droschke fahren sehen.

Berlin, den 27. Februar 1834.

„— — — Stobwassers*) waren bei unserm Besuch sehr betrübt, weil Schleiermacher am Tage vorher gestorben war; am 15. sahen wir ihn begraben. Eine Unmasse von Menschen, darunter ein ungeheurer Zug von Studenten, folgten der Leiche, auch eine endlose Wagenreihe; man sah wohl, daß es einem außerordentlichen Mann galt. Am andern Tage aßen wir bei Stobwassers; unter den vielen schönen Gemälden im Eßsaal fiel mir ein herrliches Gesicht auf; es war Rubens zweite Frau, die schöne Helene Formann. Am Vormittag hatten wir den kleinen zweijährigen Sohn**) des Prinzen Wilhelm spazieren gehen sehen. Es ist ein reizendes Kind, die kleine fünfjährige Prinzeß Karl und ihr Bruder***) führten ihn an der Hand, während die Prinzessinnen im Wagen geblieben waren. Die Prinzessin Wilhelm ist nach meinem Geschmack die hübschere von beiden. Wir waren auch im Schloß, wo es mich besonders amüsierte, das Bild der Markgräfin von Bayreuth zu finden, weil ich ihre Memoiren so gern gelesen habe. Die Kunstkammer war nicht besonders; gegen die Dresdner sticht sie doch sehr ab. Um so mehr interessierte mich das Palais des Königs, schon weil man weiß, daß er täglich in diesen Zimmern ist. Die Schlafstube ist ungemein einfach, das Bett mit einem Shawl der Königin bedeckt, wie er überhaupt ihre Sachen sehr sorgfältig aufbewahrt. Er muß sie unbeschreiblich lieb gehabt haben. Nebenan in einem kleinen Kabinet stand Baumkuchen und Obst, was wir fast in allen Zimmern wiederfanden. Es hingen natürlich auch mehrere Bilder der Königin da, aber alle weniger hübsch, als sie gewesen sein soll. Von der Fürstin Liegnitz war ein wundervolles Bild da, es hing einem Bilde der Königin gerade gegenüber. Es that mir ordentlich leid, daß die Königin von einer gewöhnlichen Schönheit überstrahlt wurde; denn mit der Königin ist die Fürstin denn doch nicht zu vergleichen. Ein Klavier von ihr stand auch noch ganz unberührt. Am Abend waren wir zum Ball bei der Kommerzienrätin C. unserer Töplitzer Bekanntschaft, die wir bei unserm Besuch nicht getroffen haben. Es ist die schönste Privatwohnung, die ich je gesehen habe, eine wahrhaft fürstliche Einrichtung. Aber wie findest Du folgendes: In dem einen Zimmer hängt ihr Portrait. Sie sitzt im weißen Kleide an einem Tisch, massenhafte Perlen im Haar; Diamanten und Perlen, wo sie sich nur anbringen lassen, am Hals, Ohren, Armen, Fingern. Aber damit nicht genug! Auf den Tischen neben ihr stehen drei oder vier Kästchen, aus denen die kostbarsten Schmucksachen förmlich herausquellen und überfließen. Das ist doch des Guten etwas zu viel. Im Theater waren wir natürlich auch wieder ein paar Mal. In ‚Donna Diana' sah ich die Crelinger. Es war ein wahrer Genuß! Sie ist eine wunderschöne Frau, auch ihr Arm und ihre Hand sind von auffallender Schönheit. Dazu hat sie ein Minenspiel und einen Anstand, wie es nicht häufig, selbst bei ersten Schauspielerinnen, vorkommen wird. Vorgestern habe ich mich in einer kleinen Gesellschaft bei Hermann B. sehr gut amüsiert, wenn auch auf andere Art. Es wurden nämlich eine Menge Anekdoten von der alten Madame

*) Der große Lampenfabrikant.
**) Kaiser Friedrich.
***) Prinz Friedrich Karl.

du Titre*) erzählt. Neulich hat sie aus ihrem Fenster, drei Treppen hoch gesehen, und einer vorübergehenden Bekannten zugerufen, sie hätte so eben ein großes Stück Leinwand von ganz besonderer Güte gekauft. Als diese sagte, sie würde es gern sehen, aber das Treppensteigen würde ihr heute zu viel, hat die du Titre das Stück Leinwand geholt und das eine Ende bis auf die Straße hinunter gelassen, so daß es die andere mit Händen und Augen prüfen konnte. Dann wurde sie in einer Gesellschaft gefragt, wie ihr jüngster Enkel getauft wäre. ‚Na, wie war et doch jleich,' sagte sie, ‚et war so ein seltener Name, ach ja, nu fällt et mir in, Manchester.' Allgemeines Erstaunen, eine andere Dame sagt, ich bitte Sie, er heißt ja Kasimir. ‚Ach ja richtig,' sagt die du Titre, ‚ick wußt' et doch, et war so een Hosenzeug.' Im Sommer wohnt sie in einem Gartenhäuschen bei Charlottenburg, und der König, der sich sehr über sie amüsiert, läßt öfter vor ihrer Thür halten, sie kommt dann heraus, fragt nach seinem Befinden und spricht ein paar Worte mit ihm, wobei sie ihn ‚Majestäteken' anredet. Als er einmal mehrere Tage hintereinander vorüber gefahren war, nahm sie es sehr übel und gab ihm ihren Unwillen bei der nächsten Unterredung sehr unzweideutig zu erkennen. Mein alter Wunsch, ihr einmal zu begegnen, ist aber bisher nicht erfüllt worden. — — — —"

Berlin, 10. März 1834.

„— — — Nun geht unser Besuch hier zu Ende; es war bis zuletzt höchst amüsant und interessant. In der Ausstellung der verlooften Gemälde war namentlich ein Bild hinreißend, Diana mit drei Nymphen von Sohn. Es sind, kann ich wohl sagen, die vier schönsten Gesichter, die ich je gesehen habe. Gestern vor acht Tagen waren wir erst auf der Kirchenparade; alle Prinzessinnen sahen bei der Fürstin Liegnitz aus dem Fenster. Dann sahen wir im Tiergarten den Prinzen Wilhelm zum ersten Male nach den Masern ausfahren. Er sah noch sehr blaß aus, was ihn aber sehr interessant machte. Er ist und bleibt mein Ideal. Im Tiergarten war es auch sonst sehr interessant. Die Prinzessinnen ritten spazieren. Die Prinzeß Albrecht war im schwarzen Reitkleid. Sie hat eine wundervolle Taille, sieht sehr gut zu Pferde aus und reitet einzig. Luise**) und Alexandrine***) haben auch sehr schöne Figuren. Alexandrine sieht in ihrer Lieblichkeit der Königin Luise ähnlich. Neulich sahen wir im Opernhause ‚Robert der Teufel'. Es ist eine schrecklich lange und stellenweise auch langweilige Oper, aber wundervolle

*) Madame du Titre war ein Original, wie es nicht leicht ein zweites giebt. Sie stellte trotz ihres fremdländischen Namens den Berliner Ur-Typus in vollendetster Gestalt dar und war natürlich eine stadtbekannte Persönlichkeit, deren Ruf sich aber auch viel weiter verbreitet hatte. Ihre Schulbildung war gering, sie sprach zeitlebens nur den unverfälschten Berliner Dialekt und stand mit den Fremdwörtern auf gespanntestem Fuße, aber mit ihrem naturwüchsigen Humor und, wenn es sein mußte, mit ihrer naturwüchsigen Derbheit wußte sie sich „durchzusetzen" gleich dem ausgeprägtesten Herren- oder Uebermenschen. Als einmal eine Dame ihr bemerklich machen wollte, es hieße in guter Gesellschaft nicht „jeloofen" sondern „gelaufen", antwortete sie. „Ach wat, lassen Se mir zufrieden mit Ihrem Gelaufe. Sie sind nach eenen Mann für Ihre Dochter gelaufen und gelaufen und haben keenen jekriegt, un ick bin jeloofen un hatte jleich eenen." Sie ist die Urheberin zahlloser Anekdoten, die dann von andern erzählt wurden; sie war es, die der als Lady Macbeth schlafwandelnd mit schiefgehaltener Kerze über die Bühne schreitenden Schauspielerin mit lauter Stimme aus ihrer Loge die bekannten Worte zurief.

**) Jüngste Tochter des Königs, Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande.

***) Vorjüngste Tochter des Königs, Gemahlin des Erbgroßherzogs Paul von Mecklenburg-Schwerin; „unsere Alexandrine" wie sie nach den Jugendbriefen Heinrich Heines aus Berlin, damals noch unverheiratet, mit Vorliebe von der Bevölkerung in Berlin genannt wurde.

Dekorationen. Schauderhaft ist eine Scene, wo die toten Nonnen aus den Gräbern hervorkommen und plötzlich, ihre Gewänder abwerfend, ein Ballet tanzen. Ich fand es geradezu gräßlich. Neulich war auf einem Ball bei Hermann B., wo erst eine französische Komödie und die travestierte Ariadne auf Naxos gespielt wurde, auch eine Solotänzerin vom Opernhause, ‚Mamsell'*) Lauchery. Sie hatte aber etwas sehr Bescheidenes und tanzte reizend. Herr B. bat mich, am Polterabend seines Bruders in einer Masurek mit ihr zusammen im polnischen Kostüm zu tanzen, wir sind dann aber nicht mehr da. An diesem Abend lernte ich eine junge Dame kennen von einer eigenartigen Schönheit, nämlich von einer so bezaubernden Lieblichkeit, wie ich mich nicht erinnere, etwas Aehnliches schon gesehen zu haben. Sie hieß Rose, nicht Rosa, und es war wirklich, als ob diese doch immerhin seltenere Namensform ihr in einer Vorahnung gegeben worden sei. Man konnte sich wirklich vorstellen, daß sie durch eine Fee aus einer Rose, der zartesten und duftigsten ihres Gartens in menschliche Gestalt verwandelt worden sei. Dieser Gedanke kam mir, als sie das Lied sang: ‚Rose, wie bist du so lieblich und mild.' Ob sie das Lied mit Absicht gewählt hatte, will ich dahingestellt sein lassen.**) Dann sahen wir noch einmal ein Ballet, was mich wieder entzückte. Vorher ein kleines, sehr niedliches Stück ‚Warum?', in dem die Crelinger und die Unzelmann spielten; auch die letztere ist sehr hübsch. Das Ballet hieß die Sylphide. Madame Taglioni gab sie. Sie liebt einen jungen schottischen Bauer, der sich eben verheiraten will, aber über die Sylphide seine arme Effie vergißt. Einzig ist, wenn sie ihm immer entschwindet. Sie ist nur ihm sichtbar, und wenn er sie fangen will, ist sie immer wie weggeblasen. Endlich entführt sie ihn in einen Wald und ruft ihre Gespielinnen herbei. Ganz reizend ist diese Scene. Einzelne tanzen auf der Erde, andere schaukeln sich in den Zweigen, noch andere schweben frei in der Luft, sie verfolgen und haschen sich, was zu allerliebst ist. Auf den bösen Rat einer Hexe bindet James, ihr Geliebter, sie, um sie an sich zu fesseln, mit einem Shawl, worauf ihr die Flügel abfallen, und sie ihrer Freiheit beraubt, tot zu Boden sinkt. James fällt besinnungslos neben sie hin; die andern Sylphiden tragen ihre tote Schwester weinend durch die Lüfte fort. Ich war ordentlich traurig. Zum Schluß unseres Berliner Aufenthaltes habe ich noch jemand gesehen, wodurch ein großer Wunsch von mir erfüllt wurde, nämlich die Prinzessin Luise Radziwill.***) Aber es war ein melancholischer Anblick. Sie lag mehr im Wagen, als daß sie saß, und man hatte das Gefühl, als könne sie sich nicht allein erheben. Schön war sie noch, aber die an ihr zehrende Krankheit hatte ihr

---

*) Wie man damals sagte. In Weimar war es bekanntlich, trotz Goethe und Schiller, bis zum Jahre 1848 den nichtadligen Damen, welches ihre und ihrer Eltern Stellung auch sonst war, bei Strafe verboten, sich ‚Fräulein' nennen zu lassen, ebenso durften im Hoftheater nichtadlige Personen nur auf der linken Seite des ersten Ranges sitzen, und noch heutzutage gilt diese Seite, wenigstens bei den Eingesessenen von Ilm-Athen, als etwas minderwertig.

**) Sie heiratete später den damals wohlbekannten Komponisten Curschmann. Nach kurzer, höchst glücklicher Ehe starb ihr Kind und schnell hinterher ihr Mann. Dann fing sie an, man kann nicht anders sagen, als zu verwelken. Die Aerzte konnten keine Krankheitsursache feststellen; keins der zahlreichen angewandten Mittel hatte auch nur den geringsten Erfolg und hielt den Verfall auch nur zeitweise auf. Sie starb einfach an gebrochenem Herzen.

***) Die Jugendliebe des alten Kaisers. Da die Ebenbürtigkeit des Hauses Radziwill nicht anerkannt wurde, so war der junge Prinz durch das von Friedrich dem Großen erlassene Hausgesetz vor die Wahl gestellt, entweder seiner Liebe oder seinem Thronfolgerecht zu entsagen. Er hielt das erstere für seine Pflicht. Luise Radziwill starb wenige Wochen nach dieser Ausfahrt.

ihren Stempel jammervoll aufgedrückt. Ich konnte nicht umhin, einen Vergleich mit der Ausfahrt des Prinzen Wilhelm anzustellen. Er hatte eben eine lange Krankheit überstanden und ging der Gesundheit und neuem Leben entgegen; sie neigt sich ihrem Ende zu. Bei dieser Gelegenheit habe ich auch die Geschichte ihrer Krankheit erfahren. Bei der letzten Anwesenheit des Kaisers von Rußland tanzte sie eine Masurek mit dem ganzen Feuer ihres polnischen Blutes und wohl noch darüber. Sie bezauberte alles, den Kaiser an der Spitze und sank dann völlig ermattet und nach Atem ringend in einen Fauteuil. Da trat ihr Vater zu ihr heran und sagte, sie müsse den Tanz wiederholen, der Kaiser sei ganz entzückt davon und habe den Wunsch ausgesprochen, ihn noch einmal zu sehen. Sie erwiderte, daß es ihr völlig unmöglich sei, aber ihr Vater drang so lange in sie, bis sie sich endlich, nach kurzer Pause, aufraffte. Mit übermenschlicher Anstrengung führte sie den Tanz mit der gleichen Leidenschaftlichkeit, wie das erste mal durch und auch mit dem gleichen Beifall; aber in derselben Nacht noch hatte sie einen Blutsturz, dem die Schwindsucht folgte. Ist das nicht eigentlich ganz schrecklich? — — — —"

Magdeburg, 30. November 1834.

„— — — Vater kam von Berlin zurück und erzählte viel. Der Kaiser von Rußland imponiert allen durch seine männliche Schönheit. Er wird bei Hofe nur der Kriegsgott genannt; eine Dame hat aber gesagt, er wäre noch viel, viel schöner. Die muß sich also den Kriegsgott genau angesehen haben. Dabei soll er von großer Liebenswürdigkeit sein und alle Herzen erobern. Davon, daß er, wie sein Vater, auch schon als Heiratsstifter aufgetreten ist*) verlautet aber noch nichts. Sohn und Tochter von ihm sind auch da; neulich hat er die Kaiserin, sein Sohn seine Schwester geführt; alles ist entzückt über die schönen Eltern und Kinder gewesen. Die Kaiserin soll nicht mehr ganz so schön sein, aber eine wundervolle Art des Auftretens und Benehmens haben; sie ist einmal im Nationalkostüm auf einem Feste erschienen, wo sie für fünfzehn Millionen Rubel Diamanten an sich trug. Dem König lacht immer das ganze Gesicht, wenn er seinen Schwiegersohn nur sieht. Er ist bei bester Laune. Als immer noch neue Gäste kamen, nachdem schon alle Schlösser besetzt waren, hat er gesagt, die Herren denken wohl, ich bin der Gasthof zum König von Preußen. Vor ein paar Tagen machte Schm. seinen Abschiedsbesuch. Er geht nun nach Kurland zurück. Er hat sich hier sehr wohl gefühlt und geht so ungern weg. Auch wir bedauern es, er ist ein geistvoller Mensch, und sein Weggang ist ein entschiedener Verlust für die Gesellschaft. Er gab mir und Agnes sein Bild. Unter dem einen stand:

‚Denn von dem Sehen ist das heiße Sehnen
Um einen stummen Buchstab nur verschieden.'

*) Ein Fräulein von A. erwiderte die Neigung des Hauslehrers ihrer Brüder, eines tüchtigen, geschcuten Menschen, allein ihr Vater verweigerte seine Einwilligung. Als sich nun auf einem Hofball Kaiser Alexander I. einmal mit ihr unterhielt und sich sehr liebenswürdig zeigte, faßte sie sich ein Herz, teilte ihm ihre Not mit und bat ihn, den König dafür zu interessieren. Der Kaiser that es und der König, der gegen derartige „Mesalliancen" durchaus keine Antipathie hatte, verwandte sich in der That bei Herrn v. A., und die Ehe kam zu Stande; der junge Ehemann wurde in den Staatsdienst übernommen und machte Karriere.

Unter dem andern:

„Ihr Tage, gesponnen
Von glänzenden Sonnen,
Nun seid ihr zerronnen.
Was hab' ich gewonnen?
Vom Glück nur das Wähnen,
Vom Wähnen nur Sehnen,
Vom Sehnen nur Thränen,
Nur Thränen!"

Ist es nicht hübsch? Bei Fr.'s wurden neulich französische Rebus aufgeführt, zwei kannte ich noch nicht. Fünf Personen kamen als die fünf Vokale und stellten sich auf; dann gingen alle, nur O. blieb. Dann kamen sie wieder und E. ging fort. Es war Oreste und Eva. — —"

Magdeburg, 20. Februar 1835.

„Wieder ein theatralisches Ereignis. Demoiselle Bauer*) gab eine Reihe von Gastspielen. Ich habe sie acht oder zehnmal gesehen und war jedesmal ganz entzückt, ebenso wie alle Andern. Man hörte immer nur von ihr sprechen. Sie ist hübsch, hat eine wundervolle Figur und macht glänzende und geschmackvolle Toilette. Ihre erste Rolle war Donna Diana. Sie spielte vortrefflich und wurde stürmisch gerufen, natürlich auch gleich mit Applaus empfangen, aber ihr Hauptfach sind die naiven Rollen. Manchmal enthusiasmiert sie das Publikum förmlich, z. B. in ‚Goldschmieds Töchterlein', manchmal ergreift sie es, wie neulich in ‚Gabriele'. Sie wurde an diesem Abend zweimal gerufen, was für das kalte Magdeburger Publikum sehr viel sagen will. Auch die Julie gab sie ganz entzückend, obwohl sie für ein vierzehnjähriges Mädchen eigentlich etwas zu groß ist, namentlich die Balkonscene. Reizend war sie in ‚Pfefferröse' und am andern Tage in ‚Der gute Ton' und ‚Die junge Pathe', wo sie ein entzückendes gelbes Moireekleid anhatte. Der alte Bethmann spielte auch mit; der junge war als Jean Champernau prächtig. Kürzlich machte uns ein neuer Referendar Besuch, ein Herr v. K. Er war seit einiger Zeit auf der Festung, weil er in einem Duell seinem Gegner getötet hatte; jetzt ist er frei und will hier bleiben. Er war eine Zeit lang in London und giebt nach englischer Sitte, immer die Hand; es ist eine ganz hübsche Sitte. Er scheint sehr interessant zu sein, schon sein tragisches Erlebnis macht ihn dazu; man betrachtet ihn mit geheimem Grauen. Er ist übrigens selbst schwer verwundet worden; denn er ist trepaniert worden,**) ich glaube wenigstens, es hängt mit diesem Duell zusammen. Er ist sehr liebenswürdig, schien mir jedoch etwas Düsteres und Schwermütiges in seinem Wesen zu haben; ich dachte, der Ausgang des Duells würde wohl auf seine Stimmung gewirkt haben; neulich aber war er auf einem Balle bei Z.'s sehr vergnügt. Wir lachten bei Tische noch sehr über einen kleinen, sehr komischen Vorfall, dessen Heldin ich war. Meine leichte Schleppe flog nämlich bei einer Drehung in die Höhe, wickelte sich um die Clarinette eines der in einer Ecke stehenden Musici und riß sie ihm weg. Ich hörte einen verhallenden, klagenden Ton und sah beim nächsten Herumdrehen den Mann mit ganz erstauntem und entsetztem Gesicht da stehen,

*) Charlotte Bauer, der spätern Generation durch ihre amüsanten und interessanten Memoiren bekannt, die zum großen Teile in London spielen, wo sie eine Zeitlang die Geliebte des Prinzen Leopold, des nachherigen ersten Königs der Belgier war.

**) Der spätere Gesandte in Rom. Die dort plötzlich während der Anwesenheit des Königs daselbst ausbrechende geistige Störung, die den bekannten peinlichen Zwischenfall hervorrief, mag auf die Trepanation zurückzuführen sein.

die Hände noch vor dem Munde und die Finger bewegend, als ob er sein Instrument noch spiele. Ich knickte mitten im Tanz vor Lachen zusammen, und Du kannst Dir denken, daß das Ereignis auch bei Tisch herhalten mußte. Da ich gerade bei komischen Dingen bin, will ich Dir noch eine andere lächerliche Geschichte erzählen. Vor ein paar Wochen oder Monaten wurde in Merzien ein B.'scher Junge getauft. Da sagte der Pastor, wie uns jemand, der es selber gehört hat, berichtete, in seiner Rede wörtlich Folgendes: ‚Wir können nicht wissen, ob dieses Kind dereinst ein guter oder ein schlechter Mensch werden wird; darum wollen wir beten, daß es ein anständiger Mensch wird.' Wie findest Du das? Was sich der Mann dabei wohl gedacht haben mag! Ich muß, wenn ich daran denke, manchmal laut lachen, wenn ich auch ganz allein bin — — —"

Magdeburg, 29. April 1835.

„— — — Nun aber rasch zu dem großen Ereignis. Wieder eins vom Theater, das aber alle früheren überstrahlt und tief in den Schatten stellt. Also erstens war Rott*) hier und gab einige Gastrollen. Er war ganz seinem Ruf entsprechend, ausgezeichnet als Tell, Wallenstein u. s. w. namentlich aber als Hamlet. Hier war er geradezu vollendet, sein Aussehen war ganz so interessant, wie man es nur von Hamlet erwarten kann; die Scene mit dem Geist war ergreifend. Das Publikum war enthusiasmiert; er wurde drei (!!) mal gerufen. Aber für mich ist er völlig Nebensache, seitdem — die Schröder-Devrient hier war!! Ich glaube nicht, daß ich auch nur annähernd genügende Worte für sie finden werde. Es war einfach unbeschreiblich! Aber ich will es versuchen und alles der Reihe nach erzählen. Heute vor vierzehn Tagen machte sie Besuch bei uns. Sie ist nicht mehr so hübsch, wie sie früher gewesen sein muß, aber um so liebenswürdiger. Daß sie mein ganzes Interesse vom ersten Augenblick in Anspruch nahm, brauche ich wohl nicht besonders zu sagen. Sie hat blondes Haar und keinen besonders schönen Teint. Am Abend trat sie als ‚Romeo' auf. Ich konnte kaum die Zeit erwarten, bis sie erschien. Kaum zeigte sie sich, so erscholl wahrhaft rauschender Applaus, und in jeder kleinen Pause, die sie im Gesang machte, ward sie stürmisch beklatscht. Gleich nach ihrem ersten Abtreten, mitten im Akt, wurde sie enthusiastisch gerufen, eine Auszeichnung, die bisher noch niemandem zu Teil geworden ist; auch Vater und Mutter erinnerten sich keines ähnlichen Falles. Sie kam und wurde mit förmlichem Jubel empfangen. Der Beifall blieb sich immer gleich; nach dem zweiten Akte und am Schluß wurde sie natürlich wieder gerufen. Aber ich habe auch so etwas Entzückendes im Gesang und namentlich im Spiel noch nie wieder gehört noch gesehen. Ich hätte ihr um den Hals fallen können, ich hätte hingegeben, was man von mir verlangt hätte, sie war hinreißend!!! Die Scene an Juliens Grabe war erschütternd, wie sie den Schmerz malte! Und auch gleich die erste Scene: ‚Vor Romeos rächenden Armen' und auch die im zweiten und dritten Akt, alles, alles war himmlisch!! Einzige Devrient!! Ich habe die ganze Nacht von Romeo geträumt, immer sah ich die schöne Figur, das herrliche Spiel. Am Vormittag kam der Regisseur Meier um uns um unsere Loge zu bitten, weil der Herzog von Bernburg mit seiner jungen Frau die Devrient heute als Desdemona sehen möchte.

*) Der seiner Zeit sehr berühmte Schauspieler, dessen Name oder vielmehr Nase Gegenstand des bekannten, allerdings nicht gerade auf der höchsten Höhe der Aesthetik stehenden Scherzrätsels ist.

Herr M. ist sehr hübsch, auch außerhalb des Theaters, hat eine ungemein anziehende Sprache und ein geradezu nobles Benehmen. Er sprach natürlich auch mit Enthusiasmus vom gestrigen Romeo. Da wir am andern Tage, Charfreitag*), zum Abendmahl gingen, so nahmen wir auch keine andern Plätze im Theater. Am ersten Ostertage waren wir wieder drin; wieder Romeo. Alles wie beim ersten Mal, Spiel und Enthusiasmus. Sie ist wirklich unübertrefflich; eine der ersten Erscheinungen dieser Zeit; könnte ich doch immer zuweilen den Romeo von ihr sehen, es ist zu himmlisch; ich kann darüber nichts schreiben, nur fühlen! Am Dienstag trat sie im ‚Fidelio' auf. Einzig in seiner Art!! Die Scene im Kerker war großartig! Das Schönste was ich je sah. Die Worte ‚Töte erst sein Weib' erfüllten uns Alle mit Zittern und Beben. Es war die höchste Stufe der Kunst, die man ersteigen kann. Es ist eine herrliche Erscheinung!! Hier fehlen die Worte um mehr zu sagen!!! Und nun am andern Tag habe ich neben ihr gestanden und sie gesprochen! Es war ein Diner bei M.'s. Ich saß nicht weit von ihr, und Du kannst Dir denken, daß ich kein Auge von ihr verwandte. Sie hatte ein dunkelblaues Challykleid an, mit Atlasblumen durchwirkt, ihr Haar trug sie griechisch frisiert. Sie hat entschieden edle Züge; sie erzählte allerliebste Geschichten und war ganz charmant. Nach Tische gingen wir in den Garten; Herr M. pflückte einen Passionsblumenzweig, er wurde ihr ins Haar gesteckt; sie sah aus wie Tasso oder Coriana. Dann sang sie uns ‚Adelaide' von Beethoven vor; man wurde zu Thränen gerührt; ich war begeistert, so sehr, daß ich den Mut fand, sie um ein Blatt von ihrem Kranz zu bitten. Sie gab es mir mit hinreißender Freundlichkeit und sagte dabei ‚Wenn Sie eine Scheere hätten, so würde ich Ihnen ein paar von meinen Haaren geben'. Du kannst Dir denken, daß die Scheere nicht lange auf sich warten ließ. Wenn ich im Hause keine bekommen hätte, wäre ich in einen Laden gelaufen. Nun schnitt sie mir eine richtige Locke ab; ich war so entzückt, daß ich ihr die Hand küßte, sie umarmte und küßte mich. Was ist das für eine Frau! An ihren großen Leichtsinn denkt man nicht, wenn man sie sieht. Bald darauf fuhr sie weg. Da schoß mir mit einem Male der Gedanke durch den Kopf, sie zu bitten, mich mitzunehmen und mich an unserer Hausthür abzusetzen. Denke Dir, ich schüchternes Wurm! Sie war sehr bereit, Frau T. fuhr auch noch mit. Mutter war ganz erstaunt, als ich es ihr sagte, aber ehe sie noch geantwortet hatte, war ich schon draußen. Ich ließ die Gesellschaft gern im Stich und hätte noch mehr im Stich gelassen, um noch ein paar Augenblicke bei ihr zu sein. Mutter sagte mir nachher, man hätte gesagt, ich sei mit Romeo durchgegangen. In ihr Spiel bin ich wirklich verliebt — nein, das nicht, aber ich bewundere es und staune das Himmlische ihrer Kunst an. Nie werde ich diesen Tag vergessen; könnte ich Dir nur sagen, wie sie mich entzückt hat!! — — — —"

Magdeburg, 28. September 1835.

Liebste Luise

„Erst hier in Magdeburg komme ich dazu, mein Versprechen über den Ball in Aschersleben sofort an Ort und Stelle zu berichten. Dort war es unmöglich, denn diese Jungens! Du hast keine Idee von so etwas. Ich will aber von vorn anfangen. Um halb sieben kamen wir an und fanden

*) Am Gründonnerstag wurde also ruhig gespielt. So wenig fromm und so „unkirchlich" war man in der „guten alten Zeit".

alles wohl, mit Ausnahme von Onkel Wilhelm, der so starken Rheumatismus im Fuße hatte, daß er liegen mußte. Er empfing uns mit der Nachricht, daß aus dem Ball, den die Husaren geben, oder wenigstens arrangieren wollten, nichts werden würde, da noch kein Quartier gemacht sei. So verstimmt er wegen seines Rheumatismus sonst auch war, reizte ihn doch der Gedanke, daß alles vergebens sei, zum lauten Lachen. Mathilde gab aber die Hoffnung noch nicht auf. Den Abend waren wir sehr müde, und dennoch mußten wir ohne Erbarmen Onkel W. die Kriege Napoleons vorlesen. Ich und Emma schliefen fortwährend ein, wurden aber von dem Kanonendonner, von dem Mathilde las, immer wieder aufgeweckt. Napoleon ist doch ein furchtbarer Mensch, er hat durch seinen Zug nach Rußland mich ebenso gequält, wie seine Soldaten. Denn gerade dieser interessierte Onkel W. so, daß er meine Müdigkeit nicht bemerkte. Endlich, endlich schlug die Stunde der Erlösung. Das uns sonst so gräßliche Nachtwächterhorn kam uns diesmal wie Sphärenklang vor, indem es dem Schlachtgetümmel bei Moskau ein Ende machte — wir flohen, wenn auch nicht von Kosaken verfolgt. Ein süßer Schlaf, aber ein schreckliches Erwachen. Um 6 Uhr ein gräßliches Getöse. Die Jungens schlugen mit Fäusten gegen die Thür und schrieen: ‚Ihr Faulpelze wollt Ihr raus, raus aus die Nester, raus aus die Redouten.‘ Das Schrecklichste der Schrecken sind wirklich O. und E. Ich war natürlich wütend, aber was konnten wir anders thun, als sie schreien lassen, bis sie endlich abzogen. Nun etwas Ruhe, aber nicht lange. Denn bald stürzte Mathilde mit einem Freudenschrei hinein: Es wird was, es wird was, es war schon ein Leutnant hier, um Quartier zu machen. Nun verzichteten wir auf weiteren Schlaf. Der Morgen ging mit Toilettenbesorgungen und einem Besuch hin; der Nachmittag mit Jungensquälereien von einer Art, von der ich bisher noch keinen Begriff hatte. Hätten E. und O. vor einigen hundert Jahren gelebt, so wäre die Folter eine überflüssige Einrichtung gewesen. Der verstockteste Verbrecher hätte gestanden, wenn er mit ihnen eine Stunde zusammengesperrt worden wäre. Ich kann mich noch erinnern, wie Onkel W., als er noch unverheiratet war, über meine Brüder und die Sy.'schen Jungens raisonnierte und von Kindererziehung sprach, was er für Musterknaben haben würde, und nun diese Schreckensgeschöpfe! Dann zogen wir uns an. Wir hatten beide weiße Organdykleider an, meins ganz fein karriert, ich Rosenknospen, Emma feuerrote Nelken im Haar; Mathilde ein rotes Organdykleid und weiße Rosen. Sie sah allerliebst aus. Mit etwas Zittern und Zagen machten wir uns unter dem Schutze der Großmutter M., da Tante noch nicht so weit war, auf den Weg, weil wir von den Hiesigen niemand kannten. Onkel W. amüsierte der Gedanke, daß wir nicht aufgefordert würden; mich etwas weniger. Unsere einzige Hoffnung war, daß K. und F. B. vom Manöver aus hier sein würden. Als wir in den noch ziemlich leeren Saal traten, kam uns auch K. gleich entgegen, aber mit dem Donnerworte, daß Fritz schon seit ein paar Tagen krank sei. Da schwand das letzte Segel, denn K. zog ab, ohne uns engagiert zu haben. Aber das Geschick wandte sich. Pf. bat um den ersten Walzer. Als wir eben anfingen, sehe ich, wie Hamlets Geist, Fritzen in einer Ecke stehen; er hatte sich aufgekrabbelt und stand da, ein Gebäude aus uralten Zeiten, doch war es kein Tempel und war kein Haus. Nach dem Walzer kam er hervor und sagte, er sei sehr unwohl, es sei ihm untersagt auszugehen, er dürfe namentlich keinen Schritt tanzen. Keinen Schritt — und engagierte mich zum Kontretanz. Ersten Galopp tanzte ich mit M. Er tanzt soweit recht gut, nur bin ich keinen Augenblick mit ihm im Takte gewesen; das war das Einzige.

Kontretanz also mit B. und zwar vor, zweiten Walzer mit O., Mathildens Anbeter. Mit seiner Nase reichte er mir gerade bis an die Schnalle meines Gürtels, er blieb sogar einmal daran hangen, was um so leichter geschah, als sie einen sehr stolzen, vorstehenden Bau hat. Mir war immer, als ob ich einen jungen Hund an den Vorderpfoten hätte und mit ihm herumspränge. Zweiter Galopp mit einem Herrn v. B., einem Referendar, der behauptete, mich an der Aehnlichkeit mit Vaters Bild auf der Ausstellung in Halberstadt erkannt zu haben. Das ist doch ein bißchen viel. Zweiter Kontretanz wieder mit dem kleinen chien, Masurek mit Herrn v. B., der sehr viel Kinn hatte. Galopp mit K., der mich nachher noch engagiert hatte. Er sagte, er hätte mich noch als kleines Pusselchen gekannt. Dann kam der große Moment, wo wir zu Tische gingen. Wir zogen in Prozession in das Badehaus; oben auf dem Vorsaal (!) war der Tisch gedeckt, ich saß neben der Treppe, es zog. Vor mir stand ein Talglicht aufgepflanzt, alle Augenblicke putzte es jemand, und was das Beste war, es stak in einem Messingleuchter, in dem man es hochschieben konnte. Du siehst, es blieb an Eleganz nichts zu wünschen übrig. Ich saß zwischen K. und B. Letzterer war am Verscheiden, K. machte mit Mathilde einen gräßlichen Spektakel. Den Kotillon tanzten wir drei nicht mit; wir saßen in einem Nebenzimmer. Alle Herren rauchten, das heißt natürlich nur die Aschersleber. Ungeheure Stangen Bier standen wie Türme auf den Tischen, ein hohnvoller Anblick. O Aschersleben! Der Ball war an und für sich wirklich hübsch, aber die Nebenzimmer, die Nebenzimmer!! Um zwei Uhr brachen wir auf; wir hatten nur drei Stunden, um die Strapatzen auszuschlafen, denn als wir uns hinlegten, schlug es Drei, und um Sechs donnerten schon wieder die Faustschläge an der Thür und die piepigen Kinderstimmen schrieen ‚Raus aus die Redouten'. Wir hatten uns Tags zuvor gar nicht bei Onkel beklagt, denn es wäre doch nicht anders geworden. Am Vormittag kam viel Besuch, Nachmittags wurde ein Spaziergang nach der alten Burg gemacht, Abends bei Douglas'. E. und O. natürlich mit; sie aßen wie hungrige Wölfe und führten Scenen herbei — — — Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen. Das Unbeschreibliche, hier war's gethan. Der folgende Tag fing mit Tuten, Trommeln, Blasen, Alarmschlagen, Rennen, Laufen, Schreien, kurz mit jeder nur denkbaren Unruhe an. Die Truppen marschierten wieder ab. Wir hörten das nicht allein, wir sahen es auch, denn auf jedem Gesicht, von der Herrin bis zur Zofe, von Mathilde bis zu Lisetten war tiefer Trennungsschmerz ausgedrückt. Man muß in Aschersleben gewesen sein, um zu ermessen, was das Wort ‚Husaren' bedeutet. Mit diesem Refrain endet dort jeder Gedanke. Wir brachten den Trauertag in würdigbetrübter Haltung hin; außer einem Besuche bei Renate ward nichts unternommen, die heilige Stille zu stören. Stumm, in gebeugter Haltung, mit bleichen Gesichtern schlich Alles auf den Straßen vorüber; ein leises, resigniertes Kopfnicken war an die Stelle des lauten Freudengrußes der vergangenen Tage getreten. Abends wurde wieder Napoleon vorgenommen; von Zeit zu Zeit sagte Emma, um sich zu ermuntern: ‚Es ist doch ein schrecklicher Mensch, wie viel hat er zu verantworten.' Ich sagte etwas Aehnliches. Am Sonnabend fuhren wir nach Tisch um zwei Uhr ab. K.'s sind wirklich seelensgut, auch die Großmutter ist eine charmante alte Dame. Onkel W. war besser. Ohne Unfall kamen wir nach Egeln, wo unsrer ein neues Verhängnis harrte. Statt unsrer Pferde fanden wir ein paar Schecken, ein unbekannter Kutscher trat an unsere Wagen und sagte: ‚Ick soll Sie holen, der Herr Vater sind selbst da.' Im ersten Augenblick dachte ich, es sei bei Kr.'s ‚Wo ist denn mein Vater?'

fragte ich. — ‚Nu, bei uns.‘ — ‚Ja, aber wo denn?‘ — ‚Nu, uf de Jagd.‘ — ‚Ja, aber wo denn, auf welcher Jagd?‘ — ‚Nu, uf unsre.‘ — Der Kerl war zum Verzweifeln. ‚Wo kommen Sie denn her?‘ fragte ich wieder. — ‚Nu, von uns.‘ — ‚Bei wem sind Sie denn?‘ — ‚Nu, bei'n Herrn Amtsrat.‘ — Ich sank fast ohnmächtig um, Emma rang in stummer Ergebung die Hände. ‚Bei welchem Amtsrat?‘ fragte ich ziemlich hoffnungslos. — ‚Nu, bei unsern.‘ Nun raffte ich meine letzten Kräfte zusammen und schrie: ‚Wie heißt denn Ihr Amtsrat?‘ — ‚Nu, doch Kühne,‘ sagte er. ‚Schön,‘ sagte ich. ‚Na, nu wissen Sie't doch,‘ sagte er. ‚Ja, nun weiß ich es,‘ sagte ich. ‚Na, sehen Se wohl,‘ sagte er. ‚Ja,‘ sagte ich. ‚Soll ick anspannen?‘ sagte er. ‚Ja,‘ sagte ich. ‚O nein,‘ sagte Emma. ‚Warum denn nicht,‘ sagte ich. ‚Wir müssen uns ja noch umziehen,‘ sagte sie. ‚Ach, ja richtig,‘ sagte ich. Wir waren nämlich, da wir dachten, direkt nach Haus zu fahren, der Bequemlichkeit halber in Oberröcken. ‚Denn will ick noch een kleenet Viertelstünneken warten,‘ sagte er. ‚Ja,‘ sagte ich. So endete diese Unterhaltung, die ich nicht übertrieben und ausgeschmückt, sondern treu nach der Wirklichkeit berichtet habe. — — —“

Im Oktober 1836 hatte sich die Verfasserin der Briefe verheiratet und damit, oder vielmehr schon mit der Verlobung im Februar schlief die Korrespondenz mit den Jugendfreundinnen ein. Im Frühling 1837 wurde der Gemahl der Verfasserin nach Frankfurt a. M. versetzt, aber kaum dort angekommen, noch ehe die Möbel fertig ausgepackt waren, erfuhr er, daß seine abermalige Versetzung nach München beschlossene Sache sei. Da das junge Paar hörte, daß in Frankfurt einerseits zu transportierende Gegenstände sehr schlecht verpackt würden, andrerseits aber Möbel ganz unverhältnismäßig hoch im Preise stünden, so beschlossen sie sie, mit Ausnahme einiger ihnen besonders werten, zu verkaufen und erhielten für dieselben, nachdem sie dreiviertel Jahre benutzt waren und den Transport von Magdeburg nach Frankfurt überstanden hatten, einen Betrag, welcher dem ursprünglichen Kaufpreise sammt den Transportkosten gleichkam. So groß war damals der Unterschied der Preise in den verschiedenen Teilen Deutschlands.

Im August schon fand die Uebersiedelung nach München statt, in ganz neue, ungewohnte Verhältnisse, welche von den damaligen norddeutschen und wohl auch westdeutschen ebenso verschieden waren, wie von den heutigen Münchnern. Dort begann dann eine neue, sehr lebhafte Korrespondenz mit den Angehörigen in der alten Heimat. —

Die drei Muſikanten.

Von **Robert Michel.**

Wer von Oeſterreichern heute nicht durch ſeinen Beruf beſtimmt iſt in Bosnien oder in der Herzegowina zu leben, weiß von dieſen Ländern gewiß weniger als wie von fremden Ländern, die ihn gar nichts angehn. Die Namen Bosnien und Herzegowina erwecken mehr die Erinnerung an hiſtoriſche Begebenheiten als wie beſtimmte Vorſtellungen, von Serajewo hat man einiges gehört, von Moſtar weniger, und die Stadt, in der ich die Geſchichte mit den drei Muſikanten erlebte, wird niemand kennen. Sie heißt Ljubuški.

Muſik giebt es wenig in Ljubuški. Die einheimiſche Gusla und Tamburica, die in manchem Dučan geſpielt werden, füllen mit ihren ſchwachen Klängen gerade nur dieſen dumpfen rauchigen Raum aus, der oft Verkaufsladen und Raſierſtube oder Caféhaus zugleich iſt. Und wenn die Frau des Gerichtsrathes auf ihrem Clavier alte Walzer und Märſche oder gar eine Oper ſpielt, ſo klingt es durch die dicken Mauern des Türkenhauſes wie ein verlorenes Echo aus anderer Zeit.

Die ſchönſte Muſik in Ljubuški ſind die militäriſchen Hornſignale unſerer Compagnie. Beſonders am Nachmittag das Signal „Zum Gebet“ iſt ſchön. Die Sonne ſenkt ſich hinter einen Berg, der ſchon drüben in Dalmatien liegt und Motokita heißt. Das weite Thal beginnt zu dunkeln und die letzten Sonnenſtrahlen ſind darüber geſpannt wie ein goldenes Schaukelbrett; auf dem einen Ende wiegt ſich die Sonne hinab, auf dem andern Ende ſcheint die alte Türkenburg von Ljubuški emporzuſchweben, ganz roth vor Freude an dieſem Spiel. Und da tritt der Horniſt Huſinagić vor die Kaſerne, die hoch auf dem Abhang ſteht zwiſchen den Schwärmen kleiner Türkenhäuſer, die wie Schwalbenneſter an den kahlen Hang gepickt ſind. Er bläſt in ſein Horn mit der vollen Kraft einer jungen Bruſt, als ſollte er das ganze Thal zum Gebete laden. Im Niederſchweben verlieren die Klänge ihre metalliſche Härte; und wenn Huſinagić den letzten Ton dehnt und wehmüthig abbricht, wie die Herzegowiner beim Geſange thun, folgt im Thale langes Schweigen.

Indeſſen waren an einem Samstag an den Straßenecken weiße Zettel angenagelt und auf den Zetteln ſtand mit unſicherer Schrift: Heute abends findet im Hôtel Slavo ein Konzert ſtatt.

Um acht Uhr abends waren alle Beamten beiſammen, vom Bezirksvorſteher angefangen, dann der Doktor, der Apotheker, der Ingenieur und Andere, auf die das Wort „Konzert“ ſeine Anziehungskraft üben mußte. Sie hatten auch ihre Frauen mitgebracht. Manche trug ein neuhergerichtetes Kleid halb verlegen zur Schau oder irgend neue Spitzen oder neue Bänder, wegen der Außergewöhnlichkeit des Tages.

In einer Ecke des kahlen Saales ſtand ein kleiner Tiſch mit drei leeren Stühlen und dahinter an die Wand gelehnt eine Harfe. Die Gäſte ſetzten ſich um den langen Mitteltiſch herum. Die Männer müde von der Wochenarbeit fanden eine Erleichterung darin, von ihrem beſchwerlichen einförmigen Dienſte bei einem Glas Wein leichthin plaudern zu können, und die Frauen behagten ſich bald in einer oberflächlichen Geſchwätzigkeit; da traten die drei Muſikanten in den Saal. Der Erſte, ein kleiner alter Mann machte eine ſchickliche Verbeugung und ging auf die Harfe zu. Die andern Zwei, noch Knaben, aber größer als der Alte, trugen ihre Violinen in den Händen; ſie blieben einen Augenblick bei der Thür und muſterten den Saal und die Gäſte, dann gingen ſie leiſe auftretend zum Tiſch und ſtellten ſich zuſeiten des Alten, der ein Ohr an den Rahmen der Harfe hielt und leiſe jede Saite prüfte.

Das Geſpräch am langen Tiſch, das beim Eintreten der Muſikanten geſtockt hatte, wurde wieder aufgenommen und wurde lauter und erſtickte in dem Gewirre der Stimmen die ſchwachen Töne der Saiten.

Nun war der Alte mit dem Stimmen fertig. Er hob den Kopf. Erſt ließ er ſeine Fingerſpitzen über die langen Saiten gleiten und aus der Harmonie dieſer tiefen Klänge erklangen darauf die kurzen hohen Saiten, die er in raſchem Laufe berührte, wie helle Silberglöckchen aus der finſtern Nacht hinter den großen Fenſtern.

Gleich ward es ſtill im Saal. Auch der Alte hielt einen Augenblick; dann that er mit den Händen eine Bewegung, als wollte er etwas Koſtbares ausſtreuen, und ein kräftiger voller Accord entquoll der Harfe. Beim nächſten Griff in die Saiten fielen auch die zwei Geiger ins Spiel. Der Eine führte die Melodie, eine ſchöne wilde Melodie, deren Töne wie aus einer Wunderquelle kamen. Und jeden Ton gab er mit ſo urſprünglicher Kraft, daß er mit der Macht der Gegenwart alle früheren Töne verſchlang und vergeſſen machte, und mit einer Kühnheit gab er jeden, als ſei er der Unverſiegbarkeit ſeiner Quelle gewiß. Der Zweite begleitete ihn mit demüthigen einfachen Bogenſtrichen. Später belebte ſich auch ſein Spiel an dem des Andern, näherte ſich ihm, bis er plötzlich ganz erwacht mit einem höchſten Ton die Führung dem Andern entriſſen hatte. Und nun begann es erſt recht. Es war ein wunderliches Wechſelſpiel; wenn der Eine mit neuen Melodien emporjauchzte, ſekundirte der Andere mit unterwürfiger Demuth, dann kam wieder die Reihe an ihn ſo ſelbſtverſtändlich, wie wenn eine Welle ſchwillt, ſo ſelbſtverſtändlich, wie wenn eine Bruſt ſich hebt. Das waren nicht mehr die zwei Knaben; aus ihren Augen, aus ihren Locken, durch die gerötheten Wangen leuchtete es, daß ſie jetzt Männer waren — im wiegenden Wechſel König und Bettler, Sieger und Unterworfener, Herr und Sclave.

Ich ſchaute auf die drei mit ſolcher Spannung, daß ich Alles um mich vergeſſen hatte. Erſt wie der letzte Ton verklungen war, ſah ich nach den andern Gäſten — was war da für eine Veränderung vorgegangen. Die Frauen ſaßen ganz ruhig und hielten die Hände im Schoß und ihre Augen waren von einer Sehnſucht voll, die ich an ihnen nicht kannte. Und die Männer brachen die Stille mit heiteren Scherzen, und ihre früheren Geſpräche ganz vergeſſend, überboten ſie ſich bald im Erzählen fröhlicher Erinnerungen aus jungen Jahren, aus dem Studenten- und dem Junggeſellenleben.

Mich aber machten ſie traurig, die drei Muſikanten, ganz traurig. Sie, die ſo unbedingt zuſammengehörten, erweckten mit ihrer dreieinigen Vollkommenheit in mir das Bewußtſein, daß mir das Leben bisher etwas verweigerte, ein letztes Glück, das jene genießen durften.

Wie ſie wieder zu ſpielen begannen, erkannte ich, daß die Melodie der zwei

Knaben in den Accorden des Alten lag: es war eine rythmiſche Folge von Frage und Antwort, von Wünſchen und Gewähren. Der Alte konnte ſich noch ſo theilnamslos ſtellen und mit halbgeſchloſſenen Augen ſcheinbar längſtgewohnte Begleitungen herunterſpielen, ich durchſchaute es doch und wußte, ohne es mir ſagen laſſen zu müſſen, daß dieſe Melodien in keinen Noten ſtanden, daß die Geiger wahrſcheinlich gar nicht notenleſen konnten, daß die Knaben von Niemandem das Violinſpielen gelernt hatten — der Alte ſelbſt konnte gewiß nicht Violin ſpielen — das ihr Spiel aus ſeinem Harfenſpiel erwachſen war und ſich entfaltet hatte; daß Alles wußte ich jetzt und beim Enden des Spieles konnte ich es wieder deutlich ſehn: der Alte durfte nicht das Spiel beliebig abbrechen, er mußte mit ſeinen Accorden behutſam das entfeſſelte Spiel der Geiger beſchwichtigen, ihre freien Seelen wie flügge gewordene Vögel einfangen, bis ſie wieder die zwei einfachen jungen Burſchen waren. Ja, der Alte beſaß eine verborgene Macht über die Zwei, vielleicht unbewußt und ohne daß ſie es ahnten.

So weit hatte ich die drei enträthſelt; doch um den letzten Grund ihrer Zuſammengehörigkeit wußte ich ebenſowenig als um den letzten Grund meiner Traurigkeit.

* * *

Am nächſten Tag, alſo Sonntag, ſollten die drei Muſikanten wieder im Hôtel Slavo ſpielen. Es war wie Samstag: Ein kleiner Tiſch mit drei Stühlen in einer Saalecke, in der Mitte der lange Tiſch mit denſelben Gäſten. Nun wurden die Muſikanten erwartet. Neun Uhr und ſie waren noch nicht da. Einige Gäſte wurden ungeduldig, und der kleine Türkenjunge Salko, der als Kellner bediente, mußte die Muſikanten holen gehn.

Salko kam zurück mit der Nachricht, daß Einer von ihnen krank ſei. Einige wollten es nicht glauben und warfen verdächtigende Blicke nach dem politiſchen Adjunkten, ob vielleicht nicht er aus irgendwelcher Amtsgrille das heutige Konzert verboten hatte. Schließlich mußten ſie ſich Alle dreinfinden. Warum ſollten ſie ſich nicht ohne Muſikanten unterhalten können wie an andern Sonntagen. Der Förſter fing ſchon an ſein altes Bierlied vor ſich hinzubrummen, der Grundbuchführer zog den Steuereinnehmer am Rockärmel zu dem kleinen Tiſch und rief nach einem dritten zum Tarock. Ich ſelbſt war wenig geſtimmt für eine ljubuſkaner Sonntagsunterhaltung und war froh, als der Bezirksarzt ſich verpflichtet fühlte nachſehn zu müſſen, was dem Muſikanten fehle. Ich ging mit.

Die Muſikanten wohnten im untern Han. Der Wirt führte uns mit einem Licht über den kleinen Hof zum Fremdenzimmer, ließ uns eintreten und ſchloß die Thür hinter uns wieder zu.

Der Alte ſaß beim Bett und hielt den Kopf zwiſchen die hohlen Hände gepreßt, die Elbogen auf die Bettkante geſtützt. Er hatte uns nicht gleich bemerkt; erſt als der Knabe, der auf dem Fußende des Krankenbettes geſeſſen war, ſich hinabgleiten ließ, ſah auch er uns und that uns ſeine Verbeugung.

„Ich bin der Doktor.“ Und mit einigen kurzen Fragen erkundigte ſich der Arzt nach der Krankheit des Knaben. Der Alte beantwortete dieſe raſchen Fragen mit ſtotternden Ja und Nein, die der Arzt gar nicht zu beachten ſchien. Er nahm die Hand des ſchlafenden Kranken, und während er ſeinen Puls prüfte, hielten ſich die Beiden in ängſtlicher Erwartung ſo ruhig, daß ich ſelbſt den Pulsſchlag zu hören glaubte.

„Fieber.“ Er zog aus der Taſche zwei Pulver, ſagte dem Alten, er ſolle dem Kranken eines gleich und das zweite nächſten Tag früh geben und

er werde morgen wiederkommen. Dabei ſchob er mich ſchon zur Thür hinaus und ſchloß wieder zu — ich hätte eigentlich noch bleiben wollen.

Wir taſteten uns durch den finſtern Hof und traten hinaus auf die Gaſſe. Einige Schritte gingen wir ganz ruhig, endlich wurde ich ungeduldig: „Nun, was iſts?“ Ich erſchrak, wie es mich bei der Frage um die Kehle preßte; der Knabe ging mich doch nichts an. Der Arzt ſchüttelte den Kopf; ich erhielt keine Antwort. Dann ſprach er Einiges vor ſich hin; ich verſtand nur: „. . . . . der Kerl gerade in Ljubuški . . . . . “ Ich faßte einen unbeſtimmten Entſchluß: „Die Armen haben gewiß kein Geld, ich muß ihnen etwas geben;“ Dabei kehrte ich um und lief zurück ohne mich weiter um den Doktor zu kümmern. Bei der Thür zögerte ich — ich wollte ihnen ja gar nicht Geld geben. Was wollte ich alſo? Ich ging doch hinein. Der Alte verſicherte ſich mit einem Blick, daß der Kranke ſchlafe und fragte dann beſorgt: „Was ſagte der Herr Doktor?“ Seine Frage kam mir gelegen; ich verſuchte ihn zu tröſten und meinte, die Pulver würden gewiß helfen.

Mein haſtiges Reden weckte den Knaben. Er ſchlug die Lider auf, die Augen hatten einen eigenthümlich gläſernen Glanz. Ich wollte ihm gleich einige freundliche Worte ſagen, aber der Alte faßte mich am Arm und flüſterte mir ins Ohr: „Er hört nicht, was man ihm ſagt . . . . ſeit Mittag hat er nichts mehr geſprochen . . . . eſſen wollte er auch nicht. Gott, wenn er . . .“ ſeine Stimme erſtickte in einem leiſen Schluchzen.

Der Kranke ſchien wirklich gar nicht zu wiſſen, was um ihn herum vorging; die Augen ſtierten immer nach demſelben Punkt, ſein Athem ging ſehr raſch.

Der Alte wollte mir eben wieder etwas ſagen, als der Kranke plötzlich laut aufſtöhnte und ſein Körper ſich in Schmerzen bog. Der Alte ſah athemlos zu und der andere Knabe verbarg ſein Geſicht in der Bettdecke. Der Kranke ſtöhnte noch einmal ſtark auf, dann fielen ihm die Lider zu und er ſchlief ein, ganz ermattet von dem Schmerze. Wir blieben lange Zeit ganz ruhig und horchten auf ſeinen Athem. Nur der Alte klagte einigemal in unverſtändlichen Worten mit zitternder Stimme. Später beruhigte auch er ſich mehr und mehr und fing an mir flüſternd zu erzählen; er erzählte in ſeinem gebrochenen Deutſch ihr Schickſal von der Zeit an, da er den Knaben die erſten Melodien auf der Harfe vorgeſpielt hatte, die ſie auf der Violine nachſpielen lernten. Hatten ſie eine Melodie ſo im Ohr und Griff, daß ſie dieſe ſelbſtändig aufzuſpielen vermochten, fand er einfache Begleitungen dazu, die ſie nicht beirrten und doch gewöhnten ihr Spiel mit dem ſeinen zu vermengen. Dieſe Uebungen förderten ihre Luſt und mehrten ſeine Zuverſicht; er brauchte ſich ſchließlich nicht mehr auf einfache Begleitung zu beſchränken, er konnte ſeinem Spiel freien Lauf laſſen. Wenn auch ihre dürftigen Melodien von ſeinen überreichen Accorden übertönt wurden, ſo waren die Zwei umſo gedrängter ihr Spiel immer freier zu geſtalten, bis es zur Geltung gekommen war; und bald „ging es, ohne daß ſie Melodien zu lernen brauchten.“ Bei dieſen Worten mag er die Schwere der Gegenwart ganz vergeſſen haben, denn ſeine Augen ſpiegelten das genoſſene Glück. Dann erzählte er von ihren erſten Konzerten und von den Wanderungen, die ſie ſeither unternommen hatten. Sie waren ſo anſpruchslos; der eine Knabe trug die Harfe und ſeine Violine, der andere die ſeinige, und alle ihre übrigen Habſeligkeiten in eine Decke gerollt trug er auf dem Rücken; der Alte konnte mit einem Stock in der Hand täglich einige Stunden gehn, aber zum Tragen war ſein alter Rücken nicht mehr fähig. So gingen ſie von Ort zu Ort. Der reichliche Erlös ſicherte ihnen ein ſorgenloſes Leben; ſie hatten immer gute Kleider und hatten nie Hunger und dabei blieb noch ſoviel übrig, daß ſie ſich für die Nacht eine Herberge bezahlen konnten. Freilich nahmen ſie nur ein kleines Zimmer mit einem Bett:

abwechselnd theilte ein Knabe mit dem Alten das Bett und der andere schlief auf dem Boden gehüllt in die Decke, die sie mit sich trugen.

Bei dieser Wendung der Erzählung betrachtete der Alte eine Weile den Kranken und sagte dann mit versagender Stimme zum andern Knaben: „Heute werde ich auf der Erde schlafen müssen ..... von mir wird er nicht gesünder .... Du bist noch jung, heute mußt Du Dich neben ihn legen.“ Ich klopfte ihm beschwichtigend auf die Schulter und wollte ihn mit Fragen wieder zum Erzählen bringen: Mein Interesse an den Drein war durch das Ineinandergehn seiner Erzählung und meiner Gedanken von gestern umso größer geworden.

Indessen sollte ich zu keiner Frage mehr kommen.

Der Kranke schlug die Augen auf und schaute wie vorhin unbeweglich auf einen Punkt: im nächsten Augenblick konnten ihn wieder die frühern Schmerzen befallen. Jeder von uns hätte das ganze Leid auf sich nehmen mögen, aber so unthätig dazusitzen, unfähig zu helfen, unsern Willen so zurückgewiesen zu sehn, machte uns unendlich elend.

Schon hatte der Alte seine Hände flach gegen die Augen gedrückt, um nichts mehr sehn zu müssen, als der Kranke langsam eine Hand hob und nach der Violin langte, die über dem Bette hing. Die Hand fiel matt auf die Decke nieder: der andere Knabe nahm die Violin herunter und hielt sie dem Kranken hin. Er aber verneinte mit dem Kopfe und machte Anstrengungen etwas zu sagen. Der Alte neigte sich über ihn und hielt sein Ohr ganz nah an die Lippen des Kranken. Ich hatte noch nicht das leiseste Lispeln gehört, als sich der Alte wieder aufrichtete, und während er seine Harfe nahm, gab er auch dem andern Knaben einen Wink, der ihn gleich verstand und sich zum Spielen anschickte. Und mit ihren bebenden Fingern begannen die Zwei ein leises Spiel, so leise wie das Zittern einer weiten, weiten Stille — und nicht mit dem Gehör war es, daß ich dies seltsame Spiel vernahm.

Ich k o n n t e nicht bleiben, ich schlich mich langsam hinaus.

Kaum hatte ich mich zuhause niedergelegt, erscholl von der Kaserne her ein ungewohntes Signal. Ich zog mich gleich wieder an, schnallte Säbel und Feldbinde um, und der Korporal vom Tage, der mich wecken gekommen war, traf mich schon zwischen der Thür. „Alarm“. Es war von Mostar der telegraphische Befehl gekommen: Die Compagnie hat sofort in feldmäßiger Ausrüstung nach Domanović abzurücken.

In Domanović stießen wir zu der Mostarer Brigade. Am nächsten Tag wurde gegen Stolac vorgerückt, das von der Nevesinjer Brigade vertheidigt werden sollte.

Ich machte die ganze Uebung theilnahmslos mit. Marschierte ich vor der Compagnie oder lag ich in der Schwarmlinie, ich mußte immer an die Musikanten denken: und nachts, wenn ich auf Feldwache stand und in die tiefe Finsternis hineinsah, hörte ich wieder das seltsame Spiel der zwei Musikanten.

* * *

Am Freitag gegen abend rückten wir wieder in Ljubuški ein. Auf dem Wege von der Kaserne zu meiner Wohnung begegnete mir der politische Adjunkt. Mein erstes war die Frage nach den drei Musikanten: Der Kranke war noch in jener Nacht gestorben, Mittwoch war sein Begräbnis gewesen. Die zwei Musikanten sollten morgen auf Weisung der politischen Behörde Ljubuški verlassen, und da sie kein Geld hatten, wurde ihnen erlaubt heute noch einmal im

Hotel Slavo zu spielen. Weil er Eile hatte, theilte er mir das hastig in einem gleichgiltigen Kanzleiton mit.

Ich war beleidigt. Das allein, in solcher Art von der entscheidenden Wendung dessen, was mich vier Tage lang durchaus beschäftigt hatte, zu erfahren, mußte mich im Innersten verletzen. Die Zumuthung der Gesellschaft, daß diese Zwei jetzt schon wieder spielen sollten und der Gedanke, ob und wie sie sich wohl hineinfinden würden, erzeugte in mir jene Neugier, mit der man sich öfters trotz allem zu einem abstoßenden Schauspiel gezogen fühlt, und ich überwand meine große Ermüdung und ging auch zum Konzert.

Ich konnte mir zwar unmöglich denken, daß sie ihre eigene Musik zu spielen vermöchten, also vielleicht einige bekannte Bänkellieder, die man ihnen angeben würde — aber die Ueberzeugung hatte ich in mir, daß ich eigentlich nur die ersten paar Takte anhören brauchte, um jedwede Bedenken und Verpflichtungen, die ich ihnen gegenüber in meinem Innern noch irgend hegte, endgültig zu lösen.

Es war acht Uhr, die Musikanten traten in den Saal.

Ich hatte kaum den Alten erblickt, so war auch schon die geordnete Reihe meiner Gedanken umgeworfen und meiner bemächtigte sich eine Antheilnahme, deren man nur geliebten Wesen gegenüber fähig ist. Mit schwerzlicher Erwartung sah ich dem entgegen, was folgen würde.

Der Alte setzte sich nieder und stellte die Harfe vor sich; der Knabe hatte schon die Violin unter dem Kinn und den Bogen bereit zum ersten Strich. Und ohne jede einleitende Bewegung der Hände, die mir das erstemal die Fülle ihres Spieles so wunderbar voranzuzeigen schien, ohne diesen Anschwung zur rythmischen Arbeit der Hände, riß der Alte den ersten Accord. Er klang hart und dabei so kläglich, daß ich zusammenschrak. Nach einer willkürlichen Pause, die kein inneres Maaß in sich hatte, riß er den zweiten Accord, bei dem der Knabe hätte einfallen sollen. Da hob der Alte die Augen mit einem verzweifelnden Blick zum Knaben; dem aber liefen die Thränen über die Wangen und über die Violin. Der Alte schüttelte den Kopf, nahm die Harfe und ging hinaus; ihm noch voran lief der Knabe, der das Gesicht hinter seinem Arm verbarg.

Ich nahm gleich einen Teller und sammelte ab. Das war ein guter Vorwand der Gesellschaft gegenüber und ein äußerer Vorwand für mich. Ich beeilte mich so, daß ich gar nicht bemerkte, wessen Hand den Klang der Münze beim Hinlegen beschämt dämpfte und wer, geärgert um ein Vergnügen gekommen zu sein den Almosen unwillig auf den Teller warf.

Auf der Gasse holte ich die Musikanten nicht mehr ein; ich fand sie in ihrem Zimmer wieder. Der Knabe kniete vor dem Bett und weinte in die Decke hinein, der Alte kauerte auf ihrem Bündel und schluchzte in die hohlen Hände. Sie hatten wohl jetzt erst die Größe ihres Unglücks erkannt, als es ihnen beim Spielen klar geworden war, daß sie nicht allein ihren geliebten Freund auf immer verloren hatten, sondern daß auch ihr innerster Zusammenhang zerrissen war. Es war eine tiefe, tiefe Wunde.

Der Alte war der erste, der mich bemerkte. Aber anstatt daß meine Gegenwart ihn beruhigt hätte, erinnerte sie ihn umso deutlicher an die letzte Nacht des Kranken. Der Knabe kam früher zur Ruhe; er hatte sich ausgeweint und saß nun auf der Bettkante ganz stumpf mit rotgeweinten Augen. Schwerer war es mit dem Alten; er wollte überhaupt von nichts wissen und meine Versuche ihn aufzurichten, schnitt er immer mit den Worten ab: „Wir werden niemehr spielen können, warum liegen wir nicht lieber alle drei dort draußen!“

Aber nur ein einzigesmal sollten die Zwei wieder spielen können, dann

wäre ihnen für immer geholfen, das wußte ich. Und ich ermüdete nicht, den Alten zu überreden, daß ihre Musik doch nicht ganz mit ihrem Freunde verstummt sein müsse, und schließlich erinnerte ich ihn, wenn auch mit Furcht, jener Musik in der letzten Nacht des Kranken. Dieses Wagnis brachte mich auf einen nächsten Einfall und ohne die Wirkung des frühern Beweggrundes abzuwarten, drängte ich ihm die Harfe auf und bat ihn wie ein Kind: er solle nur versuchen und gleich, es werde gewiß gehn, er solle nur denken, daß ich der Knabe sei. Er sah mich eine Weile mit seinen hoffnungsleeren Augen an; dann nahm er doch die Harfe und der Knabe nahm seine Violin. Obwohl ich nicht spielen kann, nahm auch ich die zweite Violin und stellte mich an die andere Seite des Alten. Und wirklich begann der Alte zu spielen und der Knabe fiel ein. Nach wenigen Takten jedoch überkam sie die alte Ohnmacht. Aber ich sah es ihnen an, daß sie nicht mehr verzweifelten. Der Aufforderung zum zweiten Versuch folgten sie williger, und dann kam der dritte und ich, um meine Unthätigkeit zu bemänteln, rief immer ermuthigende Worte ins Spiel und mit Gebärden half ich nach, bis die zwei so fließend und kraftvoll spielten, daß sie mich gar nicht mehr beachteten. Ich trat zurück und setzte mich nieder.

Wenn ich die Augen zuhielt und mich so recht mit ihnen als Ganzes dachte, so hörte ich genau aus dem Spiel des Knaben auch meine Melodie — aber warum sollte ich mich täuschen, er spielte doch allein für uns Beide. Der Alte konnte sich mit halbgeschlossenen Augen dem eigenen Spiel überlassen, aus dem er wieder die volle Musik wie einst hervorquellen hörte.

Was ich wollte, hatte ich erreicht und doch hatte es mich nicht glücklich gemacht. Daß sie den Verlust des Dritten vergaßen, daß sie Zwei sich mit neuer Innigkeit aneinander schlossen und gar, daß sie ihre Musik wiederfanden, das Alles war meinem Wunsche gemäß; und doch schmerzte es mich jetzt, so rasch beiseite geschoben und überflüssig zu sein; es war ohne den eingebildet nothwendigen Aufwand von meiner Seite zustandegekommen und jeder Antheil an ihrem Glück ging mir dadurch verloren.

Sie spielten unaufhaltsam weiter. Hatten sie das Bedürfnis, die todtgeschwiegene Musik der letzten Tage ganz auszuspielen oder hatten sie die Furcht beim Aufhören ihrer alten Ohnmacht zu verfallen? Oder hatten sie bei diesem Wiederverschmelzen die Sucht der Unersättlichkeit, die alle Grenzen eines neugefundenen Glücks niederreißen will, jene Sucht, die uns Allen so eigen ist?

Hier hatte ich nichts mehr zu thun; ich ging nachhause. Auf dem ganzen Weg begleitete mich noch die Musik der zwei Musikanten, und als ich die Thür meines Zimmers hinter mir zuwarf, wurde ich erst in dieser Stille meiner Vereinsamung recht bewußt.

Noch der Schluß dieses Erlebnisses bleibt mir zu erzählen übrig, dabei hält mich aber eine gewisse Scham zurück. Vielleicht weil ich bis jetzt nur das erzählt hatte, was mein Einwirken auf das Schicksal der Musikanten und mein Miterleben desselben betraf, während an diesem Letzten nur ich allein Antheil hatte.

Zuhause hatte ich mich gleich niedergelegt, aber trotz der großen Ermüdung hielt es mich nicht im Bett. Eine unbestimmte ungestillte Sehnsucht zog mich wieder zu den Musikanten, als hätte ich dort noch ein Glück zu genießen. Ich gab nach und ging hin.

Eben theilten sich am Himmel die Wolken und ließen den Mond voll durchscheinen und der Weg, den ich vorhin im Finstern gegangen war, war jetzt licht erhellt.

Vor der Thür horchte ich noch ein wenig: keine Musik, alles war ruhig. Ich öffnete leise und trat ein. Die Harfe und die Violine lagen auf dem Tisch

und ſchienen im Mondglanz von Gold zu ſein. Ueber dem ganzen Zimmer lag dieſer verklärende Mondſchein und auch über der Decke, unter welcher der Alte und der Knabe eng aneinandergeſchloſſen ruhig ſchliefen. Ich zog mich aus, breitete ihre eigene Decke neben dem Bette aus, wickelte mich hinein und ſchlief alsbald, wie wenn das ſeit jeher mein Platz geweſen wäre.

Früh wachte ich zur Tagwache von ſelbſt auf, wie Jeder, der ſtets zur gewohnten gleichen Stunde aufſteht. Nachdem ich mich in Stille fertig gemacht hatte, rollte ich die Decke wieder zuſammen, und ohne daß ich die Zwei weckte, ging ich weg und zur Compagnie.

Als ich eine Stunde ſpäter mit der Compagnie durch die Stadt zum Exercieren marſchierte, begegneten uns ſchon die zwei Muſikanten; ſie mußten Ljubuški verlaſſen. Ich ſprang aus der Eintheilung, um ihnen noch zum Abſchied die Hände zu drücken. Der Alte dankte mir mit ſtammelnden Worten ohne recht zu wiſſen, wofür er danken ſollte. Ich nickte noch einmal mit dem Kopf und lief der Compagnie nach.

Seitdem ich vom Exercieren gekommen bin, denke ich darüber nach, wo ich einen Kranz für das Grab des verſtorbenen Knaben hernehmen ſoll. In Ljubuški iſt kein Gärtner — indeſſen erinnere ich mich, daß ich beim letzten Schießen einen kleinen Strauch mit wilden Roſen geſehen habe, und zwar oben auf dem Kugelfang. Manche Roſe wird noch von damals zerſchoſſen ſein, aber geſtern war es ſo ſchön, vielleicht ſind einige friſch aufgeblüht. Und hinter der Kaſerne blüht ein Apfelbaum; in der ganzen Krone ſind zwar nur mehr einzelne Blüten, aber aus dem Stamm heraus iſt im vergangenen Sommer ein langer gerader Zweig gewachſen — der Feldwebel ſagte erſt geſtern, daß es ein wilder Zweig ſei, den man wegſchneiden müſſe — der iſt voll Blüten. Den werde ich zu einem Kranze biegen und zwiſchen die Apfelblüten werde ich die rothen Roſen einflechten.

Rundschau.

Westliche Fahrt.

Wenn man vor diesem schrecklichen, aber doch wohl kaum mehr ganz entbehrlichen Berlin nicht so viel Respekt hätte, wäre es sicher ganz unmöglich, als anständiger Mensch heute darin zu leben. An den Fingern einer Hand kann man die Punkte aufzählen, wo die Stadt als Stadt etwas taugt. Sieht man davon ab, so bleibt ein Konglomerat von Unkultur übrig, daß man verzweifeln möchte. Nicht ein bischen Sicherheit des Geschmacks, nicht ein bischen Behaglichkeit des öffentlichen Lebens, nicht ein bischen freie Heiterkeit, nicht ein bischen Freude an der Straße, und nicht für fünf Pfennige „Edelrost".

Fährt man nach Deutschland W. hinüber, so erscheint es schier unfaßbar, wie es kommen konnte, daß diese Stadt da hinten in der Sandöde die Hauptveste der Nation werden konnte. Hier im Westen, wo Reichtum, Kraft, glücklichste Lebens- und Arbeitsbedingungen, Energie, Intelligenz und goldene Laune, in unerhörter Weise vereinigt, auf altem fruchtbarem Kulturboden blühen, meint man, müsse der Mittelpunkt des Reiches zu suchen sein. Wer in diesem Sommer nach Düsseldorf gekommen ist, wo die rheinisch-westphälische Industrie mit so imposanter Wirkung von ihrer Macht Zeugnis ablegt, wird des Staunens über die kolossale Welt, die sich da an den Ufern des breiten Stromes aufthut, nicht müde geworden sein. Das stampft und faucht und donnert und surrt in diesen Maschinenhallen jeden Zweifler in Grund und Boden. Und wenn man nicht ganz taktfest ist, kann es vorkommen, daß man sich mit seinem Häuflein Aesthetik an den Ohren emporgezogen, in der Luft hin- und hergeschüttelt und unbarmherzig auf die Erde zurückgeschleudert fühlt. Haushohe Räder drehen sich mit unheimlicher Lautlosigkeit, daß einem himmelangst zu Mute wird, Küstenkanonen recken sich empor wie märchenhafte Riesenheuschrecken, Panzertürme hocken da, wie vorsintflutliche Mammuthschildkröten, Dampferschrauben schwingen ihre Flügel mit Loïe Fuller-Grazie, Schiffssteven bäumen sich auf wie Wikingerdrachen, Schienen und Röhren türmen sich zu wilden Negertrophäen. Die ganze Zeit der Technik und des Dampfes hat hier einmal Festtagskleidung angelegt und tobt sich nun aus. Blitzblank geputzt glänzen Eisen, Messing und Stahl. Mit fabelhafter Präzision bewegt sich alles, mit wunderbarer Zauberkraft sind die gewaltigsten, plumpsten und groteskesten Gebilde aus totem Metall zu rastloser Thätigkeit belebt; phantastischen Kreuzungen von Mond- oder Marsungeheuern gleich, bewegen sich schwerfällige und komplizierte Konstruktionen, denen ein kluger Ingenieur eine Seele eingehaucht hat wie weiland Minerva den promeiheischen Erdklumpen, mit ächzenden Riemen, eifrigen Kurbeln, unermüdlichen Kolben. All das kunstgewerbliche Gerede über die „Verbindung von Zweckmäßigkeit und Schönheit" verstummt vor der selbstverständlichen, offenherzigen und einfachen Lapidarsprache dieser Monstra. Hier waltet die „Aesthetik des konstruktiven Prinzips" nicht aus geistreich spielender Theorie, sondern aus handfester praktischer Notwendigkeit heraus.

Angesichts solcher Offenbarungen vergißt man leicht alles, was ringsumher vor sich geht. Man vergißt den „Kirmeß-Klimbim", wie die Düsseldorfer sagen, der sich natürlich allabendlich, wenn die Eisenungetüme schlafen, mit Karnevalsstimmung bei Mosel- und Rheinwein im Ausstellungsgelände etabliert, man vergißt den Bankerott der rheinischen Architekten, die mit verschwindenden Ausnahmen nichts besseres wußten, als den Maschinenkolossen Häuser aus Rabitzputz mit aufgeklebten Ornamenten, bestenfalls im Stile einer mißverstandenen Modernität, zu bauen, man vergißt sogar die „Nationale deutsche Kunstausstellung" in dem wenig geschmackvollen neuen Palast am Rhein, wo die deutschen Kunststädte sich zu einem harmlosen Wettkampf eingefunden haben. Immerhin ist es lehrreich, sich in diesen Sälen ein wenig umzusehen. Man stellt dabei wieder einmal fest, daß in Deutschland noch ungeheuer viel zu thun

ist, bis unsere Kunst einen Durchschnitt zeigt, bei dem man kein Unbehagen mehr empfindet, sieht mit einer gewissen Befriedigung, daß in der Münchner Genossenschaft genau so schlecht gemalt wird wie in der Berliner, in der Berliner Secession aber fast so flott und wagemutig wie in der Münchner, erkennt aufs neue, daß die Wiener trotz allem „Gschnas“ und aller dekadenten Verziertheit doch die einzigen sind, die im letzten Jahrzehnt einen charakteristischen und originellen dekorativen Stil entwickelt haben, und freut sich darüber, daß in Düsseldorf selbst neben den belanglosen Vertretern der leeren akademischen Schablone, die freilich immer noch die erste Geige spielen, eine kleine kecke Schaar von jüngeren Talenten vordringt, die mit eigenen Maleraugen in die Welt blickt.

Was man aber auch vor dem Getöse der Maschinen nicht vergißt und niemals vergessen wird, das ist die herrliche „Kunsthistorische Abteilung“, die dicht bei den modernen Sälen im Kunstpalast einquartiert ist. Neben der neuen Kultur des Rheinlandes, die sich in den Hallen der Fabriken, Eisen- und Hüttenwerke dokumentiert, enthüllt sich hier die unvergleichliche, an Wunderwerken überreiche alte Kultur der Westmark. Man geht durch diese Räume und staunt. Zu Hunderten grüßen rings die erlesensten Kostbarkeiten verklungener Jahrhunderte, ehrwürdigste Denkmäler der Zeit, da das Christentum unangefochten noch und unumschränkt die Geister regierte, zierlichste und großartigste Schöpfungen ehrenfester Meister, bei denen Geschicklichkeit der Hand und innigste Religiosität ineinander flossen, bei denen Kunst und Kultus eins war. Dinge von unbestimmbaren Wert, die in versteckten heiligen Winkeln, in Kirchen, Stiften und Klöstern heimisch sind, die seit einem halben Jahrtausend niemals die geweihte Stätte verlassen haben, sind hier mit feinstem Geschmack gruppiert. Wäre der Genuß des Sehens nicht so außerordentlich, man würde es fast bedauern, daß diese Meisterstücke, vor denen zahllose Gläubige gekniet und gebetet, aus ihrer Gottesruhe aufgescheucht und den profanen Augen der Ausstellungsmenge preisgegeben wurden. Mit scheuer Ehrfurcht gleitet der Blick über Altaraufsätze und Chorstühle, Schreine und Leuchter, Pallien und Antependien, Chormäntel und Kaseln und über die großen Tumben reicher Kirchen, es blendet uns der unerhörte Glanz des gehämmerten und getriebenen Goldes, der Edelsteine, der Schnitzereien und Stickereien, der Monstranzen und Marienleuchter, der wundervollen Adlerpulte und Kreuze, der Kelche und Altäre und Reliquienschreine. Weltliches Gerät und Schmuckstücke der Bürgerhäuser ergänzen das Zauberbild der alten Kunst, Wandteppiche und Schränke, Figuren und Gruppen, Pokale und Aufsätze, Kannen und Tassen, Schalen und Schachfiguren und hunderte von anderen Werken liebenswürdigster Kleinkunst. Hinter den Kirchen wollten die Sammler des Rheinlandes nicht zurückstehen. In Nischen und Kojen haben sie ihre Schätze aufgebaut, an der Spitze ihr unbestrittener Führer: der Kölner Domkapitular Alexander Schnütgen, der selbst um das Zustandekommen und das Arrangement dieser schönsten Ausstellungsabteilung sich hohe Verdienste erworben hat. Wichtig aber ist auch der wirksame Rahmen, der den Herrlichkeiten gegeben wurde. Man hat hierzu etwa ein halbes hundert großer Abgüsse von figurenbelebten Architekturteilen, namentlich Portalen, aus der Glanzzeit der westdeutschen Kunst hergestellt — der erste, glänzend gelungene Versuch dieser Art in Deutschland, der hoffentlich nicht ohne weitere Folgen bleiben wird. Wir könnten sehr gut etwas ähnliches brauchen wie die umfassende Sammlung solcher Abgüsse, die Frankreich vor zwanzig Jahren schon im Pariser Trokadero angelegt hat.

Alle Ermahnungen des Gerechtigkeitssinnes nützen nichts: wenn man diese historische Abteilung durchwandert hat, wird einem in den Räumen, wo die Maler und Bildhauer von heute ihre Leistungen in Parade aufgestellt haben, wenig behaglich zu Mute. Wie klein, wie flüchtig und lieblos „hingehauen“ erscheint das plötzlich alles, welch eine nervöse, ruhelose Unstäte lauert hinter diesen Dingen! Nach wie viel Nebenpunkten blicken diese Künstler immer aus, wie wenig Sicherheit und Kraft besitzen sie, wie wenig auch den festen Willen, sich stark und unbeirrt auf ein großes Kunstziel zu konzentrieren. Es macht keine rechte Freude, nach den unvergänglichen Schöpfungen der Alten sich in diese Aeußerungen der Zeitgenossen zu versenken. Schöner ist es, nach solchem Genuß durch die Stadt zu schlendern, wo Altes und Modernes vielfach weit besser neben einander steht. Düsseldorf ist den andern rheinischen Städten gegenüber verhältnismäßig jung, aber es fehlt doch auch hier nicht der Reiz einer glorreichen Vergangenheit. Wunderhübsch türmen sich die hohen Giebel der alten Häuser, durch saubere enge Durchgänge führt der Weg in malerische Höfe, in deren einem Heinrich Heines schlichtes Geburtshaus steht, durch ein stilles, trauliches Gärtchen von den umliegenden Mauern getrennt. Auf dem alten Marktplatz aber, wo bei hellem Sonnenschein die wackeren Waarenweiber Sonnenschirme von fast veronesischer Form aufspannen, steht eins der schönsten Reiterdenkmäler Deutschlands: der Kurfürst Johann Wilhelm von Köln, der „Jan Willem“, wie die Einheimischen sagen, dessen famoses Bronzebild der Italiener Gabriel von Grupello im

Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, zur Zeit der ersten Düsseldorfer Kunstblüte, im Auftrage des noch lebenden Herrschers schuf. Daneben erhebt sich das reizende, ganz einfache alte Rathaus, dem ein verbrecherischer Architekt des neunzehnten Jahrhunderts einen Flügel im Stil der aufgewärmten „Deutschrenaissance“ angefügt hat. — Schultze-Naumburg sollte die Abbildungen der beiden Bauteile als „Beispiel“ und „Gegenbeispiel“ an einem und demselben Objekt veröffentlichen. Nicht dieser entsetzliche „stilreine“ Bau verträgt sich mit den Zeugen der alten Zeit, wohl aber der prachtvolle Ausbau der Kais, der ganz in neuer Art, aus der architektonischen Dekorationsstimmung unserer Zeit heraus, mit Geländern, Vorsprüngen, Terrassen, kleinen Ufergebäuden und Fahnenpfosten aus schweren Rustikablöcken hergestellt ist, wohl aber die neue Rheinbrücke mit der unerbittlichen Logik ihrer Eisenkonstruktion und den beiden, gewaltigen den Fluß überspannenden Bogen, zwischen denen ein kolossaler Löwe, aus großen Quadern aufgebaut, mit majestätischem Stolz stromaufwärts blickt.

Ueber diese Brücke fährt man mit einer elektrischen Bahn nach Crefeld hinüber, der Stadt, die zwar noch keine Garnison, aber dafür eine sehr großartige Seidenindustrie und seit wenigen Jahren auch ein Museum besitzt, um das manche andere Provinzialstadt den husarenlosen Fabrikort beneiden könnte. Was das „Kaiser Wilhelm-Museum“ ist, verdankt es seinem Direktor Deneken, der mit bewunderungswerter Energie das Ziel verfolgt, seine Anstalt in innige Beziehungen zu den wichtigsten Lebensinteressen der Stadt zu bringen. Crefeld ist das Hauptquartier der deutschen Seidenfabrikanten und Färber. Es leuchtet ein, daß für eine solche Stadt ein näheres Verhältnis zu künstlerischen Dingen nicht allein eine Sache des Luxus, sondern zugleich eine eminent praktische Angelegenheit sein kann. In welcher Weise Deneken nach dieser Richtung hin thätig ist, beweisen am klarsten die Ausstellungen, die er von Zeit zu Zeit in seinem Museum veranstaltet. Zuletzt war es eine Sammlung skandinavischer Kunstwerke aller Art, die er mit großer Mühe zusammengebracht hatte, — eine erlesene Schaar von Dingen, die in der Kraft und Frische ihrer Farben dem Auge mannigfache hochwillkommene Anregungen boten. In dem gleichen Sinne sollte die interessante Ausstellung wirken, die vorher stattfand, und der Deneken den Namen „Farbenschau“ gab. Der Gedanke dazu war veranlaßt durch eine höchst originelle Arbeit von Pietro Krohn, dem Direktor des dänischen Kunstindustriemuseums in Kopenhagen. Krohn hat mit Hilfe des Malers L. Lindahl eine Sammlung von Tafeln mit gut abgestimmten Farbenharmonien, teils der Natur, teils der Kunst entnommen, angelegt, um damit entwerfenden Zeichnern nutzbare Anleitungen für die Kolorierung von Stoffmustern, Tapeten und andern Flächenverzierungen zu geben. Die Tafeln eignen sich aber nicht minder für den Privatgebrauch in der dekorativen Farbenwahl für Wohnungseinrichtungen, Frauentoiletten u. a. Die Serien dieser Blätter existieren heute dreimal: eine liegt in Kopenhagen, eine zweite in Petersburg und die dritte konnte dem Kaiser Wilhelm-Museum überlassen werden. Jedes Blatt ist ein Ganzes für sich, dessen Farben denen eines einzelnen Tieres, eines bestimmten Stoffes oder einer andern Sache entsprechen. Alle Farben, die bei diesem Tier, Stoff ꝛc. auftreten, sind mit Gummiarabikum als Bindemittel auf schmale, gleich große Papierstreifen gemalt, die in geringen Abständen auf weißen Karton geklebt sind. Es sind also alle Farben dabei in derselben Raumfläche vertreten, ohne Rücksicht darauf, ob sie an dem benutzten Objekt in großen oder kleinen Partien vorkommen. Es war nicht die Absicht, die fertige Erscheinung der Dinge selbst wiederzugeben, sondern nur „Farbenstellungen“ zu gewinnen, die als Hilfsmittel für künstlerische Zwecke dienen können.

Zu solchen Farbenstellungen hat Krohn nun vermerkt: aus der Natur Schmetterlinge, Konchylien, Marmorarten; aus der Kunst Textilarbeiten, japanische Farbenholzschnitte und pompejanische Fresken. Es ist ein merkwürdiges Vergnügen, diese Tafeln zu betrachten. Man genießt keine Farbensymphonien, aber Farbenetuden von höchstem Reiz, obschon die einzelnen Töne hier ganz abstrakt vorgetragen werden, ohne die lebendige Verbindung mit den individuellen Dingen, denen sie entnommen sind. Da sind die Farben der Schmetterlingsflügel: braune und gelbe Nuancen, in Verbindung mit einem schwärzlichen, ins Violette spielenden Ton; grüne und bläuliche Töne, die sich zu Grau und Violett gesellen; ein grünlich-braunes Schwarz, das zu mild rötlichen und gelben Farben übergeht. Da sind die Farben der Marmorarten und anderer Steine, vor allem die wundervollen mannigfaltigen blauen Töne im Lapis lazuli, die sich mit einer Reihe zarter grauer Valeurs verbinden — ein Kissen, ein Teppich, eine Decke, ein Möbelstoff in solchen Farben müßte entzückend sein. Dann etwa die Farbenstellungen eines orientalischen Teppichs: helles Rosa, helles Grau, helles Gelb, matte blaue und grüne Töne in delikatesten Harmonien —, die französischen Stoffe der Rokokozeit in ihrer einschmeichelnden Pracht —, die norwegischen Webereien mit ihren ausdrucksvollen, frischen, oft etwas barbarischen aber immer herzhaft-gesunden Farbenkombinationen: etwa ein lebhaftes Rot in Verbindung mit milden grünen, gelben und violetten Tönen

und einem weichen Schwarz. Was kann man nicht von dem koloristischen Akkord eines japanischen Seidenstücks oder Farbenholzschnitts für praktische Zwecke lernen!

Die Anwendung dieser Blätter kann eine sehr verschiedenartige sein. Das Resultat wird wechseln, je nachdem man den einen oder anderen Ton als Grund- und Hauptfarbe wählt. Oft wird man sich auch mit einigen wenigen Tönen begnügen und die übrigen unbenutzt lassen.

Die Eindrücke in Düsseldorf und Crefeld stehen nicht unvermittelt nebeneinander. Es scheint da ein feiner innerer Zusammenhang zu walten. Denn hier wie dort ist man im rheinischen Westen im besten Zuge, ganz im Sinne der modernen Forderung die enge Verbindung der Kunst mit dem Leben des Tages und der Arbeit, teils bewußt, teils unbewußt, zu fördern. Nicht unmöglich, daß sich aus den Erscheinungen, die das Leben der Gegenwart dort ganz von selbst hervorbringt, im Laufe der Jahre neue Kulturwerte von Bedeutung entwickeln. . . . . Und dann kommt man nach Berlin zurück, wo sie den Schokoladenbrunnen mit dem Zahnstocher-Roland aufstellen und das Brandenburger Thor vergolden . . . . M. O.

Maeterlinck, der Erwachte und der Erwecker.*)

At digte — det er at holde
Domme dag over sig selv.
Ibsen.

Dichten ist Gerichtstag über sich selbst halten, dies Ibsenwort hat Maeterlinck in seinen neuen Schriften zu einer reinen und schönen Erfüllung gebracht. Dieser Künstler der dumpfen Aengste, der alle Schauer der Beklommenheiten, das Grauen gefesselter Seelen, den erstickten Jammer der Gruppen aus dem Tartarus mit lähmendem Bann verdichtete und darin ein Unvergleichliches erreichte, ließ sich an seinem Beschwörertum in dunklen Grotten und tiefen Gängen nicht genügen. Es ist in ihm ein strebendes Bemühen, ein leidenschaftliches Werben um neue Erkenntnisse seiner selbst; in immer höhere, reinere Zellen zu steigen treibt es ihn. Voll bescheidenster Redlichkeit und Wahrhaftigkeit blickt er auf die Hüllen seiner Vergangenheit, in Demut faßt er seine Gegenwart ins Auge und vertraut einer Zukunft, die ihm vielleicht noch mehr zu verkünden weiß und um die er mit Einsatz aller Kräfte und einem edel gespannten Willen dient.

Der Dichter blickt zurück und hält Gerichtstag über seine „Kleinen Dramen, deren Triebfeder die Angst vor dem Unbekannten ist, das uns umgiebt", in denen „zarte, zitternde und thatlos grübelnde Geschöpfe einen Augenblick am Abgrund taumeln und schluchzen", Dramen, hervorgegangen aus dem Glauben eines Dichters an ungeheure, unsichtbare Schicksalsmächte, deren Absichten völlig unbekannt sind, die aber im Sinne des Dramas mit bösem Willen über unser Thun und Lassen wachen.

Diese vielgestaltigen verhüllten Gottheiten, diese fernen und zweifelhaften Götter entthront er nun, er will dem Zufall den mystischen Nimbus nehmen, den er ihm einst selbst verliehen, und als ein eifriger Umwerter wirft er die Frage auf: ist es nicht an der Zeit, „die Schönheiten, Bilder, Symbole und Gefühle, die wir immer noch benutzen, um das Weltbild in uns zu erweitern", einer ernstlichen Nachprüfung zu unterziehen. Und er fragt weiter, wird der Tod erhabener, wenn man ihn mit überwundenen Schreckbildern umgiebt? Wird unser Geschick geadelt, wenn man es von einem höheren aber imaginären Willen abhängen läßt? Lang hinter ihm liegt dies außermenschliche Spekulieren. Der einzige Weg, den Maeterlinck jetzt sieht und anerkennt, ist der, die Götter, mit denen wir die Welt bevölkert hatten, in unsere Brust zurückzuführen. Das ist der Sinn des Buches vom „Vergrabenen Tempel", der in uns selbst verschüttet liegt, dessen magische Kräfte vergessen sind und den wir uns neu erobern sollen, damit wir zu Herren im eigenen Haus erwachsen. Diesem inneren Forum, dieser Cité intérieure will er sich spähend nahen, eingeschworen auf sein neues Bekenntnis: „in uns befindet sich ein Wesen, das unser wirkliches Ich ist, unser unbewußtes Leben, in dem wir die Erklärung für unser Glück oder Mißgeschick finden müssen." Und auf sein Fahnenband setzt er die Schrift, die er auf dem Kaminsims eines Patrizierhauses in Brügge fand: „In mir ist mehr".

Maeterlinck ist nicht der einzige Geist in diesem neuen Kreuzzug zur Befreiung des inneren Menschen. Mit zwingenderem Fordern und mit allem Rüstzeug des kämpfenden Geistes hat in diesen Blättern ein Philosoph sich der „kommenden Frage" Auge in Auge gestellt. Maeterlinck geht stiller und träumerischer seinen Weg und mehr als das, was er verkündet, fesselt das Schauspiel, wie ein feiner und zugleich strenger Geist um seine neuen Wahrheiten ringt, wie er sie aus tiefem Schacht fördert und wie sie in seiner schmückenden Hand beseelte Vorstellungen, geistige Kleinodien werden.

Wie der Philosoph will er nach der jahrelangen Erniedrigung unserer Menschlichkeit, sie erhöhen, indem er ihr einen Schauplatz weist, auf dem sie die Möglich-

*) „Der begrabene Tempel". „Das Leben der Bienen." Deutsch von Oppeln-Bronikowski. Leipzig, Eugen Diederichs.

keit souveränen Schaltens hat, auch er zerreißt die monistische Sklavenkette: „Wir wissen jetzt, daß die moralische Welt uns allein gehört, daß sie in uns eingeschlossen ist und sozusagen keinerlei Verbindung mit der Materie hat, daß ihr Einfluß auf sie vielmehr Zufall und Ausnahme ist. Sie ist darum nicht minder wirklich und unendlich, und wenn die Worte nicht von ihr zeugen, wie sie sollen, so kommt das daher, daß die Worte selbst doch schließlich nur kleine Bruchteile der Materie sind, die in eine Sphäre hinaufdringen sollen, wo die Materie nicht mehr herrscht. Drum üben sie am Gedanken auch stets mehr oder weniger Verrat durch die Bilder, die sie hervorrufen."

Von leuchtender, dichterischer Kraft sind aber seine eigenen Bilder, mit denen er das Reich und die Macht und die Herrlichkeit jener inneren Kräfte feiert. Er zeigt, wie sie Gewalt über die Vergangenheit geben.

In großer Anschauung malt er, wie sich die Vergangenheit hinter uns weit in der Ferne dehnt, wie eine im Nebel zurückgelassene Stadt mit entlaubten Bäumen, Mauerresten, die in Trümmer zerfallen, großen Strecken, die sich mit zunehmendem Dunkel bedecken und er zeigt weiter, wie diese tote Stadt für viele tiefer und stärker lebt als die Gegenwart oder Zukunft, wie sie „oft der lebendigste Brennpunkt unseres Daseins ist und wie, je nach dem Geist, der uns zu ihr zurückführt, die einen alle Reichtümer in ihr finden, die andern alles verlieren."

An der Vergangenheit, die ihr Bild fortwährend wechselt, die immer die Form der Gefäße annimmt, in die unser heutiges Denken sie aufnimmt, lehrt er erkennen, daß es nicht auf die thatsächlichen Ereignisse ankommt, sondern auf das geistige Gewebe, das der, der sie erlebt, nun um sie spinnt.

Auf das „fruchtbare Herz" kommt es an; nicht auf das, was man gethan oder erlitten, sondern auf die Art, wie man sich daran erinnert. „Das Denken macht es erst dazu . . ."

Und so stellt er gegenüber die Sklaven und die Herrn der Vergangenheit. Zu Sklaven werden die, deren Geistes- und Charakterleben still steht, die Unfruchtbaren und Erlahmenden, sie können in den Umarmungen geliebter Erinnerungen zu grunde gehen, die vergangenen Ereignisse eilen herbei wie Erinnyen und fallen sie an, die glücklichen wecken unendliche Sehnsucht, die schlimmen ohnmächtige Selbstvorwürfe.

Die Sieger dieser Welt aber, die in rastloser Wiedergeburt immer höheren Stufen ihres Verstandes und Fühlens zustreben, in denen jene inneren Kräfte frei und mächtig sind, prägen damit auch ihre Vergangenheit sich selber um, und sie dient ihnen gefällig. Wie ein Herr, der sein Hab und Gut besucht, wählen sie sich in ihr aus, was ihnen frommt. Sie liegt ebenso wie die Gegenwart und weit mehr als die Zukunft ganz und gar in unserem Denken. Und je nachdem, wie ein Mensch auf seine Vergangenheit, d. h. auf sein Denken von der Vergangenheit einwirkt, so wirkt sie auf ihn zurück. Auf ihn kommt es an.

Maeterlincks Glaube ist, daß die Fähigkeit solcher Autonomie im persönlichen Haushalt zu erwerben ist, daß sie verborgen schläft, daß sie geweckt werden muß, damit die Menschen nur erst ihre Leibeigenschaft begreifen und gegen die Ketten revoltieren, die sie sich selbst angehängt.

An sich selbst sollen sie glauben lernen, keine Götter sollen sie anrufen, sondern einsehen, daß ihr Glück und Unglück, daß ihr Schicksal aus ihnen selbst wächst, daß ein jedes Wesen die beste Lösung des Problems, das es selbst darstellt, auch in sich selbst trägt.

Ohne in geheimnisvollen Worten zu kramen, spricht Maeterlinck in all diesen Dingen sehr schlicht, bescheiden und mit großer Scheu vor jeder Prophetenpose des Uebersinnlichen. Er giebt selbst das Beispiel für seine Mahnung an die Dichter, die Deuter des Lebens, sie sollten vorsichtig in der Handhabung des Mysteriums sein: „man ist noch nicht groß, tief oder erhaben, weil man ununterbrochen an das Unerkennbare und Unendliche denkt", und nicht mehr kommt es für ihn auf die Schönheit und Größe der Gebärden an, sondern auf Wahrheit und Aufrichtigkeit. Und so bietet er nach glänzenden Bildern und Kapiteln farbig erhellter Gedanken seine Meinung so einfach als möglich gekleidet noch einmal dar: Je mehr wir uns entwickeln, desto mehr entdecken wir, daß viele Kräfte, die uns beherrschten und bezauberten, nur schlecht bekannte Teile unseres eigenen Vermögens sind. Außer diesen Kräften sind wir wohl von dunklen Kräften noch umgeben, die Einflüsse haben, aber die, die uns wirklich bestimmen, sitzen im Brennpunkt unseres Wesens. Alle anderen „gehen durch sie hindurch, geben sich in ihr ein Stelldichein, kehren in sie zurück, strömen in ihr zusammen und gehen uns nur in ihren Beziehungen zu ihr etwas an."

Diese Kraft ist eben die unbewußte Kraft, deren vergrabener Tempel wieder ans Licht gebracht werden soll.

Zurückhaltend bewertet Maeterlinck selbst sein Forschertum: „eine unbekannte Kraft uns menschlich näher zu bringen und in uns selbst zu erklären, ist vielleicht noch nicht dasselbe, wie sie besiegen, aber es ist doch etwas, wenn man weiß, wo sie zu finden und zu befragen ist." Und als ein Hoffender spricht er von dem Tage, wo es uns gelingen wird, „dies Unbewußte aus größerer Nähe zu erforschen, seine Geschicklichkeiten, seine Zu- und Abneigungen, seine geheimnisvollen Ungeschicklichkeiten kennen zu lernen"

und wo wir dann die „Krallen und Zähne dieſes Ungeheuers, das uns als Glück, Fortuna, Geſchick verfolgte, ſeltſam abgeſtumpft“ finden werden.

Dieſe Wandlung des Anſchauens hat auch Maeterlincks Geſtalten gewandelt.

Weit ab ſteht er jetzt von den ohnmächtigen mit den Flügeln zuckenden Seelchen, von den Dramen der Unbewußten, Schwachen und Bedrückten. Schon in Aglaveine und Selyſette ließ er eine Seele aus dem dunklen Puppenzuſtand auskriechen und die Augen aufſchlagen, daß ſie ihr Schickſal erkennt und es als Herrin in Freiheit vollzieht; in die abgründige Finſternis der Blaubarthöhle ließ er das Licht ſtrömen voll Mut und ſtrahlender Zuverſicht, und energiſch drängt er dem Drama zu, „das uns alle angeht und unſer ganzes Leben umſpannt“, dem Drama der „Starken, Bewußten und Klugen“.

Welche Etappe auf dieſem Wege aber die Monna Vanna bedeutet, die eben erſt dem deutſchen Leſer vorgelegt wird, mag für heut noch unerörtert bleiben.

* * *

Dunkle Kräfte ſind um uns wirkſam und wir ſind ihrem Einfluß unterworfen, aber Maeterlinck wehrt ſich gegen alle jene mythologiſchen Atavismen, die dieſen Kräften göttliche oder moraliſche Qualitäten beilegen und mit Verkennen von Diſtanzen und Proportionen ihnen ein perſönliches Verhältnis zum Menſchen zuſchreiben, ſtatt in ihnen Weltallsgeſetze zu ſehen, die ihren Weg nehmen gleichgiltig und blind gegen das, was ihnen im Weg ſteht, ob es ein Grashalm iſt oder ein Menſch. Um das ſich klarer vorzuſtellen, wendet Maeterlinck das Auge auf andere Weſen, auf die Tiere z. B.: es iſt oft nützlich, ſie mit dem Blick zu ſuchen, wenn der Kopf uns auf gewiſſen vielleicht illuſoriſchen Höhen ſchwindelt, auf denen wir uns gern einbilden, daß die Geſtirne, die Götter oder die ſonſtigen verhüllten Vertreter der höchſten Daſeinsgeſetze ſich nur mit uns beſchäftigen. Die Schickſale der Tiere mit Ungerechtigkeit, verſchiedenen Looſen, Zufällen ſind ein naiv vereinfachtes Abbild unſeres eigenen äußeren Seins. Und gerade wir Menſchen ſind es, die ihnen gegenüber jene geheimnisvollen Geſtalten darſtellen, die wir für unſer Teil ſuchen. Um die Begriffe zu klären und Gefühl für Proportion zu gewinnen iſt es heilſam, ſich das Leben der Tiere vorzuſtellen, einmal den Willen der Natur in einer ganz anders gearteten Welt zu belauſchen.

Auf ſolchem geiſtigen Weg kam der Dichter dazu, ſein Buch über die Bienen zu ſchreiben.

Wie aus der Höhe einer anderen Welt, mit dem Planetenblick ſieht er in ihre Welt und er ſtellt ſich vor, daß Koloſſalweſen unſer Treiben ſo beobachten, wie wir die bewegte Exiſtenz im Bienenkorb. Sie würden ebenſo zweifelnd ungewiß den letzten Gründen und Urſachen unſerer Bewegungen gegenüber ſtehen, wie wir dem, was die Bienen antreibt, ihrem Beruf der Zukunft zu dienen, trotz aller äußeren Einflüſſe, trotz aller Störungen und Zufälle, — die wir, wenn ſie uns zuſtoßen, ſo gern Verhängnis und Schickſal nennen.

Ein Buch der Liebe iſt dieſes Traktat vom Bienenſtaat geworden. Nicht nur der Philoſoph und der Dichter, vor allem der Menſch hat Anteil daran. So nahe in liebenswürdig kindlich reiner Menſchlichkeit iſt uns dieſer Dichter, den wir vordem nur als Beſchwörer der Aengſte kannten, nie gekommen. Wir genießen hier das Schauſpiel, wie ſich ein Weſen in Vollempfänglichkeit hingiebt, ſich in eine gläubig-ſtille Andacht zur Natur verſenkt und ohne hochmütige Vorausſetzungen und ohne Prätention überlegener menſchlicher Intelligenz demütig nur ſchauen will, reinen Auges und reinen Herzens.

Maeterlincks Bienenbuch iſt unter den Büchern von heut eins der wenigen, das nicht gemacht, ſondern das entſtanden iſt. Aus Erlebniſſen iſt es erwachſen und mit erleben läßt es uns alle Wunder des Bienenſtocks, alle ſeine Unbegreiflichkeiten: Wolluſt, Tod, Grauſamkeit, Hingebung, Opfermut ohne Gleichen und einen Zukunftsdienſt, der mit menſchlichem Maß gewertet, bewundernswert erſcheint.

Und wunderbar zwiefach ſpiegelt Maeterlinck das. Als Beobachter und Experimentator zeichnet er ſachlich und getreu Thatſachen, er giebt das Journal eines Bienenzüchters in naturwiſſenſchaftlicher Genauigkeit und gleichzeitig, ohne auch nur im geringſten die Beſcheidenheit der Natur zu verletzen und die Realitäten zu verſchieben und zu verwiſchen, ſchöpft er aus ihnen Gefühlswerte und ſpiegelt in dichteriſcher Fülle die Aſſociationen und Bilder, die in einer ſchwebenden Seele in Schwingung gebracht werden, ſpiegelt er, wie für ſie auch in dieſer kleinen Welt alles zum klingenden Symbol und Gleichnis wird.

Das ganze Bienenjahr durchwandeln wir in ſeinem Kreislauf, die Hauptſtationen des Bienenlebens ſehen wir ſich folgen: das Ausſchwärmen im Frühling, das einen neuen Entwicklungsabſchnitt, einen Anfang bedeutet, die Gründung der Stadt mit ihrer Bau- und Anſiedlungsthätigkeit, die Geburt der jungen Königin, ihre Kämpfe mit den Rivalinnen, ihr Hochzeitsausflug und ihre fruchtbringende Rückkehr, die Drohnenſchlacht am Ende vor Beginn des Winterſchlafs, womit ſich der Kreis ſchließt, bis im Frühling

die ewige Wiederkehr des Gleichen von vorn anhebt.

Die seltsamen Zusammenhänge und Verknüpfungen dieser Bienenexistenz werden, wenn nicht erklärt, so doch in ein gewisses Licht gerückt und unser Staunen und unser Verwundern wird angerufen. Wir ahnen etwas von der „erstaunlichen Kompliziertheit der einfachsten Erscheinungen, von der unbegreiflichen Organisation der geringsten Lebensakte." Gerade auf der Höhe des Ueberflusses, auf dem Gipfel des Wohlstandes, wenn der Korb reich von Honig glänzt, bricht ein großer Teil des Volkes auf, verläßt die Geborgenheit der Mutterstadt und schwärmt ins Ungewisse hinaus, sich neu anzusiedeln. Die Alten überlassen den Jungen das Feld, der kommenden Generation.

Anscheinend ein bewußtes Opfer ists, das das lebende Geschlecht dem künftigen bringt. Dies Kommende, die Zukunft bedeutet das Bestimmende in der ganzen Bienenexistenz. Königin ist die Biene, die nur die eine Funktion hat, die Nachkommenschaft hervorzubringen. Und mit maßloser Verschwendung hat die Natur ihr zur Auswahl ein Riesenserail von Drohnen geschaffen, deren einziger Beruf das Zeugen ist, und von ihnen ist nur ein einziger und der auch nur einmal dazu bestimmt, die Begattung zu vollziehen. Durch ihn wird die Königin dauernd fruchtbar. Die Drohne aber büßt den einen Moment mit dem Tode und die andern Drohnen werden, da ihre Mission erfüllt und nichts mehr von ihnen zu erwarten steht, getötet. Das ist die Drohnenschlacht. Sie werden getötet von den ewig unfruchtbaren Jungfrauen, von den Arbeitsbienen, deren Leben nur Mühe und Arbeit ist und die alles opfern und hingeben für die, in denen das Fortbestehen der Rasse begründet ist. Ein Fanatismus der Arterhaltung spricht hier deutlich, gewisse Absichten der Natur und die Mittel und Wege, die sie zu ihrer Erfüllung braucht, treten klar hervor, vor allem die offene Hand, die Verschwendungssucht, die sie entfaltet, wenn es sich um Zeugung und Vermehrung handelt.

Solche Gedanken spinnt auch Bölsche in seinem „Liebesleben in der Natur". Aber während er gern den Menschen auf das Tier zurückleitet, wird Maeterlinck umgekehrt immer von dem Betrachten der Tiere tiefer in sich selbst geführt. Er imputiert den Tieren nicht seine Bewußtseins- und Gefühlsvorgänge, aber er zeigt neben dem objektiven Beobachten auch, wie man diese Ereignisse im Gefühl nacherleben kann. Dadurch bereichert er unsern Eindruck von diesen Vorgängen, ohne etwas in sie hineinzutragen; er schmückt sie nicht künstlich aus, aber er sieht sie künstlerisch an und er schafft so Vorstellungswerte von tiefer Resonanz, die wie ein Gedicht oder das Bild einer Landschaft in uns nachschwingen und uns manchmal erbeben lassen. Und wie die Landschaft, nach dem Wort des Amiel, ein Seelenzustand ist, so werden in dieser Spiegelung auch die Szenen und Vorgänge des kleinen Volkes uns zu Seelenzuständen. Im honigduftenden Summen, in ihrem trunkenen Schwirren an sonnenleuchtenden Tagen fühlt der Dichter die Seele des Sommers in strömendem Licht und schwebender Wärme. In einem holländischen Garten läßt er uns diese unendlichen Melodien zitternden schwingenden Lebens vernehmen. Er läßt uns einwiegen von Stille, Blumenduft und Sonnenstrahlen, von dem Gleichmaß der Stunden und im summenden Rhythmus der Bienen, die, mit allen Düften der Fluren beladen, die blaue Luft durchschwirren, läßt er uns ein festliches Gleichnis der hohen Sommertage gesteigert genießen.

Das Bild des schwärmenden Volkes wird ihm zum jauchzenden Zeichen heiliger Trunkenheit. Wie ein Netz aus knisterndem, durchsichtigem Seidengewebe schwebts über dem Bienenkorb, es wallt auf und ab zwischen den Blumen der Erde und dem Blau des Himmels, wie ein brausender Schleier der Freude, den unsichtbare Hände an den vier sonnenglänzenden Enden schwenken, zusammenraffen und wieder entfalten.

Neben solchen hohen und heiter helläugigen Stimmungen werden Stimmen wach, die aus der Welt der frühen Dichtung Maeterlincks rückerinnernd klingen.

Die Vorstellungen der „sept Princesses", die in blasser Stille schlummern, werden wach, wenn Maeterlinck von dem Allerheiligsten des Bienenstocks spricht, in dem die jungen, ungeborenen Königinnen, wie in ein Leichentuch gehüllt unbeweglich und bleich ihrer Stunde harren. Wie seltsam diese Vorstellung von der Stätte des Lebens, das dem Leben vorausgeht . . .

Und an den Tod des Tintagiles denken wir, wenn Maeterlinck malt, wie die Königin ihren Rivalinnen, den noch schlummernden Prinzessinnen, mordlustig nachstellt und von den Wachen abgewehrt wird. Und jene schicksalsvollen Mauern, die in den ersten Dramen so bedeutungsvoll sich türmen, sie ragen auch in dieser Welt, wie in einem Kerker, lebendig eingemauert sind die Larven der jungen Königinnen. Aus diesem Gefängnis antworten sie dumpf durch die Wände ihres Grabes dem Herausforderungsruf der erstgeborenen Königin — „und wenn der Bienenzüchter gegen Abend, wenn aller Tageslärm sich legt und das Schweigen der Sterne heraufzieht, am Eingang seiner Wunderstädte horcht, so vernimmt und versteht er das Zwiegespräch der umherirrenden Jungfrau mit der noch eingekerkerten."

Und alle diese Vorstellungen erleben ihre höchste Steigerung im Bild des Hochzeitsfluges: „eine seltsame Hochzeit, die

märchenhafteſte vielleicht, die ſich träumen läßt, voller Himmelsbläue und Trauerſpiel, ein Aufſchwung des Verlangens über das Leben hinaus, blitzhaft und unvergänglich, kurz und blendend, einſam und unendlich."

Und hier ſchenkt uns Maeterlinck die feinſten Gedanken ſeines Buches. Er ſtellt die beiden Wahrheiten nebeneinander, die nackte phyſiologiſche Wahrheit über dieſe Begattung, die nur in der Luft, beim Hochflug ſtattfinden kann, wenn die Luftſäcke der Drohne aufgeſchwellt ſind; nur einen Moment dauert der Akt, während deſſen platzt der Leib der Drohne, das Werkzeug der Zeugung löſt ſich ab und bleibt nun für immer zu ewiger Fruchtbarkeit in der Königin, der Leichnam der Drohne ſtürzt in die Tiefe.

Und daneben ſtellt Maeterlinck die andere Wahrheit: wie unſer Gefühl ganz unabhängig von allen phyſiologiſchen Erklärungen die Vorſtellung jenes Hochzeitsflugs im unendlichen Raume, in der Klarheit des offnen Himmels empfangen kann, die Vorſtellung eines trunkenen Moments von tiefſtem Lebensgehalt, den ein Weſen mit dem Tod bezahlt und der die unendliche Bedeutung hat, daß von nun an für eine lange Zukunft ein Teil das doppelte Vermögen beider Geſchlechter unzertrennlich beſitzt.

Und Maeterlinck ehrt beide Wahrheiten. Er weiſt die weit von ſich, die in falſchem Schöngeiſtertum oder enger Prüderie ſich vor den phyſiologiſchen und materiellen Wahrheiten verſtecken und einer willkürlichen unwirklichen übertünchenden Poeſie nachtrachten. Aber noch begrenzter ſcheinen ihm die, die bei jenen kleinen materiellen Wahrheiten ſtehen bleiben und in ihnen das letzte ſehen, ſtatt von ihnen auszugehen zu den höheren Wahrheiten, die das Schauen um die Dinge ſpinnt. So wird wie im Begrabenen Tempel ſchließlich alles wieder auf uns ſelbſt zurückgeführt. Nicht die Ereigniſſe ſind die Hauptſache, ſondern wie wir die Ereigniſſe fühlen.

Es reizt die Maeterlinckſchen Vorſtellungen aus eigenem weiterzuſpinnen.

Wenn wir im Bayreuther Feſtſpielhaus in ſchwebendem Dunkel ſitzen und die klingenden Wellen aus geheimnisvollen Tiefen uns umwogen, ſo kann unſer Verſtand uns die Wahrheit ſagen, daß da unten in dem verdeckten Orcheſter die wackeren Männer, die das Rheingoldvorſpiel in drückender Hitze exekutieren, ſchwitzend in Hemdsärmeln ihre equilibriſtiſchen Bewegungen an den Inſtrumenten machen.

Wir verachten dieſe Thatſache nicht, ſie wird uns nachdenklich erſcheinen für die in allen menſchlichen Umſtänden ſo wichtigen Zuſammenhänge zwiſchen trivialen oder gar komiſchen Realitäten und ihrer Gefühlsumſetzung für die ewig wiederkehrende Miſchung von Gewöhnlichem und Wunderbarem. Aber die höhere Wahrheit liegt uns in jener Gefühlsumſetzung. Und wenn ein Mann die geliebte Frau zum erſtenmale ganz umarmt, ſo iſt in der äußerlichen Thatſachen-Wahrheit dieſes Vorgangs manch Seltſam-Fatales der Geſte, Groteske der Manipulation, Negligeepeinlichkeit und doch kann darin, wenn es nicht nur körperlich, ſondern mit dem Gefühl erlebt wird, höchſter Lebensaufſchwung liegen.

Und wir ehren die kleinen Wahrheiten, weil auf ihnen ſich die großen aufbauen. Und wenn wir die kleinen Wahrheiten ehren, dann können wir uns auch den Illuſionen anvertrauen, ohne beſorgen zu müſſen, daß ſie uns ins Uferloſe entführen und uns dem Menſchlichen entfremden. Durch die Illuſionen, ſo wie ſie Maeterlinck verſteht, nicht durch die vagen, ſondern durch die fruchtbaren beſchwingen wir unſere Gefühlsfähigkeiten: „Die Fähigkeit zu bewundern, die wir an einer Illuſion erprobt haben, iſt für die Wahrheit, die ihr früher oder ſpäter folgt, unverloren." Und wenn es nur eine Illuſion, ein undefinierbares Zuſammenwirken von Situationen und Zufallskombinationen war, das uns Momente ſelbſtvergeſſener Heiterkeit oder einer uns ſonſt fremden Leidenſchaft ſchenkte, das was wir gefühlt, das bleibt uns doch unauslöſchbare Wahrheit und ewig unſer, ſelbſt wenn ſpäter der äußere Anlaß, der aus den Aſſociationen herausgelöſt nüchterner daliegt, durch den Verſtand als ganz unberechtigt zu ſolchem Erregungswecken entlarvt wird.

Maeterlinck ſelbſt aber iſt ein wunderbarer Wecker in dieſen Büchern und was ihm ſelbſt geſchah und was er hier erzählt, das bereitet er auch uns, er führt uns tiefer in uns ſelbſt, auf die „elyſäiſchen Gefilde des Denkens, wo jede Befriedigung Verjüngung und Entwicklung iſt" und er lehrt, daß nichts „dem Geiſt geſünder iſt, als die Trunkenheiten und Wollüſte der Wißbegierde, des Begreifens und der Bewunderung."

F. P.

Der ſchöne Menſch.

Im Hirthſchen Verlage erſcheint ein großes Sammelwerk von Tafeln und Text, das den „ſchönen Menſchen" durch die Zeitalter verfolgt. Es wird bald beendigt ſein und dann über 200 Proben geben von der Auffaſſung des Menſchen, wie er ſich ſein Schönheitsideal formt. Das iſt das Weſentliche, daß es ein Ideal iſt. Den reellen nackten Körper haben bisher nur wenige gemalt und gebildet, ſelbſt den Alten war er nur Anregung, ſo oft ſie ihn auch ſahen, ihn zu idealiſieren und mit unwirklichen Schönheiten auszuſchmücken. Der nackte Menſch iſt eine Vorſtellung der Kunſt geworden, die ſie zu ihrem Liebling gemacht

hat, je weniger es wirklich nackte Menſchen giebt, je mehr der bekleidete Menſch ein ſelbſtändiges Weſen wurde.

Wenn wir dieſe Tafeln durchblättern, ſo ſehen wir, daß der Körper des Menſchen eine wandelbare Form wird, die ganze Zeitalter oder einzelne Künſtler nach ihrem Willen variiren. Im alten Argos iſt es ein vierſchrötiger Athlet, im Athen des vierten Jahrhunderts ein ſchlanker Ephebe, bei Rubens ein Bacchus, bei Rafael ein Apollon, bei Rembrandt eine Farbenfolie, bei Besnard ein Feuerwerk. Man hat mit dem Körper alles machen können, was man wollte, aber niemals war die Kunſt in ihren Phantaſieen ſo an das Gerüſt der Form, an eine unabweisliche Anatomie gebunden, die ſie nur ſehr ſelten in Ekſtaſen des Ausdrucks verleugnete. Dies wurde die Geſchichte des ſchönen Menſchen, der Kampf der Phantaſie mit dem Körperbau. Die die geringſte Phantaſie hatten, folgten einfach dem feſtgeſtellten Ideale. Während Rodin aus dem Stein einen neuen Körper ruft, geht Hildebrandt bei den Alten in die Schule und wiederholt Figuren, die einſt ſchon nur Figuren waren, die als die Abſtrakta von Abſtrakta auf uns kamen, ferne Vorſtellungen ſchöngebauter Menſchen, die einſt, als das Kleid noch nicht den Menſchen machte, geträumt worden ſind.

Indeſſen iſt das Kleid zur Kunſt geworden und der bekleidete Menſch eine neue species. Es erſcheinen heut vielerlei Bücher über den normalen Körper und die normale Kleidung mit Illuſtrationen von ungeſchnürten und geſchnürten Leibern, ganzen und verkrüppelten Füßen und guten und ſchlechten Kleiderprinzipien. Das Buch von Stratz, der mehr ein Weltmann iſt, und das von Schultze-Naumburg, der mehr ein Lehrer iſt, wurden am meiſten geleſen. Es handelt ſich um die alten Fragen. Die Kleidung hat den Körper deformirt; renoviren wir ihn wieder. Das Weib ſchnüre die Hüften nicht ein, die von Natur aus garnicht ſo winklig ſind; der Fuß laſſe ſich nicht durch den ſpitzen Schuh zuſammenzwängen. Kleider ſollen von der Schulter fallen, Schuhe breit ſein. Es iſt die Konſtruktivität in der Tracht, das kauſale Prinzip in der Kunſt des Kleidens. Sein Lehrſatz heißt: weil der Körper das Gegebene iſt, muß ihm die Tracht folgen.

Aber ach, es iſt nicht alles ſo einfach, wie es ſich im Kopfe des deutſchen Oberlehrers malt. Die Geſchichte der Tracht iſt ein wunderbarer Kampf von Körper und Kleid, ein Debattiren über Kunſt und Natur, weit entfernt von jener Notdurft, die das erſte Kleid uns gab, und jenem mediziniſchen Ruf, der den Körper vor dem Kleide retten will. Ein buntes Schauſpiel vollzieht ſich zwiſchen dieſen Polen, eine kleine Stilgeſchichte, die viel zu viel Kultur hat, um von der Bildfläche ohne weiteres verſchwinden zu können. Das Kleid iſt wichtiger geworden als der Körper. Es nahm den Körper nur als Gerüſt für ſeine Künſte, es baute Reifröcke und Korſets auf die Knochen und ließ auf dieſen alle Reize der Tracht ſpielen. Dann wieder wurde es naturaliſtiſch und ergötzte ſich damit, den Körper durchſcheinen, die Bewegung der Glieder im Gewande nachklingen zu laſſen. Es ſind ganz komplicirte Verhältniſſe. Mitten in der Korſetzeit, am Hofe von Louis XIV., leſen wir in den Sévignébriefen, erſcheinen plötzlich durchſichtige Kleider, die aus einem ganz rabialen Rauſche heraus den Augen, die nur Kleidergerüſte zu ſehen gewohnt waren, die Glieder wieder nahe bringen, und die korſetloſeſte Zeit, das Empire, verleugnet andrerſeits die Anſatzſtelle der Beine und verlegt die mittlere Teilung direkt unter die Bruſt, gegen die Natur, nur aus Kontraſt zur Epoche des Hüftenſchnitts.

Der bekleidete Menſch hat in der Kultur den nackten beſiegt. Gegen die Millionen Reize für das äußere Auge und für das Taſtorgan, die aus dem Wechſel vielfarbiger Schuhe, ewig veränderlicher Hüte, aus dem Schnitt des Rockes und ſeiner Muſik während der Körperbewegung entſtehen, bedeutet der nackte Körper nichts. Der Sinn des verfeinerten Menſchen reagirt auf ihn kaum noch und ſelbſt der erotiſche Trieb weiß ſich vielſeitiger geſchmeichelt, indem er das Verhältnis der Kleider zum Körper als dieſen allein betrachtet. So ſtirbt der nackte Körper ab oder wenigſtens er wandelt ſich. Die Frau ſchnürt die Hüften und hebt die Brüſte in dem unbewußten Uebertreiben der Weiblichkeit, das ein künſtleriſcher Faktor iſt, ſie deformirt die Füße, weil der ſpitze Schuh ihr ſchöner erſcheint, als der breite Fuß. Sie entwickelt die Natur im Kleide weiter, wie es der Maler mit der Landſchaft thut. Sie kehrt zur Natur zurück, faſt mehr des Kontraſtes und ſeiner lieblichen Wirkung wegen, als aus Hygiene. Die Kunſt hat alles Animaliſche beſiegt und wenn wir die Füße der barfüßigen Tänzerin Duncan bewundern, ſo thun wir ſelbſt dieſes durch das bunte Glas der Kunſt.

Als bekleidete Menſchen, als Künſtler der Verhüllung, die gegen alle Nacktheit das Verfeinerte darſtellt, laſſen wir die Galerie des „ſchönen Menſchen" an uns vorüberziehen. Wenn wir noch ſo ſehr in einer Reformzeit uns befinden, die wieder einmal dem normalen Körper das entſcheidende Wort gegen die Kultur überläßt, der nackte Körper bleibt doch ein Märchen, von dem allein die Abſtraktion der Künſtler erzählt. Roſſetti träumte ihn lilienzart und Dürer als Holzſchnitzerei, Tizian als runde Schönheit und Houdon als rehſchlanke Edeldame — was wir im Leben an Charakter dem

Kleide geben, das bilden sie aus der Natur nach Maßen, die ihnen die Phantasie giebt. Dies ist das große Epos, das die Folge schöner Menschen uns erzählt. Die nackten Leiber waren von jeher Götter, das Kleid aber ist der Menschen Stolz und Liebe.

O. B.

Hippolyte Taine.

Taines Philosophie der Kunst beginnt deutsch zu erscheinen. Ernst Hardt hat in geschmackvoller Uebersetzung, die eine gewisse deutsche Farbe in das französische Original hineinträgt, den ersten Band soeben bei Diederichs veröffentlicht. Er enthält die allgemeine Aesthetik Taines und den Abschnitt über Italien und über die Niederlande.

Taines Werk ist uns heute das selbstverständlichste, was es geben kann. Ich spreche nicht von den Gelehrten; sie haben in seinen Schriften nie etwas neues gefunden und werden es heut noch weniger finden, sie haben dem Propheten der Thatsachen nicht eine einzige neue Thatsache verdankt und ihn darum gern auf die zweite Bank gesetzt. Aber was ist er uns, den allgemeinen Menschen, denen, die das Wissen nicht mehr unter den vorzüglichsten Eigenschaften des Geistes rangieren lassen, sondern das Empfinden und Schaffen ihm vorangestellt haben? Ich sage, er ist uns der selbstverständlichste aller Empfinder, die es je gegeben hat, weil er nichts aussprach, das nicht in uns ruhte, und nichts dazu that, das ihn als Person länger leben läßt wie sein Werk. Burckhardts scharfes Auge und Ruskins eigenwilliger Sinn waren ihm nicht gegeben.

Er ist der Elegant der Forschung. Er nivelliert mit den süßesten aller Instrumente alle die Erhöhungen, die verschwiegenen Hügel und die stolzen Gletscher, die wir zu bewundern gelernt haben, solange wir an die Macht des Genies glaubten. Er materialisiert die Geschichte, indem er alles erklärt und alles erklärt haben will, indem er das Genie mit höflicher Geberde auf das Milieu und mit der andern Hand das Milieu auf das Genie verweist und alle Gesetze aufzuheben scheint dadurch, daß er an ihrer Stelle das Generalgesetz des Klimas aufrichtet. Ein großer Mann wird bei ihm geboren als Opfer der Zeit und seines Volkes. Mit gebundenen Händen kommt der Maler zur Welt, sein Pinsel wird ihm von seinen Zeitgenossen geführt, seine Stoffe findet er im sozialen Buche der Epoche und sein Erfolg ist die Assonanz, die sein Fleiß und die Bequemlichkeit seiner Mitmenschen finden. Wohl sieht er, wie sich der Künstler wandelt, er sieht die Jahre seiner Ursprünglichkeit und dann die Jahre des Handwerks, er sieht auch, obwohl schon verschleierter, seine Opposition und sein Drängen und Ringen, aber er vergißt diese Dinge bald in jenem schönen Rausche des Materialismus, der alles Persönliche, alles Ragende und Zackige zu Sand zermalmt hat und gleichmäßig mit der Schaufel im Rhythmus der Straßenreiniger über die Wege schüttet, um nach Gewitterschauern wieder eine Promenade herzustellen.

Es ist der Triumph der Trivialität. Nichts ist wahrer als dieses Tainesche System, daß es sonnig ist, wenn die Sonne scheint, und regnerisch, wenn es regnet, nichts ist sicherer und unbestrittener, als daß Rembrandt anders war wie Rafael und der Cortegiano des Castiglione vornehmer als die deutschen Raubritter. Wir dürfen von dieser Weisheit nie weichen, wir müssen sie all unserm Denken zu Grunde legen, es wäre eine grauenvolle Vorstellung, sich eines Tages auszumalen, was Rubens gemacht hätte, wenn er im Mittelalter wie jener Schlächter gehenkt werden sollte, der Menschenfleisch in seinem Laden ausgelegt hatte, oder wenn die jungen Deutschen, die nach Taine oft nur Brillen tragen, um sich ein gelehrtes Ansehn zu geben, jedem klimatischen Gesetz zum Trotz diese ablegten. Halten wir fest, daß jeder Mensch keine andere Lebensaufgabe hat, als alle die Vererbungen, die sein Land, seine Familie, seine Zeit, sein Beruf und die ganze Vormenschheit ihm in die Wiege legten, aufzunehmen und auf möglichst anständige Art zu verdauen und wieder von sich geben. Dann erklärt sich alles, dann vernichten wir dieses Rätsel Mensch, das uns nur allzu lange geplagt hat.

In dieser Naivetät ist Taine ein Genie gewesen. Was immer da war, was alle immer fühlten und was wir nie werden unterdrücken können, das hat er mit einer Einfachheit gesehen, die bewundernswert ist. Er hat das Wort von der Mechanik der Kunst gefunden und hat das System mit einer Ruhe ausgearbeitet, die nicht ein Einziger derer besessen, die er zu Rädern seiner Maschine verwandelt. In seiner Bude liegen die säuberlich abgeschnittenen Köpfe und Hände der größten Meister, die er mit einer eleganten Wendung der Scheere im Augenblick lostrennte, und nun zeigt er uns die verehrungswürdigen Bäuche seiner Opfer und klebt lächelnd ein Etikett darauf: Geschichte. Nie hat dies ein Zauberer fixer gemacht und nie hat ein Arzt liebenswürdiger operiert. Noch immer ist Taines Stil bezaubernd und noch immer glauben wir unter den süßen Worten und glatten Begriffen seiner Dialektik auf einen Moment wirklich, daß sich der Geist in statistische Rechenbücher bringen lasse. Mit Vergnügen liest man immer noch jene nun schon so vergilbten romantischen Blätter der sozialen Wissenschaft, die uns die Anschwemmungen im Nordlande beschreibt und

die feuchten, fruchtbaren Ebenen, die Kanäle, Flüsse und grünen Wiesen, die regnerischen Himmel und die Weiden mit den großen stillen Herden, und dann die Fülle von Milch und Fleisch, die überreiche und billige Nahrung, und wie das Wasser das Gras, das Gras das Vieh, das Vieh den Käse, die Butter und das Fleisch und alle zusammen mit dem Biere den Einwohner hervorbringen. Der Einwohner die Städte, die Stadt den Künstler — und der Künstler giebt ihnen alles mit Dank wieder. Es liest sich leicht und angenehm und fließt wie alte oft gehörte Musik in das Ohr und immer wieder kommt von dem lebendigen Geiste dieses Franzosen neue Anregung in den Stoff, neuer Stoff in den Kreislauf seines Mechanismus und wie in einer Schulerinnerung denken wir unserer ersten Semester, da uns die Welt und die Geschichte eine causale Reihe lieblichster Folgen zu sein schien und nichts Menschliches sich uns darbieten mochte, das wir nicht gleich auf dieses schnurrende Band setzten, um uns an seiner Ohnmacht zu freuen.

Indessen haben wir gelernt, nicht bloß was dieses Bischen Mensch bedeutet, sondern vor Allem wieviel größer und erhebender und glückbringender es ist, die Geschichte von seinem Winkel aus zu sehen, statt von dem Material her. Die logische Befriedigung giebt gewiß Beides nicht. Ich kann mit Taine, der sehr unmusikalisch ist und von den Tiefen des Schaffens nicht viel weiß, unmöglich Beethoven erklären, wie er in der absurdesten Umgebung seine Symphonien schreibt, aber ich kann Beethoven auch nicht ganz ohne seine Umgebung erklären, die ihn nicht immer bloß zum Fluchen reizt, die ihn bis in die feinsten Fasern seiner Kunst auch positiv bedingt hat. Wir wissen heut, daß dieses Gegeneinander von Individuum und Typus eben die großen Vorgänge geschaffen hat, die wir kulturgeschichtlich genießen, und daß es dichterische oder wissenschaftliche Qualitäten sind, die uns bald verleiten, sie von der Seite der Persönlichkeit oder von der des Milieus anzusehn. Noch reizt es uns Tainesche Bilder von Kulturen mit all den Adern und Nebenadern zu zeichnen, die sein Spürsinn entdeckte, aber wir können nicht mehr diese Kulturen auf Kosten des Genies nivellieren, in dem wir die größte Freude sehen, die uns beschеert worden ist.

Ich denke, so werden wir heut Taine lesen. Die deutsche Ausgabe kommt zu einer Zeit, da wir reif sind, ihren Autor nicht zu überschätzen. Er hat nichts Erziehliches mehr für uns, wie es Ruskin selbst in seinen verkehrtesten Ideen hat. Er vermehrt nur unsere Bibliothek um eines jener Bücher, die den Stil des europäischen Denkens mit haben formen helfen, wie es die Franzosen seit ihrem großen Säculum in einer fortlaufenden Reihe klarer und zu klarer Autoren thaten. O. B.

Wir erhalten folgende Zuschrift mit der Bitte um Aufnahme:

Die Unterzeichneten veranstalten, unter Mitwirkung des Dichters, eine Sammlung von Briefen Henrik Ibsens, die zugleich in norwegischer und in deutscher Sprache erscheinen soll. Wir bitten Alle, die im Besitz solcher Briefe sind, die Originale oder genaue Abschriften der Briefe Herrn Staatsrat Dr. Sigurd Ibsen (Adresse: Det Norske Ministerhotel, Stockholm) zu übersenden, der das überlassene Material binnen kurzem den Adressaten zurückreichen wird.

Berlin und Christiania,
12. September 1902.

Dr. Julius Elias.
Dr. Carl Naerup.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Hugo Wolf's Briefe an Emil Kauffmann.

Herausgegeben von **Edmund Hellmer.***)

Hugo Wolfs Briefe haben alle, soviele ihrer heute gesammelt vorliegen, nach Inhalt und Form litterarischen Wert. Sie geben einen starken Reflex seiner Persönlichkeit, sie erzählen die Geschichte seiner geistigen Entwicklung und lehren uns die Zeitverhältnisse und Lebensumstände kennen, unter denen er sich zu entwickeln hatte. In einer ruhigen, wohlgeordneten Darstellung, die das trotzige Temperament des Briefschreibers verhältnismäßig selten durchbricht, gleitet ein Stück seines Lebens an uns vorüber.

Um die Bedeutsamkeit des Komponisten, über welchen die Briefe solche schöne Aufschlüsse bieten, giebt es heute keinen Streit mehr. Das rechtfertigt ihre Veröffentlichung.

Sie ist keine voreilige und verfrühte, wenn sie auch noch zu Hugo Wolfs Lebzeiten unternommen wird. Denn in Wahrheit ist Hugo Wolf todt, es ist ein bloßes Scheinleben, das er in geistiger Umnachtung seit Jahren führt, und die hoffnungslose, traurige Kunde, die über ihn in die Außenwelt dringt, spottet der Rücksichtnahme, die bei der Publikation von Privatbriefen dem lebenden Autor gegenüber sonst ein Gebot der Pietät ist.

Im Falle Hugo Wolf gebietet die Pietät ein Anderes. Wenn Wolfs Briefe wirklich das unmittelbare Abbild einer unvergleichlichen Künstlererscheinung wiederspiegeln, dann hat die Welt ein unbestreitbares Recht auf dieses Bild ihres Künstlers und die Briefe selbst sind Gemeingut. Oder sie konnten und sollten es doch durch ihre Ausgabe werden. Nur mußte diese zur Zeit erfolgen, da alle Tradition in den Wenigen, welche Wolf persönlich nahestanden, noch frisch und lebendig ist. Denn die Aufgabe der Tradition wird es sein, dem Bilde, das Wolf in seinen Briefen in scharfen, großen Umrissen von sich entworfen hat, die Intimität des Details zu geben und es so vollends mit blühendem Leben zu erfüllen.

Von diesen Erwägungen geleitet, hat sich der Hugo Wolf-Verein in Wien, welcher den künstlerischen Nachlaß des Kranken verwahrt und verwaltet, entschlossen, die Briefe Hugo Wolfs zu publizieren, und zwar vorerst diejenigen, welche Wolf in den Jahren 1890 bis 1898 an Emil Kauffmann nach Tübingen geschrieben hat.

Dr. Emil Kauffmann, der seit dem Jahre 1877 als Universitätsmusik-Direktor in Tübingen eine schöne und anregende, für das Land bedeutungsvolle Wirksamkeit entfaltet, hatte im Jahre 1890, durch einen Aufsatz Joseph Schalks aufmerksam gemacht, Wolfs erste Lieder kennen gelernt. Sie entzückten den feinsinnigen Kritiker und selbstschaffenden Künstler. Voll von Begeisterung

*) Eine Anzahl dieser Briefe, die in Buchform demnächst bei S. Fischer Verlag, Berlin erscheinen werden, soll im Nachfolgenden dargeboten werden.

ſchrieb er an den Komponiſten. Den verſtimmte oft das begeiſtertſte Lob, in unberechenbarer Gereiztheit pflegte er jede gönnerhafte Annäherung abzuwehren. Diesmal war er hochbeglückt. Kauffmanns erſter Brief bedeutete mehr als Lob, mehr als Begeiſterung, er bedeutete Verſtandenſein. Hugo Wolf mochte es gefühlt haben: hier war Einer, der zu der Anzahl von Leuten in Deutſchland und Oeſterreich gehören würde, in denen der Glaube an ihn lebendig geworden war. Die erſten Briefe an Kauffmann geben Zeugnis von der beſonderen Herzlichkeit, mit welcher Wolf für bewieſenes Verſtändnis danken konnte.

Im September 1890 trat Wolf unangemeldet bei Kauffmann ein und blieb mehrere Tage ſein Gaſt. Die perſönliche Bekanntſchaft feſtigte die Innigkeit des Verhältniſſes. Ein raſcher Briefwechſel begann. Noch zweimal beſuchte Wolf den väterlichen Freund, zuletzt anläßlich der Uraufführung des „Corregidors“ in Mannheim. Da ſahen ſie ſich zum letztenmale.

Die Briefe an Kauffmann ſetzen zu ihrem Verſtändnis keine beſondere Kenntnis des Lebens Hugo Wolfs voraus. Ihr Leſer wird — wie ſeinerzeit der Briefempfänger — aus ihnen ſelbſt den Künſtler und Menſchen Hugo Wolf am beſten kennen und lieben lernen. Denn Wolf hat in dieſen Briefen in Wahrheit ſeine Selbſtbiographie „Zwiſchen dreißig und vierzig“ geſchrieben und umſo beſſer geſchrieben, je weniger er darum gewußt haben mochte.

E. H.

An E. Kauffmann.

Hochgeehrter Herr!

Ein artiger Zufall wollte es, daß mir Ihre ſo überaus gütigen Zeilen nebſt dem beigelegten Autograph Mörikes*) etwas verſpätet zu Händen kamen, aber doch gerade rechtzeitig genug, um mich an der Schwelle meines 30. Lebensjahres zu begrüßen.**) Sie haben mir damit unbewußt ein Geburtstagsangebinde gemacht, wie ich es mir nicht prächtiger hätte wünſchen können. Mit innigem Entzücken betrachte ich die Handſchrift des Dichters, die ich zum erſtenmal erblicke, die in ihren gleichmäßigen Zügen prächtig mit dem ausgeglichenen Weſen des Poeten harmoniert. Das Gedicht, in welchem ſich allerdings nichts von „jenen Erzphantaſten“ verrät, zu denen ſich auch Mörike bekannte, zählte von jeher zu meinen Lieblingen. Komponierbar iſt es nun freilich nicht. — —

Die Kompoſitionen Ihres verewigten Vaters***) anlangend, würde ich gerne dieſelben kennen lernen; leider ſind ſie hier nicht zu bekommen. Zu-

*) Kauffmann hatte Wolf das Originalmanuſkript des Mörike'ſchen Gedichtes „An Longus“ zum Geſchenke gemacht.

**) Wolfs Geburtstag fällt auf den 13. März (1860).

***) Ernſt Friedrich Kauffmann, 1803 in Ludwigsburg geboren, wurde 1827 in ſeiner Vaterſtadt, 1842 in Heilbronn als Reallehrer angeſtellt, 1852 Gymnaſialprofeſſor in Stuttgart. Er ſtarb 1856. Von ſeinen zahlreichen Liederkompoſitionen erſchienen vor 1838 bei Imle & Lieſching in Stuttgart 12 vierſtimmige Männerchöre, 1838 folgten die erſten einſtimmigen Lieder, darunter „Ein Stündlein wohl vor Tag“, bei Bote und Bock (Berlin). Einige Jahre darauf gab er mit Hetſch „Lieder ſchwäbiſcher Dichter“ heraus. Nach ſeinem Tode erſchienen bei Ed. Ebner (Stuttgart) noch 6 Hefte, im ganzen etliche 40 Lieder. Die Mehrzahl ſeiner Kompoſitionen iſt Manuſkript geblieben. Kauffmann, deſſen volkstümliche Lieder namentlich in ſeiner engeren Heimat als edle Hausmuſik geſchätzt werden, hat vielfach mit Eduard Mörike, Juſtinus Kerner, David Friedrich Strauß, F. Viſcher, Rudolf Lohbauer, Hermann Hardegg u. a. in Verkehr geſtanden. (Vergl. Literariſches Jahrbuch aus Schwaben. Heilbronn 1898 und Strauß' Ausgewählte Briefe, Bonn 1895.)

fälligerweise las ich gerade an dem Tage, als mir Lacom*) die Karte der Oſiander'ſchen Buchhandlung vorzeigte, in einem älteren Jahrgang der „Gartenlaube“ den Namen Ihres Vaters, worin deſſen Kompoſition von Mörike's „Schön Rohtraut“ als beſonders gelungen bezeichnet wurde. Natürlich glaubte ich in Ihnen dieſen Komponiſten vermuten zu dürfen; daß dem nicht ſo iſt, kommt nun meinen Kompoſitionen ſehr zu ſtatten, die an dem verſtorbenen Herrn gewißlich keinen ſo enthuſiaſtiſchen Anwalt gefunden hätten, als wie an Ihnen. Ihre gütigen und herzlichen Worte der Anerkennung und Aufmunterung haben mich unbeſchreiblich erfreut und ermutigen mich, Sie weiters mit einem Bande meiner Lieder bekannt zu machen. Gönnen Sie mir das Vergnügen, dieſelben Ihnen verehren zu dürfen, und wenn Ihnen das Verſtändnis derſelben nur halb ſo viel Freude als deren Interpretation Arbeit und Mühe bereiten ſollte, wird ſich hinlänglich belohnt fühlen

Perchtoldsdorf bei Wien, 17. März 1890.

Ihr ganz ergebenſter
Hugo Wolf.

Hochgeehrter Herr!

Dringende Arbeiten nahmen mich in letzter Zeit dergeſtalt in Anſpruch, daß es mir erſt heute möglich wird, für Ihre gütigen und aufmunternden Worte zu danken. Ganz beſonders erfreulich berührten mich Ihre enthuſiaſtiſchen Worte über meine Harfnerlieder, für die ſich wohl wenige Liebhaber finden dürften; trotzdem erſehe ich in dem zu meinen Gunſten ausgeſchlagenen Vergleiche zwiſchen den Schubert'ſchen und meinen Harfnerliedern kein beſonderes Lob, da ſich die Schubert'ſchen Geſänge zu Wilhelm Meiſter weder durch hervorragende Erfindung noch durch irgendwelche charakteriſtiſche Züge auszeichnen; wenigſtens erſcheint es mir ſo.

Ihre Beſprechung meiner Mörike-Lieder**) hat mir viel Vergnügen gemacht. Der Vorwurf: ungelöſte Diſſonanzenreihen zu begehen, konnte mir nichts anhaben, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich im Stande bin nachzuweiſen, wie nach der ſtrengſten Regel der Harmonielehre jede meiner noch ſo kühnen Diſſonanzen zu rechtfertigen iſt.

Unangenehm berührte mich nur die Zuſammenſtellung des großen Meiſters Wagner mit — Brahms. Ich bedaure, in puncto der Wertſchätzung Brahms'ſcher Kompoſitionen völlig Ihr Antipod ſein zu müſſen, und zwar aus innerſter Ueberzeugung. Soll ich kurz und bündig ſagen, wie ich über Brahms denke, ſo geſtatten Sie mir das geflügelte Wort Friedr. Nietzſche's anzuführen. „Brahms' Schaffen iſt die Melancholie des Unvermögens.“***) Ich unterſchreibe dieſe mir aus der Seele geſprochenen Worte mit meinem vollen Namenszug. Auch habe ich dieſe Anſicht ſeinerzeit als Referent eines Wiener Wochenblatts†)

*) C. Lacom, Muſikalienhändler in Wien, der erſte Verleger des Goethebandes und der Eichendorfflieder.

**) Im „Schwäbiſchen Merkur.“

***) Die Stelle, welche Wolf hier aus dem Gedächtnis zitiert, lautet: „Er hat die Melancholie des Unvermögens; er ſchafft *nicht* aus der Fülle, er *durſtet* nach der Fülle. Rechnet man ab, was er nachmacht, was er großen alten oder exotiſch modernen Stilformen entlehnt — er iſt Meiſter in der Copie —, ſo bleibt als ſein Eigenſtes die Sehnſucht . . . .“ (Der Fall Wagner. Zweite Nachſchrift.)

†) Wolf war als junger Muſiker vier Jahre lang für das „Wiener Salonblatt“ kritiſch thätig geweſen.

auf das entschiedenste vertreten und mir dadurch weder Brahms noch Hanslick*) zu Freunden gemacht, was allerdings auch nie in meiner Absicht liegen konnte. — Ich wünsche recht herzlich, daß Sie mir meine freiwillige Aeußerung über Brahms nicht übel nehmen mögen, und drücke zugleich die Hoffnung aus, mich im nächsten Jahr mündlich darüber auslassen zu können, sofern dem Projekte, Deutschland im Verein mit Jäger**) konzertierend zu bereisen, nichts hinderlich in den Weg treten sollte.

Nun erlaube ich mir noch ein wichtiges Anliegen vorzubringen. Ich habe kürzlich ein Gedicht von Rob. Reinick „Dem Vaterland" für Chor und großes Orchester komponiert, und, da sich dieses Stück wegen seines patriotischen Textes und seiner Tauglichkeit für Männergesangvereine vorzüglich eignen dürfte, den Stuttgarter Gesangverein in Aussicht genommen, in der Voraussetzung, durch denselben anläßlich des bevorstehenden Sängerfests in Wien das Stück in sein Programm aufgenommen zu sehen. Sollten Sie, hochgeehrter Herr, mit diesem Vereine irgendwie in Fühlung stehen, würde ich Ihnen äußerst verbunden sein, wollten Sie einige empfehlende Worte für mich einfließen lassen. Leider bin ich mit der Instrumentation noch nicht zu Ende, weshalb ich die Komposition zu Ihrer Einsicht noch nicht vorlegen kann. Ich erbitte mir eine baldige Antwort, ob überhaupt Aussichten vorhanden sind, dieses Projekt zu verwirklichen.

Meine künftige Adresse lautet:

Unterach am Attersee, Oberösterreich, Villa Eckstein.

Sehr verbunden würde ich noch sein, wenn Sie mir einige Exemplare Ihrer Besprechung im „Schwäbischen Merkur" gefälligst zusenden wollten.

Darf ich mir mit der Hoffnung schmeicheln, gelegentlich aus Ihrer gediegenen Feder über meine Goethe-Lieder was zu erfahren?

In der angenehmen Erwartung einer baldigen Beantwortung dieser Zeilen zeichnet mit aufrichtigster Hochachtung

Ihr ergebenster

Perchtoldsdorf, 21. Mai 1890. Hugo Wolf.

Beiliegend ein Programm des letzten internen Abends des hiesigen Wagner-Vereins.***) Es wurden mehr als die Hälfte meiner Lieder wiederholt.

Hochgeehrter Herr!

Die Partitur meines Hymnus ist beendet. Indem ich Ihnen zugleich meinen verbindlichsten Dank für Ihre freundliche Empfehlung ausspreche, beeile ich mich, das Stück an Sie abzusenden in dem guten Glauben, noch nichts versäumt zu haben. Sie erhalten, da sich nicht mehr die Zeit dazu fand, einen

---

*) Dr. Eduard Hanslick, k. k. Hofrat, musikalischer Redakteur der Wiener „Neuen Freien Presse."

**) Ferdinand Jäger ist am 13. Juni 1902 gestorben. Der unvergleichliche Siegfried-Darsteller hatte als erster und lange Jahre hindurch als einziger Sänger Mut und Begeisterung genug gehabt, für Wolf einzutreten.

***) Der Wiener akademische Wagnerverein hat namentlich unter Schalks artistischer Leitung für Wolfs Lyrik zuerst ein Publikum gewonnen. Der inzwischen verstorbene Joseph Schalk ist auch publizistisch für Wolf thätig gewesen. (Vergl. „Aufsätze über Hugo Wolf." I. und II. Folge. S. Fischer Verlag. Berlin, 1898 und 1899.)

Kopiſten zu beſchäftigen, das Original. Zur bequemeren Ueberſicht lege ich eine Art Klavierauszug, desgleichen einen Chorauszug bei. Urſprünglich, Freund Jäger zulieb, für eine Singſtimme und Klavier geſchrieben, empfand ich doch ſchon während des Niederſchreibens die Unzulänglichkeit der auszuführenden Mittel. In ſeiner jetzigen Verfaſſung dürfte die Kompoſition einer großen Wirkung auf die Maſſen nicht verfehlen. Hoffentlich teilt man in Stuttgart meine Meinung. Der Klavierauszug, nach welchem die Partitur angefertigt wurde, weicht im Harmoniſchen von der Partitur zuweilen ab, da die Begleitung des Klaviers nur auf eine Stimme, die des Orcheſters aber auf einen mehrſtimmigen Chor Rückſicht zu nehmen hatte. Die Varianten ſind jedoch kaum von Belang, und wird ſich der Auszug zum Behufe des Einſtudierens ganz gut erweiſen. Ich bitte nur, den betreffenden Herrn in Stuttgart aufmerkſam zu machen, daß ihm Originale anvertraut werden, die nicht kopiert ſind.

Brahms anlangend, kann ich Ihren Anſichten immer noch nicht beipflichten. Sie werden mich nun ſtarrköpfig ſchelten, aber ich bin nun einmal ein Menſch von den radikalſten Grundſätzen und Anſchauungen. Oberſtes Prinzip in der Kunſt iſt mir ſtrenge, herbe, unerbittliche Wahrheit, Wahrheit bis zur Grauſamkeit. Kleiſt z. B. — Wagner immer obenan — iſt mein Mann. Seine wunderherrliche Pentheſilea*) iſt wohl die wahrſte, aber zugleich grauſamſte Tragödie, die je einem Dichterhirn entſprungen. Und ſelbſt Mörike, dieſer Liebling der Grazien! zu welchen Exzeſſen läßt ſeine Muſe ſich hinreißen, wenn ſie der dämoniſchen Seite der Wahrheit ihr Antlitz zukehrt! Das „erſte Liebeslied eines Mädchens" bietet ein treffendes Beiſpiel hierfür. Und welche krampfhafte Innigkeit, welches wollüſtige Behagen am Peinlichen ſpricht ſich in den unnachahmlichen Verſen aus:

„Erinn'rung reicht mit Lächeln die verbittert
Bis zur Betäubung ſüßen Zauberſchalen;
So trink' ich gierig die entzückten Qualen."

(Beſuch in Urach).

Das iſt mit Blut geſchrieben, und ſolche Töne weiß nur anzuſchlagen, wer — leidend — ſein innerſtes Weſen einer tief-wahren Empfindung hinzugeben im Stande iſt. Aber — o wie weit, wie weit von dem iſt jemand entfernt, deſſen Namen ich jetzt gar nicht nennen will! Es bleibt doch bei der „Melancholie des Unvermögens." — „Der Reſt iſt — ſchweigen"! —

In der angenehmen Erwartung, durch ein paar Zeilen baldigſt wieder erfreut zu werden, verbleibe ich in inniger Hochſchätzung

Ihr ganz ergebener

Unterach a. Atterſee, 5. Juni 1890. Hugo Wolf.

*) Zu dem Kleiſt'ſchen Trauerſpiele ſtand Wolf ſeit früheſter Jugend in einem bemerkenswerten Verhältnis. Schon in den erſten achziger Jahren hatte er, wie u. A. Hermann Bahr erzählt, eine auffällige Vorliebe für das Werk gefaßt, aus dem er gerne und oft vorlas. Dieſe Vorliebe fand ihren künſtleriſchen Ausdruck in der im Sommer und Herbſt 1883 komponierten ſymphoniſchen Dichtung, deren Originalpartitur der Wiener Hugo Wolf-Verein aufbewahrt. Im Jahre 1897 griff er den Stoff neuerlich auf. Eine Fortſetzuung oder Umarbeitung des Jugendwerkes kam damals im Svetlin'ſchen Sanatorium zu Stande, die er jedoch ſpäter ſelbſt wieder vernichtete. Noch in den letzten Jahren, da ſein Geiſt ſchon umnachtet war, ſpielte die „Pentheſilea" — ſie ſollte ſeine dritte Oper werden — eine große Rolle in ſeinen Phantaſien.

Lieber und hochverehrter Herr Doktor!

Wohlbehalten in Stuttgart*) wieder angelangt, fand ſich bereits eine Karte von Prof. Förſtler**) vor, eine Entſchuldigung, daß der für den Mittwoch anberaumte Abend erſt am Donnerstag ſtattfinden könne. Demnach hatte mein längeres Ausbleiben in Tübingen keine ſchädlichen Folgen, es wäre denn ein Schnupfen, der mit ſo heftiger Gewalt am nächſten Tage ausbrach, daß ich Prof. Förſtler mein Bedauern ausdrücken mußte, am genannten Tage nicht mithalten zu können. So fuhr ich denn nach Heidelberg, wo ich gegenüber der alten und wunderherrlichen Schloßruine mich einquartiert habe. Leider plagt mich noch immer mein Schnupfen; auch iſt die Witterung recht unfreundlich, ſtürmiſch und regneriſch. Von den landſchaftlichen Reizen Heidelbergs iſt unter ſolchen Umſtänden nicht viel zu ſagen.

Hingegen hat die Beſichtigung der alten Schloßruine im höchſten Grade meine Bewunderung erregt.

Morgen bin ich bereits in Mannheim, wo ich einige Tage zuzubringen gedenke. Hält die ungünſtige Witterung an, ſo werde ich von einer Rheinreiſe wohl abſehen müſſen.

Mit größter Freude und dem innigſten Entzücken gedenke ich der vorübergerauſchten Stunden in Tübingen. Sie ſollen mit goldenen Lettern im Buche meines Lebens eingetragen ſein und mir jeder Zeit vor der Seele ſchweben. Haben Sie und Ihre über alles liebe und liebenswürdige Frau nochmals herzlichſten Dank für ſo viel Liebe und Teilnahme an meinem Schickſale.

Stets und immer werde ich ſein Ihr von ganzem Herzen dankbar ergebener

18. Oktober 1890. Hugo Wolf.

Die ſchönſten Grüße an Dr. Schmid!***)

Hochverehrter Herr Doktor!

Seien Sie nicht ungehalten über mein ungebührlich langes Stillſchweigen. Ich bin ſeit meiner Rückkehr nach Wien ein gänzlich unfreier Mann geworden, ganz im Banne der kleinlichſten Angelegenheiten des gemeinen Lebens und völlig unfähig, irgend einen höheren Gedanken zu faſſen. Und doch hätte ich ſo vieles auf dem Herzen, was ich am liebſten nur wiederum Ihnen, als einem, der mein innerſtes Weſen erfaßt und mich mit allen meinen Gebrechen und Fehlern zu lieben im Stande iſt, mitteilen möchte. Warten wir eine günſtigere Gelegenheit dafür ab.

Ihre ſo übermäßig ſchmeichelhaften Zeilen haben mich aufs tiefſte beſchämt. Dergleichen zu hören iſt mir etwas ganz Ungewöhnliches. Ich bin es ſchon zufrieden, wenn es mir gelungen iſt, Ihnen ein aufrichtiges Intereſſe und ehrliches Wohlwollen für meine künſtleriſchen Beſtrebungen abgerungen und im

*) Wolf war im September nach Deutſchland gereiſt, hatte bei Kauffmann einige Tage verweilt und war nach kurzem Aufenthalte in Stuttgart, Heidelberg, Köln und Frankfurt a. M. nach Wien zurückgekehrt.

**) Georg Förſtler, Profeſſor, Muſikdirektor des „Stuttgarter Liederkranzes".

***) Dr. Wilhelm Schmid, Profeſſor der klaſſiſchen Philologie, Kauffmanns Schwiegerſohn.

Uebrigen auch als Menſch nicht mißfallen zu haben. Mehr habe ich, wenn ich mich und meine Leiſtungen recht taxiere, nicht zu erwarten.

Die herrlich ſchönen Ausſichten mit dem Hinweis auf ein längeres Verweilen in Ihrem gaſtlichen Hauſe dürften ſich leider nicht ſo bald erfüllen. Doch iſt die Möglichkeit nicht ausgeſchloſſen, daß ich in den kommenden Wintermonaten in Gemeinſchaft mit Jäger auf einer geplanten Konzertreiſe über Dresden, Leipzig, Berlin, Köln ꝛc. für einige Tage in Tübingen einſpreche, wo wir, dem Genius Mörike's zu huldigen, an zwei Abenden nur Mörike vortragen wollen.

Die guten Schwaben ſollen ihren Dichter noch kennen lernen!

Daß ein größerer Aufſatz über meine Goethe-Lieder aus Ihrer ausgezeichneten Feder druckbereit vorliegt, iſt höchſt erfreulich zu hören. Ich bitte Sie, denſelben unverzüglich an die Redaktion der „Münchener Allgemeinen" zu ſenden. Haben Sie Otto Neitzel*) in Tübingen geſprochen? Hat er ſich über meine Sachen geäußert, und wie?

Soeben bin ich beſchäftigt, eine größere Partie von Korrekturen zu dem ſpaniſchen Liederbuch an Schott abzuſenden. Es wird eine Prachtausgabe werden. Auch erſcheint eine neue Ausgabe der erſten zwei Liederhefte von mir, die Ihnen nächſt den „Spaniſchen" und Keller'ſchen ſofort nach ihrem Erſcheinen zugeſchickt werden. Meine Chriſtnacht**) wird nun doch im Januar in Mannheim aufgeführt, und zwar zugleich mit Bruckner's achter Symphonie und einem ſymphoniſchen Werk von einem gewiſſen Rich. Strauß. Vielleicht gelingt es mir noch, meinen Prometheus (für Orcheſter) ins Programm einzuſchmuggeln, dann müſſen Sie aber auch nach Mannheim kommen, und ich begleite Sie dann zurück nach Tübingen.

Ach das liebe alte Tübingen! Wär' ich nur auch ſchon dort!

Inzwiſchen bereite ich meinen Umzug nach Döbling (Hirſchengaſſe 68) vor, da ich für heuer auf mein geliebtes Perchtoldsdorf verzichten muß. Ich hoffe dort ſo viel Muße zu finden, um Ihnen demnächſt mit einem längeren Schreibebrief beſchwerlich fallen zu können.

Indem ich mich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin beſonders empfehle, verbleibe ich in aufrichtiger Liebe und Ergebenheit der Ihre

Wien, 9. November 1890, Hugo Wolf.

Eine Photographie von mir folgt. Bitte einſtweilen um die Ihrige. —

Hochverehrter Herr Doktor!

Ich bin augenblicklich dermaßen in Anſpruch genommen, daß es mir ganz unmöglich iſt, Ihre herrlichen, begeiſternden Worte in der „Münchener Allgemeinen" nach Gebühr zu beantworten. Nur ſo viel, daß ich und alle meine Freunde ganz entzückt darüber ſind und daß der Aufſatz, da es doch in erſter Linie gilt, Freunde zu werben und das Intereſſe des Publikums zu erwecken, gar nicht anders gehalten ſein konnte. Hoffentlich wird er gute Früchte tragen und meinen Lebensweg freundlicher geſtalten. Nochmals herzlichſten, innigſten Dank! —

---

*) Dr. Otto Neitzel, Pianiſt und Muſikſchriftſteller, Referent der „Kölniſchen Zeitung".

**) Chriſtnacht, ein Hymnus von Graf Auguſt von Platen, für Chor, Soli und großes Orcheſter, wurde am 24. Dezember 1886 begonnen und im Mai 1889 vollendet. Das Werk iſt zur Zeit unveröffentlicht. Seine Originalpartitur fand ſich in Wolfs künſtleriſchem Nachlaſſe vor.

Anbei erlaube ich mir die versprochenen Bilder beizulegen, und bitte zugleich um baldigste Zusendung der Ihrigen.

Ich arbeite wie ein Irrsinniger an der Instrumentation meiner Musik zum „Fest auf Solhaug"*), da die Aufführung nahe bevorsteht und mir noch ziemlich viel zu thun bleibt.

Verzeihen Sie deshalb diesen kurzen Brief, der überdies in höchster Eile geschrieben wird, da mich der Direktor des Burgtheaters erwartet.

Mich Ihnen und Ihrer werten Familie auf das Beste empfehlend, bleibe ich wie immer Ihr dankbar ergebener Hugo Wolf.

Ober-Döbling, Hirschengasse 68, 29. November 1890.

Verehrtester Herr und Freund!

Sie werden wohl selbst die Bemerkung gemacht haben, daß sich unsere Briefe und Sendungen kreuzten, und ich habe dem nur noch beizufügen, wie Ihr wohlgetroffenes Bild tausend angenehme Erinnerungen in meiner Seele wachgerufen. Herzlichen Dank dafür!

Ich bin noch immer sehr beschäftigt, obschon ein gut Teil der Solhaug-Partitur bereits abgearbeitet ist. Die Aufführung, von der ich mir nicht viel Gutes verspreche, wird im Jänner vor sich gehen.

Inzwischen werden wohl die „Spanischen" erscheinen; leider kann mir Schott die Herausgabe vor Weihnachten nicht verbürgen, ein Umstand, der mir viel Kummer macht. Den beigelegten Brief aus Bern schickte ich an Schott zur Einsicht, desgleichen Ihre herrliche Besprechung der Goethe-Lieder. Er war über das eine ebenso erstaunt und indigniert, als erfreut über das andere. Bereits ernten wir auch schon die Früchte Ihrer Saat, da fast tagtäglich Bestellungen auf Goethe-Lieder bei Lacom einlaufen. Sie haben mit Ihrer Feder aber auch den Leuten tüchtig zugesetzt, — da ist ein Widerstreben fast unmöglich.

Nächsten Sonntag wird hier in den philharmonischen Konzerten die III. Symphonie von Bruckner gespielt — für uns alle ein Fest- und Freudentag.

Wenn Sie Ihrem Schwiegersohne, den Sie mir schönstens grüßen mögen, einen Bruckner versetzen wollen, empfehle ich die vor Kurzem erst im Druck erschienene romantische Symphonie Nr. 4, deren Klavierauszug zu 4 Händen, von meinem Freunde Löwe, geradezu meisterhaft zu nennen ist. Zu bestellen durch J. Gutmann, Musikalienhändler, I. Opernhaus, Wien.

Meine „Christnacht" dürfte im Februar in Mannheim und ungefähr um diese Zeit meine Hymne „an das Vaterland" in Stuttgart aufgeführt werden. Bis dorthin werden wir uns schon noch mit der Feder behelfen müssen, um unsere freundschaftlichen Beziehungen von Zeit zu Zeit aufzufrischen.

Mit den herzlichsten Grüßen und Empfehlungen an Ihre verehrte Frau verbleibe ich ganz der Ihre

Döbling, 14. Dezember 1890. Hugo Wolf.

---

*) Der damalige Direktor des Burgtheaters, Max Burkhardt, hatte Wolf beauftragt, zu Ibsens Jugendwerk, dessen Aufführung vorbereitet wurde, eine Musik zu schreiben. Aus derselben sind drei Gesänge für Singstimme und Klavier in Druck erschienen. Die Veröffentlichung des gesammten Werkes, dessen Originalpartitur sich in Wolfs künstlerischem Nachlasse vorfindet, ist zu erwarten.

Verehrteſter Herr und Freund!

Ihre Karte, die den Empfang meiner Zuſendung beſtätigte und ſonſt noch viel Schönes und allzu Schönes enthielt, iſt ſeiner Zeit ganz richtig in meine Hände gelangt. Es thut mir nur herzlich leid, daß ſie über das unbeſtimmte Schickſal dieſer Karte bis heute in Sorge waren — dazu waren wirklich keine Gründe vorhanden. Zugleich mit Ihrem Brief erhalte ich auch beiliegende Karte Detlevs von Liliencron*), der mir außerdem noch Ihre Rezenſion über meine Goethe-Lieder zuſchickt.

Mit der Kompoſition zum „Feſt auf Solhaug" bin ich wieder ins Stocken geraten. Das Ganze wäre ſchon längſt beendet, wenn mir die Kompoſition einer Ballade, die gleichſam den Kernpunkt des Stücks bildet und zugleich die Hauptmotive der Ouverture beſtreiten ſoll, nicht die größten Schwierigkeiten bereiten würde. Und da mir abſolut nichts geſcheites einfallen will, bin ich mit dieſer Ballade und der Ouverture im Rückſtand. Die übrigen fünf Stücke ſind bereits inſtrumentiert und gefallen allgemein. Es iſt echteſte Theatermuſik voll Leben und Anſchaulichkeit und wird gewiß ihre Wirkung auf das Publikum nicht verfehlen. Warum ich mir aber von einer Aufführung nichts Gutes verſprach, hat ſeinen Grund in der Unzulänglichkeit der ausführenden Kräfte, wenn man das Wort „Kräfte" in dieſem Falle überhaupt gebrauchen darf. Das Burgtheaterorcheſter ſteht bedauerlicherweiſe beiläufig auf dem künſtleriſchen Niveau der ſogenannten „Bratlgeiger". Zudem iſt ihre ſummariſche Großmacht, wie beim ruſſiſchen Militär, nur auf dem Papier vorhanden; in Wirklichkeit ſind es nicht einmal dieſelben Leute, und gewöhnlich verſehen irreguläre muſikaliſche Truppen den Dienſt. Dementſprechend iſt auch die Beſetzung: 2 Hörner, 1 Trompete, 1 Poſaune (o Du heilige Dreizahl!) ꝛc. ꝛc. Was ſoll ein moderner Komponiſt mit einer Poſaune beginnen, wenn er nicht gerade ſein Trübſal darüber blaſen laſſen will? Sie erſehen daraus, daß meine Situation dem Burgtheater gegenüber nichts weniger als beneidenswert iſt.

Was Sie mir über Prometheus und Ganymed ſchreiben, hat mich auf das innigſte erfreut. Auch ich bin der Anſicht, daß Schubert die Kompoſition dieſer beiden Gedichte nicht gelungen iſt und daß es einer nach-Wagner'ſchen Zeit erſt vorbehalten war, dieſe großartigen Gedichte im Goethe'ſchen Geiſte zu vertonen. Es iſt geradezu unglaublich, wie Leute von ſo feinem Verſtändnis als z. B. mein Freund Schalk gegen meinen Prometheus zu Gunſten des Schubert'ſchen opponieren konnten. Auch Levi**) und Porges***) in München wollte mein Prometheus nicht einleuchten, wohingegen mir von anderer Seite (z. B. Weingartner) gerade dieſem Stück gegenüber die begeiſtertſte Anerkennung ausgeſprochen wurde. Gegen einmal gefaßte Vorurteile anzukämpfen iſt wahrlich eine harte Arbeit und für den davon betroffenen Künſtler äußerſt betrübend. Mich wundert wahrlich, daß man meine Harfner- und Mignon-Lieder noch ſo paſſieren läßt, und dies alles nur, weil ein großes Genie (Schubert) ſich einmal auch ſchwach gezeigt hat.

Vor dem Februar findet weder in Mannheim noch in Stuttgart eine Aufführung eines meiner Werke ſtatt. Sobald dieſer Fall eintreten wird, werden Sie verſtändigt. Die Spaniſchen und Keller'ſchen werden erſt in den erſten

---

*) Liliencron, mit dem Wolf perſönlich bekannt geworden, hat in einem Gedichte „An Hugo Wolf" den ſtarken Eindruck geſchildert, den Wolf als Künſtler und als Menſch auf ihn gemacht hatte. Das Gedicht iſt in der II. Folge der „Aufſätze über Hugo Wolf" wieder abgedruckt.

**) Hermann Levi, der gew. Generalmuſikdirektor in München.

***) Dr. Heinrich Porges, kgl. Muſikdirektor, Muſikſchriftſteller in München. (†)

Tagen des Januar erscheinen, deren Zusendung Sie dann als eine verspätete Weihnachtsgabe betrachten wollen.

Und nun glückliche Feiertage! Mich Ihnen und Ihrer werten Familie bestens empfehlend, bleibe ich wie immer ganz der Ihrige

Hugo Wolf.

Ober-Döbling, 22. Dezember 1890.

Verehrtester Herr und Freund!

Es ist wohl schon eine geraume Zeit her, seit freundliche Grüße zwischen uns gewechselt wurden. Das kann nun nicht wohl so fortgehen, und da es an mir ist, Ihren letzten lieben Brief zu beantworten, unterziehe ich mich mit größtem Vergnügen dieser angenehmen Beschäftigung.

Die Schuld an meinem ungebührlich langen Stillschweigen trägt eigentlich Schott, der sich andererseits mir gegenüber in eine schier geheimnisvolle Wolke des Schweigens hüllte. Auf fünf dringlich gehaltene Anfragen in Bezug auf das Erscheinen der „Spanischen" wurde mir absolut keine Auskunft zuteil. Nun endlich sind die neuen Lieder erschienen, und hoffentlich sind Sie auch schon im Besitz derselben. Schott wurde beauftragt, dieselben Ihnen zuzusenden.

Am 24. d. Mts. wird meine „Christnacht" in Mannheim zur Aufführung gelangen; Weingartner invitiert mich förmlich, der Exekution beizuwohnen. Ich bin jedoch noch nicht ganz entschlossen, seiner Lockung zu folgen, um so weniger, als Förstler in Stuttgart gar nichts von sich hören läßt und ich nur der „Christnacht" wegen die großen Reisekosten und -Beschwerden nicht lohnend genug finde. Jedenfalls warte ich noch eine Antwort von Förstler ab, dessen andauerndes Verstummen ich übrigens für eine üble Vorbedeutung anzunehmen geneigt bin. —

Mit der Musik zum „Fest auf Solhaug" bin ich hoffentlich bald zu Ende. Ich arbeite jetzt an der letzten Nummer: an der Ouverture. Die Ballade, sowie eine große Zwischenaktsmusik haben den ungeteilten Beifall der Kenner erhalten. Das Werk wächst jedoch weit über den Rahmen einer Burgtheatermusik hinaus, wie ich denn auch schon bei Konzipierung desselben von den mir zu Gebote stehenden Kräften dieses Theaters Abstand genommen habe. Mir schwebt eben eine gut studierte, mit allen Mitteln ausgestattete Konzertaufführung vor Augen: ein großes Orchester und ein großer Chor; im andern Falle kann dieses Werk nur verstümmelt zu Gehör gebracht werden. —

Werden Sie über die „Spanischen" einige Zeilen schreiben? Es würde jetzt doppelt wirksam sein, da die Lieder nun endlich an die richtige Verlegeradresse — und was für eine! — gelangt sind.

Wenn ich nach Stuttgart komme, so heißt das natürlich so viel, als käme ich nach Tübingen. Es wäre wohl gar zu schön, im Kreise Ihrer Lieben einige trauliche Stunden, von der Art, wie sie mir in bester Erinnerung geblieben, zu verleben.

In Kürze werden Sie über mein Erscheinen oder Nichterscheinen verständigt.

Bis dahin bleibe ich in gewohnter Weise

Ihr herzlich ergebener

Ober-Döbling, 13. März 1891. Hugo Wolf.

Verehrteſter Herr und Freund!

Die „Chriſtnacht“ wurde am 9. d. Mts. beifällig zu Gehör gebracht. Seit heute weile ich in Philippsburg nächſt Mannheim*) bei meinem Freunde Dr. Oskar Grohe.**) In wenigen Tagen ſchon hoffe ich auf kurze Zeit Ihr Gaſt zu ſein. Nun eine Bitte: Möchten Sie mir wohl die Klavierauszüge der drei Bruckner'ſcheu Symphonieen zu 4 Händen, die Sie ja beſitzen, für ein paar Tage überlaſſen? Ich würde ſelbige Ihnen dann gelegentlich meiner Reiſe nach Tübingen mitbringen. Adreſſe: Philippsburg bei Dr. Grohe. Bitte jedoch umgehend zu ſenden!

Auf fröhliches Wiederſehen!

Ganz der Ihre

Philippsburg, 11. April 1891. Hugo Wolf.

Lieber Herr Doktor!

Zuvörderſt meinen allerſchönſten Dank für die Ueberſendung der „Bruckner'ſchen“. Leider kann ich morgen unmöglich nach Tübingen kommen, da ich gute Ausſichten habe, in den nächſten Tagen einen Liederabend in Mannheim zu veranſtalten, zu welchem Behuf ich allerdings noch die Zuſage eines in Berlin ſtationierenden Sängers abzuwarten habe. Falls dieſelbe eintreffen ſollte, wird es mir nicht einmal möglich ſein, vor dem 20. nach Tübingen zu kommen, da mit dem betreffenden Sänger die Lieder alle erſt ſtudiert werden müſſen. Sollte es Ihnen denn gar nicht gelingen, mir wenigſtens einen oder zwei Abende in der kritiſchen Zeit nach dem 20. zu widmen? Den Abend werden Sie doch frei haben?

Ganz unglücklich bin ich über die Abreiſe Ihrer verehrten Frau, die ich gar zu gern geſehen hätte und nun nicht ſehen ſoll. Das iſt nun einmal eine recht verpfuſchte Geſchichte, und ich bin recht erboſt darüber.

Da ich im Beſitze einiger Rezenſionen über die „Chriſtnacht“ bin, werde ich Ihnen dieſelben ſeiner Zeit vorweiſen. Bis längſtens übermorgen hoffe ich Nachrichten aus Berlin zu erhalten. Im Falle einer Abſage von Seiten des betreffenden Sängers werde ich ſofort nach Tübingen abreiſen, um womöglich ſchon am 16. dort einzutreffen. Tag und Stunde werde telegraphiſch anzeigen.

Im Vorgefühle der hohen Freude, Sie und die Ihren baldigſt zu ſehen, begrüßt Sie aufs herzlichſte Ihr

Philippsburg, 13. April 1891. Hugo Wolf.

Ihrer verehrten Frau wünſche ich alles Angenehme auf die Reiſe. — Wollt', ſie reiſte nicht. —

Lieber hochverehrter Freund!

Ich habe mich nun doch eines beſſeren beſonnen und es vorgezogen, in Singen ſchon Station zu machen. Der Gaſthof zur Krone, wo ich dieſe Zeilen

*) Wolf war im April von Wien abgereiſt, hatte ſich längere Zeit in Philippsburg bei Grohe und in Tübingen bei Kauffmann aufgehalten und war nach kurzem Verweilen in Karlsruhe und Stuttgart über Bregenz nach Wien zurückgekehrt.

**) Dr. Oskar Grohe, Landgerichtsrat in Mannheim.

ſchreibe, beherbergt mich für die heutige Nacht. Sofort nach meiner Ankunft erſtieg ich den hohen Twiel — eine herrliche Ruine, leider recht verunſtaltet durch die abgeſchmackten Ueberſchriften zu weiland militäriſchen Zwecken.

Beim Anblick der in der Sonnenglut — es war gerade Abenddämmerung — ſtrahlenden Gletſcherberge und des weithin leuchtenden Sees ſchrie ich laut auf vor Freude, Staunen, Entzücken und Bewunderung. Es hat mich überwältigt. Welches Schauſpiel! „aber auch ein Schauſpiel nur!“ Es war ein wehmütiges Genießen, verloren in Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdiſchen. Welche Pracht, welches Leben mag wohl an dieſer Stätte geherrſcht haben, die jetzt rettungslos dem Verfalle preisgegeben wird!

Papageno's Weisheit „man lebt nur einmal, das ſei Dir genug!“ iſt mir zum erſtenmale im Licht einer peſſimiſtiſchen Weltanſchauung zur furchtbaren Wahrheit geworden. Wozu alles Schaffen, Ringen, Streben, da doch alles der Vernichtung geweiht iſt? Wahrlich, man ſollte ſich des Lebens freuen und ſeine Süßigkeiten bis zur Neige ausſchlürfen, ſelbſt auf die Gefahr hin, Zeit ſeines Lebens ein Spitzbube zu ſein.

Doch weg mit ſolchen Phantaſieen! — Die Erinnerung an die wunderherrlichen Tage in Tübingen beherrſcht noch immer mein ganzes Weſen; es iſt der Goldgrund, darauf Freundſchaft, Liebe und Enthuſiasmus in feurigen Zeichen ihre unvergänglichen Züge dauernd eingegraben. Nichts ſoll dieſelben wieder verlöſchen können! —

Und nun nochmals meinen allerherzlichſten Dank für alles Gute und Schöne, das Ihr gaſtliches Haus in ſo reicher Fülle mir Aermſten zu Teil werden ließ.

Empfehlen Sie mich allen meinen Freunden, vor allem grüßen Sie meinen lieben Halm*) und die ſtarkgläubigen Seminariſten.**)

Ich bin, wie ich glaube, mehr denn je ganz der Ihre

Singen, 27. April, Nachts, 1891. Hugo Wolf.

Morgen früh ſteig ich noch einmal auf den hohen Twiel, hernach gehts nach Neuhauſen, Conſtanz, Bregenz—Wien.

Hochverehrter Freund!

In größter Betrübnis und aufs Höchſte gelangweilt ſchaue ich vom Balkon des „öſterreichiſchen Hofes“ in den Nebel hinein. Trotzdem das Hotel dicht am See liegt, kann ich doch nur gerade unterſcheiden, wo das Land aufhört und das Waſſer anfängt, ſo ſehr iſt alles in dieſen verwünſchten Nebel eingewickelt. Das alſo iſt die Herrlichkeit von Bregenz! na, dieſes Vergnügen hätte ich auch noch billiger haben können. O du ſchöner Gebhardtsberg und du noch ſchönerer Pfänder, wo ſeid ihr? wo verſteckt ihr euch? Ach du verwünſchtes Wetter! So ein Streich und noch dazu ſo ganz unvermutet. So freundlich zuerſt und nun ſo böſe! Welche Tücke! Dabei grunelts in der langweilig gemütlichſten Art vom Himmel herab, daß einem ſelbſt das Spazieren verleidet wird. Wenn der Regen und Nebel bis Mittag anhält, werde ich von den Reizen der Arlbergbahn gerade auch nicht viel profitieren. Wenn ich nur ſchon in Wien wieder wäre, dieſes regneriſch langweilige Bregenz iſt unerträg-

*) Auguſt Halm, Muſiker und Komponiſt in Stuttgart.
**) Gemeint ſind die Zöglinge des Tübinger Stiftes.

lich. Aber auch ſchon in Konſtanz war der Blick aufs Gebirge durch Dunſt und Nebelſchichten ſehr beſchränkt. Eine Zeit lang hatten wir ſogar Sonnenſchein, aber nach kaum einſtündiger Fahrt auf dem Schiffe fings an zu regnen, und ſah der See dann allerdings wie ein Meer aus, da die Ufer großenteils in Nebel gehüllt waren. Die Ueberfahrt nach Bregenz war überhaupt recht unfreundlich. Der Wind ging ſcharf und peitſchte den Regen ins Geſicht, daß man das Verdeck räumen mußte, um nicht völlig durchnäßt zu werden. Ein Glück war es, daß ich gleich nach meiner Ankunft in Singen den Hohentwiel beſtieg, da die Ausſicht am nächſten Tag ſehr ſchlecht geweſen wäre. Ich beſchloß deshalb, früh nach Schaffhauſen zu reiſen, um den Rheinfall mit Muße zu betrachten, was ich denn auch nicht bereut habe:

„Halte Dein Herz, o Wanderer . . . . .
Mir entfiel das meinige faſt“ —*)

Wie herrlich hat doch Mörike den Eindruck dieſes elementaren Naturſchauſpiels wiedergegeben. Ich war aber auch völlig betäubt und niedergedonnert. Nach dreiſtündigem Genuſſe ſetzte ich meine Reiſe hierher weiter fort. Glücklicherweiſe bin ich weder „Feldwebel“ noch „Reiter“ und auch nicht „Musketier“, ſo daß ich nicht Gefahr laufen brauchte, in dieſem elenden Waſſerneſte erſaufen zu müſſen.**) Bregenz aber ſoll ſobald mich nicht wiederſehen. —

Und nun die allerſchönſten und herzlichſten Grüße, auch an Dr. Schmidt und Gemahlin ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Immer nur Ihr

Bregenz, 29. April 1891. Hugo Wolf.

Verehrteſter Freund!

Ihr herrlichſter Brief voll der herzlichen Teilnahme an meinem Lebensgange hat mich auf das innigſte erquickt. Ihre Worte ſind mir, was der Quell dem Verſchmachtenden in der Wüſte; ſie ſind ein Jungbrunnen, der meinen nur allzu leicht ſinkenden Mut ſtets von neuem belebt und erfriſcht. Dank Ihnen! Daß Sie mir eindringlicher denn je das Geſpenſt der komiſchen Oper vorhalten, begreife ich ſehr wohl. Es ſoll mich ungemein freuen, wenn ſich endlich ein Hexenmeiſter vorfände, der Poeſie und dramatiſches Talent genug beſäße, dieſes Schreckgeſpenſt in die angenehme Form zu bannen, heiße derſelbe nun Gil Blas oder Don Quixote oder wie immer. Obſchon ich mir von Herrn Häſer (ſo heißt er doch?) nicht gar viel verſpreche, wollen wir doch immerhin einen Verſuch machen, uns in den Beſitz ſeines Operntextes zu bringen. Ich bitte Sie alſo, ſich an Herrn Ruthardt***) (ſo heißt er doch?) zu wenden und ihn zu vermögen, ſeinen Operntext auf kurze Zeit uns zu überlaſſen. Nützt es nicht, ſo ſchadets doch auch nicht. — Einſtweilen ſcheint Paul Bulß†)

*) Das Zitat iſt dem Moerike'ſchen Gedichte „Am Rheinfall“ entnommen, deſſen Eingang wörtlich lautet:

„Halte Dein Herz, o Wanderer, feſt in gewaltigen Händen!
Mir entſtürzte vor Luſt zitternd das meinige faſt.“

**) Anſpielung auf das Eichendorff'ſche Gedicht „Seemanns Abſchied“, das Wolf komponiert hat.

***) Adolf Ruthardt, Lehrer am Leipziger Konſervatorium, ein Enkel des vorerwähnten längſt verſtorbenen kgl. Hofopernſängers Häſer.

†) Paul Bulß, kgl. Kammerſänger, Mitglied der Hofoper zu Berlin. (†)

für meine Lieder gewonnen zu werden. Weingartner schrieb mir aus Berlin, daß Bulß den Prometheus singen wolle, und zwar eventuell mit Orchester. Es wäre in der That höchst erfreulich, wenn sich nun auch Scheidemantel entschließen könnte, sein Augenmerk meinen Gesängen zuzuwenden. Dadurch würde der Verbreitung meiner Lieder doch ein bedeutender Vorschub geleistet sein. Wie mir erzählt wurde, sang am 22. April im Wagner-Verein M. B. die Mignon (Kennst du das Land) das Lied vom Wind und Gesang Weylas. Mit ersterem soll sie großen Erfolg gehabt, die beiden andern sollen wegen gänzlich verfehlter Auffassung weniger angesprochen haben. Leider ist die B. auch stimmlich dergestalt dekrepid, daß an ein erfolgreiches Zusammengehen mit ihr nicht zu denken ist. Ich brauche jugendliche Kräfte, bildsame Menschen und nicht verbildete Routiniers. Wo aber die herbekommen?

Noch eine Frage. Wäre es Ihnen nicht möglich, in Ihren Orchesterkonzerten Lieder mit Orchester von mir zu bringen? Ich habe gerade dieser Tage „Denk es, o Seele" instrumentiert. Desgleichen sind instrumentiert für kleines Orchester Gebet, „an den Schlaf", schlafendes Jesuskind, Auf ein altes Bild, Seufzer, Karwoche, Christblume I, Anakreons Grab, Mignon (für großes Orchester) etc. etc.*) Könnten Sie davon nicht 'mal was zu Gehör bringen? Es wäre kein undankbares Unternehmen. Auf den Artikel über die Spanischen freue ich mich sehr. Schott wird beauftragt, die zwei Hefte an Sie zu senden.

Nun viele viele Grüße von Ihrem ganz ergebenen

Hugo Wolf.

Alle Freunde zu grüßen! 1891.

Verehrtester Herr und Freund!

Seit zwei Tagen weile ich wiederum in dem schönen Unterach, die herrliche Luft und die Schönheit der Natur in vollen Zügen genießend. Aber nicht der Drang, in stiller Zurückgezogenheit der Muse zu leben, hat mich so frühzeitig hiehergeführt; ich bin leider Patient, dem von Seiten des Arzts Luftveränderung als das geeignetste Arzneimittel empfohlen wurde. Bereits kranke ich seit drei Wochen an einem chronischen Kehlkopfkatarrh, verbunden mit einem ganz abscheulichen Husten, und noch ist keine Wendung zum Besseren eingetreten. Daß mir das Rauchen und Baden versagt ist, empfinde ich schmerzlich genug, aber auch meine Stimme klingt wie eine gesprungene Orgelpfeife, mitunter spricht sie auch gar nicht an. Glücklicherweise bin ich hier mein einziger Gesellschafter und somit jeder anstrengenden Konversation enthoben.

Ihren lieben Brief erhielt ich noch einen Tag vor meiner Abreise. Sie haben mich in der That diesmal gar zu lange die Antwort erwarten lassen; noch gut, daß Sie das selbst einsehen; es läßt mich für die Zukunft Gutes hoffen.

Also ist die leidige und wiederum brennend gewordene Frage um den Operntext zu Schanden gekommen! Dacht' ich mirs doch! Ich fange bereits an, Operntexte als Fata morgana zu betrachten, als Dinge von realer Unmöglichkeit. „Wahn! Wahn! Ueberall Wahn!" Ich will gar nichts mehr davon hören. Fast möchte ich glauben, daß ich am Ende meines Lebens an-

*) Die erwähnten Partituren fanden sich neben einer Reihe weiterer Bearbeitungen in Wolfs Nachlasse vor. Nur das Lied: „An eine Christblume I", scheint instrumentiert nicht erhalten zu sein.

gelangt bin. Unmöglich kann ich doch 30 Jahre hindurch noch Lieder oder Muſiken zu Ibſen'ſchen Dramen ſchreiben. Und doch wird es nie zur heißerſehnten Oper kommen. Ich bin eben am Ende. Möge es bald ein vollſtändiges ſein — ich wünſche nichts ſehnlicher.

Wenn ich Sie bitte, Ihre Beſprechung im Fritzſch'ſchen Wochenblatt mir, ſobald dieſelbe abgedruckt, zuzuſenden, mögen Sie ein rein hiſtoriſches Intereſſe, das ich, als ein „Abgetakelter", den Liedern eines gewiſſen Hugo Wolf entgegenbringe, darin erblicken. Ehemals, ſo lange ich immer neues zu ſagen hatte, intereſſierte mich das bereits Geſagte nicht mehr. Jetzt, wo ich gleich einem abgeſchiedenen Gaſt aus einer fremden Welt dem Treiben zuſehe, intereſſiert es mich gerade, zu wiſſen, was über einen modernen Liederkomponiſten in Umlauf gebracht wird, der ſein bischen Ruhe bereits aufgezehrt hat.

Grüßen Sie Ihre liebe Familie und die Freunde aufs herzlichſte.

Stets Ihr

Hugo Wolf.

Unterach, 1. Juni 1891.

Verehrteſter Freund!

Mit meiner „raſtlos arbeitenden Muſe", wie Sie ſich euphemiſtiſch der Oeffentlichkeit gegenüber ausſprachen, iſts leider nicht weit her; davon werden ſich die Leſer des muſikaliſchen Wochenblattes bald überzeugen können. Der Artikel wird übrigens ſeine Wirkung nicht verfehlen und die Leute von der Wahrheit ſeines Inhalts überzeugen, wie er denn auch mit Ueberzeugung, Wärme, Sachkenntnis und Schwung geſchrieben iſt. Hinter der Nennung des Namens Brahms vermute ich eine kleine Bosheit, die wohl auf mein Antibrahminentum gemünzt war? Auch eine kleine Verwechslung in der Ausführung des Inhalts der beiden Lieder „Wenn du zu den Blumen gehſt" und „Wer ſein holdes Lieb verloren" hat ſich auffällig bemerkbar gemacht. Was Sie von Lied 6 ſagen, gilt wohl von Lied 7. Aergerlich aber iſt die an Ihre Beſprechung direkt anſchließende Lobhudelei N.'s und der noch ſcheußlichere Muſikbrief aus Braunſchweig über S.'s Oper. Wem ſoll man da glauben? Der eine gilt als eines der „kräftigſten und eigenartigſten Talente, der andere zählt zu den „auserwählten" Lyrikern und „berufenen" dramatiſchen Komponiſten — und am Ende kann keiner was und ſind beide muſikaliſche Taugenichtſe. Ich will lieber als ein ganz miſerabler Komponiſt gelten, als ſolche Konkurrenten mir gefallen laſſen. Nichtsdeſtoweniger war Ihre Beſprechung gerade in dieſer Nummer gar wohl am Platze, und habe ich dieſelbe mit großem Vergnügen und Intereſſe geleſen. Namentlich gefiel mir Ihr Urteil über die Keller'ſchen und einige Bemerkungen im Allgemeinen, die zu einem wirkungsvollen Schluß führten. Und ſo ſage ich Ihnen anſtatt vieler ſchönen und unnützen Worte nur herzlichſten Dank und drücke Ihnen im Geiſte Ihre Freundeshand.

Ihr Rat bezüglich der Beſchaffung von Operntexten iſt beherzigenswert; ich will ihn befolgen und ſogleich ans Werk gehen. Diezel*) hat mir nichts geſchrieben; doch wird es mir ein Vergnügen ſein, mit ihm in brieflichen Verkehr zu treten, wenn Sie mir ſeine Adreſſe mitteilen wollten. Meine Photographien ſind merkwürdigerweiſe in Verluſt geraten, ſonſt hätte ich mich Herrn Halm gegenüber ſchon längſt revanchiert. Im Herbſt jedoch will ich mich eigens für ihn photo-

*) Karl Diezel, Konzertſänger in Conſtanz.

graphieren lassen. Bitte ihn schönstens zu grüßen und auch die anderen Freunde und Gönner. Ich werde längstens bis 18. ds. Mts. hier bleiben, um dann wahrscheinlich an den von hier nicht weit entfernten Traunsee zu ziehen. Indessen, meine Stimmung, fürchte ich, wird sich nicht erhellen. Ich trage aber mein Unglück in und solchergestalt mit mir. Sie werden mich verstehen, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich die ganze Zeit meines Hierseins keine Note aufgeschrieben, ja, daß ich einfach nichts, gar nichts thue und treibe. Bedauern Sie nur immerhin Ihren der Kunst verlorenen

Hugo Wolf.

Alles Gute und Schöne Ihrer Frau und Familie.

Unterach, 8. Juni 1891.

An Emma Kaufmann.*)

Verehrteste gnädige Frau!

So oft ich auch schon die Feder zur Hand genommen in der Absicht, Ihre herzlichen Zeilen, die mir eine ungeheure Freude bereitet, zu beantworten, immer doch mußte ich davon absehen, so sehr erschwerte mir der Lärm und das Getöse meiner Umgebung selbst eine so geringe Konzentration, als sie das Schreiben eines vertraulichen Briefs erforderte. Indem ich heute außer Hause schreibe, wird es mir nun endlich ermöglicht, das so lange Hinausgeschobene nachzuholen und Ihnen vor allem für Ihre so überaus gütigen Worte aus vollem Herzen zu danken. Zu meiner nicht geringen Freude kann ich Ihnen die angenehme Nachricht geben, daß in meinem Zustande eine bedeutende Besserung eingetreten ist, ja, daß ich mich für fast völlig gesundet halten darf. Aber wie eben nichts im Leben vollkommen ist, kann auch ich mich dieser Wendung zum Besseren nur teilweise erfreuen, da sie bisher ohne Einfluß auf meine geistige Verfassung, die jetzt sehr im Argen liegt, geblieben ist. Zudem sind, wie schon eingangs erwähnt, meine Wohnungsverhältnisse ganz desperater Art, und ist wenig Aussicht vorhanden, dem Uebelstande abzuhelfen. Mein jetziges Domizil, eine halbe Stunde vom Traunsee entfernt, liegt, Gott seis geklagt, in nächster Nähe eines Steinbruchs, darin von ½4 Uhr früh bis zum späten Abend ununterbrochen gearbeitet wird, und zwar abwechselnd geklopft und gesprengt. Außerdem wimmelt diese Gegend von Hühnern und Hähnen, deren unentwegtes Gegacker und Gekrächze mich schon halb irrsinnig machten. Daß meine Schlafenszeit solchergestalt auf nur vier Stunden reduzirt wird, ist bitter genug. Daß mir aber auch nicht eine Stunde Arbeitszeit unter Tags vergönnt ist, macht mich rasend. Ich bin nun schon längere Zeit auf der Suche nach einer menschenwürdigen Behausung, leider ohne Erfolg bis jetzt. Sobald ich jedoch eine solche gefunden, werde ich darüber Mitteilung machen.

Unter anderem erwähne ich eines Opernbuchs, der „Meisterdieb". Ich halte diese „Dichtung" für das abgeschmackteste, talentloseste, hirnverbranntste, platteste, kurz schauderhafteste Machwerk seit Erschaffung der Welt. Wenn Sie und Ihr Gemahl Kenntniß von dem Buch zu nehmen wünschen, bitte ich um Mitteilung; es steht jederzeit zu Ihren Diensten. Ich will der inneren Haltlosigkeit, des völligen Mangels jeglicher Charakterzeichnung, der gänzlich undramatischen Anlage und Ausführung der sogenannten Mandelbogenfiguren, wie sie bei Trentschenski in Wien zu haben sind, — dessen und noch anderer Gebrechen

*) Der Brief ist an die Gattin Kauffmans gerichtet.

und Albernheiten will ich gar nicht gedenken, — es genügt ein Blick auf die in unfreiwillig Buſch'ſcher Manier fabrizierten Verſe, und man wird keinen Augenblick im Zweifel ſein, wes Geiſtes Kinder die Autoren einer ſolchen „Poeſie" ſein können.

Erlauben Sie mir, verehrteſte Gnädige, noch, Ihnen mein aufrichtigſtes Kompliment über Ihre ausgezeichnet ſchöne und leſerliche Handſchrift zu machen. Wenn Sie doch auch in dieſem Punkte Ihren Gemahl beeinfluſſen könnten! Da ſchreibt er mir z. B. „was ſoll mir Baumgartner, der Liederkomponiſt? Lieber noch Schumanns „ " — ja was? Heißt die Hieroglyphe „Hartkrach"? Durch viele vergleichende Studien haben wir, ſechs Mann an der Zahl, dieſes uns unverſtändliche Wort herausgebracht. Iſts aber auch das richtige?

Daß die zwei Liederhefte den Beifall Ihres Gemahls fanden, hat mich auf das angenehmſte berührt. Bitte ihn auf das allerſchönſte zu grüßen. Ihren Herrn Sohn Max*) beglückwünſche ich zu ſeiner Geneſung. Auch Dr. Schmidt und Gemahlin bitte ich alles Schöne von mir auszurichten.

Das Schönſte und Beſte möchte ich aber Ihnen zugedacht wiſſen,

Ihr ganz ergebener

Hugo Wolf.

Ebenſee 14, am Traunſee, 27. Juni 1891.

Verehrteſter Herr und Freund!

Wir haben ſchon geraume Zeit nichts mehr von einander gehört; ich benutze daher mit vielem Vergnügen eine der wenigen Ruhepauſen, die man ſich hier gönnt, um Ihnen Grüße aus dieſer Stadt des Heils und Unheils zu ſenden. Ich muß wohl annehmen, daß ich an einem Nervenübel kranke, da meine Schlafloſigkeit in der Nacht nahezu einen bedrohlichen Charakter angenommen. Leider tritt die Reaktion gewöhnlich während der Feſtvorſtellungen ein, und ſo iſt es mir paſſiert, daß ich einen großen Teil des 1. und 3. Aktes „Parzifal" buchſtäblich verſchlafen, habe. Beſſer erging es mir ſchon im „Triſtan", dem in Bezug der Aufführung rühmlicheres nachzuſagen iſt, als dem „Parzifal". Namentlich war außer Frau Sucher**), Plank***) über alle Beſchreibung vollendet. Donnerstag bin ich ſchon wieder in Ebenſee am Traunſee. Hoffentlich erhält dahin baldigſt Nachricht

Ihr ganz ergebener

Bayreuth, 21. Juli 1891. Hugo Wolf.

Verehrteſter Herr und Freund!

Ich bin die Generalpauſen, die Sie von Zeit zu Zeit in Ihren briefſlichen Mitteilungen eintreten laſſen, bereits gewohnt, wie auch ſo manche andere Uebelſtände, denen nun einmal nicht abzuhelfen iſt. Dies zu Ihrem Troſte. Unterdeſſen bin ich nach Traunkirchen am Traunſee überſiedelt, wo ich ein

*) Dr. Max Kauffmann, Stadtarzt in Beilſtein, Oberamt Marbach.
**) Roſa Sucher, ſang die Iſolde.
***) Fritz Plank, großh. bad. Kammerſänger ſang den Klingsor und den Kurwenal.

ziemlich abgelegenes Logis im Pfarrhof bewohne. Leider wird mir auch dieses Idyll durch eine höchst verrückte Nachbarschaft, wie ich fürchte, vergällt werden. Mein Zimmer liegt nämlich unglücklicherweise an dem äußersten Ende eines Corridors, der ehmals, als das Haus von Mönchen bewohnt war, ein Kreuzgang sein mochte. Nun befindet sich jetzt meiner Thüre gegenüber ein Ausgang, der von der nachbarlichen Partei der Bequemlichkeit halber frequentiert wird; aber wie frequentiert! Zuweilen ists, als wenn die wilde Jagd vorüberzöge — Thür auf, Thür zu! und immer dreingeschlagen, als wärens betrunkene Hausknechte.

Ja, wenn der Mensch wirklich erst beim Baron anfängt, wies einst so'n Blaublut wissen wollte, dann ist mein Nachbar, der ein Baron, wirklich auf der untersten Stufe der Menschheit, denn er benimmt sich wie ein Vieh, und nicht viel anders die ganze Familie und was sonst drum und dran ist.

Von diesem Uebelstande abgesehen (daran ich mich wohl auch werde gewöhnen müssen) ist meine Wohnung geradezu idealisch zu nennen. Es ist ein großes Zimmer mit drei Fenstern, und durch einen etwa 15 Schritt in der Breite wachsenden Wiesengrund, der mit Obstbäumen bewachsen, gelangt man zum Gestade des hier in seiner größten Breite sich entfaltenden Sees. Eine vollkommene Aussicht über den See verwehren allerdings die davor gelagerten Bäume, dafür aber genieße ich, von meinem Schreibtisch aufsehend, den Anblick des schroff aus dem See aufsteigenden gegen 6000′ hohen Traunsteins, der übrigens in seiner trotzigen Kühnheit auf mich verzagtes Menschenkindlein verächtlich genug herabsehen mag. Der kanns eben thun, hätte auch ein Recht dazu, da sich feige, niederträchtige Gedanken, wie ich sie einzig noch hege, in solcher Gesellschaft gewiß nicht schicken.

Sie fragen mich nach der Oper! Du lieber Gott, ich wär' schon zufrieden, wenn ich das kleinste Liedchen schreiben könnte — und nun gar eine Oper! Ich glaube bestimmt, mit mir ists aus — rein aus — und ein Schelm, der mehr giebt, als er hat!

Neulich las ich in einer Novelle von Ludwig eine Stelle, die mir sehr beherzigenswert dünkt. „Das Höchste, wozu er sich erheben konnte, war, für etwas rühmlich zu sterben; jetzt erhebt er sich zu dem Größeren, für etwas ruhmlos zu leben". Und das ist, meine ich, doch auch etwas.

Stets immer Ihr von nun an ruhmlos lebender

Hugo Wolf.

Traunkirchen, 6. August 1891.

NB. Ich kann noch immer nicht glauben, daß der von Schumann protegierte Musikheld „Hartknach" — anders kann ich diesen mysteriösen Namen nach Ihren noch weit mysteriöseren Schriftzügen hin nicht lesen — geheißen habe. Bitte, lassen Sie doch durch einen ABCschützen in Fiebelschrift, da ich Ihnen nicht zumuten kann, dasselbe drucken zu lassen, dieses ver .... Wort reinlich, groß und sauber auf eine Postkarte schreiben, die Sie mir dann freundlichst zuschicken wollen.

Vergessen Sie nicht, Ihrer lieben und liebenswürdigen Frau mich zu empfehlen und Herrn Schmidt, sowie Ihre Herrn Söhne auf das Schönste von mir zu grüßen.

Verehrteſter Herr und Freund!

Wenn man ſo wenig Erfreuliches von ſich zu vermelden hat, wie ich, greift man nur mit Unluſt zur Feder. Dieſer Umſtand mag auch als Entſchuldigung gelten, für die Kargheit meiner Mitteilungen. Unter allen meinen Freunden ſind Sie wohl der einzige, welcher ſtets den innigſten und herzlichſten Anteil an meinem Ringen uud Streben nimmt. Wie die Sachen aber nun ſtehen, muß ich wohl befürchten, die gute Meinung, die Sie über meine Leiſtungsfähigkeit hegen, nicht ganz und völlig rechtfertigen zu können. So auch hat mich Ihr enthuſiaſtiſches Lob in Ihrem letzten Schreiben auf das tiefſte beſchämt. Ich fange nachgerade an, überzeugt zu werden, daß ich zu jenem unglückſeligen Schlag von Menſchen gehöre, die viel verſprechen und wenig halten, und ich müßte es ſehr um Ihretwillen herzlichſt bedauern, wenn ſich dieſe meine innerſte Ueberzeugung über lang oder kurz bewahrheiten ſollte. Die Oper und immer wieder die Oper! Wahrlich, mir graut ſchon vor meinen Liedern. Die ſchmeichelhafte Anerkennung als „Liederkomponiſt" betrübt mich in die innerſte Seele. Was anders will es denn bedeuten, als eben einen Vorwurf, daß ich immer nur Lieder komponiere, daß ich doch nur ein kleines Genre beherrſche und dieſes nicht einmal vollkommen, da ſich in ihm ja nur Anſätze zum dramatiſchen Schaffen vorfänden. Alſo wäre ich nicht einmal ein ordentlicher Lyriker! Gott beſſer's! Vor einigen Tagen ließ mir Dr. Wüllner*) die Mitteilung zukommen, daß die Inſtrumentation und Chorbehandlung meiner Chriſtnacht zu „raffiniert" ſei, um es wagen zu dürfen, dergleichen dem Kölner Publikum vorzuführen — und Wüllner muß es doch wiſſen. Meine einzige muſikaliſche Arbeit in letzter Zeit war die Inſtrumentierung eines Elfenlieds aus Shakeſpeares „Sommernachtstraum". Eine ſchöne leichte Sopranſtimme und ein wohlgeſchulter Frauenchor unterſtützt durch ein in duftigen Farben gehaltenes kleines Orcheſter dürften dieſem Stücke einen unbeſtreitbaren Erfolg ſichern. Vielleicht gelingt es mir, dasſelbe in einem der Wiener Geſellſchaftskonzerte unterzubringen. Ich werde mir deſſenthalben einige Mühe geben. —

Heute iſt der Tag meiner Abreiſe. Das Wetter iſt herrlich und erinnert mich lebhaft an die ſchönen und unvergeßlichen Tage, die ich, vor nun einem Jahre, in Ihrem liebenswürdigen Kreiſe zu Tübingen verbringen durfte.

Ob wir uns jemals, und in ſo heiterer Stimmung, wiederſehen werden? Vielleicht ſpiele ich Ihnen dann ſchon die — Oper vor. — —

Meine künftige Adreſſe iſt: Döbling bei Wien, Hirſchengaſſe 68. Was wird mir im heurigen Winter beſchieden ſein?

Eine bange Frage. —

Nun leben Sie recht wohl. Viele und herzliche Grüße an all Ihre Lieben.

Halms Karte erhielt ich; alſo Hartknoch; ein ſchöner Name, wenn auch etwas unmuſikaliſch!

Herzlichſt der Ihre

Traunkirchen 12. Okt. 1891. Hugo Wolf.

Verehrteſter Herr und Freund!

Ich benutze eine — wie ich hoffen will — momentane Stockung in meiner Schaffenszeit, um mich Ihnen wieder in Erinnerung zu bringen. Ihr

*) Dr. Franz Wüllner, Direktor des Konſervatoriums und Dirigent der Gürzenich-Konzerte in Köln, iſt inzwiſchen geſtorben.

letzter Brief überraschte mich nämlich bei der mir schon ziemlich fremd gewordenen Thätigkeit des Komponierens. Seit den ersten Tagen des Dezembers fing mein geistiges Uhrwerk plötzlich an lustig zu ticken, und Sie können sich nun, bei dieser Wahrnehmung, meinen freudigen Schrecken vorstellen. In dieser kurzen Zeit hatte ich bis vor zwei Tagen 13 Lieder aus dem italienischen Liederbuch geschrieben, und mir freventlich vorgenommen, bei dem 33. erst anzuhalten. Nun folgt schon die Strafe für meine gottlose Vermessenheit, indem ich seit zwei Tagen vergeblich auf Einfälle warte. Gott, und ich wäre so glücklich, wenn ich noch im Dezember den Band zu Ende führen könnte. Aber mit Gewalt läßt sich dabei nun einmal nichts erreichen, und ich bin — wie immer — aufs Abwarten angewiesen. Wenns nur nicht zu lange dauert! Die Lieder aber sind, eines wie das andere, aufs beste gelungen. Es ist wieder eine ganz andere Welt, und Sie werden nicht wenig erstaunen über meine Proteusnatur, die sich nun einmal in jede Haut hineinfinden kann. Ich halte die Italienischen für das originellste und künstlerisch vollendetste unter allen meinen Sachen. Sie werden sicherlich Ihre helle Freude daran haben. — Das Elfenlied von Shakespeare werde ich demnächst dem Drucke übergeben und Ihnen ein Exemplar zusenden. Für ihren freundlichen Antrag, dasselbe in Tübingen aufzuführen, sage ich Ihnen schönsten Dank, — es wird jedoch besser sein, davon abzustehen, da dessen Ausführung ein entschieden virtuoses Orchester verlangt, was man in Tübingen allerdings nicht erwarten darf.

Im März reiste ich nach Berlin, dort mit Jäger und Fräulein M. einige Liederabende zu veranstalten; es werden jetzt schon Vorbereitungen dazu getroffen. Ursprünglich wurde beabsichtigt, im Januar in München, Stuttgart und — natürlich Tübingen zu konzertieren, haben aber dann auf Schotts Anraten beschlossen, mit aller Gewalt einen Ansturm auf Berlin, wo ein Erfolg von ungleich größerer Tragweite, zu wagen. Das Unternehmen leitet Wolff in Berlin. Da habe ich Ihnen nun alles gebeichtet, was mein Sinnen und Denken jetzt gerade beschäftigt. Am vergangenen Sonntag wurde Bruckners I. Symphonie bei den Philharmonikern gespielt. Das Werk hatte, Dank der vortrefflich organisierten Partei — rasenden Erfolg. Bis auf das Scherzo und einiges aus dem ersten Satz verstand ich gar nichts. Ja, der letzte Satz hat mich geradezu empört. Es soll aber kolossal sein. In Gottes Namen; Spektakel war jedenfalls genug. Und nun Schluß für heute.

Ganz der Ihrige

Döbling, 15. Dezember 1891. Hugo Wolf.

Lieber und hochverehrter Doktor!

Berlin steht also fest. Gestern hatte ich mit dem Berliner Musik-Wolff eine persönliche Zusammenkunft, die zu beiderseitiger Zufriedenheit verlief. Das Konzert mit Hinzuziehung Jägers und Fräulein M.'s wird auf 15. März festgesetzt. Am 13. März (meinem Geburtstag) wird das Elfenlied im Gesellschaftskonzert gespielt. Um der Aufführung beiwohnen zu können, bin ich gezwungen, die Reise nach Berlin zweimal zu machen, das erste Mal als Spion, das zweite Mal als Komponist. Ich werde demnach Anfang März mit der Spionage beginnen und die verwundbaren Stellen der braven Berliner in Acht nehmen. Zu diesem nicht sehr edlen, aber höchst nützlichen Zweck erbitte ich mir Ihre wirksame Unterstützung in Form einiger fulminanter Empfehlungsschreiben. Dann fahre ich zur Aufführung meines Stücks nach Wien, um tagsdarauf wiederum

Berlin zuzudampfen. Ich fühle mich schon ganz als Musikreisender, fast etwas amerikanisch angehaucht.

Nun muß ich doch Ihre heimlich thuende Frau ein bischen bei Ihnen anschwärzen.

Ich erhielt heute aus Tübingen ein allerliebstes Briefchen nebst einer Rolle Noten. Mit der freundlichsten Miene und dem unschuldigsten Lächeln setzt mir Ihre liebe Frau den Dolch an die Brust und verlangt ein aufrichtiges Urteil von mir über Ihre Lieder.*) Als läme darauf nur irgend was an, wie ich über Ihre Lieder denke. Die Hauptsache ist und bleibt, wie Sie über die meinen denken. Uebrigens taxiert Ihre verehrte Frau, bei aller Schwärmerei für Ihre Lieder, dieselben doch gar zu gering, wenn sie meint, daß Ihre Sachen gleiches Anrecht auf Verbreitung haben dürften, wie die Erzeugnisse von Abt, Rücken, Proch ꝛc. Ich denke, wir spielen gegen diese Plebejer doch noch immer den Aristokraten und habens nicht nötig, der Gunst des Volks nachzulaufen. Das Volkslied aus dem Odenwald dünkt mich am rechten Platze schlicht. Deshalb gefällt es mir. Bei den andern hätt' ich alles eher denn Schlichtheit erwartet — und da kann ich beim besten Willen nicht mehr mitthun. Nun werden Sie auffahren: aha! der Brotneid! die Konkurrenz! der Eigendünkel! diese Anmaßung! schändlicher Kerl! Lump! und so immer dicker.

O Gott, wenn die Menschen, und vor allem die Komponisten, nur nicht Aufrichtigkeit von ihren Mitbürgern verlangen wollten, denn jeder hält nur das für wahr und aufrichtig, was er gerade hören will. Sie, mein verehrter Freund, gehören in meinen Augen weder zu diesen Menschen, noch — was unendlich mehr sagen will — zu diesen Komponisten, denn mit Ihnen darf man wahrhaftig und aufrichtig sein, und das wollen wir sein und bleiben auch ins neue Jahr hinein:

Prosit!

Und in diesem Sinne immer Ihr treu ergebener

Döbling, 30. Dezember 1891. Hugo Wolf.

Herzliche Grüße an Ihre liebe Frau und Familie, Dr. Schmid und Halm.

Lieber Herr Doktor!

Nehmen Sie den guten Willen für die That und diese wenigen Zeilen für einen langen Schreibebrief. Sobald ich wiederum Veranlassung finden werde, mitteilsamer zu sein, sollen sie ausführlicheres von mir hören. Für heute nur so viel, daß das Konzert in Berlin am 24. Februar stattfinden soll, vorausgesetzt, daß der Zustand Jägers, der an einem gichtischen Leiden darniederliegt, bis dahin sich gebessert haben wird. Am 16. ds. Mts. gedenke ich nach Berlin zu reisen und die diversen Empfehlungsschreiben nach Kräften auszunützen. Ich bin damit so reichlich versehen worden, daß ich sehr bezweifle, von allen Gebrauch machen zu können.

Wenn Sie mich gerade einer ganz besonders einflußreichen Persönlichkeit empfehlen wollten, würde ich natürlich keinen Augenblick zaudern, derselben meine Aufwartung zu machen. In diesem Falle bitte ich umgehend um deren Adresse. Sie kommen doch nach Berlin? O dieses Berlin! Mir bangt so sehr

*) Emil Kauffmanns zahlreiche Lieder sind bei Zumsteg-Stuttgart erschienen.

vor diesen halben, steifen Menschen mit ihren zugeknöpften Herzen und Röcken.*) Der Himmel nur mag es wissen, wie das enden wird. Je näher der verhängnisvolle Termin heranrückt, desto mutloser werde ich. Ah, so ein rechter und echter Mensch wie Sie, mein Freund, wäre dem Durstenden so recht ein Quell in der Wüste. Daß Sie doch hinkämen! Es wäre gar zu schön.

Nun leben Sie wohl und seien Sie mit Ihrer Familie aufs herzlichste begrüßt

von Ihrem

Döbling, 9. Febr. 1892. Hugo Wolf.

Verehrtester Herr und Freund!

Ich könnte dieses Schreiben mit den Anfangsworten eines meiner „Italienischen" einleiten:

„Wir haben Beide lange Zeit geschwiegen —
Auf einmal kam uns nun die Sprache wieder."**)

Glauben Sie nur ja nicht, daß ich etwa Ihrer hätte vergessen können oder daß ich seltener an Sie gedacht, weil ich mit meinen Mitteilungen immer sparsamer geworden. Allerdings hätte ich gerade Ihnen vieles zu erzählen gehabt, aber allmählich wuchs der Stoff so riesenhaft an, daß mir davor bange ward und ich den bequemeren, wenn auch schmählicheren Weg vorzog, zu schweigen. Vielleicht haben Sie einiges durch Ihren Sohn Max erfahren, den ich die Freude hatte, nach dem Konzert zu begrüßen. Ihn aufzusuchen war mir unter gar keinen Umständen möglich, da ich einige der wichtigsten Besuche wegen Zeitmangels aufgeben mußte. Sie können sich gar keine Vorstellung machen von der Hetze, die mich von einer Gesellschaft in die andere jagte. Dabei die Kalamität mit der Sängerin, das anstrengende Einstudieren mit dem für Jäger eingesprungenen Sänger. Es war mitunter zum Verrücktwerden. Frl. M. hat sich gar nicht bewährt, sie sang geradezu schlecht, unrein, unsicher und gar nicht nach meinem Geschmacke. Auch wurde sie am 24. Februar, an welchem Tage das Konzert stattfinden sollte, heiser, so daß mir daraus große Unkosten erwuchsen und viel Plackereien, indem ich sofort mit einer andern Sängerin das Konzert einstudieren mußte, die mir aber knapp vor dem beabsichtigten Konzerte absagen ließ. Meine Situation schien nachgerade unhaltbar. Indessen harrte ich, obschon tief herabgestimmt, aus und war entschlossen, das Konzert am 5. März abzuhalten, was denn auch geschah und, wie sich herausstellte, mit gutem Erfolg. Das Publikum, nicht gerade sehr zahlreich, folgte mit dem regsten Interesse den Produktionen, und würden mich die beiden Interpreten nicht so schmählich im Stich gelassen haben, der Erfolg wäre noch ein ganz anderer gewesen. Immerhin aber dürfte ich unter den obwaltenden Umständen mit dem künstlerischen Resultate zufrieden sein, denn auch die Presse hat zum größten Teil meinem Wollen und Können zugestimmt und mir den Weg in die Oeffentlichkeit geebnet. Jedenfalls habe ich einen günstigen Eindruck in Berlin zurückgelassen

*) Wolf trat die geplante Reise nach Berlin Ende Februar an und kehrte Anfangs März bereits nach Wien zurück. Die geäußerte „Bangigkeit" war unbegründet. Sein persönliches Auftreten gab vielmehr den ersten Anstoß zu der kräftigen Bewegung, die seither in Berlin für ihn im Gange ist.

**) „Italienisches Liederbuch" I. 19.

und mir bereits eine Position dort verschafft, die ich nach Kräften auszunützen gedenke. Nächsten Herbst im November bin ich sicher wieder in Berlin. Frau Herzog*) (eine treffliche Sängerin) hat mir ihre Mitwirkung bereits zugesagt. Sie singt die Koloraturpartieen in der Berliner Oper und hat eine große Vorliebe für meine Sachen gefaßt. Am liebsten wäre mir, wenn ich Bulß als Sänger gewinnen könnte. Ein entscheidender Erfolg wäre dann zweifellos. Oder glauben Sie, daß mit Scheidemantel**) etwas zu machen wäre? Seit meiner Rückkunft von Berlin bin ich krank. Die erste Woche mußte ich sogar im Bette verbringen. Aber noch immer plagt mich ein böser Husten und Kehlkopfkatarrh. Hoffentlich bringt der herannahende Frühling Linderung.

Einer baldigen Antwort entgegenharrend

Ihr

Döbling, 22. März 1892. Hugo Wolf.

Hochverehrter Herr und Freund!

Ihr herzliches Interesse an meinem Berliner Erfolge setzt demselben erst die Krone auf. An einem zukünftigen Erfolge meiner Sachen haben Sie ja nie gezweifelt, daß man aber heute schon denselben, wenn auch kein volles Verständnis, so doch guten Willen und ungeheucheltes Interesse entgegenbringt, ist doch immerhin erfreulich. Namentlich Ihrethalben freut mich mein glückliches Debut in Berlin, der Sie trotz der düstersten Perspektive in die Zukunft stets treu und unentwegt zu mir gestanden. Mögen Sie einstweilen Ihr felsenfestes Vertrauen in mein Schaffen durch diesen embryonischen Erfolg belohnt haben. — Sie finden, daß man mit Leßmanns***) Kritik zufrieden sein kann? Man vielleicht, ich gewiß nicht. Ein Lob, das immer wieder negiert wird, ist kein Lob.

An Fräulein Hohenschild†) war ich durch Freund Grohe empfohlen. Ich machte ihr auch einen Besuch, wurde aber nicht empfangen. Einer Einladung zum Thee nach einigen Tagen konnte ich leider nicht folgen — so ging ich dieser Bekanntschaft verlustig, die für mich gewiß sehr interessant gewesen wäre, denn ein Frauenzimmer, das für meine „Seufzer" schwärmt, muß schlechterdings interessant sein. Sehr erstaunt bin ich auch über die Vorliebe Ihrer verehrten Frau für meine Zigeunerin.††) Dieses wild exotische Stück, eine seltsame Mischung von Uebermut und Melancholie, und die milde ausgeglichene Art ihrer Frau — wie paßt das zueinander? Oder wäre es gerade der Kontrast? Wie dem auch sei, zum mindesten ist es tolerant von Ihrer Frau, daß sie ihre Gunst Zigeunerinnen zuwendet, für die auch ich in Poesie (und Prosa) immer noch erglühen könnte. Sch. haben also die Schwierigkeiten (die sogenannten!) meiner Sachen abgeschreckt? fare well Unrettbarer! —

Von Mörike besitze ich allerdings ein größeres Bild aus seiner letzten Zeit, es ist die bekannte Photographie: Mörike im Profil, ein Buch lesend,

---

*) Emilie Herzog-Welti, Mitglied der kgl. Hofoper in Berlin.
**) Karl Scheidemantel, großh. und kgl. sächs. Kammersänger in Dresden.
***) Otto Leßmann, Musikschriftsteller, Lehrer und Komponist, Redakteur der „Allgemeinen Musikzeitung."
†) Fräulein Hohenschild, jetzige Frau Professor Häusler, Konzertsängerin in Berlin.
††) Gedichte von Eichendorff. Nr. 7.

welche Photographie ich vergrößern ließ. Besitzen Sie vielleicht ein anderes Bild? Gegenwärtig arbeite ich an der Instrumentierung des 1. Satzes einer italienischen Serenade*) für kleines Orchester, zu der noch zwei Sätze komponiert werden müssen. Wenn diese beiden Sätze nicht schlechter ausfallen als der erste, bin ich jetzt schon ein gemachter Komponist, oder mich holt der Teufel, wenn ichs dann nicht werde. Mein italienisches Liederbuch ist leider noch nicht abgeschlossen. Es fehlen noch 11, da ich mirs in den Kopf gesetzt, 33 Italienische zu veröffentlichen. Tagtäglich harre ich der günstigen Stimmung, aber immer vergeblich. Ich bin schon ganz wild und verzweifelt darüber. —

Am 11. des Mts. singt Jäger in einem Konzert, das er in Gemeinschaft mit Ferd. Löwe**) im Bösendorfersaal giebt, 12 Lieder — alle von mir. Begleiten wird dieselben Schalk, da ich doch auch einmal Zuhörer sein will. Ich glaube, daß ich diese Mitteilung Ihnen in meinem letzten Schreiben schon gemacht habe. Um mich nicht anderweitig zu wiederholen, und da mir überdies der Faden ausgeht, auch die Nachtstunde schon bedenklich vorgerückt ist, beeile ich mich, Sie und Ihre lieben Angehörigen auf das allerherzlichste zu grüßen und zu verbleiben

Ihr treulichst ergebener

Döbling, 2. April 1892. Hugo Wolf.

Bitte auch Herrn Halm schönstens zu grüßen.

Verehrtester Herr und Freund!

Darf ich Ihnen zu Ihrer Genesung gratulieren? Ich freue mich herzlich, daß Sie den bösen Gast Influenza ohne nachhaltige Folgen sich vom Leib geschafft. Hoffentlich höre ich jetzt öfter von Ihnen; Sie wissen ja, daß es auch mir zum unabweisbaren Bedürfnis geworden ist, unsere Korrespondenz im Fluß zu erhalten.

Heute bin ich so glücklich, Ihnen eine höchst erfreuliche Botschaft vermelden zu können. Am 15. d. Mts. wird in der Musikhalle unserer Musik- und Theaterausstellung ein Orchesterwerk von mir zur Aufführung gebracht, und zwar die Musik zum Fest auf Solhaug. Mitwirkende sind das Ausstellungsorchester, der Chor des akademischen Wagnervereins und zwei sehr tüchtige Solisten. Dirigent Joseph Schalk. An der Spitze des Programms steht Wagners Huldigungsmarsch, hernach kommt mein Werk, daraufhin Bruckners IV. (romantische) Symphonie, dann Liszts „Gaudeamus“ und zum Schluß der „Wach auf“-Chor aus den Meistersingern. Ist das nicht prächtig?

Auch ein Wiedersehen in Bayreuth ist nicht ausgeschlossen, da ich, eigens nur, um den Sänger Grüning***) kennen zu lernen und für meine Sache zu gewinnen, zu den e r s t e n Vorstellungen nach Bayreuth reisen werde. Es wäre gar zu herrlich, wenn Sie zur selben Zeit hinkommen könnten.

---

*) Von dieser „Italienischen Serenade“ ist nur der erste Satz „Sehr lebhaft. G-dur. 3/8“ vollendet. Er ist thematisch verwandt mit dem ersten Satze einer „Serenade“ für Streichquartett. Ein „Intermezzo“ und eine „Tarantella“ sind Fragmente geblieben.

**) Ferdinand Löwe, ursprünglich Pianist, zur Zeit Dirigent der „Gesellschaftskonzerte“ und artistischer Leiter des „Wiener Konzertvereins.“

***) Wilhelm Grüning, Mitglied der Berliner Hofoper, sang in Bayreuth (1889—1897) den Parsifal, Stolzing, Tannhäuser und Siegfried.

Zugleich sende ich unter Kreuzband das Programm eines „Hugo Wolf-Abends", den der Grazer Wagnerverein am 15. des verflossenen Monats veranstaltete. Die Italienischen sind, obschon die Sammlung noch nicht abgeschlossen ist, bereits im Stich.

Ich warte nur das Konzert ab, um dann wieder in Traunkirchen am Traunsee die Sommermonate zu verbringen. Schreiben Sie mir einstweilen immerhin nach Döbling, von wo mir Briefe nachgeschickt werden.

Ich habe jetzt sehr viel zu thun, darum diese Eile.

Alle Ihre Lieben herzlichst grüßend bin ich in unwandelbarer Treue und Freundschaft

Ihr

Döbling, 9. Juni 1892. Hugo Wolf.

Verehrtester Herr und Freund!

Wie sehr sich mein Gewissen ob meiner Schreibfaulheit bedrückt fühlt, mögen Sie daraus ersehen, daß mir seit geraumer Zeit ein Traumbild die besten Stunden meiner Nachtruhe stört. Auch heute Nacht war es so, und wiederum derselbe konfuse und vorwurfsvolle Traum. Mir träumt', ich sei in Tübingen und langweilte mich über alle Maßen. Die vielen Besuche, die mir eine Anzahl Empfehlungsschreiben auferlegen, rauben mir alle Zeit und auch alle gute Laune. Dabei denke ich immer, daß ich doch vor allem Ihnen einen Besuch zu machen hätte. Ich mache mich also auf den Weg. Plötzlich ist es mir, als wäre ich in Paris, und ich kann nun Ihre Adresse nicht finden. Mit einiger Mühe gelingt es mir, mein Hotel wiederzufinden — ich bin wieder in Tübingen, obschon ich weiß, daß mein Logis im „Erzherzog Karl", einem renomierten Wiener Hotel, ist. Wiederum qualvolle Stunden, daß ich Sie noch immer nicht aufgesucht. Aber wie ich mir auch alle Mühe gebe, zu Ihnen zu kommen, immer werde ich wieder abgelenkt, und schließlich bin ich auf der Eisenbahn und werde zu meinem Schrecken gewahr, daß ich Tübingen verlassen, ohne Sie gesehen zu haben. Nun, diesen absurden Traum mußte ich mir in letzter Zeit öfters, und zwar immer in derselben peinvollen Art gefallen lassen, ohne etwas dagegen thun zu können. Da kam ich heute auf die gute Idee, brieflich einen schüchternen und ehrbaren Annäherungsversuch zu wagen, hoffend, daß doch wenigstens diese flüchtigen Zeilen in ihre Hände kommen werden.

Von hier aus habe ich nur unerträgliche Hitze zu vermelden, die für Jahre hinaus mein Hirn austrocken wird. Wir sehnen uns alle nach Regen und Kühle, aber wir werden noch eine Zeit lang darauf zu warten haben.

Selbst Marc Twains amerikanische Späße voll beißenden Pfeffers, die einen Leichnam lachen machen könnten, sind nur ein schwaches Palliativ gegen dieses hirnversengende Schlummerlied des Scirocco. —

Ich bin zu Ende. Alle herzlichst grüßend Ihr

Traunkirchen, 19. August 1892. Hugo Wolf.

Lieber Herr Doktor! Verehrtester Freund!

Eine freudigere Ueberraschung nach meiner Rückkehr vom Lande hätte mir wohl kaum beschieden sein können, als der Empfang Ihres so überaus

herzlichen Schreibens. Ihren Brief in der Hand, die Schwelle meines Hauses betretend, war es mir, als fühlte ich die unsichtbare Nähe eines freundlichen Geistes, der mich in den alten Räumen willkommen hieß. Und Sie konnten an meinen freundschaftlichen Gefühlen für Sie und alle Ihre Lieben nur den geringsten Zweifel hegen? Wie konfus auch mein letztes Schreiben an Sie gewesen sein mag, zu einer derartigen Beschuldigung, wie Sie sie gegen mich erhoben, sollte Ihnen dasselbe doch keinerlei Veranlassung gegeben haben. Wahr ist's, daß mich zur selben Zeit eine gewisse Wurstigkeit gegen alle Welt überkommen; die anhaltende Unthätigkeit, zu der ich unfreiwillig verdammt war, das Mißlingen einiger in Angriff genommener Lieblingsprojekte erbitterten mich derart, daß mir selbst unser inniger und fester Freundschaftsbund in einem trüben Lichte erschienen sein mag. Da wird es künftighin, um jedem Mißverständnis vorzubeugen, am besten sein, zu schweigen, wie es mir denn überhaupt humaner erscheint, nur die Freude, nicht das Leid mit den Menschen zu teilen. Einstweilen habe ich Ihnen nur wenig Erfreuliches mitzuteilen, weshalb ich mich kurz fassen werde. Meine Ballade vom Feuerreiter habe ich für großes Orchester und Chor gesetzt und hoffe dieselbe unter Siegfried Ochs'*) Leitung in Berlin zu Gehör zu bringen, wie ich denn überhaupt beabsichtige, im November noch nach Berlin zu gehen und die ganze Saison dort zuzubringen. Die Italienischen sind immer noch nicht komplet. Die vorhandenen 23 sind jedoch bereits gestochen. Ich hoffe noch immer, daß es mir gelingen wird, bis Weihnachten 33 derselben zu edieren. Die italienische Serenade ist noch immer Fragment geblieben, wie leider auch so manches andere.

Die gute H. fängt bereits auch an, mich zu chokieren. Die glaubt, was Wunder für mich zu thun, wenn sie den Leuten ein Liedchen von mir vorträllert. Neulich sang sie in Karlsruhe (anläßlich eines Musikfestes) den Gärtner — in Prag zur Abwechslung wiederum den Gärtner. Mich wundert, daß sie in Stuttgart das Elfenlied sang, da sie den Gärtner doch bereits auswendig kann. Sehen Sie, verehrter Freund! Das sind die Leute, von denen man abhängig ist, denen man schmeicheln und schön thun muß, die sich dann „einsetzen" und furchtbar groß thun und — schließlich ein Liedchen singen. —

Herzlichste Grüße und Empfehlungen.

Stets Ihr

Döbling, 15. Oktober 1892. Hugo Wolf.

Verehrtester Herr und Freund!

Sie werden sich wundern, daß ich noch immer in Wien sitze und Tag um Tag verstreichen lasse, ohne mich entschließen zu können, nach Berlin zu gehen. Aber was soll ich ohne einen Tenoristen in Berlin beginnen? So unglaublich es scheint, so ist doch diese Fatalität die einzige Ursache meines Zauderns. Trotz aller Bemühungen meiner Berliner Freunde will sich der eifrig gesuchte und leidenschaftlichst ersehnte Tenor nicht einstellen. Mit Frau Herzog allein ist nichts anzufangen und selbst die Liebenswürdigkeit meines Freundes Siegfried Ochs, der mir Chor und Orchester unentgeltlich zur Verfügung stellen will, kann mich zu keiner Aktion bewegen, so lange es an einem

*) Siegfried Ochs, Dirigent des „Philharmonischen Chores" in Berlin.

tüchtigen brauchbaren Tenor mangelt. Ich fange somit an, ängstlich zu befürchten, daß meine ausschweifenden Berliner Projekte an dem dümmsten Geschöpfe, das der Herr in seiner schwächsten Stunde geschaffen, — an einem Tenor scheitern werden. An solchen Zufälligkeiten hängt unser Schicksal! kleine Ursachen, große Wirkungen!

Beiliegend sende ich Ihnen einen Zeitungsausschnitt, der Ihre Mitteilung bestätigt. Die Kühnheit des Frl. Leisinger*) war in der That bewundernswert, oder war es Naivetät? Sei dem wie ihm wolle, das Wagestück gelang, und der Erfolg war ein vollkommener. Nur hätte diese Affaire heiterer schließen können. Die Zugabe des Brahms'schen Wiegenlieds war doch ein gar zu schlechter Witz, selbst für die harmlosen Leipziger.

Was Sie mir, verehrter Freund, über den Ankauf des Nachlasses Mörike's**) mitteilen, ist allerdings wenig geeignet, den Schwaben Ehre zu machen. Ich denke, diese guten Leute hätten denn doch Zeit genug gehabt, auf ihren berühmten Landsmann sich zu besinnen und ihm Ehren zu erweisen, wo sich Ehren gebührten. Sie haben sehr wohl daran gethan, Ihren Schatz***) zu hüten; dennoch ist es jammerschade, daß den zahlreichen Verehrern des Dichters so kostbare und charakteristische Dokumente vorenthalten werden, wie die in Ihren Händen befindlichen Freundesbriefe. Wie gern würde ich nicht wieder einen Blick hineinthun in diese wunderbar reiche und innige Welt des Gemüts. Mit Wonne denke ich zurück an jene Stunde, da Sie diese zierlichen Manuskripte vor meinen gierigen Blicken ausbreiteten und eines nach dem andern mit bewegter Stimme vorlasen, derweil wir in atemlosem Entzücken lauschten. Welches jugendfrische Leben hauchten diese vergilbten Blätter aus! Da war kein toter Buchstabe; immer klang hindurch das lebendige Wort, und alles war sinn- und bedeutungsvoll und gestaltete sich zum lebensvollsten Bilde. Was war das dazumal ein schöner, unvergleichlich schöner Abend!!

Die Italienischen, die, so weit sie fertig wurden, als erster Band eines ital. Liederbuches demnächst erscheinen werden, sollen diesmal Ihren Weihnachtsbaum schmücken.

Sobald sich der unerläßliche Tenor vorgefunden, werde ich mein Bündel schnüren und gen Berlin zu wandern. Hoffentlich findet sich bald die Gelegenheit, Sie davon zu verständigen. Für heute die allerschönsten und herzlichsten Grüße (incl. Ihre ganz insbesonders verehrte Frau, P. T. Söhne, Schwiegersohn und -Tochter) von Ihrem

treu und wahrhaft ergebenen

Hugo Wolf.

Döbling, 22. November 1892.

Hochverehrter Herr und Freund!

Leider war es mir durch Verschulden meines Verlegers nicht gegönnt, meiner ursprünglichen Absicht: ein zierlich gebundenes Bändchen der Italienischen

*) Elisabet Mülberger-Leisinger, Bühnen- und Oratoriensängerin, Mitglied der kgl. Oper in Berlin, zog sich nach ihrer Vermählung ins Privatleben zurück.

**) Die Wittwe des Dichters hatte den literarischen Nachlaß ihres Gatten an das Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar verkauft.

***) Gemeint sind die Briefe Mörikes an den älteren Kauffmann, welche Rudolf Krauß größtenteils in der „Deutschen Rundschau" publiziert hat.

in den Bereich Ihres Christbaumes zu schmuggeln, treu zu bleiben. Um den richtigen Zeitpunkt ja nicht zu versäumen, war ich genötigt, durch meinen Verleger ein Exemplar Ihnen zukommen zu lassen.

Wie dürftig aber auch das Bändchen in seinem blauen Umschlag sich präsentieren mag, — so wohl und warm, traut und heimatlich wird ihm — das weiß ich — wohl nirgends, als gerade in Ihrem Hause, wo nicht der Rock gilt, sondern das Herz, das darunter schlägt. Und ein warmes Herz, deß] kann ich mich verbürgen, pocht in diesen kleinen Leibern meiner jüngsten Kinder des Südens, die trotz allem ihre deutsche Herkunft nicht verleugnen können. Ja, das Herz schlägt ihnen deutsch, wenn auch die Sonne auf „italienisch" (wie im „Tambour" der Mond auf französisch) dazu scheint. Und so mögen Ihnen, teuerster Freund, diese kleinen Lieder Stunden so innigen Glücks bereiten, als sie mir während ihres Entstehens beschieden waren. —

Noch muß ich über ein Ereignis berichten, das in den Annalen Wiens einzig bisher dasteht. Es betrifft die 8. Symphonie Bruckners. Dieselbe wurde als e i n z i g e Nummer des 4. philharmonischen Konzerts aufs Programm gesetzt. Nicht einmal eine einleitende Ouverture, wie bei Aufführung der 9. Beethoven'schen, ging der Symphonie voran. Allerdings hat Bruckner dieses Werk unserem Kaiser gewidmet und dieser Umstand mag wohl auch zu jener Ausnahme beigetragen haben. Wenn Sie dieses Werk noch nicht besitzen, so trachten Sie jedenfalls sichs zu verschaffen. Es ist in Berlin bei Linau erschienen. Diese Symphonie ist die Schöpfung eines Giganten und überragt an geistiger Dimension, an Fruchtbarkeit und Größe alle anderen Symphonieen des Meisters. Der Erfolg war trotz der unheilvollsten Kassandrarufe, selbst von Seite Eingeweihter, ein fast beispielloser. Es war ein vollständiger Sieg des Lichts über die Finsternis, und wie mit elementarer Gewalt brach der Sturm der Begeisterung aus, als die einzelnen Sätze verklungen waren. Kurz, es war ein Triumph, wie ihn ein römischer Imperator nicht schöner wünschen konnte. Mit welchen Gefühlen mochte wohl „Meister" Brahms in der Direktionsloge dem Werke und der zündenden Wirkung desselben gefolgt sein! Ich möchte nicht um alle Schätze Indiens in seiner Haut gesteckt haben.

Ihre Komposition des Mörike'schen Gedichts macht mich ungemein neugierig, zumal aber wegen des „Wolf'schen" Einflusses. Kann man dieselbe nicht zugeschickt erhalten? Das Profilbild des Dichters, wie Sie es schildern, kenne ich nicht. Auf meinem Profilbilde hält M. ein Buch in der Hand, in dessen Lektüre er vertieft zu sein scheint. Dürfte ich um Ihr Bild des Dichters bitten?

Und nun seien Sie und alle Ihre Lieben und alle Freunde und Getreuen tausendmal gegrüßt und zu den Feiertagen beglückwünscht von Ihrem

treu ergebenen

Döbling, 23. Dezember 1892. Hugo Wolf.

Bester Herr Doktor!

Ihr erster Brief, der mich ganz stolz gemacht, enthielt soviel des Schmeichelhaften über meine Italienischen, daß es wahrlich keines „Nachtrags" bedurft hätte, um mich nun vollends zu beschämen. Ein paar herzlicher und aufmunternder Worte

wären ein hinreichendes Lob gewesen für meine geringe Gabe. Nichtsdestoweniger hat mich die Ausführlichkeit Ihrer Besprechung meines neuesten Liederbandes auf das angenehmste berührt; leuchtet mir doch aus jeder Ihrer Bemerkungen ein so helles, inniges Verständnis entgegen, wie es schöner gar nicht erträumt werden kann.

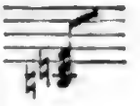
Seien Sie dafür bedankt und gesegnet. —

Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob in meinem letzten Schreiben mehrerer Druckfehler im italienischen Liederbuche gedacht wurde. Für alle Fälle seien sie hier verzeichnet:

Hat es auf dem Titelblatte zu heißen komp. 1890—91 anstatt 89—90.

Ist in Lied No. VII zu lesen: „vor dem Herrn" etc.

Fehlen im Lied No. VIII pag. 17, Zeile 1, Takt 3 Vortragszeichen $> p$, also:

Und schließlich zwei gräßliche Verstöße. Im Lied XI, pag. 22, letzte Zeile, Takt 1 fehlt der Auflöser vor dem b. Ich bin ganz untröstlich über dieses Malheur, da ziemlich musikalische Menschen anstandslos über diese Stelle wegglitten, die doch an Scheußlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Freund Schalk hat mich darauf aufmerksam gemacht, als wir zum Geburtstage der Frau Köchert die Italienischen durchnahmen. Also:  Der andere Fehler betrifft die Schlußnote der Singstimme in demselben Liede. Sie muß c heißen nicht f. Also:

Vi = o = li = ne

Ganz zufällig entdeckte ich letzthin im „Tambour" einen argen Fehler, wo im Klavierpart bei der Stelle „mir fällt doch meine Liebste ein" das fisis nicht aufgelöst ist. Und so geht das fort in infinitum — der Teufel hol's!

Von einem Bericht aus Ihrer Feder im musikalischen Wochenblatt erzählte mir Schalk, und zwar fügte er bedauernd hinzu, wie mein Name mit andern Komponisten (aus Ihrem Schreiben kann ich nur den Namen Strauß entnehmen, die übrigen sind — verzeihen Sie das harte Wort — absolut nicht zu entziffern, wie leider so mancher Satz!) rühmend erwähnt wurde, wie aber für mich wenig Ruhm dabei sein könne, mit ganz mittelmäßigen Köpfen verglichen zu werden. Ich hätte dieses Vorfalles selbstverständlich nicht erwähnt, wenn Sie, verehrter Freund, nicht freiwillig ein „pater peccavi" in Ihrem Schreiben darüber abgelegt hätten — wofür ich Ihnen von ganzem Herzen die vollste Absolution erteile. Uebrigens ist Schalk für mich ritterlich in die Schranken getreten. Der neueste Bayreuther Taschenkalender von 1893 bei Thelen in Berlin (Friedrichsstr. 233) enthält eine ausführliche Besprechung meiner Goethe-Lieder und des spanischen Liederbuches.*) Verschaffen Sie sich

*) Vergl. „Aufsätze über Hugo Wolf." I. Folge.

doch das Büchlein. Schalks Aufsatz wird Sie gewiß auf das lebhafteste interessieren.

Herzlichen Gruß der ganzen Kauffmannschaft von Ihrem

Hugo Wolf.

Dietzel hat sich bei mir nicht angemeldet. —

Döbling, 12. Januar 1893.

Verehrter Herr und Freund!

Brief und Bild sind eingetroffen und freudigst begrüßt worden. Letzteres scheint unter allen mir bekannten Porträts des Dichters das gelungenste zu sein: namentlich besticht der vornehm gehaltene Ton in der Ausführung, die reiche Modellierung in Bezug auf Licht und Schatten dieser markanten Züge, darüber ausgebreitet der reinste Ausdruck sinnender Kontemplation und Milde liegt. Fürwahr, ein herrlicher Anblick, der in mir alle die wunderbaren Stunden wachruft, die, geweiht durch seinen Genius, mich dereinst so tief beglückten. Tausend und abermal tausend Dank. —

Mit großer Freude haben mich Ihre Ergüsse über die Bruckner'sche „Achte" erfüllt. Ihre Ansicht über das gewaltig erschütternde Adagio teile ich vollkommen. Es dürfte ihm thatsächlich nichts Ähnliches an die Seite zu stellen sein; inhaltlich gewiß nicht, während es formell allerdings, zumal wegen seiner übermäßigen Breite und Ausdehnung, nicht ganz befriedigt. In diesem Punkte steht Bruckner Beethoven nach. Hingegen ist der erste Satz in seiner kraftstrotzend gedrungenen und koncisen Fassung ganz einzig und vielleicht das Vollendetste, was wir in dieser Gattung überhaupt besitzen. Die Wirkung dieses Satzes im Orchester ist einfach niederschmetternd, jede Regung zur Kritik vernichtend. Bedauerlicherweise ist der Meister schon seit längerer Zeit an einem unheilbaren Uebel erkrankt, das ihm im besten Fall nur mehr wenige Jahre des Lebens gönnt. Hoffentlich gelingt es ihm, noch seine „Neunte" zu vollenden und damit, gleich einem anderen Titanen, die Siegesbahn seiner unsterblichen Schöpfungen zu beschließen.

Was Sie mir Freundliches über meine Italienischen sagen, rührt und beschämt mich zugleich. Mit vielem Vergnügen entnehme ich Ihren Zeilen, daß Sie eine Besprechung meiner Jüngsten im Sinne haben. Wenn Sie, wie man sagt, schon geladen sind, so wird es am besten sein, gleich loszuschießen. Ich bin in letzter Zeit so sehr allem musikalischen Schaffen entrückt worden, daß ich schon fürchte, den Weg zur Fortsetzung des Italienischen Liederbuchs nicht mehr finden zu können, weshalb Sie besser thun werden, die gute Gelegenheit jetzt zu fassen, so lange noch das Interesse für mein letztes opus warm ist. Mit dem musikalischen Wochenblatt bin ich sehr einverstanden, wenn man Ihnen nur gestatten würde, Notenbeispiele anzuführen, die im entscheidenden Moment so trefflich ein Wort ersetzen. Trachten Sie doch damit durchzudringen. Ist man doch sonst so rasch mit Notenbeispielen zur Hand. —

Mit v. Dyck,*) der am 20. d. Mts. als „Createur" des „Siegmond" zu den Aufführungen der Walküre nach Paris reist, werde ich kaum viel auf-

*) Ernst v. Dyck, damals als Heldentenor an der Wiener Hofoper thätig. Wolf war eine Zeit lang sein Korrepetitor gewesen und hatte gehofft, ihn für seine Lieder zu interessieren.

ſtecken. Dagegen ſcheint mir Frau Herzog mehr und mehr ihre Gunſt zuzuwenden. Neulich ſang ſie in Nürnberg und München mehrere Lieder von mir, darunter das Lied der Suleika „Hochbeglückt in Deiner Liebe."

Wenn Sie wirklich zu Pfingſten nach Wien kämen (kommen Sie doch!), würde ich ſelbſtverſtändlich meine Abreiſe nach Traunkirchen um einige Tage verſchieben, da ich jetzt beabſichtige, Anfang Mai ſchon nach Traunkirchen zu ziehen. Die Konzertſaiſon wäre um dieſe Zeit allerdings zu Ende; Sie müßten dann rein nur vorlieb nehmen mit Ihrem Sie und alle Ihre Lieben herzlich grüßenden

Döbling, 10. März 1893. Hugo Wolf.

Verehrteſter Herr und Freund!

Zugleich mit Ihrem Schreiben wurde mir auch eines vom Pfarrer in Traunkirchen zugeſtellt, den ich vor ungefähr 3 Wochen wegen meiner Sommerwohnung interpellierte. Letzterer beginnt ſeine Epiſtel: „Die vielen pfarrherrlichen Geſchäfte nehmen mir ſowohl Zeit als auch Luſt zum Schreiben weg, weshalb Sie meine etwas verſpätete Antwort gütigſt entſchuldigen wollen." Sie hinwiederum bekennen, daß Sie vor lauter Nichtsthun nicht dazu kamen, meinen Brief vom 10. März (!) zu beantworten. Da haben wir zwei grundverſchiedene Urſachen und doch dieſelbe Wirkung. In meinem gegenwärtigen Zuſtand habe ich aber mehr Verſtändnis für Ihre Gründe als für die des vielbeſchäftigten geiſtlichen Herrn. Auch ich komme vor lauter Nichtsthun zu nichts und nur einem mir angeborenen Widerſpruch iſt es zuzuſchreiben, wenn ich Ihre jüngſten Zeilen allſogleich beantworte. Was ich unter dieſem anhaltenden Müßiggang leide, kann ich gar nicht beſchreiben! Am liebſten möchte ich mich an dem erſten beſten Aſt der jetzt in vollſter Blüte ſtehenden Kirſchenbäume aufhängen. Dieſer wundervolle Frühling mit ſeinem geheimnisvollen Leben und Weben chikaniert mich unſäglich. Dieſer ſeit Wochen andauernde ewig blaue Himmel, dieſes kontinuierliche Keimen und Sproſſen in der Natur, dieſe ſchmeichelnden Lüfte, geſchwängert von Frühlingsſonne und Blütenduft, dieſes „ich ſehne mich und weiß nicht recht nach was" machen mich raſend. Ringsum dieſes verwirrende Drängen nach Leben, Gebären, Geſtalten — und nur ich, wie der unſcheinbarſte Grasboden doch auch ein Geſchöpf Gottes, darf an dieſem Feſt der Auferſtehung nicht teilnehmen, nicht anders doch, denn als neid- und gramverzehrter Zuſchauer. In mir iſt alles wie erſtorben, nicht der leiſeſte Ton will erklingen, ſtill und öde iſt es in mir geworden, wie auf einem beſchneiten Leichenfelde. Gott weiß, wie und wann das enden wird! —

Um nicht ganz in dieſem Sumpf geiſtiger Trägheit zu verſinken, habe ich mich, rein nur um mich zu beſchäftigen, auf die Erlernung der franzöſiſchen Sprache geworfen und es bereits ſoweit darin gebracht, daß ich mit einiger Mühe einen Roman der George Sand leſen kann. Im übrigen iſt mir alles Muſizieren bei meiner jetzigen Verfaſſung ein Gräuel, und wenn ich je das Inſtrument berühre, ſo klingt mein ganzer Katzenjammer mir daraus entgegen; damit verglichen iſt mir das Franzöſiſche, ſo ſehr es mich auch ennuyiert, himmliſche Muſik. Sie ſehen mithin, wie übel es beſtellt iſt um den Magier Drakone*), ſelbſt trotz Prinzeſſin Liligi. Anſtatt zu zaubern iſt der arme Teufel ſelbſt verzaubert worden — auf wie lange — wer kanns ſagen?

*) Wolf hatte die Abſicht ausgeſprochen, Mörikes „Magier Drakone" zu komponieren.

Freund Halm — beſten Angedenkens — hätte vielleicht doch beſſer gethan, der ehrbaren Dame Theologie treu zu bleiben anſtatt mit der falſchen Hexe Frau Muſika anzubinden. Möge ihn ſeine Apoſtaſie nie gereuen; ich wünſche dies um ſo herzlicher, als ich gar, nach Ihrer Anſicht, die Schuld daran tragen ſoll.

Mit einigen zugeſchickten Operntexten bin ich in letzter Zeit überflüſſigerweiſe auch noch gequält worden. Darunter zeichnete ſich eine „Zenobia“ von Herrn G. S. durch beſonderen Blödſinn aus. Dieſer Herr aus H. berief ſich auch auf Ihre Bekanntſchaft, was jedenfalls das Beſte an ihm ſein mag; im übrigen thäte ihm Beſcheidenheit noch nötiger als Talent. Herrgott! ſind dieſe Schmierer und Skribler aufgeblaſene Kerle! Wo die nur den Mut hernehmen zu „dichten“! Es iſt mir rein unbegreiflich. Giebt es doch ſo viel Harmloſes in der Welt, um ſeinen böſen Lüſten zu fröhnen; muß es denn gerade die Kunſt und vor allem die Dichtkunſt ſein, an der ſo mancher ſein Mütchen kühlt?

Sehr erfreut hat es mich zu wiſſen, daß der Aufſatz über meine Italieniſchen bereits druckfertig iſt. Dennoch muß ich Sie bitten, da die Veröffentlichung desſelben erſt im Sommer ſtatthaben kann, die Drucklegung Ihrer Arbeit hintanzuhalten und ſo einzurichten, daß der Aufſatz im Oktober oder November erſt erſcheine: denn mit demſelben in die tote Saiſon hineinzugeraten, wäre doch gar zu ſchade und die verhoffte Wirkung würde ſicherlich um die Hälfte vermindert werden. Für die Annahme von Notenbeiſpielen bin ich Herrn Fritzſch ſehr verbunden; hingegen verzichte ich gern auf den Abdruck meines Konterfeis, das ja gar nichts zur Sache thut.

Um die Mitte des nächſten Monats werde ich wahrſcheinlich nach Traunkirchen ziehen, obſchon mich der heute erhaltene Brief des Herrn Pfarrers einigermaßen bedenklich macht. Jedenfalls werden Sie von meinem definitiven Entſchluſſe noch verſtändigt. Meine Adreſſe in Traunkirchen wäre: T. am Traunſee, Oberöſterreich.

Grüßen Sie, ich bitte, ganz ſpeziell Ihren Schwiegerſohn Dr. Schmid, der mir durch ſein Geſchenk des Ariſtophanes viele vergnügte Stunden in letzter Zeit verſchafft hat. Lange hindurch lagerten die Bände zum größten Teil unaufgeſchnitten in meinem Bücherſchranke, bis meine abſolute Beſchäftigungsloſigkeit mich dahin brachte, dieſen ſo lange von mir ignorierten Herrn etwas eingehender zu betrachten. So las ich denn im Zuge die ſämtlichen Komödien mit allem, was drum und dran iſt (und das iſt quantitativ gar nicht ſo wenig) freilich mit mehr Verſtändnis als Nutzen, denn zu einer komiſchen Oper fand ſich nicht viel Anregendes darin vor. Aber die kulturgeſchichtlichen Momente der helleniſchen Decadence ſprangen mir aus keinem Geſchichtswerke ſo lebhaft vor die Augen, als wie aus den Dialogen und Chören dieſes geiſtreichſten und witzigſten aller Dichter. Ariſtophanes zu leſen iſt, bei aller Unerquicklichkeit des dargeſtellten Gegenſtands, doch wahrhaft erquickend. —

Doch nun zum Schluß. Die ganze gelehrte und muſikaliſche Kauffmannſchaft herzlich grüßend

wie immer Ihr

Hugo Wolf.

Döbling, 26. April 1893.

Verehrteſter Herr und Freund!

Die Morgenſonne — es iſt 7 Uhr früh und ſeit 4 Uhr bin ich ſchon auf den Beinen, die Finken laſſen mir keine Ruhe — ſcheint ſo verlockend auf

meinen Schreibtisch, daß ich mich nicht enthalten kann, Ihnen einen Morgengruß zu bringen. Sie erraten schon, daß dieser Gruß nicht aus Döbling, sondern aus Traunkirchen kommt. Seit ein paar Tagen bin ich so glücklich, mein altes Zimmer im Pfarrhof wieder zu bewohnen. „Hier wohnt der Frieden auf der Schwelle," und wärens die bösen Finken nicht, kein Mißton störte dann meine schöne Einsamkeit. Die „Reiher" haben ihre „Sümpfe" noch nicht verlassen, und so bin ich wenigstens vor den Menschen sicher. Diese Sicherheit empfinde ich dankbar und wünschte nur, daß es noch lange so bliebe.

Leider ist mein Bösendorfer, dessen Eintreffen ich tagtäglich erwarte, immer noch nicht angekommen. Ich habe mir ernstlich vorgenommen, diesen Sommer recht fleißig zu sein, und wenn ich all das Notenpapier beschreibe, daß ich im Vorrat habe, so darf ich getrost wiederum ein paar Jahre pausieren.

Und wie stehts mit Ihrem Aufsatz über die Italienischen? Erscheint derselbe im Juni? Ich freue mich schon sehr darauf. Für heute Schluß, da der Zug nach Gmunden, wo ich bei Freunden den Pfingstsonntag zubringen werde, bald abgehen wird.

Lassen Sie, bitte, bald von sich hören und seien Sie mit all Ihren Lieben auf das allerschönste begrüßt von Ihrem

Sie stets verehrenden

Hugo Wolf.

Traunkirchen am Traunsee (Oberösterreich), Pfingstsonntag 1893.

Verehrtester Freund!

Was ist die Ursache ihres unmenschlich langen Schweigens? Bereits sind 5 Wochen verstrichen, seit mein letzter Brief an Ihre Adresse abgegangen, und immer noch so schweigsam! Sollte ich Sie unbewußterweise irgendwie gekränkt oder verletzt haben? Ein solches Versehen thäte mir aufrichtig leid und ich könnte es nicht genug bedauern. Viel lieber jedoch möchte ich annehmen, daß nur die Unlust am Schreiben die leidige Ursache Ihres gänzlichen Verstummens ist, ein Motiv, dessen volle Bedeutung ich, wie kaum Einer, vollauf zu würdigen weiß. Habe ich mich doch in letzter Zeit fast ganz des Schreibens entwöhnt, und zwar aus demselben Grunde des Gefühls der Unlust. Seit meinem Hiersein wurde noch kein Takt aufgeschrieben, und mein Notenpapier ist immer noch so jungfräulich rein, wie ich es aus den Händen des Papierhändlers empfangen habe. Was will man thun? abwarten und immer abwarten, wie denn auch Nietzsche ganz richtig bemerkt: „Nun giebt es seltenere Menschen, welche lieber zu Grunde gehen als ohne Lust an der Arbeit arbeiten, jene wählerischen, schwer zu Befriedigenden, denen mit einem reichlichen Gewinn nicht gedient wird, wenn die Arbeit nicht selber der Gewinn aller Gewinne ist. Zu dieser selteneren Gattung von Menschen gehören die Künstler und Kontemplativen aller Art" ꝛc. ꝛc. Und weiter im Text: „Sie fürchten die Langeweile nicht so sehr, als die Arbeit ohne Lust: ja sie haben viele Langeweile nötig, wenn ihnen *ihre* Arbeit gelingen soll. Für den Denker und für alle erfindsamen Geister ist Langeweile jene unangenehme „Windstille" der Seele, welche der glücklichen Fahrt und den lustigen Winden vorangeht; er muß sie ertragen, muß ihre Wirkung bei sich *abwarten*: — *Das* gerade ist es, was die geringeren Naturen durchaus nicht von sich erlangen können! Langeweile auf jede Weise von sich scheuchen, ist gemein: wie arbeiten ohne Lust gemein ist." (Fröhliche Wissenschaft, pag. 69—70). Ist das nicht reizend gesagt? Welcher

Balsam auf meine Wunden! Nur fürchte ich, daß sich der erste Satz Nietzsche's an mir bewähren wird, daß ich eben zu Grunde gehen werde.

Kürzlich erfuhr ich durch meine Hausgenossen in Döbling, daß Ihr Schwiegersohn Dr. Schmid mich dort aufgesucht habe. Aber warum schrieb mir denn der Unglückliche nicht vorher? Wie gerne hätte ich doch die paar Tage bis zu Pfingsten zugegeben, wenn ich nur hätte ahnen können, daß mir ein solches Vergnügen bevorstehen sollte! Welch ein trefflicher Cicerone wäre ich ihm nicht gewesen, und wie hätte ich mich freudigst bemüht, ihn mit allen Herrlichkeiten unserer lieben Donaustadt bekannt und vertraut zu machen! Und nun mußte es so kommen!! Wahrlich, ich könnte noch jetzt mich darüber erbosen.

Wie stehts mit der Besprechung der Italienischen? Erscheint sie noch im Juni, oder erst im Herbst?

Um baldige Nachrichten bittet Ihr Sie und alle Ihre lieben Angehörigen herzlichst grüßender

Hugo Wolf.

Traunkirchen, 22. Juni 1893.

Lieber und verehrter Freund!

Lassen Sie sich an mein Herz drücken und lassen Sie mich schweigen, denn Worte vermögen es nicht auszudrücken, was mich beim Durchfliegen ihrer herrlichen Besprechung meines italienischen Liederbuchs so innig und freudig bewegte. Genug an dem: Sie haben mich voll und ganz verstanden. Was ich aus tiefster Seele liebend gegeben, in Liebe ward es hingenommen und empfangen, und diese mich beseligende Gewißheit: in meiner Kunst geliebt zu sein, giebt mir neue Kraft zu leben und Mut zu neuen Thaten. Haben Sie, teurer Freund, Dank, tausend Dank für Ihre mir Kraft und Leben spendende Liebe, denn wahrlich! ich bedarf ihrer gar sehr. —

Nun bin ich auch entschlossen, die Gegend hier, die mir so gar keine Anregung zu künstlerischem Produzieren bietet, zu verlassen. Wohin ich jedoch meine Schritte lenken werden, ist noch unbestimmt. Vielleicht gehe ich in meine Heimat nach Windischgraz, vielleicht auch zurück nach Döbling. Werden Sie's glauben, daß mir Traunkirchen und zumal der Pfarrhof geradezu verhaßt geworden ist wegen des Vogelgesanges? Sie können sich es gar nicht vorstellen, was ich unter diesem vermaledeiten eintönigen, in stets wohlgezählten kurzen Pausen sich wiederholenden Gezwitscher der Finken zumal zu leiden habe. Daß meine Nachtruhe von 3 Uhr morgens ab zu Ende ist, wäre noch nicht das Schlimmste. Aber den ganzen lieben langen Tag dieses verfluchte Tirili anzuhören und machtlos dagegen sein zu müssen, da die Vögel hier, wie die Schwäne im Gebiet des heiligen Gral, als unantastbar gelten, das ist denn doch zu viel des Guten. Ich bin es meiner Gesundheit schuldig, einen ruhigen Ort aufzusuchen, da mein ohnehin stark angegriffenes Nervensystem solchen beharrlichen Attentaten auf eine längere Dauer nicht mehr standhalten würde und ich thatsächlich fürchten müßte, einfach verrückt zu werden, wenn ich noch länger hier verweilen wollte. So gedenke ich denn in einigen Tagen diese Gegend zu verlassen. Meinen künftigen Aufenthaltsort werde ich Ihnen, sobald ich mich für denselben entschieden habe, angeben.

Wissen Sie, daß Ihr Name auch unter den „berühmten" Komponisten genannt ist, die Frl. K. P. (siehe Porträt, musik. Wochenblatt Nr. 27) vorzutragen beliebt. Welche Ironie in der Gegenüberstellung Ihrer Artikel über mich zu der Biographie des Frl. P.! Ach, das Leben ist eine farce, und ich fürchte recht recht sehr, daß Hölderlin, der Wackere, Recht behalten dürfte.

Wie dem auch sei, so lange noch Herzen für mich schlagen, wie das Ihre, und solche Kämpen treulich zu mir stehen, die ich in Liebe mir verbunden, bangt es noch lange nicht vor seinem Alleinsein Ihrem zuversichtlich gewordenen und Sie auf das allerherzlichste begrüßenden

Hugo Wolf.

Traunkirchen, 10. Juli 1893.

Verehrtester Freund!

Fast 4 Wochen sind mittlerweile verstrichen, und noch immer sitze ich in Traunkirchen. Wie jedoch alles einmal ein Ende nimmt, so hat auch mein geschwätziger Feind sein Singen noch bei Zeiten eingestellt, also daß ich weiters keine Veranlassung hatte, Traunkirchen zu verlassen. Der Drang zum Produzieren ist in mir allerdings noch immer nicht erwacht, indessen finde ich mich allgemach hinein, diesen schrecklichen Zustand mit einiger Fassung zu ertragen. Es wird wohl auch damit ein Ende nehmen. Um meine Zeit doch einigermaßen nützlich und angenehm auszufüllen, spiele ich sehr fleißig Klavier, und ich muß zu meiner Freude und Genugthuung gestehen, daß meine Technik in letzter Zeit sich bedeutend vervollkommt hat. Namentlich die letzten Beethoven'schen Sonaten sind es, an denen ich jetzt mein Mütchen kühle, deren technische Schwierigkeiten mich zum äußersten Widerstande anzureizen vermögen. Aber welch ein Genuß auch, nach glücklichem Hinüberdringen durch all diese Fußangeln und künstlichen Fallen den ganzen prächtigen Bau in seiner wundervollen Architektonik mit Eins zu überschauen und voll auf sich wirken zu lassen! — Das verlohnt schon einige Mühe und Anstrengung. Nach der berauschenden Narkose Wagner'scher Kunst dünkt mich Beethoven'sche Musik wie Himmelsäther und Waldesluft. Jene benimmt mir den Atem und schmettert mich zu Boden, diese aber erweitert die Lungen und befreit den Geist, nnd macht einen förmlich zum guten Menschen, wie die Wagner'sche Kunst in ihrer Ueberfülle einen zum Wurm degradiert. Deshalb aber dürfen sie nicht annehmen, daß ich plötzlich unter die Anti-Wagnerianer gegangen, wogegen ich mich allerdings ernstlich zu verwehren hätte, wäre es auch nur, um meine eigene künstlerische Existenz zu rechtfertigen. Wagner ist und bleibt doch der Obergott, wenn er seinen Anbetern vielleicht auch mehr Furcht, oder wenn Sie wollen, Ehrfurcht als Liebe einflößt. —

Vor ungefähr 14 Tagen schrieb mir ein Rechtsanwalt Faißt*) aus Stuttgart sehr viel Schmeichelhaftes und Artiges; unter anderem berief er sich auch auf Ihre Besprechung der Italienischen, der er vollkommen beipflichtete. Ich vermute, daß Herr Faißt in freien Stunden Baryton ist, was ich sehr zu bedauern hätte, da ihm solchergestalt nur ein ganz kleiner Wirkungskreis auf dem Gebiete meiner musikalischen Lyrik zu Gebote stünde. Grüßen Sie ihn, bitte, doch gelegentlich von mir und sagen Sie ihm, daß ich nichtsdestoweniger keinen Groll gegen ihn hege, weil er nur über eine Barytonstimme verfügt.

In 10 Tagen kommt Freund Grohe aus Mannheim auf Besuch hieher. Der Arme hat vor einem halben Jahre seine Frau (Jeanne Becker, die Tochter des berühmten Quartettspielers) im Kindbette verloren. Hoffentlich gefällt's ihm hier und wirkt die Natur wohlthätig auf ihn ein.

Und nun leben Sie recht wohl. Lassen Sie keine zu langen Pausen in unserer Korrespondenz eintreten und seien Sie wie alle Ihre Lieben herzlichst begrüßt

von Ihrem

Traunkirchen, 5. August 1893. Hugo Wolf.

*) Hugo Faißt, Rechtsanwalt in Stuttgart, nachmaliger Gründer und Obmann des Stuttgarter Hugo Wolf-Vereins.

Mein hochverehrter Freund!

Sie haben allen Grund, über mein unverantwortlich langes Schweigen erstaunt zu sein, während ich keinen einzigen anzuführen wüßte, mein Stummsein zu rechtfertigen. Vor ungefähr 3 Wochen, als ich seit langem wieder einmal meine Heimat besuchte, hatte ich die Absicht, von Windischgraz aus einige Zeilen an Sie zu richten. Thatsächlich schrieb ich eine Seite voll, wurde jedoch in dieser Beschäftigung unterbrochen und fand nachher die Stimmung nicht wieder, den Faden weiterzuspinnen. So entgingen Sie denn einer längeren Epistel, die für keinen Teil erfreulich gewesen wäre. Mein Aufenthalt in Windischgraz war eine Reihe trüber, gequälter Stunden, voll der ödesten Langeweile, die zum größten Teile durch eine schauderhafte Nachbarschaft erzeugt wurden. Das ist nun Gott sei Dank vorüber, und ich darf mich wieder der schönen Einsamkeit meines Döblinger Tuskulums erfreuen, die mich nach überstandenen Qualen doppelt entzückt. Hier fand ich denn bei meinem Eintreffen Ihre freundlichen Zeilen, die mir so viel Schönes und Angenehmes erzählen, daß ich meine helle Freude daran haben darf. Wie gern würde ich mich nicht an dem geplanten Liederabend persönlich beteiligen, wenn ich nicht die Kosten dieser immerhin ziemlich weiten Reise zu scheuen hätte, wie sehne ich mich danach, Ihnen und allen Ihren Lieben wieder einmal persönlich nahezutreten, wie wohlthätig empfände ich ein solches Wiedersehen! Da ich jedoch Anfang Januar nach Berlin zu reisen beabsichtige, um der Aufführung meines Feuerreiters für Chor und Orchester, des Shakespeare'schen Elfenliedes und noch einiger instrumentierter Gesangs-Pièces in einem Konzerte von Siegfried Ochs beizuwohnen, kann ich mir den Luxus eines Abstechers nach Tübingen wohl nicht gestatten. Uebrigens wird, da Sie und Ihr Herr Schwiegersohn, den ich herzlichst grüße, die Klavierbegleitung übernehmen wollen, dieselbe wohl in den besten Händen sein, ein Umstand, der dem Unternehmen ganz allein schon den Sieg verbürgt.

Sehr betrübt haben mich die Mitteilungen über das Befinden Ihrer hochverehrten Frau. Es ist doch nichts Ernstliches zu befürchten? Faißt aus Stuttgart schrieb mir heute und zeigte mir an, daß er 10 Lieder von mir im besagten Liederabend singen werde. Ich werde ihm schriftlich meinen Dank für sein enthusiastisches Einstehen in meiner Sache ausdrücken.

Kürzlich erhielt ich durch meinen Freund Grohe aus Breisach die „Zukunft", von Maximilian Harden herausgegeben, zugesendet. Ein Prof. J. K. schrieb darin ein Essai über die Zukunft des Lieds. Der Aufsatz enthält manches Wahre, wenn auch der Gegenstand allzu flüchtig behandelt wird. Zum Schluß schreibt der Autor: „Uns fehlt bis jetzt ein lyrischer Rich. Wagner, der für das Lied die Bahn bricht und die Schranken der alten Zeit in Bresche legt; doch er wird noch kommen", worauf Grohe dazu schrieb: „ist schon da: — H. W."

Nun ist es doch wirklich komisch, daß der Autor besagten Aufsatzes von der Existenz meiner Sachen thatsächlich keine Ahnung zu haben scheint, und doch lebt dieser Weise in Berlin. Wer möchte da nicht fragen: „wo bist du Rauher denn heim, daß" ꝛc. ꝛc.?

Leben Sie wohl! Von ganzem Herzen

Ihr

Wien, 19. Oktober 1893. Hugo Wolf.

Ernte.

Erzählung.

Von **Elsa Strenbels.**

Rik lag platt ausgestreckt im Gras unter der Linde und Wies saß mit den Ellenbogen auf die Kniee gestützt, auf einem gefällten Eichenstamm daneben. Die Burschen rauchten ihr Pfeifchen in der Abendstunde. Dann und wann fiel halblaut ein Wort, meist über Dinge, die sie schon wußten und die ebensogut ungesagt bleiben konnten. Aber sie paffften unablässig neue, dicke Rauchwolken aus ihren Pfeifen, die zu dünnen Spiralen ausgezogen, über ihren Köpfen in die Luft stiegen. Hinter der offenstehenden Thür half Lida Mutter die Kummen und Teller abwaschen, und man hörte das Klappern und Klirren des Geschirrs und dazwischen murmelnde Stimmen.

Rik wandte den Kopf zuweilen nach dem dunklen Thürrahmen, der wie ein schwarzes Loch in der weißen Mauer saß.

Warum blieb Lida heut Abend solang im Haus?

Er fühlte, daß ihm etwas fehlte und verlangte unbewußt, nach jemandem, der kommen möchte, um sich zu ihm zu setzen. Aber das Klappern der Teller und der Kummen hörte noch immer nicht auf, auch nicht das leise Murmeln von undeutlich halblaut gesprochenen Worten. Nun wußten die Burschen sich nichts mehr zu sagen.

Warum ist Wies ihr Bruder und warum ist Lida nicht meine Schwester?

Als er den Kopf wieder umwandte, stand Lida in der Thüröffnung und strickte an einem langen, schwarzen Strumpf. Der Bursche richtete sich halb auf und sah sie mit lautlosen Schritten näher kommen und sich neben Wies auf den Baumstamm setzen. Er legte den Kopf auf die Arme und so, behaglich ausgestreckt, blieb er liegen und starrte sie an. Er fühlte wie er, seit sie da war, wieder froh wurde, die Leere in ihm war wieder ausgefüllt.

„Jetzt wird der Abend schön," sagte er leise.

Niemand antwortete, aber er freute sich, daß sie nun schwiegen und er verlangte nur, so liegen zu dürfen und Lida anzusehen und sich ganz der Wohligkeit hinzugeben, die er dabei in sich aufsteigen fühlte, es war wie ein Schwimmen in einem spiegelglatten, endlosen Wasser.

Wie hellglänzend der Mond dort oben zwischen den knorrigen Zweigen der Linde saß! die jungen Blätter fleckten das goldene Feld schwarz wie ein wirres Gewimmel von Tintenklecksen. Drinnen im Haus war Wies' Mutter noch beim Kramen nnd Poltern, sonst war es still im weiten Umkreis.

Rik war innig zufrieden, daß sie sich alle ausgeredet hatten und keiner mehr ein Wort fand, das ihm des Sagens wert schien. Er lauschte auf das Ticken von Lidas Stricknadeln. So von unten gesehen, lag ihr Gesicht in tiefer Dunkelheit und er konnte nicht erkennen, ob ihre Augen so freundlich

zu ihm hinüberblickten oder ob sie auf ihre Arbeit gerichtet waren. Die Wohligkeit stieg so heftig in ihm auf, daß er die Augen niederzwang und nicht mehr aufzusehen wagte. Da im Gras neben ihm lag ein Knäulchen schwarze Wolle, das jedes Mal emporhüpfte, wenn ihr kleiner Finger den Draht verkürzte.

„Morgen bekommen wir wieder schönes Wetter," murmelte Wies zwischen den Zähnen.

„Der Sommer kommt früh," entgegnete Lida, und gleich drauf:

„Kuck, wie der Nebel aufsteigt," und sie hob den Kopf und sah weit über die Felder fort.

So schwatzten sie leise weiter, mit abgerissenen, halb verschluckten Worten über Land und Wetter, Spiel und Arbeit, ganz zwanglos wie Bruder und Schwester. Rik hätte auch etwas einwerfen mögen, aber soviel er nachdachte, er fand nichts, das des Sagens wert schien. Seine Augen hingen wieder an Lidas dunklem Kraushaar und schweiften dann höher empor; dort suchte er in dem blassen Himmel nach den ersten Sternen, die wie eben angesteckte Kerzen erst allmählich aufzuflammen begannen. Hinten im Westen, weit hinter den Feldern, über den letzten Ueberbleibseln des erloschenen Sonnengoldes schwammen weiße Wolken wie große weiße Blumen ohne Stengel. Dabei wurde die Stille so rein, daß Lidas stählerne Stricknadeln ein deutliches Geräusch machten. Es ist, als ob wir drei allein auf der Welt wären, dachte Rik, und die Welt wurde nun so fürchterlich weit und groß. Er fühlte, wie er selbst mit anschwoll und sah, wie Wies und Lida auf dem Baumstamm zu Riesen aufwuchsen. Er sann und suchte immer nach etwas Neuem, das ihm diese Zufriedenheit bringen konnte, die wie köstlicher Tau auf ihn herabsank. Er sog sein Glück ein wie erquickende Schlucke Wasser bei großem Durst und er lag da und verlangte nach mehr, immer mehr und daß es ewig so bleiben möchte. Es lag eine schwere Schönheit über den Bäumen, über dem Lande hier, überall um das Haus bei Lida und Wies — draußen war der Tod und daran dachte er nicht, jetzt nicht. Je dunkler es wurde, je mehr schrumpfte der weite Kreis zu einem schützenden Zaun um sie herum zusammen. Lida ließ ihren Strumpf in den Schoß fallen. Sie reckte die Arme hoch in die Luft und legte den Kopf gegen den Stamm einer Linde. Die Dämmerung verwischte die Linien ihres Gesichts und füllte die Tiefen mit geheimnisvollen Schatten. Rik suchte noch immer nach Worten, die er sachte in die Stille hineintropfen lassen wollte. Es war ein buntes Spiel in seinem Kopf, aber sobald er die Worte festhalten wollte, klangen sie so fremd . . . Wies würde ihn auslachen und Lida würde ungläubig ihn ansehen mit weit geöffneten Augen; lachen würde sie nicht, das wußte er ganz gewiß, um so mehr weil es so ein stiller, wunderbarer Abend war. Er saß nun wie eine Bildsäule und starrte. — Warum hielt sie ihre Arme so hoch und ihren Leib so ausgestreckt? Sie that das gern und wenn sie so lag, kam jedesmal ein so närrisches Gefühl von Unruhe in Rik auf, daß er sie mit zugekniffenen Augen verstohlen betrachtete, voll Furcht sie könnte ihn behexen.

„Heut Nacht wird sie mir erscheinen und wie ein böser Geist auf meiner Brust sitzen," dachte er, und doch konnte er vor Wollust nicht lassen. Nun hätte er sie durch ein leises Wort zum Aufblicken bringen mögen, um ihren Blick aus weiter Ferne zu seinen Augen zurückzukehren zu sehen.

„Hört nur wie die Grashüpfer zirpen!"

Weder Wies noch Lida sagten etwas darauf, sondern zählten die schwachen Zirplaute der Grashüpfer. Und bei dem langen Lauschen wurden

aus dem Zirpen viele scharfe Scherenschnitte, die das Schweigen in kleine Stücken schnitten. Rik wurde schließlich bange, er fürchtete sich vor etwas, das kommen konnte und die gleichmäßige Ruhe unterbrechen und das Glasschloß einstürzen. Da kam plötzlich aus der offenen Hausthür Mutters so störend alltägliches:

„Lida, wir sind müd, komm!"

Das war das plötzliche Zeichen, daß nun alles vorbei war für heute. Lida schrak aus ihrem Traum auf und ließ die Arme sinken, nun kam zwischen ihnen dreien ein Gespräch über die Dinge aus dem Dorf und über die Arbeit in Gang. Rik erzählte von Diek Koole, der mit einer Fremden Hochzeit machen sollte; daß Pikkärt Sonntag mit drei rohen Burschen vom Walde Rauferei gehabt hatte; Lida stellte die gewöhnlichen Fragen nach Riene und Tilde — Riks Schwestern — und endlich richteten sie sich alle drei zur gleichen Zeit auf, reckten die Glieder und wünschten sich guten Abend.

„Bis morgen," sagte Lida noch und kehrte wieder so freundlich den Kopf nach ihm um. Dann trat sie mit ihrem Bruder ins Haus und Rik wandelte allein durch den Abend heim. Jetzt hatte sie deutlich nach ihm umgesehen mit ihren dunklen Augen, so fremd fragend, daß er fühlte wie all sein Blut zurücktrat, und er hätte vor Glück weinen mögen. Nun mußte er nach hause, aber erst noch ein wenig sinnen über alles das, was in seinem Kopf wühlte. Er stand da und hörte wie Lida mit ihrer hellen Glockenstimme das Gebet las. Das klang wie Musik über das Feld und erst als das Gebet aus war und sich nichts mehr rührte, merkte er, daß es fast Nacht geworden war und er nach Hause mußte. Und er trug einen Reichtum an Fröhlichkeit in seinem Kopf. Die schweren, hohen Bäume und der ganze Himmel fingen an zu tanzen! Lida, Lida, sah ihn gern! es verlangte ihn, seine Lust in einem „halarialo!" hinaus zu jubeln, aber er wagte die Stille um sich her nicht zu stören und er wünschte nur, schon oben in seiner Kammer zu liegen, um all die Bilder in seinem Kopf noch einmal zu betrachten, alles noch einmal zu durchdenken: all die Worte, die sie gesprochen, und mit zugekniffenen Augen das goldglänzende, das in seinem Kopf gemalt stand, anzusehen.

Zu Haus wurde ihm beklommen zu Mute, so dumpf und ungemütlich war hier alles: Mutter saß so stumpf da, die Brüder lagen müde auf Tisch und Bänken ausgestreckt und Riene und Tielde saßen und nähten beim Scheine der Blechlampe. Er sagte ihnen allen leise guten Abend und stieg die Stiege zum Dachboden hinauf. Dort schloß er behutsam die Thür hinter sich, um allein zu sein, und all das Störende da unten los zu werden Und dann streckte er seine Glieder auf dem Strohbett aus, biß die Zähne aufeinander und fühlte ein warmes Rieseln über seinen Leib laufen — seine Beine zogen sich krampfhaft empor und dann streckte er sie wieder aus, um seine Gedanken zu genießen.

Er wollte noch lange nicht schlafen, solange er konnte liegen und denken „Lida! Lida! Bis morgen!" hatte sie ihm gesagt! — Morgen durfte er wieder kommen und so drehte das Glück sich dann immer weiter im Kreise und war nie vorbei.

Wart, was werd ich ihr morgen sagen? warum bin ich nur immer so dumm und blöd wenn ich unter der Linde sitze und sie vor mir sitzt? O, es gab so vielerlei, was er ihr sagen wollte, aber all seine Vorsätze zerfielen gewöhnlich auseinander, wenn sie ihn ansah oder gar mit ihm sprach, so daß das Gespräch dann den ganzen Abend auf andern Wegen

lief. — Mochte sie doch sagen, was ihr am Herzen lag, es war ihm auch recht und er schob das Seine geduldig auf, später würde er schon Zeit finden, seinen ganzen Vorrat vor ihr auszukramen.

Er wollte sie sehen, nur sehen, darum kniff er nun wieder die Augen zusammen, bohrte den Kopf in die Kissen und da kam sie: auf dem Baumstamm unter der Linde des Abends; auf dem Wege zur Kirche, beim Wasserschöpfen. Er sah sie lebendig vor sich, mit all den natürlichen Bewegungen ihres Leibes in ihrer gewohnten Thätigkeit, aber so unsäglich viel schöner nun, von Goldglanz umstrahlt, ganz anders als bei Tage. Nun wollte er sie ganz genau betrachten: ihre Augen, ihr Haar, ihre Hüften, . . aber ein dünner Nebelschleier kam und hüllte sie ein, sodaß er nichts mehr deutlich unterscheiden konnte. Er sah nur noch zwei schwarzbraune Augen — den Blick, mit dem sie ihn heute Abend angesehen hatte — die leuchteten wie zwei Lichter so sanft und verbreiteten eine wunderbare Helligkeit um sich, sodaß es ein Sonnengefunkel unter der Linde wurde. Große weiße Blumen schossen überall empor — flache, runde Sonnenblumen mit rotbeperlten Herzen und von gelben Flammenzungen umkränzt, und unten wuchsen hohe Schwertlilien mit glührоten und weißen Blüten, die leise schaukelten. Mitten dazwischen tronte Lida ganz in Weiß und sie saß still auf ihrem Baumstamm und sah mitleidig freundlich von ihrer Höhe auf ihn nieder. Schließlich konnten seine Augen den grellen Glanz nicht mehr ertragen und er fühlte sich auf einem rollenden Wagen unter leisem, süßem Singen weggeführt in ein anderes Land. Dort schwamm er in einem See, von grünen Bäumen umgeben, hinter denen eine große Sonne sich verbarg — und sachte versank er im Gefühl wohligen Plätscherns, das ihn sehr glücklich machte.

Als er morgens mit seinen drei Kühen im grellen Sonnenlicht an der Gracht stand, da wurden alle die Dinge von gestern so nüchtern, so ganz anders. Dort hinten auf dem leuchtend grünen Feld arbeitete Lida mit den andern Bauerndirnen. Sie lachten und scherzten bei der Arbeit. Lida beugte und streckte den Leib — sie war die allerschönste dazwischen, aber ohne Träumerei in den Augen: jetzt nur die lustige Dirne, allzeit bei der Hand, allzeit froh und heiter, mit einem klingenden Lachen, das die Lippen von den Perlzähnen zog. Das war nun das wirkliche Leben.

Die Menschen verstanden nichts von seinen Träumen und er zweifelte ob er nicht ein ganz blöder Tropf sei. Es war so lästig mit diesem schweren, verborgenen Schatz zwischen den Menschen herumzulaufen. Mutter schalt ihn einen Faulpelz weil er so träumte und die Brüder wollten nichts von dem Nestküken wissen. Dabei überfiel ihn zuweilen ein trüber Gedanke: gab es den eigentlich etwas gemeinsames zwischen Lida und ihm?

Verstand das lustige Mädchen, was das Augenspiel bedeutete? und konnte sie bei einem seiner Worte raten, wie rasend verliebt er in sie war? — Lida, das wurde manchmal ganz einfach nur die Schwester von Wies und Wies war sein Freund, und Lida nickte ihm zu und schwatzte freundlich mit ihm, weil er der Freund von ihrem Bruder war, all das andre dachte er selbst hinzu und holte es aus dem alten Buch in seiner Dachkammer und aus seinen eigenen kranken Gedanken. Das machte ihn niedergeschlagen und grausam unglücklich. Warum machte er es nicht wie Jan und Pol und seine andern Brüder? die arbeiteten die ganze Woche mit heiterem Gemüt und des Sonntags zogen sie Arm in Arm mit ihrer Dirn zur Kirchweih in der Umgegend. Und Riene und Tilde, die sangen die ganze Woche und sie hatten auch jede ihren Schatz, der kam und sie abholte.

„Ich werd ihr ſagen: Lida, ich hab Dich lieb . . . .“ ſie nicht mehr angucken, ſondern dreiſt auf ſie zugehen. Aber gleich wußte er auch, daß er das nie wagen würde. Das Beſte war, ſich alles aus dem Kopf zu ſchlagen, luſtig zu leben und an niemand zu denken. Sie ſtand doch viel zu hoch über ihm.

Aber warum ſieht ſie mir ſo tief in die Augen? dachte er. Thut ſie das, ohne zu wiſſen, daß mich das unruhig macht und daß ſie mich damit bezaubert? Warum liegt ſie immer ſo in der Dämmerung mit den Armen ausgereckt hinten über gelehnt und blinzelnd mit halboffnen Augen wie eine faule Katze? und warum ſpitzt ſie dann wieder ſo ſchmeichelnd die Lippen? Thut ſie das für ſich ſelbſt, auch wenn ich nicht dabei bin?

Und wenn er ihr am Tage begegnete, konnte ſie ſo ſchrecklich alltäglich grüßen und hoffärtig wie eine Prinzeſſin auf den kleinen Kuhhirten hinabſehen! oder auch ihn nicht bemerken, wenn ſie mit einer Freundin über Putz und Tand ſchwatzte. Dann fiel plötzlich die geträumte Seligkeit weg. Wenn ſie nicht ganz die Seine werden wollte, ließ er beſſer von ihr ab. Und die hochgefeierte Lida wurde ein fremde für ihn. Er wollte gar nicht mehr nach ihr umſehen, es war nun aus. Er wurde ärgerlich über all die Gedanken und all die Liebe, die er an ſie verſchwendet hatte. War ſie nicht grauſam eitel und undankbar, daß ſie ihm nichts von ſich zurückgab? was gab es denn gemeinſames zwiſchen ihnen? nichts als ein paar einfältige Blicke!

Bis gegen Abend währte dieſes Hinundherwerfen von Beſchuldigungen und Entſchuldigungen.

Beim Sinken der Sonne wallte die ſanfte Wehmut wieder in ihm auf. Da ſtand ſie vor ihm und er gab ſich der alten Träumerei wieder ganz hin. Ein einziger Zug ihres Geſichts, eine neckiſch auf und ab tanzende Locke über ihrem Halſe, die Rundung ihrer Hüfte brachte ihn außer ſich vor Entzücken über ihre zierliche Schönheit, er fühlte ſich wir gelähmt, und alles außer ihr verſank — Mutter, das Dorf, alles verſchwand in dunkler Ferne.

Die Arbeit war noch nicht ganz beendet, als er ſich ſchon wieder nach draußen nach der Linde getrieben fühlte.

Denn, o Jammer, er wagte nicht abends dorthin zu gehen, das hätte es allen verraten, daß er um Lida warb und er fürchtete, daß ein ſolches Gerücht ſein ganzes Glück vernichten könnte. Zuweilen faßte er den feſten Entſchluß, eine lange Zeit nicht mehr hinzugehen, aber wenn der Abend kam, wurde die Verſuchung zu ſtark und er gab ihr nach und lief eilends bis er auf dem unwiderſtehlichen Fleck angelangt war. Und wenn es geſchah daß er niemanden fand, ſtreifte er einſam durch die Felder und fühlte ſich verlaſſen. Die Vereinſamung war zu ſchwer, um ſie allein zu ertragen er mußte jemanden haben, dem er vertraulich ſeine Seele öffnen konnte. Aber ſoviel er auch ſuchte, er fand niemanden; ſeine Brüder, das waren grobe Lümmel, die meiſtens mit einer ganzen Bande zuſammen auf Arbeit gingen. Bei Riene und Tilde fand er auch nicht, was er brauchte, die wußten nichts von dem, wonach er verlangte. Nur Lida, es war die Lida, die in ſeinem Kopf wohnte, mit ihr konnte er über all die wunderbaren Dinge ſprechen wenn er da oben in ſeinem Bett lag. Dann plauderte er vertraulich mit ihr als ob ſie ihn durch den ſtillen Abend auf die Entfernung hin hören könnte, — und am andern Morgen, am hellen Tage, las er in ihren Augen, daß ſie ihn gut verſtanden hatte.

Morgen, wenn ich sie dann allein treffe, will ich es ihr wirklich sagen, nahm er sich vor. Ich will ihr alles erzählen, von Anfang bis zu Ende. Aber sobald Wies sie allein ließ wurde er um die Worte verlegen und er brachte gewöhnlich nur ganz alltägliche Dinge heraus, so einfältig, daß er sich darüber ärgerte, sobald es gesagt war. Sie mußte komische Gedanken über ihn haben, Lida, und sie würde vielleicht nie ein Wort von all seinen wunderbaren Gefühlen erfahren. Es wär das Beste, wenn er weit von hier fortging und mit andern Menschen lebte. Es lag hier so eine friedliche Ruhe über allen Dingen. — Man brauchte nur die Kühe drüben anzusehen, wie gemächlich sie den Kopf hoben und langsam durch den Abend dahin trotteten, und all das Rot der Sonne hinter den Stämmen, sie hat auch keine Hast unterzugehen, dachte er. Die Tage ziehen bedächtig vorüber und die Zeit spinnt sich so träge weiter! Wenn er sich so in aller Stille an ihren schönen Augen ergötzte, war das nicht ein Glück um zu tanzen und zu springen! und sah er ein Ende an seiner Seligkeit?!

Die Sonnenwärme nahm so prächtig zu und überall schlug das Grün des neuen Frühlings aus.

Mutter frug, was ihrem Jungen fehlte, ob er krank sei, warum er so traurig sei. Aber sie vermutete nichts, die gute Frau, von seinem inneren Leiden. Einsamkeit und Ruhe konnten ihn allein glücklich machen, und wenn er sich nur irgendwo verkriechen konnte, wo niemand ihn suchte, so verlangte er nichts mehr von den Menschen. Jetzt wurde es auch besser zu Haus. Seit gestern liefen all die großen Burschen vom Dorf singend in der Straße umher. Als Riek nach Hause gekommen war, hatte er Teune, Carpus, Klaas, Pol, Lieven, Jack gefunden, die dabei waren, ihre Sachen zu packen, um mit auf die große Feldarbeit im Norden zu ziehen. Gegen Abend lagen das Dorf und das Haus still und verlassen und Riek war froh, nun mit Mutter und Schwestern in wohliger Einsamkeit zurückzubleiben. Nun konnte er sich verstohlen auf den Boden schleichen und in dem alten Buch von all den wundersamen Dingen lesen, die ihm so gut gefielen. In dem Buch war ein Bild, daß er vor allem gern besah: in einem herrlichen Garten wandelten ein Prinz und eine Prinzessin, ganz in weiß, sie wandelten so gemächlich in dem tiefen Schatten der Bäume und schienen einander so schöne Sachen zu erzählen. Das Bild mußte er Lida einmal zeigen und sie fragen, ob sie es auch so wunderschön fand.

Er kramte gern in seinen Erinnerungen, um genau zu erfahren, wie das mit Lida angefangen hatte und wann das Fieber über ihn gekommen war. Wann hatte sie ihm jenen ersten Blick zugeworfen, der ihn so unruhig gemacht hatte? Als sie noch ein Kind, noch ein kleines Mädchen war, hatte er mit ihr gespielt, ohne zu merken, daß sie anders aussah, als die andern Jungens. Später hatte er angefangen, sich danach zu sehnen, sie zu sehen und zu treffen. Das erste Mal hatte er sie von seinem Bodenfenster bespäht und bemerkt, wie schlank und weiß ihr Hals unter dem Gekräusel der braunen Locken schimmerte — da hatte sein Herz zu pochen angefangen und seitdem schwand Lida ganze Tage lang nicht mehr aus seinen Gedanken und er wünschte nur, es möchte Abend werden, damit er sie bei Wies unter der Linde fände.

Heute auch wieder schleppte sich der Tag so langsam hin und die Sonne machte keine Miene unterzugehen, der Abend wollte nicht kommen.

Heute hätte er sie gern bei hellem Tage sehen wollen. Durch das viele Ansehen, wenn die Dämmerung zwischen ihnen lag, stand ihr Bild so nebelig und schattenhaft in seinem Kopf, daß er, so sehr er sich auch

mühte, die Züge ihres Gesichts nicht mit scharfen Linien umziehen konnte, es ging durchaus nicht. Er wollte sie nun solange ansehen, daß er das Gesehene nie wieder vergessen konnte. Darum machte er sich, sobald es dämmerte, nach ihrem Hause auf. Aber er hörte schon von weitem viel Lärm und schallende Stimmen unter der Linde, Lida und Wies saßen da mit vielen andern Burschen aus dem Dorf. Er erkannte Sneyer, Pinne, Fons Zeurkel, die drei Boelen, Krotse und Sieper, die erzählten von der Ernte im Süden. Er schob sich behutsam näher und ließ ihre lauten Stimmen über sich hinschallen, ohne auf das zu lauschen, was sie sagten. Hinter Sneyers Rücken versteckt, betrachtete er Lida — sie sah heute aufgeräumt aus und ganz stolz, das einzige Mädchen unter all den Burschen zu sein. Zwischen all den Rauchwolken aus den qualmenden Tabakspfeifen schwebte ihr liebliches Gesicht und jetzt konnte er es ganz genau betrachten: das wollige Kraushaar so schwarzbraun um ihre Stirn — kein Mädchen im Dorf verstand es, sich das Haar so zierlich aufzustecken wie Lida! Dann verfolgte er die Linie an ihrer Nase herab, aber seine Sinne verwirrten sich bei einem Blick aus ihren tiefen Augen, in denen er die ganze Welt wiederfand, und er dachte nicht länger daran danach zu suchen, wo der Zauber ihres Wesens begann und wo er endigte. Sie schwatzte munter mit den Burschen, die hauptsächlich von ihrer Arbeit in jenem fernen Lande erzählten. Rik hatte nur eins von ihren Reden verstanden, das war: daß der große Krauwel seine Runde durch das Land machte, um Schnitter anzuwerben und daß alle die Burschen sich ihm verdingt hatten für die Erntearbeit im Süden. Als es dunkelte, saß Lida und starrte nachdenklich vor sich hin und sagte nichts mehr.

Jetzt war sie wieder das nebelige Geschöpf mit dem rosigen, krausen Mündchen und dem sonnigen Lächeln aus seinen Träumen. Er hörte und sah nichts mehr außer ihr. Er war der Letzte, der Gutenacht sagte und ging. Er schlenderte zufrieden nach Hause wie nach einem Festtage voller Vergnügen. Die Felder dufteten gut und der Mond trieb so sacht dahin und der Himmel war so blau und so groß! Es war, als ob alles Leben geschwunden war, fortgenommen, und als ob er allein gelassen wäre mit dem stillen Abend. Als er an die Hausecke kam, hörte er Mutters Stimme laut schelten. Und als er an die Hausthür gelangte, hörte er Tilde weinen und Mutter laut sagen:

„Ach Du thörichtes Ding, was Du Dir einbildest! Verschafel hält Dich zum Narren und ich will überhaupt nicht, daß Du nach ihm kuckst. Was? er sollte um Dich freien wollen? o Du einfältiges Schaf! Weißt Du nicht, daß er ein reicher Bauernsohn ist? und Du, Tilde Buschaert, ein Mädchen ohne einen Pfennig! Woher soll ich es nehmen, um Dir etwas zu geben? Dein Vater, der gute Segher, ist sieben Jahr krank gewesen und hat alles, was wir hatten, aufgezehrt. Und Deine Brüder, was bringen die nach Haus? wart nur, bis der stolze Verschafel es erfährt, der wird seinen einfältigen Jungen totprügeln!"

Tilde schluchzte hinter ihrer Schürze, als Rik eintrat, und Mutter fuhr fort zu schelten.

Rik war heftig erschrocken über den unerwarteten Sturm und ging eilends nach seiner Dachkammer hinauf.

Mit einem Schlage war er aus seinen sanften Träumen aufgeschreckt und die ganze elende Wirklichkeit lag vor ihm.

Nun wußte er es zum ersten Mal genau: er war ein armer Junge!

An Tildes Kummer nahm er geringen Anteil, aber Mutters Worte

waren tief bei ihm niedergeschlagen; er dachte nun zum ersten Mal: ich bin ein armer Teufel, wird Lida nicht geringschätzig auf den Jungen hinabsehen, der mit leeren Händen vor sie hintritt und wird Mutter Beuke mich nicht ungnädig von ihrer Thür weisen?

Wies war sein Freund gewesen und Lida hatte ihn vielleicht nur deshalb gern gehabt. Aber durfte er ihr je sagen, was er wirklich von ihr begehrte? Da lag plötzlich eine tiefe Kluft zwischen ihnen. Er verwünschte Vaters Krankheit, die soviel Geld gekostet hatte und das faule Leben der Brüder und er neidete Lida ihren guten Wohlstand. Er hätte gewollt, daß sie in Not gewesen wäre und vor Hunger jammernd, hilfeflehend zu ihm gekommen wäre. Und daß er dann imstande gewesen wäre, überschwenglichen Reichtum um sie herum auszugießen, sodaß ihre trotzig dunklen Augen demütig geblickt hätten, denn das thaten sie nie.

Aber es verhielt sich ganz anders und er wußte keinen Rat; es würde schon das Beste sein, wenn er in Schlaf versinken könnte, an nichts mehr zu denken brauchte, um irgendwo in einem fremden Lande wieder aufzuwachen, wo er sie nicht traf. Am andern Morgen war er ebenso niedergeschlagen: „Es muß vorbei sein," dachte er, „oder es giebt ein Unglück."

Und er beschloß fortzugehen.

Einen langen, halben Tag wartete er auf den langen Krauwel, und als er ihn endlich von seiner Runde nach Haus kommen sah, ging er mit festen Schritten auf ihn zu und fragte:

„Krauwel, wollt Ihr mich mitnehmen nach dem Süden?"

Der große Mann sah den Jungen an:

„Hast Du schon gemäht?"

„Ja, schon zwei, dreimal."

„Aber nicht in der Fremde?!

„Nein, hier auf Ganzenhof."

„Weißt Du auch wohl, Junge, daß dort unten Brand in der Luft ist und harte Arbeit?"

„Ach, ich kann dagegen an, fragt nur Wies Beuke, der wird es Euch schon sagen."

„Komm dann nur mit, wir ziehen nächste Woche und es geht diesmal tief nach dem Süden."

Krauwel holte ein Stück beschriebenes Papier aus der Hosentasche und machte mit einem Bleifstift ein Kreuz unter die Liste.

Rik lief vergnügt heim.

„Mutter, darf ich mich dies Jahr mit zum Ernten verdingen?"

„Junge, träumst Du? Das ist keine Arbeit für Dich, dazu bist Du noch viel zu jung."

„Mutter, laß mich, Wies geht auch mit, ich bleib bei ihm."

Und er überredete die Mutter, bis sie einwilligte.

Nun werd ich zeigen, wer ich bin, — und er richtete sich voll trotzigen Mutes auf, — ich kehr mit den Taschen voll Geld zurück, dann werden wir sehen! Ist es nicht genug, so hol ich nächstes Jahr noch mehr dazu! Er war voll Vertrauen zu sich selbst und blickte voller Hoffnung in die Zukunft. Aber Lida, Lida, es war und blieb Lida, an die er bei allen Dingen zuerst dachte. Abends ging er unter die Linde, wo er wieder eine ganze Zahl Schnitter versammelt fand. Er ging zuerst zu Wies und vertraute ihm an, daß er dieses Jahr mit auf Erntearbeit gehen würde. Lida riet, was er gesagt hatte und lächelte ungläubig.

Die Burschen, die schon dort unten gewesen waren und alles gesehen hatten, erzählten von den riesigen Kornfeldern, o, wohl zehn Dörfer voll, nichts als Himmel und Korn, das abzumähen war, und wie sie da hineingeschlagen hatten, Tag und Nacht — und dabei diese grausame Sonne! Sneyer hatte einen Mann neben sich tot hinfallen sehen, mausetot! — Dann wußten sie noch viel von den Bauernhufen dort unten zu erzählen, die so groß waren, daß sich die Knechte unter einander nicht kannten.

„Und der Bauer, der ist da wie ein König in seinem Land!" wußte Sneyer zu erzählen.

Rik wurde ganz eingeschüchtert durch diese Berichte, er begann sich heimlich zu ängstigen und doch stieg sein Verlangen, mitzugehen und die gewaltige Arbeit mitzuthun, aber das ferne Land!

Ich komm dann als ein richtiger Mann zurück und darf über alles mitsprechen. Wies konnte nicht mehr schlafen, so groß war seine Sehnsucht geworden.

„Hurra, Junge!" rief er und schlug Rik auf die Schulter „dort unten wollen wir unsre Arme und unsre Kraft losbinden und gehörig dreinschlagen!"

Nachdem alle gegangen waren, saß Rik noch mit Wies und Lida schwatzend zusammen, wie sonst.

„Lida, was wirst Du hier allein thun, wenn wir fort sind, und woran wirst Du denken," wollte er sie fragen, aber er brachte es nicht über die Lippen und ging an dem Abend wieder heim, ohne ein Wort von alledem gesagt zu haben, was er sich zurechtgelegt hatte.

Ehe wir aus dem Lande gehen, am letzten Tag werd ich es ihr sagen, dachte er. Wies hatte ihm von dem großen Verdienst dort unten erzählt und er freute sich bei dem Gedanken an all den Reichtum. „Wenn sie mich dann noch abweist, geh ich für immer auf und davon!"

Zu Hause hatte Mutter alle Hände voll zu thun, sein Zeug in Ordnung zu bringen. Er mußte neue Kittel und neue Hemden haben. Ueberall wurde von nichts weiter gesprochen, als von der Ernte im Süden. Der Pastor ging von einem Haus ins andre und ermahnte die Burschen, dort unten ihre Pflicht zu thun und das Böse zu meiden, was sie mit vielem guten Willen gelobten. Krauwel kam auch noch, um zu sehen, ob jemand sein Wort zurücknehmen wollte, und setzte die Abreise auf übermorgen fest. Da war niemand, der noch gearbeitet hätte, sie mußten zuviel bei einander auf Besuch gehen und alles in Stand setzen und bei den alten Schnittern anfragen, was am nötigsten und geschicktesten zum Mitnehmen wär. Sie gingen zum Schmied, um ihre Sensen und Sicheln scharf machen zu lassen, zum Kaufmann, um neue Kittel und Hosen zu erstehen. Die großen blauen Doppelsäcke wurden vollgepfropft und jeder wünschte, es möchte nun losgehen.

Rik beschäftigte der Gedanke am meisten, wie er von Lida Abschied nehmen sollte; ehe er in die Fremde hinausging, wollte er es ihr doch zu wissen thun, wie gerne er sie sah, und er zerbrach sich unaufhörlich den Kopf, auf welche Weise es geschehen könnte.

„Ich freu mich mitzuziehen, sagte er, aber um einer Sache willen möchte ich wünschen hierzubleiben." Sie fragte ihn nicht, was das sei und so wagte er nicht weiter zu sprechen. Aber sie blinzelte doch schelmisch mit den Augen, daß sie ihn begriffen hätte und das machte ihm die größte Freude.

Während dieser Nacht zog Krauwel mit seiner Schar laut singend durch das Dorf. Aber Rik war auf Mutters Rat früh schlafen gegangen.

„Es wird wohl sicher das letzte Mal sein, wo Du richtig durchschlafen darfst," meinte sie.

Nun lag er im Bett und lauschte auf den wilden Gesang und auf die Ausgelassenheit der Burschen.

Muß ich denn wirklich mit diesen rohen Kerlen ziehen? dachte er und wurde bange.

Wirklich standen am andern Morgen Wies mit Sneyer und Pinne und Broecke und all den andern Burschen zum Abmarsch bereit auf der Straße. Von allen Seiten kamen neue Schnitter hinzu, sodaß der ganze Platz vollstand. Kräftige Burschen, fix auf den Beinen, in ihren dunkelsammtnen Hosen, dem roten Lendenschal und dem blauen Kittel, der ihnen lose über die breiten Schultern fiel, und dem alten Filzhut mit dem herabgebogenen Rand, der das Gesicht beschattete. Sie trugen den Doppelsack, der ihre Habe und ihren Mundvorrat enthielt über der Schulter und ließen, auf ihre Sensenstiele gestützt, den Blick gelassen in die Runde schweifen. Aus ihren Augen leuchtete Mut und Entschlossenheit und ihre, jetzt rastenden Gliedmaßen zeugten von der gewaltigen Kraft, die sie mit sich trugen, um dort unten im Süden Wunderthaten zu verrichten. Viel fremdes Volk lief über die Straße, jeder wollte seine Freunde noch sehen und begrüßen. Mutter Buschaert hatte noch damit zu thun, Riks letzte Sachen in Ordnung zu bringen. Ob er wollte oder nicht, er mußte ein Töpfchen mit frischer Butter in seinen Doppelsack stecken und dazu eine Schüssel mit frisch geschlachtetem Schweinefleisch als Zehrkost für die erste Wegstrecke. Dann kam sie noch mit Weihwasser und einer Medaille von unsrer lieben Frau angeschleppt, die sie ihm sammt einem Kreuzchen um den Hals hing. Da konnte sie es nicht länger zurückhalten und die Thränen liefen ihr über die Backen, sodaß sie ihr Gesicht abwenden mußte.

„Hab guten Mut, Junge," stammelte sie, und die alte Frau mußte sich wieder abwenden.

„Herrgott, es ist so weit und der Weg so beschwerlich, Pieter hat sich dort unten seine Krankheit und seinen Tod geholt!"

Die Zeit lief ab und mit einem kräftigen Schwung warf Rik den Sack über die Schulter und ging; Mutter und die Schwestern begleiteten ihn. — Er suchte zwischen all den Leuten nach Wies — Ha! da stand er mit Mutter Beuke und Lida, die laut mit den Burschen schwatzte.

„Jetzt, dachte er, will ich sie nochmal recht genau ansehen, ich muß ihr Gesicht ganz und gar auswendig können, damit ich es dort unten in meiner Einsamkeit mir ganz zusammensetzen und immer bei mir haben kann. — Ob ich es heute wage, ihr zu sagen: Lida, ich hab Dich gern und werd dort im Süden immer nur an Dich denken; wenn der Sommer um ist, bin ich wieder da?"

Sie sahen einander an und lächelten. Sie hatte sich heute Morgen so herausgeputzt, sicher mit Absicht.

Ich muß nun auch wie ein tüchtiger Kerl aussehen, dachte Rik.

„Fürchtest Du Dich nicht vor der schweren Arbeit?" fragte sie ihn.

„Pah! es wird mir so leicht nicht zu sauer werden!" prahlte er und schob mit einer kecken Bewegung den Hut aus der Stirn.

Er hätte nun noch gern mehr gesagt, aber es standen so viele Menschen um sie herum und Mutter hatte ihm immer noch so viel zu sagen und Lida war so mit ihrem Bruder beschäftigt.

Da iſt Krauwel!

Hinter der Kirchhofsmauer kam der große Krauwel hervor. Ohne viel zu reden trat er zwiſchen ſeine Burſchen und muſterte jeden einzelnen; er zählte ob auch keiner fehlte.

„Nichts vergeſſen, Jungens?“

„Nein! nein!“ riefen ſie.

Dann gab er das Zeichen zum Aufbruch. Truppweiſe, zu zweien oder dreien ging es vorwärts. Viele gingen Arm in Arm mit ihren Schätzen, die Köpfe dicht zuſammengeſteckt erzählten ſie ſich noch einmal für lange Zeit alles, was ſie auf dem Herzen hatten. Andre ſchritten neben ihren Weibern her. Wies und Rik gingen ſtill neben einander, noch eine Strecke von den Müttern und Schweſtern begleitet.

„Wies, Junge, willſt Du gut Acht geben auf Rik, er iſt ſo zart?“ bat Mutter Buſchaert.

„Verlaß Dich auf mich, Fiene, ich laß ihn nicht aus den Augen und wir kehren einer nicht ohne den anderen zurück,“ ſagte er, um das alte Frauchen zu tröſten.

Man hörte jetzt nichts als das halblaute Murmeln und den ſchweren Tritt ihrer benagelten Schuhe auf dem Pflaſter. Jeder hatte mit den Seinen zu thun. Am Kapellenkreuz blieben die Frauen zurück, bis hierhin wurde das Geleite gegeben, das war von jeher ſo Sitte geweſen. Jede rief noch ein letztes „lebwohl! gute Heimkehr!“ hinterdrein. Rik trachtete Lidas Blick zu erhaſchen. Sie rief bald dieſem, bald jenem der Burſchen, die ſie neckten einen lachenden Abſchiedsgruß nach, er wartete verlegen bis die Reihe an ihn kommen würde, Mutter ſtand und ſah ihn an, er fing an, verdrießlich zu werden, jetzt fing er einen freundlichen Gruß aus ihren Augen auf, aber gleich darauf bekam ſie wieder dieſen trotzigen Zug um die Lippen und machte dieſe ſchnippiſche Wendung des Halſes, die ſie entſtellte.

„Jetzt geh ich wirklich, ohne ihr etwas davon geſagt zu haben, und ſie ahnt nichts und wird vielleicht . . .“

Dann wandte er noch einmal den Kopf, um Mutter zuzuwinken und dabei gelang es ihm, Lida nochmals zu erſpähen, jetzt nickte ſie ihm ſo ſchelmiſch zu, als ſpotte ſie über den zaghaften Jungen. Jetzt hätte er zurücklaufen mögen, um ihr alles das anzuvertrauen, was er auf dem Herzen hatte, aber Wies frug ihn, ob er etwas vergeſſen hätte.

Mutter ſtand noch immer und wartete auf einen letzten Gruß von ihrem Jungen, aber der ſah ſich nicht mehr um.

„Wies, Junge,“ ſagte er, „wie muß unſer Dorf verlaſſen und einſam, voll großer leerer Flecke daliegen, wenn wir alle, ſoviele große Burſchen nicht mehr da ſind!“

„Das macht nichts,“ entgegnete Wies, „ſie werden auch ſchon ohne uns leben und wir kommen wieder, der Sommer iſt nicht ſo lang!“

Kaum waren ſie um die Ecke gebogen, ſo war der Ernſt des Abſchieds verflogen und die Ausgelaſſenheit ſtellte ſich wieder ein. Rommelaere holte ſeine Ziehharmonika heraus und ſie marſchirten nach dem Takt der Muſik und dabei ſangen ſie aus voller Kehle.

So wanderten ſie zum Dorf hinaus und in das Nächſte hinein, und ſo fort, den ganzen langen Tag bis ſie abends bereits in einer unbekannten Gegend bei einem fremden Bauer Obdach für die Nacht ſuchten.

Rik fühlte mit Beſorgnis, wie die Entfernung, die ihn von Hauſe trennte, wuchs, er ſtampfte faſt die ganze Zeit willenlos und träge mit der Bande

weiter, die Gedanken auf das fremde Land gerichtet, dem er entgegenschritt, und auf die Gefahren, von denen die Kameraden so leichten Mutes sprachen; dann wieder dachte er an zu Hause und all das, was da jetzt in seiner Abwesenheit weiter lebte. Zu Hause erschien ihm jetzt wie ein stiller, friedlicher Fleck, wo er im letzten, kurzen Frühjahr seine Seligkeit ausgekostet hatte. Ihn erfüllte wieder die weiche Traumstimmung jener Abende und hier auf dem kahlen Lande überkam ihn der bittre Kummer um sein geschwundenes Glück. —

Was werden sie mit mir beginnen, dachte er, und die Gefahren, welche die Arbeit dort im Süden mit sich bringen sollte, standen wieder mit schrecklicher Deutlichkeit vor ihm. Boele hatte ihm soviel erzählt von dem Sonnentanz auf den Kornfeldern!

Aber allmählich hob sich sein Mut wieder in dem starken Vertrauen zu den Kameraden, die neben ihm schritten.

„Wir beiden sind die Jüngsten, sie werden uns nicht zu viel zumuten," hoffte Wies, „und wenn wir es garnicht mehr aushalten können, lassen wir uns einfach fallen und stellen uns einen halben Tag lang wie tot."

Die andern Burschen schritten rüstig aus, voll Verlangen, die Arbeit anzupacken.

„Da können wir doch noch mal die Arme regen! all die Kornfelder hier in der Gegend können wir überblicken und eh das Spiel noch recht begonnen hat, liegt das Feld schon abgemäht! Dort unten ist es anders, dort giebt es Korn, Korn, so weit wie der See!"

Rik sah voll Bewunderung zu den Männern auf; das waren nun alle seine großen Brüder, von denen er Beistand erwartete. Eine lange Tagereise folgte der andern, sie hielten nur kurze Nachtrast und brachen früh auf, wie gejagt ging es weiter, immer tiefer in den Süden hinunter. Sie wurden schließlich müde und Lärm und Gesang waren lange verstummt; sie schritten ohne aufzublicken und ohne zu sprechen. Nachdem sie viele Tage gewandert waren, gewahrten sie zu beiden Seiten der Landstraße weitgestreckte Felder und darin verstreut Kirchtürmchen, die aus kleinen Häusergruppen emporragten. Sie gingen Tag und Nacht weiter, nachts schliefen sie in einer Scheune oder unter freiem Himmel. Tagsüber brannte die Sonne und nachts kühlte es nur wenig ab, und allmählich wurden sie gewahr, daß der Süden nicht mehr ferne lag. Als es einmal wieder zu tagen begann, sahen sie hinter dem Nebel die Türme einer großen Stadt; Krauwel sagte, sie müßten sie links liegen lassen, später würden sie eine noch viel größere Stadt erreichen und dahinter lagen die Felder, die sie abmähen sollten.

Mit großer Neugierde betraten die Schnitter die große Stadt; sie rissen die Augen weit auf und verloren den Atem über all die Menschen und Häuser in den Straßen. Sie hätten hier lange verweilen mögen, um all das Wunderbare zu besehen, aber das Ziel lag noch in der Ferne und Krauwel gebot, dicht bei einander zu bleiben, damit keiner verloren ginge. Als sie die Stadt durchschritten hatten, kamen sie wieder auf das Land; das Blau des Himmels schien sich hier viel höher zu wölben über einer unendlichen Fläche von Früchten. Weite Felder von Hafer und Gerste, mit saftigen Weiden dazwischen, dehnten sich unabsehbar aus, nirgend durch Zaun oder Hecke begrenzt.

Gegen Abend gelangten sie an einen Bauernhof.

„Hier werden wir unsre erste Arbeit verrichten," sagte Krauwel und

er erzählte, was für ein Mann der Bauer sei, mit dem sie fast alle zum ersten Mal Bekanntschaft machen sollten.

Die Burschen standen müde und stumpf da und starrten schier überwältigt auf ein endloses Feld voll überreifem Klee.

Sie schritten noch ein Stück weiter, an dem jungen Korn vorüber.

„Es wird eine gute Ernte," meinte Sieper, „wenn das Wetter so bleibt, mähen wir das Korn in der Hälfte der Zeit ab."

Dahinter sahen sie die hohen Dächer vieler Gebäude auftauchen. Krauwel trat allein in das Hofthor und die Burschen legten sich in den Schatten der Bäume, um ihre müden Glieder auszustrecken. Sie verbanden sich die wunden Füße und halfen sich gegenseitig mit den Salben aus, die sie im Doppelsack mitführten.

Es kamen viele Kinder und Frauen angelaufen, um die Schnitter zu sehen, die von soweit hergekommen waren. Schließlich kam Krauwel mit dem Bauer. Das war ein langer, hagerer Mann mit schwarzen, bös blickenden Augen. Er sprach laut in einer fremden Sprache und machte barsche Bewegungen mit Kopf und Armen.

„Das ist die Uebereinkunft, die er mit Krauwel unsertwegen macht," sagte Wies zu Rik.

Die Beiden blieben in einiger Entfernung stehen und erst als Krauwel zustimmend nickte und einen kräftigen Handschlag mit dem Bauern wechselte, näherten sie sich den Kameraden. Der große Bauer besah die Burschen einzeln und erzählte von einer andern Schar, die vor einiger Zeit aus demselben Lande gekommen war und nun in den Rüben arbeitete. Dann kehrte er, ohne sich noch einmal umzusehen, nach seinem Hof zurück.

„So, Burschen," sagte Krauwel, „wir sind jetzt gedungen! Morgen beginnen wir."

Er setzte ihnen auseinander, wieviel Lohn jeder für seine Arbeit erhalten würde und wie die Arbeit eingeteilt werden sollte.

„Hier ist es mit der Ernte nichts, Jungens, wir mähen hier nur den Klee, zur Kornernte ziehen wir tiefer in das Land hinein."

Ein kleines Mädchen kam, um ihnen den Platz zu zeigen, wo sie während ihres Aufenthaltes essen und schlafen sollten.

Sie führte sie hinter den Ställen und Scheunen herum zu einem langen, niedrigen Holzschuppen. Da ließ sie sie stehen und lief lachend von dannen.

„Dies ist nun unser Haus, Jungens, und jeder kann sich hier seinen Platz aussuchen und ihn während der ganzen Zeit behalten. Wir machen es hier wie die Kühe im Stall und wenn wir nur untereinander Frieden halten, wird uns hier keiner weiter stören. Nun holen wir uns Bündel Stroh aus der Scheune und machen unsre Lager auf." Das Stroh war bald hingeschüttet und an dem Kopfende von jedem Lager lagen die Kleider und sonstige Habe. Die gar zu Müden streckten sich sofort aus und schnarchten. Andere setzten sich zu Vieren zum Kartenspiel nieder oder schlenderten draußen, ihr Pfeifchen rauchend, umher. Krauwel nahm Sieper mit ins Bauernhaus, um Wein und Brod zu kaufen; Fleisch und Kartoffel sollten auf dem Hof für sie gekocht und ihnen herübergebracht werden, so lautete die Verabredung.

Wies und Rik saßen in einer Ecke zusammen und schwatzten über das, was sie gesehen hatten und ergingen sich in Vermutungen, was kommen würde.

„Ich bin froh, Wies, daß wir hier sind, wie war der Weg lang und was sind wir jetzt für ein Stück von zu Hause entfernt!“

Wies wühlte und kramte in seinem Sack nach Salbe für seine wunden Füße.

„Wenn nun einer von uns hier krank wird!“ fing Rik wieder an.

„Ja, der bleibt hier in dem Schuppen liegen bis er gesund ist oder tot geht, und Krauwel zieht ihm die versäumten Arbeitsstunden vom Lohn ab. Morgen gehts los, Junge, je mehr wir arbeiten, je größer ist der Verdienst.“

„Schlaft, wenn Ihr wieder zu Haus seid! hat Krauwel gesagt. Vergangenes Jahr haben wir drei Monate geschuftet, fast ohne zu schlafen, da waren wir auch früh fertig, zu Kirmissonntag kamen wir wieder mit unsern Taschen voll Geld im Dorf an.“

„Wie langen bleiben wir auf diesem Hof?“ frug Rik.

„Ach, hier mähen wir bloß den Klee, die richtige Ernte beginnt erst weiter unten im Lande. Bei Quélin, da werden wir lange Zeit auf demselben Hof bleiben und der Hof ist so groß wie unser ganzes Dorf. Du wirst schöne Augen machen, wenn Du all das Korn zu sehen kriegst, ein einziges großes Stück, ohne Weg und Steg darin und der Bauer jagt auf dem Pferde umher, wenn er nachsehen will, ob die Arbeit auch überall ordentlich verrichtet wird.“

Sie schwatzten so eine Weile, immer nur halblaut weil die Dunkelheit in dem großen Schuppen sie einschüchterte.

Das Weinfaß und ein Korb voll Brod wurden gebracht und die Schnitter fanden sich einer nach dem andern ein. Krauwel schenkte ihnen einen Probetrunk ein und dann legten sich alle für die Nacht schlafen. Die Thür des Schuppens blieb der Wärme wegen auf und durch die Oeffnung huschte ein heller Lichtstreifen herein und glitt über die Reihen der Männer, die da sorglos lagen und schnarchten.

Rik verschaffte diese erste Nacht unter dem unheimlichen Dach bitteres Heimweh. Er lag und dachte an all die Dinge, die ihm nun so fern gerückt waren und in seiner Verzagtheit musterte er die Männer, die doch auch wie er ihre Heimat verlassen hatten und dabei doch so unbekümmert schlafen konnten. Er lag hier allein wach in einer teilnahmlosen Umgebung. — Zu Hause ging nun alles seinen gewohnten Gang, und ob da wohl irgend jemand an den armen Rik dachte? O, wenn er nur die Gewißheit gehabt hätte, das hier hinter dem häßlichen Schuppen sein eigenes Häuschen stände und wenn die Möglichkeit dagewesen wäre, Lida oder auch nur Mutter und die Schwestern zu treffen! Aber es war eine gänzlich unbekannte Umgebung, voll fremder Menschen, die ihn nichts angingen. Und wenn er nur jemand gehabt hätte, mit dem er von zu haus oder von seinen Gedanken hätte reden können! Wies lacht, wenn ich davon anfang, dachte er, und doch will mir das Dorf nicht aus dem Kopf. Lida ahnt nichts von meiner großen Qual, aber ich will ihr einen Brief schreiben und ihr alles sagen, was mich bedrückt.

Die Müdigkeit übermannte ihn; im Traum schrieb er einen langen Brief und am offenen Fenster, von Weinranken eingerahmt, sah er Lida sitzen und ihr übermütiges Gesicht lächelte, während sie seinen Brief las. Früh am andern Morgen wurden die Schnitter durch den Lärm aufgeweckt. Die Hähne krähten, die Pferde stampften und die Knechte und Mägde riefen laut durcheinander. Durch die offene Thür sah das Tageslicht herein

und die große Sonne ging auf und erfüllte den Hof mit Glanz. Sie mußten nun in die Scheune gehen und die Sensen holen und dann brach der ganze Trupp nach dem Kleefeld auf. Der Bauer führte sie hinter den Steinwall, der den Hof umgab, an eine weitgestreckte Fläche wogenden Grüns, das in taufrischer Ueppigkeit dalag. Das sollten sie abmähen. Sie ließen die Augen noch eine Weile über die breite Fläche gleiten und lächelten sich, zufrieden über die schöne Arbeit, an. — Dann prüften sie die Sensen und stellten sich in gleichem Abstand reihweise auf und in der ländlichen Morgenstille ließen sie den Schärfstein fleißig über den widerspenstigen Stahl gleiten, daß ein schriller Ton die Luft durchschnitt.

„Nun fangen wir an, Jungens," sagte Krauwel, und that den ersten Probeschlag durch den Klee.

„Los denn, laßt die Sensen spielen, das Futter steht saftig und grade und läßt sich wie Butter schneiden, daß es eine Lust ist!"

Sie spieen in die Hände und „ssssshhh" klang durch die ganze Reihe die langgezogene Stimme der Schneide und der Klee bog sich und fiel, bis zur Wurzel abgeschlagen, platt zu Boden. Mit der ersten Bethätigung ihrer Kräfte erwachte auch das stolze Bewußtsein dessen, was sie leisten konnten in ihnen, es war eine Freude, ihnen zuzusehen: die langen Reihen der Männer, die sich so sicher auf ihren langen Beinen wiegten, halb in die Kniee gesunken, den Oberkörper und die Schulter mit gleichmäßigem Ruck drehend, die Arme mit dem blinkenden Stahl weit ausholend, sodaß sich das junge Grün vor ihnen niederzuwerfen schien noch ehe sie es berührten.

Die Sonne stieg höher und wärmte schon tüchtig, und die Männer wiegten sich noch immer im gleichen Takt auf ihren langen Beinen, und bei jedem neuen Schlag der Sense entstand ein neuer kahler Streifen auf dem Felde. Dabei erschallte die warme, reine Sonnenluft von heiteren Reden und von Gesang: die fröhlichen Liedchen von zu hause. Sie waren da bei lustiger Arbeit und spürten den Genuß, die Glieder zu rühren und in ihrem heiteren Kopf quoll der gesunde, junge Lebenssaft, der im Frühling überall empor schießt. Sie standen da, stolz über ihre eigene Kraft, ohne Sorgen und ohne Verlangen nach irgend etwas, zufrieden mit sich selbst und reich in ihrer Sprache und in ihrem Gesang.

Boele sang aus voller Kehle das schöne Schnitterlied und drüben auf der andern Seite brachte Sneyer die Burschen alle mit seinen Spottliedchen zum Lachen. Nik selbst vergaß all die Trübseligkeit von gestern Abend und wurde mit fortgerissen durch all die ausgelassene Fröhlichkeit. Das war etwas, was er nie zuvor gekannt hatte, dieses lustige Schaffen mit all den Kameraden zusammen. Und die Arbeit ging ihm flink und leicht von der Hand. Er und Wies und noch einer von den Jüngsten rafften das Grün, das am Boden lag in Bündeln zusammen, breiteten das eine Ende mit einer geschickten Bewegung auseinander, und dann stand das Bündel, am Kopf abgebunden, wie ein spitzes Türmchen in der Sonne zum trocknen.

Die Schnitter schritten stetig weiter und schlugen tapfer drauf los. Sie achteten nicht der Zeit und da war kaum einer, der sich einmal aufgerichtet hätte, um den Gang der Sonne zu verfolgen. Als Mittags die Glocke auf dem Hof geläutet wurde, liefen sie in leichtem Trapp zu dem Schuppen hinüber. Hier fanden sie viel Fleisch und dampfende Kartoffel und hieben wacker ein, um ihres Hungers Meister zu werden. Darauf durften sie sich ausruhen, bis Krauwel wieder das Zeichen zum Beginn gab

Und wieder wurde gemäht bis zum Abend und so viele Tage hintereinander. Dann merkten sie erst, wie ihr Stahl in den Klee gebissen hatte: da lag eine große, kahle Fläche, die mit trocknenden Heuhaufen wie ein Schlachtfeld mit kleinen Zelten besetzt war. Aber vor ihnen blieb doch immer dieselbe unabsehbare, wogende, grüne Fläche. Schließlich fingen sie an, sich heimisch zu fühlen und gewöhnten sich an das weite Land mit dem hohen Himmel und der schönen Sonne. Es war als gäb es nirgend sonst in der Welt Menschen für sie und als hätten sie niemanden, der ihrer Heimkehr harrte. Sie fragten nicht danach, für wen sie arbeiteten und begehrten keinen Lohn, es genügte ihnen, den gewaltigen Hieb in den Klee schlagen zu dürfen und sie spürten, wie gut es war, so einträchtig zusammen leben zu dürfen. Abends vor allem ging es hoch her. Wie die ausgelassenen Füllen sprangen sie dann über das Feld und schlugen zwischen den Heutürmchen Purzelbäume. Rommelaere holte dann seine Ziehharmonika und spielte die Kirmesweisen aus dem Dorf und Sneyer und Boele und Sieper und wer sie sonst kannte, sangen die lustigen Liedchen mit. Wenn sie ganz übermütig wurden, ergriffen sie einander an den Armen und tanzten wie toll im Kreise, bis sie ausgerast hatten und sich erschöpft im Grase niederließen, wo die Aelteren und Bedächtigen ihre Pfeifen rauchten.

„Jungens," ermahnte der alte Wizeur, „Eure besten Tage kriegt Ihr erst! wartet nur bis die Sonne glüht und wir unsre Sensen mit Sicheln vertauschen, dann sollt Ihr die Tänzer keuchen sehen!"

Aber die ausgelassenen Burschen ließen sich ihre Freude nicht stören und warteten den prophezeiten Sonnenbrand getrost ab.

Jetzt brachten die Schnitter die Nächte unter freiem Himmel zu, hoch über ihnen blinkten die Sterne, das waren dieselben, die sie zu Hause im Dorf gesehen hatten.

Nach vieler Tage Arbeit lag das mächtige Kleefeld platt und abgemäht da; aber der Bauer kam und führte sie auf ein andres Feld, auf dem das Grün in ebenso unabsehbarer Breite wogte. Da begann die Arbeit von neuem. Die Zeit schob nun eintönig vorüber, ohne von dem wöchentlichen Feiertag unterbrochen zu werden, der den Schnittern aus der Heimat her so vertraut und lieb war. Einen Sonntag kannte man hier nicht, sie mußten auch an diesem Tage bis gegen Abend arbeiten und nur der Rest des Tages wurde ihnen geschenkt, damit sie sich vergnügten. Dann sputeten sie sich vom Felde zurück in den Schuppen und zogen ihr bestes Zeug an, die sammtne Hose und den blauen Kittel und dann brachen sie auf ins nächste Dorf, um viele Menschen zu treffen.

„Warum gehst Du nicht mit uns?" fragte Wies Rik, „Du hockst hier allein herum und träumst als ob Du davon Pläsier haben könntest!"

Rik hätte gewollt, daß es keinen Sonntag gäbe, denn dann dachte er immer viel mehr an zu Haus und doppelt, wie verlassen er war. Er war froh, wenn er all die Kameraden fortziehen sah und verlangte nicht, ihre Freuden zu teilen, es war ihm lieber, allein durch die Felder und über den Hof zu schlendern. Es wurde um diese Zeit so still rings umher. Er blieb dann in Träumen verloren unter einem Baum stehen oder lehnte an der Hofmauer und sah den Hühnern zu, die sich vor dem Schlafengehen ein letztes Körnchen aufpickten.

Er ging gern in die großen Ställe, wo die Kühe und Pferde in langen Reihen standen. Dann schlenderte er zu seinem Schuppen hinüber und kramte in seinem Doppelsack, in dem er allerhand Dinge von zu Hause aufhob. Die untergehende Sonne stimmte ihn jedes Mal traurig.

Er träumte von Lida und fand, daß es nun Zeit würde, an sie zu schreiben. Er suchte all das Nötige zusammen und setzte sich draußen vor die Thür, weil es dort heller war. Das Papier lag auf einem Brettchen auf seinen Knieen und den Bleistift hielt er zwischen den Fingern, aber wie er es beginnen sollte, ihr all das anzuvertrauen, was da in seinem Innern saß, das wußte er nicht.

„Lida es ist abend und ich bin hier allein. Wir leben hier ein so wunderliches Leben. So weit von Euch zu Haus entfernt. Lida, Du sitzt zu Haus abends unter der Linde allein. An wen denkst Du da? ich sehe Dich so deutlich sitzen als säße ich bei Dir! wie klar Deine Augen sind und wie weiß Dein Gesicht! Du gehst nie aus meinen Gedanken, nicht bei Tag und nicht bei Nacht. Du weißt nun wie gern ich Dich hab! ich wagte es nie, es Dir zu sagen, ich war bange, Du könntest schnippisch und böse werden . . . ."

Er war nun wirklich zu Haus und schwatzte vertraulich mit seinem Wundermädchen. Und sie saß da und sah still vor sich nieder, so friedlich war es mit der wohlthuenden Dämmerung zwischen ihnen. Nun sagten sie kein Wort mehr, aber sie verstanden alles so gut, was sie sich zu sagen hatten. Glück, Glück, mit der einzigen Furcht vor dem Ende, das kommen mußte.

Es war stickdunkele Nacht als Rik auffuhr und erkannte, daß es alles Lüge und Sinnenbetrug gewesen war. Auf seinen Knieen lag das weiße Blatt Papier, aber es stand nöch kein Buchstabe darauf.

Die Schnitter kamen halb betrunken nach Hause und brüllten in wüster Ausgelassenheit. Sie fielen auf das Stroh nieder, dröhnten noch eine Weile vor sich hin und fingen dann gewaltig an zu schnarchen. Sneyer und Kretse waren verwundet und bluteten; sie hatten mit ein paar Schnittern aus einem andern Trupp eine ganze Bande Inländer durchgeprügelt und dabei waren die Messer gezogen.

„Sonntag schlagen wir sie mausetot, die Spötter! wir gehen alle miteinander gegen sie an! sie betrügen beim Spiel und haben mir mein Geld und meine Uhr gestohlen! schimpfte Kretse. Der verfluchte Dieb! der kann noch lange nach seinem Kopf suchen, ich hab mit meinem Hammer drauf losgehämmert als ob er eine krumme Sichel wär!"

„Wir gehen Sonntag mit unsern Sicheln auf sie los!" brüllte Sneyer.

„Ruhe!" befahl Krauwel.

Wies erzählte Rik leise den Hergang der Prügelei. Die Dörfler hatten angefangen, die fremden Schnitter zu verhöhnen, dann hatten sie zusammen gespielt, aber als Sneyer entdeckte, daß sie betrogen und stahlen, war er aufgesprungen und hatte um sich geschlagen, er und Kretse hatten dann mit einem Halbdutzend fremder Schnitter das ganze Dorf durchgeprügelt.

„Rik, ich weiß noch mehr neues! ich hab Bekannte aus dem Dorf gesehen, einen großen Trupp Schnitter, die arbeiten hier östlich von uns. Sicher treffen wir mit ihnen zusammen wenn wir nach Bauer Quélins Feldern hinüber ziehen. Rik schläfst Du?"

„Ja," sagte Rik, aber er setzte in Gedanken immerfort seinen Brief auf.

Am folgenden Sonntag saß er wieder über das Blatt Papier gebeugt und grübelte. Aber nun mußte er damit fertig werden und er erzählte in kurzen Sätzen, was er hier thäte und wie er lebte und daß Wies grüßen

ließ. An Mutter bestellte er Grüße und sie sollte ihr sagen, daß das Wetter schön wär und das niemand krank wär. Ganz unten in der Ecke, halb versteckt, standen ein paar Worte über seine große Liebe gekritzelt. Lida würde schon verstehen, wie ernst es ihm damit war und daß er nur schweigen mußte, um es nicht allen zu verraten.

Er war nicht zufrieden mit seinem Brief und hätte ihn wohl zerrissen, wenn er nicht gefürchtet hätte, es am nächsten Tage noch schlechter zu machen. Er zwängte ihn in einen Umschlag und konnte die ganze Nacht nicht schlafen vor Aufregung; am andern Morgen lief er zu dem Pferdeknecht, der den Brief mit in die Stadt nehmen sollte, um ihn dort einzustecken. Rick gab dem Mann gute Worte und ein paar Pfennige, mit mit denen er das Porto bezahlen sollte, und trug ihm auf, den Brief ja nicht zu verlieren oder zu vergessen.

„Ganz gewiß nicht!“ gelobte der Knecht. „Kuck ich steck ihn in das Futter von meinen Hut und wenn ich dann in die Stadt komme, trag ich ihn gleich auf die Post, bezahl den Stempel und weg ist er! Jüüh!“

Die Pferde zogen an. Aber der Kerl war kaum um die Ecke gebogen, so grinste er und murmelte:

„So'n dummer Bengel! hat natürlich an seinen Schatz geschrieben! als ob es nicht Sünde wär, das teure Geld an so'n Lappen zu vergeuden!“ Er holte den Brief unter seinem Hut hervor, zerknitterte ihn zwischen den groben Fäusten und zerkaute ihn zu weichem Mus.

Ich kauf mir 'nen Schoppen Wein von dem Jungen seinem Geld, dachte er und er vertrank unterwegs in einem Krug das ganze Geld.

Rik arbeitete den ganzen Tag wohlgemut und sang und pfiff, weil Lida nun bald um seine große Liebe wissen würde und weil er in froher Erwartung auf ihr Lächeln heimkehren durfte.

Nach langer Zeit und nach einer riesigen Kraftanstrengung bekamen die Schnitter das Ende von dem Kleefeld zu sehen.

„Vorre und Labbe,“ sagte Krauwel zu zwei von den Schnittern, „Ihr macht Euch morgen in aller Frühe auf nach Bauer Ouélin und bestellt ihm, wir wären hier fertig und wollten nun nach seiner Hofstelle aufbrechen.“

Die beiden Vorläufer zogen am andern Morgen mit ihrer Botschaft ab und die andern mähten noch zwei volle Tage. Da war die ganze Arbeit gethan und das weite Feld stand nun voller spitzer Zeltchen, daß es von Ferne wie ein riesiges Schlachtfeld anzusehen war.

Der Bauer rief alle Schnitter in seine beste Stube und schenkte ihnen fleißig Wein ein, sodaß die Burschen frohgemut mit ihm anstießen als mit dem besten aller Arbeitgeber. Dann holte der Schlauberger einen Sack voll Geld herbei, ließ die Thaler klimpern und schickte sich an, die Abrechnung zu machen, und dabei rechnete er so kreuz und quer, daß die halbbetrunkenen Gesellen nicht klug daraus werden konnten. Krauwel und Boele und Sieper argwöhnten wohl, daß da nicht alles in Ordnung war, aber sie konnten es nicht so schnell nachrechnen. Der Bauer schenkte immer wieder ein und lobte ihre Arbeit und bat die Schnitter, das nächste Jahr wieder zu kommen und frug, ob sie mit der Bezahlung einverstanden wären?

Der Tisch lag voll blinkendem Silber. Krauwel zögerte noch etwas und sagte endlich:

„Ja, es ist weiß Gott schönes Geld. Fix, Jungens, streicht es nur ein, jeder soviel wie ihm zukommt!“

„Willst Du es nochmal nachzählen?“

„Nein, nein, Wirt, wir verlassen uns auf ihn, wir haben rechtschaffen gearbeitet, er wird uns rechtschaffen bezahlen.“

Jeder strich frohgemut sein Häufchen ein und sie bargen das Geld in einer Börse, die sie auf der bloßen Brust trugen. Sie waren froh, die Burschen, soviel Geld zu haben, aber heimlich dachten sie doch, daß sie betrogen seien.

„Der Schelm hat uns den Lohn nicht ganz ausgezahlt,“ sagte Sieper, als sie draußen waren, „aber nur fort von hier, es ist doch gutes Geld und es ist das erste, das wir verdient haben, es wird uns Glück bringen, denn wir haben es ehrlich verdient.“

Sie packten ihre Habe zusammen und ließen den Wein, den sie nicht mehr trinken konnten, ausfließen; der ganze Trupp brach dann auf und marschierte, ohne sich umzusehen, vom Hof, durch den doppelten Baumgang nach Süden zu. Sie sangen wieder, daß es schallte und schritten rüstig aus.

„Wir werden weit zu gehen haben,“ sagte Krauwel, „sobald unsre Leute mit ihrer Meldung am Ziel sind, wird der Bauer Wagen nach uns aussenden.“

Sie wanderten noch die ganze Nacht hindurch, aber am andern Morgen sahen sie zwei Vierspänner daherkommen, darauf saßen Borre und Labbe, die winkten und schrieen schon von weitem.

Es waren noch dieselben Knechte und Pferde, wie im vorigen Jahr und die Schnitter freuten sich, alte Bekannte zu treffen.

Sie kletterten alle hinauf und fort gings! Die Peitschen knallten, die Pferde stürmten durch den aufwirbelnden Sand und die Freude begann! Rommelaere zog schon wieder an seiner Orgel und die Burschen sangen tapfer mit — es war als führen sie im Triumph zu einem großen Fest. Der Himmel leuchtete schon so blau und wölbte sich hoch über der goldstrahlenden Sonne. Ueberall wohin die Schnitter die Augen schweifen ließen, erblickten sie goldene Seen von wogendem Korn; sie wurden schier trunken von der Pracht und breiteten die Arme aus, als wollten sie sie greifen.

„Ab, es muß alles ab! Alles Korn muß ab!“

Krauwel saß lächelnd auf seiner Bank und schien mit seinen Jungens zufrieden zu sein.

Die Wagen rollten endlos weiter, bald rechts, bald links abbiegend und weit und breit war kein Haus zu sehen.

Rik fühlte sich in eine fremde Gegend mitgeschleppt, so endlos weit, daß er meinte, nie wieder heraus zu finden. Er fing an, sich vor dem Korn zu fürchten, diesen riesigen goldenen Strohhalmen mit den nickenden Aehren und der Sonnen darüber, so weit, daß seine Augen vergeblich das Ende suchten. Korn, nichts als Korn. Es wurde ihm wirklich unheimlich.

„Wies, wie weit ist es noch? — Wies, wo schleppen sie uns hin? Wir können hier ja nie wieder herausfinden!“

Aber Wies spottete über seine Kleinmütigkeit und packte ihn um den Leib und tanzte auf dem Wagen mit ihm herum.

„Werdet nicht übermütig, Ihr Knirpse, sonst jagt Krauwel Euch weg und Ihr dürft nicht mit uns mähen.“

In der Ferne lag ein Gewese, wie eine Stadt so groß, das war Bauer Quelin seine Hofstelle. Sie fuhren durch das große Thor ein und kamen auf einen offenen Platz, der an allen vier Seiten von Häusern,

Ställen und Scheunen umgeben war. Krauwel und Sieper kehrten hier nun schon zum sechsten Mal ein und Boele und Sneyer und manche andre zum vierten Mal und Wies zum zweiten Mal. Sie konnten sich hier gut zurecht finden, und suchten das weite Strohzelt hinten auf dem Hof auf, das ihre Schlafstätte bildete. Sie mußten sich, wie bei dem andern Bauern, ihr Lager selbst aufmachen, und dann wurden große Schüsseln mit Fleisch und Kartoffeln gebracht und so viel zu trinken wie sie mochten.

„Aber nicht zu viel trinken," ermahnte Krauwel, „wir haben nur wenig Zeit, um nüchtern zu werden, denn morgen vor Tagesgrauen muß die Sichel blinken."

Nach dem Essen wanderten sie noch ein wenig umher. Hier auf dieser riesigen Hofstelle fühlten sie sich gleich heimisch. Rik kam nicht aus dem Staunen heraus: „Wies, ist es wirklich wahr, daß sich die Leute nicht untereinander kennen?"

Drüben in der offenen Scheune schlachteten ein paar Knechte eine Kuh, hier in der Schmiede wurde tapfer gehämmert, hinten auf dem Hof arbeiteten Zimmerleute, und jeder war so emsig bei der Arbeit, daß er sich nicht danach umsah, was sein Nebenmann that. Knechte und Mägde liefen in den Ställen ein und aus, Pferde mit Wagen und Pflüge zogen über den Hof und dazwischen flogen und liefen Hühner und Ferkel und Kälber.

Und da standen nun die Schnitter wie frisch angekommene Gerätschaften, mit denen die schwere Feldarbeit verrichtet werden sollte. Alle blickten mit halb spöttischer Ehrfurcht auf die Kerle um der wunderbar zähen Kraft willen, die in ihren Armen steckte, und hier und da wurde über die gutmütige Dummheit gelächelt, die man in den Augen der Fremden zu finden glaubte, die von so weit hergekommen waren, um sich hier tot zu arbeiten.

Aber die Schnitter ließen den regen Betrieb seinen Gang gehen und legten sich auf das Stroh nieder, um zum letzten Mal für lange Zeit einen ruhigen Schlaf zu genießen.

Es war noch mitten in der Nacht, als sie schon wieder draußen vor dem Zelt auf den Beinen standen, ganz arbeitsfertig in ihren weiten, kurzen Hosen und den wollenen Kitteln, die lose um ihren Leib hingen und die breite Brust und die Arme bloß ließen.

Hier und da rieb sich noch einer den Schlaf aus den Augen und sah verwundert zum Himmel auf, droben blinkten noch ein paar Sterne.

„Hurtig, Burschen, die Sichel zur Hand, wir ziehen jetzt los!"

Ein leichter, weißer Nebel lag über den Feldern und kein Halm regte sich, hier und da quakte ein Frosch, und ein paar Mal klang auch der Schrei eines Käuzchens herüber.

„Wir sind hier ganz allein," sagte Kretse.

„Ja, und gleich bekommen wir Gesellschaft von Frau Sonne," scherzte Sieper, „kuck, sie öffnet schon ihr Thor."

Er zeigte auf den glühenden Glanz, der im Osten den Himmel färbte.

„Ich schlage den ersten Schlag!" sagte Boele, und seine Sichel brachte einen Arm voll Aehren zum Fallen.

Das war das Zeichen zum Beginn. Ein jeder von ihnen schlug nun das Kreuz und spie in die Hand, und dann hörte man den doppelten Schlag und das Rauschen des fallenden Korns. Die Männer standen in langen Reihen so weit auseinander, daß sie sich kaum noch sehen konnten. Es war ein emsiges und stetiges Schaffen. Der Tag klomm ihnen schon

über den Rücken, ohne daß sie aufsahen oder Atem schöpften. Allmählich gelang es der Sonne, allen Tau aufzusaugen, und alsbald fühlten die Schnitter, wie die Hitze schwerer auf ihnen lastete. Aber mit dem Ausbrechen des Schweißes fühlten sie sich erst recht im stolzen Bewußtsein ihrer Kraft, die keine Sonnenhitze brechen konnte. Sie schwenkten die Arme noch kühner, die Linke raffte das Korn zusammen, während die rechte Hand die blitzende Sichel schwang und sie mit kurzem Ruck durch die Halme schneiden ließ, sodaß das ganze Bündel rauschend niederfiel. Sie glichen Thieren wie sie dastanden, auf allen vieren bei der Arbeit, von der sengenden Sonnenglut übergossen, immer weiter kriechend, unermüdlich schlagend, bis die Sichel krumm stand. Dann ging es ans Klopfen mit dem Hammer und ans Klappern mit dem Schleifstein, bis die Schneide wieder ganz grade und blank war.

Das Läuten der Mittagsglocke gab endlich das Erlösungszeichen. Da sprangen sie auf und liefen um die Wette, um zuerst auf dem Hof anzukommen, der im Schatten seiner großen Bäume wie die ersehnte Oase in der Wüste lag.

„Ihr müßt nun essen bis es Euch zum Halse wieder herauskommt," rief der Bauer, der ihnen beim Mal zuschaute.

Aber er brauchte es ihnen nicht erst zu sagen, das Essen mundete gut und der Wein noch besser. Der dicke Bauer, der hier so gemächlich auf seinem schönen Hof lebte, bewunderte die stämmigen Kerle und es jammerte ihn, als er ihren, von der Sonne verbrannten Leib und ihre schweißigen Gesichter sah. Es freute ihn zu sehen, wie sie die kurze Rast genossen. Nach dem Essen suchten sie Kühlung und Erfrischung in dem Weiher hinter dem Hof. Sie planschten nackt wie die Frösche in dem schlammigen, lauen Wasser und kamen grün und besudelt wieder heraus.

Dabei hatten sie die Müdigkeit abgeschüttelt und konnten nun wieder mit frischen Kräften aufs Feld hinaus wandern.

Nachmittags war es dort fürchterlich. Das ganze Land stand dann von der schreienden Sonne durchglüht, die nun wie ein loderndes Feuer lotrecht aus der Luft herniederfiel. Den jüngsten unter den Schnittern kam ein banges Grauen an, wenn der Kampf mit der Sonnenglut und mit der Uebermacht des Korns von neuem begann. Die Andern blieben gleichmütig, zogen den Hutrand über die Stirn und hieben unentwegt drauf los, um die Bresche in der dicken Mauer von Strohhalmen, die da mannshoch und undurchsichtig vor ihnen stand, zu vergrößern.

„Wo möchtest Du nun lieber sein, Kretse," frug Sieper scherzend, „im Meerschblomme vor einem Krug Bier mit Deinem Karolinchen neben Dir oder nach Feierabend im kühlen Scheldewasser?"

Niemand hatte den Mut über diesen Scherz zu lachen; die Sonne biß hier so gewaltig, daß ihnen die Kehle austrocknete und ihnen der Atem stockte und der Schweiß in Strömen auf das Feld troff. Was fiel dem Narr ein, jetzt von dem leckeren, kühlen, schäumenden Bier aus dem frischen Keller der Meerschblomme und dem erquickenden Scheldewasser anzufangen! Gott im hohen Himmel! wie sich die Jungens Gewalt anthun mußten, um nicht umzufallen.

Rik keuchte wie ein gehetzter Hund, er fühlte den Boden unter seinen Füßen nicht mehr! seine Augen sahen nicht mehr das grelle Licht des Tages und sein Körper wurde von oben und unten geröstet. Seine Arme hieben drauf los, aber er wußte nicht, wer es war, der sie aufhob. Hin und

wieder wischte er sich den hinderlichen Schweiß aus den Augen und blickte verstohlen nach rechts und links, ob nicht einer seiner Kameraden tot hinfiele.

„Regnet es in diesem Lande niemals?“ fragte er Labbe leise, der wie der leibhaftige Teufel neben ihm die Arme schwang.

„Ja freilich, Junge, es kann hier vier, fünf Wochen wie mit Mulden gießen, grad wie bei uns zu Hause und dann müssen wir im Zelt liegen und faulenzen und all unser Geld aufessen. Das Wetter ist gut so, Bürschchen, ein bischen gewaltig heiß, aber daran gewöhnst Du Dich mit der Zeit.“

„Regen, ach wenn es doch nur einen einzigen Tag regnen wollte!“ seufzte Rik. „Ich weiß nicht was ich geben würde um einen einzigen Tropfen Wasser aus der Luft und einen Wolkenfetzen vor der Sonne!“

Aber Labbes Worte hatten den Jungen doch getröstet und er bekam neuen Mut bei dem Gedanken, daß er sich mit der Zeit an die Folterqual der Sonnenglut gewöhnen würde und unbekümmert wie die andern Schnitter würde arbeiten können. Lida und zu Hause und seine große Liebe, das stand alles in nebeliger, unerreichbar ferner Vergangenheit; er hatte weder Zeit noch Lust mehr, an dergleichen zu denken. Die Tage waren nicht nur heiß, sie waren auch endlos lang. Die ganze Nacht hindurch mußten sie arbeiten und schließlich war er so erschöpft, daß es ihn wunderte, daß die Beine nicht unter ihm nachgaben. Es überkam ihn eine so überwältigende Müdigkeit, daß er nach nichts weiter als nach Ruhe verlangte, alles andere erschien ihm nichtig, schlafen, schlafen, schlafen! wurde sein einziges Begehren.

„Ich leg mich irgendwo unter eine Traufe oder auf einen Misthaufen bis ich tot bleibe, wenn ich nur schlafen darf!“ dachte er, aber er sagte es nicht, denn er wollte sich tapfer zeigen wie die Kameraden.

„Hat die Sonne nun schon getanzt,“ fragte er Wies. Es schien ihm unmöglich, daß es noch wärmer werden könne. Selbst des Nachts wurde ihnen die erquickende Kühlung nicht länger zu teil, kein Tropfen Tau fiel mehr aus der zu Staub gewordenen Luft. Es war, als zerfiele die Zeit nicht mehr in einzelne Tage, es gab nur ein langes Ende glühenden Sonnenschein, ohne Morgen- und Abendröte. Die Dunkelheit und die Sterne, welche ehemals die Glut so wohlthuend gelöscht hatten, waren nun verbrannt und der Himmel klaffte, von fürchterlichen Blitzen auseinander gerissen, auf und zu. Vor Tagesanbruch kam die neue Hitze wieder auf, die nirgend ein Loch fand, um abzuziehen und sich wie in einem fest geschlossenen Ofen aufstapelte. „Wann kommt Kühle und Erlösung? oder sollen wir hier alle mit einander verbrennen? und nirgend ein Ausweg, durch den man entschlüpfen könnte!“ Sie blieben von der fürchterlichen Kornmauer eingeschlossen, es war schier, als ob es wieder aus dem Erdboden emporwüchse, nachdem sie es eben zu ihren Füßen hatten fallen sehen. Da war keiner unter den Schnittern der noch gesprochen hätte, sie arbeiteten stumm weiter, immer in der bangen Erwartung, daß einer der herabschießenden Strahlen ihnen den Tod bringen würde.

Rik fühlte schließlich, wie er so krank wurde, daß ihn eine große Mattigkeit überfiel. Abends folgte er träge dem heimkehrenden Trupp in den Schuppen und warf sich widerstandslos auf sein Lager.

„Wenn ich hier doch liegen bleiben dürfte, ohne daß es noch einmal wieder Tag würde!“ seufzte er.

Die flüchtigen Stunden vergingen so wunderbar, er wußte nicht, ob

er wachte oder träumte. Er wohnte wieder in seinem Dorf, aber er wagte es nicht zu glauben.

O köstliches Wunder! Dort bei der Linde stand Lida. Er sah sie in dem weißen, klaren Sonnenlicht auf sich zukommen und spürte so deutlich das Rauschen ihrer Kleider. Herrlich wehte hier der junge Lenzwind! Es war so köstlich kühl im Schatten unter der Linde!

Wind und Schatten! Waren die Dinge nicht schon lange tot? Lida blieb stehen und ihre tiefen, wunderbaren Augen schienen zu fragen, was er von ihr wollte. Das war Lida nicht länger, die launische Dirn, die oft trotzig über ihn weg sah, nein, das war die gute, treue Schwester, die ihm jeden Wunsch an den Augen ablesen wollte. Er suchte Trost bei ihr und schlang seinen Arm um ihren Leib. Da standen sie nun eng aneinander geschmiegt und ihre Stirn berührte seine Wange. Ihre Hände ruhten auf seinen Schultern. Es durchrieselte ihn köstlich kühl und erfrischend.

„Lida! Lida! Wie gut bist Du mit mir! In dem heißen Sommer wäre ich ohne Dich verschmachtet."

„Warum hast Du es mich nicht wissen lassen, daß Du am Verdursten warst? Ich habe nur darauf gewartet, Dich zu erquicken."

Sie saßen nebeneinander auf der Bank. Lida lehnte sich träge hintenüber und faltete die Hände um das hochgezogene Knie, dessen liebliche Rundung die Falten des Kleides nicht ganz verbergen konnten. Sie waren da ganz allein und brauchten keinen Störenfried ihres Glückes zu fürchten.

„Das gefällt mir über die Maßen," dachte Rik, „wir wollen hier ewig zusammen bleiben."

Wiederholt hörte er in der Ferne Wies nach ihm rufen, aber er meinte:

„Nicht wahr, Lida, wir lassen ihn rufen und hören garnicht darauf."

Lida nickte und nun sahen ihre schönen Augen ihn voller Wehmut an. Er rieb sich den Schlaf aus den Augen, und statt Lidas stand nun Wies vor ihm, der ihn am Arm riß und schrie:

„So wach doch endlich auf, Jung! Die Schnitter sind schon lange fort."

Als er sich so jäh in die unfreundliche Wirklichkeit zurückversetzt fühlte, wäre Rik am liebsten gestorben, um weiter träumen zu können. Aber er stand doch auf und folgte Wies willig. Er fühlte sich durch die Wohligkeit, die ihn durchrieselt hatte, erquickt und hoffte, die grimme Hitze heute besser ertragen zu können. Es mußte nach seiner Berechnung nun ungefähr die Zeit sein, wo sie seinen Brief gelesen hatte und sie war gekommen, um ihm Antwort zu bringen. Sie hatte über seine Kleingläubigkeit gelächelt und ihm so deutlich gesagt:

„Freundschaft ist so ein kaltes Ding, das kennen wir Mädchen nicht: die leiseste Zuneigung wird schließlich doch zur Liebe bei uns. Wir mögen es wollen oder nicht, es läuft schließlich doch darauf hinaus."

„Bist Du liegen geblieben, um die Sonne zu erwarten?" spottete Boele. Rik sagte nichts. Er ergriff seine Sichel und schlug tapfer drauf los, um die versäumte Zeit nachzuholen.

„Seht nur, da kuckt sie schon über den Horizont!" sagte Boele, „sie ist schon so rot am frühen Morgen, haltet Euch gut, Jungens, heut wird sie tanzen! Sie hat ihre goldflammende Mütze aufgesetzt."

„Heut soll's erst lustig werden!" rief Sieper. „Die Sonne und ich, Mann gegen Mann! Heut Abend werden wir sehen, wer gesiegt hat, laßt sie nur stechen, wir hauen um so fester drauf los!"

Und die Sonne stach gewaltig, aber die Schnitter hielten stand. Sie bogen den Kopf und die Sichel blitzte bei jedem Schlage auf. Mit der zu-

nehmenden Hitze kam Raserei in ihre Glieder. Sie bogen sich noch tiefer auf die Erde hinab, bissen die Zähne aufeinander und ließen den Schweiß an sich herablecken. Ein einziges Mal wagte Rik, den Kopf zu erheben, aber er erschrak über das, was er erblickte. Die Sonne war nicht mehr der rote Glutball an einem bestimmten Punkt des Himmels, sondern der ganze Himmel stand in Flammen. Und die Flammen leckten auf die Erde hinab und spielten vor ihm und neben ihm, und breiteten sich über das ganze Feld aus.

Sieper und Boele und alle die andern schnitten fleißig weiter und brüllten mit heiserer Kehle ihre Lieder. Ihre Sichel schlug unentwegt, sie schwammen in ihrem Schweiße, aber je enger die Hitze sie umzingelte, desto flinker schwangen sie die Arme.

„Nun tanzt die Sonne," dachte Rik, „was wird jetzt geschehen?"

Er beugte den Kopf tief in das Korn hinab, das sich merkwürdigerweise unversehrt von den Flammen sanft weiter wiegte. — Er wußte selbst nicht mehr, ob er noch weiter arbeitete oder ob er schon lange schlafend am Boden lag.

Das Lied der Kameraden klang immer noch eintönig weiter und als er wieder aufsah, hatten sie ihre Kleider ausgezogen und arbeiteten nun völlig nackend, ihre nackten Beine hoben sich im Takt mit der Sichel. Das Tanzen der Beine und der Gesang fingen an so verrückt zu werden in diesem unbeschreiblichen Brand, der die ganze Welt mit grellen Blitzen erfüllte. Er wollte nach Wies, Boele oder Krauwel um Hilfe rufen, daß sie ihm beiständen, wenn ihn die Schwäche nun übermannte, aber sie standen weit von ihm entfernt und konnten ihn nicht hören. Der Boden lief ihm unter den Füßen weg und in seinen Ohren dröhnte es von dem Knattern und Zischen der Flammen. Das war das große Sonnenfest, der Tanz der Sonne!

Rik wußte, daß es um ihn geschehen war; da kam ein Blitz auf ihn herabgeschossen und er fiel betäubt hintenüber — dann war nichts mehr.

„Mutter! Mutter!" hörten sie ihn rufen.

„Rik ist umgefallen!" schrie Wies und lief zu dem Jungen hinüber, der besinnungslos in die Sonne über ihm starrte.

„Krauwel, so komm doch, Rik ist vom Sonnenstich getroffen!"

Viele Kameraden strömten herbei. Rik lag bewußtlos, aber er atmete noch. Sie richteten ihm den Kopf in die Höhe und gossen einen Schluck Wein in seinen Mund, aber das Getränk floß an seinen Mundwinkeln herab und tropfte auf seine entblößte Brust.

„Der Junge konnte nicht gegen die Sonne an, ich hab es gefürchtet," sagte Krauwel.

Die Schnitter wurden schließlich ungeduldig; als sie sahen, daß sein Zustand unverändert derselbe blieb, gingen sie wieder an die Arbeit und ließen Wies allein bei dem Jungen zurück.

„Rik, steh auf, es wird ja wieder besser! Rik, so mach doch nur die Augen auf, ich bin hier, Dein bester Freund, Du darfst hier nicht sterben, so weit von zu Haus!"

Rik hörte nicht.

Wies brach der Angstschweiß aus. Er zerrte Rik in den Schatten eines hohen Kornfeldes, legte ihm ein Strohbündel unter den Kopf und wartete bis er wieder zu sich kommen würde.

Aber Riks Gesicht wurde bleich, seine Augen verdrehten sich mit so

qualvollem Blick, als ſuchten ſie Hilfe, die ihm niemand bringen konnte, die Glieder reckten ſich und lagen ſchlaff da, um ſich nie mehr zu rühren.

„Rik, Junge!“ ſchrie Wies und die Thränen liefen mit den Schweißtropfen über ſein Geſicht. Er kroch nun noch näher heran und legte ſeinen Mund an das Ohr des Jungen.

„Rik,“ flüſterte er ihm zu, „Rik, kuck mich doch nur einmal an!“ Seine Hand betaſtete Riks bloße Bruſt und zählte die Herzſchläge. Und ſo ſaß er da und wartete auf das, was unvermeidlich kommen mußte. Er fühlte, wie die Schläge allmählich ſtockten und ausblieben, er ſah den kalten Schweiß über das Geſicht fließen und die Augen brechen. Rik lag da ausgeſtreckt, der magere Rik, wie knochig die Bruſt war und wie ſchmal die Schultern! ach, es war ſolch ein Jammer um den guten Jungen, um die Augen, die noch eben ſo ſanft, ſo lammfromm geblickt hatten und nun gebrochen waren und nichts mehr ſehen konnten.

Wies ſtand wie verſteinert, er glaubte es einfach nicht, daß der Junge nun tot war, ewig tot, um nie wieder aufzuſtehen. Er hätte ihn gern aus ſeinem Schlaf aufgeſchüttelt, aber er wagte es nicht, weil Rik vielleicht doch tot ſein konnte und vor einer Leiche empfand er Grauen und tiefſte Ehrfurcht. Er ſah ſich nach Hilfe um, die Kameraden arbeiteten unbekümmert weiter, aber dort hinten, in eine Staubwolke eingehüllt, kam quer über das Feld ein Reiter angeritten.

„Quélin, Quélin kommt!“ riefen die Kameraden und bogen ſich noch eifriger über ihre Arbeit. Der große Bauer ſaß wie ein Rieſe auf ſeinem mächtigen Apfelſchimmel. Er ließ den Blick über das gemähte Korn ſchweifen, er zählte die Arbeiter, ſah ihnen zu, wandte den Blick nach Wies, der bei ſeinem Kameraden ſaß, und ſah, näher kommend, daß der Junge tot war.

„Iſt es Dein Bruder?“

„Mein Freund.“

„Hier eben umgefallen?“

„Ja,“ und Wies blickte verwundert zu dem Bauern auf.

„Wie heißt der Junge?“

„Rik Buſchaert.“

„Lebt ſeine Mutter noch?“

„Ja, Bauer.“

Quélin wandte ſein Pferd und ritt ohne noch mehr hinzuzufügen davon.

Nun war Wies ganz verzweifelt. Rik lag da wahrhaftig tot, nun mußte er es glauben und zu Hauſe hofften ſie auf eine gute Heimkehr. Er bereute es bitter, den Jungen ſo manches Mal geneckt zu haben, weil er ſo ſchlaff geweſen. Er betaſtete noch einmal ſeine Hände und ſeine Füße, aber alles Leben war daraus entwichen.

Die großen Fliegen umſummten ſchon die Leiche und Wies mußte ſie fortwährend abwehren. Gegen Abend kam ein Wagen mit zwei Männern über das Feld daher. Sie luden den toten Rik darauf und fuhren ihn nach dem Hofe. Alle Schnitter folgten; ihre braun gebrannten, ſchweißigen Geſichter ſahen ernſt drein. Es war ärger, als wenn ſie aus einer Schlacht gekommen wären, halbnackt, mit bloßer Bruſt und bloßen Armen ſchritten ſie gedrückt hinter dem Wagen her.

„Die Sonne iſt in dieſem Jahr übermächtig!“ meinte Sieper.

„Haſt Du ſie je ſo wütig geſehen?“ fragte Krotſe.

„Und wer ſoll der Mutter von dem Jungen die traurige Botſchaft bringen?“ fragte Rommelaere.

Niemand antwortete und dann ſprachen ſie von andern Dingen.

Zwei Zimmerleute vom Hof machten einen nackten Holzſarg. Sie ſchlugen Rik in ein Laken und legten ihn hinein. Das geſchah in der großen, dunklen Scheune, beim Schein von zwei Laternen und im Beiſein aller Schnitter, die ſchweigend im Kreiſe ſtanden und der Arbeit der Zimmerleute zuſahen. Als es gethan war, betete der alte Tremmel drei Vaterunſer und die Hauptſtücke von Glauben, Liebe, Hoffnung, und alle die Anweſenden antworteten murmelnd. Wies hielt es nicht länger aus, er verſteckte ſich in den hinterſten Winkel der Scheune und ſchluchzte ſo bitterlich, daß ſich die Kameraden mitleidig nach ihm umwandten.

Im Zelt wurde Riks Reiſeſack in Gegenwart aller Kameraden unterſucht. Krauwel zählte das Geld und die Kleidungsſtücke und alles wurde mit ſeiner Sichel zuſammen in ein Bündel geſchnürt und ſorgfältig verwahrt. Krauwel übergab Wies einen Brief von Bauer Quélin an den Pfarrer und an den Bürgermeiſter, und Wies fuhr noch in derſelben Nacht mit dem Leichenwagen über eine dunkle, unbekannte Straße nach einem weit entfernten Dorf. Er ſaß neben dem Sarg und blickte gedankenvoll zum Himmel hinauf. Der Fuhrmann war auf ſeiner Bank eingeſchlafen und die Pferde zogen träge weiter. Das Land lag von einem bläulichen Nebel übergoſſen und Wies wurde es ſo wunderlich zu Mute, daß er dachte, dieſe endloſe Leichenfahrt müſſe ihn in eine andere Welt führen, in ein Spukland ohne Menſchen. Sein Herz war noch voll Trauer über das unvermutete Unglück. „Mußte der Junge deshalb ſo weit fortziehen, um ohne Grabgeleit in der Fremde begraben zu werden?“

Ehe es Tag wurde, fuhren ſie durch einen Baumgang in das Dorf ein. Der Fuhrmann überbrachte Quélins Brief dem Bürgermeiſter, der ſeine Zuſtimmung gab, daß Rik einen Platz bei den Toten des Dorfes erhielt. Darauf fuhren ſie zur Kirche. Sie mußten da vor geſchloſſener Thür warten, bis endlich ein Kaplan kam, der über Riks Leiche die Gebete las, und dann wurde Rik nach dem Kirchhof gebracht. Ein alter Totengräber grub ein Loch und ſenkte mit Hilfe des Fuhrmanns den Sarg hinab.

Es war vorbei. Der Wagen raſſelte von der Fracht erleichtert, nach Haus, und Rik lag für ewige Zeiten auf einem Kirchhof und in einem Dorf, das er nie geſehen hatte.

Der zweite Maeterlinck.

Von **Alfred Kerr.**

Womit beginnen? „. . . Etwas ist auf dem Wege". Damit will ich schließen.

Vielleicht so: „. . . Eine Landesmutter; augenblicks fertig, mit dem Feind zu schlafen; wie er sie re infecta läßt, nimmt sie ihn mit, in die Familie, entläuft mit ihm . . ." Nein. („Ihr Freunde! nicht diese Töne! sondern lasset uns angenehmere anstimmen und freudenvollere", — sagt Beethoven.)

I.

Durch ein Stück, ohne die Selbstständigkeit der früheren, wird Maeterlinck weltbekannt. Er war ein Finder, da schätzten ihn die „guten Europäer". Er ist es nicht mehr, — da belohnen ihn die sonstigen. Aber die guten klatschen mit. Er wird farbloser; macht sich an den Bannkreis gewisser Ethiker: Hebbels (auch Ibsens); schließt ein Kompromiß mit der Bühne. Die „Schichten", das Bürgertum hebt ihn hoch. Und die Aristokratie findet Nachdenkliches, Schönheitsreiz an diesem Zwitterstück (außerhalb der früheren Art) soviel, daß ihr Herz mitgezogen wird. Dies der Thatbestand.

Was wäre die Formel für den ersten Maeterlinck? (Keine Angst, es wird kurz.) Wir Heutigen stehn ihm fern . . . in vielen Dingen seines feodalen Stoffkreises. Wir stehn ihm sehr nah . . . in seinen Ausdrucksmitteln; in seinen neuen Ausdrucksmitteln. (Will sagen: seine alten waren neu; seine neuen sind alt.) Oft schienen seine Werke gedacht für einfältigliche, fromme, betrübsame Kinder. Seine Kunst war ein tiefes, inniges Sichdummstellen. Kaum denkbar ohne ein gewisses sänftigliches, frommäugiges Christentum des Mittelalters. Nazarenische Züge. Weniger fremd als das Einfältige war mir das Grausige dieser Kunst. Das ist ihre zweite Seite. Das Schicksal lugt und lauert. Schattenhaft mit Krallen tappen nächtige Hände aus dem Abgrund; Raub und Erdrosselung.

Ich bin gleich fertig. Beide Züge (die Einfalt und das Grausen) stammen von der deutschen Romantik; Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Tieck ist der Vater solcher Dinge. Wahnsinnig schweigsamer Spuk des Waldes. Daneben, bei demselben Tieck, in stillen Umrissen so einfältigliche Gestalten. Zweiter Einfluß: Novalis. Novalis hofft das Beste vom verdunkelten Bewußtsein; vom Unbestimmbaren, Unumgrenzten; fordert Darstellungen „fast ohne Zusammenhang, jedoch mit Association wie Träume" . . . Und so weiter. Das wären die Grundeinflüsse.

Jetzt das Neue von Maeterlinck! Maeterlinck hat aus den Anregungen der deutschen Romantik Neues gemacht auf dramatischem Gebiet. Er läßt vermöge einer neuen Technik das Unterirdische vorlugen unterhalb der Worte; weckt die Kinderstimme der Seele: sa petite voix d'enfant, sagt er. Es erklingen: die Nebentöne vergrabener Schwingungen. Kernpunkt: Er zeigt nicht nur, was im Innern eines Menschen vorgeht, während er handelt; das thun andre Dramatiker auch. Er zeigt, was unterhalb seines Inneren vorgeht. Die neue Psychologie scheidet zwischen einem Ober-Ich und einem Unter-Ich. Maeterlinck war der konsequente Dramatiker des Unter-Ichs. Das ist es; nichts andres; oder ich will ein schlechter Kerl sein.

Ruhe! Eine Sekunde noch! Er schuf also die Ausdrucksform für unterirdische, mitlaufende Vorgänge. Ich muß an Richard Wagner erinnern. Wagner verkündet, daß verborgene Vorgänge der Seele nur durch Musik (im Drama) ausgedrückt werden können. Die Gestalten stehn auf der Bühne, beispielsweise Hans Sachs; „die eigentliche Handlung aber (heißt es nun) ist eine so tief innerliche, daß ihre Darstellung nur durch Musik möglich ist". Ersticken müßt' ich, wenn ich jetzt nicht Folgendes bemerkte:

Maeterlinck findet die besondere Technik, das ohne Musik auszudrücken. Eine besondere Technik des gesprochnen Worts, um das Unterirdische klingen zu lassen: durch gesprochene Symbole; durch das Erwecken antönender Begriffe. Das macht seinen Wert. Darin war er ein Reformator.

Nun steht er fertig da.

Wir gehn einen Schritt vorwärts. Raffinierte Einfältigkeit; Kindlichkeit nach Chroniken; Archaisiren nach Legenden; Weltansichten, ersetzt durch Ammenschauer, Aberglaube, Furcht; Grundsatz der einfachsten Züge; das Wesen eines Menschen allgemein gezeichnet; unzerlegte Geschöpfe, — das waren Kinderszenen. Heut giebt er Menschenszenen.

Immerhin: auch heut sind die Geschöpfe fast unzerlegt. Alles ist weniger ein Uebergehen zu . . . als „ein Uebergang". Jedenfalls geht er vom mystischen Theater zum Massentheater. Vom Traumreich zur Historie. Er vergröbert seine Lyrik, im selben Atem verleidenschaftlicht er sie. Er geht vom Stimmungsdrama zum Problemdrama. Ja, er scheint sogar ein ethisches Drama zu dichten. Ein ethi . . . . Ist Monna Vanna ein ethisches Drama?

II.

Erster ausschlaggebender Punkt:

Monna Vanna ist kein ethisches Drama, sondern ein Liebesdrama. Ein Greis, Marco (mit dem Maeterlinck'schen Zug, daß er fast blind ist, doch am hellsten sieht) verkündet die Ethik; Vanna thut sie. Der Kern, „seid nicht heroisch", ist prachtvoll; es ist auch unsre Weltanschauung. Aber die ethischen Einzelheiten sind nicht zu retten.

Marco lehrt Folgendes. Man braucht nicht zurückzukehren zum Feinde, wenn mans in der Not versprochen hat. Schön. Zweitens: man darf seine Gemahlin prostituiren, wenns not thut. Hm. Das Weitere jedoch sagt Marco

nicht, das begeht nur Vanna: man darf seinem Gatten entfliehen, — wenn man große Lust hat.

Hier liegt der ethische Punkt: daß Vanna am Schluß entflieht! Sie geht nackt ins Lager des Prinzivalli, Prinzivalli berührt sie nicht und folgt ihr. Sie ist geschändet: ob er das Aeußerste that oder ließ; geschändet durch den Gang; geschändet durch die Nacktheit; geschändet durch den Aufenthalt im nächtlichen Zelt. Doch sie erklärt sich für unberührt. Eine dicke Haut. (Ob sie schon vorher eine Genofeva soll gewesen sein.) Sie küßt ihn auf die Stirn! er trägt sie nackt im Mantel bis nach Pisa! doch sie erklärt sich für unberührt ... Was nun? Der Ehemann glaubt nicht an die Unberührtheit, bedroht den Prinzivalli, sie rettet ihn. Um ihn fliehn zu lassen? Nein: um mitzufliehn. Angelpunkt! Sie könnte bleiben und sprechen: „Er ist fort; wenn ich ihn liebte, hätt' ich mich nicht von ihm getrennt. Ich wäre dann mitgelaufen. Glaubst du mir jetzt (wo die Unwahrheit zwecklos wäre), daß er mich nicht berührt hat?" Sie läuft aber davon.

Es kommen Verschärfungen dazu: Vanna ist so streng gegen den ärmsten der Gatten, — und so mild gegen sich. Vanna sagt nicht bei der Heimkehr: wir lieben uns! Das ist nämlich die Wahrheit. Sie sagt mit Schwurfingern: er hat mich nicht berührt! Sie giebt die halbe Wahrheit, — die eine Lüge ist. Was aber muß die Folge sein der Flucht? Ihr Mann wird doppelt fest glauben: sie hat ihm angehört; sie ist in jener Nacht auf den Geschmack gekommen.

Kurzum: Ist sie eine Evastochter oder eine Tugendrose? Wenn sie eine Tugendrose ist, brauchte sie nicht zu fliehn. Wenn sie eine Evastochter ist, brauchte sie nicht programmatische Tugend zu reden.

Weiter, Rationalist! Das alles thut Vanna dem Mann, weil er bezweifelt, was in dieser Lage zu glauben so schwer; was nicht zu glauben so entschuldbar ist. Und wenn er geglaubt hätte? Liebte sie den Prinzivalli weniger? (übrigens nach einer Nacht) Lebten sie zu Dreien sündlos? Ich könnte das glauben, wenn sie ihn entkommen ließe: ich glaube es nicht, weil sie mitrennt. Wirf die Katze wie du willst: es ist kein ethisches Drama; höchstens ein Liebesdrama. (Wahrscheinlich ein Schicksalsdrama.)

Letzte rationalistische Erwägung. Belohnt sie den Prinzivalli aus Ethik? Schwerlich. Sein Opfer ist so hoch nicht anzuschlagen. Was? Sein Gefühl hielt ihn vom Aeußersten zurück? Nun, er war verwundet. Der Schreck; die übergroße Erregung des Augenblicks. Die Husarenoffiziere bei Stendhal erzählen, wie es jedem erging, wenn er die am meisten geliebte Frau vor sich hatte. Schnitzler hat einmal darauf angespielt. Der Punkt findet sich in „De l'Amour", in dem Kapitel: le fiasco ...

(„Ihr Freunde! nicht diese Töne!)

III.

Der Alte glaubt ihr. Er glaubt an das Gute im Menschen. Der Mann wird bestraft, weil er nicht glaubt. Gewiß; aber vor allem, weil die zwei einander lieben. In Wahrheit tritt hier das Schicksal, das Maeterlinck'sche, wieder vor; der dunkle Fangarm bekommt nur eine freundliche Gestalt. Nämlich: das, wovor man nicht entrinnen kann ist die Liebe. (Das, wovor man entrinnt, ist der Mann.) Ethik hin, Ethik her, alles steht auf Schrauben — wozu die Umschweife? der

Krimskrams? die Verbrämungen? Prinzivalli iſt jünger. Prinzivalli hat den Griff für ihre Saiten; Schickſal.

Alſo ein Ethos der Willensſchwäche. Das Werk ruft: Seid ethiſch; aber die Hauptſache iſt: nur geſund! Seid ethiſch; wenn ſichs aber nicht machen läßt, nicht. Vor allem ſeid nicht heroiſch. Das Werk ruft: Erlaubt iſt, was Pflicht iſt; ihr könnt aber ſchlimmſtenfalls ſagen: erlaubt iſt was gefällt. . . . Und aus dem Grunde dieſer Verſchwommenheit leuchtet doch etwas Schönes: dieſe Liebe zum Leben, glühend in zarten Farben. Maeterlinck ſtiftet Verwirrung (der Germane in ihm ſtiftet ſie) — aber man könnte ſchließlich entgegengeſetzt urteilen: die Geſammtheit dieſer Unklarheiten, Widerſprüche, Schwankungen iſt Schmiegſamkeit im Großen; Mannigfaltigkeit; etwas ſo Gewachſenes wie das Leben ſelbſt.

Aber zunächſt bleibt es zwitterhaft.

Ethiſch . . . iſt nicht mehr. Unethiſch . . . iſt noch nicht. Maeterlinck iſt kein Weg-Weiſer; ſondern ein Weg-Irrender. Er ſagt: wir Alle irren ohne Weg.

Das iſt immerhin etwas. Doch er ſagt es mit Geberden, als ob das ein Wegweiſer wäre.

IV.

Tiefer geht mir ein andrer Punkt. Der gekränkte Mann lechzt nach Beſtätigung der Schuld. Er will nicht die Schuldloſigkeit, er will das Geſtändnis. Hier liegt in dem Drama pſychologiſch das Merkwürdigſte. Ein Akkord wird angeſchlagen, — der unterirdiſch im Liebeskampf der Welt hunderttauſendmal erklingt.

Nämlich es ſteckt mehr in dem Auftritt, als daß die Wahrheit verkannt wird; daß Vanna nebſt Prinzivalli beſſer ſind als der Glaube des Ehemanns. Es ſteckt darin: das ewige Mißtrauen, die letzte Qual jemandes, der liebt; der zugleich ein Skeptiker wie ein Wahrheitsjäger iſt; und der vom Anfang bis zum letzten Ende nicht völlig ſicher blieb des geſchlechtlichen Alleinbeſitzes.

Es klingt ein Akkord, der in der Alltäglichkeit heißt: „Aber ſagen ſollſt du es mir!! — Wenn du dich ihm hingegeben haſt . . . dann iſt ja alles gut.“

Dann iſt ja alles gut. Der Nervenmenſch! der argwöhniſch und zuckend nach einem Bekenntnis lechzt! Oder nach Bekenntniſſen? Jedes Stück geſtandener Schlechtigkeit bringt Erlöſung . . . oder Wolluſt? Schmerzvolle Sinnlichkeiten. Hunderttauſendmal klingt dieſer Akkord. Ein Pfählen im eigenen Fleiſch. Martern . . . mit glutgeſteigerter Liebe. Das Weib wird gefoltert. Jedes Faktum iſt ein Schlag, — doch (weil ausgeſprochen) eine Sättigung. Das Letzte iſt vielleicht: Einzelheiten. Einzelheiten werden Balſam. Abſcheulichkeiten werden Gnade. Bezichtigungen werden Küſſe. Geſtändniſſe werden Delirien; Exzeſſe; Ineinanderſtrömen. Jedes Weigern der letzten Offenheit; jeder Widerſtand im Ueberwinden der Scham; jedes Stocken zeugt Wut, irres Toben . . . Geſtändniſſe werden Exzeſſe.

Hebbel ſchrieb das große Liebesdrama oder das vorbildliche Neuraſtheniker-ſtück der kaukaſiſchen Literaturen. Sein Herodes iſt eiferſüchtig nur auf die Zukunft. Er braucht nur zu fürchten, daß Mariamne Vergleiche zieht nach ſeinem Tod. Eiferſucht auf Geweſenes iſt begründeter: hier ſind Vergleiche

ſofort möglich. Sicherlich ſteckt dahinter eine Schwäche. Rührendes Hängen an teuerſten Lebensinhalten? (wie unſre verblendeten Augen es ſehn; unſre wirren Herzen es fühlen — und unſre ſchamvollen Zungen es verſchweigen). Es iſt ein Zittern vor der Ausſonderung des Minderen!

Den Feind aber ſehen zu können iſt nur halbe Beklemmung. Die Feigheit beruhigt ſich etwas vor Geſtändniſſen. Nebel über Vergangenem bleibt das Furchtbarſte. Man ſteht mit Qual vor der Unmöglichkeit des Eindringens in ein Menſcheninneres. Man ſehnt ſich nach dem Hinlegen von Schlechtigkeiten: weil dann kein Betrogenſein mehr möglich iſt.

. . . Es iſt dennoch möglich. Es wird zugelogen; das Wahre abgelogen. Es giebt kein Eindringen.

Der Stärkſte iſt, wer glaubt; denn er leidet nicht. Er wird auch betrogen: doch er leidet nicht.

Dies alles, meine Lieben, nicht weniger, ſteckt hinter dem Auftritt, wo Guido auf Bekräftigung der Schuld drängt; wo Guido die Sündloſigkeit nicht will, ſondern die Beichte.

V.

Die Leute haben wenig Nebenzüge. Erdbewohner aus Fleiſch und Blut macht Maeterlinck faſt zu Ornamenten. Ueberbleibſel einer ſymmetriſchen Kunſt. Das ſind aber Schwächen wie Vorzüge.

Nur Schwächen bringt der Schluß. Der Mann ruft: ich glaube dir nicht; er bedroht Prinzivalli. Da . . . ein Ruck; Attrappe. Beinahe Sardou. Sie ſagt: ich habe gelogen; jetzt iſt es Wahrheit, nicht vorhin! So ein pſychologiſcher Ruck ſchafft nur eine papierne Veränderung der Lage. Das iſt mathematiſch, nicht wirklich. Papieren fragt der Mann: erſtens, warum haſt du gelogen; zweitens, warum haſt du ihn mitgebracht? Sie ſpricht: gelogen, weil ich dir den Schmerz erſparen; mitgebracht, weil ich ihn ſelber martern wollte. Antwort: dann allerdings.

Hier geht man nicht mit. Vanna lügt auf eine Art, die höchſtens auf den Brettern geglaubt wird. Raſch ein Beweis, wie Maeterlinck für den Schauſpieler arbeitet: Vanna ſagt: ſo hab' ich ihn geküßt! Sie muß ihn überflüſſigerweiſe vor dem Ehemann herzen! Stärkſte Unwahrſcheinlichkeit: aber ſehr was für die Bühne. Einem Gatten Haß vorſpiegeln; den Geliebten ſcheinbar im Haß umarmen, zugleich in Wahrheit zärtlich ſtreicheln; nach rechts ſagen „ich will ihn foltern"; nach links „wir werden fliehen": über eine ſolche Rolle wird der Schauſpieler nicht klagen. Höchſtens der Kritiker.

Warum alſo vertuſchen, daß Maeterlinck hier von ſich abfällt? Er beginnt „zu handeln". Als der Kritiker Herrmann Bahr im Zuge ſtand, nicht mehr bloß Kunſt zu deuten, ſondern einen Einfluß zu gründen, berief er ſich auf ein Wort von J. W. v. Goethe: „Mann werden heißt . . . lernen, ungerecht zu ſein. Nur der Ungerechte kann handeln. Wer ſich nicht beflecken will, kann unter den Menſchen nichts thun." Herr M. Harden (welcher den Satz bereits als Knabe erkannt haben muß) citierte den Paſſus nach ihm, als er vor Kurzem ſchärfer damit umging, aus dem Berliner Boykott heraus- und an die Bankwelt heranzukommen. Um wieder von Größerem zu ſprechen: Maeterlinck handelt. Er iſt ein Dichter, den man bisher feiern oder ablehnen, aber nie für macheriſch halten

konnte. Wird er das werden? (Er nahm eine Frau). In der ersten Fassung tötet sich Vanna durch einen Treppensturz, ihre Unschuld zu erweisen. Da ruft der Dichter: nicht heroisch! Er macht eine zweite Fassung, wo sie am Leben bleibt. Sie könnte jetzt den Prinzivalli fliehn lassen. Da sagt die Dichtersfrau: kein hübschter Schluß; besser wenn beide von hinnen ziehn.

. . . So könnte der Hergang gewesen sein. Daß die erste Fassung mit dem Tode schloß, ist beglaubigte Thatsache.

VI.

Bei allen Einwänden bleibt es ein Werk von holdester Glorie. Verschollene Sehnsucht, leuchtende Schmerzen, feiner und schwerer Duft. Um diese Heilige, die aufhört eine zu sein, wachsen Blumen. Es weht Musik durch den mittleren Aufzug (man soll bei Dramen, Weibern, Fischen . . . das Mittelstück erwischen). Zu Ehren kommt wieder das Ungewöhnliche; der große Augenblick. Menschliche Zenithe leuchten auf, — als wenn in der Juninacht eine Welle heranfliegt von der normannischen See und eins, zwei, drei zu phosphorescieren beginnt. Ich sah das mit Entzücken. Dies Phosphorescierende sind Lebewesen zweier Geschlechter, die sich umschlingen; unendlich kleine, unendlich viele. Hier sind es zwei Menschen. Ein zarter Schein, sekundenlang, — dann versunken. „Je ne suis qu'un pauvre homme qui regarde un instant le but même de sa vie . . . .“ sagt der Mann.

Lebensgipfelpunkte sind es, daß eine Frau bei ihrem Gang das Stärkste thut, das Unmöglichste. Daß ein Mann davor steht, den tiefsten Wunsch, die Kindersehnsucht, alle letzte Erdengier zu stillen. Glücklicher Prinzivalli; sie umschlingen, wie Gott sie geschaffen; ein irr erhofftes höchstes Begegnen; wenn sie kommt, wenn in sein Zelt der dunkle Stern des Lebens tritt, wenn er rufen kann: „Oh! Vanna! ma Vanna!“ Glücklicher Prinzivalli; und er braucht nur eine Stadt zu verrathen.

VII.

Malerische Züge. Die Frau nackt im Mantel dahinschreitend. Die Erfüllung tritt ins Zelt nicht als Dame. Sondern: nackt, im Mantel. Ferner: Wagen fahren durch die Nacht, schwer von Vieh, Fackeln schwirren, Aufbruch. (Im Deutschen Theater in hoher Schlichtheit verkörpert durch das Wackeln mit einer Spiritusfunze hinter dem Zelt). Das dritte Bild ist von Charpentiers „Louise“ beeinflußt: eine Stadt im Lichterglanz am Horizont; — „da ist die Piazza und ihr Feuerdom, dort der Camposanto bildet eine Schatteninsel . . .“ Bei dem Musiker sieht man die Madeleine, das Pantheon, Paris illuminiert . . . und sieht es (in Paris) mit wundersam klopfendem Herzen . . .

VIII.

Was bleibt als Kern? Menschenszenen, nicht Kinderszenen. Kein ethisches Drama; ein Liebesdrama. Bedeutendster Punkt: die Gier nach dem Bekenntnis. Menschliche Zenithe. Farben.

Alter Maeterlinck in Monna Vanna ist: Kindhaftes im Gespräch. Die Einfachheit des Hauptvorgehens, unbeschadet der späteren Kniffe. Die Gestalten ohne Nebenzüge. Die Historie fast märchenhaft behandelt. Der halbblinde Greis, der hell sehend ist. Der Schicksalsglaube, soweit er noch übrig (Liebesverhängnis): Das Beugen vor dem Schicksal war früher Willensschwäche. Jetzt ist das Ethos Willensschwäche.

Daneben knüpft er an Hebbel (und Sardou) an.

. . . Es ist was auf dem Wege. Wieder eine leichtere Hand haben; das Drama nach der musikalischen Seite führen und nach der malerischen; wieder den großen Augenblick nehmen, das höchst Gesteigerte, ja das Wunderbare; und wieder Ideen bieten, nicht bloß Abmalungen und Gefühle: wie ein frischer Luftzug wirkt das.

Mein Herz freut sich, daß wir so ein schönes Stück haben: Problemwerk; Liebeszauber; Dramatik; und scharf umrissener Fall.

Doch ich zweifle, daß die Zukunft nur diesen holden Umrißdichtungen gehört. Ich glaube trotz meiner Freude, sie gehört minutiöseren. Stille —: zerlegenderen. Wir haben Shakespeare und den sogenannten „Naturalismus" gehabt: wir können es nie mehr ganz vergessen. Man empfindet das vor Maeterlinck; nicht bloß weil ihm jeder Humor gebricht.

Das holde Stück dieses (unchristlichen) Nazareners ist beinahe ganz Gestell; leichte Ausführung. Man gewahrt die Holdheit, die gute Hand, — alles.

Acht Tage nach Monna Vanna erinnert man sich an ein schönes, stilles, leuchtendes Ornamentgerüst . . . und an blasse Menschen.

Der Kern des Zollkampfes.

Von H. v. Gerlach.

Seit Jahr und Tag tobt der Zollkampf in deutschen Landen. Die Massen des Volkes haben in erregtester Weise für oder wider den Zolltarif Stellung genommen. In der Tiefe hat er die Leidenschaften erregt und wird sie bei den bevorstehenden Reichstagswahlen noch heftiger aufwühlen.

Auf der Höhe aber bleibt alles ruhig. *Die deutsche Bildung hat in diesem Kampfe nicht Partei ergriffen.* Sie, die bei dem Umsturzgesetz, bei dem Zedlitzschen Volksschulprojekt und bei der lex Heinze im Streite voranging, steht jetzt teilnahmlos abseits. Es handelt sich ja „nur" um materielle Fragen! Ob das Brot ein wenig teurer wird oder nicht, soll sich darüber der Gelehrte, der Künstler aufregen? Mögen doch das die Landwirte und die Arbeiter unter sich abmachen. Höchstens die Nationalökonomen geht die Geschichte noch etwas an. Es ist eine Fachfrage, keine Volkssache.

So urteilen die „Denker und Dichter". Und sie beweisen damit doch nur, daß die Deutschen noch immer ein eminent unpolitisches Volk sind. Eigentlich sollten sie sich sagen, daß ein Gegenstand, der die Millionen in ihrem Innersten aufrührt, von den Zehntausenden, denen der Geldbeutel ihres Vaters den Besuch der höheren Schulen ermöglicht hat, nicht ungestraft ignoriert werden darf, wenn anders die deutsche Bildung nicht dauernd auf die Führung des deutschen Volkes verzichten will. Noch klaffen Bildung und Arbeit fast wie zwei Gegensätze auseinander. Wenn die deutsche Bildung bei dem, was die deutsche Arbeit als Lebensfrage empfindet, verständnislose Neutralität bewahrt, muß die Kluft sich erweitern.

Ja, wenn es sich wirklich blos um ein paar Zollsätze handelte! Aber hinter dem Streit um die einzelnen Positionen des Zolltarifs stehen die großen Probleme: „Agrarstaat oder Industriestaat?", „Weltwirtschaft oder Grenzpfahlpolitik?" „Emporkommen der neuen Schichten oder Konservierung der Herrschaft der alten Großgrundbesitzerklasse?" Bei der Abstimmung über den Zolltarif fällt zugleich die Entscheidung über diese Probleme. Nicht als wenn eine parlamentarische Abstimmung die wirtschaftliche und politische Entwicklung eines Landes auf die Dauer bestimmen könnte. Aber auf lange Zeit hemmend oder fördernd kann sie allerdings einwirken. Zehn oder zwanzig Jahre vorwärts oder rückwärts, das kann sie bedeuten.

Wir stehen wieder vor einer Entscheidung wie zu den Zeiten Caprivis. Als Herr von *Caprivi* erklärte, der „neue Kurs" bleibe der alte, da meinte er es durchaus ehrlich. Denn er fühlte sich genau so konservativ und schutz-

zöllnerisch wie sein Vorgänger. Aber er war ein Mann mit offenem Blick für die Erfordernisse seiner Zeit. Die Bismarcksche innere Politik brach anfangs der 90er Jahre auf zwei Gebieten zusammen. Das Sozialistengesetz hatte zu einer ungeheuren Vermehrung der sozialdemokratischen Stimmen geführt. Die extreme Schutzzollpolitik brachte Deutschland an den Rand einer Katastrophe. Die Arbeitslosigkeit hatte einen unerhörten Grad erreicht. Die Getreidepreise standen auf Hungernotshöhe. Frankreich und Nordamerika rüsteten sich zu Prohibitivzöllen, die Deutschlands Ausfuhr bedrohten.

Diese Mißerfolge der Bismarckschen Repressiv- und Absperrungspolitik veranlaßten Caprivi, es unter dem neuen Kaiser auch mit neuen Bahnen zu versuchen. Seine kurze Amtszeit stand unter dem Zeichen der sozialen Versöhnung und der freien Handelspolitik.

Er ließ nicht nur das Sozialistengesetz fallen, sondern leitete auch eine Aera positiver Sozialreform ein. Die Novelle zur Gewerbeordnung, die u. a. den Maximalarbeitstag für die Frauen brachte, und die Gewerbegerichte, die den markantesten Ausdruck für die Gleichberechtigung von Arbeitern und Arbeitgebern darstellen, sind die beiden reifsten Früchte vom Baume dieser Reform.

Auf handelspolitischem Gebiet wurde der ständigen Steigerung der Agrarzölle, die für die letzte Periode Bismarcks charakteristisch war, ein Ende gesetzt. Nachdem Bismarck, der noch 1879 erklärt hatte, „auch der verrückteste Agrarier werde nicht drei Mark Getreidezoll verlangen," 1885 den Zoll für den Doppelzentner Brotgetreide auf drei Mark erhöht und 1887 gar sechs Mark gefordert. wenn auch nur fünf Mark vom Reichstag erlangt hatte, ging Caprivi auf drei Mark fünfzig Pfennig zurück. Mit dieser Konzession schuf er sich die Basis für langfristige — zehn- oder zwölfjährige — Handelsverträge mit einer Reihe der wichtigsten Staaten Europas, insbesondere mit Oesterreich-Ungarn, Italien, der Schweiz, Rumänien und Rußland. Diese Staaten setzten ihre Industriezölle herab und gaben so der deutschen Industrie die Möglichkeit, sich auf einen neuen oder doch vermehrten Import nach ihnen hin für eine Reihe von Jahren einzurichten.

Caprivis Handelspolitik wurde ebenso wie seine Sozialpolitik getragen von der Zustimmung der übergroßen Mehrheit der Nation. Erst beim russischen Handelsvertrag,' der Anfang 1894 zu stande kam, machte sich eine starke agrarische Opposition geltend. Dem Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn dagegen stimmte selbst eine beträchtliche Minderheit der Konservativen zu. Nur 48 Stimmen wurden dagegen abgegeben. Bis weit nach rechts hin konnte man sich eben dem Eindruck nicht entziehen, daß es für Deutschland keine andere Möglichkeit gebe, aus der wirtschaftlichen Notlage herauszukommen, als wenn es sich erleichterte und gesicherte Handelsbeziehungen mit einer Reihe anderer Staaten verschaffte.

Der Erfolg der Caprivischen Handelsverträge ist ein vielleicht selbst über das Erwarten ihres Urhebers hinausgehender gewesen. Man kann ohne jede Uebertreibung sagen, daß in der europäischen Wirtschaftsgeschichte eine so rapide Entwicklung, wie sie Deutschland von Anfang der 90er Jahre bis 1900 gehabt hat, unerhört dasteht. Ein Paar Ziffern zum Beweise dafür:

Der Tonnengehalt der deutschen Handelsmarine hat von 1890 bis 1900 von 1½ Millionen auf 2½ Millionen zugenommen, d. h. verhältnismäßig weit stärker als der unserer Hauptkonkurrenten auf dem Weltmarkt, Englands und Nordamerikas. Die Zahl der deutschen Werften stieg von 25 auf 39, die der Docks von 17 auf 27, die der dabei beschäftigten Arbeiter von 21800 auf 37750.

Der deutsche Außenhandel selbst wuchs von 7¼ Milliarden Mark

im Jahre 1894 auf 10¾ Milliarden in 1900. Allerdings überwog dabei ständig die Einfuhr die Ausfuhr. Die Gegner der Handelsvertragspolitik nennen das eine „fortdauernde Verarmung Deutschlands“. Das ist natürlich eine Lächerlichkeit, die nur durch Unkenntnis der Elemente der Volkswirtschaft entschuldigt werden kann. Eine passive Handelsbilanz bedeutet noch lange keine passive Zahlungsbilanz, wie denn thatsächlich gerade die reichsten Länder der Erde, z. B. England, seit Jahrzehnten einen riesenhaften Ueberschuß der Einfuhr über die Ausfuhr haben, während finanziell notleidende Staaten wie Rußland sich dauernd einer aktiven Handelsbilanz erfreuen, und die Türkei in der Beziehung an der Spitze marschiert. Bei dem Vergleich von Ausfuhr und Einfuhr darf man eben zweierlei nicht außer Acht lassen: einmal, daß Dinge, wie der deutsche Rhedereigewinn, die Verzinsung der im Ausland angelegten deutschen Kapitalien und die Verzinsung der in deutschen Händen befindlichen ausländischen Papiere für Deutschland auf der Kreditseite zu buchen sind. Und dann, daß jeder Eintausch minderwertiger deutscher Waare gegen höherwertige ausländische — Glasperlen oder Kattun gegen Elephantenzähne, das ist so ein Schulbeispiel! — in der Handelsbilanz als ein Ueberwiegen der Einfuhrwerte über die Ausfuhrwerte erscheint, während es sich praktisch als ein gutes Geschäft Deutschlands darstellt und darum die deutsche Zahlungsbilanz verbessern hilft. Die Thatsache, daß wir in der Handelsvertragszeit für ¾ Milliarden Edelmetalle, vor allem Gold, mehr ein- als ausgeführt haben, spricht jedenfalls nicht gerade für die von den Agrariern behauptete Auspowerung Deutschlands.

Noch schlagender sind die Ziffern der Einkommensteuerstatistik. Ein Volk kann unmöglich ärmer geworden sein, wenn das Einkommen der Volksgenossen dauernd gestiegen ist. Wir haben allerdings keine Einkommensstatistik für das ganze Reich, da es eine Reichseinkommensteuer vorläufig leider noch nicht giebt, und die Einzelstaaten nicht sämtlich Einkommensteuern haben. Aber die Zahlen für den größten Bundesstaat dürften immerhin typisch sein. In Preußen, wo die Einkommensteuer bei einem Einkommen von 900 Mark beginnt, betrug das steuerpflichtige Einkommen 1894 5785 Millionen, 1901 8376 Millionen. Eine Einkommenszunahme von 2591 Millionen Mark in den 7 Jahren unter der Wirkung der Handelsverträge, das bedeutet also, daß das Einkommen jedes Preußen durchschnittlich fast um 50 % gestiegen ist. Eine ähnlich rasche Bereicherung eines großen Volkes allein durch die bessere Verwendung seiner Arbeits- und Kapitalkraft dürfte in der Geschichte kaum nachzuweisen sein. Und diese Bereicherung ist nicht etwa nur den obersten Schichten zu Gute gekommen, sondern erstreckt sich ziemlich gleichmäßig durch alle Kategorien von Steuerzahlern hindurch. Daß sie thatsächlich eine Hebung des materiellen Niveaus des gesamten Volkes bedeutet, geht schon daraus hervor, daß die Zahl der Personen, die das Existenzminimum von 900 Mark nicht erreichen, gleichzeitig von 68 auf 62 % zurückgegangen ist. Jedes Jahr etwa 1% des Volkes mehr, das sich aus bitterer Not zu einer menschenmöglichen Existenz erhebt, das ist wohl die sozial erfreulichste Seite der ganzen Handelsvertragspolitik.

Die Hebung des Wohlstandes weist all die Begleiterscheinungen auf, die in solchem Falle einzutreten pflegen. Der Verbrauch an den Dingen ist gestiegen, die zwar noch keinen Luxus bedeuten, aber immerhin über die Befriedigung des einfachen Lebensbedürfnisses hinausgehen. Es entfielen auf den Kopf der Bevölkerung in Deutschland an Kaffee 1889—90 2,38 Kilo, 1899 dagegen 2,81. Die Zunahme des Verbrauchs von Kakao in dem gleichen Zeitraum beträgt 0,1 zu 0,31, von Reis 1,76 : 2,58, von Südfrüchten 1,04 : 2,09. An Tabak wurden konsumiert 1886 bis 1891 auf den Kopf 1,5 Kilo, 1895—98 1,7 Kilo,

an Bier 1891 105 Liter, 1899 125. Der Zuckerverbrauch hat sich gleichzeitig von 9,5 Kilo auf 13,7 erhöht.

Wichtiger noch natürlich als diese materiellen Fortschritte sind die nationalen und moralischen, die im letzten Jahrzehnt zu verzeichnen sind.

Die Auswanderung, die bekanntlich einem Volke nicht etwa das Lumpenproletariat abnimmt, sondern ihm noch nicht ganz verarmte Elemente von besonderer Energie raubt, ist auf ein Minimum zurückgegangen. Sie betrug 1891 120000 und ist seitdem ständig gesunken. In den letzten drei Jahren umfaßte sie durchschnittlich nur 22000 Personen. Während 1891 noch auf 1000 Einwohner 2,41 Auswanderer entfielen, waren es 1900 nur noch 0,4.

Die Ehen haben zugenommen. Während 1890 auf 1000 Personen nur 16,5 und 1893 nur 16,2 zur Eheschließung schritten, waren es 1898 schon 16,8 und 1899 17,2.

Die Sterblichkeit ist zurückgegangen. Es entfielen 1890 auf 1000 Einwohner 25,59 Todesfälle, 1900 nur 22,7. Dadurch ist trotz des Rückganges der Geburtenzahl der Geburtenüberschuß von 11,38 auf 14,4 gestiegen. Der Volksvermehrung von wenig über eine halbe Million vor den Handelsverträgen steht 1898 eine solche von 846000 gegenüber. Nach den neuesten Feststellungen des königlich preußischen Statistischen Bureaus ist es gerade die Sterblichkeit in den mittleren Lebensjahren, den Zeiten also der höchsten Arbeitsfähigkeit, die so gewaltig abgenommen hat. Darum bedeutet der Rückgang der Sterblichkeit an positivem Gewinne für die nationale Leistungsfähigkeit noch mehr, als die einfachen Zahlen ausdrücken. So erfreulich verminderte Kindersterblichkeit und verlängerte Altersdauer aus persönlichen Gründen sein mögen, volkswirtschaftlich fällt als uneingeschränkter Gewinn nur das in Betracht, was wir gerade in dem letzten Jahrzehnte erzielt haben, nämlich verminderte Sterblichkeit im arbeitsfähigen Alter.

Die allerdeutlichste Sprache aber redet die Statistik der Eigentumsvergehen. Daß zwischen der wirtschaftlichen Lage eines Volkes und der Zahl der Vermögensdelikte ein direkter Kausalzusammenhang bestehen müsse, leuchtet von vornherein ein. Zu allem Ueberfluß beweist ihn jede beliebige Statistik. Fast immer läßt sich ein direkter Parallelismus zwischen Getreidepreisen und Diebstählen nachweisen: je höher die einen, um so zahlreicher die anderen, und umgekehrt. Zum Mindesten aber besteht eine Wechselwirkung zwischen den wirtschaftlichen Verhältnissen und den Eigenthumsvergehen. Das leugnen selbst die agrarischsten Gelehrten nicht. In Deutschland schwoll die Zahl der wegen Diebstahls Verurteilten unter dem 5-Markzoll rapid an, von 84377 im Jahre 1888 auf 109195 im Jahre 1892. Dann sank sie wieder fast ebenso plötzlich. Den 82751 Verurteilungen wegen einfachen Diebstahles im Jahre 1892 stehen nur 69154 im Jahre 1899 gegenüber, und das, obwohl inzwischen die Bevölkerung um etwa 5 Millionen Seelen zugenommen hat. Während 1892 auf 100000 strafmündige, d. h. über 12 Jahre alte Einwohner 311,3 Verurteilungen wegen Diebstahls entfielen, waren es 1898 nur 256,4. Man kann ohne jede Uebertreibung erklären, daß der wirtschaftliche Aufschwung unter den Handelsverträgen eine ganz stattliche Anzahl von Zehntausenden von Deutschen vor dem Gefängnis bewahrt hat.

Parallel den wachsenden Erfolgen der Handelsvertragspolitik ging eine wachsende Agitation gegen diese selbe Handelsvertragspolitik. Der ostelbische Großgrundbesitz hatte sich durch die ersten Handelsverträge überrumpeln lassen. In Verkennung ihrer Tragweite stimmten sogar einzelne seiner Mitglieder dafür. Ihr Gouvernementalismus war stärker als ihre Klasseninstinkte. Aber der Irrtum hielt nicht

lange vor. Schon zwischen dem österreichischen und dem russischen Handelsvertrag, im Winter 1892/93, besannen sich die preußischen Junker auf ihre Interessen. Sie gründeten den Bund der Landwirte und schufen sich damit das wundervollste Agitationsinstrument, das jemals in Deutschland existiert hat. Der Bund der Landwirte trat als ausgesprochene Oppositionsbewegung ins Leben. Der Aufruf, der der äußere Anlaß seines Entstehens war, drohte mit dem Abschwenken der Landwirte ins sozialdemokratische Lager. Das Programm des Bundes war ungemein einfach und sinnfällig: „Nieder mit Caprivi! Abkehr von der Caprivischen, Rückkehr zur Bismarckschen Wirtschaftspolitik. Nicht Weltpolitik, sondern Heimatpolitik. Unsere Zukunft liegt nicht auf dem Wasser, sondern auf dem Lande. Für Bismarck, wider den Kaiser!" Das heißt, diese letzte Aufforderung drückt man natürlich vorsichtig verklausuliert aus. Will man noch kürzer das Programm des Bundes zusammenfassen, so geben es die drei Worte wieder: „Möglichst hohe Getreidepreise." Das ist vom ersten Tage seines Bestehens an die Kardinalforderung des Bundes geblieben. Die Formulierung hat gewechselt. Einmal war der Antrag Kanitz das Allheilmittel, dann der 7 M. 50 Pf.-Zoll. Aber der Inhalt ist derselbe geblieben.

Aus dem Voranstellen der Getreidepreise, an denen die Mehrheit der deutschen Bauern nicht interessiert ist, geht hervor, daß der Bund der Landwirte in der Hauptsache eine Interessenvertretung des Großgrundbesitzes ist. Die unleugbare Gewandtheit seiner Politik bestand darin, gerade diesen Gesichtspunkt zu verschleiern. Großgrundbesitzer haben ihn stets geleitet. Großgrundbesitzerpolitik hat er stets getrieben. Die zahllosen Dinge, in denen die Interessen von Groß- und Kleingrundbesitz einander diametral entgegenstehen, sind niemals ernsthaft behandelt worden. Trotzdem hat er einem sehr starken Prozentsatz der deutschen Bauern den Glauben beizubringen gewußt, daß er die berufene Vertretung der gesamten deutschen Landwirtschaft sei. Die preußischen Junker haben ihr politisches Meisterstück gemacht, als sie sich in den 200000 Bauern des Bundes der Landwirte eine unbedingt ergebene Gefolgschaft zur Wahrnehmung ihrer Standesinteressen schufen.

Wenn es heute zweifelhaft geworden ist, ob die Capriviſche Handelsvertragspolitik fortgesetzt werden soll, so hat der Bund der Landwirte das größte „Verdienst" an diesem Erfolg. Er hat die öffentliche Meinung aufs Stärkste beeinflußt, dank seiner beispiellosen Agitation. Im Jahre 1901 hat er 7200 öffentliche Versammlungen abgehalten, beinahe 20 im Durchschnitt für jeden Reichstagswahlkreis. Gegen solche politische Thätigkeit steht selbst die Sozialdemokratie fast wie ein Waisenknabe da. Größer noch als die direkte Wirkung dieser Agitation ist ihre indirekte gewesen. Direkt hat sie dazu geführt, die beiden konservativen und sämtliche antisemitischen Parteien zu Filialen des Bundes der Landwirte zu machen. Indirekt hat sie die Agrarisierung des Zentrums und der Nationalliberalen im Gefolge gehabt. Die ländlichen Wähler der Nationalliberalen waren nur teilweise, die des Zentrums gar nicht als Bundesmitglieder zu gewinnen. Aber aus Angst vor der intensiven Agitation des Bundes ließen sich beide Parteien dazu herbei, ihre Capriviſche Vergangenheit abzuschwören und mit vollen Segeln in das agrarische Lager hineinzusteuern. Man haßte den Bund der Landwirte, aber man that, was er wollte.

Zwei mächtige Förderer hatte der Bund der Landwirte bei seiner Agitation in dem Fürsten Bismarck und dem Zentralverband deutscher Industrieller.

Als Bismarck im Frühjahr 1890 seinen Abschied nehmen mußte, erregte das nur an ganz wenig Stellen Bedauern. Aber schon nach 3 Jahren hatte

ſich die Sachlage total verſchoben. Jeder Fehler, den der „neue Herr“ machte, wurde Bismarck zu gute geſchrieben. Jede Ungeſchicklichkeit der neuen Männer diente ihm als Folie. Alle Intereſſen, die der „neue Kurs“ verletzte, mochten es nun die der ſozialreformfeindlichen Großinduſtriellen oder die der getreideverkaufenden Rittergutbeſitzer ſein, gravitierten zu ihm hin. Mit dem ganzen Haß, deſſen ſein unbändiges Temperament fähig war, machte er ſich zum Träger aller Unzufriedenheiten. Insbeſondere patroniſierte er den Bund der Landwirte, in dem er den berufenen Vertreter ſeiner Wirtſchaftspolitik erblickte. In ihm ſah er den Grundſtock der Volksbewegung, die aus dem neuen Kurſe nach dem alten zurückführen konnte. Darum lieh er ihm ſeine bedingungsloſe Unterſtützung. Das bedeutete für den aus rein egoiſtiſchen Motiven erzeugten Bund die nationale Sanktion. Von dem Schimmer, der das Haupt des Rieſen umwob, fiel ein Abglanz auf ihn. Tauſend Sympathieen wirtſchaftlich unintereſſierter Kreiſe fielen ihm zu, nicht weil er agrariſch war, ſondern weil er Bismarcks Gunſt genoß.

Zu dieſer ideellen Förderung kam die materiell ſehr bedeutſame Bundesgenoſſenſchaft des Zentralverbandes deutſcher Induſtrieller. In dem Zentralverband iſt ein erheblicher Teil der deutſchen Großinduſtrie organiſiert. Insbeſondere die „ſchwere“ Induſtrie, die Kohlen- und Eiſeninduſtriellen, die Berg- und Hüttenleute, ſehen in ihm ihre Vertretung. Er war ſtets ſchutzzöllneriſch und unſozial. Die Vorteile, die auch ſeinen Mitgliedern die Capriviſchen Handelsverträge brachten, wogen ihm gering gegenüber den vermeintlichen Nachteilen der Capriviſchen Sozialreform. Er ſieht ſeine Hauptaufgabe in der Niederhaltung der Arbeiterbewegung. Darum trat er aus ſozial-politiſchen Gründen ebenſo in Oppoſition gegen die Verſöhnungspolitik des neuen Kurſes, der die Gleichberechtigung der Arbeiter proklamiert hatte, wie es der Bund der Landwirte aus wirtſchaftspolitiſchen Gründen gegen ſeine Handelspolitik gethan hatte. Nicht die Liebe einte Bund und Zentralverband, ſondern der Haß. Man konnte einander brauchen, um den gemeinſamen Feind zu ſtürzen.

Das war die Grundlage der ſpäter von Miquel proklamierten „Politik der Sammlung“. Auf der Baſis der gemeinſamen Abneigung gegen die mächtig emporſtrebende Arbeiterklaſſe kam man zu einer handelspolitiſchen Verſtändigung. Die Agrariar garantierten den „ſchweren“ Induſtriellen ihre Eiſen- und ſonſtige Rohſtoffzölle und bekamen dafür eine Reviſion des Zolltarifs im agrariſchen Sinne zugeſichert. Der mächtigſte Teil der Großinduſtrie und des Agrariertum verbündet — das gab eine Macht, die ſchon die Regierung in einen neuen handelspolitiſchen Kurs hindrängen konnte.

Hinzu kam das Verhalten derer, die am unbedingteſten für die Capriviſche Handelsvertragspolitik eingetreten waren. Nicht einmal die Liberalen, geſchweige denn die Sozialdemokraten verſtanden es, die Gunſt der Situation Anfangs der 90er Jahre auszunützen.

Es iſt müßig, nachträglich zu erörtern, welche Wendung vielleicht die deutſche Politik genommen hätte, wenn die Sozialdemokratie damals ein wenig von ihrer ſtarren Oppoſition nachgelaſſen, ſagen wir einmal „Jaurèſismus“ getrieben hätte. Thatſache iſt, daß der Kaiſer die Abſicht hatte, die Arbeiterbewegung — natürlich nicht die Sozialdemokratie — als gleichberechtigten politiſchen Faktor anzuerkennen. Thatſache iſt ferner, daß die Sozialdemokraten in der Zollpolitik zur Regierungsmehrheit gehörten, ja daß der rumäniſche und der ruſſiſche Handelsvertrag ohne ihre Unterſtützung gar nicht hätten zuſtande kommen können. Der antiſemitiſche Abgeordnete Liebermann v. Sonnenberg hatte gar nicht ſo unrecht, als er in jener Zeit den ſozialdemokratiſchen Abgeordneten, die bei dem Kaiſerhoch den Sitzungsſaal zu verlaſſen

ſtrebten, höhniſch nachrief: „Die Stützen der Regierung verlaſſen den Saal!“ Aber die Sozialdemokraten verzichteten darauf, der Regierung über die Handelspolitik hinaus hilfreiche Hand zu leiſten. Ihre Oppoſition gegen jede Heeres- oder Flottenvermehrung blieb die alte. Nicht einmal zu dem rein formalen Akt der Budgetbewilligung konnten ſie ſich entſchließen. So mußte die Regierung in den für ſie natürlich ausſchlaggebenden nationalen Fragen die Sozialdemokratie nach wie vor als geſchworenen Gegner in Rechnung ſtellen.

Auf der bürgerlichen Linken gab es Männer, die mehr Verſtändnis für den Satz hatten, daß es die oberſte Aufgabe jeder Oppoſition ſei, regierungsfähig zu ſein. Freiſinnige Abgeordnete wie Dr. Barth und Georg v. Siemens ſahen ein, daß die Konſequenzen der handelspolitiſchen Situation, die zum Bruch zwiſchen den Konſervativen und der Regierung geführt hatte, nur dann dauernd dem wirtſchaftlichen und politiſchen Liberalismus zu gute kommen würden, wenn die Regierung auch in den für ſie ausſchlaggebenden Fragen auf Hilfe von links her rechnen könne. Sie benutzten darum die 1893er Heeresvorlage, die die Heeresverſtärkung den Liberalen durch die zweijährige Dienſtzeit verſüßte, dazu, um eine grundſätzliche Schwenkung in den Machtfragen vorzunehmen. Seit jenen Tagen ſind die Männer der freiſinnigen Vereinigung in Heeres- und Flottendingen genau ſo zuverläſſig wie irgend welche Vertreter der alten „nationalen“ Parteien. Es ſind ihrer nur zu wenig. Eugen Richter ſetzte es damals, in der Schickſalsſtunde des deutſchen Liberalismus, durch, daß das Gros der entſchieden Liberalen in der alten, ſtarren Negation verharrte. Die Freiſinnigen brachen auseinander. Aber die Mehrzahl blieb bei Richter. Der neue Reichstag, der aus der Auflöſung hervorging, zählte nur 13 freiſinnige Vereinler. Das war für die Regierung nicht viel mehr als eine quantité négligeable. Die Maſſe des bürgerlichen Liberalismus ſtand ebenſo wie die Sozialdemokratie in nationalen Fragen abſeits. Wollte die Regierung ihre nationalen Pflichten erfüllen, ſo mußte ſie mit denſelben Agrariern gehen, die ſie eben zuvor durch die Herabſetzung der Getreidezölle aufs Bitterſte gekränkt hatte.

Die Agrarier machten es ihr leicht. Wenn auch vielleicht nicht ohne Falſch wie die Tauben, ſo benahmen ſie ſich jedenfalls klug wie die Schlangen. Es giebt nichts, was dem Agrariertum unangenehmer ſein kann, als die von Wilhelm II. inaugurierte Flottenpolitik großen Stiles. Denn dieſe Flottenpolitik hat nur Sinn, wenn ſie Hand in Hand geht mit einer Ausdehnung der deutſchen Induſtrie und des deutſchen Handels. Je mehr ſich der Schwerpunkt nach dem Weltmeere hin verlegt, um ſo weiter rückt er ab von dem oſtelbiſchen Rittergut. Darum der Ingrimm, als zum erſten Mal das Wort des Kaiſers fiel: „Unſere Zukunft liegt auf dem Waſſer.“ Die „Deutſche Tageszeitung“ meinte, das könne der Kaiſer nicht geſagt haben. Der Berichterſtatter müſſe ſich verhört haben. Nun, er hat es natürlich doch geſagt und ſogar noch mehrfach wiederholt. Aber das Organ des Bundes der Landwirte iſt nicht mehr darauf zurückgekommen. So von Grund aus unſympathiſch den Agrariern die Flottenbegeiſterung des neuen Kaiſers iſt, ſo wiſſen ſie doch ganz genau — ſie kennen den Kaiſer! — daß jede Oppoſition dagegen nur ihrer und nicht der Flottenſache ſchaden würde. Darum finden ſie ſich mit möglichſter Grazie in die ihnen an ſich ſchon peinliche Situation. Das Wort von der „gräßlichen Flotte,“ das dem Dr. Diederich Hahn in einem unbewachten Moment aus dem Gehege ſeiner Zähne entfloh, fand Widerhall in hunderttauſend Agrarierherzen. Trotzdem ſtimmten die Agrarier des Reichstages Mann für Mann für die Flottenvorlage. Sie wußten: unbedingte Zuverläſſigkeit in nationalen Dingen findet ihren ſicheren Lohn. Man kann doch nicht in der nächſten Zollvorlage die Leute

preisgeben, die eben noch jede gewünschte Summe für die Stärkung der nationalen Stoßkraft bewilligt haben, und dafür jenen anderen einen Liebesdienst erweisen, aus denen auch nicht ein Groschen für nationale Zwecke herauszuholen ist?

Ich sage nicht, daß man so argumentieren *muß*. Aber jedenfalls wird so argumentiert. Und namentlich von all den einflußreichen Stellen, die nur mit großem Widerwillen die Caprivische Handelspolitik mitgemacht haben. Man sollte nie vergessen, daß fast unser gesamter höherer Beamtenapparat agrarisch bis auf die Knochen ist. Sind die Minister, die Oberpräsidenten, die Regierungspräsidenten, die Landräte u. s. w. nicht selbst Großgrundbesitzer, so sind sie doch fast ausnahmslos verwandt oder verschwägert mit dem grundbesitzenden Junkertum. Als Beamte werden sie nicht so leicht offen Opposition gegen eine Regierungsvorlage machen, obwohl ja auch dies vorkommt, wie sich beim Kanal gezeigt hat. Auf alle Fälle aber fällt das ganze Schwergewicht ihrer offiziellen und sozialen Stellung zu Gunsten einer agrarischen Politik in die Wagschale.

Das wiegt um so schwerer, wenn sie einen Führer haben, wie sie ihn bis vor Kurzem in der Person v. *Miquels* besaßen. Warum dieser Exliberale sich in seinen letzten Lebensjahren mit Haut und Haaren dem Agrariertum verschrieben hatte, ist noch nicht genügend aufgeklärt. Ziemlich wahrscheinliche Vermutungen darüber könnte man ja aussprechen. Doch das hat wenig Zweck. Thatsache ist jedenfalls, daß er als preußischer Finanzminister und Vicepräsident des Staatsministeriums seinen ganzen Einfluß dazu benutzt hat, um die agrarische Politik vorzubereiten, deren Endergebnis uns jetzt im Zolltarif vorliegt. Vor allem gelang ihm das Schwierigste, nämlich das, den Kaiser dafür geneigt zu machen. Der Kaiser ist kein Agrarier. Nicht eine einzige Stelle findet sich in seinen Reden, die die Agrarier mit gutem Gewissen für sich ausschlachten könnten. Bei den Caprivischen Handelsverträgen war er mit seinem ganzen Herzen. Fast überschwänglich hat er sich über sie geäußert. Wie konnte er nun dazu gebracht werden, eine Politik geschehen zu lassen, die im Grunde doch das gerade Gegenteil der Caprivischen Handelspolitik bedeutet? Geschehen zu lassen — denn daß die Initiative dazu nicht von ihm ausgeht, wissen auch die Agrarier. Das war Miquels Werk! Der kluge Mann, der solange des Kaisers Ohr hatte, hat ihm die Ueberzeugung beizubringen gewußt, daß man aus politischen Gründen, um der Flotte willen, der Rechten Zollkonzessionen machen müsse. So *duldete* der Kaiser das Entstehen des neuen Zolltarifs. Er hat sich nie mit einem Wort für ihn ins Zeug gelegt, obwohl er doch seit seiner Veröffentlichung mehr als einmal das Wort ergriffen hat. Aber er hat ihm seine Unterschrift gegeben.

Die Wurzeln der heutigen Zollvorlage ruhen in der Amtszeit des Fürsten Hohenlohe. Aber der alte Herr ist herzlich unschuldig daran. Der „heimliche Kanzler" Miquel legte das Fundament. Und er fand einen Baumeister, der das Zollgebäude nach seinen Plänen aufführte, wie er ihn sich besser nicht wünschen konnte, den Grafen Posadowsky.

Graf *Posadowsky* hat nie eine eigene Idee gehabt. Wenigstens ist nichts davon an die Oeffentlichkeit gedrungen. Aber er hat ein wunderbares Geschick, die Ideen anderer auszuführen, dazu einen beispiellosen Fleiß, wenn es sich darum handelt, für die Aufgabe, die ihm gerade gestellt ist, Material herbeizuschaffen. Er ist der ideale Bureaukrat. Im Auftrage Miquels bereitete er den Umschwung der deutschen Wirtschaftspolitik planmäßig vor. Und er war mit seinem Herzen bei der Sache. Denn er ist überzeugter Agrarier, „maßvoller" natürlich. Ein deutscher Beamter ist selbstverständlich nie radikal. In dem „*Wirtschaftlichen Ausschuß*" besaß er ein Instrument, wie er

es geeigneter für seine Zollpläne nicht haben konnte. Dieser Ausschuß, der die Unterlagen für den neuen Zolltarif zu beschaffen hatte, war die fleischgewordene „Politik der Sammlung". Agrarier und hochschutzzöllnerische Großindustrielle hatten in ihm eine Mehrheit, die alle Caprivischen Velleitäten der unbedingt handelsvertragsfreundlichen Minderheit rücksichtslos niederstimmte. Miquelsche Direktive, agrarisch-großindustrielle Verbrüderung unter dem Zeichen der Hochschutzzollversicherung auf Gegenseitigkeit, Posadowskyscher Bienenfleiß, das sind die drei Hauptelemente, aus denen der neue Zolltarif hervorgegangen ist.

Die Gegenaktion gegen die drohende neue Zollpolitik setzte viel zu spät ein. Grade weil die Handelsverträge sich so wunderbar bewährt hatten, glaubten ihre Anhänger, besondere Vertheidigungsanstalten nicht nötig zu haben. Weder die laute Agitation des Bundes der Landwirte noch die stille Minierarbeit Miquels begegneten lange Zeit hindurch einem planmäßigen, energischen Widerstand. Es ist ja auch psychologisch begründet, daß Leute, die einen bestehenden Zustand lediglich konservieren wollen, im Allgemeinen lauer sind als solche, die eine Aenderung erstreben. Erst im November 1900 fand unter der Aegide des weitblickenden Georg v. Siemens die Gründung des Handelsvertragsvereins statt, der alle Kräfte im deutschen Volke zur Erhaltung der Caprivischen Handelspolitik organisieren sollte. Es war zu spät, wenigstens zu spät, um die Einbringung einer hochschutzzöllnerischen Tarifvorlage zu hindern. Die Vorbereitungen dafür waren schon zu weit gediehen, die maßgebenden Stellen waren schon zu sehr festgelegt. Auch zeigte sich wieder, was freilich politischen Sachkennern längst bekannt war, daß das deutsche Bürgertum, selbst wenn seine Interessen aufs Aergste bedroht sind, nicht das Maß von politischer Energie und politischer Opferwilligkeit zu entfalten versteht wie Sozialdemokratie und Agrariertum. Die Arbeit des Handelsvertragsvereins in der *Bekämpfung* des Zolltarifs ist sicher nicht umsonst gewesen. Noch wirkungsvoller wäre es aber gewesen, wenn er schon auf seine *Gestaltung* hätte Einfluß gewinnen können.

So, wie der *Zolltarif* heute vorliegt, bedeutet er sachlich einen *Bruch mit der bisherigen Handelspolitik*. Bisher galt bei uns noch immer der Grundsatz, daß die Zollfreiheit die Regel sei, und daß nur da, wo besondere Schutz- oder finanzielle Interessen vorlagen, ein Zoll einzusetzen sei. Jetzt ist es umgekehrt. Man will grundsätzlich alles verzollen und läßt nur da Zollfreiheit bestehen, wo eine Verzollung zu offenbaren Schaden stiften würde. Die ungeheure Spezialisierung — 946 Positionen im neuen Tarif gegen 387 im alten —, die zum großen Teil auf die Bureaukratenemsigkeit Posodowskys zurückzuführen ist, führte zudem ganz unwillkürlich zur stärkeren Anziehung der Zollschraube. Der „lückenlose Tarif" des Bundes der Landwirte ist zwar noch nicht erreicht. Aber bedenklich nähert sich doch schon der Regierungsentwurf diesem „Ideal". In seinem agrarischen wie in seinem industriellen Teil ist er gleichermaßen ausgesprochen hochschutzzöllnerisch, d. h. er trägt einen dem der Caprivischen Handelsverträge genau entgegengesetzten Charakter. Diese Handelsverträge hatten den Hauptzweck, unsere internationalen Handelsbeziehungen im Allgemeinen zu erleichtern und den Export im besonderen zu begünstigen. Würde der Regierungsentwurf Gesetz, so wäre die Erschwerung unseres Außenhandels die sicherste Folge davon.

Wie man sich zu dem Regierungsentwurf stellen soll, hängt natürlich in erster Linie von der wirtschaftspolitischen Stellung ab, die man einnimmt. Deutschland entwickelt sich offenbar immer mehr zum überwiegenden Industriestaat. Die landwirtschaftliche Bevölkerung machte vor 100 Jahren 80% der Bevölkerung aus, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch 65%, 1870 50%,

1895 35,7 %. Inzwischen ist sie noch weiter zurückgegangen. Aber schon nach der Berufszählung von 1895 hatte die Industrie mit 39,2% das Uebergewicht in der Bevölkerung. Wenn man nicht die bloße Personenzahl, sondern die Steuerkraft ansieht, so verschiebt sich das Verhältnis noch stärker zu Ungunsten der Landwirtschaft. Jedenfalls ist schon heute die Industrie für den Staat der weitaus bedeutsamere Faktor. Daß die Handelsverträge diese Entwicklung haben befördern helfen, ist unleugbar. Der neue Zolltarif dagegen würde sie hemmen.

Wer auf dem Boden der „Weltanschauung" des Bundes der Landwirte steht, wird eine solche Hemmung mit Freuden begrüßen. Denn er sieht in dem überwiegenden Industriestaat etwas Ungesundes und sogar Gefährliches. Man kann aus Ueberzeugung — nicht blos aus Interesse! — Agrarstaatler sein und für einen Hochschutzzolltarif eintreten. Nur soll man sich dann auch über die Konsequenzen seiner Handlungsweise klar sein. Sie würden sein:

In agrarischer Beziehung: die künstliche Erhöhung der Getreidepreise führt zu einer künstlichen Steigerung der Grundstückspreise. Die Konkurrenz mit den getreideexportierenden Staaten, die schon heute durch die hohen Grundwerte in Deutschland aufs Aeußerste erschwert ist, würde bei freiem Wettbewerb endgiltig unmöglich werden. Die deutschen Landwirte würden davon abgehalten, sich den rationellsten Betriebsarten zuzuwenden, wenn ihnen der Staat die Rentabilität auch veralteter Betriebsweisen garantierte. Die ganze Landwirtschaft würde, auf den thönernen Boden des Hochschutzzolles gestellt, ein künstliches Dasein fristen, dem ein gesetzgeberischer Akt ein Ende machen könnte.

In industrieller Beziehung: die Verteuernng der Lebensmittel und der Rohprodukte würde die Produktion kostspieliger machen und somit die Exportfähigkeit lähmen. Was man draußen verliert, würde man durch hohe Preise im Inland wieder hereinzubringen suchen. Kartelle und Syndikate würden unter dem Schutz der hohen Zölle die Ausbeutung der inländischen Konsumenten schrankenlos betreiben können. Die „schwere" Industrie der Rohstoffe und Halbfabrikate bekäme ein absolutes Uebergewicht über die „leichte" Industrie, die Verfeinerungs- und Veredelungsbetriebe, denen mit hohen Zöllen nicht gedient ist, sondern nur mit Offenhaltung des Weltmarktes. Gerade das Gebiet, wo der gebildete, technisch hoch stehende deutsche Arbeiter fast unbegrenzte Möglichkeiten vor sich sieht, würde ihm verschlossen werden.

Im Allgemeinen: Deutschland verzichtet darauf, eine Weltmacht zu werden. Nach dem berühmten Worte Caprivis: „Wir müssen entweder Waaren exportieren oder Menschen" würde das Stocken der Ausfuhr die Auswanderung wieder anschwellen lassen und damit unseren Konkurrenzstaaten, vor allem der Union massenhafte neue Arbeitskräfte wertvollster Art zuführen. Denn da bei gleichbleibender, fast durchweg schon kultivierter Bodenfläche nur ein kleiner Prozentsatz der Bevölkerungszunahme in der Landwirtschaft Aufnahme finden kann — selbst bei völliger Beseitigung der „Leutenot"! — so bleiben für den großen Rest nur zwei Möglichkeiten: im Inland in der sich ausdehnenden Industrie Nahrung finden, oder im Ausland sein Brot suchen. Unter den Handelsverträgen konnte, von vorübergehenden Depressionen wie der augenblicklichen abgesehen, die deutsche Industrie infolge der Ausdehnung ihres Exportes mühelos den riesigen Geburtenüberschuß von jährlich über ¾ Millionen aufnehmen. Unterbindet man ihr die Entwicklung dieses Exportes, so schwindet natürlich ihre Aufnahmefähigkeit. Uebrigens würde die agrarstaatliche Politik auch schon für eine Verminderung der Volksvermehrung sorgen. Das spricht der bedeutendste agrarische Gelehrte, Professor Adolf Wagner, mit klaren Worten aus. Er als Malthusianer freut sich über

dieſe Ausſicht. Wer aber wünſcht, daß Deutſchland neben den drei großen Weltmächten Rußland, England und vor allem Nordamerika als ebenbürtig ſeinen Platz einnehme, wird nicht leichten Herzens auf unſere gewaltige Volksvermehrung verzichten. Man kann himmelweit von der „rage des nombres“ entfernt ſein und wird doch zugeben müſſen, daß unter Völkern von etwa gleicher Kultur die Bevölkerungsziffer für die Machtſtellung ausſchlaggebend iſt. Was Frankreich dauernd ſeine Weltſtellung geraubt hat, was es heute allein zum Kampfe gegen Deutſchland unfähig macht, das ſind nicht ſeine Niederlagen von 1870/71, das iſt vielmehr ſein Bevölkerungsſtillſtand. Man ſieht, in welch unmittelbarem Zuſammenhang die Fragen der Handelspolitik und die der Wehrkraft ſtehen. Uebrigens noch in anderer Beziehung. Oberſt a. D. Dr. v. Renauld, Militär und Nationalökonom zugleich, hat in einer bemerkenswerten Schrift über die „finanzielle Mobilmachung“ darauf hingewieſen, welch ungeheure Bedeutung in den Monſtrekriegen der Zukunft die finanzielle Leiſtungsfähigkeit der kämpfenden Länder haben wird. Er führt überzeugende Gründe dafür an, weshalb die Finanzfragen in Zukunft in den militäriſchen Dingen eine noch viel größere Rolle ſpielen müſſen als je zuvor. Und er iſt der Anſicht, daß nur eine Politik nach Art der Capriviſchen, die uns wirklich eine Kapitalanſammlung großen Stiles geſtattet, unſere volle militäriſche Leiſtungsfähigkeit ſichert. Ich will auf dieſe Fragen der Wehrhaftigkeit nicht weiter eingehen. Jedenfalls übernehmen die Befürworter des überwiegenden Agrarſtaats auch die Verantwortung dafür, unſerer bisherigen Volksvermehrung und Kapitalanſammlung einen Riegel vorzuſchieben.

Die Anhänger des überwiegenden Induſtrieſtaates haben demgegenüber, wie mir ſcheint, eine ſehr viel leichtere Poſition. Sie brauchen ſich lediglich auf die ſegensreichen Wirkungen der beſtehenden Handelsvertragspolitik zu berufen. Sie wollen ja weiter gar nichts, als dieſe Politik fortgeſetzt ſehen. Freilich können ſie keine Garantie übernehmen, daß die bisherige Entwicklung bis in alle Ewigkeit ſo weiter gehen werde. Es giebt Schwarzſeher, die da behaupten, das Exportinduſtrieſyſtem müſſe eines Tages zuſammenbrechen. Denn allmählich würden alle Staaten, nach denen wir jetzt unſere Ware abſetzen, ſich ſelbſt eine Induſtrie ſchaffen und dann unſere Fabrikate nicht mehr nötig haben. Das klingt zunächſt ganz plauſibel, findet aber nicht die mindeſte Stütze in den Thatſachen. Bisher hat ſich noch immer gezeigt, daß die Kulturentwicklung eines Volkes ſein Importbedürfnis nicht ſchwächt, ſondern ſteigert. Das erleben wir jetzt an Japan. Deutſchlands größtes Abſatzgebiet iſt nicht irgend ein Land im Naturzuſtande, ſondern das induſtriell höchſt entwickelte England. Wenn die Entwicklung eines Landes die Einfuhr von beſtimmten früher bezogenen Waren unnötig macht, ſo entſtehen dafür umſomehr neue Bedürfniſſe, die im eigenen Lande nicht befriedigt werden können. Und ſchließlich kommt das Prinzip der internationalen Arbeitsteilung hinzu, das es gerade den höchſt ſtehenden Staaten geraten erſcheinen läßt, ſich auf die Induſtriezweige zu beſchränken, die ſie mit dem größten Erfolge ſelbſt betreiben können, andere Waren dagegen, die im Ausland beſſer oder billiger hergeſtellt werden, ruhig von dort zu beziehen. So war es bisher, und nichts ſpricht dafür, daß es in Zukunft anders ſein wird. Die Leute, die die Exportinduſtrie zuſammenkrachen ſehen, ſind daher weiter nichts wie Geſpenſterſeher.

Nein, es giebt nur einen ernſthaften Einwand gegen den überwiegenden Induſtrieſtaat, und das iſt der, daß er den Großgrundbeſitz ruinieren werde. Wohlverſtanden: den Großgrundbeſitz, nicht etwa die geſamte Landwirthſchaft.

Die Landwirtſchaft in ihrer Geſamtheit genommen iſt unter den

Handelsverträgen nicht etwa zurückgegangen. Im Gegenteil. Die landwirtschaftliche Anbaufläche hat zugenommen. Sie betrug im Durchschnitt der Jahre nach den Handelsverträgen etwa 230000 ha mehr als in den Jahren des 5 Mark-Zolles. Der Viehstand hat sich gewaltig vermehrt, wenn auch, wie jetzt die Fleischnot beweist, noch lange nicht in dem für den Bedarf ausreichenden Maße. Seit den Handelsverträgen ist der Wert des deutschen Viehstandes jährlich um 82 Millionen Mark gestiegen. Auch die Einnahmen der Landwirte haben im Durchschnitt zugenommen. Das Einkommen aus dem landwirtschaftlich genutzten Grund und Boden ist in Preußen allein für die mit mehr als 3000 Mk. Einkommen veranlagten Landwirte — für die anderen fehlt es an amtlichem Material — um etwa 30 Millionen Mark höher geworden.

Sprechend vor allem sind die Zahlen der Konkursstatistik. Während in dem Jahrfünft 1886—91 vor den Handelsverträgen 13550 landwirtschaftliche Betriebe zur Zwangsversteigerung kamen, waren es von 1893—98 nur noch 9917. Das bedeutet einen Rückgang von 27% zu Gunsten der deutschen Landwirtschaft. Den 2999 subhastierten landwirtschaftlichen Grundstücken des Jahres 1892 stehen nur 1210 im Jahre 1899 gegenüber.

Der gewaltige Aufschwung, den das deutsche Wirtschaftsleben infolge der Caprivischen Handelspolitik nahm, ist eben auch der Landwirtschaft zu gute gekommen, wenn auch nicht in demselben Maße wie der Industrie. Für die Masse der Landwirte, für die Bauern bedeutet Gedeihen der Industrie keinen Schaden, sondern direkten Nutzen. Wenn die Löhne der Industriearbeiter steigen, steigt ihre Nachfrage nach Butter, Milch, Eiern, Geflügel, Fleisch, Obst, Gemüse u. s. w., d. h. nach all den Dingen, die gerade der Bauer an den Markt zu bringen pflegt. Der Bauer ist vom lokalen Markte abhängig. Darum ist er gerade in den industriereichsten Gegenden am besten vorwärts gekommen. Er braucht auch vor dem überwiegenden Industriestaat keine Furcht zu haben. Wie die dänischen Bauern ohne Schutzzölle durch rationellsten Betrieb der Vieh- und Geflügelzucht es zur größten landwirtschaftlichen Blüte gebracht haben, so liegt auch für die deutschen Bauern mehr Zukunftsaussicht in der Steigerung des Absatzes, wie ihn eine gute Handelspolitik mit sich bringt, und in der Verbilligung der Produktion, wie sie die Aufhebung der Futtermittelzölle darstellen würde, als in Prohibitivzöllen.

Anders freilich liegt es bei dem Großgrundbesitz. Er kann sich nur in seltenen Fällen gleich dem Bauern den Bedürfnissen des Industriestaats anbequemen. Das Gros der Rittergutsbesitzer steht und fällt mit der Rentabilität des Getreidebaues. Sie sind darauf angewiesen, ihre Haupteinnahmen aus dem Getreideverkauf zu ziehen, und sie werden darauf angewiesen bleiben. Hohe Getreidepreise sind für sie der Lebensnerv. Und daß, wie nun einmal die Dinge in den Hauptgetreideländern der Welt liegen, die Getreidepreise in absehbarer Zeit ohne exorbitante Zölle genügend hoch steigen könnten, um der Mehrheit der Großgrundbesitzer standesgemäße Renten zu sichern, ist durchaus unwahrscheinlich. Der Zollkampf bedeutet also wirklich für den Großgrundbesitz einen Kampf ums Dasein in des Wortes wörtlichster Bedeutung. Zunächst um das wirtschaftliche, dann aber auch um das politische, da sich politische Herrschaft auf die Dauer ohne wirtschaftliche Basis nicht aufrecht erhalten läßt. Nicht als ob der Großgrundbesitz mit einem Schlage ruiniert wäre, wenn der Zolltarif scheitert, oder ob es nicht auch bei vollem Freihandel Großgrundbesitzer geben würde, die sich halten könnten. Aber die Zollentscheidung stellt allerdings zugleich die Entscheidung darüber dar, ob dem Großgrundbesitz als Klasse seine traditionelle Herrschaft von neuem garantiert werden soll oder

nicht. Für das preußiſche Junkertum ſteht wirklich unendlich viel auf dem Spiel.

So ſind mit der ſcheinbar rein wirtſchaftlichen Frage politiſche Folgen weittragender Art verknüpft. Wer eine Hochſchutzzollära herbeiführen hilft, der ſtärkt dem altpreußiſchen Konſervatismus den Rücken. Wer die Capriviſche Wirtſchaftspolitik fortſetzen hilft, der verlegt den Schwerpunkt des Staates in Induſtrie, Handel, Arbeiterſchaft, der dient dem Liberalismus und dem Sozialismus. Für oder wider den Zolltarif bedeutet im letzten Grunde: für romantiſch verklärte Vergangenheit oder für wagemutige Zukunft, für Altpreußen oder für Neudeutſchland!

In der Mongolei.

Von **Albrecht Wirth.**

In Kiachta blieb ich eine Woche. Hier war seit 200 Jahren der Hauptsitz des russischen Theehandels. Erst in jüngster Zeit ist durch die Erschließung des Amur und die Erbauung der transbaikalischen Bahn der Handel nach Norden abgelenkt worden. Der Thee wird in Hankau, dem großen Zentrum am Jangtsekiang, aufgekauft, und geht von dort zu Schiff entweder nach Nicolajewsk und den Amur aufwärts, oder nach Tientsin und von dort auf Kamelsrücken über Kalgan durch die Gobi nach Kiachta und Irkutsk. Noch einen anderen Weg schlug der erste Thee ein, der überhaupt nach Europa kam, nämlich die Straße von Peking durch die West-Mandschurei nach Onon in der Nähe des heutigen Nertschinsk. Im Jahre 1645 ist jener erste Thee über Land nach Moskau gekommen, wärend auf dem Seewege Thee erst zwanzig Jahre später nach Europa kam, und zwar nach England, wo man aus Unkunde, wie eine freilich unverbürgte Geschichte erzählt, am englischen Hofe das übersandte Pfund der köstlichen Pflanze mit einem Male absott, sodaß die Gäste sich mit Schauder von dem Gerichte wandten. Die erste Spur von Thee auf dem europäischen Festlande außerhalb Rußlands ist eine kleine Notiz, die sich in dem Warenverzeichnis eines Frankfurter Kaufmannes findet, des Inhalts, daß er im Jahre 1691 einen Theekessel aus Holland bezogen habe. Diese Daten, die übrigens etwas im Widerspruche stehen mit den üblichen der Konversationslexika, zeigen, daß die Einführung des Thees im Westen ziemlich gleichzeitig erfolgt ist mit der großen Umwälzung unseres Wirtschaftslebens, die durch die Aufnahme von Kaffee, Tabak und der erst seit 1700 in größerem Maßstabe gepflanzten Kartoffel bedingt war.

Kiachta ist eine außerordentlich reinliche Stadt, eine Art vergrößerten Tusculums oder säuberlicher Nürnberger Spielwarenhäuser in Leben umgesetzt. Es leben fast nur Millionäre dort — und es giebt nur Privathäuser. Keine öffentlichen Gebäude außer Kirchen. Nicht einmal ein Gasthaus. Wer nach jener auserlesenen Stadt kommt, hat eben einen Gastfreund daselbst zu haben, oder er braucht eben nicht hinzukommen, sie laufen Niemandem nach. Letzthin geht es ihnen jedoch weniger gut in Folge der bewegten Verminderung, die der Handel durch das Abschwenken nach Norden erfahren hat. Fünf bis sechs der ältesten und wohlstehendsten Häuser waren sogar gezwungen zu liquidiren.

Man hofft jedoch auf einen neuerlichen Aufschwung des Handels durch die geplante mongolische Bahn, die Werchne-Udinsk mit Kalgan verknüpfen soll.

Ich wohnte in Kiachta bei Inokenti Dimitrowitsch Sinizen. Ein stattlicher, auffallend schöner und sehr vielseitiger Mann. Betreibt Großhandel, ist Direktor des örtlichen Zweiges der russisch-chinesischen Bank und ein leidenschaftlicher Nimrod. Ich habe keinen Grund, seinen eigenen Worten zu mißtrauen, daß er sechzig Bären erlegt habe. Er hält ein großes Haus; es wohnten damals nicht weniger als zehn Gäste auf einmal bei ihm, und es war ein erquickender Anblick, die vierzig und fünfzig Pfund schweren Braten zu sehen, die täglich auf den Tisch kamen. Es speisten nämlich auch seine Angestellten mit, dazu kamen zwei blühende Adoptivtöchter und die zahlreichen Kinder seiner auf einem fernen Landgut lebenden Schwester, die von dem Gute nach Kiachta zur Schule gekommen waren. Auch stellten sich für jede Mahlzeit unerwartete Ankömmlinge ein, Bekannte, die von Urga kamen; Geschäftsfreunde aus der Nachbarschaft; Beamte von Troitzkosawsk. Wärend und zwischen den Mahlzeiten kamen mongolische Bauern, chinesische Mittelsmänner, burjatische Würdenträger, darunter der Oberprieſter oder Archimandrit der etwa 25000 zählenden griechisch-katholischen Burjaten, ein hochgewachsener Greis von sanftem Ernſte, der zwar viel mit Russen verkehrte, auch als Abgesandter bei der Krönung des Zaren gewesen war, der aber offenbar in der fröhlich weltlichen Umgebung des Hauses Sinizen sich dépaysé fühlte. Viel unbefangener benahm sich eine Chinesin, die einmal mit ihren Kleinen Besuch machte, und in der zutraulichſten Weiſe mit der Hausfrau, Seraphina Jakowlewna — sie war auch wirklich eine seraphische Seele, die in Mildthätigkeit aufging — und ihren Töchtern lachte und plauderte. Der rechte Arm Inokentis war ein Esthe, der gut Deutsch und Englisch verstand. Es war hier das erste Mal in dem weiten russischen Reiche, daß ich auf Kenntnis des Englischen stieß. Es war jedoch an dieser Stelle notwendig, da die zweite Amtssprache der chinesischen Reichstelegraphie, deren äußerster Punkt Kiachta, englisch ist. Uebrigens hegten die Kiachtaer die übertriebensten Besorgnisse hinsichtlich des englischen Vordringens. Die ganze Mongolei, so äußerten sie, werde noch dem englischen Markte anheimfallen. Die Kenntnis der englischen Sprache ist sonst nur noch in den pazifischen Häfen bei den Russen anzutreffen. Bei weitem die erste Stelle nimmt unter fremden Sprachen das Deutsche ein, an dritter kommt in großem Abstande Französisch, allein viele selbst der höheren Offiziere und Verwaltungsbeamte verstehen überhaupt keine von den westlichen Sprachen. Ein angeregteres und angenehmeres Leben als in dem Hause Sinizen hätte man sich nicht wünschen können, jeder Tag brachte eine andere Abwechselung. Heute ein musikalischer Abend, morgen hinaus zur Jagd — für mehrere Tage wurde der Tisch mit der Jagdbeute versorgt — dann eine Feier in dem nahen Troitzkosawsk, dazwischen Spazierfahrten und Spazierritte und zu guterletzt noch eine Hochzeit. Der Bräutigam war der Sohn einer Vollblut-Chinesin und eines russischen Theemillionärs; die ganze Gesellschaft von Kiachta war jedoch bei dem höchst eindrucksvollen kirchlichen Akte und zum Teil auch bei dem Festmahl vertreten. Bei dem Ritte begleitete mich stets ein junger Japaner, der in Sibirien geboren war — kein Halbblut! — und der nach dem Tode seiner Eltern als Kind in dem menschenfreundlichen Hause Aufnahme gefunden hatte. Ich konnte thatsächlich mehr japanisch als er, er hatte seine Muttersprache fast ganz vergessen, und konnte nur russisch und etwas englisch. Er war etwa sechszehn Jahre alt und ging noch in die Schule, wollte aber nach vollendeter Ausbildung in die überseeische Heimat seiner Eltern zurückkehren, wo er zweifellos in russenfreundlichem Sinne wirken wird. Er war ein munterer Gesellschafter, und bei allen, auch bei den Damen, denen er in anmutiger Schüchternheit den Hof machte, sehr wohl gelitten.

Einer der Gäſte war der Direktor der ruſſiſch-chineſiſchen Bank von Irkutsk, ein kleines, ſchmächtiges, ſehr bewegliches Männchen mit Augen

„Wie ein Karfunkel im Ofenloch,
„Wie ein Zund in der Laterne."

Satiriſch veranlagt, wußte er trefflich zu erzählen, liebte die drei W. und war ein guter Schütze, bloß für wahrheitsliebend kann ich jedoch den Wackeren nicht halten, denn er erzählte, durch geheime Drahtung wiſſe er, daß Krieg zwiſchen Rußland und Japan ausgebrochen. Ich hielt die Nachricht für höchſt unwahrſcheinlich, aber ſie beſtärkte mich doch in dem Entſchluß, meinen Weg durch die Gobi zu nehmen, ſtatt über Wladiwoſtok. Auch konnte mich darin ein Herr von Groot nicht irre machen, der von Urga kam, und von Unruhen in der ſüdlichen Mongolei berichtete. Bei den Vorbereitungen zur Abreiſe, bei denen Frau Seraphina alles für mich that, was nur in ihrer Macht ſtand, und mindeſtens einen halben Zentner Eßwaren beiſteuerte, traf ich einen früheren norwegiſchen Kapitän, jetzigen naturaliſierten Yankee, Hanſen. Er war mit einer Ruſſin zu Tomsk verheiratet. Der Mann gab mir als Reiſezehrung einen großen Pack amerikaniſcher Zeitungen. Er war ſehr geſellig und redſelig, im Gegenſatz, ſcheint es, zu einer frühreren Gepflogenheit, da er als Kapitän am glücklichſten war, wie er ſagte, wenn möglichſt viel Paſſagiere ſeekrank waren, und infolgedeſſen ihn nicht mit ihrer Erſcheinung und Unterhaltung beläſtigten. Er war bei Herrn von Groot angeſtellt, und ging grade nach ſeiner Goldmine in Iro.

Endlich war ein zweiſpänniger Wagen aufgetrieben, deſſen Beſitzer für ſechzig Rubel nach Urga zu fahren bereit war. Der Polizeivorſteher wurde noch beſucht, aber es ergab ſich, daß nicht die kleinſte Formalität notwendig war, um die mongoliſche Grenze, die fünf Minuten hinter Kiachta war, zu überſchreiten. Am anderen Tage kam zwar der Wagen, aber ſtatt des Ruſſen, ein burjatiſcher Koſack, der ſich als den eigentlichen Herrn des Geſpannes vorſtellte. Er fragte erſt unterwegs, voll intereſſierter Neugier, wieviel für ſein Geſpann akkordiert ſei, und war höchſt entrüſtet zu vernehmen — er ſelbſt hatte bloß fünfunddreißig Rubel empfangen — daß dem Ruſſen fünfundzwanzig Rubel in den Händen hängen geblieben, in der That, kein ſchlechtes Geſchäft für die halbſtündige Thätigkeit einer öligen Zunge. Der erſte Tag brachte ſehr übles Wetter, einen kleinen Schneeſturm. Wir kamen in Folge deſſen nur langſam voran, und erreichten nicht einmal die zweite Station. Die Stationen, die zwanzig bis dreißig Kilometer von einander entfernt ſind, beſtehen zwar bloß aus Mongolen-Jurten (Zelten), aber es wäre immer noch beſſer in ihnen zu ſchlafen geweſen, als in dem Wagen, worin ich am Ufer der Ulda, die der Burjat in der Dunkelheit nicht zu überſchreiten wagte, den Reſt der Nacht zubringen mußte.

Ebenſo bemerkenswert wie wenig bekannt iſt es, daß die Ruſſen bereits in aller Stille, ohne ſich erſt die Mühe zu geben, läſtige Verträge abzuſchließen, die mongoliſche Grenze zu überſchreiten, in dem fruchtbaren Flußgebiet Orkhon und der Ulda ſich als Bauern anzuſiedeln begonnen haben. Es erwuchſen ihnen jedoch ſchlimme Konkurrenten in Geſtalt zahlreicher chineſiſcher Auswanderer, die für ein Butterbrod von den mongoliſchen Eignern Ländereien erwarben. Die Söhne des Landes ſind bierehrliche, aber ſehr faule Leute. Ihr Lebensideal iſt es, frei umherzuſchweifen mit ihren Heerden, die ſich von ſelbſt vermehren, und dem lieben Gott die Zeit zu ſtehlen. Brot aber achten ſie als einen großen Leckerbiſſen, und ſehen es daher gern, wenn ſich Fremde die Mühe geben, für ſie Getreide zu bauen. Für ein paar Häupter Vieh oder einige ihrer kleinen flinken Ponnies erhalten ſie leicht eine Quantität Brot, oder Mehl, aus dem

ihre arbeitsamen Frauen ihnen Brot backen. Brot gilt dort zu Lande gradezu als Handelsartikel. Im übrigen gilt auf der Karawanenstraße bis Urga bereits der russische Rubel, jedoch nur in Silber, kein Papier und kein Gold. Das ist leicht zu erklären. Gegen Papiergeld ist jedes Naturvolk von selbst mißtrauisch, was ihm auch bei russischem Papier kein Mensch übel nehmen kann; die Vorliebe für Silber aber haben die Mongolen von China übernommen. Hinter Urga hört auch der Silberrubel auf, und es herrscht allein das ungemünzte, in Hufeisenform gegossene chinesische Silber.

Der Schnee hatte jetzt nachgelassen und verschwand bald völlig. Der Frühling brach auch in der Mongolei herein. Die Gegend, die zuerst ungefähr der Rhön, dann dem Schwarzwald gleicht, soll sehr wildreich sein, und Ueberfluß an Bären und Wildschweinen haben. Wir selbst sahen Schwärme von Kaninchen und Auerwilds sowie riesige Wildgänse, deren Gewicht zwei Pud (32 Kilo) erreichen soll. Bei Iro, der schon genannten Goldmine überschritten wir zum ersten Male die Tula. An ihren Ufern entdeckte vor einigen Jahren Frau Clemens, die Frau des bekannten deutsch-russischen Archäologen, eine Inschrift, in der die Anfänge des Türkenreiches geschildert werden. Die Schriftzeichen jenes Felsenmonumentes scheinen dem indischen Alphabet zu entstammen, und sind nach der Ansicht von Radloff, dem ersten lebenden Turkologen, mit den germanischen Runen verwandt.

Es war nicht allzuschwer, die Zeichen zu entziffern, da eine chinesische Uebersetzung der Inschrift daneben eingemeißelt war. Zwei bedeutsame Ergebnisse zeitigte der Fund: Die Gewißheit, daß die Türken, mithin auch die heutigen Osmanen ebenso, wie ihre Vorgänger, die Hunnen Atilas und ihre Nachzügler, die Mongolen Tschingiskhans, aus dem Quellgebiet des Orkhon und der Tula aufgebrochen sind; und die Möglichkeit, daß, gleichwie, laut Glaser, das Wort Kirche von Assyrien durch die Finnen zu uns gelangte, so auch das Russenalphabet einen östlichen Ursprung haben mag. Es giebt noch eine Reihe von alttürkischen Inschriften in jenen Gegenden. Die östlichste davon hat ein Herr Savitzki unterhalb von Strjetensk gefunden. Ich habe eine Photographie davon mitgebracht und einem Fachgelehrten des Berliner Völkermuseums überwiesen, habe jedoch nichts weiter davon gehört.

Es gesellte sich zu uns ein baumlanger Burjate, der einst Prschewalsky und Oberst Gurko, der später in Transvaal und in China war, auf ihren weiten Reisen durch Mittelasien begleitet hatte. Der Burjat war jetzt Wegaufseher in russischen Diensten. Er bot sich an, nach Peking mitzugehen, aber seine Bedingungen waren zu extravagant. Die Gegend wurde immer großartiger, die Straße erhob sich zu 1600 Meter und wir kamen noch einmal in den Schnee hinein. Einige edle Mongolen, die Frauen, die wie alle Nomadenweiber rittlings zu Pferde saßen, mit reichem Schmuck behangen, ritten eine Zeit lang mit uns. Die wohlhabenderen unter den Nordmongolen sind in der Regel mit guten Gewehren aus Petersburger Fabriken versehen, auch bemerkte ich überall russische Revolver, und wurde gelegentlich um Patronen angegangen, da ich, nachdem mir mein Mauser gestohlen, ebenfalls die gangbare Waffe des Landes mir angeschafft hatte.

Um mir nicht eine zweite Reise durch die Mongolei zu erschweren, bemerke ich zur Sicherheit, daß die munitionheischenden Bittsteller keinen Erfolg hatten. Immerhin muß man sich wundern, daß die Russen selber nicht gleich allen in Afrika interessierten Regierungen es verbieten, Waffen und Munition an Eingeborene zu verkaufen. Im ganzen fand ich die Nordmongolen sehr günstig für die Russen gestimmt, vielleicht weil sie von ihnen bedeutende Handelsvorteile haben. Nur traf ich nirgends die Kenntniß des Russischen und lernte

wohl oder übel einige Brocken der Landessprache. Mongolisch ist ungeheuer einfach, wie ja der Ideenkreis eines Nomadenvolkes nicht sehr ausgedehnt ist; aber ebenso ungeheuer ist die Schwierigkeit der Aussprache, für ein ungeübtes Ohr klingt ein Wort schier wie das andere. Wenn Herodot die Schnalzlaute der Buschmänner dem Zirpen von Grillen verglich, so nimmt das Mongolisch eine Zwitterstellung zwischen dem I-aen eines Esels und dem Trompeten eines Elephanten ein, mit einem Stich in den Jargon eines Faultieres. Und trotzdem haben sich die russischen Händler und Siedler dazu herbeilassen müssen, dieses unglaubliche Idiom zu lernen, da der Mongole viel zu träge, und auch viel zu selbstbewußt ist, um sich fremden Lauten anzubequemen. Geschrieben wird das Mongolisch, wie auch das Mandschurisch mit semitischen Schriftzeichen, nämlich mit dem syrischen Alphabet der Nestorianer, die seit dem siebenten Jahrhundert sich in Ostasien als erfolgreiche Glaubensboten aufthaten. Bei einigen Lamas betraf ich auch Gebete in tibetischem Alphabet. Einige Nordostmongolen verehren gleich den meisten buddhistischen Burjaten den Dalai-Lama als ihr Oberhaupt, während die Südmongolen in dem Geghen von Urga ihr Haupt feiern. Am sechsten Tage spät Abends fuhr ich in Urga ein.

Ich wohnte bei dem russischen Konsul, Herrn Schermatoff, der seit ungefähr 30 Jahren in Ostasien weilt. Er hat eine sehr wertvolle Sammlung chinesischen Porzellans und anderer Kunstgegenstände und färbt auch selber Leinewand mit Landschaften, die garnicht übel sind. Das Konsulat war seit den Boxerunruhen mit Wall und Graben umgeben; der Graben durch allerlei Sparrwerk unzugänglich gemacht, doch sahen die Befestigungen recht kindlich aus. Als Wachmannschaft dienten zwei Sjotnien — wörtlich Hundertschaften, gewöhnlich aber 200 Mann umfassend — burjatischer Kosaken, deren Quartiere auch noch innerhalb des Palisadenwalles waren. Bloß die Offiziere — etwa ein Dutzend an Zahl — und die Unteroffiziere waren Russen. Immerhin bemerkenswert, daß Mongolen, deren Nordostzweig die Burjaten bilden, gegen andere Mongolen als zuverlässige Schutztruppe verwandt werden. Außerdem war noch ein russischer Arzt da, drei Dolmetscher oder Sekretäre des Konsuls und ein Pope, dessen Vorgänger vor kurzem wegen Völlerei und sonstiger Ungebührlichkeit mit Unglimpf davongejagt worden war. Ein Sekretär und mehrere Offiziere hatten ihre Frauen mit. Doch war, entgegen sonstiger russischer Gewohnheit, das gesellige Leben nicht allzu entwickelt; selbst bei dem Geburtstag des Zaren, der in die Tage meines Aufenthalts fiel, war keine größere Veranstaltung, jede Gruppe feierte für sich allein. Kommandeur des Platzes war Oberst Dumelsen, ein sehr langer hagerer Generalstabsoffizier von dänischer Herkunft, der in dem jugendlichen Alter von 32 Jahren zu jener Charge emporgeklommen war, und der jetzt bereits zum zweiten Male das Glück des Honigmondes genoß. Einen Steinwurf weit vom Konsulat war ein Komplex von Gebäuden mit geräumigem Karawanenhofe. Der Komplex gehörte dem Burjaten Badmajeff, einer der merkwürdigsten und bekanntesten Gestalten Ostasiens. Der Mann hatte vor, der Reformator seines Volkes zu werden, allein dem gewaltigen Wollen entsprach nicht das Können. Die Reformationsarbeit suchte er durch eine seltsame Vielgeschäftigkeit zu verwirklichen; er baute allenthalben Warenhäuser, trieb Theehandel, errichtete Meiereien in großem Stile und nach europäischen Muster, gründete die erste burjatische Zeitung, die auch bis jetzt die letzte gewesen ist, „das östliche Leben", das seit zwei Jahren zu leben aufgehört hat; eignete allerorten Gasthäuser, darunter das theuerste, wenn nicht beste ganz Sibiriens, das auch inzwischen eingegangen, die „Wostoschne Gostinize", wo ein Gläschen Schnaps eine Mark sechzig kostete, und ein schlechter Champagner sechsundzwanzig Mark die Flasche. In

seinem Nebenberuf war Badmajeff russischer General, und hat auch als solcher die letzte Kampagne in der Mandschurei mitgemacht. Auch half ihm, daß ihn Zar Alexander III. aus der Taufe gehoben hatte, ähnlich wie einst selber moskowitische Großfürsten, als die Ostslaven noch Wilde waren, Täuflinge der byzantinischen Kaiser waren. Als Pate des Zaren sollte der große Häuptling der Burjaten sein Volk der griechisch-orthodoxen Kirche zuführen, jedoch die kühnen Pläne sind zu Luft zerronnen, Badmajeff hat Bankerott gemacht und ist aus allen Himmeln gestürzt. Er lebt jetzt als Privatmann in Petersburg.*) Und auch jetzt, nach dritthalb Jahrhunderten zarischer Herrschaft ist nicht viel mehr als $^1/_{80}$ des Burjatenvolkes zum orthodoxen Glauben übergetreten. In dem Urgaer Hause Badmajeffs treibt jetzt eine bunte Schar internationaler Pioniere ihr Wesen, die Angestellten des Herrn von Groot. Ein Sohn Israels als Buchhalter; Amerikaner als Goldschmelzer, davon einer der in Alaska gewesen und dort bei Dawson City fünfundsechszig Grad Celsius Kälte ausgestanden hatte — ungefähr das Beste, was man in dem Artikel Kälte haben kann, bloß in Werjschojansk im nordjakutischen Gebiete fällt der Wärmemesser bis zu 66° —; Schweden als Eisenbahningenieure, und ein Deutscher als Bankbeamter. Verkehrssprache war in erster Linie Englisch, in zweiter Deutsch, das nicht nur der Buchhalter, wenn auch mit grausamem Accente sprach, sondern auch ein zum Geburtstage des Zaren eingeladener Major der Garnison, der Stammes- wenn auch nicht mehr Glaubensgenosse des Buchhalters war, ziemlich gut verstand. Die Schweden und der Deutsche, ein Herr Hartwig, waren über Irkutsk gekommen, wo sie zur selben Zeit eintrafen wie ich, da sie es aber nicht unternehmen wollten, auf Schlitten den Baikal zu durchqueren, hatten sie zwölf Tage warten müssen, bis der Verkehr für die Dampfer möglich war. Die Schweden hatten den weiten Weg von ihrer Heimat gemacht, um die Gobibahn zu traciren. In drei Jahren, so hieß es, werde die Bahn fertig werden, mithin die Verbindung zwischen der Magistrallinie und Peking hergestellt sein. Schwierigkeiten bietet die mongolische Linie nur bei dem Höhenpasse, zwei Tagereisen nördlich von Urga, und bei dem fabelhaft jähen Abstieg vor Kalgan. Die Gobi selber ist technisch sehr leicht zu bewältigen, nur wäre für größere Wasserbehälter zu sorgen, wie man es längst von Arizona oder von der Transkaspischen Bahn her gewohnt ist. Höchstens dürften sich Sandstürme als lästig erweisen, gegen die man aber ähnliche Schutzwände oder Schutzdächer errichten kann, wie auf dem Karste, oder um nicht zu weit zu gehen, wie die Schneeschutzdächer bei uns in Deutschland. Der Boden selber ist in der Gobi eigentlich nirgends reiner Sand, sondern besteht meist aus nacktem Fels. Wie denn auch schon mehrere Automobilfahrten durch die Gobi geplant wurden, von denen allerdings, so viel ich weiß, noch keine ausgeführt ist, und einmal eine Radfahrt, nämlich durch die Amerikaner Allen und Sachtleben im Jahre 1893 ins Werk gesetzt worden ist. Der interessanteste Mann von ganz Urga ist aber Herr von Groot selber. Von baltischer Herkunft, mit energischem Spitzbart und knorriger Nase, wie ein Bild von Franz Hals, mit Augen, in deren Ausdruck sich der Krieger mit dem Diplomaten streitet. Er war zuerst bei der russischen Botschaft in Peking, ist aus irgend einem Grunde abgegangen, und zu dem chinesischen Seezolldienst übergetreten. Danach wurde er Direktor einer mit drei Millionen Frs. arbeitenden belgischen Gesellschaft, als welcher er jährlich die Kleinigkeit von 60 000 Rubel nebst 15% Gewinnanteil bezieht, und außerdem „Prawljajusch" der russisch-chinesischen Bank. Wenn der Konsul, der ja vielmehr Einfluß hat

*) Letzthin jedoch war Badmajeff bei dem Dalai-Lama, um ein russisches Protektorat über Tibet zu erwirken.

als der mandschurische Amban (Statthalter), sozusagen der amtliche König der Ostmonoglei ist, so ist von Groot deren ungekrönter König. Er ist auch jetzt der spiritus rector bei der Bahn, von der ich übrigens sehr bezweifle, ob sie wirklich im Jahre 1904 schon fertig wird. Neuerlich hat ein gelehrter Franzose, Herr Ular, der gut chinesisch versteht und über die Philosophie des Laotse und des Konfuzius wertvolle Studien verfaßt hat, eine geheime, in chinesischen Hieroglyphen geschriebene Korrespondenz veröffentlicht, in der von Groot eine bedeutsame Rolle spielt. Die Korrespondenz, die gewaltiges Aufsehen machte, und von allen Zeitungen wiedergegeben wurde, bezieht sich auf die Boxerunruhen und die schon vor dem Juni 1900 beabsichtigte Flucht der Kaiserin Tu-hsi; es nahmen an ihr Li-Hung-Tschang und der ehemalige Freund des Zaren Nikolai, Fürst Uchtomsky, teil. Es würde darnach scheinen, als ob die Russen nicht nur um den bevorstehenden Ausbruch in Peking gewußt, sondern auch im voraus die Kaiserin ihres Schutzes versichert hätten. Ein englischer trefflicher Kenner der Verhältnisse, Konsul Parker, bemerkte mir hierzu, daß Ular „has gone beyond his depth", daß er mehr gesagt, als er beweisen könne. Ich persönlich bin Herrn von Groot für freundliches Entgegenkommen und bereitwillige Hülfe, die in wildfremden Lande doppelt angenehm war, zu großem Danke verpflichtet. Rühmen muß ich noch seine wundervolle Sammlung von chinesischen Kunstgegenständen, von denen einige direkt aus dem Palaste stammen, sowie venetianischen Stutzuhren, und anderem italienischen bric-à-brac, das Jesuitensendlinge oder Botschafter der Mächte als Geschenk in Peking überreicht hatten.

Eine gute Stunde von dem Konsulate ist die Stadt Urga entfernt. Es sind dort ungefähr 180 Russen und 3000 Chinesen; der Rest der Bevölkerung, etwa 20 000 zählend, setzt sich aus Mongolen zusammen, davon vielleicht ein Viertel Lamas sind. Die Hälfte der Gebäude besteht aus buddhistischen Tempeln; ich besuchte den des Gottes Maidar, indisch Maitrêga. Der Tempel giebt einen guten Begriff von tibetisch-mongolischer Kunst, oder vielmehr einen schlechten; denn etwas Abscheulicheres, Absurderes, Unnatürlicheres, Scheußlicheres als diese Kunst habe ich nie gesehen. Was soll man dazu sagen, daß die Hochasiaten es für schön halten, wenn auf den unmöglichsten Teilen des Körpers, auf Händen und Füßen und auf der Brust Augen abgebildet sind; oder daß, worin allerdings indische Muster vorliegen, eine Göttin mit einer Anzahl von Brüsten und Armen dargestellt wird. Gewiß, derartige Ungeheuerlichkeiten sind symbolisch zu verstehen, es sind Sinnbilder von Allwissenheit, Allmacht und Allfruchtbarkeit, allein dem Unfaßbaren einen menschlich-faßbaren Ausdruck zu geben, das ist doch erst die wahre Kunst. Und dabei hatten die Buddhisten noch die hehrsten Vorbilder für ihre Göttergestalten. Wie man schon seit einigen Jahren geahnt hat, und wie jüngst Grünwedel in Berlin überzeugend nachwies, hat die griechische Plastik einen nachhaltigen Einfluß auf die indische ausgeübt, die ihrerseits das Muster für die ganze ostasiatische abgab. Der Oberherr der buddhistischen Welt Urgas und der ganzen mittleren Mongolei ist der „lebende Gott", der Geghen. Es giebt drei lebende Götter in Hochasien: der Dalai-Lama in Lassa, der Oberpriester (dessen Sondertitel ich nicht kenne) von Westtibet, und der Geghen; außerdem giebt es noch einen Oberheiligen sämmtlicher sibirischer Buddhisten, den ich später in Kalgan kennen lernte; er ist zwar selbständig, aber hat es doch noch nicht bis zu dem Range eines lebenden Gottes gebracht. Eigentümlich ist, wie ein neuer Geghen erkoren wird. Wenn der alte gestorben, so wird er aufgebahrt, und zwanzig bis dreißig Knaben von zwei bis drei Jahren, die man natürlich einigermaßen auf geistige und leibliche Vortrefflichkeit hin angesehen hat, werden in das Gemach geführt. Derjenige nun von den Kindern, der zuerst aus eigenen Antrieb — wie weit etwa die

Prieſter mithelfen, bleibt im Dunkeln — die Leiche berührt, auf den, ſo wird angenommen, fällt der Mantel des Entſchlafenen, deſſen Geiſt ſtehenden Fußes in den Knaben fährt, und ſich in ihm verkörpert. Von dem gegenwärtigen Geghen iſt prophezeit worden, daß er gleich Moſes hundertzwanzig Jahre leben werde. Ein Glück wenigſtens für ihn, daß bei etwaigem früheren Ableben er die Enttäuſchung ſeiner Freunde nicht mehr mit zu erleben braucht. Der Geghen iſt außerordentlich ſchwer zugänglich. Herr Schermatjoff hat ihn während all der Jahrzehnte ſeiner Konſulatslaufbahn nicht einmal zu Geſichte bekommen, ohne daß ihm jedoch dies beſonderes Herzbrechen verurſacht zu haben ſcheint. Als Fürſt Utomsky auf ſeiner dritten Reiſe durch Oſiaſien nach Urga kam, hätte er für ſein Leben gern ein Zuſammentreffen mit dem Geghen veranſtaltet, und verausgabte zu dem Ende große Beſtechungsſummen. Der Gott war jedoch unerbittlich, und verbot ſeinen Lamas, die Gelder anzunehmen. Seine Unnahbarkeit verhinderte jedoch nicht, daß ein Lichtbild von ihm genommen wurde und ſogar in den Handel kam. Ich habe auch eines gekauft. Ich denke, das Bild wird von einem ſeiner Lamas angefertigt worden ſein, die Leute ſind ja europäiſchen Dingen gegenüber nicht ganz verſchloſſen. So ſoll eine Hauptbeſchäftigung des Gottes ſein, ſich in Champagner zu betrinken. Die lebendigen Göttinnen, deren er ſo viele hat, wie er will, helfen ihm dabei. Das Bild erinnert an die Porträts junger, durch Ausſchweifung entnervter Diplomaten, wie ſie van Dyck gerne malte. Sehr feine Züge, kluges Auge, aber müde Blaſiertheit im Ausdruck; kein Bart, die Augen faſt grade, ſchmale Wangen und eine Adlernaſe von verachtendem Wurf. Der Geghen iſt jetzt zweiunddreißig Jahre alt, hat alſo noch Zeit genug, um ſich zum Tode vorzubereiten.

Eines Tages war ich ſehr verwundert, in meinem Zimmer einen dicken chineſiſchen Mandarinen auftauchen zu ſehen, und noch verwunderter als der Mandarin mich deutſch anſprach. Weniger verwunderlich war, daß das Deutſch ſehr ſchlecht war. Es klang einigermaßen wie das Platt eines Skippers von Emden. Auch fehlten dem Mann ein paar Zähne. Es war ein Belgier, der als Miſſionar nach China gekommen, dann dem Freiherrn von Richthofen auf ſeinen Fahrten als Dolmetſch begleitet, und zuletzt ſich als ich weiß nicht was für ein Agent aufgethan. Inzwiſchen war er auf Grund irgend welcher Verdienſte zum Mandarinen des erſten Grads von der chineſiſchen Regierung befördert worden, und trug als ſolcher chineſiſche Kleidung und Zopf, und jenes an eine europäiſche Czapka erinnernde Trapez von Mandarinenhut, aus dem ſein niederdeutſches Antlitz ſeltſam genug hervorleuchtete, auch nahm er einen chineſiſchen Namen an, Dado. Sven Hedin hatte, als er das Tarimbecken durchquerte, mit ihm in ſeiner amtlichen Eigenſchaft zu thun, war jedoch wenig gut auf ihn zu ſprechen, eine Geſinnung, die der Belgier herzlich erwiderte. Freund Dado iſt mit einer Chineſin verheiratet und hat auch von ihr zwölf Kinder und ſpricht in Folge deſſen ſehr gut chineſiſch. Er war ſehr nett mit mir, brachte mich zu dem Militärgouverneur, ſtellte mir ſeine Reitpferde zur Verfügung, und war offenbar glücklich, daß er wieder einmal Jemanden hatte, dem er ſein Herz ausſchütten konnte, denn mit den Ruſſen ſcheint er ſich nicht ſonderlich zu ſtehen. Der Gouverneur lud mich zu einem opulenten Mahle ein, bei dem Dado den Ueberſetzer ſpielte. Er war ein Hui-Hui (Muhamedaner) und zeigte viel Intereſſe für die Fortſchritte des Islams, auch hatte er viele Fragen über den deutſchen Kaiſer zu ſtellen.

Mein belgiſcher Freund erwartete acht Landsleute, die ſich als Miſſionare in Schenſi, alſo garnicht weit von dem damaligen Aufenthalte der Kaiſerin, von Neuem aufthuen wollten. Er ſollte die Kamele für die Karawane beſchaffen und die Miſſionare begleiten. Täglich erwartete der Belgier eine

Nachricht, aber es kam keine. Ich hörte nachträglich, daß die braven Sendlinge bereits bis Irkutsk gekommen waren, dort aber von Unruhen in der Mongolei hörten und in Folge deſſen wieder umkehrten und ſtatt der direkten Route von etwa 2000 Kilometern den ungeheuren Umweg von Irkutsk über Brüſſel und Antwerpen um ganz Europa und Aſien herum nach Tienſin machten, von wo ſie nach vollzogenem Friedensſchluß ihren Beſtimmungsort zu erreichen ſuchten. Wenn ſo die treufleißig geſammelten Gelder zwar nicht viel für die Bekehrung von Heidenkindern austrugen, ſo haben ſie doch wenigſtens einigen Europäern zu einer hübſchen Luſtreiſe verholfen.

Herr von Groot arangierte es, daß ich mit einem eben angekommenen Deutſchen, der in Kalgan eine Filiale der Ruſſiſch-Chineſiſchen Bank eröffnen ſollte, zuſammenreiſte. Es iſt auffällig, wie viele Deutſche in jener Bank ſind. Vielleicht, weil die Landeskinder zu viel trinken oder ſtehlen. Soll doch einmal ein ganzer Geldtransport von etwa 3 Millionen Rubel, der unter dem Geleite von ruſſiſchen Beamten war, ſpurlos verſchwunden ſein. Die Hälfte der höheren Beamten der Banken in Irkutsk, China und Japan beſteht aus Deutſchen. Auch in Petersburg ſpielen Deutſche bei ihr eine beträchtliche Rolle. Für unſre Karawane waren eigens zwei Wagen gebaut, die von Zugkamelen durch den Sand zu ſchleifen waren. Holzkiſten, zwei Meter lang und einen Meter breit, oben und an den Seiten mit dicken Schafdecken und Oeltuch belegt, das Ganze auf zwei Räder geſetzt, ſo könnten dieſe Wagen kurz beſchrieben werden. Man ſchläft darin und hat Schutz vor der Hitze der Nordgobi und dem Regen im Süden. Sehr angenehm iſt das Poltern und Schwanken des Fuhrwerks nicht; es gleicht ſchier dem Rollen und Stampfen eines Schiffes, aber man gewöhnt ſich ſchnell daran. Wir legten täglich ungefähr 58 Kilometer zurück. Zweimal war längere Ruhepauſe während der heißen Mittagszeit und nach Mitternacht. Die Kamele gingen auf die Weide, falls Weide vorhanden war, was nicht immer der Fall, und die Menſchen benutzten gleichermaßen die Ruhezeit, um ihren Magen in beſſere Stimmung zu verſetzen. Die Gobi iſt nicht etwa flach wie ein Tiſch, es giebt Felſen und Thäler und Berge darin. Die Höhe wechſelt von zwölfhundert bis neunzehnhundert Meter, aber ſie iſt rattenkahl, wie eine richtige Wüſte ſein ſoll, kein Baum, kein Strauch, und gelegentlich nicht einmal Gras. Ich wäre lieber die ganze Strecke zu Pferde geritten, als in dem Gefängniß von Rumpelkaſten zu fahren, aber es giebt eine Strecke von ungefähr 150 Kilometer, die abſolut unfruchtbar iſt, ſodaß ein Pferd hier einginge. Die Gobi iſt jedoch nicht ganz von Tierleben entblößt. Einmal, als ich in der Frühe den Wagen vorauswandelte, ſah ich nicht weniger als vierzehn Stück Rotwild unſeren Pfad kreuzen. Es giebt im Ganzen drei Karawanenwege von Urga nach Kalgan. Der weſtlichſte, von beinah 1300 km, iſt der längſte, aber hat den Vorteil, daß ſich dort Waſſer und Gras in einiger Menge finden; daher geht auf dieſer längſten Straße die Poſt, die für chineſiſche und ruſſiſche Würdenträger eingerichtet iſt, und die aus Höflichkeit auch an Geſandte und jedermann ſonſt, ſo ſich eine Regierungsempfehlung verſchaffen kann, überlaſſen wird. Die Poſt iſt aber unmäßig teuer. Einem Geſandten, der mit zwölf bis vierzehn Pferden reiſt — neun für die Kutſcher, und die anderen Pferde für die Begleitreiter — koſtet ſie über 2000 Mark, anderen Sterblichen, die weniger rauſchend auftreten, immerhin nicht unter 900. Die Reiſe mit der Poſt dauert neun bis elf Tage. Der zweite Weg, der öſtlichſte, iſt der am meiſten von Karawanen begangene. Er iſt über 1100 km lang. Der mittelſte Weg, den wir einſchlugen, iſt der kürzeſte, 1030 km, aber dafür auch der Menſchen- und Waſſerarmſte. Hier koſtet die Beförderung nur 140 Mark. Die Kamele brauchten für dieſe kürzeſte Strecke 18 Tage. Eine derartige Muſterreiſe mag

leicht für langweilig gelten, aber sie hat auch ihre Vorteile. Vor allem die wunderbar klare und erfrischende Luft, köstlich wie Champagner. Nirgends ein Pfosten mit der Inschrift: „Verbotener Weg". Man ißt und trinkt und geht und schläft wo und wann es einem einfällt; der Steuerbote findet seinen Weg nicht dahin, und man hat keine unangenehmen Briefe und keine mißliebigen Besuche zu empfangen. Wie „die leicht dahinlebenden Götter"

θεοὶ ῥεῖα ζώοντες

Homers, zieht man seines Wegs, frei von Beschwerden und Sorgen. Vor Nahrungssorgen waren wir dadurch sicher, daß wir wie Hamster, die ihren Winterschlaf vorausahnen, uns verproviantiert hatten. Zwei Chinesen, davon einer ein gelernter Koch, bereitete die Speisen zu. Dazu hatte ich Wein und ein Dutzend Flaschen Wodka mitgenommen. Unsere Karawanenführer, zwei stämmige Mongolen, davon der eine ein würdiger glatzköpfiger Lama, der wärend des Reitens seine endlosen Gebete aufsagte, beschafften zu dem Mahl das landesübliche Brennmaterial, den ebenso billigen, wie geruchvollen Kamelsmist. Wir hatten die Vorsicht, das Kochfeuer immer ein ganzes Stück von uns und vor dem Winde aufbauen zu lassen.

Mein Reisebegleiter, Herr Hartwig, erwies sich die ersten Tage als unterhaltlicher Gesellschafter. Kein Mensch von höherem Schwung zwar, nicht ätherisch, einer von denen, für die blos die drei W. einen Wert haben, und der sonst nichts auf der Welt schätzt, aber voll von Kouplets und amüsanter Anekdoten. War es nun aber die Eintönigkeit der Reise oder war es das Versiegen unseres Alkoholvorrates, den er trotz meiner Warnung allzu rasch verminderte: sein Redestrom fing allmählig an zu versiegen. Er hatte offenbar auf den Goldminen im Gouvernement Jakutsk, wo er drei Jahre ausgehalten, nichts anderes gekannt als Wodka und Würfel. Sobald die fehlten, war ihm das Leben nicht mehr lebenswert. Seine Melancholie nahm bald einen pathologischen Charakter an. Er hörte — es war ungefähr der neunte Tag seit Urga — überhaupt mit mir zu sprechen auf, und redete bis Kalgan kein Wort mehr. Dies feindliche Schweigen war natürlich nicht geeignet, die Annehmlichkeiten der Reise zu erhöhen. Die Annehmlichkeiten sanken für mich auf Null, als eines schönen Tages eines meiner zwei Räder in Stücke ging. Keine Möglichkeit, das Rad zu ersetzen, oder wieder herzustellen. Ich mußte den Wagen da liegen lassen. Der eine Chinese, der wahrscheinlich Freunde in der Nachbarschaft hatte, die den Karren irgendwie wieder auf den Damm gebracht hätten, bot mir 6 Mark für das vollendete Reisehaus an. Ich war so entrüstet darüber — das Gehäuse hatte 80 Mark gekostet — das ich das Kunstwerk anzündete, und ein hübsches Wüstenfeuerwerk schuf. Die davon ausstrahlende Hitze war zwar entbehrlich, denn obwohl bei dem Auszug von Urga es noch so kalt war, daß Nachts zwei Mäntel kaum genügten, wurde es jetzt grimmig heiß. Es war allerdings jetzt Ende Mai. Unangenehm war nur, daß ich nun keine Lieg- und Schlafstätte mehr hatte, und das Kamelreiten erlernen mußte. Wahrlich, es heißt das Kamel nicht mit Unrecht „Schiff der Wüste", denn es gleicht aufs Fatalste einem Schiff bei stürmischer See. Und schlafen muß man auch noch auf dem rastlos schwankenden Platze, denn die Bestie geht Tag und Nacht. Nur die wenigen Stunden nach Mitternacht konnte ich, gut in Decken gewickelt, auf dem Boden verbringen. Ich muß hier sehr die Mongolen rühmen, die mit rührender Aufmerksamkeit für meine Bequemlichkeit sorgten. Ueberhaupt nahmen alle die Diener gegen meinen Begleiter Partei, dessen Melancholie sich in Grobheit gegen sie Luft machte. Im Uebrigen bewährte sich hier wieder einmal das Sprichwort: Wenn zwei sich streiten, gewinnt der Dritte. Kaufe ich einen Hammel von vorüberziehenden Nomaden,

ſo kauft Herr Hartwig auch einen. Und da ſich das Fleiſch bei der Wärme nicht lange hielt, ſo mußten, um nichts umkommen zu laſſen, Chineſen und Mongolen Tag und Nacht ſchmauſen. Einmal machte Hartwig einen verzweifelten Verſuch, wieder in den Beſitz von Alkohol zu kommen und kaufte Samſchu von Chineſen, aber fand das Zeug ſo gräßlich, daß er den Verſuch nicht wiederholte. Chineſen ſahen wir oft. Große Theekarawanen, die unſern Weg meiſt in ungefähr 25 Tagen zurücklegen, und große Schaaren von Auswanderern, die infolge der Unruhen in Tſchili flüchteten — eine neue Phaſe in dem welthiſtoriſchen Exodus der gelben Raſſe nach dem nördlichen Mittelaſien hin. Die Auswanderer erzählten, in Kalgan ginge alles drunter und drüber, Mord und Totſchlag, Tod und Teufel herrſchten. Eine Schlacht zwiſchen Deutſchen und Chineſen hätte ſtattgefunden, bei der auf beiden Seiten viele gefallen. Beſſer Unterrichtete ſprachen von einer Exploſion. Man erinnert ſich wohl, daß im Mai 1901 das Arſenal von Kalgan in die Luft flog. Soviel ich weiß, wurde das einem Zufall zugeſchrieben. Ein Chineſe aber, der engliſch ſprechen konnte, erklärte mir, die Kalganer hätten aus Wut darüber, daß das Arſenal von unſeren Truppen ausgeleert werden ſollte, mit Fleiß die Exploſion verurſacht. Nun 500 Zopfträger haben damals daran glauben müſſen. Derſelbe Gewährsmann erzählte, daß in der erſten Zeit die Mongolen gemeinſame Sache mit den Boxern gemacht und namentlich die Telegraphenleitung zerſtört hätten. Dieſer Bericht ſteht ſehr in Widerſpruch zu den Angaben der Ruſſen, die immer glauben machen wollen, daß die Mongolen ihren nördlichen Nachbaren geneigter ſeien, als ihren ſüdlichen. Es wäre nur natürlich, wenn die Mongolen, deren Raſſe und Geſchichte und Kulturentlehnung ſie mit China und Tibet verknüpft, mehr zu ihren buddhiſtiſchen Vettern im Süden und Südweſten gravitirten, als zu den Chriſten im Norden.

Das waren ſchöne Ausſichten, die uns da in Kalgan erwarteten. Nur noch fünf bis ſechs Tagereiſen trennten uns von der Stadt. Mein Begleiter blieb in Schweigen gehüllt. Die Exploſionsnachricht machte weiter keinen Eindruck auf ihn. Und ich wollte auch nicht zurück. Um mich jedoch unabhängiger zu machen von der Karawane, welche zwar gemeinſam war, die jedoch bereits ihre Beſtimmung und Ausrüſtung erhalten hatte, als ich auf ergangene Einladung hin mich ihr anſchloß, kaufte ich mir — nunmehr begann die Gobi ihren Wüſtecharakter zu verlieren und wieder Grasreich zu werden — ein gutes Pferd und ritt meine eigenen Wege, nur in der Nacht bei der Karawane ſchlafend. Die Unſicherheit der Gegend bekundet ſich dadurch, daß unſre Mongolen, vor Räubern beſorgt, die Kamele nicht mehr Nachts weiden ließen. Am Morgen des zweitletzten Karawanentages ritt ich allein fort und kam durch eine der großartigſten Landſchaften, die man ſehen kann, an einem burgenbekrönten Ausläufer der großen Mauer entlang, von dem der Blick bis in die Gebirge der Weſt-Mandſchurei und zu den ragenden Spitzen von Oſt-Schenſi ſchweifte, dann die ſteilen Stiegen herab, bei denen der arme Ponnie vor Müdigkeit halb erlag, gerade zwei Minuten vor Sonnenuntergang, der in China mit dem Schluß der Stadtthore gleichbedeutend iſt, nach Kalgan. Wäre ich wenige Minuten zu ſpät geblieben, hätte ich die Nacht draußen bleiben können. Es giebt zwar eine ſtattliche Anzahl von Karawanheimen außerhalb der Thore, aber die freundlichen Wirte warfen ſchon lange bevor ich mich ihrem Hauſe näherte, mit oſtentativer Gewalt die Thüre zu, um mit dem Barbaren des Weſtens nichts zu thun zu haben. Ueberall ſah man ſchon in den Vororten, wie die Boxer hier gehauſt; zerfallene, ausgeplünderte und ausgebrannte Häuſer „in den öden Fenſterhöhlen wohnt das Grauen.“

In Kalgan, das gerade noch außerhalb der großen Mauer liegt, mithin

eigentlich zur Mongolei gehört, ohne jedoch von Mongolen bewohnt zu ſein, erwiſchte ich einen engliſch ſprechenden Chineſen. Der führte mich in ein Haus, das regierungsſeitig für die in der Stadt lebenden und durch die Boxer ihrer Wohnungen beraubten Ausländer eingerichtet war, und das zugleich für Durchreiſende als Gaſthof diente. Hier war ich geborgen. Ich fand mehrere ruſſiſche Kaufleute, mit denen ich mich verſtändigen konnte. Mein neuer chineſiſcher Freund führte mich am andern Morgen zum Statthalter. Derſelbe war ſehr höflich, lud mich zum Mittageſſen ein, was ich ausſchlug und erklärte, ich müſſe eine Eskorte haben. Ich erwiderte, das liege nicht in meiner Abſicht, ich ſei nur gekommen, um ihn gebührend zu begrüßen. Nein, ich müßte mindeſtens drei berittene Schutzleute zur Begleitung haben. Nun, wenn er es nicht anders wolle, ſo nehme ich das Anerbieten dankend an. Ich würde mir dann noch ein Pferd kaufen für mein Gepäck. O, das ſei nicht nötig, das würden ſchon die Begleiter hinter ihre Sättel nehmen. Es wurde ausgemacht, daß die Leute um vier Uhr morgens zur Stelle ſein ſollten, und ich verabſchiedete mich. In den zeitweiligen Gaſthof zurückkommend, höre ich, daß inzwiſchen Hartwig mit einem Diener auch angekommen. Er hatte zwei Pferde gekauft und war eilends meinen Spuren gefolgt, hatte jedoch trotz aller Bemühungen es mir an Schnelligkeit nicht gleich thun können. Des Abends kamen ſchließlich auch die Mongolen, überbrachten mir richtig alles Gepäck, und erzählten (ich hatte unterwegs allerlei Brocken von ihrer Mutterſprache aufgeſchnappt) mit gutem Humor ihre letzten Erlebniſſe. Den anderen Tag waren zu meiner nicht geringen Verwunderung die reitenden Schutzleute rechtzeitig zur Stelle, aber es waren bloß zwei. Und als ich ihnen gar das Gepäck anvertrauen wollte, erklärten ſie, ihre Gäule ſeien zu ſchwach. Etwas Verzögerung war mir nicht unlieb, da mein Ponnie von der großen Anſtrengung noch ziemlich gebrochen war. Ich verbrachte den Tag damit, ein zweites Pferd und einen jener ebenſo maleriſchen wie unbequemen chineſiſchen Sattel zu kaufen.

Ich entſchied mich für einen reichlich wilden Rappen, der ſich auch als ſehr leiſtungsfähig erwies. Er koſtete nur 70 Mark. Inzwiſchen verging die Zeit ganz angenehm bei der Unterhaltung mit den Ruſſen. Sie hatten eine Menge von den Boxern zu erzählen und vor allem von der Exploſion, die vor einigen Wochen in Kalgan ſtattgefunden hatte. Um die Städter dafür zu beſtrafen, war General von Trotha mit einer Abteilung — ich glaube, ſie war nur eine Kompagnie ſtark — nach der Unglücksſtadt gekommen, und hatte ihr eine Kontribution von, wenn ich mich recht erinnere, 400 000 Mark auferlegt, ungefähr ſieben Mark pro Naſe. Vor ungefähr zehn Tagen aber hatten die Deutſchen den Ort wieder geräumt. Wärend ſolcher Unterhaltungen kam plötzlich eine neue Geſellſchaft in Haus. Reiſende von Peking. Ein ruſſiſcher Kaufmann, ein Dolmetſcher der ruſſiſchen Geſandtſchaft, und der Oberhirt aller Buddhiſten Sibiriens. Die brachten genaue Kunde davon, wie die Dinge in Peking ſtanden, und von dem Zuſtand der Straße dorthin. Es ſeien noch Hunderte von Räubern unterwegs, mit denen die regulären chineſiſchen Truppen ſcharmützelten, aber auf der Hauptſtraße könne man paſſieren. Der Oberlama, der mir ſein Bild mit eigenhändiger Widmung ſchenkte, iſt ein, wenn auch ſehr geringfügiger, Nebenbuhler des Dalai-Lama. Er hatte eine merkwürdige Reiſe hinter ſich. Er war über Odeſſa nach Ceylon gegangen, wo ihm, als dem erſten geehrten Gaſte und Bruder aus dem fernen Norden, die Ceyloner Geiſtlichkeit eine ſchwungvolle Ergebenheitsadreſſe überreichte. Die Adreſſe enthielt deutliche panbuddhiſtiſche Anſpielungen, war jedoch auf Engliſch verfaßt. Wie hätten ſich ſonſt Burjat und Singhaleſe verſtändigen können? Unſer Oberlama ſtudierte dort ein wenig und kopierte eine Biographie des Buddha, aus

der er ein Stück vorlas. Als er jedoch anführte, daß die Vorfahren des Buddha, die Könige von Magadha, über eine Million Jahre regiert hätten, da hatte ich genug von dieſer Weisheit. Wenn auch nicht weſtlicher Kritik, ſo iſt doch ſonſt der Oberlama neuzeitlicher Bildung zugänglich. Er hat ſogar einmal einen Sturm der Frauen heraufbeſchworen, als er beſchloß radeln zu lernen, und den grauſen Entſchluß auch ausführte. Aehnlich ſah ſich jüngſt auf Sumatra ein frommer Muslim bemüßigt, ein ganzes Buch darüber zu ſchreiben, daß es den Anhängern der Propheten wohl anſtände, ſich der Segnungen des Telephons zu bedienen. Der ſibiriſche Lama war dann nach Birma weiter gereiſt, von wo er ſeinen großen Kollegen in Chaſſa zu beſuchen hoffte. Letzterer war gerade damals daran, eine zweite Geſandſchaft an den Zar zu entſenden. Die Engländer ahnten daher nichts Gutes, und warfen den Sibirier ins Gefängnis. Erſt nach acht Monaten kam er frei unter der Bedingung, daß er von ſeinem Vorhaben abſtehe, und ſich wieder der See zuwende. So begab er ſich nach Siam, wo er neue Huldigungen entgegennahm, und weiter nach Tienſin und Peking, deſſen Oberlama mit Japanern in Unterhandlungen ſtand wegen einer panbuddhiſtiſch gefärbten Geſandtſchaft nach Tokio, die denn auch einen Monat ſpäter zu Stande gekommen iſt.

Andern Tags waren meine zwei Trabanten wieder da, machten aber wiederum Schwierigkeiten. Sie könnten bloß bis zu einem beſtimmten Punkte gehn, darüber hinaus ſei der Rayon der Deutſchen, die erklärt hätten, auf jeden uniformirten Chineſen zu ſchießen, den ſie innerhalb des Rayon beträfen. „Unſinn! Sie werden, wo ich dabei bin, nicht auf Euch ſchießen!“ Nein, ſie könnten nicht dorthin gehn. „So werde ich allein weiter gehn.“ Das ſei erſt recht nicht angängig. „Was iſt denn dann zu thun?“ Ich müßte einen Diener haben für die bedrohte Strecke. „Gut, den nehme ich dann dort.“ Nein, der müßte ſchon von hier mitgehen. Nach einer Reihe mühſeliger Unterhandlungen verſchaffte ich mir einen Diener. Am dritten Morgen aber dieſelbe Komödie. Die Trabanten ſind da, aber wollen ſich nicht in Bewegung ſetzen. Ich erfahre, daß die ganze Sache durch Hartwig ins Werk geſetzt war. Er hätte den Reitern vorgehalten, daß ich zu jenem Volke gehöre, das den armen Kalganern die fürchterliche Kontribution ausgepreßt. (Wenn ich ſpäter recht gehört habe, ſo wird dieſelbe am Ende garnicht bezahlt.) Und ſo einem Menſchen dürfe man doch keinen Beiſtand angedeihen laſſen. Sie ſollten mich mit leeren Redensarten hinhalten, was bekanntlich die Chineſen meiſterhaft verſtehen, aber ſollten ja nicht ausrücken.

Die anweſenden Ruſſen fanden dies Betragen „unſtudentiſch und gemein“ und rieten mir, die Sache nach Urga zu vermelden. Ich aber griff zu einer anderen Auskunft, nachdem es klar geworden, daß man mir bloß deswegen übel mitſpiele, weil ich ein Deutſcher. „Wenn Ihr zwei nicht mitgeht, ſo ſollen doch wenigſtens Eure Pferde mitgehen.“ Ich nahm die Tiere und übergab ſie meinem Diener zum führen. Die Trabanten aber und ihr Ratgeber ſchauten vom Fenſter zu, und begnügten ſich damit, einen ſchriftlichen Proteſt noch raſch vors Thor zu ſchicken. So kam es, daß ich mit geraubten Pferden in China einfiel. Das eine der Roſſe wurde ſehr bald unbändig und riß ſich los; als es wieder eingefangen, ließ ich es nach Kalgan zurückbringen. Das andere nahm ich als gute Beute mit nach Peking, und übergab es dort dem deutſchen Stadtkommando, wo man über den Spaß lachte, und eine Ordonanz beritten machte. Herr Hartwig aber, dem ſcheinbar die Chineſen die Verantwortung für die Sache aufbürdeten, hat, um ſich nicht gleich im Anfang die Gemüter ſeiner Kunden zu entfremden, den Schaden bezahlt.

Mannsleute.

Von **Gustav Wied.**

Personen:

Der Hotelwirt.
Der Kammerrat.
Der Lehrer.

Sonntag Vormittag. — Sommer. — Die Schenkstube im Hotel „Harmonie" auf dem Marktplatz in dem kleinen dänischen Städtchen „Tutiput". Hotelwirt Jörgensen, Kammerrat Fenger und Lehrer an der Bürgerschule Andersen sitzen an einem Tisch vor dem Fenster, jeder mit einem Kaffeepunsch. Sie starren stumpfsinnig auf den sonnenbeschienenen Marktplatz und schwitzen still vor sich hin. Es sind 28° Reaumur im Schatten. —

Ein Mann geht quer über den Marktplatz und scheint auf das Hotel loszusteuern. — Er biegt aber rechtzeitig ab und geht in eine Nebenstraße hinein.

Der Wirt (sieht ihm enttäuscht nach): Nein, heute beißt niemand an!

Erneuter Stumpfsinn. — Plötzlich huscht ein kleines vergnügliches Lächeln über Lehrer Andersens gelbes, „eingeklemmtes" Gesicht. Er hat dagesessen und ausgerechnet, daß die drei anwesenden Herren zusammen drei Sechsen wiegen! Sie sind vorhin draußen auf der Decimalwage auf der Diele gewogen worden, und der Wirt wog gut 281, der Kammerrat 265 und Andersen selber knapp 120, — was zusammen 666 macht. — Und der Lehrer will gerade diese interessante Entdeckung veröffentlichen, als der lange, windhagere Polizeiassistent Hermansen am Fenster vorüberkommt.

Der Wirt (mit einer matten Handbewegung): Da geht der „Hahn"!

Der Kammerrat (grunzt innerlich): Ha, ha — ja!

Der Lehrer (neugierig): Warum nennt Ihr ihn den Hahn?

Der Wirt: Wissen Sie das nicht?

Der Lehrer: Nein, ich bin ja erst kürzlich in die Stadt gekommen!

Der Kammerrat (ganz aufgelebt): Ha, ha, ha! Das ist sonst eine gute Geschichte.

Der Wirt (zu dem Lehrer): Soll ich sie Ihnen erzählen? Dann geht die Zeit damit hin.

Der Lehrer (eifrig): Ja, ja!

Der Kammerrat: Nein, lassen Sie mich lieber, Jörgensen!

Der Wirt: Warum? Ich kann ebenso gut!

Der Lehrer (höflich gegen die Rangperson): Ja, ich glaube auch, daß Herr Kammerrat es am besten kann!

Der Kammerrat: Natürlich!

Der Wirt (verletzt): Ja, mein Gott, ich füge mich immer dem Willen meiner Gäste!

Der Kammerrat: Den Teufel auch thun Sie das!

Der Wirt (schlägt ungeduldig mit der Faust auf den Tisch): In des Königs und des Gesetzes Namen fangen Sie an!

Der Kammerrat (zu dem Lehrer): Ja, Sie kennen Hermansen doch!

Der Wirt: Den kennen wir!

Der Kammerrat: Halten Sie den Mund, Krugwirt! Sonst werden Sie aus Ihrer eigenen Wirtschaft herausgeworfen!

Der Wirt (sieht an seinen Gliedmaßen herab): Dazu gehören unnatürlich große Kerle!

Der Kammerrat (versetzt ihm einen Schlag über den Arm).

Der Wirt (ruhig): Nehmen Sie sich in Acht, daß Sie sich nicht stoßen! Und dann erzählen Sie! Der Büchsenspanner platzt beinahe vor Neugier!

(Büchsenspanner ist in Tutiput die populäre Bezeichnung für einen Schullehrer.)

Der Lehrer (eifrig): Ja, erzählen Sie! Erzählen Sie! — Warum nennen Sie ihn einen Hahn?

Der Kammerrat (schüttelt sich vor Wonne bei dem bloßen Gedanken): Ha, ha! Das will ich Ihnen sagen! — Der Mann ist sehr hinter Frauenzimmern her. — Na, in der Beziehung steht er wohl nicht vereinzelt da!

Der Wirt: Ach nein, — wir sind ja alle Mannsleute, — vor dem lieben Gott wenigstens!

Der Kammerrat: Das sind wir! Aber so arg wie Hermansen, glaube ich nun doch, hat es Niemand von uns Andern getrieben! — Bei ihm ist es wohl beinahe zu einer Krankheit ausgeartet. Er kann, weiß Gott, kein hübsches Frauenzimmer sehen, ohne daß er gleich dahinterher ist! — Hier in der Stadt soll er sich freilich in Acht nehmen, sagt man, denn er hat große Manschetten vor dem Prinzipal. — — Aber wenn er zu Auktionen auf das Land fährt, oder zu Pfändungen und dergleichen, so müssen wir unsere Frauenzimmer gut hüten, — — namentlich wenn es zu dunkeln anfangt!

Der Wirt (ungeduldig): Das Fahrrad!

Der Kammerrat: Ja, ja! — Vor ein paar Jahren hat er sich ein Fahrrad angeschafft, — ich glaube wahrhaftig, bloß um besser herumzukommen und sich die Mädchen anzusehen, ha, ha, ha!

Der Lehrer (sieht aus wie eine Spitzmaus): Glauben Sie?

Der Kammerrat: Weiß Gott, das glaub' ich! — Wie, Jörgensen?

Der Wirt: Ja—a! Er konnte natürlich im Gehen nicht genug abmachen!

Der Kammerrat: Nein! Und da rollte er denn des Abends auf den Landstraßen herum, sobald die Bureaux geschlossen waren. Ging man ganz harmlos da und sah sich nach dem Korn um, so kam er vorübergesaust! — Guten Abend, Herr Assessor! Wohin geht die Reise? — Ich mache mir etwas Bewegung, antwortete er dann, meines Magens wegen! — Und weg war er!

Der Wirt (tiefsinnig): Er sah ja auch eigentlich so aus, als litte er an Hartleibigkeit, dieser Fenger!

Der Kammerrat: Ach ja! — Aber wenn er einer Frauensperſon begegnete, dann hielt er an und ließ ſich in ein Geſpräch mit ihr ein. — Es war ihm ebenſo unmöglich, das zu laſſen, als auf den Mond hinauf zu kriechen!

Der Lehrer (mit ſittlicher Entrüſtung): Es iſt aber ſchrecklich, wenn es ſo weit mit einem Menſchen kommt! — Man hat ja doch ſeine Willenskraft!

Der Kammerrat: Die hat man! — Das heißt wir Andere! — Die Seine —

Der Wirt: Die Meierin!

Der Kammerrat: Ja, ja! Jetzt kommt ſie, Sie — Giftmiſcher! — (Zu dem Lehrer.) Ja, ſehen Sie, ich hatte im vorigen Jahr eine Meierin, — ein verteufelt ſchönes Exemplar von Frauenzimmer — — weiß und rot wie eine Puppe — —

Der Lehrer (mit glänzenden Augen): Haben Sie die noch?

Der Kammerrat: Nein, ſie iſt am erſten Mai abgegangen. — Aber der Aſſeſſor rollte ja damals ſehr häufig an meinem Hof vorüber und ſah ſie draußen auf dem Felde, wenn ſie molken, und drinnen in der Vorratskammer und in der Meierei. Und er fing natürlich gleich Feuer! Aber ſie wollte durchaus nichts mit ihm zu ſchaffen haben, wie ſchön er auch that und den Hals reckte! — Kaum daß ſie ihr Guten Abend ſagen wollte, garnicht daran zu denken, daß ſie ihm antwortete oder ihn auch nur anhörte! — Und er ſah immer ganz geſchlagen aus, wenn er wieder auf ſein Rad hinaufkroch und weiterſtrampelte! — Ich ſah ihn ja ſo oft von meinem Fenſter aus, und oft that er mir wirklich leid! — Aber lachen mußte ich natürlich auch!

Der Wirt: Der Hühnerhof!

Der Kammerrat (piquiert:) Halten Sie jetzt, bitte, den Mund, Jörgenſen! Erzähle ich Anderſen die Geſchichte, oder erzählen Sie ſie? (Zu dem Lehrer.) Sie müſſen nämlich wiſſen, unſer Hühnerhof liegt vor dem Meiereigebäude nach der Landſtraße hinaus. — Ich habe an den Bäumen am Graben entlang ein Drahtnetz anbringen laſſen, das iſt zwei und eine halbe Elle hoch, ſo daß die Hühner nicht hinauskönnen. Ich hatt' es ſatt, daß ſie überall im Hof und im Garten herumliefen, will ich Ihnen ſagen! Aber ſie haben es ſo ja auch ganz angenehm, denn da iſt Sonne und Schatten, — — und an der einen Seite habe ich ein kleines Waſſerloch graben laſſen. (Schielt zu dem Wirt hinüber, der einige knurrende, ungeduldige Laute ausgeſtoßen hat.) Und der Aſſeſſor war ſo oft von ſeinem Rad heruntergekrabbelt und hatte vor dem Netz geſtanden und ſich die Rücken angeſehen — — das heißt, ich glaube er machte ſich verdammt wenig aus den Rücken! hahaha! Die Meierin, die da drinnen hinter den Fenſtern in der Meierei herumging und hantierte, die zog ihn an!

Der Wirt: Das Gitter!

Der Kammerrat: Ja, das iſt ja wahr! — Damit die Hühner nicht in die Vorratskammer fliegen ſollten, wenn die Fenſter nach dem Hühnerhof aufſtanden, hatte ich ein Gitter davor machen laſſen, ſo daß ſie nicht durchkommen konnten. Und wenn die Meierin da drinnen hinter den Stangen war, wurde ſie gleichſam ein wenig mutiger. Sie nickte dem Aſſeſſor zu und war ganz freundlich. — Aber da verſuchte ja der Schelm ein paar Mal, zu ihr hineinzugehen und ſie zu bitten, ihm zu trinken zu geben. Aber da wurde ſie wieder hartherzig und ließ ihn von einem der Milchmädchen abfertigen, während ſie ſelber auf ihr Zimmer ging. Und wenn er dann wieder auf ſein Rad hinaufgekommen war und wegfahren wollte, ſo ſtand ſie am Fenſter und nickte ihm zu und lächelte und warf ihm Kußhände nach!

Der Lehrer (tiefſinnig): Ja, das Weib iſt ein Rätſel! Und was dann?

Der Kammerrat: Ja, dann fuhr er ja! — Aber er hat ſich wohl gedacht, wenn er nur aushielt, ſo gäbe ſie ſchließlich doch nach!

Der Wirt: Der Hahn!

Der Kammerrat (lacht bei dem Gedanken an die Pointe der Geſchichte): Der Hahn, ja! hahaha! Jetzt kommt es! Sehen Sie, hineingehen und um etwas zu trinken zu bitten, das wagte Hermanſen ja nicht mehr. Die Mädchen lachten über ihn, ſie wußten ja recht gut, wie ſich die Sache verhielt! — Aber jeden Abend, wenn das Wetter nur danach war, fuhr er vorüber, — die Landſtraße iſt ja für Alle da! Und dann eines Abends guckt er wieder ſo ſehnſüchtig in die Fenſter, und da ſieht er einen großen, rotbraunen Hahn mit dem halben Körper in dem Gitterwerk vor dem Fenſter zu der Vorratskammer ſtecken, — weiß der Teufel, wie er da hineingekommen war! Er hing mit dem Hals und dem Kopf von der Mauer herunter und glotzte die Hühner ganz melancholiſch an. Er ſah nichts, denn das konnte er wohl nicht; aber er war von dem Klemmen ganz dunkelrot im Kamm. Und da wurde es dem Aſſeſſor ja plötzlich klar, daß der Burſche ſich feſtgeklemmt hatte und daß er jetzt einen guten Vorwand hatte, in die Meierei hinein zu gehen. Die Meierin ſteht ja in der Thür, die zu dem Keller führt und ſchlägt ein drittel Butter zu. Als ſie Urias aber ſieht, legt ſie den Hammer hin und will gehen. Da erklärt er ihr denn die Geſchichte mit dem Hahn, der kurz davor iſt, zu erſticken, ſie beide die Treppe hinauf und in die Vorratskammer. Und da hängt er! Der Aſſeſſor iſt ihr ja behülflich, das Tier loszumachen, und wie es nun gekommen ſein mag, die Sache endet damit, daß ihn die Jungfer in ihr Zimmer einladet und ihm ein Glas Milch giebt. — Aber was der dann zu ihr geſagt oder mit ihr angefangen hat, weiß ich nicht — kurz eine Viertelſtunde ſpäter kommt ſie in die Leuteſtube geſtürzt und ſagt, da ſei eine Mannsperſon in ihrem Zimmer, die Knechte müßten kommen und ihn greifen! Die Thür hätte ſie abgeſchloſſen, ſagt ſie, und er ſei da drinnen! Und ſie alle zuſammen hinübergerannt! Und der Vogt, der gut Freund mit ihr war, bekam den Schlüſſel und machte auf. — — Ja, man kann ſich ja vorſtellen, was für eine Höllenqual es für Hermanſen geweſen ſein muß, dadrinnen zu ſitzen und das ganze Regiment heranmarſchieren zu hören!

Der Wirt (ſchüttelt ſeine dicke Hand in der Luft, als wenn er ſich verbrannt hätte). Ja, pfui Deubel! Das muß eklig geweſen ſein!

Der Lehrer (mit ſteifen Ohren). Und haben ſie ihn dann gekriegt?

Der Kammerrat: Nein!

Der Lehrer: Sie haben ihn nicht gekriegt?

Der Kammerrat: Nein! Denn er war garnicht da! Das Geſpenſt hatte ein paar von den Gitterſtäben vor dem Fenſter losgebrochen und war in den Hühnerhof hinuntergeſprungen — —

Der Wirt (ſchlägt begeiſtert mit der Hand auf den Tiſch, obgleich er die Geſchichte unzählige Male gehört hat). In des Geſetzes und des Königs Namen! Hahaha!

Der Kammerrat: Und von da draußen her hörten ſie ja einen Höllenſpektakel; denn der Aſſeſſor war in das Hühnerhaus geſchlüpft in dem guten Glauben, daß er da hinaus kommen könnte! Und da kriegten ſie ihn denn; die Thür war nämlich von außen abgeſchloſſen!

Der Lehrer: Thaten Sie ihm was?

Der Kammerrat: Nein! Sie holten ihn nur heraus und ließen ihn laufen — er iſt ja Gerichtsaſſeſſor. — Aber du lieber Gott, wie ver-

legen er war, als ich ihn das nächste Mal traf! Und von da an hielt er sich von dem Hühnerhof fern! Aber ob er gründlich kuriert ist, das weiß ich nicht!

Der Wirt: Bewahre, ist der kuriert!

Der Lehrer: Nein, — das glaube ich auch nicht!

Der Kammerrat: Und ich erst recht nicht!

Der Lehrer (mit sittlicher Entrüstung). Es ist ganz schrecklich, daß ein Mensch sich so vergessen kann!

Der Wirt: Hm — ja!

Der Kammerrat: Hm — ja!

Pause, in der sich nach und nach ein stilles Erinnerungslachen Bahn bricht.

Der Kammerrat (plötzlich explodierend). Hahaha! Ich hab' mal eine geschlagene halbe Stunde unter einem Bett gelegen!

Der Wirt: Hahaha! Und ich hab' in einem Kleiderschrank gestanden!

Der Kammerrat: Hahaha! Das muß aber ein doppelschlägiger Schrank gewesen sein! — Und Sie, Andersen?

Der Lehrer (sitzt eine Weile da und windet sich. Als er aber die verächtlichen Mienen der andern gewahrt, kichert er los). Hi, hi, hi! Ja! Und ich hab' zwei Stunden in einem Puff gesteckt!

Der Wirt (kräpft sich vor Wonne). Ja, wir sind doch Gottlob keine reinen Muhamedaner!

(Der Vorhang fällt.)

Rundſchau.

Zola.

Zola ſchrieb jedes Jahr einen Roman, und dieſe Thatſache nötigte mich, jedes Jahr über ihn zu ſchreiben, weil es eben die Redaktionen von Zeitungen und Zeitſchriften für nötig hielten. Gern habe ich es in der letzten Zeit nicht mehr gethan, da von ihm als Künſtler nichts Neues mehr zu erwarten war, noch von dem Menſchen eine vertrauliche, innige Mitteilung, die ſich an das Individuum des Genießenden richtet und eine perſönliche Reaktion hervorruft. Dennoch konnte man nicht gleichgiltig bleiben, ſo wenig, wie man in ſeinem geliebten Ruhezuſtand verharrt, wenn draußen ein Gewitterſturm tobt, oder wenn ein Eiſenbahnzug in nächſter Nähe vor uns vorüberſauſt. Es giebt zum mindeſten eine Erſchütterung, die uns mitvibrieren läßt, und wir müſſen warten, bis die Störung vorüber iſt. Seine letzten Werke waren wie Exploſionen, Entladungen eines lange verhaltenen, dann unbekümmert frei gegebenen Optimismus, der die an Brot und Gerechtigkeit darbende Maſſe in die beſſere Zukunft mit herüberreißen wollte, wo alles arbeitet und liebt und die Früchte der Arbeit und Liebe einträchtig genießt. In ſeinen vier Evangelien verſprach Zola ein von der Wiſſenſchaft regiertes Land vollendeter Gerechtigkeit und Gleichheit, und es bedurfte nicht einer vierzigjährigen Wüſtenwanderung, um dahin zu gelangen, es bedurfte nur eines Entſchluſſes, ob man da glücklich ſein wollte. In den Rougon-Macquart hat er das Inferno der kapitaliſtiſchen Geſellſchaft geſchildert, in den „Trois Villes“ ihr Purgatorio und in der letzten unvollendeten Serie das ſozialiſtiſche und atheiſtiſche Paradiso. Wie allen ſeinen Vorgängern iſt auch ihm die Hölle am beſten geraten und ſeine Schilderung des Zukunftslandes hat nicht geringe Aehnlichkeit mit einem Proſpekt, in dem die Geſundheit ſeines Klimas, die Reinlichkeit der Wohnſtätten, die Sicherheit der Straßen ausführlich geprieſen wird. Ein fruchtbares Land, wo alles gemeinſam und gleichzeitig gemacht wird, die Arbeit, die Ruhe, die Liebe, wo das einzig Große die Maſſe iſt, die ſich wieder an ihrer Größe berauſcht. Man kam ſich als ſchlechter, unnützer, von ſeiner kleinen Eitelkeit beſeſſener Menſch vor, weil man an dieſes Ideal des größten Glücks für Alle nicht glauben mochte, und dieſe Simplizität eines mächtigen genialen Geiſtes, der immerhin „L' Assommoir“ und „Germinal“ geſchaffen hat, war etwas Beſchämendes für die ſterile Skepſis des Kritikers, dem alles relativ iſt, und dem die Dinge in erſter Reihe intereſſant ſind, weil ſie Anfang und Ende haben.

Zola war ein Barbar in einem alten Lande, ein Koloniſator, der für die Litteratur ein ungeheures Stück Neuland entdeckt und ganz allein bebaut hat. Als der Epiker des Proletariats, der Sänger der Induſtrie, des Handels, des Acker- und Bergbaues hat er die neue Oberfläche der Erde gemalt mit den großen Städten, den rauchenden Schloten, den blitzenden Schienen und rollenden Zügen, er hat in umfangreichen Enquêten mit Hilfe von Fachleuten ein ungeheures Material bewältigt, und er konnte das nur leiſten, weil er durch die naive Vertrautheit mit der Gegenwart ganz erfüllt war, weil er durch kein Verhältniß zur Vergangenheit behindert wurde. Vom „Nachteil der Hiſtorie“ hat er nie etwas verſpürt, dem die Abhängigkeit unſerer Kultur von den vorausgegangenen nie zum Bewußtſein kam, und die alten Dinge hatten keinen Nimbus für ihn, ob es nun der liebe Gott war oder alte Bauwerke, verehrte Banner und Reliquien oder tote Heroen, Dichter und Philoſophen. In dem neunzehnten hiſtoriſchen Jahrhundert mag es keinen Geiſt gegeben haben, der ſo wenig rückwärts geſchaut hat, und der ſo leicht

von allem Erbe der Generationen aufgetreten ist. Dieser self made man der Litteratur von fast amerikanischem Typus wollte keine Väter haben, er hatte auch nicht die den Revolutionären sonst eigene Tendenz, sich durch hohe Ahnen legitimieren zu wollen, die die Romantiker pflegten, und von der auch Balzac nicht frei war. Man kann behaupten, daß das Bewußtsein dieses echtesten Sohnes der großen Revolution nicht einmal mit 1789, sondern erst mit 1848 anfing, und wenn er mit zeitgenössischen Philosophen und Gelehrten, wie Comte oder Fourier geistigen Umgang pflegte, so geschah es, weil er sie als Verbündete brauchte, weil er ihre wissenschaftlichen Methoden in seine künstlerischen übersetzen wollte. Thatsächlich ist Zola als Theoretiker mit einem einzigen handfesten Prinzip ausgekommen, daß die moderne Litteratur dieselben Methoden anzuwenden hätte, wie die exakten Wissenschaften, aber es wäre überflüssig, den Dichter vor seiner eigenen furchtbaren Theorie durch den Nachweis zu retten, daß er immer ein gewaltiger Phantast geblieben ist und ein Mystiker, zwar nicht des Himmels, aber der alten heidnischen Erde, ein eleusinischer Priester. Mit allen seinen Nachfolgern und Nachahmern verglichen, war er der einzige, der Naturalist sein durfte, weil sein Temperament stärker war als seine Methode, weil seine kräftige litterarische Konstitution Beobachtungen, Studien, Dokumente ungestraft verschlingen und in einem vollständigen Stoffwechsel umarbeiten konnte. Dieser Wahrheit über sich selbst ist Zola auch später näher gekommen, er war stolz auf die unerbittliche Arbeit, die er vor jedes Werk setzte, aber er war noch stolzer auf die Fruchtbarkeit, die er in sich fühlte, auf die Kraft seiner Lenden, aus der er Tausende von Geschöpfen erzeugt hatte.

Zola hat sich einmal als einen Einsamen bezeichnet, weil der Mann, der diese Welt hervorbrachte und den Willen hatte, es systematisch zu thun, durch diese zähe und gerade Anstrengung von einem absichtslosen Leben und Dahinleben, von einem selbstvergessenen Schlendern mit den Anderen und den Verlockungen der träumerisch vegetativen Zustände ausgeschlossen war. In strenger Selbstüberwachung, in fortwährender Verteidigung gegen Launen und Kapricen und selbst gegen das Ruhebedürfnis ist er den geraden Weg mit ungeheurer Energie zu Ende gegangen. Sein Leben war nichts als seine Carriere oder, besser gesagt, seine Laufbahn. Er war ein Mann, einer der tapfersten, die je gelebt haben, aber er war auch nur ein Mann, und wir finden in ihm keine eigentliche Entwicklung, keine schmerzliche Ablösung der Jahreszeiten des Lebens. Darum treffen wir ihn auf unserem Lebenswege auch nur einmal, wir können uns mit ihm abfinden, indem wir ihm den schuldigen Tribut der Bewunderung abstatten, aber er gehört nicht zu den Dichtern, die uns Väter und Freunde sind, die wir immer wieder treffen, weil wir uns verändern, die wir immer auf's Neue befragen, weil sie unsere Geheimnisse zu verwahren scheinen. Es giebt welche, denen man für eine einzige unvergeßliche Zeile dankbar bleibt.

Zola braucht immer hundert Seiten, um uns zu ihm zu zwingen. Wir sträuben uns zuerst gegen die exotische Temperatur einer von fruchtbarer Feuchtheit erfüllten Atmosphäre, die uns den Atem benimmt wie beim ersten Schritt in ein Treibhaus, dann allerdings sind wir umringt und gebannt durch seiner Menschenbestien unendliches Gewimmel, Bestien des Lasters und der Tugend, Löwen der Kraft, Tiger der Schnelligkeit, Böcke der Geilheit, Lämmer der Unschuld: aus jedem einzelnen Instinkte ist ein Wesen gemacht, und unser kultiviertes, kompliciertes Ich mit seinen wiedersprechenden, von überallher ererbten, vielfach verkümmerten Trieben ist in Erstaunen gesetzt von tausend losgelösten auf eigene Beine gesetzten Leidenschaften, die zusammen die Menschheit ausmachen würden, wenn dieser das Bewußtsein der vergangenen Dinge, der im Gemüt versteckte Besitz aller alten Heimlichkeiten und Anhänglichkeiten abhanden kommen könnte. Zolas Menschheit ist jung und roh, ohne Geschichte und Kultur; ihn haben die kleinen oberflächlichen Veränderungen auf der kleinen Erdoberfläche getäuscht und begeistert.

Dieser Sohn der Revolution und Sänger der Demokratie hatte in sich keine Tempel zu zerstören, er hat an sich selbst nicht gezweifelt und nicht gelitten, er war eine Kraft, die einmal gerichtet gerade auf ihr Ziel losschoß, und der man deshalb aus dem Wege gehen kann. Er war ein Mann, aufrecht und stark, was er nicht erst bei der Affäre, die ihn zum Helden machte, bewiesen hat, sondern sein ganzes Leben hindurch und am allermeisten an der gefährlichen Lebensecke, wo der vollkommene Erfolg notwendig Abfall und Opposition hervorruft. Es ist bezeichnend für das Vertrauen in die Ehrlichkeit des eigenen Werkes, wie ein Mann von fünfzig bis sechzig Jahren sich gegen die Jugend benimmt, die unter dem Drucke seiner Uebermacht von ihrer Bewunderung erlöst sein möchte.

Zola hat sich nicht gebückt, um ihr den Hof zu machen, er hat die Jungen weder gesucht noch gemieden, aber als sie ihn zu verachten vorgaben als den litterarischen Mammon, der unermeßliche Auflagen ausspeit, um unermeßliche Honorare einzuschlucken, hat er ihnen eine ruhige, nüchterne, sehr menschliche Wahrheit gesagt: Ja, ich bin der Bourgeois, der ihr alle werden

wollt; ich freue mich meines wohlerworbenen Beſitzes, und wenn die Villiers de l'Isle Adam und Barbey d'Aurévilly gegen mich ausgeſpielt werden als die Märtyrer der Poeſie, als die heroiſch Leidenden, ſo ſage ich euch, daß ſie an ihrer Erfolgloſigkeit gelitten haben, weil ſie nicht weniger den Ehrgeiz hatten, zu wirken und ihre Bücher zu verkaufen. Es ſind meiſtens kranke Genies, große, unvollſtändige Talente, die ihr verteidigt, um ſie zu euren Kreaturen zu machen, während ihr mich nicht liebt, weil ihr mir nichts zu geben habt. Jene inbrünſtig Ehrgeizigen haben nicht, wie ihr ſagt, die Geſellſchaft verworfen, ſondern die Geſellſchaft hat ſie verworfen, weil ſie außer ihr oder gegen ſie leben wollten. Ein großer Schriftſteller iſt nicht mehr möglich ohne ſoziale Geſinnung, ohne Liebe und Gerechtigkeit, unfruchtbar, wenn er nur die Phantaſie und nicht die Gewiſſen beherrſcht. — So ungefähr hat es Zola geſagt, wenn man ſeine zahlreichen Polemiken in einige Sätze zuſammenfaßt. Und wie nannte Maeterlinck, der neue Maeterlinck, der das Myſterium der Gerechtigkeit geſchrieben hat, zuletzt den Dichter? — L'homme aux mille devoirs. — E—r.

Emerſon.

Emerſon wohnt für uns in einer weiten Ferne des Einſiedlerlandes und er ſpricht zu uns mit der Stimme eines Patriarchen, den wir kaum noch nach menſchlichem Maß meſſen, von dem wir nicht denken können, daß er geboren wird, daß er ſchreibt, daß er ſtirbt. Mit ſeinen Lieblingen Homer, Jeſus und Shakeſpeare entkleidet er ſich aller Irdiſchkeit und läßt ſich umranken von unſeren Wünſchen und eigenen Maximen. Er nimmt alles auf, giebt allem eine Stütze und antwortet ohne Verlegenheit.

Seine Ethik redet nicht mit der gewöhnlichen Zunge der Moralphiloſophen, die zu den niederen Schichten ſprechen, die beglücken, belehren, erziehen und wohlthun wollen. Er haßt dieſe triviale Humanität. Für den Mont Pelée hätte er das wahre Wort, die wahre Zurückweiſung aller der geheuchelten Mitleidsgefühle, die die Zeitungen züchten. Er ſagt: ſei gutmütig und beſcheiden, übe dich im Anſtand, aber firniſſe deinen harten liebloſen Ehrgeiz nicht mit der unglaublichſten Zärtlichkeit für die Schwarzen auf einer tauſend Meilen entfernten Inſel. Deine Liebe in der Ferne iſt Bosheit in der Nähe. Er redet nicht für die gemeine Beſſermachung der Menſchen, die durch Vereine inſceniert wird und eine Verputzung der Eitelkeit iſt. Er ſagt: es giebt eine Art Menſchen, denen ich ſeeliſch verwandt bin, und denen ich mich mit Leib und Seele verſchrieben, für die ich ins Gefängnis gehen will, wenns ſein muß; aber deine verſchiedenſten öffentlichen Wohlthätigkeiten, die Erziehung von Dummköpfen auf Univerſitäten, Almoſen an Faulenzer, die tauſendfältigen Unterſtützungsgeſellſchaften — es iſt ein böſer Dollar, den man für ſie giebt. Er weiß, daß die Geſellſchaft nicht beſſer wird, nur anders. Sie lernt neue Techniken und neue Geſtirne kennen, ſie baut neue Maſchinen und neue Schulen, aber ſie iſt nicht vorwärts geſchritten, weil ſie auf der einen Seite verliert, was ſie auf der anderen gewinnt.

Seine Ethik iſt nicht für die niederen Geiſter, nicht einmal für die mittleren, die aus den Lehren eines reichen Lebens ihre Behaglichkeit und Zufriedenheit wiederherſtellen und glückliche Rezepte für die Beruhigung ihrer Unraſt gewinnen wollen, ſondern ſie iſt nur für die letzten Denker, die alles erlebt und geprüft haben, die die Geſchichte liebten und überwanden, die die Kritik liebten und überwanden, die die Religion verloren und wieder gefunden haben.

Ueber dieſe Seiten ſind die Augen aller tief empfindenden Menſchen ſchon geglitten. Dieſe haben dort nach Verwandtem geſucht, und haben neben kühlen Gleichgiltigkeiten plötzlich warme Quellen austreten ſehen, in denen ſie ihre Hände badeten. Sie haben an einigen abgrundtiefen Beobachtungen wahrgenommen, daß hier das Feld der Geiſter liegt. Der eine an dieſer, der andere an jener Stelle. Was ihnen kühl und gleichgiltig ſchien, legten ſie zurück, auf den Augenblick wartend, da auch dieſes das Leben für ſie gewinne, das nur im Erlebten wiederklingt. Hier war ein Geiſt von jener unendlichen einſamen Kraft der Verſenkung, die den Propheten macht.

Emerſon iſt das, was Emerſon vom Dichter ſagt. Der Dichter iſt der Sprecher, der Nenner, der Namenangebende. Er hat die Schönheit zu vertreten. Er iſt ein Monarch und ſteht im Mittelpunkte. Denn die Welt iſt nicht bemalt oder bekränzt, ſondern von Anfang an ſchön. In Emerſons Seele iſt die ganze Welt. Er braucht keine Bücher, er geht in den Wald und erlebt die ganze Natur. Und er, wenn er auch Bücher lieſt, alte engliſche Dichter oder Homer oder Plutarch, den er liebt wie ein Humaniſt, ſo lieſt er ſie doch nur um der Reſonanz willen, die der eine Ton in ihm weckt, wie der Ton des Mannes im Baptiſterium von Piſa, der als Dreiklang von der Kuppel zurückkehrt. Er braucht nicht Bücher, er braucht nicht Reiſen. Er ſagt: Reiſen iſt Narren-Himmelreich. Zu Hauſe träume ich, daß ich in Neapel und Rom ſchönheitstrunken ſein könnte, packe meine

Koffer, umarme meine Freunde, ſchiffe mich ein und wache endlich in Neapel auf. Was finde ich? Dasſelbe ſtrenge, unerbittliche, traurige Selbſt, vor dem ich fliehen wollte. Man ſtudiert, lernt, nimmt neues auf, aber man reift nicht, um ſich los zu werden. Man ſteht im Vatikan und Louvre mit demſelben inneren Geſicht. Die Seele iſt kein Reiſender. Und muß gereiſet ſein, ſo zwinge man eine fremde Welt in ſein eignes Königreich hinein, ſtatt ihr als Kammerdiener zu folgen. Omnia mea mecum porto. Es ändert ſich nichts, es ſpiegelt ſich nur verſchieden und es genügt eine Aehre für eine Seele, um die ganze Welt ihr zu geben.

Es ändert ſich nichts, es ſpiegelt ſich nur verſchieden — ſo löſt Emerſon den alten Widerſpruch, der uns nicht los läßt, den Widerſpruch von Willen und Geſetz. Er glaubt an das Geſetz und glaubt an die Individualität. Er iſt kein Dialektiker, der dieſe Antinomie kauſal durchhechelt. Er glaubt eben nur einfach an Beides. Die ganze Schöpfung, ſagt er, iſt aus Haken und Oeſen, aus Erdpech und Heftpflaſter zuſammengeſetzt; ob die Gemeinſchaft in Jeruſalem oder in Kalifornien, aus Heiligen oder Strandräubern beſteht, ſie rundet ſich doch zu einer vollkommenen Kugel. Die Menſchen ſchaffen ebenſo ſelbſtverſtändlich einen Staat oder eine Kirche, wie Raupen ein Gewebe. Flache Köpfe glauben an Glück oder zufällige Umſtände. Starke Menſchen glauben an Urſache und Wirkung. Der Flug der kleinſten Motte iſt vorbeſtimmt und alle Dinge gehen nach Regel, Zahl und Gewicht. Eins iſt alles und alles iſt Eins. Alles gleicht ſich aus, gutes und böſes, lichtes und finſteres und der Teufel iſt ein Eſel. Die Seele ſpiegelt es wieder nach ihrem Weſen und ihrem Rechte. Das Genie wird vom Genie geſchlagen, weiter und weiter ziehen ſich die Kreiſe des Intellekts, der Betrachter, der Forſcher. Der Dichter iſt der Herrſcher des Geiſtes, und das Laſter des Animaliſchen und Materiellen ſinkt zuletzt doch vor ihm zu Boden. So geſchrieben in Amerika.

Man kann mit Emerſon nicht rechten, denn er iſt edel und rein. Seine Widerſprüche ſind mit Logik nicht zu bezwingen, weil ihre Menſchlichkeit weiter ſtrahlt. Er predigt aus einer Tiefe heraus, wo es dieſe kleine logiſchen Fragen noch garnicht giebt. Er hat etwas Zeitloſes. Es ſind homeriſche Töne in ihm und Jahrtauſende verſinken vor einem Helden. Und dann iſt er wieder der Humaniſt der Renaiſſance, der beſeligende Worte findet für den amore divino und die Schönheit des Alls. Und zuletzt verſteht er Wind und Wetter, und das Geſchrei der wilden Gänſe bei Nacht, das Fallen von Fliegenſchwärmen, Vogelruf und die grenzenloſe Weite des feuchten Morgens. Und durch alles leuchtet das Zukunftsbild der neuen Kirche, die einſt kommen wird, zuerſt nackt wiederum, wie einſt, ein Kind in der Krippe: die höhere Wiſſenſchaft, die rein geiſtige Erkenntnis der ethiſchen Geſetze.

* * *

Emerſon iſt, von Schölermann eingeleitet und überſetzt, bei Diederichs deutſch erſchienen, vorläufig ein Band der Eſſais: Selbſtvertrauen, der Dichter, die hohe Seele, Kreiſe, Ausgleichung, Heldenthum, Verehrung, litterariſche Ethik. Beim Leſen macht man ſich gern hin und wieder einige Striche, nicht auf den Baum, der das ganze Gerüſt trägt, ſondern auf Blätter. Ich ſetze einige ſolcher Aphorismen hierher.

Es iſt ſehr leicht, in der Welt nach der Meinung der Welt zu leben. Es iſt leicht, in der Einſamkeit nach der eigenen Neigung zu leben. Aber der große Menſch iſt der, der mitten im Gewühl mit vollkommener Anmut die Unabhängigkeit des Einſiedlers bewahrt.

Die Weltgeſchichte iſt eine Unverſchämtheit und eine Beleidigung, wenn ſie mehr ſein will als ein heiteres Vorſpiel und Gleichnis meines Seins und Werdens.

Verhängnisvoll für den Schriftſteller iſt die Sucht zu glänzen: der Schein, der unſer Weſen untergräbt und zerſetzt. Ein Mißverſtehen des Hauptzieles, nach dem ſie ſtreben, iſt das Merkmal unſerer Litteraten, die, indem ſie die Sprache gebrauchen — das tiefſte, zarteſte und zugleich unzerſtörbarſte Werk menſchlicher Schöpfung, und nur als Waffe gerechten und aufrichtigen Denkens richtig angewandt — den Genuß kennen lernen, mit dieſem Werkzeug zu *ſpielen*. Indem ſie vergeſſen, damit in Wahrheit zu *arbeiten*, berauben ſie es ſeiner Allmacht. O. B.

Bruges la Réveillée.

Jetzt iſt der Sommerſpuk zu Ende und Brügge ſinkt zurück in den Todesſchlaf, aus dem es die laute Gegenwart auf ein paar Wochen jäh zum Leben erweckt hatte. Tiefer Friede ruht nun wieder über der flandriſchen Stadt. Der Fremdling wandert durch menſchenleere Straßen, über ſchlafende Plätze, an träumenden Mauern und Türmen vorüber. Stumm grüßt ihn die gewundene Reihe der alten Giebelhäuſer. In ſchweigender Majeſtät ſtehen die mächtigen Hallen da, aus denen der Koloß des trutzigen Belfried zum Himmel ragt, die Kirchen, Kapellen und Paläſte, die von dem Stolz mittelalterlichen Bürgertums, von dem Reichtum königlicher Kaufleute, von der ritterlichen

Pracht burgundiſcher Herrſcher erzählen. Ueber die ſpiegelglatten Kanäle ſchweift der Blick ungeſtört zu gotiſchen Spitzchen und Bögen, zu Erkern und maleriſchen Anbauten, ſchiefwinkligen Dächern und epheuüberſponnenem Geſtein, das aus dem gluckſenden Waſſer emporwächſt. Heilige Stille brütet über dem Minne-Water, dem alten Hafen, aus dem einſt die ſchwerbeladenen Kauffahrteiſchiffe zu allen Handelsplätzen der Welt hinausſegelten, und durch deſſen unbewegte Fläche jetzt zwiſchen grünem Tang ein paar weiße Schwäne gleiten. Über der Begulnage, wo um die ſchlichte Kirche die hohen Bäume ihre Häupter im Winde rauſchend neigen, wo rings im Kreiſe die Begulnenhäuſer ſich ſcharen, ſtumm und traurig, jedes durch ein weißgetünchtes Mäuerchen noch einmal von der Welt abgeſchloſſen. Über dem alten Wall, auf dem zwei verfallene Mühlen in dunkler Silhouette gegen den Himmel ſtehen. Über dem Oſtender Thor, aus deſſen vergitterten Fenſtern friſche Blumen mit bunten Köpfchen durch die roſtigen Eiſenſtäbe dem Wanderer zunicken wie gefangene Prinzeſſinnen, die nach dem Befreier Ausſchau halten. Über der Genter Straße, vor deren niedrigen Häuſern ſteinalte Mütterchen, von der guten Herbſtesſonne durchwärmt, mit verſchrumpelten gelben Händen eifrig ihre Spitzen klöppeln. Weit in der Runde iſt alles mäuschenſtill. Ein Vögelchen zwitſchert in einer Baumkrone, ein Hund ſchlägt an, ein ferner Eiſenbahnpfiff ſchrillt kurz herüber, ein Gitterthürchen klirrt ins Schloß — dann ſtört kein Laut die Einſamkeit. Die ganze Stadt ſchläft und träumt wieder, wie Herzog Karl der Kühne von Burgund und ſeine ſchöne Tochter Maria, des Kaiſers Maximilian Ehgemahl, die ſo jung ihr blühendes Leben laſſen mußte, unter dem vergoldeten Kupfer ihrer pompöſen Grabdenkmäler in „Onze lieve Vrowenkerk" ſeit vier Jahrhunderten ſchlafen und träumen . . . . . .

Das war ein ſchrecklicher Tag für das verzauberte Neſt, als im Frühling dieſes Jahres die Kunſthiſtoriker kamen, und es erbarmungslos aus dem Schlafe aufrüttelten. Lärmend zogen ſie in Erlöſerkirche und Liebfrauenkirche und Jakobskirche, in die Heilig Blut-Kapelle und das Johannes-Hoſpital, durchſtöberten alle Winkel und Ecken, und was da ſchimmerte und glänzte von Werken großer alter Kunſt, das zerrten ſie heraus aus dem geweihten Verſteck, darinnen es ſeit einem halben Jahrtauſend heimiſch geworden, heraus an das grelle Licht des Tages, auf die Grande-Place in die verlogene Gothik des funkelnagelneuen Gouvernementsgebäudes. Denn hier waren aus aller Herren Ländern ſchwerverſicherte Kiſten angelangt, in denen der Brügger Herrlichkeiten Brüder und Schweſtern verpackt lagen, die, weniger glücklich, ſeit Jahrhunderten ſchon ein ruheloſes Wanderleben führen; hier ſollte einer der ſchrecklichen Wechſelbälger unſerer Zeit: eine „Ausſtellung", einquartiert werden. Daß die Heiligen ſich das gefallen ließen! Daß nicht der Belfried die Frevler erſchlug! Nun ſchleppt man auch noch die paar Werke, die ſich der Zeit zum Tort an der Stätte ihrer Beſtimmung gehalten haben, die für dieſen Platz geſchaffen und nur dort, wo ſie ſo eng und organiſch mit ihrer Umgebung verwachſen ſind, genoſſen werden ſollten, zu einer Ausſtellung zuſammen, daß man ſie zum „Studium" beieinander hat, daß jeder für ein paar Francs ſie mit möglichſter „Bequemlichkeit", nur recht raſch, das iſt die Hauptſache, „kennen lernen" kann. Daß nicht die alten Mauern von Brügge geborſten ſind vor Zorn und Scham!

Und nun ward alles ſauber aufgeſtellt und eine Kaſſe und eine Garderobe am Eingang etabliert. Am Bahnhof wurden rieſige Plakate angeſchlagen, auf dem Stationsplatz Schilder und Wegweiſer angebracht, der ganze Straßenzug, der zur Grande Place führt, mit flatternden Fahnen, Bannern, bunten Wimpeln, Bändern „ausgeſchmückt". Eine „Eröffnungsfeier" ward inſzeniert, die „Preſſe des In- und Auslandes" geladen (wobei ein Imbiß gereicht ward), Annoncen und Anſchläge in die Welt geſchickt, die große, gemeine Reklametrommel mit allen Wirbeln gerührt. Und um das „internationale Publikum" anzulocken, nannte man das „Unternehmen" nicht etwa: „Ausſtellung von Gemälden des fünfzehnten Jahrhunderts," ſondern: „Exposition des Primitifs Flamands." Man muß ſich auf die Welt verſtehn und ihre Launen. „Primitifs" — das wird ziehen!

Und es zog. In ganzen Schaaren kamen ſie an. Nicht nur die Kunſtgelehrten und die Kunſtfreunde — zwei von einander zu unterſcheidende Kategorien der Gattung homo sapiens —, nicht allein die Muſeumsbeamten, Galeriedirektoren, Profeſſoren der Kunſtgeſchichte, Sammler, Händler, Schriftſteller und ſonſtigen „Intereſſenten" von Berufs wegen, ſondern der breite Strom der anderen Zeitgenoſſen, die dicken Bürger und Bürgerinnen aus den vlämiſchen Städten, die wohlhabenden Leute aus Brüſſel, die Maler aus Knocke, die ſoliden Erholungsreiſenden aus Heyſt und Blankenberghe und die unſoliden aus Oſtende. Ja, die aus Oſtende waren in der Ueberzahl. Es war einfach chic im belgiſchen Monaco, ſich in den Stunden, da die Spielbank geſchloſſen war, die Ausſtellung in Brügge anzuſehen. Wunderbarer Anblick, wenn die pikanten, ſeidenrauſchenden Dämchen des Kurſaals durch die Lorgnette ein Bild von Melchior Broederlam oder Hugo van der Goes betrachteten, wenn die Jünglinge mit den

hellen Strandanzügen und den gelben Schuhen sich mit Dirk Bouts und dem Meister von Flémalle ins Einvernehmen zu setzen suchten, wenn die modernen Snobs mit den großen Schlipsen melancholisch seufzend in den Werken dieser ehrenfesten Meister dem „Primitiven" nachforschten, das sie selbst so vergeblich ersehnen. Aber ob ihnen nicht doch allen irgend ein Schauer über den Rücken gerieselt ist, als die Herrlichkeit der Unsterblichen auf sie herabblickte?

Denn, um die Sache nun auch einmal von der anderen Seite her zu sehen, es war schon etwas Großes und Staunenswertes, was hier zustande gebracht war. Nie wieder wird man vielleicht eine solche Fülle kostbarster Kunstwerke aus altvlämischer Zeit beisammen finden, nie wieder werden die Anfänge germanischer Malerei sich in so glanzvollem Bilde vor uns entfalten. Museen und Privatgalerien und Kirchen in Deutschland, Oesterreich, Frankreich, England und Belgien hatten dazu beigesteuert. In langer Reihe sah man die erlesensten Meisterstücke. keine Galerie der Welt hat je eine so stolze Schaar in sich vereinigt. Die Kunstgelehrten schwelgten, und mit Recht; sie werden zahllose wertvolle neue Feststellungen, Mutmaßungen, Vergleichungen, Datierungen, Prüfungen vorgenommen haben, die der Kenntnis der Meister und mittelbar auf diesem Wege schließlich ja auch dem Genuß der Werke selbst zu Gute kommen können. Die Kunstfreunde aber wanderten mit stillem Jubel durch diese geheiligten Reihen, versenkten sich in die fromme Innigkeit der lieben Meister, in die herbe Größe ihrer Schönheit und Anmut, in ihre ergreifende Naivetät und ihr technisches Können, staunten über die Kühnheit und Dauerbarkeit und leuchtende Kraft ihrer Farben, wanderten mit den Eycks durch die christliche Erdenwelt, schwebten mit Hans Memling durch die mystischen Träume der gottergebenen Zeit, schweiften mit Hieronymus Bosch durch die Regionen symbolistischen Tiefsinns und grotesker Phantastik.

Nur ein Teil des Planes ließ sich nicht erfüllen: die alte Kunstbistorikersehnsucht, den Genter Altar wieder aufzubauen. Man wollte die Mittelbilder aus Gent, die einzigen Originalstücke des großen Polyptychons, die St. Bavo erhalten geblieben, die Flügel mit den jubilierenden Engeln aus Berlin und die beiden Seitentafeln mit Adam und Eva aus Brüssel einmal zusammensetzen. Die Aussichten waren eine Zeit lang nicht schlecht, aber das Projekt zerschlug sich in letzter Stunde doch wieder. Nur Adam und Eva trafen ein und vertraten auf der Ausstellung das vielgliedrige Gemälde der Eycks von der Anbetung des makellosen Lammes. Doch in langer Reihe grüßten dafür ehrfurchtgebietend andere Werke Hubert's und Jan's, und Roger van der Weiden und Dirk Bouts und Gerhard David und Gerhard von St. Jean und Joachim Patenier und Quinten Metsys gaben diesen Fürsten das Geleite. Memling aber, der Meister von Brügge, war der König der ganzen Ausstellung. Mehr als dreißig seiner Bilder hingen dicht zusammen. nicht weniger als acht Triptychen hatten sich eingefunden, zum Teil aus sonst kaum zugänglichen Privatgalerien, daneben fast ein Dutzend Porträts, und in der Mitte des großen Raumes, der für ihn abgeteilt war, stand der Reliquienschrein der heiligen Ursula, das goldstrahlende Wunderwerk, das der Meister in liebevollster Feinmalerei mit den Darstellungen der Legende von Ursulä Pilgerfahrt schmückte und von dem grausamen Ende, das sie mit ihrer Jungfrauenschar erlitt. Da Brügge seinen ganzen Reichtum einmal zusammentragen wollte, mußte auch dieser geweihte Schrein seinen Platz im Johannesspital auf ein Vierteljahr verlassen — es half ihm nichts!

Von der Grande Place aber zogen die Karawanen der Fremden weiter durch die Stadt, über den Burgplatz, diesen glänzenden Festsaal, an dem die Jahrhunderte gebaut haben, über den Fischmarkt und den Dyver, die kleine Promenade, von der sich die entzückendsten Blicke auf die malerische Willkür der alten Stadt öffnen, bis sie schwatzend und lärmend im „Hotel Gruuthuuse" eintrafen, wo in einer zweiten Ausstellungsabteilung das alte flandrische Kunstgewerbe von seinen Thaten Bericht gab. Das Hotel Gruuthuuse ist ein hochragender, mit zierlichen Türmchen und Giebelfenstern geschmückter Bau des fünfzehnten Jahrhunderts. Er mag recht verwundert gewesen sein, als man ihm ein paar Fahnen aufs Dach pflanzte und seine Räume mit tausend Kostbarkeiten, mit Schnitzereien und Schmuckstücken, mit Möbeln, Taufbecken, Kreuzen und Waffen, mit alten „livres d'heures" voll lieblichster Miniaturen und mit kunstvollen Spitzen und Geweben, die ihm vielleicht zum Teil noch bekannt vorkamen aus der Zeit ihrer Entstehung, museumsartig anfüllte, und als nun die reisenden Engländer, die Rouletteheiden aus Ostende und alle die Knoten und Banausen und Philister, die jeder Zug am Brügger Bahnhof ausspie, in ihm aus- und eingingen, als seien sie hier zu Hause.

. . . Nun aber hat der Schwarm sich verlaufen, das Reden und Rufen und Geldgeklapper ist verstummt. Vorbei ist der böse Traum des Sommers 1902 in den tiefen Zauberschlaf, den des Mittelalters versunkener Ruhm in Brügge schläft. Der Friede breitet aufs neue seine Schwingen über diese Insel der Vergangenheit im brausenden Meere des Gegenwartlebens, von dem Belgien, das modernste Land der Welt, im

ganzen Umkreise erfüllt ist. Und wieder ist es so still in der toten Stadt, daß man die Stille hören kann. M. O.

Der dekorative Cicerone.

Die „Monographien des Kunstgewerbes" die Hermann Seemann in Leipzig herausgiebt, erscheinen mir dadurch wichtig, daß sie zu der heut vorherrschenden rein ästhetisch und nach Geschmackswerten wägenden Schätzung die Ergänzung sachlich-historischer Kennerschaft und technischen Verstehens bringen. Die Sensitiven, die fühlen mit sehendem Aug', sehen mit fühlender Hand, bekommen hier ihre Lieblinge klassifizirt, in Entwicklungsreihen gebracht und sie erfahren, was sie für eine Vergangenheit und was für Vorfahren haben. Aus der Amateurecke geraten wir in die Kanzlei der schönen Künste. Die Hingabe ohne Fragen, ohne recherche de la paternité ist schön, aber die Wißbegierde, einmal anders zu sehen, von einer anderen Seite an eine Sache heranzutreten, hat auch ihren Reiz. Und — wir denken an Maeterlincks Erkenntnistheorie der verschiedenen Wahrheiten — es ist eine Abwechslung, einmal die Wahrheiten des Aestheten mit den Wahrheiten des Kenners zu mischen und darauf zu achten, wo sie sich treffen, wo sie sich trennen.

* * *

I. Teppiche.

Von Teppichen spricht Wilhelm Bode, der Feinspürige. Die Art seines Findens, seiner Indizienführung läßt mich immer an einen genialen Detektiv denken, dessen Augen nichts entgeht, und dessen leiseste Wahrnehmung sofort — aber immer unter peinlichster Kontrolle und subtilster Kritik — ein Gedankenspiel der Kombination in Bewegung setzt. Die Recherche reizt ihn, die verwickelten Fragen strittiger Autorschaft, die Lebensläufe der Kunstwerke, die wechselnden Geschicke der objets d'art im Wandel der Jahrhunderte, die kulturellen Zusammenhänge in den artistischen Bethätigungen und nicht zum wenigsten auch die wirtschaftlichen Wertverschiebungen. Das Aesthetische, die Geschmacksanschauung versteht sich bei ihm von selbst, er spricht davon nicht allzuviel. Er giebt sich weniger als ein Aesthet denn als ein Großpolitiker und Nationalökonom in Sachen der Kunst. Er beherrscht ihre Ressorts und sein scharfer Geist ist immer auf Revisionen aus. Den Stil giebt er manchmal dabei preis, aber die stilistischen Feinschmecker dürfen sich dadurch den Respekt vor diesem, wie ein Herrscher in der Fülle schaltenden Belehrer nicht schmälern lassen.

Die Kennerschaft in alten Orientteppichen ist eins der schwierigsten Kapitel. Der Geschmacksmensch mit Farbengefühl wird in naiver Unbewußtheit der Herkunft, der Motivzusammenhänge, der chronologischen Bestimmung, die Fläche wie ein Bild auf koloristische Reize ansehen. Der matte Glanz, das tiefe Leuchten, die Wärme der Töne, wird ihn bestechen. Das dekorative Werk, das die Zeit und der Gebrauch an dem Stück vollzogen haben: die Abschattierung, die symphonische Ausgleichung, die nüancenreiche Uebergangsstimmung, ist sein Interesse; die erlesene Wirkung, daß Farben ganz matt sind, scheinbar am Ende — man denkt an die schöne Note bleu mourant — und nun wie verlöschende Glut noch einmal aufschimmern, ist sein Entzücken. In den Delikatessen seltener Mischungen, den schwingenden Wellen von grün-violett-gelb-rosa, dem Safran-Rosa, das D'Annunzio liebt, trinkt er sich satt. Er sieht den Teppich so an, wie er gegenwärtig vorliegt, das Produkt mannigfacher undefinirbarer Zeiteinflüsse. Wie er ursprünglich aussah und daß gewiß in der Epoche seiner Entstehung weniger die Raffinements der Mischungen als die ornamentale Bedeutung, Zeichnung, religiös-symbolische Motive die Hauptsache waren, daran denkt er nicht. Das was er heut bewundert, das Matte, Verschleierte, war damals am wenigsten beabsichtigt, und gewiß gar nicht so vorhanden, es ist unfreiwillig gewordene Schönheit. Aehnlich wie die englischen Frauporträts des achtzehnten Jahrhunderts den Charme der verschleierten Farben vielleicht auch gar nicht bewußt tragen, sondern nur durch den dämpfenden Einfluß der Jahre erhielten.

Bode hat für solche Gourmandisen volles Verständnis, aber er begnügt sich mit dem Amateurtum nicht. Wenn er liebt, dann will er auch wissen und wenn er ein Buch schreibt, dann will er nicht schwelgen, sondern Resultate geben. Il faut être sec — könnte über seinem Schreibwerk stehen.

Aber instruktiv ist die Expedition in den alten Osten. Ohne daß die Freude an subjektiver Hingabe leidet, wird der Blick erweitert, das Organ der Diagnose geschärft. In Ordnung gliedert sich die Fülle der Gesichte und zwanglos bilden sich aus den durcheinander flutenden Erscheinungen Verwandtschaftsgruppen.

Eine große kostbare Familie sind die persischen Seidenteppiche der Safidendynastie. Um die Mitte des XVI. Jahrhunderts ist ihre Blütezeit. Ihr Charakteristikum liegt in der starken Beeinflussung durch die Kunst Chinas. Alle ihre Motive, die Fabeltiere, der Phönix, der Kilin, der Drache, die Kugelornamente kamen aus China. Eine ganze Zusammenfassung aller dieser chinesisch-

perſiſchen Leitmotive giebt der große wollene Tierteppich, der aus einer Genuaer Synagoge ſtammt und jetzt dem Kaiſer Friedrich-Muſeum in Berlin gehört. Einen Wald von Platanen, Cypreſſen, Mispeln ſtellt das Innenfeld dar. Und in ihm vereinen ſich wie im Paradies die Fabelweſen Chinas mit der Fauna Vorderaſiens. An den Cypreſſen lauern die Drachen; Löwen, Panther, Steinböcke, Schakale umſchleichen ſich, auf den Zweigen wiegen ſich Affen und Vögel und im Mittelfeld fliegen zwiſchen Wolkenbändern Kraniche, das chineſiſche Symbol der Unſterblichkeit.

Auch Menſchendarſtellung giebt es auf den Safidenteppichen, die wir uns nach unſerer logiſchen Auffaſſung vom unfigürlichen undarſtelleriſchen Weſen eines zum Treten beſtimmten Bodenbelages nur gobelinmäßig als Wandbehang denken möchten. Das ſind die ſogenannten in verſchiedenen Variationen erſcheinenden Jagdteppiche. Der berühmteſte von ihnen befindet ſich im Beſitz des öſterreichiſchen Herrſcherhauſes. Auf lachsfarbenem, blumendurchranktem Grund tummeln ſich Reiter zwiſchen Löwen, Antilopen, Wildſchweinen, Füchſen, Haſen und Hunden.

Eine andere Familiengruppe konſtituirt Bode mit den ſogenannten Polenteppichen. Wie die Tier- und Jagdteppiche ſind ſie aus Seide auf einem Grund von Gold- und Silberfäden gearbeitet. Statt des Tierdekors zeigen ſie pflanzliche Stiliſierungen, vorherrſchend das ſchmale ausgeſchwungene Blatt, das Bode gut mit einer Partiſane vergleicht. Ihr gemeinſames Merkmal iſt das Adelswappen der Familie Czartoryski in der Mitte. Es ward offenbar nachträglich auf den importierten Teppichen angebracht.

Bode verfolgt dann weiter die ſtilgeſchichtlichen Wandlungen, das Entarten der Motive, die geometriſchen Reihen, die neben den vegetabiliſchen einhergehen, das völlige Vergeſſen des chineſiſchen Einfluſſes, das Verſchwinden der Tiere und der Zaubergärten, das Aufkommen der Streublumenmuſter und er endet mit den kleinen Vaſen- und Gebetsteppichen. Dieſe Farovis der Geſchmacksliebhaber ſind, wie wir erfahren, die jüngſten Produkte altorientaliſcher Teppichwirkerei. Erſt am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ſoll die Mehrzahl von ihnen entſtanden ſein. Ganz vereinzelt nur kommen ſie mit den Zeichen einer älteren Epoche vor. Zwei ſind berühmt, der Teppich des Münchener Nationalmuſeums mit dem ſchön geſchwungenen öſtlichen Wolkenband und der ſarazeniſchen Blume und das Stück des Herrn von Angeli mit dem vom Wolkenband umrahmten lila Innenfeld, das eine ſtiliſierte Lotosblüte einſchließt. Der ſpätere Normaltypus zeigt den Hufeiſenbogen, das Symbol der Gebetsniſche „Mihrab“ genannt, meiſt noch von Säulen flankiert, eine Blumenampel hängt gewöhnlich von oben herein.

Bei dieſer Revue kann man anregungsvolle Blicke in die Bodeſche Methodik thun. Sehr fruchtbar und inſtruktiv erweiſt ſich das Verfahren, orientaliſche Teppiche auf alten Bildern Italiens, Deutſchlands, der Niederlande zu verfolgen und ſolche Zuſammenhänge kritiſch zu beleuchten. Miscellen werden eingeſtreut, die intereſſante Beiträge zur Geſchichte der Bewertung liefern. Ein Teppich, ein naher Verwandter der Safidengruppe mit flatternden Kranichen und kämpfenden Drachen und Panthern befand ſich im Beſitz des Marcheſe Torrigiani in Florenz, er verkaufte ihn für 150 Fr. an den Antiquar Stefano Bardini, von ihm erwarb ihn die Baroneſſe Adolphe Rothſchild in Paris für 30000 und heute, berechnet Bode, würde er bereits das zehnfache dieſes Preiſes gelten.

Bei den meiſten Abbildungen dieſes Buches — wenn ſie auch mit einer Ausnahme einfarbig ſind, ſo kann man ſich doch von dem Grad der Valeurabſtimmung einen Begriff machen — merkt man, daß hiſtoriſcher Sammelwert und Geſchmackswert häufig einig ſind. Man fühlt bei den Safiden- und Polenteppichen, wie bei den alten Gebetsſtücken den warmen dumpfen Schmelz, die Schattierungen des weichen ſammtigen Grundes.

Man lernt aber auch andere Fälle kennen, vor allem bei einigen kleinaſiatiſchen Wollenteppichen mit geometriſchem Muſter von lebhaften, ja harten Farben und entſchiedener Buntheit. Sie haben, weil ſie eine beſtimmte Richtung ſehr charakteriſtiſch und energiſch ausgebildet vertreten, ſicher einen hohen, kulturell-hiſtoriſchen Wert, den Muſeumswert, der ſich nicht immer nur nach Schönheit beſtimmt, ſondern nach der Qualität, die ein Objekt als bezeichnendes Dokument einer gewiſſen Periode hat. Daß ſie etwas ſind, ſieht man daran, daß Bode in einer Zeit, da die Ahnung ſolcher Dinge Monopol Weniger war, ſie für ſich ſelbſt kaufte. Ihn intereſſierte es, die verſchiedenen Typen in markanter Vertretung zu beſitzen. Das iſt der eigentliche Sammlerſtandpunkt. Der Amateur aber wird immer weniger nach einer objektiven Beiſpielſammlung mit dem Ehrgeiz der Vollſtändigkeit ſtreben, als nach Kunſtwerken, die irgendwie ein Ausdruck, eine Manifeſtation ſeiner eigenen Innenwelt ſind, die ihm Anſchauung ſeines eigenen Gefühls vermitteln.

Der Sammler geht von den Dingen aus, der Liebhaber von ſich ſelbſt.

II. Keramik.

Auf den Topfmarkt führt Richard Borrmann. Die moderne Keramik iſt ſein Thema,

aber er geht auch auf die Ahnen zurück. Und wer von der retrospektiven Ausstellung in Paris, von manchen guten Kollektionen bei Pächter und Rex noch nicht wußte, wie Alt-Japan und Alt-China der Keramik von heut. vor allem dem Bigotsteinzeug, alle Reize der scheinbar unscheinbaren Schönheit, alle Raffinements der Unregelmäßigkeit, der Zufallswirkung mit überlaufenen Glasuren vorgemacht haben, der kann sich hier darüber unterrichten. Und jene Bezeichnungen, die mehr als Etikette sind, die assoziative Stimmungsreize wecken, kann er hier lernen: Blanc de Chine, Seladon, Grain de Riz, Sang du Boeuf, Email velouté, Craquelé, Art du Feu.

Borrmann beherrscht das ganze Gebiet. Seine Disposition freilich, die bald nach Techniken, bald nach Provenienz, bald nach dem Material einteilt, kann für einen, der neu auf diesen Boden tritt, vielleicht verwirrend sein und es ist nicht sicher, ob die Unterschiede zwischen Steinzeug, Irdenwaren, Terracotta, Fayence absolut klar für ihn herauskommen, aber alle Provinzen der Keramik werden behandelt und nahezu vollständig ist die Liste der artistischen Töpfer. Auch raffinierte und weniger bekannte Künstler, wie Thesmar, der Cloisonnétechnik auf Porzellan überträgt, wurden nicht vergessen. Dagegen fehlt mir in der Plastik Desjean, der die Tanagrastatuette in der mondänen Gestalt der Parisienne wieder aufleben ließ, und Hötger, der die frappante Momentanwirkung Steinlenscher Lebensausschnitte und Straßentypen auf Steinzeugmodellierung überträgt.

In der Borrmannschen Exposition universelle durchmustert man mit bedächtiger Schnelle die französischen Grès flambés, die Gruppen der Art du Feu, die ihre Hauptreize aus der Mitwirkung des Zufalls ziehen und ein unerschöpfliches Launenspiel geflechter, getupfter, changierender, abtropfender Farbenmischungen sich auf ihre Gefäße zaubern lassen. Den höchste Grad wundervoll künstlerischer Zwecklosigkeit stellen solche Vasen dar, sie erzählen keine Fabeln und Abenteuer, sie geben keine Allegorie des Lebens, sie verkünden keine Sentenzen, sie sind nur koloristische Akkorde, Symphonien in Farben von unerhörter Polyphonie und verwegener unerhörter Kombination. Die Franzosen Delaherche, Delpayrat und Bigot pflegen solche Kunst.

Dann gehts zu den Magiern der reflets metalliques, die starke berauschende Effekte beschwören können, aber häufig auch, voran ihr Meister Clément Massier, einen schwülstigen und falschen Feuerzauber treiben. Der Ungar Zsolnay wird dabei erledigt und Hermann, der dänische Lüster-Keramiker.

Gute Charakteristik erfahren die amerikanischen Manufakturen, Rockwood und Grueby. Diese mit ihren tiefen, braungelben Rembrandtönen und Pâtemalerei, ihren Aventuringlasuren, die entweder als zerstreute Kristalle („gold-stone") im Grunde liegen oder sich wie Tigeraugen verteilen und unter der tiefdunklen Glasur hervorschimmern, — jene, die auf Bemalung verzichtet, nur Glasuren von mattem, weichem Glanz bringt und die Flächen ganz diskret mit Rippen und Kanten, mit sparsamem Blattwerk belebt.

Von den deutschen Keramikern kommen alle Temperamente zum Wort, die feinen Koloristen Mutz und Scharvogel, die kräftigen, massivfäustigen Heider, der rustikal bunte Läuger, mit der Gießbüchse, der in Ornament und Technik so originelle und frische Schmuz-Baudiß.

Und dann gehts in die Porzellanwelt, in die schwimmende Schleieratmosphäre Kopenhagens, zur zarten Blumensprache der Schweden, zu den kristallinischen Wundern und zu der Grazienplastik von Sèvres und schließlich zu der Mühe, die sich Meißen, Berlin und — aus dem Winterschlaf erwacht — auch Bunzlau giebt, in neuen Zungen zu reden.

Ein guter Führer, — er spricht nicht nur von den Poterien, sondern auch von den Menschen und läßt sie lebendig werden. Jean Carriés habe ich nie so deutlich vor Augen gehabt, als jetzt in dem Borrmannschen Bilde: er streichelt eins seiner Gefäße von weicher, zarter Oberhaut wie einen Frauenbusen (das sagt Borrmann aber nicht) und nennt es „Caressant au toucher". Die Charakteristiken der Künstler sind wie die der Werke farbig und anschaulich. Voll sinnfälliger Vergleiche, die sichtbar machen, so wenn eine helle Ueberlaufglasur als dicker Rahm geschildert wird, der von den Schultern eines Gefäßes träge in Bahnen herunterfließt und nach unten sich zu vollen Tropfen verdickt.

Und der Kenner und Geschmackscharakteristiker ist gar auch „Chimiste". Er weiß nicht nur in den Vitrinen, die wir andern ja auch kennen, Bescheid, sondern er hat sich auch ins Laboratorium begeben, und Chemie als Nebenfach belegt. Darin ist er uns nun gründlich über und wenn meine Gefühlsresonanz und meine Geschmacksfreude an einer Farbenstimmung auch durch die — ich komme wieder auf Maeterlinck — „äußere Wahrheit" des erzeugenden Prozesses der Kupferoxydul- und Sauerstoffmischungen nicht gesteigert wird, so ist es doch interessant, allerlei zu hören über die Naturkräfte, die in elementaren Vorgängen ästhetische Werte produzieren: unscheinbare, unbekannte Nibelungen, die Schönheit schaffen.

III. Schmiedekunst.

Der Chronist der Keramik brachte uns in die Hexenküche, der Chronist der Eisen-

kunſt, Adolf Brüning, führt uns zu Anbeginn in die Schmiede, an den Amboß, an den Werktiſch und ehe es Kunſtwerke zu ſehen giebt, müſſen wir erſt einen heilſamen Kurſus in der Naturgeſchichte der Walzen, Hämmer, Bohrer, Nieten und Schraubſtöcke durchmachen.

Die eigentliche Abhandlung iſt dann weſentlich hiſtoriſcher Art, Betrachtung der Vergangenheitskunſt.

Mit großer Kenntnis und reichem Bildermaterial, das zu lebendiger Wirkung neben die Muſeumsſtücke die Schmiedekunſt auf den Plätzen der alten Städte, in Kirchen und Gärten vorführt, wird das Thema abgeſpielt. Die Epochen werden charakteriſtiſch illuſtriert.

Louis XIV.-Gitter mit „Laub- und Bandelwerk", wie es Bérain vornehmlich ausbildet, ſteigen auf; ſeine ſtrengeren Formen löſt als Uebergang zum leichteren Linienſpiel des Rokoko die freie Gefälligkeit Cottets ab, des Schmiedekünſtlers der Régence, des Schöpfers der in der Revolution zerſtörten Chorgitter von Notre-dame.

Die Louis XV.-Epoche ſtellt ſich dar in der koſtbaren ſchmiedeeiſernen Dekoration der Place Royale in Nancy, dem Werk Lamours.

Zum erſten Mal wird hier das Schmiedeeiſen monumentalen Aufgaben dienſtbar gemacht. Zu Portalen und Triumphbogen wächſt es, die den ſechs Mündungen der auf den Platz führenden Straßen pomphaften Abſchluß geben. Reiches Rokoko ſpiegelt die Schmiedekunſt dieſer Bauten mit Muſchelwerk und palmenſchoßartigen Motiven, mit Waffentrophäen, königlichen Namenszügen, Sonnenmasken, Wappen, heraldiſchen Emblemen, Amoretten.

Nach dem frei geſchwungenen Linienwerk die ſtreng ſymmetriſchen Züge Louis XVI. Der König verſuchte ſich ſelbſt in der Schmiedewerkſtatt und die Königin nannte ihn ihren Vulkan. Der Meiſter der Zeit aber iſt Jean François Forty und ſein Lieblingsmotiv iſt der ſogenannte „laufende Hund", der für Treppengeländer ein überaus lebendiges Ornament iſt, ein horizontal liegender S-Schnörkel, der in organiſch-ſymmetriſcher Bewegung wiederholt ſchlangenlinig aufwärts ſich wälzt.

Die detaillierende Art der Geſchichtsſchreibung wird auch bei den anderen Ländern durchgeführt. Der Verfaſſer giebt weniger allgemeine Stilgeſchichte als daß er demonſtriert. Er nimmt ein Ornamentſtichbuch, er weiſt auf ein Sammlungsſtück, er ſchlägt ein Wappenwerk auf und legt Bildwerk vor, er charakteriſiert einen Meiſter und bezeichnet durch ſolche Beiſpielstechnik die Signatur einer Epoche.

Die engliſche Schmiedekunſt des ſiebzehnten Jahrhunderts wird am Werk Jean Tijous erläutert, des Franzoſen, den Chriſtopher Wren, „der Schöpfer des modernen London" nach England zog. Er hat die Eiſenarbeiten für Hampton Court und die Gitter der St. Paul-Kirche gefertigt.

Schweifig iſt ſeine Formenſprache, mit wuchernder Vegetation. Der Akanthus wächſt breit und lappig, die Heraldik und Emblematik blüht verſchwenderiſch mit Harfen, Diſteln, Roſen, Lilien, Namenszügen, Masken. Dieſen Tijoustil bezeichnet Brüning als den in England national gewordenen Eiſenſtil. Rokoko und Empiregeſchmack fand, wie er konſtatiert, in England kaum Aufnahme.

Für die Geſchichte des Schmiedeeiſens in Deutſchland werden anregende Motivſtudien gegeben. Gut vergleicht Brüning die beliebte Form der rundverſchlungenen, ſich durcheinander ſchiebenden ſpiraligen Gitter mit den Schnörkeln der Kalligraphen des XVI. Jahrhunderts; andere pflanzenartige Bildungen, Zweige, die ſich in regelmäßigen Spiralen ausbreiten, führt er auf das Rankenwerk der Kleinmeiſter, auf Aldegreverſche und Behamſche Vignetten zurück. Dem Motiv der Spindelblume geht er nach, die aus Eiſendraht gewunden, von dünnen gebogenen Rundſtäben oder ſchmalen ſchiltförmigen Blättern umgeben wird und entweder innerhalb des Gitters aufrechtblühend erſcheint oder ſeitwärts geneigt als Ausläufer.

Die kalligraphiſche Verſchnörkelung der Rundſtäbe hält ſich lange. Dazu geſellt ſich aber dann, zu Anfang des XVII. Jahrhunderts, gravierte oder eingehauene Ornamentierung, die an den Verbindungsſtellen der Stäbe auftritt. Aus der Vorliebe für ſolchen Zierrat entwickelt ſich die flächenhafte Umbildung des Rundſtabes, den man nun — die Brunnenlaube in Neiße von 1686 illuſtriert das — völlig mit eingeſchlagenem Ornament bedeckt. Weiter folgen Schmuck von Akanthus, Masken, Halbfiguren und die ſehr merkwürdige Abart der perſpektiviſchen Gitter, die den illuſioniſtiſchen à la mode Trics der Baukunſt folgend eine Scheinarchitektur bilden, eine Gittergalerie vortäuſchen, während ſie in Wirklichkeit nur aus einem Portal beſtehen. Beiſpiele hierfür ſieht man im Chorgitter der Stiftskirche Maria Einſiedeln und in der St. Ulrichskirche zu Augsburg.

Das deutſche Rokoko mit Muſcheln, Palmenzweigen und Vaſen lernen wir in den Entwürfen Cuvillie's, des bayeriſchen Hofbaumeiſters kennen und in dem Werk Balthaſar Neumanns und Oeggs in Würzburg, das mit Lamours Thätigkeit für Nancy verglichen wird. Die Gartengitter der Reſidenz, der Hofpromenade und des Rennweges ſind ſein Zeugnis.

Wenig Spuren hat der klaſſizitiſche Stil mit ſeinen Wellenbändern, den Lorbeerfeſtons, den Bandſchleifen, den ovalen und

runden Roſetten im Schmiedeeiſen hinterlaſſen. Die Beiſpiele ſind gering. Von ſeltener Reinheit in dieſem Stil iſt ſein ſehr edler Fenſterkorb im Bayriſchen Gewerbemuſeum.

Außer den Gittern kommt in dieſer Darſtellung auch allerlei Gerät vor: Leuchter, Thürklopfer, Kaſſetten, Truhen, Kaminzeug, Wandarme bis zu dem in Eiſen geſchnittenen Bildwerk (Beiſpiel Leygebers Statuette des großen Kurfürſten als Drachentöter) und zu den in Eiſen gegoſſenen Berliner Neujahrsglückwünſchen.

Reich belehrt iſt man am Ende des Privatiſſimums. Aber verwunderlich bleibt in dieſer doch modernen Zwecken dienenden Sammlung, daß der Verfaſſer beim Beginn gegenwärtiger ſchmiedeeiſerner Kunſtneubethätigung aufhört. Er nennt nur noch ſchnell die Bonner Rheinbrücke und die Berliner Hochbahn und macht dann eilig das Buch zu und empfiehlt ſich.

Hier hätte manches geſagt werden können vom modernen konſtruktiven Eiſenſtil, von ſeiner glücklichen Verbindung mit glaſierten Kacheln als Rahmenfüllung (Beiſpiel: die Billetpavillons am Wittenbergplatz). Weiter von den zahlreichen Werken der Kleinkunſt, den einfachen, großzügigen Münchner Eiſenarbeiten, den Leuchtern und Schalen, die organiſch aus einer natürlichen Triebkraft des Materials gewachſen und geformt erſcheinen und neben dieſer derb cyklopiſchen Technik auch von der Fineſſe veräſteten Spitzenwerks, dem Filigranſpiel nach dem Vorbild unterſeeiſcher Bildungen, wie es Endell liebt, und weiter von ausſtrahlenden, blitzezuckenden Beſchlägen, die Obriſt ſeiner Truhe gab, von Eckmannſchen Beleuchtungskörpern und den Krügerſchen Neubelebungen der alten Dreipaßkronen. Dies reiche und intereſſante Kapitel ward verſchmäht.

Haben am Ende die Amateure dafür mehr Sinn als der Kenner? F. P.

Jüdiſche Polemik.

Herr Martin Schreiner, Dozent an der Berliner Hochſchule für jüdiſche Wiſſenſchaft, hat in einem Buche die jüngſten Urteile über das Judentum kritiſch unterſuchen wollen.*) Er hatte dabei, mit ſeinen eigenen Worten zu reden, „nicht nur einen wiſſenſchaftlichen, ſondern auch den praktiſchen Zweck, Vorurteile gegen das Judentum zu zerſtören und ſein Recht zur Geltung zu bringen.“ Dieſe Abſicht kündigt er an, nachdem er unmittelbar vorher feſtgeſtellt hat, daß vorgefaßte bewußte oder unbewußte Tendenzen imſtande ſeien, das Urteil zu trüben und der Wahrheit zu ſchaden. Herr Schreiner braucht über den Widerſpruch nicht zu erſchrecken: vorgefaßte bewußte oder unbewußte Tendenzen hat jeder Menſch, und jeder Autor, ſofern er kein Unmenſch iſt. Freilich iſt es ſchwer, zugleich der Wiſſenſchaft und der Leidenſchaft zu dienen, es gehört ein ganzer Kerl dazu; fehlt der, ſo kommt ein ſo haltungsloſes Ding zu Wege, wie das Buch Schreiners. Zwiſchen Wiſſenſchaftlichkeit, Apologetik und Polemik wackelt er hin und her; ſtreut an Stelle der Wiſſenſchaft eine Hand voll Notizen hin; wo er verteidigen will, greift er den Tadler an; und wo er angreifen ſoll, hat er einen verſtockten, verſchnupften Ton, der keinen Gegner bange macht.

Es wäre gewiß ein Verdienſt, Irrtümer und Fehler zu verbeſſern, wo immer ſie gefunden werden. Es könnte nichts ſchaden, wenn in margine der Werke Lagardes aufgezwungene Korrekturen ſtünden; ſie würden den Hohn dämpfen, mit dem er Fehler und Irrtümer bei anderen aufſtöberte, und das Pathos des großen, unglücklichen Mannes würde reiner in uns eindringen. Es könnte nichts ſchaden, wenn Herrn Houſton Stewart Chamberlain recht nachdrücklich geſagt würde, daß um die Religion wiſſen noch nicht Religion, um Metaphyſik wiſſen keine Metaphyſik ſei; daß um viele guten Dinge wiſſen, wohl ein gutes Ding, aber kein ſchöpferiſches heißen kann. Man könnte dem Eſſayiſten Eduard von Hartmann, der über die Judenfrage geſchrieben hat, die Litteraturſchminke aus dem Geſicht wiſchen, und würde keinen Philoſophen darunter finden. Welch ein Freſſen aber für einen Polemiker gäben erſt die Theologieprofeſſoren ab, die nachgeborenen Phariſäer, die das Geheimnis Chriſti von Hörſaalswegen innehaben und hochmütig verkündigen! Der gute Schreiner rennt ſie mit eingelegtem Federhalter an und ſticht ſie durch die Rockzipfel. Was ihn ſo weſentlich ohnmächtig macht, iſt, daß er von der Welt ſeiner Gegner nichts weiß, es ſei denn von außen und ſehr von ferne. Vor dem, was er unter der Sozialanthropologie begreift, bekreuzt er ſich, — oder vielmehr, da dieſe Gebärde in ſeinem Ritus nicht enthalten iſt, er ſetzt es in „Gänſefüßchen“. Ueber das Weſen des Chriſtentums läßt er ſich von dem und jenem Profeſſor unterrichten, weil er nicht einmal ahnt, wie wenig ein ganzer Wald von Profeſſoren bedeuten würde gegen die eine kleine Wieſe mit den weißen, roten und blauen Blumen der Beglaubigung perſönlichen Erfahrens. In der dicken Haut ſeines rationalismus vulgaris fühlt er ſich ſicher und froh. Was Seelen-, Geiſtes- und Gewiſſensnöte ſind, weiß er nicht und glaubt zuverſichtlich: was in actis iſt, iſt auch in mundo. Und ſo verfährt er, wie es Lagarde ſchon formuliert hat: daß „die Juden ſich vom Schulchan Aruch auf den Talmud, vom Talmud auf einzelne, beliebig ausgewählte

*) Berlin. Verlag von Siegfried Cronbach. 1902.

Sprüche des Talmud, von diesen auf den Aristoteliker Moses Maimonides oder auf etwelche, nach Bedarf aus dem Zusammenhang der Geschichte und der Texte herausgerissenen Verse der Bibel berufen." Mit dieser Methode läßt sich alles beweisen oder widerlegen, was zu beweisen oder zu widerlegen es einen guten oder schlechten Willen treibt; und darum ist sie wertlos, man sollte sie endlich aufgeben.

Die Juden können sich darauf berufen, daß auch ihre Gegner sie anwenden. Sie können sich mit der Not entschuldigen, in die sie immer wieder gedrängt werden. Es gehört ein sehr reiner Wille dazu, der durch Vorgänge wie die erst jüngst wieder in einem Prozeß zur Sprache gekommenen Konitzer Wirrnisse nicht abgelenkt wird. Aber es ist doch an der Zeit einzusehen, daß das Tiefste, das Wesentlichste des menschlichen Innern jenseits steht von Politik, Taktik, Polemik. Wo das Wort „Religion" gefallen ist, genügt es nicht mehr, einen Gegner zu überreden oder zu übertölpeln; jeder Sieg der Art wäre unnütz, um wievielmehr eine Niederlage. Zudem gilt die Wahrheit — die praktisch erwiesen ist und sich theoretisch erweisen ließe — daß eine Meinung, Urteil, Wertschätzung nicht notwendig vernichtet wird, auch wenn alle ihre Gründe vernichtet werden. Die Juden sollten lernen, sich eine Judenfrage ganz rein vorzustellen, so, als ob es keinen Antisemitismus und keine Antisemiten gäbe, ja, als ob es nur Juden von Geburt und Glauben auf der Welt gäbe. Das, was ein auf die einsamste, unzugänglichste Insel verschlagener Jude noch als „Judenfrage" anerkennt, das einzig ist sie. Und stellt man sie so, so wird man auch eine Antwort finden, für sich und Andere. — M. H.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Roack & Co.

Das Gesetz der cyklischen Katastrophen.

Von **Franz Oppenheimer.**

Die Katastrophentheorie Cuvier's, die Lehre von den in einem gewissen Turnus periodisch wiederkehrenden Zerstörungen alles organischen Lebens durch Erdrevolutionen, „Sintfluten", ist durch die Entwicklungslehre beseitigt worden. Aber in der Sociologie steht eine ähnliche Theorie noch in großem Ansehen.

Dies sociologische „Gesetz der cyklischen Katastrophen", wie ich es genannt habe, ist besser begründet, als das Cuvier'sche. Während jenes auf einer Täuschung beruhte, an der die Bibel ebensosehr die Schuld trug wie die Funde fossiler Fische auf Berggipfeln, enthält das soziologische Gesetz, wie gar nicht zu leugnen, den Abstrakt aus einer großen Anzahl verbürgter geschichtlicher Ereignisse, ja mehr als das, es formuliert das Schicksal *aller* älteren Kulturen und Staatsbildungen, soweit sie zu dem gehören, was der Westeuropäer bis vor kurzer Zeit in stolzer pars pro toto „Weltgeschichte" nannte.

So weit wir rückwärts blicken können in der Staatengeschichte unserer Gattung auf diesem Planeten, in der ganzen Epoche namentlich, die man die „mittelländische" oder das „Altertum" genannt hat, zeigen die einzelnen politischen Gemeinschaften ein merkwürdig typisches Lebensbild, das sich in den Phasen: Aufschwung, Hochblüte, Verfall, Vernichtung abspielt. Das war das Schicksal der alten, bis vor kurzem gänzlich verschollenen Kultur der Chalden, die Belck und Lehmann am Wan-See in Armenien entdeckt haben, das das Schicksal der Völker am Euphrat und Tigris, so oft auch die herrschende Klasse und der Name des Reiches und der Dynastie wechselten, von den Chaldäern und Assyrern zu Medern, Persern, Makedoniern, Parthern, Tataren, Seldschucken, Türken; ähnlich am Nil, wo gleichfalls Perioden des Verfalls und neuer Blüte mit dem Import neueren Erobererblutes abgewechselt haben, ebenso in Palästina, Griechenland, in Rom, in Hindostan.

Und ein ähnlicher Kreislauf in der zweiten, großen Epoche der „Weltgeschichte", der nordwesteuropäischen, dem „Mittelalter"! Auf- und Niedergang, Blüte und Verfall im Wechsel! Wenn hier auch die Völker nicht geradezu ausstarben, wie in Mesopotamien, dem Maya- oder dem Chaldenreiche, so sehen wir doch sowohl im keltischen, wie im germanischen, wie im slavischen Stammesgebiet Perioden großen Wohlstandes, starker Bevölkerung und politischer Expansion wechseln mit solchen tötlicher Armut, grauenhafter Entvölkerung und politischer Ohnmacht, die meistens zur Einsetzung einer Fremdherrschaft führten, also genau der Verlauf, wie er in Aegypten oder im antiken Italien sich voll-

zogen hatte. Es läßt sich wenigstens in dieser Hinsicht kein grundsätzlicher Unterschied zwischen der Entwickelung Aegyptens, in dem die Fremdherrschaften einander ablösten, und Britanniens, dem es ebenso erging, auffinden; und die Entwicklung des kaiserlichen Rom mit seinem Auf und Ab von Schwäche und Kraft hat viele Parallelen in der Geschichte des heiligen römischen Reichs deutscher Nation.

Ja, die Aehnlichkeit aller dieser geschichtlichen Verläufe geht noch weiter: es sind nicht nur die Phasen im Wesen überall die gleichen, sondern sie erscheinen auch überall in ziemlich gleicher äußerer Form. Der bekannte und oft geschilderte Kreislauf von der patriarchalen Monarchie zur Aristokratie, zur Demokratie, schließlich zur Pöbelherrschaft und dann zum Säbelregiment eines fremden Eroberers oder einheimischen Prätendenten pflegt die Phasen des Ablaufs regelmäßig derart zu begleiten, daß die Uebergangszeit zwischen Aristokratie nnd Demokratie die höchste Blüte, die Pöbelherrschaft den tiefsten Verfall, die Säbeldiktatur einen neuen Aufschwung begleitet oder einleitet. Caesar, Oliver Cromwell, und Napoleon, zuweilen auch Alexander, werden als Parallelerscheinungen am häufigsten genannt.

Ich will mich auf eine Kritik der einzelnen, von verschiedenen Historikern gezogenen Parallelen nicht einlassen; das ist hier nicht meine Aufgabe, wo es sich nur um das Gesetz selbst handelt, also um ein geschichtswissenschaftliches Objekt der Untersuchung, und nicht um seine Anwendung in der Geschichtsschreibung, die halb Kunst, halb angewandte Psychologie ist. Genug, daß wir die Thatsache als allgemeine anerkennen, daß so etwas wie ein Gesetz der cyklischen Katastrophen alle „Weltgeschichte" beherrscht hat.

Nun wird aber zumeist aus dieser Prämisse die Folgerung gezogen, daß das gleiche Gesetz auch die Geschichte der Zukunft beherrschen wird. Die folgenden Blätter unternehmen den Versuch, diesen Schluß als nicht substantiiert zu erweisen. —

Zu dem Ende werde ich zunächst die verschiedenen Formen, in denen die Theorie erscheint, von einander sondern, darstellen und kritisch zu erledigen suchen.

1. Die naive Theorie.

Denn eben wo Begriffe fehlen
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.
Goethe. Faust I.

Das Gesetz der cyklischen Katastrophen tritt in seiner naivsten, im Grunde gänzlich unwissenschaftlichen Form als ein simpler Analogieschluß auf, nach der Formel: „Es war immer so, also wird es auch immer so sein." Diesen Schluß ist man bereits aus formalen Gründen berechtigt, abzuweisen, denn ein Analogieschluß zieht niemals. Die Voraussage, daß eine für die Vergangenheit typische Causalverknüpfung auch in der Zukunft immer wieder erscheinen wird, der Gedanke sozusagen von der „Wiederkehr des Gleichen" in der Sociologie, verlangt, um wissenschaftliche Theorie zu werden, zwei Untersuchungen: erstens muß die Ursache, oder müssen die Ursachen aufgedeckt werden, die den typiischen Ablauf der Entwicklung in der Vorzeit bedingten; und es muß zweitens der Nachweis geführt werden, nicht nur, daß diese Ursachen unverändert fortbestehen, sondern auch daß sie von keinen neuen Kräften, die etwa das gesellschaftliche Leben entbunden hätte, gekreuzt oder aufgehoben werden.

Wo nicht einmal der Verſuch dieſer doppelten Unterſuchung gemacht worden iſt, liegt nichts vor, was den Namen einer wiſſenſchaftlichen Theorie verdiente, und man darf die Diskuſſion mit der „Argumentatio ad hominem“ ablehnen, die es offen läßt, ob die Behauptung richtig oder falſch iſt, die aber den Beweis als ungenügend abweiſt.

2. Die politiſche Theorie.

E questo è il cerchio nel quale girando
tutte le republiche si sono governate.
Machiavelli.
Discorsi sopra Livio Libr. I. Cap. 2.

Ernſter zu nehmen iſt die „politiſche Theorie“, wie man ſie nennen könnte, die in aller Welt das Credo der Ariſtokratie, der Eupatriden, Optimaten, Tories und Konſervativen gebildet hat. Sie nimmt die äußeren Formen, in denen, wie gezeigt, die Phaſen des Völkerlebens ſich abzuſpielen pflegen, für ihre Urſache. Nach dieſer Auffaſſung iſt Blüte und Beſtand aller Menſchengemeinſchaft geknüpft an die „ſtarke Perſönlichkeit“ herrſchaftbegabter Männer, weiſer Geſetzgeber, weitblickender Organiſatoren der Wirtſchaft, genialer Feldherrn und Staatsmänner; nur diejenige Verfaſſung gewährleiſtet das Völkerglück, die ſolchen Perſönlichkeiten die führende Stelle zuweiſt: das „Volk“ aber iſt die ewig thörichte, der Selbſtverwaltung unfähige Maſſe, die rudis indigestaque moles, der nur das hiſtoriſche Genie mit ſeinem ſchöpferiſchen „Es werde!“ organiſch geſtaltetes Leben einzuhauchen vermag. Es iſt dies die Auffaſſung, die allen abſoluten Monarchien der Welt ſchon vor 3000 Jahren mit Agamemnons Wort in der Ilias ihre Deviſe gab: „*οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη, εἷς κοίρανος ἔστω, εἷς βασιλεύς*“, und die gipfelte im berüchtigten „L'état c'est moi“ und dem neueſten „Regis voluntas suprema lex!“ —

Wenn dieſe Auffaſſung den Gewaltherrn rechtfertigt, den *τύραννος*, den zum Fürſten aufgeſtiegenen ſiegreichen Heerführer, ſo wird ſie zum „Legitimismus“ in Verbindung mit der religiöſen Vorſtellung, daß Gott den Sproſſen einer eingelebten Herrſcherfamilie durch einen Akt beſonderer Gnade die für eine glückliche Regierung notwendigen Eigenſchaften des Geiſtes und Charakters regelmäßig verleiht; und von hier führt eine ununterbrochene Gedankenlinie zu dem Legitimismus alteingeſeſſener Ariſtokratien, die ſich ebenfalls für von Gott eingeſetzt, und darum für einzig herrſchbegabt halten. In ſpäteren Zeiten, wenn die religiöſen Vorſtellungen abblaſſen, um rationaliſtiſcher Denkweiſe Raum zu geben, namentlich aber, nachdem das alte blutsedle Patriciat ſich durch Reception der reichen Plebejerfamilien in eine neue Herrenſchicht, die Nobilität, verwandelt hat, pflegt man die konſervative Auffaſſung der Politik nicht mehr mit den myſtiſchen Legitimitätsgründen, ſondern mit der „Kinderſtube“ zu decken: es ſoll eine gewiſſe Erziehung des Geiſtes und Charakters, wie ſie nur eine wirtſchaftlich geſicherte Klaſſe mit „Traditionen“ ihrem Nachwuchs verleihen kann, die Eigenſchaften des Staatslenkers allein heranbilden können.

Man ſieht, in der Begründung der verlangten Vorrechte giebt es recht ſtarke Verſchiedenheiten, je nach den Umſtänden, die zu rechtfertigen ſind. Die perſönliche Begabung des Einzelnen, ganz unabhängig von ſeiner Abſtammung, die perſönliche Begabung des Einzelnen oder einer Minderheit kraft ihrer Abſtammung, und ſchließlich die Erziehung einer Minderheit kraft ihrer Abſtammung treten gleichwertig auf. Gemeinſam aber iſt allen dieſen Anſchauungen

die Ueberzeugung von der Unfähigkeit der Masse zur Selbstverwaltung, der Gedanke, dem Sapieha im „Demetrius“ seinen klassischen Ausdruck verleiht: „Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn! Verstand ist stets bei Wenigen nur gewesen.“

Nun soll — und so erklärt die politische Theorie die cyklischen Katastrophen — eine verhängnisvolle Notwendigkeit es erzwingen, daß die Regierung der Staaten den Händen der geborenen Herrscher, seien es nun Kriegshäuptlinge, angestammte Fürsten oder eingesessener Adel, immer mehr und mehr entgleitet und in die Gewalt immer breiterer und daher immer unfähigerer Volksschichten gelangt, bis die Pöbelherrschaft voll konstituiert ist und das Gemeinwesen rettungslos zu Grunde richtet. Dann, durch ein furchtbares Schicksal für kurze Zeit zur vernünftigen Selbsterkenntnis zurückgebracht, flüchtet sich das ernüchterte Volk in den Schutz eines „Starken“, eines „Säbelheilands“, wie der grimmige Scherr sagte, und der Kreislauf kann von neuem beginnen.

So lange die politische Theorie jene verhängnisvolle Notwendigkeit nur statuiert, und das ist meistens der Fall, ist sie noch „naiv“. Denn wir wollen die Notwendigkeit ja nicht glauben, sondern kausal begreifen. Und zuweilen finden wir denn auch den Versuch einer solchen Erklärung. Wir erfahren, daß der fortschreitende „Luxus“, der häufig wieder auf die allmählich eintretende Praeponderanz des städtischen Lebens über die Landwirtschaft und auf die Entwicklung aus der Natural- zur Geldwirtschaft zurückgeführt wird, die rauhe Tugend der alten Aristokratie zersetzt hat, daß Verweichlichung des Leibes und der Seele an Stelle der altväterischen Tapferkeit und Strenge getreten ist, Haltlosigkeit an Stelle der straffen Energie, persönlicher Egoismus an Stelle des kraftvollen Genossenschaftsgeistes, der jede Opferthat als selbstverständlich leistete. So schwand den zum Herrschen Berufenen die Kraft, und der Pöbel kam zur Herrschaft. Wie alt diese Gedankengänge sind, läßt sich mit Sicherheit aus der sagenhaften lykurgischen Gesetzgebung erkennen, die die Verweichlichung ebenso auszuschließen versuchte, wie die Geldwirtschaft.

Dieser absoluten Kraftverminderung auf Seiten der herrschenden Familie oder Klasse ging nun, so wird meistens dargestellt, eine relative Kraftverminderung parallel, als Folge einer Bevölkerungsverschiebung. Ueberall ist das gemeine Volk fruchtbarer als die herrschende Klasse; „Proletarier“ soll ja die verächtliche Bedeutung von „Kinderfabrikant“ haben! Die bekannte Löwenfabel: „Nur eins, aber ein Löwe!“ drückt den Stolz der Aristokratie bezeichnend aus, die sich überall mit dem Aufkommen des Luxus, um die Erbgüter der Familie nicht zu zersplittern und dadurch den Glanz des Hauses nicht zu zerstören, malthusianischen Praktiken zuzuwenden pflegt. So verschiebt sich das politische Kraftverhältnis langsam aber unerbittlich, bis die Minderheit, trotz der überlegenen Tugenden ihrer einzelnen Mitglieder, von der riesengroßen Mehrheit zu Boden gerissen wird, wie der Eber von der Meute. Und das ist der Anfang vom Ende!

Hier hätten wir also eine kausale Erklärung. Ob sie ausreicht, muß untersucht werden.

Da zeigen nun zuerst die Thatsachen, daß der behauptete Zusammenhang zwischen demokratischer Regierungsform und Verfall gar nicht regelmäßig besteht, d. h. daß der Verfall andere oder wenigstens noch andere Ursachen haben muß. Um gar nicht davon zu sprechen, daß die sogenannten patriarchalen Monarchien in der That Demokratien mit einer mindestens in Friedenszeiten rein dekorativen Spitze gewesen sind, in denen die Heeresversammlung aller Freien den Ausschlag gab, in denen der König nur als Mittler zwischen Volk und Gottheit fungierte:

um davon nicht zu sprechen, so haben wir doch einerseits Kenntnis von uralten Demokratien, bei denen niemals eine Verfallsperiode eingetreten ist, wie z. B. der Schweiz. Und wir kennen andererseits absolute Monarchien, wie das Frankreich Ludwigs XIV. und XV., wie die Türkei oder das heutige Rußland, und Aristokratien, wie die Adelsrepubliken Venedig, Polen und Livland, in denen der schwerste Verfall, tödliche Armut und grauenhafte Entvölkerung, zuweilen Verlust der politischen Selbständigkeit eintrat, obgleich die „Masse" rechtlos geknebelt war.

Aber selbst wenn wir alle diese Fälle als „Ausnahmen" betrachten wollten, die nach dem bösen Sprichwort „die Regel bestätigen", bleibt es klar, daß die aristokratisch-politische Theorie der cyklischen Katastrophen ungenügend ist, und zwar, weil sie uns keine letzten Ursachen giebt. Wir wollen und müssen wissen, welche Kräfte es waren, die die städtische Kultur an Stelle der Landwirtschaft setzten; die den verweichlichenden „Luxus" ermöglichten und das Zweikindersystem des Adels verursachten und auf der anderen Seite einen armseligen Pöbel, ein Proletariat schufen, das jeder Verführung großmäuliger Demagogen folgte, weil es nichts zu verlieren, und alles zu gewinnen hatte, und das aus demselben Grunde seinem Prokreationstriebe rücksichtslos Raum gab. Mit anderen Worten: das aristokratische Erklärungsprincip verlangt selbst eine nähere Erklärung; es setzt eine bestimmte Verteilung der Güter einer Volkswirtschaft als naturnotwendig voraus, deren genetisches Verständnis erst zum Kerne des Problems führen kann und dann auch jene sonderbaren „Ausnahmen" wird erklären müssen. Es führt zurück auf das tiefere, und unserer Anschauung gemäß das tiefste Problem der Geschichtsphilosophie, auf die socialökonomischen Bedingungen des Gemeinlebens.

3. Die Rassentheorie.

> Die Kluft des Unterschiedes zweier Gruppen der Menschheit kann nach Breite und Tiefe vollständig unabhängig sein vom Unterschiede der Begabung. An diesen Unterschied werden wir immer in letzter, an Unterschiede der Entwickelung und der Umstände in erster Linie denken. Friedr. Ratzel, Völkerkunde I. 3.

Mit der konservativ-politischen Theorie aufs nächste verwandt ist die Rassentheorie, die aus einer ähnlichen Gemütsverfassung und Gesellschaftsauffassung erwächst. Der Ausgangspunkt ist derselbe: die herrschende Schicht glaubt sich „besseren Blutes" als die beherrschte. Aber früher, so lange Adel und Volk noch an ihre — zumeist chimärische — Stammesgleichheit glaubten, führte der Adel seine Vorrechte auf eine direkte Abstammung „von den Göttern" zurück, und nicht mit Unrecht, da die Stammesgötter häufig nichts anderes sind, als vergöttlichte Ahnen. In der neueren Zeit aber, seit die Geschichte zeigte, daß fast überall der Adel ursprünglich einer, die Volksmasse aber einer anderen ethnischen Gruppe angehört, und seit die Sprachvergleichung die Ueberzeugung wachrief, daß von Insulindien bis nach Klondyke es so gut wie immer nur eine Rasse ist, diejenige der Aryer, der Indogermanen, die in diesem welthistorischen Schweißungsprocesse die Rolle des Hammers spielte (sollen doch sogar die großen Führer der Türken vorwiegend arischen Blutes gewesen sein!): seitdem hat die Rassentheorie die ältere Legitimitätstheorie vielfach verdrängt und gewinnt immer mehr an Boden.

Der erste bedeutende Forscher, der eine Rassentheorie zum geschichtsphilosophischen Hauptschlüssel und namentlich zum Erklärungsprincip des Gesetzes der cyklischen Katastrophen gemacht hat, war der Graf Gobineau. Nach seiner, auf breitem Thatsachenfundament scharfsinnig, zuweilen phantastisch aufgebauten Theorie wird ein Staat von einer zum Herrschen geborenen Rasse voll Kraft und Tugend über einer passiven Bevölkerung aufgerichtet, und dieser Staat bleibt solange in Glück und Macht, wie die Rassenkraft seiner Beherrscher vorhält. Das ist aber zum Unglück nie sehr lange der Fall. Einerseits decimiert das politische Leben die Herren, die Kämpfer, stärker als die Volksmasse, die sich nicht in dem Maße den Gefahren aussetzt; und andererseits degeneriert die Herrenrasse fataler Weise durch Mischung mit den Unterworfenen, während diesen durch den gleichen Proceß politische Kräfte zugeführt werden, die ihre eigene Rasse niemals erzeugt hätte. Die Herren „vernegern", um einen Ratzel'schen Ausdruck zu brauchen, der Pöbel gewinnt in den deklassierten Bastarden der Herren mit Töchtern des Volkes Führer, in denen ein Funke der Rassentugend glimmt; so wird die Kluft zwischen beiden zusehends flacher und schmaler, die Herrschaft der einen Schicht über die andere verliert immer mehr an logisch-anthropologischer Berechtigung; die Gewalt entgleitet der Herrenklasse immer mehr, um an immer breitere Massen überzugehen; auf die Aristokratie folgt die Demokratie und zuletzt die Ochlokratie, und das Verderben nimmt seinen Gang, bis eine neue Einwandererschicht in noch ungebrochener Rassenreinheit dem verderbten Staatswesen seinen Untergang bereitet, um dann ihrerseits demselben verhängnisvollen Proceß der Bastardierung und Entmischung zu verfallen.

Hier stehen wir augenscheinlich formal auf festem logischem Boden. Wir haben eine plausible Ursache für die Entstehung und Blüte des Staates, die mit den Thatsachen der Geschichte nicht allzu schlecht stimmt; und wir haben eine klare und historisch ebenso beglaubigte zweite Ursache, die jenen ersten Faktor schwächt und zuletzt zerstört. Aber die geistvolle Theorie ist dennoch unhaltbar.

Sie entstand in der vor-darwin'schen Zeit, als man noch an die Artenkonstanz glaubte. So glaubte auch noch Graf Gobineau, daß die drei biblischen Subspecies der Gattung homo sapiens, der Japhetit oder Arier, der Semit und der „Hamit" „konstante Arten" seien, und desgleichen innerhalb der Familie der Arier die Slaven, Kelten und namentlich die Herrenrasse *κατ' ἐξοχήν*, die Germanen, fertig in die Welt gestellt mit bestimmten Eigenschaften des Geistes, Gemütes und Charakters, unveränderlich, so lange sie sich nicht mit anderen Arten und Unterarten kreuzten.

Seitdem hat uns die Evolutionslehre bewiesen, daß es konstante Arten nicht giebt. Und mehr als das: wir haben als Züchter gelernt, mit eigenen Augen angesehen, wie Rassen (tierische und pflanzliche) entstehen und sich konstant erhalten lassen. Wir wissen heute, daß eine edle Rasse nicht ein Anfang, sondern ein Ende ist, Ergebnis zuerst einer glücklichen oder klugen Kreuzung nahe verwandter aber verschiedener Arten, und dann einer Isolierung der Kreuzungsprodukte unter günstigen äußeren Verhältnissen, sodaß sowohl Bastardierung und Rückfall, wie auch allzu enge Inzucht und Degeneration vermieden wird.

Diese Erkenntnisse beseitigten mit den Voraussetzungen auch die Folgerungen der älteren Rassentheorie Gobineaus. Aber sie war doch für die beati possidentes zu schmeichelhaft, und als Waffe im Verfassungskampfe zu wertvoll gewesen, als daß man sie ganz hätte fallen lassen mögen. Und so erlebte sie denn in einer neueren Fassung ihre Auferstehung, als deren bekanntester Vertreter Houston Stewart Chamberlain genannt sein mag.

Für ihn, den „Germanomanen“, wenn das Wort gestattet ist, erklären sich die Katastrophen der antiken Welt auf das einfachste daraus, daß die tragenden Stämme nicht die nötige Rassenkraft besaßen, um die Kultur zur Höhe zu führen und auf der Höhe zu erhalten. Selbst die griechischen und römischen Arier waren nicht genügend begabt; es kam aber dazu, daß sie — ganz Gobineau — ihre ursprüngliche, schon sehr bedeutende Rassentugend durch Bastardierung je länger je mehr einbüßten. Erst die nordeuropäischen Arier — er faßt Kelten, eigentliche Germanen und Slaven als „Germanen“ weiteren Sinnes zusammen — haben die staatenbildende und staatenerhaltende Kraft: aber, wenn sie sich nicht vor der Zersetzung durch fremdes Blut, d. h. vor der Mischung mit den „Mestizen des Rassenchaos“ der spätrömischen Zeit und mit den Juden zu hüten wissen, dann wird auch ihre Kultur in Trümmer fallen: die letzte Katastrophe der Geschichte! Denn nun ist keine Rasse mehr vorhanden, die mit neuer, größerer Kraft den Bau der Menschheit weiter führen könnte.

Diese Theorie hängt durchaus in der Luft. Sie hat keine festen Grundlagen.

Ihre Anhänger stehen nicht mehr auf dem naiven Standpunkte der Artenkonstanz „von Anfang an“; sie operieren im Gegenteil mit besonderer Vorliebe mit den Erfahrungen der Tier- und Pflanzenzüchter und betrachten sich (immer sich selbst, das Volk, die Klasse, die Konfession, der sie zufällig angehören), als Produkt einer glücklichen Kreuzung und Hochzucht, die es nun nur gilt, zu erhalten, also vor Bastardierung und zu enger Inzucht zu bewahren. Sie glauben auch nicht mehr an das Kriterium der Sprache — sonst müßten sie ja die deutschen Juden als Germanen, und die Nigger der Vereinigten Staaten als Angelsachsen anerkennen, sondern sie wissen, daß nichts in der Kulturgeschichte häufiger ist, als die „Sprachübertragung“, zuweilen vom Sieger auf den Besiegten, zuweilen umgekehrt.

Dabei bleiben ihnen nun aber leider überhaupt keinerlei objektive Kriterien der „Rasse“ mehr übrig. Diese modernen Rassentheoretiker haben lange gehofft, auf dem Wege der anthropologischen Untersuchung, namentlich der Schädelmessung, zu guten „artbildenden“ Kennzeichen der einzelnen „Rassen“ zu kommen, wie sie für jede Tier- und Pflanzenrasse existieren, und wie sie jeder Züchter und Preisrichter kennt. Die seltsame Pseudogelehrtengestalt Ammons operiert noch immer mit diesen Dingen: ihm gilt immer noch die „Dolichokephalie“ als Merkmal der Herrenrasse. Die übrigen Rassenfanatiker aber scheinen allmählich sämmtlich zu der Ueberzeugung gelangt zu sein, daß auf diesem Wege zu keinem Ergebnis zu kommen ist. Chamberlain z. B. schreibt resigniert: „Von der anatomischen Wissenschaft ist nur wenig nützliche, für das praktische Leben verwertbare Belehrung zu erwarten. Entweder wandeln wir auf sandigem, schwebendem Boden, oder auf morastigem, wo wir gleich bei den ersten Schritten einsinken und festkleben, oder aber wir müssen auf den nadelscharfen Spitzen der Dogmatik von einem Gipfel zum andern springen, und fallen heute oder morgen in den Abgrund hinunter.“

In der That hat die anatomisch-zoologische Untersuchung nichts, aber auch gar nichts entscheidendes zu Tage gefördert. Nicht nur, daß die Schädelform, die Haut-, Haar- und Augenfarbe, die Bildung des Skeletts u. s. w. keine „guten Merkmale“ für das abgiebt, was nun doch einmal unter allen Umständen unterschieden werden soll: es hat sogar eine auf den äußeren und inneren Bau der Nase erstreckte höchst minutiöse Untersuchung keinen einzigen durchgehenden Unterschied zwischen Ariern und Juden ergeben.

Es bleibt also nichts anderes übrig, als unter Verzicht auf körperliche Rassen-

merkmale sich ausschließlich an typische Eigenschaften des Geistes, Gemüts und Charakters zu halten, was denn auch geschieht.

Aber wie solche feststellen? Daß alle Völker, nicht etwa nur der Gegenwart, sondern auch der Vergangenheit, uns bereits als Mischvölker entgegentreten, muß von diesen Theoretikern notgedrungen zugestanden werden. Selbst die Germanen der Völkerwanderung sind ja nicht nur mit Kelten, sondern außerdem noch mit den supponierten, brachykephalen Ureinwohnern, Liguriern, Rhätiern, Basken ꝛc. gemischt. Augenscheinlich ist das Problem unlösbar. Wie soll es möglich sein, die psychischen Eigenschaften verschiedener, mit einander gekreuzter, „Rassen" auszuscheiden und den einzelnen Komponenten zuzuweisen, wenn uns nicht ein nicht-psychisches, also anatomisches Kennzeichen gestattet, die einzelnen Exemplare, die beobachtet werden sollen, als rassenrein, oder als Bastarde *vorher* zu klassificieren! Chamberlain selbst hilft sich, wie gesagt, ein Stückchen vorwärts, indem er Kelten, Germanen und Slaven für *eine* Rasse erklärt, für „Germanen" in einem neuen, weiteren Sinne. Ganz abgesehen davon, daß er sich damit in den schärfsten Gegensatz zu seinen pankeltischen, pangermanischen und panslavischen Gesinnungsgenossen stellt und den ganzen modernen Nationalismus auf das eine Ziel des Antisemitismus beschränkt, ganz abgesehen davon, versagt dieses Hilfsmittel auch da vollkommen, wo sein „Germane" in Mischung mit Romanen, „Semiten", „Hethitern", Griechen, Berbern u. s. w. eingetreten ist. Oder wie wäre es möglich, die geschichtsbestimmenden Charaktereigenschaften einzelner „Persönlichkeiten" als germanisch, oder semitisch, oder „mestizisch" anzusprechen, wenn wir gar nicht feststellen können, ob sie Germanen oder Juden reiner Rasse oder „Mestizen des Rassenchaos" gewesen sind? Das Problem müßte gelöst sein, um lösbar zu sein, wir müßten Rassenmerkmale besitzen, um sie finden zu können.

In Ermangelung jedes objektiven Anhalts greift denn auch Chamberlain nach einem subjektiven Anhalt, nach dem „Gefühl der Rasse im eigenen Busen"; sein Ausgangspunkt ist die selbstherrliche Empfindung, „einer individualisierten, moralisch und intellektuell gekennzeichneten Rasse" anzugehören, die die andern Rassen durch eine in den Tiefen alles Bewußtseins aufquellende Intuition als wesensfremd von sich abwehrt.

Ob diese Empfindung berechtigt ist, darüber kann man nicht verhandeln, weil eben das rein Subjektive nie objektiv auszumachen ist. Jedenfalls aber kann sie nie eine zuverlässige Untersuchungsmethode für geschichtsphilosophische Betrachtungen liefern. Denn hier mangelt jeder objektive Anhalt für eine geregelte Gedankenentwickelung. Wir befinden uns im Reiche des absolutesten Subjektivismus, im „unergründlichen, nie zu ergründenden". Subjektiv ist die Auswahl der führenden Männer, die als die bewegenden Kräfte der Geschichte angesprochen werden: der Franzose wird und muß andere wählen, als der Deutsche oder gar Japaner. — Subjektiv ist der Wertmaßstab, nach dem Tugenden und Laster abgegrenzt und eingeschätzt worden: der Katholik Gobineau redet sehr beträchtlich anders über die „Tugend" des religiösen Indipendententums, als der Protestant Chamberlain, der sie äußerst hoch schätzt. — Und subjektiv im höchsten Maße ist schließlich die Zuordnung der einzelnen Männer zu den einzelnen Rassen und Rassenmischungen. Ich gebe ein einziges Beispiel aus Chamberlains „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts" (S. 304):

„Nun könnte man freilich einwerfen, es seien aus dem damaligen Völkerchaos sehr bedeutende Männer hervorgegangen . . . Hierdurch wird die unwiderlegbare Erkenntnis von der Bedeutung der Rasse für das Menschengeschlecht durchaus nicht aufgehoben. Mitten in einem Chaos können einzelne Individuen noch ganz reiner Rasse sein, oder wenn das nicht, doch vorwiegend

einer bestimmten Rasse angehören. Ein solcher Mann, wie Ambrosius z. B. ist ganz gewiß aus echtem edlem Stamme, aus jener starken Rasse, die Roms Größe gemacht hatte: zwar kann ich es nicht beweisen, . . . es kann aber auch Niemand das Gegenteil beweisen; und so muß es seine Persönlichkeit entscheiden."

Das ist Chamberlains Methode in Reinkultur! Aus bestimmten psychologischen Eigenschaften wird auf die Rassenzugehörigkeit geschlossen, und nun werden dieselben Eigenschaften als Rassenmerkmale angesprochen: ein typischer Kreisschluß!

Man sieht, mit dieser „Methode" ist alles zu beweisen, was man beweisen will, soll oder muß. Indeß, wir wollen uns erinnern, daß es sogar in der Mathematik schon intuitiv erschaute Formeln gegeben hat, die sich glänzend bewährt haben. Warum soll einem soziologischen Genie nicht einmal eine ähnlich große Intuition gelingen können! Sehen wir also zu, was diese Rassentheorie für die Geschichtsauffassung geleistet hat? „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!"

Aber diese Früchte sind bitter! Die Geschichte hat sich uns dargestellt als ein buntes, wunderbar reizvolles Kräftespiel, das die wenigen Grundtriebe der menschlichen Seele unter immer wechselnden äußeren Bedingungen auf immer neue Ziele richtet. Indem das politische und das ökonomische Mittel der Bedürfnisbefriedigung in ihrer Differenzierung immer neue Gruppierungen der Klassen schaffen; indem die Bevölkerung wächst, sich ausdehnt und umschichtet, entstehen immer neue Combinationen von Kräften, die in das Gegenspiel eintreten, erstarken oder vernichtet werden, bis ein neuer Schritt der Gesamtheit aufwärts oder abwärts notwendig wird. Für die neuere Rassentheorie existiert von alledem nichts. Aehnlich dem „dummen Menelaus" hat sie für alle weltgeschichtlichen Rätsel *eine*, in unerträglicher Monotonie wiederholte Lösung bereit: „Rasse!"

Nicht als ob geleugnet werden sollte, daß Rasse überhaupt ein wirkender Faktor der Geschichte ist. Sicher ist sie das, und verlangt als solcher ihre Wertung. Aber der Mensch ist Mensch, ehe er Germane oder Semit ist. Man mag die rassenhaften Verschiedenheiten noch so hoch einschätzen, so bleibt doch gewiß, daß alle Menschen auf gewisse Antriebe ganz gleich reagieren, daß sie also einen identischen Wesenskern haben. Und darum hat die Geschichtsphilosophie die klar vorgezeichnete Aufgabe, zunächst zuzusehen, wie weit sie mit der Ableitung der historischen Massenhandlung aus der allmenschlichen, meinethalben allkaukasischen Massenpsychologie kommen kann. Erst wenn unerklärbare Reste bleiben, wenn also sich Verschiedenheiten des geschichtlichen Werdegangs bei den einzelnen Nationen oder „Rassen" zeigen, die aus dem Allmenschlichen, „Allzumenschlichen" schlechterdings nicht zu deuten sind, dann darf die „Rasse" als Erklärungsgrund herangezogen werden. Von dieser unerläßlichen Vorarbeit ist aber bei der modernen Rassentheorie nicht die mindeste Spur vorhanden; sie erklärt *jede* Verschiedenheit des Werdegangs der Völker, auch die aus verschiedenen äußeren Bedingungen sich ergebenden, skrupellos und plump aus ihrem einzigen Prinzip.

Zweitens aber, und das ist vielleicht ein noch ärgerer Fehler, weil er nicht die *Anwendung* der Theorie, sondern ihren *Kern* angeht, ist zu verwerfen die ganz einseitige Schätzung der Blutkreuzung als des einzig wirksamen Faktors der Rassenbildung, während der mindestens ebenso wichtige Faktor der Ernährung und der übrigen äußeren Einflüsse des „monde ambiant" gänzlich außer der Rechnung bleibt.

Das ist ein sehr seltsames Uebersehen und doch ein sehr leicht begreifliches. Alle Rassetheoriker berufen sich auf die Erfahrungen der Züchter — und Züchter sprechen ganz berechtigter Weise immer nur von der Kreuzung als dem einzigen in Betracht kommenden Faktor ihrer Versuche, weil er der einzige variable Faktor ist; denn gute und gleichmäßige Fütterung, Behausung und Behandlung ihrer Zuchtergebnisse versteht sich von selbst, ist „konstanter Faktor" des Experiments, von dem man nicht spricht.

Wenn man aber einen Züchter fragt, ob Fütterung, Behausung und Behandlung seiner Tiere von Einfluß auf ihre „Rasse" sein können, so wird er mit einem Kopfschütteln über die dumme Frage ohne Bedenken mit Ja antworten. Nichts ist gewisser, als daß die edelste Rasse durch lange Unternährung, schlechte Stallungen, Versagen freier Bewegung und rohe Behandlung auf das Aeußerste heruntergebracht werden kann, wenn auch nur edles Blut zur Kreuzung kommt. Und umgekehrt ist ebenso gewiß, daß unedle Rassen trotz fortgesetzter „Panmixis" bei ausgezeichneter Fütterung und Behandlung unendlich an Qualität gewinnen. Ein paar Beispiele!

In England wog um 1547 ein Schlachtochse im Mittel unter 400 Pfund, heute gegen 1120 Pfund. In Deutschland wog noch vor 100 Jahren eine Kuh 400, heute über 1000 Pfund. In dem reichen, freien Holland geht die Länge der Rekruten dauernd empor, in Rußland, dem „hungernden Rußland", degeneriert die Rasse sichtlich.

Sind das rein somatische Kennzeichen? Chamberlain wird nicht einen Augenblick daran zweifeln wollen, daß das Psychische in vieler Beziehung das Abbild des Physischen ist. Selbstverständlich wandelt sich der Charakter mit dem Leibe. Ein riesengroßer, gut ernährter, muskelstarker, in Selbstachtung aufgewachsener Mann hat mindestens einen ganz anderen physischen Mut als ein schlecht ernährter, von Jugend auf in Furcht erhaltener Knirps. Und Mut ist wieder die Grundlage von Sorglosigkeit, Großherzigkeit, Persönlichkeitsbewußtsein u. s. w.

Seele und Leib ist eines nur, und darum habe ich hier bereits auf die physischen Einflüsse vorgreifen müssen. Ihre Macht kennt auch der Züchter. Er weiß genau, daß der rassenedelste und begabteste Jagdhund zu dem miserabelsten Köter verprügelt werden kann, wenn eine ungeschickte und rohe Hand ihn „erzieht"; und daß ein schlechter Reiter das edelste Pferd auf immer verderben kann.

Das sind Grundlinien zu einer Lehre von der „Plasticität" der Rassen, ohne die eine Rassentheorie undenkbar ist. Wie stark diese umbildenden Einflüsse sind, geht daraus hervor, daß der Mensch auf den verschiedenen Wirtschaftsstufen einen typischen Charakter hat, ganz unabhängig von der Rasse. Der primitive Jäger ist überall der Künstler und praktische Anarchist, der keinen Willen über sich duldet und wohl zu vernichten, aber nicht zu unterwerfen ist; der Hirt ist überall der stolze, rassenbewußte Krieger, der in aristokratischer Demokratie, ein Gleicher mit Gleichen, von der Arbeit seiner Sklaven lebt, undiscipliniert im Frieden, streng diszipliniert im Kriege; der primitive Hackbauer ist überall der wehrlose, harmlose, heitere Knecht, der die wechselnde Herrschaft der Nomaden über sich hinstürmen läßt, wie sein Ackerhalm die Gewitter, um sich hinter ihnen unzerstörbar wieder aufzurichten; und bei den höheren Ackerbauern, wo ein Adel oben und eine Bauernschaft unten einen „Staat" im eigentlichen Sinne bilden, haben wir ganz typische Klassencharaktere, die mit der wirtschaftlich politischen Entwicklung, mit dem Uebergang z. B. von der Natural- zur Geld- und Kreditwirtschaft, zur Städtekultur, zum Getreidehandel, zur Beamtenregierung u. s. w. wieder in völlig typischer Weise wechseln,

ohne daß die Raſſe einen erkennbaren Unterſchied bedingte. Das ſchlagendſte Beiſpiel iſt wahrſcheinlich die Ausgeſtaltung eines Feudalſyſtems in Japan, das dem weſteuropäiſchen bis in die kleinſte Einzelheit des äußeren Aufbaus, vor allem aber in der Pſychologie, in dem hochgeſpannten Ehrbewußtſein u. ſ. w. zum Staunen gleich iſt. Und doch ſind die Japaner reine Mongolen, und ihre Landwirtſchaft kennt weder Zugvieh noch Pflug; aber die ſoziale Bedingung der Klaſſenſchichtung war die gleiche, wie in Weſteuropa.

Das alles wird die wiſſenſchaftliche Raſſentheoretik der Zukunft, die als Hilfswiſſenſchaft der Geſchichtsphiloſophie unentbehrlich ſein wird, auf das genaueſte ſtudieren und auf das ſorgfältigſte in ihre Rechnung aufnehmen müſſen. Sie wird alſo nach den Kräften fragen, die außer der Blutkreuzung Raſſe bilden! Und wird dabei auf daſſelbe, tiefſte Problem der Sociologie hinabſchürfen, auf das, wie wir ſahen, auch die „politiſche Theorie“ kommen muß, wenn ſie kauſal vorgeht, auf diejenigen Kräfte, welche die ſociale Klaſſenlage und die Anteile der einzelnen Raſſen, Klaſſen und Kaſten am Geſamterzeugnis der Volkswirtſchaft beſtimmen, deren Teile ſie bilden.

Die heutige Raſſentheorie aber iſt ein pſeudowiſſentſchaftliches Unding. Die „Intuition“, aus der ſie hervorging, entpuppt ſich als der kraſſeſte Raſſenchauvinismus, den der germaniſche Volksgeiſt deutſch und deutlich mit dem Sprichworte kennzeichnet: „Jedem Narren gefällt ſeine Kappe!“ Und dieſem Urſprung entſpricht die Anwendung. Es kommt auf einen höchſt gröblichen Nationalismus hinaus, der das Idealbild des eigenen Typus, wie es annähernd in ſeltenen Edelexemplaren erreicht wird, entgegenſtellt dem Zerrbilde des fremden Typus, zu dem er annähernd in ſeltenen Kümmerexemplaren herabſinkt. Man ſtellt z. B. den ſeit Urzeiten freien Großbauern Dithmarſchens, den „Jörn Uhl“ (aber nicht den durch Vogt, Grundherrn und Gerichtsherrn zertretenen deutſchen Kleinbauern des 18. Jahrhunderts) gegen den polniſchen Kleinbauern unter dem heutigen Muſterregiment der galiziſchen Junker (aber nicht gegen den adeligen, großbäuerlichen Slachcic des 13. Jahrhunderts). Oder man ſtellt germaniſche Edeltypen wie Siegfried, oder den Jahnſchüler Frieſen oder Goethe (nicht aber den feigen, faulen und gedankenloſen Spießbürger Deutſchlands, den es doch auch in einigen Exemplaren geben ſoll) gegen den „hoſenverkaufenden Jüngling“ aus Galizien (aber nicht gegen Maimun, Spinoza, Mendelſohn, Heine, Israëls und Ottolenghi). Auf dieſe Weiſe friſiert man die Weltgeſchichte nach Herzensluſt und beweiſt alles, was ein ſüßer Pöbel gern hören will.

4. Die organiciſtiſche Theorie.

Die letzte Abart der Theorie der cykliſchen Kataſtrophen geht von der großen und fruchtbaren ſociologiſchen Idee aus, daß ein „Volk“ oder eine „Geſellſchaft“ ein Organismus iſt, ein Gedanke, der bekanntlich den gewaltigen Syſtemen von Auguſte Comte und Herbert Spencer zu Grunde liegt. Er iſt übrigens hier nur mit Bewußtſein zum Eckſtein einer wiſſenſchaftlichen Lehre gemacht worden, aber er iſt uralt. Ueberall finden wir in Wiſſenſchaft und Dichtung Wendungen, die dieſe Beziehung andeuten; man ſpricht von jugendlichen, alternden, ſterbenden Nationen, vom Kindheitszuſtande der Völker, von ihren Krankheiten und den Aerzten und Heilmitteln u. ſ. w.

Dieſe Auffaſſung haben einige Forſcher zum Range eines geſchichtsphiloſophiſchen Hauptſchlüſſels erhoben. Indem ſie den „Supraorganismus“ der Geſellſchaft dem tieriſch-menſchlichen Organismus gleichſetzen, kommen ſie zu der Vorſtellung, daß er ebenſo wie das menſchliche Individuum einem geſetzmäßigen Ablauf der Altersphaſen unterworfen ſei: Kindheit, Jugend, Mannes- und Greiſenalter, und daß der „Völkertod“ ebenſo geſetzmäßig das Ende dieſes Cyklus bilden müſſe. Da dieſe Hypotheſe dem oben hinſchauenden Blicke ſehr gut zu der Thatſache der cykliſchen Kataſtrophen zu ſtimmen ſchien, ſo wurde ſie häufig genug zum Range einer wiſſenſchaftlichen Theorie erhoben.

Es iſt klar, daß dieſe kauſale Erklärung der cykliſchen Kataſtrophen die trübſte von allen iſt. Denn der politiſchen Desorganiſation, der Raſſendegeneration könnte doch durch Glück und weiſe Geſetze allenfalls einmal ein Volk entrinnen: aber gegen den Tod iſt kein Kraut gewachſen, und ſo wäre das Schickſal der antiken Völker eine unentrinnbare Notwendigkeit auch für die heutigen Kulturträger. Sie verlangt daher eine beſonders ſcharfe Betrachtung.

Da zeigt ſich nun zunächſt, daß die Theorie in ihrer Anwendung auf die Thatſachen der Geſchichte doch auf Schwierigkeiten ſtößt, die der erſte flüchtige Blick nicht entdeckte. Schon die Zeitverhältniſſe ſind ſchwer mit ihr in Einklang zu bringen. Weßhalb vollzog ſich der Niedergang Roms von ſeiner Blüteperiode an in einem Jahrtauſend, während die griechiſchen Stadtrepubliken in zwei bis drei Menſchenaltern den verhängnisvollen Weg von der Höhe zur Tiefe zurücklegten? Entweder muß man hier die weitere Annahme machen, daß die Lebensdauer dieſer Supraorganismen Verſchiedenheiten aufweiſt, die beim Menſchen unerhört ſind; — oder man muß zugeben, daß die griechiſchen Republiken nicht dem Alterstode, ſondern einer ſozialen Krankheit erlagen: und dann iſt mindeſtens für ſie das geſchichtsphiloſophiſche Problem wieder aufgerollt. Es tritt dann aber auch für Rom nicht minder die Frage an uns heran, ob nicht auch ſein Ende einer ſozialen Krankheit, nicht aber dem marasmus senilis zugeſchrieben werden muß.

Ein anderes Bedenken iſt, daß nur in den ſeltenſten Fällen der antiken Geſchichte von einem eigentlichen „Völkertode“ geſprochen werden kann. Nicht ein Volk ſtarb, ſondern eine Verfaſſung; eine politiſche Herrſchaft zerbrach und machte einer anderen Platz. Das Volk aber lebte unter dieſer weiter, zuweilen in gedrückteren, zuweilen aber auch in weſentlich günſtigeren Verhältniſſen. Hier kann man doch nur in ſehr übertragenem Sinne vom „Tode“ einer Nation ſprechen, etwa wie vom „bürgerlichen Tode“; und das führt uns dem kauſalen Verſtändnis der cykliſchen Kataſtrophen kaum irgend näher.

Es iſt aber zuweilen dieſelbe „Erklärung“ allen Ernſtes, und nicht nur von ſchwachköpfigen Hiſtorikern, ſogar für diejenigen Kataſtrophen gegeben worden, bei denen von einem „Völkertode“ nicht einmal in dieſem übertragenen Sinne die Rede ſein konnte, da das betroffene Volk ſich von ſeinem Falle wieder erholte, ohne ſeine Selbſtändigkeit auf die Dauer eingebüßt zu haben. Ich denke an ein berühmtes Buch, in dem thatſächlich der Niedergang des deutſchen Volkes vom 16. Jahrhundert an als „Altersverfall“ bezeichnet wird. Ein ſeltſamer Altersverfall, von dem der hinfällige Greis zur friſcheſten Jugendkraft auferſtehen kann! Die Altweibermühle und Fauſti Hexentrank ſcheinen alſo für Nationen nicht nur in Märchen und Dichtung zu beſtehen!

Und ich meine, dieſe letzte Anwendung des Princips zeigt, daß es ſich bei dieſer organiciſtiſchen Theorie eigentlich um gar keine ernſtgemeinte Erklärung handelte, ſondern um eine der vielen im wiſſenſchaftlichen Betrieb ſo überhäufigen unverbindlichen Redensarten, die gedankenlos gebraucht werden, weil ſie ſich immer zur rechten Zeit einſtellen, wo Begriffe fehlen. Daß gerade in

den Geisteswissenschaften eine solche „Zuchtlosigkeit des Geistes“ sehr häufig ist, hat kürzlich ein bekannter Geschichtsforscher beklagt; und in der That wäre vielen ihrer Jünger ein Cursus in der strassen, quantitativ bestimmten, d. h. nach Kant einzig wissenschaftlichen, Methodik des naturwissenschaftlichen Denkens sehr wohlthätig.

Die organicistische Theorie ist in Wahrheit nicht viel besseres, als eine Verlegenheitsphrase. Faßt man sie ernstlich ins Auge, wie es z. B. der geistvolle Kanzler Rümelin gethan hat, so zeigt sich sofort, daß sie unhaltbar ist.

Wohlgemerkt: ich spreche hier nicht von der organicistischen Theorie im allgemeinen, sondern von ihrer speciellen Anwendung auf die cyklischen Katastrophen der Geschichte. Die allgemeine Theorie hat mindestens als Denk- und Forschungsmittel (als „heuristisches Princip“) einen gar nicht zu überschätzenden Wert und baut sich thatsächlich auf außerordentlich weitgehenden Aehnlichkeiten zwischen dem Organischen und „Supraorganischen“ auf. Auch eine „Gesellschaft“ bildet und entwickelt sich nach der gigantischen Weltformel Sir Herbert Spencer's, ganz wie das organische Leben, im Fortschritt von einer unverbundenen Gleichartigkeit zu einer immer enger verknüpften Ungleichartigkeit: „fortschreitende Differenzierung und Integrierung“. Und, betrachtet in einem gegebenen Augenblicke, ist auch eine Gesellschaft, ganz wie ein echter Organismus, ein Wesen, das *lebt*, d. h. fortwährend bemüht und in weiten Grenzen auch befähigt ist, sich veränderten Lebensbedingungen anzupassen. Oder, um wieder mit Spencer zu reden: „das bestrebt und befähigt ist, sich durch Veränderung innerer Relationen veränderten, äußeren Relationen gegenüber in seiner wesentlichen Form und seinem Bestande zu erhalten“. Eine Gesellschaft hat z. B. die Fähigkeit zur „Regeneration“ verlorener Bestandteile, wie die wunderbare Thatsache lehrt, daß nach verlustreichen Kriegen die relative Zahl der Knabengeburten regelmäßig stark anwächst.

Das sind Aehnlichkeiten, die uns in der That berechtigen, eine Gesellschaft als das Aequivalent eines Organismus zu betrachten und mit dieser Voraussetzung als Forschungsmittel zu arbeiten.

Aber man begiebt sich sofort von festem wissenschaftlichem Boden auf Triebsand, sobald man die Analogie specialisiert, d. h. sobald man den Gesellschaftsorganismus als Aequivalent, nicht eines Organismus schlechthin, sondern eines bestimmten Individuum, z. B. eines Menschen, auffaßt. Nur was von jedem Organismus schlechthin, dem einfachen, wie dem entwickelten, *dem individualen wie dem kollektiven*, gemeinsam ausgesagt werden kann, nur das darf man mit einiger Wahrscheinlichkeit auch beim Supraorganismus einer Gesellschaft erwarten.

Zu diesen gemeinsamen Attributen aller Organismen ohne Ausnahme gehört, da sie sämtlich eine „Physiologie“ haben, d. h. ein normales Leben unter normalen Bedingungen, daß sie auch eine „Pathologie“ haben können, d. h. ein abnormes Leben, wenn abnormale Bedingungen bestehen. Oder mit anderen Worten: jeder Organismus *kann* erkranken, und diese Erkrankung kann je nach der Größe seiner physiologischen Breite und der Angriffskraft der Schädlichkeit in Heilung oder Tod übergehen.

Wir dürfen also erwarten, bei der Beobachtung der Lebensgeschichte der gesellschaftlichen Supra-Organismen zuweilen Symptome von Krankheit, seltener den Tod an Krankheit zu finden.

Dagegen gehört der Cyklus der Altersphasen *nicht* zu den gemeinsamen Attributen aller Organismen, sondern ist das Attribut nur *einer* Gruppe von Organismen, nämlich der höher entwickelten Individualorganismen. Das niedrig stehende Einzelwesen, z. B. die Amoebe wird nicht geboren, altert nicht und

ſtirbt nicht an Altersſchwäche: es entſteht durch Teilung und pflanzt ſich durch Teilung fort, es iſt *ewig*. Und daſſelbe gilt für die Collektivorganismen: einen Wald, einen Korallenſtock, einen Ameiſen- oder Bienenſtaat. Sie können durch eine geographiſch-klimatiſche Umänderung ihres Milieus, durch Elementarkräfte, durch tieriſche oder pflanzliche Feinde zu Grunde gehen, können an Infektionskrankheiten erkranken und auch daran zu Grunde gehen: aber ſie *altern* nicht und ſterben nicht an *Altersſchwäche*; denn ſie verjüngen ſich fortwährend durch Erneuerung ihres Individuenbeſtandes. Niemand wird zweifeln, daß z. B. ein Wald, wenn ſich an ſeinen Exiſtenzbedingungen nichts ändert, „ewig" beſtehen bleiben wird.

Will man für den Supraorganismus einer menſchlichen Geſellſchaft durchaus einem näheren Vergleich anziehen, ſo darf man blos einen Collektiv- niemals aber einen Individual-Organismus wählen. Denn ein ſolcher Vergleich ſtellt zwei inkommenſurable Größen zuſammen, das der Dauer fähige mit dem Vergänglichem, die „Subſtanz" Spinozas mit ſeinem „Modus".

Ob ein Volk altern *kann*, wiſſen wir nicht; daß es altern *muß*, iſt jedenfalls eine durch nichts gerechtfertigte Annahme. Daher iſt die organiciſtiſche Theorie der cykliſchen Kataſtrophen abzulehnen. —

*

Mit dieſen Feſtſtellungen ſcheint mir ein Hauptteil der geſtellten Aufgabe gelöſt. Um ſie gänzlich zu erledigen, muß der Negation das Poſitive folgen, d. h. es muß gezeigt werden erſtens: welche Kräfte es waren, die die ſtattgehabten cykliſchen Kataſtrophen namentlich der antiken Welt herbeigeführt haben; — und zweitens, daß dieſe Kräfte in unſeren heutigen Geſellſchaften nicht mehr wirkſam ſind, daß hier andere, entgegengeſetzte „Tendenzen" ſich durchſetzen.

In einem demnächſt in „Kulturprobleme der Gegenwart" erſcheinenden Werke, aus dem auch dieſe Arbeit entnommen iſt, habe ich den Verſuch gemacht, dieſen poſitiven Teil der Aufgabe zu löſen, indem ich nachweiſe, daß die cykliſchen Kataſtrophen der Antike allein auf ein Inſtitut zurückzuführen ſind, das nicht mehr exiſtiert, auf die *Sklavenwirtſchaft*. Auf dieſe Publikation muß ich hier verweiſen.

Gedichte.*)

Von **Henrik Ibsen.**

Übersetzt von Ludwig Fulda.

Ballerinnerungen.

Ein Lebensfragment in Poesie und Prosa.

Prolog.

An Stella!

Frische Blumen, Dir geweiht,
Hab' ich hier zum Strauß gebunden,
Im Erinnerungsbeet gefunden,
Aus vergangner Sommerzeit;
Du findest nicht
Vergißmeinnicht,
Nicht Veilchen vor
Und Rosenflor,
Nicht die reiche Ueppigkeit
Sonnenwarmer Frühlingsstunden.
Stella! Nein, was ich Dir gab,
Sind nur wehmutvolle Sprossen
Bleicher Astern, aufgeschossen
Herbstlich über einem Grab!

*) Diese Gedichte („Ballerinnerungen" aus dem Jahre 1850, „In der Bildergalerie" 1859) sind dem ersten Bande der großen Ibsenausgabe entnommen, der, in der Reihe des Ganzen als der letzte, zu Weihnachten bei S. Fischer Verlag, Berlin erscheinen und u. a. etwa sechzig unbekannte Gedichte Ibsens enthalten wird, die in das ursprüngliche Korpus seiner lyrischen Werke nicht aufgenommen worden sind. Von diesem „Nachtrag zu den Gedichten" ist eine Partie in der Frühzeit und den Mannesjahren Ibsens schon gedruckt worden und zwar in teilweise längst verschollenen Zeitschriften. Eine andere Partie ist einem unveröffentlichten Manuscript entnommen, das auch die „Ballerinnerungen" enthält: dieses Stück steht in einem kleinen zierlichen Heft, das Ibsen in seinem 19. Jahr begonnen hat und das Gedichte der Jahre 1847—1850 umfaßt. Die erste Kenntnis von dieser handschriftlichen Sammlung hat Henrik Jaeger in seiner Ibsenbiographie, 1888, S. 49 gegeben. Im Zusammenhang ist aus diesem Hefte bisher noch nichts veröffentlicht worden. Das Manuscript ist in den Besitz der Universitätsbibliothek zu Christiania gelangt. Das zweite Stück „In der Bildergalerie", ein Cyclus von 23 Sonetten, wurde zuerst veröffentlicht im „Illustreret Nyhedsblad", 1859, Nr. 38 und 39. Diese Zeitschrift wurde von Ibsens Jugendfreund Botten-Hansen herausgegeben, und Ibsen war von 1854—1867 zeitweilig ein regsamer Mitarbeiter des Blattes. Aus dem ganzen Cyclus hat Ibsen nur das Gedicht „Lichtscheu" in seine „Gedichte" übernommen, und zwar in wesentlich umgeformter Gestalt.

I.

Der Erinnrung Engel ſchweben
Troſtbereit durch unſer Leben;
Seit der Kindheit holdem Lenze
Folgen ſie Dir auf und nieder,
Summen ſanfte Wiegenlieder,
Unſichtbar
In Dein Haar
Flechtend immergrüne Kränze.

Floh der Lenz, an ſeiner Statt
Blumen der Erinnrung blieben;
Voll von ihr iſt jedes Blatt
In des Lebens Buch beſchrieben,
Stets, wenn in der Zeiten Lauf
Dieſes Buch Du wirſt entfalten,
Steigen Dir wie Traumgeſtalten
Der Erinnrung Reihen auf,
Wohlbekannte,
Gottgeſandte,
Gleich des Lenzes blüh'nder Saat,
Wenn des Herzens Winter naht.
Ja, von jedem Lebenstag
Wird ein Nachklang ſanft durchgleiten,
Mutig bald und bald nur zag,
Der Erinnrungsharfe Saiten.
Doch aus Zeiten, die verklungen,
Bergen jene Blätter all
Keins, das an Erinnerungen
Reicher als ein muntrer Ball!

Dieſes klingt wohl manchem peinlich
Und auch ziemlich unpoetiſch. —
Ohren, welche fein äſthetiſch,
Würden vorziehn höchſt wahrſcheinlich.
Daß ich ſtatt des Balls beſinge
„Schönere“ und „größere“ Dinge,
Grad' als wär' an frohen Stätten,
Feſtlich hell geſchmückt zum Reigen,
Wo der reizenden Koketten
Brandraketen-Blicke ſteigen
Und Muſik miteinſtimmt helle,
Nicht auch Poeſie zur Stelle! — —
— — — — — — — — — — —

Aus den langen Fenſterreihn
Wogt hervor ein Lichtgefunkel,

Das der Straße nächtlich Dunkel
Höhnt mit ſeinem Strahlenſchein,
Dort, wo Ungeladne harren,
Die, gelehnt an das Portal,
Sehnſuchtsvoll zum hellen Saal
Durch die Fenſterſcheiben ſtarren.
Ha, wie malt ſich hier das Leben!
Eines nur iſt uns gegeben:
Ach, wir ſind entweder Gäſte,
Die man lud zum Lebensfeſte;
Oder ausgeſchloſſen ſtehn,
Schauernd vor des Nachtwinds Treiben,
Auf der Straße wir und ſehn
Aufwärts nach den hellen Scheiben!
— — — — — — — — — —

Aber drinnen welch Gewimmel,
Sternen gleich vom Winterhimmel,
Und kryſtallklar durch den Saal
Leuchten Kerzen ohne Zahl!
Bunt ſich mengend hin und wieder
Schweben hier mit leichten Füßen
Gruppen auf und Gruppen nieder,
Um ſich lächelnd zu begrüßen.
Was Dein Blick auch mag gewahren,
Lauter Schönheit ſteht zur Schau —
Freund, nur ſieh nicht zu genau;
Denn mit Blumen in den Haaren
Kann gehüllt in weiße Falten,
Selbſt 'ne Maid von dreißig Jahren
Zur Sylphide ſich geſtalten.

Roſen, nichts als Roſen prangen! — —
Roſen, auch gemalt auf Wangen!
Weiße Arme,
Lebenswarme
Buſen, deren Schimmerwogen
Hier die Spitzenpracht erhöhte,
Während dort ſich ihre Röte
Durch Geſchmeid' dem Blick entzogen.
Und die Kleine dicht daneben
Wagt den Blick nicht zu erheben
Zu der jungen Herren Schwarm,
Die, den Chapeau-claque im Arm

Tänzerinnen ſich erleſen.
Doch gieb acht — ſie lernt geſchwind;

Iſt doch jüngſt das arme Kind
Konfirmandin noch geweſen! — —
— — — — — — — — — — — —

Welch ein Leben, bunt und reich,
Flutet durch die lichten Räume,
Wenn die Göttin deiner Träume,
Fieberphantaſien gleich,
Wie aus wildem Wahn gewebt
Ätherleicht vorüberſchwebt! — —
Ja, drum zieht's auch mich dorthin,
Wo ſie lärmen, wo ſie brauſen
Wild und heftig, wie mein Sinn,
Wenn die Schmerzensſtürme ſauſen:
Schenkt mir doch des Balls Magie
Flücht'gen Taumel oder — ſie! —
— — — — — — — — — — — —

II.

Letzte Blätter eines Tagebuchs.

— —

Törichter Träumer! Was willſt Du hier in dieſem lärmenden Haufen? Iſt es die Ironie des Schickſals, die Dich dahin geführt hat, Deines Herzens Ideal in einem Ballſaal zu ſuchen? — — — —

Und würde es Dich wirklich freuen, es hier zu finden? Wäre es Dir lieb, wenn Deines Herzens Ideal inkarniert wäre in den Idealen des Ballſaales? —

Vernünftig oder unvernünftig, gleichviel; — ich muß! Was vermögen Wille und Vernunft gegen die innere, mächtige, tötende und doch ſeligmachende Sehnſucht? —

„Ich muß!" — — — —

Denk' an dieſe Worte, Du Gefühlloſer, der die Stürme der Leidenſchaft in der Menſchenſeele kalt verurteilt — denk' daran und vergiß nicht, daß Du in ihnen die Rechtfertigung lieſeſt für ſo manches Daſein, verwirrend und — vernichtend! —

— —

Was bewegt all dieſe heiteren, lächelnden Geſtalten? — Sie ſind hierher gekommen in der Erwartung von Freude und Befriedigung; — haben ſie gefunden, was ſie ſuchten oder ſpiegelt die Bühne des Balles die Idee zu dem großen Drama des Menſchenlebens? —

Und was iſt dieſe Idee?

Ahnen, Hoffen und Enttäuſchtwerden! —

Schau, in dieſen drei Worten iſt des Menſchen Leben erzählt! — — — —

— —

Was war das? Ein Blick traf mich im Gedränge — ein Blick, fremd und doch ſo wohlbekannt! — —

Nein, es ist kein Trug; ich habe sie gesehen; ich habe gefunden meines Herzens Ideal! — — Ich darf nicht verweilen bei diesen Erinnerungen, damit sie nicht wie luftige Schattenbilder entfliehen und verschwinden! — —

Ich habe meinen Arm um sie geschlungen; ich habe tief und fest hineingeblickt in die klaren Augen; — ja, das ist sie, die ich kenne aus meinen wachen Träumen. O, wenn nur nicht auch dies ein Traum ist! — — —

— —

Was ist eines Menschenlebens Kampf und Enttäuschung gegen eine halbe Stunde wie diese! — — O herrlich, zu Grunde zu gehen, vernichtet zu werden in einem solchen Augenblick! —

Schicksal, nimm dieses Uebermaß des Glückes von mir; laß diese Stunde nicht entheiligt werden durch die Verlängerung! — Ich habe sie gefunden — was will ich noch mehr? — — —

Wohlthätiges Schicksal! Du hast mich erhört! — Meines Lebens dreiaktiges Drama ist zu Ende gespielt; zwei lange Akte hindurch hab' ich geahnt und gehofft, — nun ist auch der dritte Akt vorüber. — Herrlich! Welche Idee, welche Rollenbesetzung! —

Und die „Intrigue" des Stückes? Ist sie nicht die einfachste, die verständlichste, die man sich wünschen kann? — —

Ein Herr nähert sich; sie legt ihren Arm in den seinen; sie gehen. — —

„Wer ist dieser Herr?"

„Das ist ihr Verlobter, — sie liebt ihn leidenschaftlich." —

— —

Der Ball ist zu Ende. — O, keiner ist so glücklich wie ich in diesem Augenblick; ich bin betäubt vor Seligkeit — jedes Sehnen muß erfüllt sein, denn ich hoffe nichts mehr. — Ich will heim; ich will das letzte Blatt meines Tagebuches vollschreiben mit Ballerinnerungen. — Sie sind meines Lebens Morgenröte! —

Meines Lebens Morgenröte auf meines Tagebuches letztem Blatt! — Seltsam! —

Man spricht von einer Ewigkeit. Sollte ein Ewigkeitstag folgen auf diese Morgenröte? — — — —

— —

Ja, ich will heim. Noch einmal durchleben will ich mein Leben, meine Liebe — und dann hinaus in die dunkle Nacht, um zu träumen und — — — — —

In der Bildergalerie.

I.

Ein arger Elf wohnt mir im Herzensgrund,
Dem ich in bösen Stunden oft verfalle,
Ob mich umringt das Leben laut und bunt,
Ob einsam ich in wachen Träumen walle.

Und giebt er ſich mit leiſem Flüſtern kund,
Iſt mir's, als ob die Totenglocke ſchalle,
Als ob mich küßt ein grabeskalter Mund;
Denn er iſt tückiſch wie die Elfen alle.

Er raunt voll Liſt: „Du ſelber fühlſt es wohl,
Wie ſinnlos dieſes ganze Mühn und Streben,
Und daß Du nicht mehr glaubſt an Gott und Leben.

Du ſelber fühlſt es, Deine Bruſt iſt hohl,
Dein Ideal ein Irrlicht in der Ferne,
Sternſchnuppen Deiner Sehnſucht Ziel — nicht Sterne!"

II.

„Dein Inneres gleicht dem Bach am Bergeshange,
Wo trocken auf dem Grund der Kieſel liegt,
Nachdem die letzte Welle längſt verſiegt —
Und mit ihr ſchwand die Kraft aus Deinem Sange.

Glaub' nicht, das Lied, das nun den Hain durchfliegt,
Sei Deines Herzens Welle, deren Klange,
Dem milden, mutigen die Blume bange
Und doch voll Sehnſucht lauſcht, vom Klang umſchmiegt.

Nein, das ſind nur die dürren Windfallsäſte,
Herabgewirbelt von des Herbſtes Hauch
Zum tauben Felsgeſtein im Elfenneſte.

Und wenn der Strom mit jubelndem Geſchmetter
Dahinrauſcht, wähne nicht, Du ſängeſt auch:
Es iſt das Raſcheln nur der welken Blätter."

III.

„Und glaube ja nicht, wenn die Hochflut brauſt
Im Lenz und Herbſt, daß ſie Dir Wandlung ſpende;
Du bleibſt trotzdem ein ſteiniges Gelände,
Sobald die alte Ordnung wieder hauſt.

Ach, wenn Du auf Begeiſtrungstrommeln bauſt,
Um kühn zu ſprengen Deines Kerkers Wände,
Dann bleibſt Du beſſer ſtumm bis an Dein Ende
Und ballſt nur in der Taſche fromm die Fauſt.

Der Schwan ſchwimmt lautlos, bis er ſtirbt — doch dann,
Aushauchend ſeine Seele, lernt er ſingen;
Ach, was kann Qual des Todes nicht vollbringen!

Ob man ihn darum Sänger nennen kann?
Der Abſchiedsſchmerz ſpornt ihn mit grimmem Streiche;
Bedenk', ein Rauſch vermag bei Dir das Gleiche!"

IV.

Früh morgens in der Galerie . . . Ich ſtand
Und trank Begeiſtrung aus den reichen Quellen,
Die von erhabner Ahnen milder Hand
Geweiht ſind, ew'ges Leben darzuſtellen.

Wie leicht das Herz, der Sinn wie ſtill gebannt!
Es ſcheinen alle Stürme abzuſchwellen,
Willig zu raſten ſcheinen alle Wellen
In ihrem Zug und rollen ſanft zum Strand!

Was iſt die Stille wohl in Kirchenhallen,
Wo die Gemeinde eintritt fromm erſchauernd
Wie ſich's geziemt in Gottes heil'gem Tempel,

Gegen die Stille, die gleich Tau gefallen
Auf das Gemüt, hier, wo des Geiſtes Stempel
Auf jedes Bild ſich prägte, ſtark und dauernd?

V.

Was iſt's, das mir ſo mächt'gen Rauſch entfacht,
Wenn dieſe ew'gen Werke mich umringen?
Sind's große Namen nur, die mich bezwingen,
Oder des Farbenſpieles milde Pracht?

Nein, was mich hier ergreift mit Uebermacht,
Die Hoffnung iſt's, daß meiner Seele Schwingen
Noch kräftig ſind trotz allen Pfaffenſchlingen —
Ein Satz, den oftmals anfocht mein Verdacht.

Ja, hier fühl' ich den Gott, der in mir waltet;
Hier wo mich Rauſch und Rührung übermannen
Vorm Geiſt der Schönheit, der ſich mir entfaltet.

Ich ſchau' den Gottgedanken klar und plaſtiſch!
Seht, darum ſchwillt die Seele mir elaſtiſch
Und ſcheucht des Zweifels Dämon kühn von dannen.

VI.

Correggio's „Nacht", mit Deinen Heil'genſtrahlen,
Durch Dich iſt goldner Tag mir aufgegangen!
So tief, wie Menſchenaugen jemals drangen,
Hab' ich ins Dunkel oft geſtarrt voll Qualen.

Mich rührt die Sorge auf Maria's Wangen,
Auf denen Wonn' und Weh vereint ſich malen;
Ich bete mit dem Mohren, der die Schalen
Dem Kinde reicht, blind von des Lichtmeers Prangen.

Der Stern, den einſt die frommen Hirten ſah'n,
Er deutete dorthin, wo Gottes Sohn
Als Menſch zur Erde ſtieg aus Himmelsklarheit;

Seht, in der „Nacht" ſtrahlt er auch meiner Bahn:
Beſiegt iſt meine Furcht, die Zweifel flohn:
Die ſchöne Mythe ward in mir zur Wahrheit!

VII.

Und Rafaels „Sixtiniſche Madonne",
Die das Erlöſerkind im Arme hält,
Indes umſpannt das heitre Himmelszelt
Der Engelsköpfchen ſtrahlende Kolonne! —

Und froh ſitzt in des Ladens kleiner Welt
Der fleiß'ge Niederländer in der Sonne;
Rings tote Hühner, Enten ihm geſellt
Und fette Gänſ' und andre Erdenwonne. —

Der eine wird den andern nicht verdunkeln:
Das Veilchen kann mit Tulpen und Ranunkeln
Im gleichen Strauße prangen um die Wette.

Darf ich drum nicht im nämlichen Sonette,
Wie Anemonen mit der goldnen Iris
Vereinen Rafael mit Jan van Mieris?

VIII.

Denn in dem Reich der Kunſt — dies zu beachten
Verlerne nicht — iſt nur die Form von Rang;
Willſt du des Skalden Lied zu richten trachten,
So mußt du hören, wie, nicht was er ſang.

Nichts liegt daran, was ſich die Künſtler dachten;
Laß der Idee drum ihren eignen Gang!
Was hilft es dir, den Himmel anzuſchmachten,
Wenn dich kein ſtarker Flügel aufwärts ſchwang?

Ja, nur die Form, die Form iſt fähig bloß,
Des Künſtlergeiſtes Schöpfung zu verklären
Und ſie zu ſtempeln als genial und groß.

Ja, unbeirrt halt' ich die Form in Ehren!
Durchaus begreiflich! Denn vergiß mit nichten:
Die Form macht meine Verſe zu Gedichten.

IX.

Warum ſoll der Poet im Taumel jagen
Um einen Holzſtoß, aus Ideen gebaut,
Bis man ihn, blind vom Versfuß hingetragen,
'ne Pferdelänge vorm Gedanken ſchaut?

Glaub' mir, die Kunſt hat einen Straußenmagen,
Der alles, ſelbſt Granit und Stahl verdaut;
Sie wird, wenn Du ſie nährſt, Dein Sauerkraut
So gut wie Paradieſesfrucht vertragen.

Wozu der Töne Ueberſchwang? Wozu
Der Flug in Höh'n, wo lahmen Fittichs Du
Herabſinkſt als dein eigener Vernichter,

Statt daß Du Wurzel auf der Erde fängſt
Und in ein Bild von Fleiſch und Blut verengſt
Das Alltagsdaſein als Stilleben-Dichter?

X.

Die ſtillen Morgenſtunden ſind zu Ende;
Aus meinem tiefen Traum erwacht' ich ſchier —
Denn bunt durchflutet nun die Säle hier
Kunſtkennervolk, wohin ich auch mich wende.

Und Recenſionen regnet's, ganze Bände;
Der erſten Schwalbe gleich erſchien ich mir,
Die wiederkäm' ins heimiſche Revier,
Jedoch ihr altes Neſtlein nicht mehr fände.

Dies alles ſchaut ich in Morgana-Nebel;
Nun werden kritiſch angeſetzt die Hebel,
Sodaß ſich mir verwirrt Gefühl und Wille.

Was alles muß ein Dichterherz ertragen!
Ach, für ein lyriſch Auge welche Plagen,
Wenn die Kritik es ſchärft mit ihrer Brille!

XI.

In dieſem Schwarm iſt eine Heeresſchau
Von jeder Art Kunſtſchwärmerei zuſammen;
Hier einer ficht mit Bildungs-Epigrammen,
Und Dilettanten imponiert er ſchlau.

Und dort ein andrer, des Begeiſtrung flau;
Dem Lebensekel ſcheint ſie zu entſtammen;
Drum läßt ſie ſich von mattem Zorn entflammen:
Für Zimmerpflanzen Surrogat von Tau.

Und hier ein dritter hört mit jedem Ohr —
Das eine Ein-, das andre Ausgangsthor —
Auf aller andern tönende Kritiken.

Er lauſchet ſtill, mit aufmerkſamen Blicken,
Sagt offenbar zu allem Ja und Amen.
Und fragt am Ende nach dem Preis — der Rahmen.

XII.

Im innern Saal nur, wo durchs Fenſter gleiten
Des Tages Strahlen abgedämpft und zart,
Wo Spaniens Meiſterwerke ſind geſchart,
Zigeunerdunkel durch den Hauch der Zeiten —

Da klingt nicht der Kritiken lärmend Streiten;
Da brennt nur Glut der echten Künſtlerart,
Leis wie Liebkoſung, die ſich offenbart,
Strenggläubige zur Andacht zu geleiten.

Denn vor Murillos hehrer Himmelsfraue
Sitzt eine Künſtlerin gedankenſchwer,
Schweigend verſenkt in der Erinnrung Meer.

Ihr Sinn ſchwebt einer Taube gleich ins Blaue. —
Wir folgen ihr, auf Verſen leichtbeſchwingt;
Laßt ſehn, ob ſie des Friedens Ölblatt bringt.

XIII.

„Aus dem Eden der Kindheit ward ich verbannt
Und am Zaun mir der Eintritt verwehrt;
Mein Konfirmationskleid gehängt an die Wand —
Ach, der Cherub war's mit dem Schwert!

Und über die holdeſte Gruppe
Der Blumen ging Pflug und Egge der Zeit;
Meine letzte liebſte Puppe
Ward meinen Geſchwiſtern geweiht.

Meine eigene Welt verſtieß mich bald
In eine fremde hinaus;
Deren Weſen erſchien mir ſo tot und kalt,
Ich ſehnte mich wieder nach Haus.

Wie die Schwalbe taucht' ich nieder
In des Traumes ſtill und beſchwichtigend Reich.
O wecket mich niemals wieder —
Dort oben ſtürb' ich gleich!"

XIV.

„Ich war als Schulkind — ſchon lange
Iſt's her — ein mutiges Ding,
Bis hinter dem Bergeshange
Die Sonne unterging.

Doch ſenkte ſich Dämm'rung bedeckend
Hin über Firſten und Moor,
Dann krochen Geſpenſter ſchreckend
Aus den Märchen der Amme hervor.

Und hielt ich die Augen geſchloſſen,
Schuf Bilder mein träumender Sinn,
Und all mein Mut war zerfloſſen —
Gott mag es wiſſen wohin!

Nun hat mein ganzes Leben
Verwandelt ſich allzumal;
Nun will mir der Mut entſchweben
Beim erſten Morgenſtrahl.

Nun ſind's die Geſpenſter am Tage,
Das Leben ſo lärmend und fremd,
Vor dem ich ſchreckhaft verzage,
Das froſtig die Bruſt mir beklemmt.

Doch deckt mich mit ſeinem Zipfel
Der Nacht warm-ſchützender Flor,
Dann ſchwebt meine Sehnſucht zum Gipfel
So adlerſtark wie zuvor.

Ich trotze Flammen und Wogen;
Wie der Falk durchſegl' ich das Blau,
Und all meine Angſt iſt verflogen —
Bis zum nächſten Morgengrau."

XV.

„Es iſt mir zu ſchwül in der Tiefe des Thals,
Es iſt mir zu eng im Haus;
Ach, hätt' ich Schwingen, ich flöge davon,
In die weite Welt hinaus!

Ach, hätt' ich Schwingen, ich flöge davon —
Es giebt doch gewiß einen Strand,
Wo ein heilendes Kraut der Sehnſucht Gift
Aus dem friedloſen Herzen verbannt.

Auch die Seeſchwalbe ſegelt ja weit übers Meer
Und trifft doch zuletzt einen Spalt,
An den für ein kleines Veilchen nur
Ihr mutiger Fuß ſich krallt.

Ich weiß nicht, ob ich nach Oſt oder Weſt
Am liebſten auf Flügeln mich ſchwäng';
Ich weiß nur, das Jetzt bedrückt mir die Bruſt,
Und es iſt mir im Haus zu eng!"

XVI.

„Hier, an der Kunſt erhabnem Hochaltar,
Mit geiſt'gen Augen hellzuſehn beginn' ich,
Und aus dem tiefſten Herzen tönt mir klar
Correggios Wort: Auch ich — ein Maler bin ich!

Da ward mein Los beſtimmt, mein Sehnen milder,
Und vor mir lag das Leben reich und licht;
Ja, mein Beruf war's, meiner Seele Bilder
Zu kleiden in ein farbiges Gedicht.

Ein Friedensgeiſt wohnt nun im Herzensraume;
Denn was ich will, nun deutlich faſſ' ich's ja!
Als Ideal ſteht meinem Künſtlertraume
Vorab Murillos Gottesmutter da.

Wie er im Schaffensrauſch mit glüh'nden Wangen
Sein Dichterſchau'n gefeſſelt an ein Bild,
So ſoll die Schöpferhand, die ich empfangen,
In Farben künden, was im Geiſte quillt!"

XVII.

„Und die Tage, die Jahre, ſie zogen vorbei —
Ich träumte mich würdig der Großen;
Vorüber mein Lenztraum, die Staffelei
In die Rumpelkammer verſtoßen.

Nun wandl' ich wieder wie gottverfemt,
Im Herzen die blutende Wunde.
Weshalb? Weil ich vorzog unbedacht
Die Palette dem Schlüſſelbunde.

Gott weiß, meine Seele ſchuf Bilder genug;
Manch Kunſtwerk, im Geiſt war's entfaltet;
Es fehlte mir nur ein einziges Ding:
Das war — die Hand, die geſtaltet. —

Ich kritzle mit Bleiſtift ein Wrack im Sturm
Auf rollender Wogen Spitze;
Wär' ich ein Poet, ich kritzelt' es dann
Mit der Feder als lyriſche Skizze.

Doch winkt mir in all meiner Armut ein Troſt,
Dem ich Schutz vor Verzweiflung verdanke,
Für mich und andere Traumgenies
Die einzige Rettungsplanke.

Der Troſt der Erinnrung, die Poeſie,
Mich an eigener Qual zu weiden;
Schön hab' ich geträumt und bin grauſam erwacht,
Drum hab' ich ein Recht drauf, zu leiden.

Und darum ſetz' ich zuweilen mich hin
Und male und träume und male
Und leide und ſinne und wehre mir ab
Meine gaukelnden Ideale."

XVIII.

Wie dieſe Künſtlerin im Bilderſaal,
So ſchwärmt' auch ich einſt ſchön und ohne Zügel;
Mein Dichtertraum flog über alle Hügel,
Und offen ſchien des Himmels Goldportal.

Ach, und auch ich erlitt des Sinkens Qual;
Langſam erloſch die Stärke meiner Flügel —
Mein Frühlingsmärchenbuch ſchloß trüb und ſchal,
Und Zeit nun hab' ich für Moralgeklügel.

Die eigne Galerie durchwandr' ich nun,
Und eigne Bilder, wie die Gottesmutter
Zigeunerdunkel, ſtehn mir nun vor Augen.

Drum will ich — wie's die fleiß'gen Bienen thun,
Die Honig ſammeln für des Winters Futter —
An meines Lebenslenzes Blüten ſaugen.

XIX.

Stets hab' ich meine Ohnmacht mir verſchwiegen,
Wenn mich umflog die zahme Entenſchar!
Wie hohl ihr Schnattern für mein Ohr auch war,
So hegt' ich kaum die Sorge, zu erliegen.

Ich war im Traum als Adler aufgeſtiegen
Und kam ſelbſt unter Enten in Gefahr;
Zum Umweg zwang ein Rinnſtein mich ſogar,
Wollt' ich mit Gänſen um die Wette fliegen.

Stehn luftigere Sphären noch mir offen,
Wo beſſer meine Kraft gelangt zum Ziel?
Nein, Seifenblaſe nur war all mein Hoffen.

Der Dichtung Fundament iſt Bilderſpiel,
Ein Steinchen-Moſaik, Figurenſetzen;
Ich aber kann ſie nicht zuſammenſetzen.

XX.

Was giebt es Lächerlicheres auf Erden,
Als Elegien über Dichternot
Und Lyrik, die bei der Geburt ſchon tot,
Und Jammer über dunkle Herzbeſchwerden?

Glaub', holder wird die Muſe ſich gebärden,
Wenn ſie — gleichwie des Cimon Tochter bot
Die volle Bruſt — dir gönnt, von Lebensbrot
Anſtändig, bücherſchreibend ſatt zu werden.

Wozu denn Verſe an einander leimen
Mit glatten, kreuz und quer verſchlungnen Reimen,
Falls ſie an hohle Klagen ſind verloren?

Ach, laß ſie ſterben dort, wo ſie geboren!
Sie ſind nur Eintagskinder; ſchön Gefieder
Der Form birgt nicht des Stoffes magre Glieder.

XXI.

Segle geſchickt! Dein Dichterboot wird kippen,
Vom Hauch der Lebensironie umbrauſt,
Wenn Du naiv dem Notſignal vertrauſt
Und nicht mit Kraft umſteuerſt alle Klippen.

Glaub' nicht, daß Dir die Klage ſprengt die Rippen
Der Bruſt, weil Du umſonſt auf Lind'rung bauſt:
Sie iſt nur das Gefäß, drin Gärung hauſt,
Den Abfluß ſuchend über Deine Lippen.

Doch wenn der edle Traubenſaft verfloſſen
Und das Gefäß, ſtatt Weines Feuergeiſt,
Nur trocknen Bodenſatz und Schimmel weiſt,

Dann halt getroſt hermetiſch es verſchloſſen,
Und ſei gewiß, es wird nicht überwallen,
Nicht ſeine Wände ſprengen, nur zerfallen.

XXII.

Mein arger Elf beſucht mich früh und ſpät —
Doch ohne Schrecken ſeh' ich ihm entgegen;
Der Lenz der Einfalt iſt ſchon zu entlegen,
Und ich begreife, wie die Welt ſich dreht.

Treu, wie der Drache unter Felsgehegen
In leeren Grüften ſeinen Schatz umſpäht,
So will der Elf die letzte Blume pflegen,
Die wieder haltlos und verlaſſen ſteht:

Die Blume meiner ängſtlichen Gedanken,
Die gläub'ge Hoffnung bald, bald Zweifelsſchrecken
Um des Berufes Taufe mir erwecken,

Die ſich um meine unfruchtbare Seele
So zärtlich ſchmiegen wie die Frühlingsranken
Im ſonn'gen Weinberg um die ſtarren Pfähle.

XXIII.

Ein Apfelbaum mit blühendem Geäſt
Vor meinem Fenſter ſtand im Frühlingsſcheine;
Ein kleiner Vogel ſang für mich alleine
Dort von des Lebens wundervollem Feſt.

Nun fault am Fuß des Baums der Blumen Reſt,
Sein dürres Laubwerk raſchelt über Steine!
Ein Sturmtag riß es fort zum Grabesſchreine,
Und jener Frühlingsſänger floh ſein Neſt.

Außen nnd innen kam der Herbſt zugleich;
Eisblumen blühn am Fenſter ſtarr und bleich,
Die Schläfe preſſe frierend ich dagegen.

Was blieb mir noch an des Verlornen Statt?
Ein Stück Erinnrung, ein verwelktes Blatt;
Das iſt des Lebens ganzer Ernteſegen!

Bilder aus Rußland und Finnland.

Von Norman-Hansen.

Suomi-Rossija.

Moos unter dem Fuß, tiefes, weiches Moos, so daß kein Fußtritt laut wird; ein Dach aus herabhängenden Föhrenzweigen, die mit grauen Algen bedeckt sind, dazwischen hell glänzendes Birkenlaub — so zieht sich der Waldpfad den Abhang zum Meer hinunter hin. Und die See liegt ruhig und klar in der hellen Sommernacht da, dunkel erscheint sie vom Spiegelbild der Abhänge, und über das Wasser ist ein Schleier ausgebreitet; leichter als der leichteste Nebel ist er, es ist der blaue Rauch eines abgebrannten Stück Waldes dort am Ufer, wo es in den Häufen noch glimmt.

Da klingt ein Ton durch die Luft, die Luft der hellen, kühlen, finnländischen Sommernacht — derselbe Ton ist es, der durch Kalevalas Lieder klingt — und der, dessen Ohr einen so feinen Ton auffassen kann, ihm ist es vergönnt, unter dem dunklen Waldabhang die junge Aino zu schauen, die in den leichten bläulichen Nebel gehüllt dort am Meeresufer ängstlich und verirrt herumstreift.

Vor Wäinämöin flieht sie über Sümpfe und Moore, durch öde Strecken in den wilden Wald hinein. Wäinämöin, der alte, mächtige Zauberer, mit ihm hat man sie verlobt, ihre Seele und ihren jungen Körper hat er verlangt, für ihn allein und sonst niemand anders muß sie ihr Haar flechten, muß ihren Hals schmücken, ihren Gürtel schnallen — und nun wandert sie verirrt im tiefen Wald umher, das kupferne Schloß an ihrem Gürtel hat sie abgebrochen, die Perlenschnur vom Halse gerissen und das rote Seidenband aus ihrem Haare, und sie jammert — sie weint über die Klarheit der Sonne, über den sanften Schein des Mondes, über die Schönheit des Himmelsgewölbes, die sie nicht mehr schauen darf, wenn Wäinämöin sie findet —

Aino, Aino, junge Aino — der Wäinämöin ist ein großer und mächtiger Zauberer — du kannst nicht so weit entfliehen, daß er dich nicht erreichen könnte — niemals wirst du ihn dazu bringen, dich zu verstehen und deine junge, schlanke Schönheit zu schonen — er spürt dich auf, wo immer du dich auch verborgen haben magst, er kann dich aus der Entfernung verzaubern, wenn er will, zu ewigem Verstummen kann er dich bannen, wenn er will —

„Und als die dunkle Meeresflut sich über der jungen Aino geschlossen hat — so lautet es in der Kalevala — wer hat es gesehen und wer soll die Nachricht in ihre Heimat bringen? Der Bär hat es gesehen, und er eilt fort, um Botschaft zu bringen, aber unterwegs kommen ihm die Ruhe des Hofs in den Weg, und er vergißt Aino. Der Wolf hat es gesehen, und er eilt fort, um Botschaft zu bringen, aber vor dem Hof erblickt er die Schafherden, und da vergißt er Aino."

Aino ist vergessen, niemand erfährt ihr Schicksal.

Solche Bilder zaubert die Sommernacht hervor: Aino am Meeresufer — Wäinämöin, den Mächtigen, im Hinterhalt dort im Wald. Und wie Wäinämöin, den Mächtigen, so sieht in diesem Augenblick das Volk der Finnen die riesige Macht des Panslavismus sich drohend hinter den tiefen finländischen Wäldern erheben. Der Panslavismus, der Rußland seine Mission aufgetragen hat: Das slavische Volk auf seinem Siegeszug zu leiten, den heiligen, orthodoxen Christenglauben und mit ihm den Gedanken der Selbstherrschaft zum Sieg über die Welt zu führen — der Panslavismus, der niemals dulden wird, daß irgend ein Teil in dem Reiche des Zaren sein eigenes Leben in Freiheit leben darf, mit seiner eigenen Bildung, seiner eigenen Sprache, seinem eigenen Gesetz, wenn es nicht das in Rußland herrschende ist.

Popjedonoszew hat gesagt: die Bildung des Westens ist vom Bösen; sie ist von Grund und Boden aus verdorben und wurmstichig. Das Evangelium des Panslavismus soll darum aufs neue die Welt verjüngen und erlösen. Die Macht Rußlands kann und soll diesem neuen Evangelium zum Sieg verhelfen; denn das Reich ist alles, und der Zar ist unser Vater. Aber wenn sich ein Teil im Reiche findet, der von der Fäulnis des Westens angesteckt ist, dann schlagt ihn nieder — schlagt ihn nieder! Finnland wurde von einem Zaren erobert, der selbst von den Ideen des Westens angesteckt war — soll deshalb vielleicht Finnland auch ferner ein Land für sich bleiben — in anderer Weise als die Ukräne und der Kaukasus — daß der Finne selbständiger sei, als der Kleinrusse oder der Tscherkesse, — schlagt nur alle diese Gedanken zu Boden! „Mein Vaterland," sagt der Finne — was meint er denn damit? Das Reich soll er lieben, und dann kann er ja die Gegend des Reichs, wo seine Heimat liegt, am meisten lieben — eine andere Heimatsliebe aber wollen wir nicht dulden!

Aus Petersburg hinaus, fort von den Papierbündeln der Regierungskanzlei fährt Karenin nach seinem Landgut. Das Gut seiner Excellenz liegt eine gute Stunde von der Hauptstadt entfernt, aber es ist schon in einem fremden Land. Ja, in einem fremden Land, wo zwar der Zar Herr ist, wo aber niemand Se. Excellenz Karenin versteht oder nicht verstehen will. Und wenn dann Se. Excellenz die Nowoja Wremja auf seiner Veranda liest, und es ihm jeden Tag aufs neue Verdruß bereitet, das Finnland ein selbständiger Staat ist, dann läuft ihm zuletzt die Galle über und er ruft:

Warum ist es doch ein fremdes Land für uns? Dieses Volk der Bauern und Kaufleute — warum soll es außerhalb unserer Amtsgewalt stehen? Ein schönes Land, ein gutes Land wäre es für uns!

Aber auf einer der Newabrücken drin in Petersburg steht Rasumichin, der junge, russische Student, in seiner grauen Uniform — mit melancholischen Augen starrt er nach der Mündung des Flusses, als ob er dort in der Ferne die Küste Finnlands wahrnehmen könnte. Ohne ausgesprochene Worte wendet er sich an Finnland: Warum kommt ihr nicht zu uns, ihr, die ihr uns Euren Freiheitssinn lehren könntet, uns von Eurer Aufklärung, Eurer Bildung geben — ihr, die ihr das Salz des Reichs sein könntet — warum meidet ihr uns — warum können wir nicht wie Brüder sein?

Ueber die breite Brücke kommt ein Pilger aus dem Norden daher. Sein Haar ist lang, sein Bart verwirrt, seine Füße sind mit Birkenbast umwunden. Am Geländer hält er an und schaut zurück, in derselben Richtung wie Rasumichin. Und er spricht zu ihm: Aus der Wildnis komme ich, Väterchen, durch diese Wälder bin ich gewandert auf dem Pilgerweg zu Gottes Ehre. Aber dort sah ich keine goldenen Kuppeln, in den Hutten gab es keine Heiligenbilder und keine Medaillen mit den Heiligen darauf wurden um den Hals der kleinen Kinder gehängt. Wälder gab es dort, wie in unserem Land auch, rauschende

Flüsse, gerade wie bei uns, das Reich des Zaren war es, Väterchen, aber doch ein heidnisches Land — ein heidnisches Land.

Das, was in Finnland geschehen, kann in wenig Worten zusammengefaßt werden, nämlich das Gesetz und die Verfassung, die die Grundlage bilden für das selbständige Reich — Finnland mit dem Kaiser-Großfürsten als Herr — sie sollen nun mit einem Machtspruch für null und nichtig erklärt werden. Darnach soll auch in Finnland wie in dem übrigen russischen Reiche der Wille des Selbstherrschers als einziges Gesetz gelten. Finnland soll nicht mehr das Vaterland des finnischen Volkes sein, nur sein Heimatsort, nur das Heimatland im russischen Reich. Und Se. Excellenz Karenin soll den Willen des Selbstherrschers in der finnländischen Provinz verdolmetschen und ausführen.

Und Rußlands erster Machtspruch bedroht die finnländische Konstitution, russische Censur herrscht nun im Lande, und niemand kennt den nächsten Schritt, der gethan wird — das nächste, das der Panslavismus fordern wird, ist vielleicht — die Schließung aller Volksschulen, wie ja auch in Rußland die Schulen in den Dörfern leer und verfallen dastehen — russisch soll das Land werden — all das, was für die asiatischen Nomaden einen Schritt vorwärts bedeutet, das soll in Finnland niedergezwungen werden — unterdrückt soll das finnländische Volk werden, damit es mit dem russischen Muschik Schritt hält.

Die jungen Mädchen mit hellen Studentenmützen, die gleichsam mit zu einer finnischen Landschaft gehören, sie werden durch alle Dörfer von Spionen verfolgt werden: die jungen Männer, die dem Kaiser-Großfürsten nur treue Finnländer gewesen sind — sie werden von nun an mit bittrem Groll gegen Rußland aufwachsen — wenn Finnland nicht sein Recht wieder zurückerlangt.

Jeder Mann in Finnland schrieb seinen Namen auf die Adresse, die das finnländische Volk an den Zaren richtet, denn der Zar allein hat die Macht, Finnland zu retten. Die schwedische Partei und die finnländische Partei und aller alte Groll, den man gegen einander gehegt hat, ist vergessen. Ja, einträchtig kamen Finnlands Männer und Frauen und gaben ihre Antwort, als sie mit großer Feierlichkeit die Statue Alexanders II. in Helsingfors bekränzten, auf deren Piedestal der finnländische Löwe den Schild schützend für Finnland erhebt — mit dem einen Wort Lex auf dem Schild eingegraben — das Gesetz Finnlands, das sein Schutz ist.

Noch ein anderes Herrscherdenkmal ist auf finnländischem Boden errichtet: Per Prahes Statue in Aebo. Selbstbewußt und stark, ein Krieger aus Gustav Adolfs Zeiten, steht er da, und seine eignen stolzen Worte sind in den Granit gemeißelt:

Jagh War Med Landeth Och Landeth Med Mig Wääl Tillfreds.*)

Das glückliche, fröhliche Finnland, als das wir es gekannt haben, ist nun in Trauer gekleidet. Jeder Finnländer weiß, daß die Macht, die sein Land erfaßt hat, alles zerschmettern kann.

Auf den Gerechtigkeitssinn des Zaren allein setzt das finnländische Volk sein Vertrauen. Es will den Gedanken nicht ausdenken, daß das Bestehen seines Vaterlandes aufhören soll.

Wenn aber diese Hoffnung versagt — dieses Vertrauen täuscht — — —

Fern im Westen ist schon ein neues Finnland aufgebaut. In Michigan, an den Scheren des Lake Superior haben die finnländischen Auswanderer ihr eigenes Land wiedergefunden, mit stillen Landseen und dunklen Nadelholzwäldern, kalten Wintern und hellen Sommernächten — da haben sie sich angesiedelt.

*) Ich war mit dem Lande, und das Land war mit mir wohl zufrieden.

Und wie Hiawatha', der Sang vom Strande des Lake Superior, seinen Klang von der Kalewala entlehnt hat, so rauscht der Wind nun durch die Wälder von Michigan und über die tiefen, blauen Seen mit einem Klang aus der alten Heimat der Finnen — ja, fern im Westen wird Suomis Land wieder aufgerichtet, ein starkes und freies Land.

Svidrigailov.

(Dostojewskijsches Motiv.)

Die Vorhänge sind zugezogen, auf dem Tischchen unter dem Fenster schwankt das Wasser in der Karaffe, und der Revolver klirrt leise auf der Tischplatte, denn der Zug fährt in rasender Eile dahin. Das elektrische Licht an der Decke ist halbverhüllt, an einem Haken hängt ein Uniformsrock mit schweren Goldschnüren auf dem Kragen.

Auf dem Schlafsopha liegt Se. Excellenz Svidrigailov mit offenen Augen. Se. Excellenz kann nicht einschlafen. Und doch ist der Weg von Helsingfors nach Petersburg so lang, daß ihm die eintönige Melodie der Räder längst hätte in Schlummer singen sollen. Von seinem Sopha aus kann er den Vorhang vom Fenster zurückziehen — ab und zu zieht er auch nervös an der Schnur und blickt hinaus.

Aber draußen begegnet seinem Auge nur der unendliche Föhrenwald; weiß glänzt er im Mondenschein, alle Zweige sind schwer mit Schnee beladen, alle Zweige strecken sich ihm in einer endlosen Reihe entgegen.

Wer ist bei ihm im Coupé —? Ist er denn nicht allein — reist Se. Excellenz denn nicht in seinem eigenen privaten Wagenabteil — wer ist es, der dort in der Ecke, wo der Mond hereinscheint, zusammengekauert liegt — ein kleines Mädchen mit einem Halstuch über dem Kopf, mit einem zerdrückten Korb in der Hand, und die Hand rot von Beerensaft oder Blut — hingeschleudert, zerschlagen, zerschmettert vor seinen Füßen — —

Vision — Vision!

Der Wald ist es, der sie hervorzaubert. Der öde Wald mit zwei schwarzen Schienen auf dem weißen Schnee. Und tief im Wald eine kleine Station. Hier hat sich Svidrigailov auch einmal erhoben. In einer Sommernacht war es gewesen, einer so zauberhaft schönen Sommernacht, daß sie einem Menschen die Seele berauschte. An der kleinen Station stand wie gewöhnlich ein Kosake auf der Wache, da näherte sich ein kleines Mädchen mit einem Tuch, einen Korb voll Beeren in der Hand und eine Schnur frischer Pilze um den Hals, die sie im Wald gepflückt hat. Und Svidrigailov, der sein Coupé verlassen hatte, um einen Mund voll frischer Waldluft einzuatmen, während der Zug hielt, fand Wohlgefallen an ihr, und er rief dem Kosaken zu:

„He, Kosak, hebe die Kleine zu mir herein!"

Warum liegt sie nun zerschlagen und zerschmettert dort in der Ecke? Er war ja gleich so freundlich gegen sie gewesen, er, Svidrigailov! Wie heißt Du denn, mein kleines Mädchen? hatte er sie gefragt und hatte dabei seine Hand über ihr helles Haar gleiten lassen.

Ich heiße Suomi, hatte sie geantwortet.

Aber er war stark, und die Sommernacht hatte ihn vollständig berauscht, und sie war klein und schwach, und wie hätte sie es vermocht, sich zu wehren, als er Gewalt brauchte, und wer hätte ihr Schreien gehört?

Suomi — biſt Du es, die vernichtet dort drüben liegt — antworteſt Du nicht — willſt Du mir nicht antworten — willſt Du Dich nicht rühren — willſt Du nicht einmal ſchreien?

Suomi ſtarr mich nicht ſo an — ſonſt töte ich Dich! Und Svidrigailov faßt nach dem Revolver, der auf dem Tiſchchen liegt und unausgeſetzt klirrt. Dann zieht er die Hand wieder zurück und taſtet nach dem Heiligenbild, das er unter ſeinem Hemde trägt.

Welches Unrecht hat er denn der Geſtalt gethan, die da vor ihm aufgetaucht iſt? Nicht tieriſcher Naturtrieb, oder rohe Luſt iſt es geweſen — nein, Svidrigailov iſt ein herzensguter Mann — aber etwas in ſeinem Innern hatte ihn dazu gezwungen, etwas, das er nicht kannte, worüber er aber keine Gewalt hatte — etwas, das ſtärker war als er ſelbſt, hatte ihn dazu gezwungen, denn das, was geſchah, mußte geſchehen — Gott wollte es ſo!

Svidrigailov, Svidrigailov — unerbittlich fährt der Zug Dich Deinem Schickſal entgegen!

Wenn das Eis auf der Newa ſchmilzt und der Fluß anſchwillt, und der Nebel über dem Traurigſten von allem Traurigen liegt! Ueber dem Petrowskij Oſtrow und der Peter-Pauls-Feſtung —

Wenn das Waſſer ſteigt und Petrowskijs Moräſte anfüllt, dann lauert Dein Schickſal auf Dich dort hinter dem Birkenwäldchen. Wenn der dumpfe Kanonenſchuß von der Peter-Pauls-Feſtung anzeigt, daß die Newa ſteigt, dann weißt Du, daß der Widerhall, der darauf antwortet, der Knall Deines eigenen Revolvers iſt.

Viſion — wieder Viſion!

Mit einem Satz fährt Se. Excellenz auf und ſchlägt den Vorhang zurück. Immer dieſelbe Ausſicht, dieſelben dichten Föhrenzweige, die mit Schnee beladen, vorbeieilen.

Und jeder Zweig deutet auf ihn:

Rache für Suomi — Rache für Suomi!

He, Koſak, komm herein! Bleibe hier bei mir, Koſak! Ich bin Svidrigailov, Dein Herr — ich fürchte mich, allein zu ſein.

Die weiße Nacht.

Polskaja Tſchajnaja — das polniſche Theehaus — mit vergoldeten Buchſtaben prangt das Schild über der Eingangsthür, aber die Stube, zu der die Treppe führt, iſt nur enge und niedrig mit geſcheuertem Bretterboden und nackten Wänden. Einige Stühle und kleine Tiſche ſtehen in den Ecken umher, und ganz hinten befindet ſich ein breiter Schenktiſch; darauf ſteht der Samowar, worin das Waſſer brodelt. Hinter dem Samowar ſitzt ein junges Schenkmädchen und gießt den Thee ein. Die Gasflamme über ihrem Kopfe wirft einen flackernden Schein auf ihre dicke Haarflechte, die ihr nach polniſcher Sitte loſe über den Rücken hinabhängt, und krankhaft bleich erſcheint ihr Geſicht im matten Schimmer der „weißen Nacht“ draußen.

Zuſammen mit dem weißlichen Tagesſchein dieſer Sommernacht dringt durch das offene Fenſter eine drückende von Juchtenleder geſchwängerte Luft, und drinnen im Zimmer ſelbſt herrſcht eine dicke, von Kuchen und Brot herrührende ſüßliche Atmoſphäre. Der aufwartende Tartar nähert ſich mir, ſein viereckiges, glänzendes Geſicht verzieht ſich zu einem breiten Grinſen beim Eintritt eines Gaſtes.

„Tartar! gieß mir ein Glas Thee ein! Starken Thee, Tartar! Denn

ich bin müde und krank, müde von diesem niemals schwindenden Tageslicht, verwirrt von dem hellen Nachtschimmer, schwindlig von der erstickenden Hitze der Nacht!"

Aber während ich spreche und während der Tartar auf mich zutritt, ist es mir, als ob er aus weiter Ferne komme, als ob er unzählige Schritte machen müßte, ehe er mich erreichte; denn die enge Stube hat sich zu einem hohen und weiten Raum ausgedehnt, worin der Tartar nur ein kleines Gewürm ist, ja zu einer Halle, in deren Tiefe sich gelbe und weiße Lichtstrahlen über den Haarflechten des jungen Mädchens brechen, aus deren blassem Antlitz mich zwei tiefe schwarze Augen unverwandt anstarren.

„Tartar, warum ist das Gesicht Deiner Gebieterin so bleich, warum ist es weiß, weißer als die weiße Nacht da draußen?"

Und der Tartar verbeugte sich tief und demütig vor mir, und wie im Traum verstehe ich seine Sprache.

„O Herr," sagte er, „das kommt daher, daß ihre Gedanken krank sind. Sie sind krank geworden, weil sie immer suchten und trachteten und doch niemals den Weg finden konnten; nein, zu ihm, den sie suchen, finden sie niemals den Weg.

Auf dem Stuhl, wo Ihr jetzt sitzt, Herr, da hat er gesessen; verfroren und verkommen trat er herein. Mit einem ärmlichen grauen Studentenkittel war er bekleidet. Scheu und verschüchtert kam er herein, aber meine Gebieterin goß ihm Thee ein und reichte ihm das weißeste Brot dazu, und nachher legte sie selbst die zehn Kopeken dafür auf den Schenktisch. Keinen Dank wollte sie dafür haben, wenn nur ihre Augen in den seinigen ruhen durften. Und der Tag, an dem sie ihn nicht sehen durfte, der war ein verlorener für sie.

Herr, habt Ihr schon einmal die Kosaken daherstürmen sehen? Wie eine Wolke am Himmel hinjagen kann, so jagen die dampfenden Pferde über den Schnee hin; dieser stiebt wie Staub um ihre Hufe, und die Nagajka, die Kosakengeißel, saust pfeifend durch die Luft.

Zur Zeit der Dämmerung war es an jenem Abend; wir hörten das Traben der Rosse nicht, denn der Schnee lag dick und weich draußen, wir sahen auch nichts, denn ein Schneesturm fuhr ans Fenster, während sie vorbeistürmten — aber einen Augenblick nachher ging die Thür auf, und er schleppte sich herein. Umgestürzt war er im Schnee, und weißer als der Schnee auf seinen Kleidern war sein Gesicht, aber über seine Stirne und quer über seine Wange zogen sich zwei breite, blutrote Streifen — die Spuren vom Schlag der Nagajka.

Sie wollte ihn verbergen, sie, meine Gebieterin, einerlei wo — in ihrer eigenen Kammer! Aber er zögerte.

Der Stuhl, worauf Ihr sitzt, Herr, auf diesen schleuderten sie ihn nieder, sie, die Gensdarmen, als sie ihn festnahmen. Und seither hat ihn niemand mehr gesehen.

Aber seit jenem Tag ist meine Gebieterin nicht von ihrem Platze in dieser Stube gewichen, und kein Tag geht zur Rüste, ohne daß sie mich fragt: „Tartar, wo glaubst Du, daß er ist?"

Was weiß ich zu antworten — nichts weiß ich! Nur das weiß ich, daß in der Peter Paulsfestung die Gefängnislöcher tief sind, und wenn die Frühlingssonne auf die goldenen Zeiger der Kirche scheint und das Eis auftaut und die Newa anschwillt, dann geht es denen, die da unten verwahrt werden, ans Leben.

Was weiß ich zu antworten — nichts weiß ich. Aber ich habe Männer von den Minen im fernen Osten zurückkommen sehen, alt und weißhaarig waren sie, zwanzig Jahre älter erschienen sie, als sie in Wirklichkeit waren, und die

Zähne waren ihnen ausgefallen, und ihre Zungen lallten, wenn sie reden wollten, ihre eigenen Namen konnten sie nicht mehr aussprechen.

Was weiß ich zu antworten, nichts weiß ich! Aber da, wo ich zu Hause bin, da habe ich sie unter dem Joch abmühen sehen, wenn sie, zehn und zehn zusammen, die Barken den Wolgastrom hinaufzogen. Ich habe sie in der brennenden Sandhitze zu Boden sinken sehen — aber was weiß ich, ob er darunter war! Rußland ist gar so groß, meine Gebieterin!

Aber auf jede Antwort, die ich finden kann, o Herr, schüttelt meine Gebieterin das Haupt, und ihre Gedanken wandern, der Newa gleich, dem großen Meere zu. Denn dorthin, das wußte sie, zogen auch seine Gedanken. Ueber das große Meer hinüber sollte ihr Weg einmal gehen — seiner und ihrer zusammen — hinaus in die freie Welt, den Weg entlang, den die Newa fließt, den Weg, den die Wolga fließt — hin über das große Meer."

Wieder verneigt der Tartar sich unterwürfig, und mir ist, als entschwände er meinem Blick; aber ganz hinten in dem Raume, wo die Gasflamme auf dem Samowar glänzt, hat sich das junge Mädchen erhoben, ein brennendes Feuer leuchtet aus ihren Augen, und ich verstehe jedes Wort, das sie sagt.

„Fremder," beginnnt sie, „Du, der Du aus fernen Ländern kommst, hast Du da draußen nicht den gesehen, an den ich denke, oder seine Spur gefunden? Daran kannst Du ihn erkennen, daß er das Nagajkazeichen an Stirne und Wange trägt, und daß seine Augen ebenso brennen, wie die meinigen."

Und ich träume, daß ich ihr antworte:

„Gebieterin," sage ich, „nichts weiß ich von ihm, an den Du denkst, wohl aber habe ich Männer gesehen, die von Geißelschlägen gezeichnet waren. Im ersten Seehafen, den ich in diesem Lande erreichte, habe ich solche Männer gesehen. Wo die Dampfkrahne ächzten, da gingen sie zwischen den Muschiks den lieben langen Tag hindurch vor die Schubkarren gespannt, da keuchten sie in der mit Kohlenstaub erfüllten Luft hin und zurück — den ganzen Tag hindurch wachten die Augen der Gensdarmen über ihnen. Aber in jener Nacht fiel ein Schuß — ein junger Mensch wurde aufgefischt und an Bord unseres Dampfers gehoben — eine Kugel war ihm durch die Schläfe gedrungen."

„Das war nicht er, Fremder — ich weiß es ganz gewiß, er hat sich in das Land der Freiheit gerettet, dorthin, wo keine Geißel geschwungen wird."

„Willst Du erfahren, was ich jenseits des Meeres sah, Gebieterin? — Eine mit Holz gepflasterte Straße sehe ich, gleich der vor Deinem Fenster hier: die Nacht ist erstickend heiß, aber sie ist stockfinster, nicht licht und hell wie diese Nacht hier. Längs dem Bürgersteig sitzen polnische Mädchen wie Du — an ihren herunterhängenden Zöpfen erkenne ich sie — aber die Straße herab sehe ich Männer daherkommen, vor einer Bahre her tragen sie Fackeln, und auf der Bahre liegt ein junger Mann, das Nagajkazeichen kann ich auf seiner Stirne nicht mehr erkennen, denn sein Kopf ist zerquetscht — das große Treibrad in der Fabrik hatte ihn erfaßt. Er war ja der Arbeit unkundig und ungewohnt gewesen, und die Geisel war über ihm, auch dort in dem freien Land. Und die, die den Getöteten nach Hause trugen, in ihren Augen war kein Mitleid zu lesen."

„Das war nicht er, Fremder, erzähle mir nicht von denen, die umgekommen sind, denn ich weiß es — er lebt noch — hast Du denn keinen gesehen, der lebt?"

„Von einem noch kann ich Dir erzählen, Gebieterin. Gejagt war er worden; hinaus auf den äußersten Strand floh er. Aber da, wo das Land aufhört und die Steinmole ins Meer hinausragt, da winkte das Ziel der Freiheit — da lag der große Dampfer. Es krachte und ächzte, es klagte und

ſtöhnte in der Verſtäuung, denn der Dampfer ſchwankte auf und nieder und rieb ſich gegen das Bollwerk, und draußen heulte der Sturm durch die dunkle Nacht. Aber unter der Laterne auf dem Verdeck ſaß ein junges Mädchen dicht in einen Shawl eingehüllt — und als er über das Laufbrett an Bord ſtieg und ſich zum letzten Mal ſcheu umblickte, da erhob das Mädchen den Kopf und ließ den Shawl über die Schultern hinabgleiten, ſo daß der herabhängende Zopf ſichtbar wurde und ihre ſchwarzen Augen ihm entgegenbrannten. Da ſah ich, wie es in den Augen des Gehetzten aufflammte, alle Erinnerungen ſtürmten plötzlich auf ihn ein — Friede und Vergeſſenheit fand er in jener Nacht in ihren Armen, und ſie küßte das Zeichen des Geißelhiebs von ſeiner Stirne fort.

Aber wie blaß iſt Deine Wange, Gebieterin, weißer als die weiße Nacht da draußen!

Tartar! — — Tartar, gieß mir noch ein Glas Thee ein, ſtrohgelb und ſtark ſoll er ſein, denn die weiße Nacht hat mich ſchwindlig und krank gemacht!“

Der Kreml.

Mitten durch den Kreml hindurch führt die öffentliche Landſtraße. Durch große Thore in dicken Ringmauern, wo ehrwürdige Heiligenbilder von den Gewölben herniederſchauen und gierige Adler mit doppelten Schnäbeln und Krallen um die hohen Thorſpitzen kreiſen, geht der Weg hinein über den geweihten Boden, wo Iwan Welikis Schatten hinfällt. Und von der Anhöhe, worauf der Kreml ſich erhebt, zittert und flimmert es durch die ſonnenhelle Luft von den drei kreideweißen, von goldenen Kuppeln geſchmückten Türmen herab — aber der höchſte und vorderſte von den dreien iſt der Iwan Weliki, der Turm, der ſich wie ein Libanon erhebt und weit über Moskau hinausſchaut.

Aber erſt, wenn die Sonne ſinkt — wenn die gezackten Schatten der Ringmauern über die Anhöhe des Kremls hinauswachſen, hinauf an den ſchlanken Türmen, bis ſie die Glocken in den dunklen Schallöchern erreichen — dann iſt es Zeit, den Iwan-Welikiturm zu erſteigen.

Da liegt Moskau, die Stadt der weißen Mauern, einem zu Füßen, ſo weiß und hell, wie keine Stadt im Weſten Europas — von da oben aus geſehen verſchwinden all die krummen Straßen und Gaſſen, und nur die Tauſende von Türmen und Kuppeln zeigen ſich in Gold und allen Farben glänzend im Scheine der untergehenden Sonne. Die Luft iſt leicht und rein, der ſchwere, ſüßliche Dunſt der engen Gaſſen iſt von dem leichten Nebel aufgeſogen worden, der dort tief unten über dem Fluſſe liegt, da wo ſich dieſer um die ſteilen Wälle des Kremls herumwindet. Die letzten Sonnenſtrahlen glänzen auf den goldgetupften, den himmelblauen und den flammend goldenen Kuppeln, die zu den Füßen des Iwan Weliki aufwachſen wie feurige Fliegenſchwärme aus verfaulter Holzerde, eingezäunt von den roten Mauern des Kremls mit den grünſpanfarbigen Pagoden der Wachttürme — und über den zackigen Zinnen erhebt Waſſili Blagenöj, der Tempel Iwans des Schrecklichen, ſeine vielen Köpfe wie eine Maſtodonttraube — alles ſteht noch ſo und leuchtet in der Abendſonne in verlockendem Wahnwitz, wie es einſt im Gehirn des hingegangenen Zaren ausgeheckt worden iſt.

Nun läuten alle Glocken in der weißen Stadt zuſammen, jeder einzelne dieſer flimmernden Punkte und Farbentupfen da unten hat eine Glockenſtimme, die nun zu uns heraufklingt — leiſe ſenkt ſich die Dämmerung wie ein feiner Staubregen, der alle Glut und Lohe auslöſcht, hernieder, und es ſieht aus, als ob ſich die grünen Hügel ganz drüben am Horizont erhöben, während die un-

geheure Stadt langsam ins Thal versinkt. Und wenn dann der Besucher in der Dunkelheit beim Hinabsteigen der Leitern und Wendeltreppen festen Fuß zu fassen versucht, da ergreift ihn wohl eine Art Schwindel, so daß er sich einen Augenblick an einem der Schallöcher ausruht und den Arm auf die mächtige ehrene Glocke stützt, die den ganzen Raum ausfüllt. Und wenn er dann noch einmal auf das Gewimmel von goldigen und farbigen Kuppeln hinausschaut, die da in der Dämmerung zu ihm herauf zu wachsen scheinen, da ist es ihm, als ob er die Finsternis, die alles Licht in der Luft erstickt, aus all diesen Heiligtürmen herausdringen sähe — ihm ist, als ob er hinausschaue in einen versteinerten Wald, einen Wald der Vorzeit, aus jenen Zeiten, wo solche Gewächse die großen Wälder der Erde bildeten, die jetzt unansehnlich sind, wie Schachtelhalme und Farnkräuter und die nur in der Tiefe und Dunkelheit wachsen. Und seine Phantasie wird von diesen Bildern gefangen genommen, die jede Grenze und jedes Ziel, mit denen er früher gerechnet hat, überschreiten — der Gedanke kann das Wunderbarste, das Wahnsinnigste, ausdenken, dort, ganz oben am Schallloch des Iwan-Welikiturms in der tiefen Dunkelheit hinter der ungeheuren, ehernen Glocke, wo keine Fledermäuse und keine Eulen hausen, wie das in den andern Türmen der Fall ist — dort oben, hoch über den Urwäldern der Vorzeit lauert, noch immer das Ungeheuer der Urzeit, der Plesiosaurus.

Der Plesiosaurus — trotz aller Heiligenbilder, trotz Kreuzen und gierigen Adlern, ist er es, das Ungeheuer der Vorzeit, der noch immer ganz oben im Iwanturme auf der Lauer liegt. Und wenn die Dämmerung hereinbricht, breitet er seine mächtigen Fledermausflügel aus — über den Kreml, über die weißen Mauern der Stadt, über den Fluß, der sich an den grünen Hügeln hinzieht, hinaus über die Steppen — und so weit der Schatten dieser Flügel reicht, ergreift Entsetzen die Menschen, machtlos wie sie sind.

Unter der Ringmauer des Kremls leuchten die elektrischen Laternen auf hohen Pfosten. Auf der steinernen Brücke vor der Kapelle der iberischen Madonna, die an der Mauer des Kremls angebaut ist, haben die Pilgrimme sich niedergelassen. Zu Hunderten haben sie sich auf den harten Steinen gelagert, um zu schlafen, die Gesichter vom elektrischen Lichte abgewandt, das auf ihre Lumpen herunterleuchtet. In der Ferne, hoch über dem offenen Platze, hebt sich der Wassili Blagenöj wie ein Traumgebilde vom Himmel ab — ein Monstrum beim Tageslicht, ein Heiligtum in der Dämmerung. Aber hoch über den elektrischen Lichtern breitet der Plesiosaurus unsichtbar seine Fledermausflügel über die Erde aus. —

* * *

Ich verlasse den Kreml auf der öffentlichen Straße durch das heilige Thor. Vor mir liegt der Tempel Iwans des Schrecklichen, und der rote Platz, auf dem ich eben wandle, war seine Richtstätte. Tauben umflattern mich und sitzen auf den Steinen des alten Hochgerichts. Alles, was Schrecken einzuflößen vermöchte, ist nun in der Stille des Abends wie ausgelöscht. Und ich beklage diejenigen nicht, welche auf diesem Platze hingerichtet wurden. Der Rechtgläubige, mochte es nun ein Bojar oder ein Muschik gewesen sein, der hier vor Wassili Blagenöjs Wunderwerk seinen Kopf auf den Block legen mußte, mit all den heiligen Kuppeln des Kremls vor seinen Augen, für ihn muß es gewesen sein, als ob sich die Himmel vor ihm öffneten, und der Streich des Henkers war nur eine Einweihung zur himmlischen Herrlichkeit, die sich hier in seiner letzten Stunde vor ihm offenbarte.

Auf der Wolga.

Heiß brennt die Sommersonne vom Himmel herab, und aus der grauen Wasserfläche der Wolga erheben die Sandbänke ihren glänzenden gelben Rücken. Mit jedem neuen glühend heißen Sommertag werden sie breiter und breiter, es sieht aus, als seien es mächtige Seeungeheuer, die sich langsam aus der Tiefe erheben, um sich zu sonnen. Vorsichtig steuert der Dampfer in der Mitte des Stromes dahin, der kaum tief genug ist, um den Steven zu umschäumen. Am Ufer leuchtet der Sand auf dem steilen Uferrand, dann kommt ein dürres Forchengehölz, und hinter diesem liegt ein dichter Sonnenrauch über glühender Steppe.

An Bord auf dem offenen Verdeck, der mit zerkauten Sonnenblumenkernen bestreut ist, schlafen die Muschik. Es kostet sie nur wenige Kopeken, um einen ganzen Tag mit dem Dampfschiff zu fahren, und ein Tag auf einem Wolgadampfer ist für sie gleich einem Tag im Paradies. Jetzt schlafen sie alle, und ihre hochroten Halstücher und Blusen leuchten im Sonnenschein. Aber zwischen dem vielen Rot sehen die Gesichter merkwürdig bleich und ungesund aufgedunsen aus. Ab und zu jucken die Schlafenden plötzlich zusammen, einer und dann noch einer erwacht mit einem verstörten, erschreckten Ausdruck in den Augen, fällt aber gleich wieder in tiefen Schlaf.

Ich stehe oben auf dem Verdeck mit meinem Kollegen und Freund, Alexei Michailowitsch, und wir schauen auf die Schlafenden hinunter.

Wir haben soeben im Salon zusammen gespeist und uns beim Kaffee allerhand lustige Geschichten erzählt, nun ist er plötzlich ganz still geworden.

Betrachte einmal die, die da unten liegen. Sie kommen von dem verbrannten Land. Im Winter haben sie Hunger gelitten, und sie wissen, daß sie im nächsten Winter wieder Hunger leiden müssen und im übernächsten Winter wieder und immer so fort. Jetzt sind sie im Paradies. Aber die Angst wohnt in ihrem Herzen: die Angst vor dem Winter. Diese Angst verläßt sie niemals — siehst Du, wie sie sie sogar in ihren Träumen überfällt!

Du kennst ihr Land wohl, Du bist ja durch ihre Steppen gefahren. Tage lang auf den Wegen mit den vielen Wagengeleisen — durch die grauen Dörfer auf den öden grauen Feldern, wo das eine Dorf nur einen Steinwurf vom andern entfernt liegt und jedes mit Menschen und kläffenden Hunden angefüllt ist. Vor den Hütten sitzen die vielen steinalten Männer und ein wimmeln der Haufen von kleinen Kindern, und zwischen den Giebeln stehen die Frauen in ihren roten Kopftüchern und dreschen mit schweren Flegeln in den offenen Scheunen. Männer in den mittleren Jahren sahst Du nur selten, entweder fuhren sie mit ihren Frachtwägen der Wolga zu, oder sie lagen faul neben den Oefen drinnen in den Hütten. Denn Vodka giebt es immer, selbst wenn auch der Müller in jedem Dorfe mit leeren Mahlgängen knarren muß.

Du hast sie von ihrer Kirche mit allen Heiligenbildern auf ihre sonnverbrannten Felder hinausziehen sehen, um den heiligen Elias — den Donnergott — um Regen anzuflehen, und Du dachtest, Du könnest verstehen, was Hunger und Not dort bedeutet. —

Aber was der Winter ist, das weiß ich.

Der Schnee liegt auf den entblößten Dachsparren, denn das Stroh ist weggenommen worden, um die letzten Pferde des Dorfes am Leben zu erhalten. Kein Hund ist mehr da, um den im Wagen daherfahrenden Reisenden anzubellen, denn alle Hunde sind tot. Von der andern Seite des Flusses her kamen

die Tartaren, gingen in den Hütten herum und bettelten um totes und halbverwestes Vieh, das kein rechtgläubiger Muschik anrühren will, das haben sie in ihre eigenen Dörfer mitgenommen. Jede Izba im Dorfe ist dunkel, es ist nichts mehr da, in die Oefen zu stecken, und auf den kalten Herdplatten liegen die Männer und Weiber in ihren Lumpen, beide gleich abgestumpft. Die Greise sind an Skorbut gestorben oder wenigstens dem Sterben nahe, und die, die noch Leben in sich haben, sind kraftlos und abgezehrt; ihre Haut ist trocken und eingeschrumpft, die Zähne sitzen ihnen lose im Munde, und ihr Unterleib schwillt bis zum Zerspringen auf. Auch viele Kinder sind gestorben, und von denen, die in einem solchen Winter geboren werden, sieht nicht eines die Frühjahrssonne — und doch sind es meist Kinderstimmen, die man hört, wenn man durch ein Dorf fährt. Den ganzen Tag lang weinen sie vor Hunger, und des Nachts können sie vor Hunger nicht einschlafen. Dies Kindergeschrei empfängt einen von dem Augenblick an, wo man am ersten Heckenzaun des Dorfs vorbeifährt, und diese Töne klingen einen noch in den Ohren, wenn man schon das nächste Dorf über dem Schnee herausragen sieht.

Im ganzen Orte giebt es nichts, gar nichts mehr, das gegessen werden kann. Das letzte Roggenmehl wurde mit zerquetschtem Unkrautsamen vermischt und Brot daraus gebacken, das schwarzen Erdklumpen ähnlich sieht, das herb und bitter schmeckt und wie trockener Sand zerkrümmelt. Dazu hat man Thee gebraut aus den verwelkten Feldkräutern — dann haben sich die Armen auf den kalten Herd gelegt und stumpfsinnig darauf gewartet, daß der Schlaf sich einstelle, gerade wie in den guten Wintern, wenn es Stroh genug gab, im Ofen zu verbrennen, wenn der Hunger nicht ganz so beißend war wie jetzt, und wenn die kleinen Kinder nicht so unaufhörlich weinen — die armen Kleinen, die nicht aufhören zu wimmern, bis der Hunger ihre letzten Kräfte aufgezehrt hat. —

Alexei Michailowitsch schwieg und blickte auf. Die Sonne war eben am untergehen, die Wolga nahm eine bläuliche Färbung an, und dort drüben über den gelben Sandbänken leuchteten die goldenen Kuppeln eines Klosters im Abendschein.

Die Menschen, die da unten lagen und schliefen, erwachten, und bekreuzten sich, während der Ton der Kirchenglocken zu ihnen herübertönte und zu sagen schien:

Für euch läuten wir, ihr rechtgläubigen Muschik, ihr Gottes liebe geduldige Kinder, für euch läuten wir den Sonntag ein — wahrlich, ihr solltet nicht für den morgenden Tag sorgen, nicht im Schweiße eures Angesichts arbeiten, ihr solltet nur beten und gehorchen und euch in Demut beugen! — Wahrlich, ihr werdet erhört werden, ihr, die ihr demütigen Herzens seid!

Und während sie sich andächtig bekreuzen und ihre Gebetsworte murmeln, geht die Sonne unter, und auf einmal bläst der Wind kalt von den Steppen her. Die Muschik verstummen und legen sich dicht neben einander wieder auf das Verdeck. Und zwischen all den hochroten Umhüllungen erscheinen ihre Gesichter doppelt bleich.

Sieh, sagte Alexei, jetzt hat die Angst sie wieder erfaßt! Sie fühlen den herannahenden Winter, dessen ersten Atemzug fühlen sie schon, wie nachtscheue Kinder es fühlen, wenn die Dunkelheit naht.

In kurzem friert die Wolga zu, und der Schneesturm jagt über die Steppen hin. Aber nach dem Sturm liegt der weiße Schnee weich über der Steppe, und es erwärmt einem das Herz, wenn man den blauen Rauch aus dem Dorfe in die kalte Winterluft aufsteigen sieht.

Aber, wenn der Sturm abermals über das Dorf hinfegt und es halb

im Schnee begraben hat, dann wird der Rauch aus dem Kamin dünner und dünner und schließlich ist kein aus dem Dorfe aufsteigender Rauch mehr zu erblicken, und jedes Zeichen davon, daß Menschen da leben, wird vom Schnee verweht.

Unter dem weißen Schnee schlafen die Bewohner des Steppenlandes, schlafen und leiden und sterben. Rossija, Rossija, geheiligt werde dein Name!

Der Herrenhof.

Durch die dichtbelaubten Linden des Parks spielt die Sonne in grünen hellen Flecken auf dem Mosaikboden und dem gedeckten Tisch, wo der alte weißbärtige Diener, der noch wie ein Leibeigener aus früheren Zeiten aussieht, die Theegläser auf seinem silbernen Brett ordnet und den glänzenden Samowar, woraus Mademoiselle eingeschenkt hat, wegstellt. Ungeheure eichene Flügelthüren stehen offen, und man sieht in große Säle mit Gobelins an den geschnitzten Wandflächen, und durch die hohen Fenster des letzten Saales schaut man frei über die Schloßterrasse weg und weit über die Ebene hin.

Im klaren Morgensonnenschein liegt die unermeßliche Ebene vor unseren Blicken da, grau erscheint sie von der Terrasse aus und ganz öde, die grauen Dörfer in der Ferne sind von dem übrigen Grau kaum zu unterscheiden. Später, wenn die Sonne höher steht, und die heiße Luft über der ganzen Ebene flimmert, da fließen alle Umrisse ineinander, und dann ist es, als schaue man von der Terrasse in die Wüste hinein; aber am Abend, wenn mit dem Sonnenuntergang ein leichter Wind sich erhebt, der Kühlung bringt, dann steigen am Horizont Wolken auf, die in violettem und rotem Scheine glühen, und dann liegt die Ebene wie das Meer da, und die bläulichen Farbentöne des Meeres sind darüber ausgebreitet.

Auf der Schloßterrasse steht Mademoiselle mit ihrem kleinen Wolfshund. Sie deutet auf die graue Einöde und sagt: „Le désert."

Und wie um das Bild vollkommen zu machen, taucht in diesem Augenblick im Vordergrund eine Trift zum Hofe gehöriger Kamele auf einer der sonnverbrannten Wiesen auf.

Mademoiselle stammt aus der Schweiz. Sie hat eine Antipathie gegen ein flaches Land, und sie hat auch eine Antipathie gegen ein Land, das keine Geschichte und keine Erinnerungen an eine große Vergangenheit hat.

Hier in Rußland, sagt sie, giebt es keine alten Burgen — nichts, woran sich die Phantasie halten und Nahrung schöpfen kann — wie bei uns in der Schweiz. Sehen sie dieses Schloß; alles ist neu und modern hier, und so sind sie alle, die andern Schlösser auch, wenn sie nicht ganz verfallen und vernachlässigt sind. Und betrachten sie die Dörfer! Hier dicht vor dem Park des Schlosses — da leben tausende von Bauern, von denen nicht einer lesen noch schreiben kann. Im Aberglauben sind sie noch befangen, wie in den trübsten Zeiten des Mittelalters — es ist, als lägen Jahrhunderte zwischen denen dort in der Schweiz und uns hier — dans ce coin perdu.

Rußland ist das Land der großen Gegensätze — und nirgends fühlt man das so deutlich, als hier auf diesem Schlosse. Denn der rechtmäßige Herr, der Herr, dessen Güter so groß sind, wie ein kleines Königreich, muß in der Verbannung leben.

Ja, er ist in der Verbannung, weil er anders über die vielen Tausende dachte, die zu seinen Füßen wie im Mittelalter dahinlebten. Er glaubte, daß auch dieses Volk teil haben sollte an dem Fortschritt der Welt, und er in seiner

Stellung glaubte sich berufen, das Werk zu beginnen. Hier in seinen Dörfern baute er Schulen.

Aber wer Schulen baut, der rührt an der Ordnung der Dinge mit einer allzu eigenwilligen Hand. Er rüttelt an dem Grundprinzip, das in den letzten Jahrzehnten in Rußland geherrscht hat. Unser Land ist so mächtig und groß, daß es sich selbst genügen kann, unser Volk ist so genügsam, so gut und so tapfer, daß wir es so lange als möglich, am liebsten für alle Zeiten, so erhalten müssen. Vor aller Ungenügsamkeit, allem Streit, aller Unruhe und Unzufriedenheit, die die Aufklärung dem übrigen Europa gebracht hat, wollen wir unser Volk bewahren. Und wir können es so, wie kein anderes Volk es könnte; die anderen Völker sind gezwungen, mit ihrer Aufklärung immer weiter vorwärts zu gehen, sie können den Geist des Unfriedens, den sie mit sich gebracht hat, nicht mehr dämpfen, wir allein können ihm Widerstand leisten, denn bis jetzt haben wir noch gar nicht damit angefangen.

Der Herr von W. aber dachte anders darüber. Er glaubte an Aufklärung und Fortschritt. Er glaubte, daß die Zukunft Rußlands auf einem anderen Ideal aufgebaut werden könnte und sollte, als auf dem ganz unwissenden Muschik, seinem „Mir" — der Dorfgemeinde — und der einzigen rechtgläubigen Kirche. Gegen Rußlands versteinerte Kirche, die mehr als jede andere das Volk geistig drunten hält, richtet er seinen ersten Angriff, nicht gottesleugnerisch, nicht niederreißend — sondern mit Reden und Predigten und Traktaten nach englischem und amerikanischen Muster kämpfte er um ein wenig mehr Erleuchtung, ein wenig mehr Freiheit. In Petersburg hatte niemand etwas dagegen, da herrscht die vollkommene „liberté des salons." Aber als der Fürst zu den Bauern auf seinen Gütern hinaus zog, als er ihnen Schulen baute, als er sie lesen und schreiben ließ, als er seine religiösen Traktate auch für sie schrieb — da wurde er „gebeten", Rußland zu verlassen.

Er konnte nicht ausführen, was er sich vorgenommen hatte, er wurde nur ein Vorläufer für ihn — den Mann, der nur dies Evangelium predigt — für ihn, an den die Hand nicht gelegt werden darf, weil Millionen Menschen in Rußland ihn als einen lebendigen Heiligen betrachten — für ihn, Leo Tolstoi.

Im Schlosse W., in den großen Sälen, stehen zwischen den Erkerfenster eine Anzahl Marmorbüsten von alten griechischen Philosophen. Aber es giebt viel viel mehr russische Heilige, als es jemals griechische Philosophen gegeben hat — und hier, in dem Reiche des Zaren, haben die langbärtigen Heiligen die Oberhand bekommen und sie behalten.

Mademoiselle hat recht, das, was wir hier im innersten Rußland sehen, wo der Boden und die Bebauung des Bodens alles ist, und wo noch keine Industrie festen Fuß gefaßt hat, das ist noch das tiefe Mittelalter. Das Mittelalter in Glauben und Denkungsart, das Mittelalter in der Bauerntracht, in den Handwerkszeugen und den Wohnungen, ja in jedem Gesichtszug des Muschiks, und wer wirklich einen Genuß von seiner Reise haben will, muß in all diesem ein lebendiges Bild sehen, ein Bild, das ihm das Leben und die Menschen seines eigenen Landes, wie sie vor vielen hundert Jahren gewesen sind, vorführt. Und wer weiß — zu jenen Zeiten vor vielen hundert Jahren, da lebten die Menschen vielleicht zum mindesten ebenso zufrieden und glücklich als jetzt!

Aber hier unterbricht mich der Gutsinspektor — er stammt aus den Ostseeprovinzen und vertritt die fortgeschrittene Landwirtschaft — und er frägt mich, ob ich denn alles vergessen habe, was er mir gezeigt, sowohl Lokomobile als Säemaschinen, von dem Pferdestall des Gutes gar nicht zu reden. Ob ich wohl all das und ihn dazu — zum Mittelalter rechnen wollte? Oder ob

ich etwa das auch mittelalterlich nenne, daß er, der die Polizeigewalt hier habe, bei den ersten Zeichen des ganz undenkbaren Gedankens, daß ein Muschik vom Dorfe sich aufsätzig zeigen würde — daß er da mit einem einzigen Druck auf den Telegraphenknopf eine Abteilung Kosaken herbeirufen könne — rrutsch! Ihre Popen freilich — und ihre Heiligenbilder — ihre hundertundvierzig Feiertage im Jahre — die könne man allenfalls mittelalterlich nennen, darin stimme er mit mir überein, und das patriarchalische Verhältnis, das noch überall zwischen dem Gutsherrn und den Bauern bestehe, das sei allerdings auch etwas, das eigentlich auch den alten Zeiten angehöre. —

Aber warten Sie, nun will ich im Ernst etwas aus den früheren Zeiten erzählen!

Der alte Adelsmarschall sollte in der Kirche beigesetzt werden. Er war auf seinem Schlosse krank geworden; mit dem kalten Brand an beiden Beinen hatte er sich ins Spital überführen lassen, und da war er gestorben.

Ein Grand Seigneur nach der guten alten Art war er gewesen, ein Vater für seine Leibeigenen, und wenn er sich im Winter langweilte, ließ er von Moskau eine russische oder französische Operettengesellschaft kommen in seinen Winterschlitten, die wie ganze Häuser auf Läufen eingerichtet und mit Oefen versehen waren, in die die hinten aufgepflanzten Diener beständige Holzklötze warfen — ja in diesen märchenhaften, mit sechs Pferden bespannten Herrschaftsschlitten, die man selbst gesehen haben muß, um die russischen Wolfsgeschichten verstehen zu können, von den Wölfen, die die Diener, die hinten auf den Schlitten standen, auffraßen. Tagelang ging die Fahrt bei kaltem, glitzernden Sonnenschein über die unendlichen Schneefelder dahin und auch die Nächte hindurch bei funkelndem Sternenschimmer, während die Wölfe rund herum am Horizont einander anheulten.

Da meldet die Sage, daß der Adelsmarschall in den Operetten, die er in dem auf seinem Schlosse eingerichteten Theater aufführen ließ, selbst mitgespielt habe, und weit in die Steppe hinein sei der Schall von dem Leben, das da geführt wurde, gedrungen.

Dann wurde der Adelsmarschall alt und einsam, und nun war er gestorben.

Die Landstraße entlang in der Richtung nach der Kirche kommt der Leichenzug daher: Zuerst der Diakonus, der das Rauchfaß schwingt, dann ein Chorknabe mit dem Sargdeckel auf dem Kopf, und darauf Muschiks des Guts, die den offenen Sarg tragen; hinter dem Sarg folgt der Pope in seinem violettfarbigen Talar. Und vom Dorfe sind alle Frauen und jungen Mädchen in ihren roten Kopftüchern und rotgesprenkelten Kleidern herbeigekommen, und während der Zug an dem kleinen Spital vorüberzieht, zeigen sich alle die Hinkenden und Blinden und Gichtbrüchigen, die auf ihn gewartet haben, und schließen sich ihm an. Sie begleiten ihn in die Kirche hinein und stellen sich rings um den Sarg auf, der vor dem goldschimmernden Ikonostas und den flackernden Wachslichtern steht.

Und während die langgezogenen einförmigen Töne des Totenliedes hinter dem Ikonostas erklingen, und die jungen Mädchen und die Hinkenden und die Einäugigen und die Gichtbrüchigen sich um den alten Herrn drängen, der wie eine Gestalt aus einem Andersenschen Märchen in seinem offenen Sarge liegt, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß dies das letzte Schauspiel sei, bei dem er eine Rolle spiele, und mir ist, als könne ich das feine Lächeln deuten, das auf dem alten Grand-Seigneur-Gesicht liegt — als ob er sagen

wollte, auf französisch natürlich: „J'ai bien joué mon rôle, mais dans quel coin perdu!“

* * *

In dem kleinen Spital von W. war die Arbeit in vollem Gang. —

Lotutjie otriady — fliegende Kolonnen — so nennen die russischen Augenärzte ihre freiwilligen Berufsreisen, die sie jedes Jahr ins Land hinein machen. — Die Zahl der Blinden in Rußland ist weit größer als in irgend einem anderen Lande von Europa. In dem europäischen Rußland allein waren es bei der letzten Volkszählung Hunderttausende. Die Ursache der Blindheit ist vor allem andern die ägyptische Augenkrankheit und die Pocken, und dann erst kommen die Ursachen, die in andern Ländern in erster Linie gerechnet werden, nämlich die Augenentzündung der neugeborenen Kinder und der graue Star des Alters. Damit ist also gesagt, daß unberechenbar viele der Blinden hätten geheilt werden, oder doch wenigstens einen Schein des Lichts behalten können, wenn sie bei Zeiten unter kundige Behandlung gekommen wären, oder wenn nur die Hilfe nicht unüberwindlich weit entfernt gewesen wäre.

In dieses Land nun, wo das Arbeitsfeld ohne Grenzen ist, schickt die Société Marie — die Gesellschaft der Kaiserin Wittwe Maria Feodorowna — jedes Jahr ihre „fliegenden Kolonnen“. Jede Kolonne besteht aus einem besonders dazu ausgebildeten Augenarzt und einem jungen Arzt oder Hospitalskandidaten als Assistent. Die Kolonne bekommt ihren Bezirk angewiesen, der oft viele Tagreisen weit von der nächsten Eisenbahnstation und immer weit von den großen Städten entfernt ist — in der Nähe der großen Städte sind solche Expeditionen ja überflüssig. Die Arbeit bei einer fliegenden Kolonne ist freiwillig, und die Kolonne bleibt mindestens sechs Wochen an demselben Platz, meistens aber über zwei Monate.

Die Arbeit der fliegenden Kolonne ist folgende: Alle Augenkrankheiten, die Erblindung herbeiführen können, herauszufinden und zu behandeln; überall zu operieren, wo eine Augenoperation das Augenlicht erhalten oder die verlorene Sehkraft wieder geben kann, und zugleich alles zu thun, um den russischen Bauern aus seiner Gleichgültigkeit gegen alles, was Augenkrankheit heißt, aufzurütteln. Und die Arbeit beginnt sofort, nachdem die Kolonne an ihrem Bestimmungsort angekommen ist. Aus all den Dörfern ringsum, viele Werften weit her, sind die Kranken schon angekommen — entweder in der Kreisstadt selbst oder in dem Herrenhofe am nächsten gelegenen Dorf, wo die Kolonne gerade ihren Aufenthalt genommen hat.

Um 8 Uhr morgens öffnet sich dann die Thür des Spitals, und vom Morgen bis zum späten Abend geht die Arbeit so regelmäßig vor sich, wie in einer Klinik der Hauptstadt. Zuerst werden die Kranken, die ins Spital aufgenommen worden sind, untersucht, dann die Operationen, die am Tage vorher bestimmt werden, ausgeführt, und hierauf erst werden neue Patienten zugelassen.

An der Eingangsthür steht ein Feldscherer — der gute alte Feldscherer, der in Rußland immer noch vorkommt — ihm überläßt der Distriktsarzt willig die Kolonne, und den größten Teil des Tages ist er auch von Nutzen, bis er schließlich zu reichlich Vodka zu sich genommen hat. Am Nachmittag, so gegen Abend giebt er regelmäßig das Kommando ab, und die energische finnländische Oberkrankenpflegerin nimmt seinen Platz ein. Punkt neun Uhr schließt sie die Thüre, ohne Rücksicht darauf, wer noch draußen stehen mag, und mit echt russischer Geduld ziehen sich die Wartenden in das Dorf zurück und legen sich hinter den Ofen.

Eine fliegende Kolonne in Rußland, das ist der herumziehende Starstecher der alten Zeiten: aber es ist der herumziehende Starstecher auf der Höhe seiner Wissenschaft, der nach spitalmäßig durchgeführter Methode arbeitet — und das ist ein Riesenunterschied.

Aber was nützt alle detaillierte Beschreibung — die Stimmung, die einen solchen Arbeitstag beherrscht, kann ich doch nicht hervorrufen! Ich muß daher ein Gedankenexperiment versuchen. Denkt euch ein Land, so groß als Jütland; nehmt alle Eisenbahnen weg und laßt nur einen dünnen Telegraphendraht übrig, nehmt die nächsten Städte weg und verringert die andern zu namenlosen Bezirksstädten, füllt das Land mit grauen, strohgedeckten Dörfern und setzt da und dort einen Herrenhof dazwischen, kleidet dann alle Leute in Kaftane und Koller, gebt ihnen einen ungeheuren Thonofen und ein Heiligenbild in jede Hütte und hüllt sie in die Sitten und die Denkungsart der alten Tage — schickt dann eine fliegende Kolonne wie die unsrige in ihr Land, ruft sie zusammen, meilen- und meilenweit her —

Sie drängen sich auf der Staffel vor dem Spital zusammen, sie lagern sich im Grase vom frühen Morgen an, Tschereminen und Mordwinen, und wie die Volksstämme alle heißen, von denen der eine des andern Sprache nicht versteht — uralte Patriarchen, die von jungen Mädchen geführt werden, tartarische Kujazen mit ihren Frauen und Säuglingen, die die Mütter zwanzig und dreißig Werften hergetragen haben. In dem engen Flur hocken sie durcheinander am Boden, in die kleine Stube dringen sie herein, wo wir drei, aus denen die Kolonne besteht, den ganzen Tag beschäftigt sind.

Unsere finnländische Diakonissin brummt und schilt, um die Armen zurückzuhalten, während sie daneben den beiden Bauernmädchen, die ihr als Krankenwärterinnen unterstellt sind, Befehle erteilt. Diese stehen draußen im Gang und schneiden Brotlaibe, Schwarzbrot und Weißbrot, in Stücke, die unter die Wartenden verteilt werden sollen.

Die Nacht bricht an, während die Leute noch immer warten, aber dann werden die Lampen angezündet, die Arbeit geht weiter, und niemand fühlt sich müde.

Bis die Trojka vom Herrenhof draußen hält und Mademoiselle hereinkommt. Sie muß sich durch die wartende Schar hindurch drücken, um die Thüre zu erreichen, und im Flur muß sie sich durch all die im Halbdunkel am Boden Kauernden einen Weg bahnen. Sie lächelt: „La patience russe!“ sagt sie.

Und während sie ins Operationszimmer tritt, wo eben die letzten Verbände angelegt werden, lächelt sie wieder und sagt: „L'enthousiasme russe.“

Ja, bis zuletzt hält der echte russische Enthusiasmus bei der Arbeit aus, dieselbe echte Begeisterung, die früher schon die jungen Männer und Frauen hinausgetrieben hat, um dem Volk Freiheitsideen zu predigen, dieselbe Begeisterung begleitet sie zu dieser Arbeit, wo nicht geredet wird, sondern gehandelt — dieselbe Freude, ihre Kräfte für das Volk, das sie lieben, zu opfern.

* * *

Es wird auf dem Schlosse spät gespeist, meist nicht vor 10 Uhr abends. Um diese Zeit ist auch die Post angekommen — wenn es gerade Posttag ist — mit 14tägigen Briefen und alten französischen Zeitungen. Da genießt die versammelte Kolonne die wohlverdiente Ruhe auf der Schloßterrasse.

Die Nacht ist warm und windstill. Ueber der Ebene ist der Mond auf-

gegangen. Kein Laut iſt zu vernehmen, keine Mücken ſummen, keine Fledermaus fliegt vorbei, kein Vogel bewegt ſich.

Aber ganz draußen auf der weiten Ebene, ſo weit, daß das Auge ſie nicht erreichen kann, kommen wieder Wälder. Und auf einmal hören wir von der äußerſten Ferne her einen langezogenen Ton. Er klingt keineswegs wie das gewöhnliche Hundegeheul aus den Dörfern, es iſt ein viel durchdringender ein anhaltender Ton —

Wolkki!

Die Wölfe ſind es, die in der Ferne heulen.

Und jeder von uns muß unwillkürlich an zwei menſchliche Weſen denken, die wir heute geſehen haben: ein kleiner zehnjähriger Knabe, der mit ſeiner blinden Mutter an der Hand von einem 80 Werſten entfernten Dorfe hergekommen war. Seit Jahren ſchon war ſie blind, ſeit Jahren hatte ſie hinter dem Ofen gelegen ohne Nutzen für das Haus. Nun hatte ſie von uns gehört, und der kleine Knabe hatte ſie an der Hand genommen und ſie den langen Weg nach W. geführt. Wir aber konnten ihr nicht helfen. Und ohne Murren hatte ſie ſich wieder fortführen laſſen.

Nun gingen dieſe beiden den 80 Werſten weiten Weg Schritt für Schritt heimwärts. Tage und Nächte hindurch müſſen ſie wandern. Und ihr Dorf liegt auf der anderen Seite der großen Wälder, wo wir die Wölfe heulen hören.

Die Gotteskinder.

In dem heiligen Rußland giebt es keinen Weg und keinen Steg, wo die nackten Füße der Gotteskinder nicht einen Fußtapfen neben dem andern in den Staub drücken, nirgends grünt ein Wald, wo ſie auf ihrer Wallfahrt nicht in breiten Streifen das Gras niedertreten, keine Gaſſe oder Straße giebt es in irgend einer Stadt, wo man ihnen nicht begegnet; den Eiſenbahnlinien entlang haben ſie wie Ameiſen einen Pfad gebildet, und kein Flußdampfer ſtößt von ſeinem Bollwerk ab, ohne daß Gotteskinder mit an Bord wären. In Schafpelze gekleidet, barfuß, oder Lumpen und Birkenbaſt um die Beine gewickelt, den Pilgerſtab in der Hand und den Zwerchſack über der Schulter, auf dem Wege nach Klöſtern, Kirchen, Heiligenſchreinen oder wunderthätigen Bildern wandern die Gotteskinder auf den breiten Straßen des Zaren dahin. Unzählige ſind der Heiligtümer, die auf Rußlands Boden vom Kaukaſus an bis zum weißen Meer verſtreut liegen. Aber keins von allen liegt vergeſſen da — kreuz und quer, durch das ganze ungeheure Reich, und von den Grenzen des Reichs bis hinunter zum heiligen Grabe in Jeruſalem wandert der endloſe Zug der Pilger. Alte Männer und Frauen, kleine Kinder und wieder Frauen — betteln ſie ſich durch und wandern von Dorf zu Dorf, bis das Ziel erreicht iſt, nämlich die Klöſter mit den goldnen Kuppeln, wo Mönche mit langem Haar, das ihnen über die Schulter hinabwallt, und in der Mitte geteilten Bärten, wie auf ihren Chriſtusbildern ſelbſt, ſie empfangen und lange Tiſche mit Kohlſuppe und Brot für ſie decken, wo ſie in der Kloſterkirche dann die alten, braunen, in Gold gefaßten Heiligenbilder küſſen dürfen. — Aber ſobald ſie ſich ausgeruht haben, liegt der Weg wieder vor ihnen, der Weg, der zur Errettung ihrer Seele und zur Ehre Gottes gewandert werden muß, Werſt für Werſt, bis wieder ein von goldener Kuppel überragtes Heiligtum ihnen weit draußen in der Ferne entgegenſchimmert.

Aber obgleich ſie in ungezählten Scharen auf den Landſtraßen ſo dicht

wie weiße Ameisenschwärme dahinziehen, so leiden die Gotteskinder doch niemals bittre Not. In jedem Dorfe giebt es für sie Brot und einen Platz hinter dem Ofen. Und im Winter beim Herdfeuer oder in den hellen Sommernächten um den Dorfteich gelagert, vergelten die Pilger die gute Aufnahme und berichten die Neuigkeiten aus den Nachbardörfern und erzählen von den Heiligen, sowie von dem, was sie selbst an den heiligen Stätten gesehen haben.

Die Legenden sind wohl die einzige geistige Nahrung des russischen Bauern. Und jeder der unzähligen Heiligen ist nach dem eigenen Bilde des Muschiks geschaffen, daß er nicht anders kann, als sich selbst in dem einen oder dem andern wieder zu erkennen. Nun haben aber die meisten Heiligen nichts anderes gethan oder vollbracht, als jeder rechtgläubige Iwan selbst auch thun könnte — seinen Leib kasteien, sein Fleisch töten — und wenn der Iwan sich dann auch nicht selbst sogleich den wandernden Pilgern anschließt, so arbeiten seine Gedanken doch weiter in seinem Gehirn, bis er eines Tages selbst seinem Lieblingsheiligen es nachzuthun versucht — seinen Leib kasteien, sein Fleisch töten — wenn er dann auch nicht gerade in vollkommenem Wahnsinn endet, wie die, die sich selbst verstümmeln, oder die, die sich selbst vernichten — die Chlysty, du Skoptzen, die vom Verein der weißen Tauben — oder wie die, die sich in religiöser Extase mit samt ihren Glaubensgenossen selbst verbrannt haben, oder die, die sich lebendig begraben ließen, weil der oder jener Heiliger gerade in Folge solch eine Selbstvernichtung heilig gesprochen wurde.

Und darum muß ein Abgrund sein, ein Abgrund der Finsternis zwischen denen, die wahre Gotteskinder sind, und denen, die es nicht sind — ein Abgrund zwischen den orthodoxen und den Altgläubigen, den Raskolniki — ein Abgrund zwischen denen, die das Zeichen des Kreuzes mit zwei Fingern machen und denen, die es mit drei thun.

Wo immer in der Welt man hinkommt, nach den Prairien Amerikas, auf die Steppen Rußlands, in die Thäler Norwegens, oder auf die jütländischen Heiden — es ist immer dasselbe: Die Logik der Gotteskinder bleibt immer dieselbe, immer vernichtend streng, immer bis an die äußersten Konsequenzen durchgeführt, und immer wird da ein Abgrund verlangt, ein unübersteiglicher Abgrund der Finsternis zwischen den wahren Gotteskindern und den andern. —

Doppelt heilig ist Rußlands heilige Erde an der Stelle, wo sie von den Wäldern des Sergiusklosters umschlossen wird, denn diese Klosterfestung, die über den Gebeinen eines Höhlenbewohners errichtet ist, errettete einst das Reich, damals als vor dreihundert Jahren polnische Heerscharen aus dem geplünderten Moskau auszogen. Vor den Mauern des Sergiusklosters war der Siegeszug zu Ende, einen ganzen Sommer und einen Winter lang lagen sie auf der Ebene davor und belagerten die Festung. Dreimal hatten sie versucht, das Kloster zu stürmen, dann kamen die Bojaren und die Muschiks mit ihren Herren, und die russischen Muschiks schlugen die polnischen Schlachzichs in die Flucht. Auf diese Weise webt der Glaube nnd die Geschichte des Vaterlands Faden um Faden ineinander zu einer unauflöslichen, einer heiligen und unveränderlichen Einheit, und weh dem, der mit gottloser Hand es wagen würde, den geringsten Faden daran zu zerreißen, weh dem, der nur ein einziges Heiligenbild anders malen wollte, als der heilige Sergius es gemalt hat, er würde sicherlich ausgestoßen werden!

Aber selbst der geringste Pilger soll nicht für zu gering geachtet werden um einzutreten. Der Glockenklang läutet über die Ebene hin und ruft: Jeder der ein Gotteskind ist, betrete frei den geheiligten Boden, er soll sicherlich gespeist und gekleidet werden.

Es ist Mariä Himmelfahrt. Wie weiße Ameisenschwärme kommen die

Pilgerscharen in der glühenden Sonne über die Ebene daher. Der hohe weiße Klosterturm und dessen goldene Kuppeln glänzen im flimmernden Schein des Sonnennebels draußen am Horizont. Und drinnen im Kloster zwischen den kuppelüberragten Kirchen, ostländischen Kiosken und steilen roten Festungsmauern, da drängen und scharen sie sich zusammen um ein Stück Schwarzbrot und eine Schüssel Kohlsuppe, die Gotteskinder, die sich eben an Gold und Perlen und Edelsteinen satt gesehen haben — die eben mit ihren eigenen Augen geschaut haben, wie reich und wie mächtig ihr Heiliger ist, der heilige Sergius, er, der hier im Leben an einer Erdhütte sich genügen ließ.

Die Tauben flattern um ihre Köpfe, der Geruch ihrer Schafpelze und ihrer dicken Kleider vermischt sich mit dem Geruch des Kohls, und so oft einer der Mönche zu ihnen herauskommt, ist es, als ob sich der Weihrauchduft seiner Kutte auch darein mische. — Droben von dem hohen Turm läutet die Glocke einförmig: Was sind Jahrhunderte hier in diesen Mauern? Die Gotteskinder kommen hierher, ein Geschlecht nach dem andern, jetzt wie in früheren Zeiten, derselbe Muschik heute, wie von alters her, wie damals, als die Helmbüsche der Polaken draußen auf der Ebene wehten.

Da wird der einförmige Glockenklang unterbrochen, von allen Kuppeln hämmern die Glocken mit jubelnden Tönen, die über die Ebene hinschallen, darein:

Das Land gehört dem Zaren! Der Muschik eroberte es für ihn, soweit das Auge sieht, die Gotteskinder gewannen es für ihn, soweit der Gedanke reicht! Das Reich gehört dem Zaren!

Und die Glockentöne werden leiser, und es ist, als ob alle diese Glocken mit jedem einzelnen der Pilgrimme eine Sprache redeten, die er versteht: Kommt herbei, all ihr Gotteskinder, so elend ihr auch sein möget! So lange Glockenklang in Rußland ertönt, so lange habt ihr auch eine Stätte, wo jeder von Euch als Mensch geschätzt wird, einen Ort, wo der eine dem andern nicht im Wege steht, denn ihr seit alle Gottes und des Zaren Kinder — eine Stätte auf Erden, wo das rechte Christentum noch lebt, so wahr als das Christentum die Religion derer ist, die von Herzen demütig sind! —

Und mir, der ich unter der Schar mit meinem Photographieapparat herumwandle, mir sagt der Glockenton auch etwas: Du ratloser Fremder, wäre es denn nicht ein Glück, eine dieser weißen Pilgerameisen zu sein, demütig, sich selbst vergessend, von einem Heiligenbilde hypnotisiert, hungrig wie ein Wolf nach einer langen Wallfahrt und nun in Kohlsuppe und Schwarzbrot schwelgend.

* * *

Ein Fremder war zu einem Fest in Moskau geladen worden. Die Dame des Hauses saß neben ihm bei Tisch, und im Laufe des Gespräches fragte sie ihn:

„Wann kommen Sie nun wieder nach Rußland?"

Und der Fremde, der Rußland nur im Sommersonnenschein gesehen hatte, antwortete während er das Glas seiner Dame mit Krimchampagner füllte:

„Dann komme ich wieder, — dann, wenn es geschähe, daß ich einmal rettungslos arm, elend und jämmerlich wäre, wenn ich mich aus der Gesellschaft meiner Mitmenschen ausgestoßen fühlte — dann würde ich nach dem Osten ziehen, denn nur hier, habe ich gesehen, daß auch der Elendeste und Aermste noch als ein Mensch unter Brüdern geachtet wird."

Natascha.

Durch das feine Laub der Birken strahlt die Sonne in die Dorfkirche hinein; sie spielt auf deren weißgetünschten Wänden mit den indigoblauen Zwiebeldolden darauf, das dreiarmige, goldene Kreuz über der obersten Zwiebeldolde glitzert mit goldnem Schein. Die Birken werfen einen dünnen Schatten auf die breite Straße draußen, aber die lange Häuserreihe mit den gezackten Giebeln und bunt bemalten Läden liegt in dem brennenden Sonnenschein da. Zwischen den Blockhäusern sind Heuböden aufgeschlagen, und plumpe, schwerfällige, hölzerne Pflüge lehnen unbenützt an den Balkenwänden. Auf dem glühend heißen Weg ist außer ein paar Kindern kein lebendes Wesen zu erblicken, diese aber sonnen sich in Gesellschaft der Schweine des Dorfes vor der Häuserreihe, und ganz draußen, wo die Hecke, die das ganze Dorf umgiebt, an die Landstraße stößt, da sitzt der alte Wächter in seiner Strohhütte unter dem Pfosten, worauf das Bildnis des Dorfheiligen angebracht ist. Sommerwarm und ganz still ist es ringsum, der einzige vernehmbare Laut kommt vom Dorfteich dort hinter der Kirche her, wo die Dorfweiber waschen; es ist der Ton des taktfesten Aufschlagens der Wäsche auf den Waschbrettern.

Aber zwischen den Sonnenblumen an der Kirchenmauer taucht jetzt ein alter Pilger auf. Er hat sich erhoben, die Baststreifen fester um die Knöchel geschnürt und einen morschen Riemen um sein zerfetztes Hemd gebunden; gebeugt und barhäuptig, mit langem ineinander verwirrten Haar und Bart, tritt er mit seinem Sack über der Schulter hinaus in die Sonnenhitze und geht auf die Häuserreihe zu. An jeden einzelnen der blau und rot bemalten Läden klopft er mit seinem Pilgerstab und bleibt dann geduldig stehen, bis jemand einen Laden aufmacht oder zu ihm herauskommt, und wenn niemand kommt, geht er eben so geduldig ans nächste Haus, denn er bettelt ja zu Gottes und der Heiligen Ehre.

Langsam wandert er durch das Dorf bis zur Hecke; da bleibt er stehen, bekreuzt sich vor dem Heiligenbilde und schaut von der Hecke aus über die Steppe hin. Gelbgrau und von der Sonne versenkt breitet sich diese so weit das Auge reicht vor ihm aus und hinein führt die breite Straße mit vielen ungleichen Wagengeleisen — sie führt dahin, wo Gott es haben will, und verliert sich in der öden Ferne, Gott mag wissen, wo. Aber dort zieht sich ein Streifen grünen Hanfs quer über den grauen Boden hin, und vom Steppenweg führt eine gegrabene Fahrstraße nach dem hellen Birkenwäldchen, das die Anhöhen hinter dem Dorfe bedeckt. Dort zwischen den Bäumen kann man auch die roten Mauern und den Turm eines Herrenhauses wahrnehmen.

Hinüber nach dem hellen Walde starrt der Pilgrim, dann läßt er seinen leeren Sack von der Schulter herab in den Staub der Landstraße sinken, tritt in die Strohhütte hinein, um den alten Dorfwächter zu wecken, der da in seine Lumpen gehüllt auf dem Boden zusammengekauert schläft. Denn den ganzen Tag zu wandern, ohne mit einem Menschen ein Wort zu wechseln, das ist für einen Pilger härter, als Hunger und Durst zu leiden.

Am äußersten Ende des herrschaftlichen Parks ist eine Baracke für Kranke errichtet. Viele Werften weit kommen die Kranken und Gichtbrüchigen dahin, und jeden Morgen liegen Neuangekommene im Grase vor der Thüre des Hospitals.

Drinnen scheint die Sonne auf frisch gewaschene Fußböden und hell angestrichene Wände, auf zierlich hergerichtete Betten mit weißen Laken und hochroten Teppichen. Mitten im Zimmer sitzt Natascha auf dem Boden im Sonnenschein und spielt mit dem kleinen Heiligenbild, daß sie an einer Schnur

um den Hals trägt. Sie ist rein gewaschen, in reine, weiße, dem Spital gehörige Wäsche und eine rotgestreifte Bluse gekleidet, ihr krauses, fast weißblondes Haar hängt über Augen und Ohren und über ihr sonnenverbranntes Gesichtchen herein. Natascha ist ungefähr acht Jahre alt, und ihre Mutter hat sie aus einem viele Werften entfernten Dorfe hierhergebracht.

Natascha ist blind geboren, sie hat niemals sehen können, höchstens konnte sie hellen Sonnenschein von dunkler Nacht unterscheiden. Nun, das war eben Gottes Wille! Aber für die Mutter war das am schlimmsten gewesen, daß des Kindes blaue Augen in einer fortwährenden Bewegung begriffen waren, so daß sie sich unaufhörlich im Kreise drehten. Jetzt hatte der Arzt Natascha operirt, gleich nachdem sie angekommen war, allmählich, ganz allmählich würden ihre Augen nun sehend werden, langsam aber unfehlbar. Tag und Nacht kann sie nun schon genau unterscheiden, und sie fängt auch an, die Gegenstände um sich herum zu erkennen; sie richtet einen einigermaßen sichren Blick auf das, was sie betrachten will, und sie erträgt es nicht mehr wie früher, gerade in die Sonne zu sehen, doch kann sie noch nicht gut andere Dingen anfassen, als die, nach denen sie bis jetzt getastet und gegriffen hatte; deshalb spielt sie auch noch immer am liebsten mit dem kleinen Heiligenbild, das sie um den Hals unter ihrem weißen Hemdchen trägt.

Der junge Spitalarzt durchschreitet den Flur und schaut durch die offene Thür in das Zimmer, wo Natascha im Sonnenscheine sitzt. Sie ist sein Stolz, denn er weiß, daß sie durch ihn die Sehkraft erhält, und daß sie ohne seine Hilfe ihr Lebtag blind geblieben wäre. Er lächelt ihr zu, ihr, die ihn noch nicht wahrnehmen kann; dann geht er rasch weiter und öffnet die Thür für die, die draußen warten.

Und sie kommen herein über die Thürschwelle — Muschiks in ihren roten Blusen, Tartaren in zerlumpten Kaftanen, Frauen mit bunten Tüchern um die Köpfe und unter ihnen auch der alte Pilgrim. Auch er ist ja schwach und gichtbrüchig und hat einen Arzt wohl ebenso nötig, als die andern, warum soll er also seine Wanderung nicht einige Tage unterbrechen und die Ruhe genießen, die ihm sein Heiliger hier bereitet hat? Er küßt dem, der die Thür öffnet, die Hand, kauert zwischen den andern auf den Boden nieder und wartet.

Stundenlang sitzen sie da im Flur und warten, und indessen wandert die Sonne vom Erdgeschoß des Spitals um den Giebel herum und scheint schließlich durch die entgegengesetzten Fenster in den Flur hinein. Und die kleine Natascha wandert auch mit der Sonne. Das weißgekleidete Bauernmädchen, das Pflegerin im Spital ist, trägt sie auf die Bank am Fenster, dorthin, wo sich der alte Pilger mit seinem Sack und seinem Stab niedergelassen hat.

Von da an sitzen die beiden jeden Tag nebeneinander — sobald die Sonne aufgegangen ist, wartet der Pilger draußen, bis die Thüre sich öffnet, dann setzt er sich immer auf denselben Platz auf der Bank; dann kommt Natascha zu ihm heraus, und er erzählt ihr vom Jesuskinde und der Jungfrau Maria und den Heiligen, und sie bohrt ihr Fingerchen in seinen verwirrten Bart und sein langes, weißes Haar, daß ihm über die Schulter herab wallt.

Mit jedem Tag unterscheidet sie besser und greift sicherer zu. Sie faßt nach der goldenen Uhrkette des Arztes, wenn dieser zu ihr kommt, er lächelt, wenn er an ihr vorüber geht, und streichelt ihr krauses Haar, und dann ruft er die nächsten, die auf ihn warten, zu sich herein. —

In dem warmen Schein der lieben Gottessonne sitzen die beiden beieinander, der Pilgrim und das Kind, und der Alte sagt zum Kinde:

Warum macht er Dich sehend, mein Täubchen? Jetzt sind alle Menschen gut gegen Dich, und wenn Du blind bliebest, so würdest Du heranwachsen, die

Dir beſtimmte Zeit durchleben und nur das kennen lernen, was gut iſt; denn alle würden immerfort gut gegen Dich ſein und Dir helfen und Dich niemals hungern laſſen, und Du würdeſt immer zufrieden und froh und glücklich ſein. — Aber wenn Du jetzt das Augenlicht erhältſt, dann wirſt Du ja wie die andern, niemand wird für Dich mehr übrig haben, als für die andern, niemand mehr wird gegen Dich gütiger ſein, als gegen alle andern. Das Elend wird auf Dich warten, und Du wirſt all das ſehen, was elendig iſt. Und niemand wird Mitleid mit Dir haben; vergewaltigt und geprügelt wirſt Du werden, hungern und frieren wirſt Du und viele Kinder gebären; die Welt wird böſe und hart gegen Dich ſein, und Du ſelbſt wirſt unzufrieden und böſe werden und Dein Leben verfluchen — und niemand wird Mitleid mit Dir haben, niemand wird es beachten, ob Du auch klagſt; ſo wie alle die andern wirſt Du werden — mein Täubchen, warum doch macht er Dich ſehend?

Aber der junge Arzt hat, an der Thüre ſtehend, alles gehört, was der alte Pilger halb zu ſich ſelbſt geſprochen hat. Nun tritt er zu den beiden, die da im Sonnenſchein ſitzen; er nimmt Natajcha in ſeine Arme, küßt ſie und ſpricht mit ſeinem wehmütigen Tonfall Worte zu ihr, die ſie nicht verſteht:

Natajcha, liebe Natajuſchka, Du mein blindes Kindlein — ja, warum gebe ich Dir das Augenlicht? Weil ich muß — weil ich nicht müſſig zuſehen kann, ſondern da helfen muß, wo Hilfe möglich iſt. Nun ſoll die Mutter Gottes, deren Bild Du um den Hals trägſt, Dich auf Deinem ferneren Lebensweg begleiten. —

Natajcha, liebe Natajuſchka, Dich kann ich ja in meine Arme nehmen, Dich kann ich ja ſehend machen, aber das, was mein Traum war: mein Volk, dieſes ganze Volk in meine Arme zu nehmen und all dem abzuhelfen, dem nicht Hilfe zu bringen mir unerträglich iſt, wie auch immer die Wege der Zukunft ſich nachher geſtalten mögen — o Du mein Volk, Du ruſſiſches Volk, o Du mein blindes Kind, wann mache ich Dich ſehend?

Die kleine Veronika.

Von **Felix Salten.**

In der Dorfkirche sangen die Kinder.

Es war Abend. Aber die weißgetünchten Wände hielten das Licht hier innen noch zurück, und als fände sich der Frühlingstag bei den Kindern zum Verweilen genöthigt, machte er sich nur allmälig davon. Er lag erst noch zaudernd auf den lichtgelben Holzbänken. Er stieg dann mit den hellen Tönen des Liedes, das die Kinder sangen, langsam an den Pfeilern empor. Saumselig blieb er in den Bogenfenstern haften, wo er mit den gemalten Glastäfelchen ein feuriges Spiel anhob und sich zuletzt, als er alle die bunten Scheiben zu jähem Aufleuchten entfacht hatte, glanzvoll verabschiedete.

Die Kirche war ganz schmucklos. Nur der Hochaltar schimmerte in Gold und Silber, und das alte Heiligenbild darüber glühte in einem tiefen Akkord nachgedunkelter, üppiger Farben. Frisches Blattwerk umgab den Tisch des Herrn zu beiden Seiten, und die weiße Spitzendecke darauf ging wie ein helles Band von Busch zu Busch. Aus dem Laub hervor brach ein Getümmel vieler Blüthen: Treibende Kirchbaumzweige. Jungerschlossener Rhododendron. Weiße Akazien, die herabgleitenden Wachstropfen glichen. Anmuthig nickende Fuchsien, tief erröthet, mit gesenktem Haupt. Purpurne Gladiolen. Aufrechte Sonnenblumen, prangend wie Monstranzen. Und in einem langen Streifen duckten sich sanftblaue Vergißmeinnicht demüthig unter dem Tabernakel.

In zweifacher Reihe, rechts und links vom heiligen Bilde brannten auf hohen, silbernen Leuchtern die Kerzen mit schwachen Lichtpünktchen, die, ineinander flimmernd, eine funkelnde Goldschnur zu bilden schienen.

Weit über den Altar gebeugt, das Haupt in die gefalteten Hände vergraben, lag der Katechet, eingehüllt im Rauchmantel aus Brokat, der, von eingestickten Blumen und heiligen Zeichen übersät, die schmalen Schultern des jungen Priesters mit fürstlicher Pracht umgab. Zwei Schritte hinter ihm, auf dem rothen Teppich, der die Altarstufen deckte, stand ein blonder Knabe im weißen Chorhemdchen und schwang aufmerksam das Rauchfaß.

Da stiegen, in raschen, dünnen Säulen, die Weihrauchdämpfe auf, lagen um das Bild wie graues Gewölk, und die Muttergottes sah lieblich daraus hervor, als habe der Himmel sich geöffnet.

Die kleine Veronika blickte unverwandt in dieses Angesicht und sang ihr Lied der holden, lächelnden Frau dort droben zu. Zurückgelehnt saß

sie dabei in der ersten Bank, hielt ihr Gebetbuch in der Hand, aber ihre Augen gingen aufwärts, zum Antlitz der Heiligen und darüber hinaus zu der weißen Taube, die ihr zu Häupten schwebte.

Laut sang sie mit ihrer dünnen Stimme und hörte sich selber ganz deutlich unter allen Anderen und hatte das Gefühl, als sei es so recht, als sei sie von den übrigen Kindern da nun die Allererste. Denn nun war sie ja auserlesen, und morgen sollte sie dorthin gehen, wo der heilige Geist mit seinem Fittig ihre Stirne berühren werde.

Oben an der Kirchendecke schossen ein paar Schwalben hin und her, flogen zutraulich tiefer und schwangen sich dann plötzlich wieder empor und nahmen sich aus, wie die Wünsche der betenden Kinder, die nun verkörpert aufflatterten und an die Kirchendecke stießen.

Die kleine Veronika hörte ihr kurzes Zwitschern wie leises, eiliges Rufen durch das Singen. Sie athmete den thaufeuchten Duft der Blüthen, den lauen Weihrauch, der vom Altare herkam, und lächelte. Sie dachte weit über die Kirche hinaus, und als seien die Wände durchsichtig, sah sie draußen die Aecker und Wiesen und die freundlich ansteigenden Weinberge ihres Dorfes. Und weiter schaute sie jetzt von ihrer Bank aus, als man je von den Höhen der engvertrauten Landschaft zu blicken vermochte. Sie sah in ein grünes Thal, das sie nicht kannte, mit einem großen Strom, der silbern und feierlich in der Tiefe dahinging. Ganz in der Ferne aber, fast verschwimmend schon, eine ungeheure Kirche mit weitgeöffneten riesigen Thoren. Dort sollte sie eingehen. Und über dem ganzen Land lag ein heller Ton wie Glockengeläute. Ein hochathmendes Gefühl that sich in ihr auf, und ihr andächtiges Hoffen sprach es aus: Alles ist nah, jetzt . . .

Dann schaute die kleine Veronika wieder zur Muttergottes und nickte ihr zu, dankbar und versöhnt. Im vorigen Jahre war es schlimm zwischen ihnen gewesen. Da hatte sie weinend vor dem Bilde auf den Knieen gelegen und um eine Pathin gebeten, die sie mit nach Wien nähme, ihr ein weißes Kleid schenke und sie in die Stefanskirche führe, wo der Erzbischof die Kinder firmt. Damals hatte sie wieder nichts bekommen, und es war schon der dritte Sommer ihres Wartens. Zornig war sie dann vor das Marienbild getreten und hatte unter Thränen die Freundschaft gekündigt: Wenn Du mich nicht magst, dann will ich Dich auch nicht mehr lieb haben. — — Ich kann nichts dafür, nur Du bist schuld!

Lange blieb Veronika sehr unglücklich über diesen Zwist, ging schmollend zum heiligen Florian beten, der auf einem kleinen Seitenaltärchen stand. Aber, in Gold gerüstet und mit strengem Antlitz, blieb er ihr fremd und mochte sie nicht gewinnen. Und später noch, nachdem die Buße schon gethan war, die ihr der Katechet für das schwere Vergehen in der Beichte auferlegt, hatte sie nicht gewagt, die Augen zur Muttergottes aufzuschlagen. Aber heute saß sie in der ersten Bank, und während die Kinder sangen hob sie ihre Blicke zu der lieben Frau, und die lächelte wie einst. Es war ein glückliches Wiedersehen. Veronika faltete die Hände: Gegrüßt seist Du, Maria, ich danke Dir, daß ich zur Tante Rosi darf, daß sie sich um mich annimmt. Du bist voll der Gnaden . .

Da brach das Orgelspiel mit Donner hervor, und über sie hinweg, von rückwärts her rollte der Klang, der vor seiner eigenen Kraft zu beben schien. Und Veronika begann, mit dem Orgelton zu zittern, denn in ihr war die Erwartung ungeahnter Dinge aufgewacht und wuchs so stark, daß ihre Pulse höher schlugen. Mit benommenem Athem schaute sie auf den celebrirenden Priester. Er hatte sich aufgerichtet. Aber während die Orgel dröhnte und

die Kinder sangen, stand er gesenkten Hauptes, wie überströmt von den Tonfluten, die alle gegen den Altar anschlugen.

Veronika spürte plötzlich, wie ihr Strumpfband sich löste und wie der Strumpf rasch herabglitt. Sie erschrak, weil ihre Andacht nun dahin war. Eine Zeitlang saß sie da, wollte wieder mitsingen und den Strumpf vergessen. Aber sie fühlte sein rasches Abgleiten und wie es ihr kühl wurde an dem bloßen Bein. Da sah sie rasch und fragend zum Bild empor, und weil die Maria noch immer gütig lächelte, winkte sie ihr zutraulich und brachte dann den Schaden wieder in Ordnung. Eben erklang das Glöcklein, und wie ertappt fuhr Veronika zusammen. Der Gesang verstummte. Lautlos stille war es in der Kirche. Noch einmal zuckte durch das Schweigen der scharfe, mahnende Silberklang. Alle Kinder knieten nieder und duckten die Köpfe. Auch Veronika war niedergekniet. Aber sie senkte ihr Antlitz nicht, sie schlug nicht an ihre Brust. Sie blickte zum Altar hin, voll Sehnsucht, Aufregung und Angst. Da stieg der junge schlanke Katechet aufrecht die Stufen hinan, und bei jedem Schritt, den er langsam und feierlich that, stieg auch die Angst in Veronika und kämpfte mit ihrem Verlangen. Schon sah sie, wie seine ausgestreckte Hand das Tabernakel öffnete. Noch einmal rief die Glocke, allein Veronika schlug die Augen nicht nieder. In ihr war nur ein einziger Wunsch: der Katechet möge sich ihr zuwenden, daß sie das Allerheiligste schaue in seinen Händen. Und nun kehrte sich der Priester zur Gemeinde, drehte sich langsam, als sei er jetzt von einer ungeheuren Last beschwert und in allen Bewegungen gebunden. Weihrauchwolken wirbelten empor und umhüllten seine Gestalt. Und wie eine aufgehende Sonne strahlte die Monstranz über alle die gebeugten Köpfe.

Nur die kleine Veronika schaute offenen Auges in die Herrlichkeit. Ueberwältigt von einer grenzenlosen Andacht, fühlte sie: Es ist nahe!

*

Vor der Kirche draußen blieb sie dann noch eine Weile stehen, indessen die andern Kinder sich verliefen. Die Dämmerung war schon ganz herabgesunken, und aus den Hütten begannen kleine Lichter zu schimmern. Der Bub, der das Rauchfaß geschwungen hatte, kam eilig aus der Sakristei. Er war barfuß und trug sein Schuhzeug in der Hand. Unversehens sprang er auf Veronika zu, klappte die Sohlen seiner Stiefel vor ihrem Gesicht knallend aneinander, daß sie erschrocken zusammenfuhr. Er lachte. „Servus, Veronika“ und lief davon. Gleich hinter ihm kam der Katechet. Sein dunkler Rock und sein hoher Cylinderhut machten ihn noch schlanker, daß er wie ein schmaler schwarzer Streif von der weißen Kirchenmauer sich abhob. Veronika ging ihm entgegen und küßte die Hand, die eben erst das Allerheiligste gehalten. Eine tiefe Ehrfurcht erfüllte sie dabei und das Bedürfnis, sie auffallend zu äußern; zugleich auch Rührung über irgend etwas, und sie küßte noch einmal inbrünstig die magere, warme, hier in der Dämmerung so weiße Hand, daß der Katechet diesen Kuß wie eine dringende Ansprache wahrnahm und stehen blieb. „Wann fährst Du also nach Wien?“

„Morgen“, sagte Veronika, bog den Kopf zurück und sah ihm von unten her in die Augen. „Morgen — und übermorgen werd' ich gefirmt.“

„Sei nur brav!“

„Ja, ich will immer brav sein“, sagte sie ganz laut, und wie befreit wiederholte sie: „Immer!“ denn es war ihre Sehnsucht gewesen dieses Gelöbnis vor einem Menschen auszusprechen.

„Biſt ja ſchon ein großes Mädel — bald aus der Schul', nicht wahr?"

„Im September werd' ich vierzehn . . ."

„Schon? Na, dann biſt d' auch nicht zu früh dran mit der Firmung."

Veronika begehrte, ſich vollends mitzutheilen: „So lang hab' ich warten müſſen! Immer hab' ich die Muttergottes bitt' . . ."

„Ich weiß", ſagte der Katechet und entſann ſich dabei an das Zerwürfnis der kleinen Veronika. Auch ihr fiel es augenblicklich wieder ein, und wie ſie ſich jetzt beide in die Augen ſahen, erſpähte Einer in des Anderen Blick die verlegene Erinnerung an jenen Vorfall. Der Katechet knüpfte ohne weiteres daran an: „Es iſt nichts verſäumt, mein Kind, Du biſt nun verſtändiger geworden . . ." Veronika jedoch hatte die Sache nach einer anderen Seite zu Ende gedacht: „Meine Tant' führt mich zur Firmung", ſagte ſie raſch. „Nämlich, meine Tant' iſt in Wien ſchon ſeit zehn Jahren, und es geht ihr ſehr gut, und ſie hat g'ſchrieben . . ."

„Ich weiß, Veronika, ich weiß", ſagte der Katechet und wandte ſich ab.

Veronika erſchrak, und ohne zu wiſſen warum, dachte ſie, es ſei unpaſſend geweſen, jetzt von der Tante zu reden. „Geh' ſchön nach Hauſe", ſagte der Katechet mild und ſchritt an ihr vorüber.

„Ja, ja, ich geh' ſchon", anwortete ſie demütig, „gelobt ſei Jeſus Chriſtus", und ſie langte wieder nach ſeiner Hand. Er gab ſie ihr, ohne ſtehen zu bleiben. „In Ewigkeit . . .", hörte ſie ihn murmeln.

Dann ſprang ſie hurtig den ſanft abfallenden Wieſengrund des Kirchhofs hinunter. Bald hatte ſie den Feldweg erreicht, und noch einmal zurückſchauend, gewahrte ſie den wohlbekannten ſteinernen Engel, der über die Mauer ſpähte.

*

„Dein Kleidl is' fertig", ſagte die Mutter, als Veronika in die Stube trat. Veronika ging mit freudigen Augen an das Bett der Eltern heran, darauf das weiße Firmungskleid ausgebreitet lag. Sie ſtaunte über die vielen Rüſchen, über die blauen Maſchen und ſtieß vor Wonne ein kleines, ſeliges Ah hervor, als ſie die zierlichen Spitzen gewahrte, die das Bruſttheil beinahe königlich ſchmückten. Aufgeregt wandte ſie ſich zu ihrer Mutter und war betroffen, keinen Schimmer von Feſtlichkeit auf ihren Mienen zu ſehen. Die Mutter ſtand nachläſſig, wie alle Tage, in derſelben blauen Schürze, im ſelben, kreuzweis um die Bruſt geſchlungenen rothen Wolltuch, und hob eine Schüſſel vom Herd. „Komm' eſſen", ſagte ſie in ihrem gewöhnlichen, müden Ton. Veronika trat an den Tiſch, wo der Vater im braungeſtrickten Janker ſaß, den Rücken gebeugt in einer ſtarken Krümmung, deren Linie ſie wohl kannte, als eine trübſelige, die kindliche Munterkeit beſtändig fortſcheuchende Silhouette. Er hatte den Bierkrug vor ſich, den irdenen, mit dem ausgebrochenen Schnabel, und er ſchnitt das Brot, das er aß, mit einem großen Taſchenmeſſer in lauter kleine Stücke. Auch er hatte nichts Freudiges, wie Veronika einen Augenblick erwartete. Er ſaß da mit ſeiner ruhegebietenden, verdrießlichen Miene, vor der ſie immer in Angſt gerieth.

Die Mutter ſtellte das Eſſen auf. Und als ob ihr, da ſie nun in den Lichtkreis des Tiſches trat, das glückliche, erſchütterte Geſicht Veronikas ein Wort abzwingen würde, ſagte ſie zu ihrem Manne, auf das Kleid deutend: „Das is' a Freud', jetzt'n." Ein Brummen war die Antwort, während der Vater raſch ſeinen Löffel in die Schüſſel tauchte.

Veronika aß und sah ihre Eltern dabei an. Sie blickte in der engen Stube umher. Der Schubladkasten mit den blanken Messingreifen an jedem Fach war immer die Zuflucht ihrer Sehnsucht nach Schönheit gewesen. Da stand obendrauf das Kruzifix, dann das Bild des Kaisers, so räthselhaft gefügt, daß der scheinbar goldgeschnitzte Rahmen, das rosige Antlitz, wie die ordenbedeckte Brust aus einem Stücke waren, und das ganze Werk niemals auseinander fallen konnte. Daneben standen rechts und links zwei Leuchter aus Silberglas, darinnen, aus bunten Papierkrausen aufragend, je eine bleiche Kerze. Und noch ein Porzellannäpfchen stand da, das in zierlichen Goldbuchstaben den Namen Veronika trug. Veronika überschaute zufrieden die wohlgeordnete Pracht, dann blickte sie vor sich hin auf das weiße, abgeschabte Holz des Tisches und verfolgte unter anderen, kleineren, eine große Furche, die der Aederung entlang lief und in einem Astloch endigte. Mit dieser Furche hatte sie immer gespielt und sie mit solcher Beharrlichkeit die Donau genannt, daß auch Vater und Mutter von diesem Einschnitt nicht anders als von der Donau sprachen. Wurde einmal unversehens Wasser vergossen, und um der Kleinen das harmlose Vergnügen zu gönnen, hatte die Mutter in früheren Tagen manchmal mit Absicht das Glas zum Kippen gebracht, dann ward es in die Furche gelenkt, wo es wie ein munteres Bächlein flink dahinschoß und rasch ablaufend, durch das Astloch auf die Erde tropfte. Jetzt sah Veronika die Donau an, die vertrocknet war, dann die Eltern und zuletzt die trüb schwälende Lampe, die, mit einer angerauchten Blechblende versehen, von der Decke niederbaumelte, und es war ihr auf einmal in der Enge hier, als sei alles nur einstweilen so, als stünde alles in dieser Stube eben vor einer wichtigen Entscheidung, und ohne weiter nachzudenken, war sie überzeugt, daß sie, von Wien zurückgekehrt, alles wunderbar verändert finden werde.

„Morgen erwartet s' Dich, die Tant'", sagte die Mutter.

Veronika sah auf und lächelte.

„Hat s' g'schrieben, dei' Schwester?" brummte der Vater.

„Ja — heut' . . . der geht's gut."

„Da kann's Einer leicht gut geh'n . . ." Ein Blick der Mutter und der Vater schwieg. Dann aber lachte er und sagte: „Das trifft a Jede . . ."

Veronika hatte oft in dieser Art von ihrer Tante reden gehört und sich dabei gedacht, daß sie ein müheloses, glänzendes Leben führen müsse. Sie selbst konnte sich nur ganz dunkel an die Entfernte besinnen, die seit zehn Jahren Niemand im Dorf zu Gesicht bekommen hatte.

„Lauter seid'ne Kleider hat s' . . ." hatte die Mutter einmal gesagt, und dabei war ein ungewöhnlicher Respekt in ihren Mienen gelegen.

*

Droben unter dem Dach in ihrer Kammer bereitete sich Veronika, die Nacht zu bestehen, wie ein Hindernis, das noch zwischen ihr und der ersehnten Wendung aller Dinge lag. Eilig hatte sie ihre Kleider abgestreift und stand nun im kurzen Hemdchen vor ihrem Bette, glättete rasch die Kissen, dann schlüpfte sie behend in die kühlen, waschfeuchten Linnen, als fürchtete sie, durch das eigene Säumen den Gang der Zeit zu hemmen. Da lag sie auf dem Rücken und faltete die Hände: Vater unser . . . hierauf den englischen Gruß, den sie immer zu ihrer Muttergottes betete und bei dessen Worten sie das Antlitz jenes Bildes stets so lebendig vor Augen hatte. Heute sagte sie noch mit Innigkeit den Glauben dazu: „Ich glaube

an Gott, den Vater, Schöpfer des Himmels und der Erde . . .“ Weil sie aber garnicht einschlafen konnte, begann sie in der Dunkelheit eine vertraute Zwiesprache mit der heiligen Maria, mit Gott selbst, und kam zuletzt in eine muntere Unterhaltung mit jenem Engel ihrer Bekanntschaft, der ihr von der Kirchhofmauer her nachgeschaut hatte, als sie heute Abend heimgelaufen war. Denn das war ein besonderer Freund von ihr. Drei Jahre lang lag der verstorbene Pfarrer nun in der Erde, und seit zwei Jahren bewachte der liebe, kleine Engel aufmerksam, mit bescheiden gefalteten Flügeln das Grab des freundlichen, alten Herrn. Veronika erinnerte sich, wie sie ihn das erste Mal gesehen, als sie eines Morgens aus der Schule kam und er plötzlich schneeweiß auf dem blumigen Hügel stand, als sei er gerade erst vom Himmel herabgeflogen. Sie hatte gleich eine starke Zuneigung zu ihm gefaßt, und an vielen Sommertagen mit ihm allerlei fromme und geheimnisvolle Spiele getrieben.

Nun fiel ihr ein, ob er morgen vielleicht nach Wien fliegen werde, und sie malte sich aus, wie er schon dort angelangt ist, bis sie zur Stefanskirche kommt, wie er am Altar steht, oder auf dem Weihbecken, mit bescheiden gefalteten Flügeln, und sie erwartet. Alle Engel kommen morgen nach Wien, beschloß sie sofort, und vor ihren schlaftrunkenen Augen schimmerte es in der Dunkelheit wie weiße, fließende Gewänder, also daß sie einschlummernd ihr Lager von Engelschaaren umgeben sah. Die kleine Veronika flüsterte noch im Halbtraum. Draußen aber dampfte die Erde im Keimtrieb des Mai, und ein starker Duft kam von den Wiesen herein, in sanften Wellen, wie ein warmer, lautloser Athem.

*

Schon seit einer Stunde fuhr die kleine Veronika in der Eisenbahn, und es war ihr, als lägen unendliche Fernen zwischen ihr und dem Dorf. Entzückt schaute sie auf fremde Hügel, die still von weitem standen, auf fremde Wiesen und Aecker, die mit zahllosen Furchen das Gelände hinan liefen, und als der Zug aus dem blühenden Thal herauseilte, war es ihr, als wolle er sich zu dem Strom niederstürzen, der in sachter Tiefe dahinzog. Die Welt that sich auf und begann ihr aus allen Schollen zuzurufen.

Als sie die Station Tulln an der Donau verließen, begann die Sonne rascher zu sinken. Das Abendroth am Himmel verlöschte in wenigen Minuten, und der Strom, der eben noch leuchtend vorübergezogen war, hüllte sein Wasser in flimmerndes Grau.

Das Coupé, darin die kleine Veronika saß, war auf einmal mit Soldaten angefüllt, die in Tulln eingestiegen waren. Auch ein Radfahrer war hereingekommen, ein ganz dünner Mensch mit einem schwarzen Leibchen, dem vorne auf der Brust ein großes Monogramm, in gelben Fäden eingestickt, prangte. Er setzte sich der kleinen Veronika gegenüber, sah sie mit trüben Augen wie bewußtlos an, nahm die Kappe herunter und begann, sich eifrig von Stirn und Kopf den Schweiß zu wischen. Veronika rückte dichter an die Wand und blickte zum Fenster hinaus auf die verdämmernde Landschaft. Der Zug begann rascher zu fahren, und sie vernahm das Rollen der Räder, als käme es von drüben, von jenseits des Stromes. Das rhythmische Klingen und Schleifen brachte ihr bekannte Töne ins Gedächtnis. Die Tenne daheim auf dem Dorfe fiel ihr ein, und ihr war, als werde drüben, das andere Ufer entlang, wo schon die Dunkel-

heit auf die grünen Weidenbäume fiel, eifrig gedroschen. In den Lärm der Eisenbahn, der sie umhüllte, wurden die Gespräche der Soldaten verschlungen und kamen nur als ein undeutliches Gewirr von Lauten an ihr Ohr. Der Radfahrer saß ihr gegenüber, blickte aufmerksam ins Taschentuch, wischte wieder über's Gesicht damit und war ganz roth.

Plötzlich hob eine Stimme zu singen an, rauh, wie mit einem Aufschrei. Gleich darauf fielen alle Soldaten ein. Es war eine wilde, gewaltsame Weise, die im Takt mit den Rädern stampfte. Veronika fühlte sich wie von starken Armen angegriffen. Die Sehnsucht ward wieder in ihr aufgewühlt, aber dieses mutige Lied zwang sie zu einer ahnungsreichen Freude.

Draußen war es ganz finster geworden. Sie wandte den Kopf und sah beim schwachen Schein der Deckenlampe die Soldaten an, die sich umschlungen hielten, oder die Fäuste erhoben und sich in schwere Rauchwolken ganz vergruben. Sie sah im halben Licht die blauen Röcke mit den roten Schnüren, die goldenen Knöpfe auf den Kappen funkeln, die schimmernden Gewehre blitzen, sah die braunen bärtigen Gesichter, die lachten und gutmüthig einander zunickten, und in diesem Tumult kräftiger und froher Gestalten wurde sie von Heiterkeit ergriffen, begann, leise mitzusingen, bis ihr wieder einfiel, was morgen bevorstand. Dann schwieg sie und schmiegte sich zärtlich in ihre Träume.

Später erwachte sie von einem blendenden Glanz, der ihr ins Antlitz fiel. Sie öffnete die Augen, verwirrt und verschlafen. Da war die Welt draußen von tausend und tausend Lichtern erhellt. Die Soldaten waren fort, das Coupé leer. Nur der Radfahrer ging ungeduldig von einem Fenster zum andern, setzte endlich rasch seine Mütze auf und lief hinaus. Und da fuhr auch der Zug schon in eine große, taghell beleuchtete Halle.

*

Veronika ging in dem Rudel Menschen, die aus allen Wagen gestiegen waren, hielt mit beiden Händen ihr Bündel und sah nichts als das kleine Gewimmel, das sie am Vorwärtskommen hinderte, und den weißen Dampf, der mit lautem Zischen zur Decke emporschoß, sich oben schnell zu Wolken ballte, und dann wieder niederstürzend, sich wie gefangen geberdete.

Jetzt erst fiel es Veronika ein, daß sie gar nicht wisse, wie sie die Tante hier finden solle. Sie sah beklommen zur Erde und eine heftige Angst begann sie inmitten der fremden Leute zu bedrücken. Da schwand auf einmal der Geruch von Kohle, Oel und Eisen, der sie umgab, und sie fühlte sich jählings von einem üppigen Duft überströmt — die Tante! Und jetzt legte sich eine leichte Hand auf ihre Schulter. Veronika erschrak nicht, blieb ruhig stehen und hob den Blick. Eine wunderbare blonde Frau neigte sich mit lachendem Gesicht zu ihr herab.

„Nicht wahr — Du bist's, mein Kind. . ."

Veronika sah sie entzückt an, dann sagte sie leise: „Tante Rosi?"

„Na also, dann stimmt's . ." rief Tante Rosi und lachte vergnügt.

Veronika stand noch immer und blickte sie an. Sie glaubte, ihre Mutter zu sehen, aber verklärt und jünger. Denn es war dasselbe Haar, dieselben großen braunen Augen waren es, nur daß sie in Heiterkeit glänzten, und derselbe Mund. Ja, die Stimme klang beinahe, als ob die Mutter spräche, nur sanfter und vornehmer. Und Veronika, als sie den

prächtigen Hut ansah, das Gefunkel blitzender Steine und goldener Ketten, empfand Abstände, die ihr geheimnisvoll schienen und die mit der Ehrfurcht vor der Tante Rosi auch den Respekt vor der Mutter mit einem Ruck hoben. Sie bückte sich und küßte rasch die Hand der schönen Dame.

„Laß' gut sein, mein Kind", sagte Rosi und war ein wenig verwirrt. „Geh'n wir jetzt, daß wir z'haus' kommen."

Veronika schritt an ihrer Seite, völlig geborgen.

„Ist das Dein Binkerl?"

„Ja."

„Wart' ein bissel." Rosi winkte einen Mann herbei. „Da — tragen S' das zum Wagen."

Veronika staunte und fühlte sich sehr groß, als jetzt der alte Mann, der einen weißen Bart hatte und ganz streng aussah, ihr das Bündel nachtrug.

Dann saß sie neben der Tante in einem offenen Wagen und fuhr durch lichte Straßen, die von Menschen und Fuhrwerk wimmelten, und der Stadtlärm hüllte sie ein, daß sie davon fast betäubt wurde.

„Magst nicht Dein Tücherl 'nunter thun?" fragte Rosi, „es ist ja so warm."

„O danke, das macht nichts."

„Gib's doch lieber weg . . . weißt, mein Kind, da in der Stadt. . ."

Veronika riß augenblicklich ihr rothes Kopftuch ab und saß nun in der schimmernden Haarkrone aufrecht und still neben Rosi. Es wurde kein Wort mehr gewechselt. Die Tante sah unablässig umher und musterte die Leute, blickte wohl auch oft nach Jemandem zurück, und Veronika war zufrieden, still sein zu dürfen.

Der Wagen fuhr jetzt über einen reichen großen Platz. Von den Kaufläden kam das Licht bis zum Wagen heran, und man konnte die Gesichter der Spaziergänger sehen, so hell war es hier. Veronika glaubte, ein Fest werde abgehalten und erwartete von Minute zu Minute, daß irgendwo Musik ertönen werde. Ein paar schöne Frauen, die reich geputzt einhergingen, grüßten in den Wagen, mit der Hand winkend. Tante Rosi lachte, neigte den Kopf, rief halblaut: „Servus!" Dann sagte sie zu Veronika: „Gleich sind wir da."

Der Wagen bog in eine Seitengasse, und plötzlich verschwand alles Licht und das Gewühl der Menschen. Ganz finster war es da, und hohe, graue Häuser standen einander zu beiden Seiten so nahe gegenüber, daß sich die Räder beinahe an ihnen stießen. Vor einem dunklen Thor blieb man stehen. Von der Treppe her, aus der Tiefe des Hauses kam spärlicher Lampenschimmer. Veronika sah in diesem Zwielicht wieder ein paar Frauen, sah weiße, wallende Federn von den Hüten nicken, sah lächelnde Gesichter, hörte Flüstern und die Seidenkleider rauschen. Eine sagte, als sie ausstiegen: „Aha, die Roserl!" Und eine andere, die etwas entfernter stand, rief lachend herüber: „Is er da, der Firmling?" Tante Rosi war aus dem Wagen gesprungen, hatte Veronika geholfen und gab freundliche Antwort: „Freilich ist er da . ." Zwei junge Mädchen, kaum größer als Veronika, liefen herbei, mit großen Hüten und wehenden hellen Kleidern; sie neigten sich und sahen Veronika neugierig und freundlich ins Gesicht: „Hübsch ist sie!" rief die Eine, wieder aufschnellend. Veronika dünkte es ein prächtiger Empfang von all diesen schönen Frauen umringt zu sein: „Küß' die Hand," sagte sie leise.

Dicht beim Hausthor ſtand eine Dame, die ungeheuer groß und ſtark war. Bewundernd ſchaute Veronika zu ihr auf. Aber die ſagte nichts, ſah ſie nur gleichgiltig an und trat einen Schritt beiſeite. „Komm' jetzt", rief die Tante, und als ſie den Flur betraten, waren wieder ſchöne Frauen da, mit leuchtenden Augen, die ihnen zulächelten. In der Thorecke ſtand ein Mann mit einem Cylinderhut und flüſterte mit einem Mädchen. Veronika hörte ſie hell auflachen, als ſie eintrat. Dann waren die Beiden ſtill, bis Roſi und Veronika vorüber ſchritten. Auf der Treppe ging die Tante voran. Es waren ſteile, jäh ſich windende Stufen. Veronika ſtieg freudig hinterher. „Schöne Haar' hat ſ'", hörte ſie Jemanden ſagen. Sie drehte ſich um. Es war die große ſtarke Dame, die breit im Hausthor ſtand und ihr nachblickte.

*

Tante Roſi führte Veronika durch einen weiten leeren Vorraum, ging zu einer Thüre und ſchloß auf. Dann traten die Beiden in ein dunkles Zimmer. Eine laue, ſtark riechende Luft umſchloß ſie. „Wart', ich muß Licht machen", ſagte die Tante, ging zur Ampel, zog das Lämpchen heraus und ſchraubte es höher. Ein roſafarbener Schein ergoß ſich über das Gemach, und Veronika blickte bewundernd umher. Da lagen überall dunkle, prächtige Teppiche, ſogar über dem Tiſch. Ein breites Sopha ſtand da, an die Wand gerückt, ganz mit tiefrothem Sammt überzogen und nur ein weißes Bettpölſterchen glänzte auf dem blutfarbenen Grund.

„Na, mach' Dir's bequem, mein Kind", ſagte die Tante. Veronika wußte nicht, was ſie thun ſollte.

„Leg' doch das Binkerl weg. Bind's auf."

Veronika löſte den Knoten, zog ihr weißes Firmungskleid hervor, die weißen Schuhe, die Strümpfe, und Tante Roſi half ihr, alles auf dem Sopha ausbreiten.

„Is das aber fein, hörſt, is das aber fein!"

Veronika lächelte glücklich.

„Wie geht's denn der Mutter eigentlich, was?"

„Danke, laßt grüßen." Sie ſprach noch immer flüſternd.

„Geht's ihr alleweil gut, ja?"

„Ja."

„Jetzt hab' ich's ſchon ſo lang nicht g'ſeh'n. Mein Gott, ich komm' ja nicht weg von Wien .... na, und der Vater? ... auch g'ſund?"

„Ja." Veronika dachte erſt bei dieſen Fragen wieder an ihre Eltern. Beinahe ſtaunte ſie darüber, daß ſie nach ihnen gefragt wurde, ſo fern waren ſie ihr jetzt und eigentlich fremd.

Ein altes Weib kam herein und brachte das Nachteſſen. Eine dicke Perſon mit einem ganz rothen, fetten Geſicht. Veronika wunderte ſich, weil ſie ein Kopftuch trug.

„Na", ſagte die Alte, „das iſt ſie alſo?"

Tante Roſi legte eben Hut und Handſchuhe ab. „Ja ... Was ſagſt, Kathi?"

Die Alte hatte die Hände auf den Bauch geſtemmt und trat ganz nahe zu Veronika: „Gar ſo ein kleines Kind iſt die nimmer", und ſie muſterte ſie genau. Roſi wandte ſich um: „Nein wirklich ... biſt ja beinah ein ausgewachſ'nes Fräulein." Veronika blickte von Einer zur Anderen und ſchwieg. Die Alte faßte ſie unter'm Kinn mit einer heißen, feuchten Hand.

„Sauber is sie auch", lächelte sie, dann zwinkerte sie Rosi zu und fuhr plötzlich mit ihrer Hand an Veronikas Brust herunter: „Schon ganz fertig!"

Rosi lachte: „Na, na, 's is nicht so arg. Wie alt bist' denn, Veronika?"

„Bald vierzehn."

„Vierzehn? Nein, wie die Zeit vergeht! Nicht zum Glauben."

Veronika fühlte sich beschämt. „Andere Kinder werden schon mit zehn Jahr' gefirmt . ."

„Da kommst noch allweil zurecht", lachte die Alte, und Tante Rosi lachte mit: „Nein, Du — da hast wirklich nichts versäumt."

Veronika begriff das nicht. Wie konnten sie darüber so sprechen und lachen, als ob das nichts besondres sei? War nicht das Leben anders seit heute, seit Nachmittag, seit wenigen Stunden schon? Wie nun erst morgen.

Während sie dann beim Essen saßen, klopfte es. Rosi sagte laut zur Thür hin: „Ja? Was ist?"

Die Alte rief von außen: „Bitt' schön, Fräul'n, es ist wer da", und es lag für Veronika soviel Heimliches in dem Ton dieser gedämpften Stimme, daß sie ängstlich die Tante ansah. Rosi stand unwillig auf und ging zur Thüre. Ohne zu öffnen, vorgeneigt, beinahe durch das Schlüsselloch fragte sie: „Wer denn? Sie wissen doch, Kathi . . . .", und Veronika hörte auch in ihren leise gewordenen Worten dieselbe Heimlichkeit, die ihr Bangen einflößte.

Jetzt flüsterte die Alte nur mehr: „Kommen S' ein Bissel, Fräul'n . ."

Rosi sprang wüthend in die Höhe: „Kreuz Teufel!", dann schloß sie vorsichtig auf und schlüpfte hinaus.

Veronika lächelte. Kreuz Teufel! Das Wort war ihr ins Ohr geflogen wie ein Ruf von daheim. Kreuz Teufel! hörte sie oft ihre Mutter sagen, mit demselben Klang mit demselben Ausdruck, wie jetzt die Tante. Ueberhaupt, alle Leute zu Hause sagten: Kreuz Teufel! In diesem Augenblick erst war ihr die schöne Tante Rosi wirklich nahe und verwandt.

Von draußen drang das Flüstern der Frauen herein. Dazu das Brummen einer Männerstimme. Dann rief die Tante auf einmal ganz laut: „Wenn ich Nein sag', so ist's Nein! Heute nicht, absolut nicht!" Nochmals Geflüster, hierauf ein helles „Servus", die Thür ging wieder auf, und Rosi kam zurück, murmelte etwas vor sich hin, das Veronika nicht verstand, lachte und begann zu singen.

Veronika schloß die Augen, so wohl wurde ihr bei dem sanften, liebreichen Klang von Rosi's Stimme. Ihr war es, als sei diese Stimme so rosenroth wie das Licht, das von der Ampel niederströmte und als erfülle sie wie dieses das Zimmer. Und dann löste das Lied eine tiefe Rührung in ihr. Sie fühlte es am ganzen Körper, hätte weinen mögen und freute sich doch über die Maaßen, und sie wäre glücklich gewesen, wenn sie jetzt hätte mitsingen können, wie gestern Abend in der Maiandacht. Tante Rosi ging im Zimmer umher, legte ihren Schmuck ab und sang dazu:

„Und doch warst Du mein Glück, mein ganzes Leben,
Ich hätt' geküßt die Spur von deinem Tritt,
Hätt' ja gern alles für dich hingegeben,
Und dennoch Du, Du hast mich nie geliebt . . ."

Sie sang nur immer die eine Strophe, und wenn sie damit fertig war, begann sie von neuem, und wieder von neuem, und Veronika lauschte und wußte nicht, warum es sie trieb, im Sessel zurückgelehnt, die Arme auszu-

breiten. „Biſt ſchläfrig?“ Der Geſang brach ab. Tante Roſi ſtand vor ihr, lächelnd, mit gütigen Augen. Veronika ſchüttelte eifrig den Kopf. „O nein!“ Und ſie bat: „Sing' weiter.“

„— — — — — ich hätt' ge — — küüüßt die Spur von deinem Tritt . .“

Da kam die Alte herein, um den Tiſch abzuräumen. Roſi fing ſogleich an, mit ihr zu reden: „Was ſagen S' zu der Zudringlichkeit?“ Die Alte ſetzte die Teller übereinander und klapperte mit dem Beſteck: „Recht ham S' g'habt, Fräul'n . .“

Roſi fuhr fort: „Ich hab's der Frau geſtern ſchon g'ſagt, wie's iſt — hätt' ſ' mir Niemanden herauf g'ſchickt . .“

Die Alte pflichtete bei: „So was geht ja nicht ... das wär' ja ... Na, ſo was . .“

Und Roſi: „Ich werd' ihr aber noch die Meinung ſagen.“

Die Alte ſah Veronika an und ſagte dann beziehungsvoll: „Heut' iſt ja nicht ein Tag wie alle Tag' . .“

„Nein“, ſagte die Tante ernſt und überzeugt. Raſch trat ſie zu Veronika, ſtrich ihr über das Haar, beugte ſich nieder und küßte ſie. Veronika ſchlang beglückt die Arme um ihren Hals und hielt das duftende Geſicht der Tante feſt an ihre Wange gedrückt. Roſi machte ſich langſam frei. „Haſt mich denn ſo gern?“ fragte ſie erſtaunt. Da preßte Veronika ihren Kopf an die Bruſt der Tante, faßte ihre Hand und küßte ſie. Roſi tauſchte lächelnde Blicke mit der alten Magd.

„Das is a rechte Wohlthat“, ſagte Kathi leiſe, „und a wahre Freud' hat man auch davon.“

Roſi nickte herzlich und wiegte Veronika in den Armen: „Mir is auch nicht leid, wenn noch ſo viel draufgeht ... ich hab' ſchon mehr hinausg'worfen.“

„Roſerl!“ Eine helle Stimme ſchrie von draußen. Alle Drei fuhren auf. „Roſerl!“

„Ja?“

„Iſt Dein Firmling da?“

„Ja!“

„Alsdann, wennſt' morgen wegfahrſt, weck' mich auf, daß ich's ſeh' im weißen Kleidl, hörſt?“

Die Alte rief hinaus: „Ich werd' Ihnen ſchon wecken, Fräul'n Guſti.“

„Ah, die Kathi is auch drin?“

Roſi lachte: „Ja, die Kathi iſt auch drin . . .“

„Und was iſt? Gehſt wirklich nimmer fort heut'?“

Roſi antwortete ſcharf: „Gieb Ruh'! Du weißt es ohnehin . . .“

Lautes Gelächter tönte hinter der Thüre: „Na, dann gute Nacht ... bleibt's ſolid alle Drei!“ Kleider rauſchten, und es wurde ſtill.

Kathi ſah nachdenklich vor ſich hin: „Du mein lieber Gott! Ich bin alle Nacht ſolid“, ſagte ſie, und Tante Roſi mußte hellauf lachen. Dann ſagte ſie: „Alsdann geh'n S' jetzt. Es iſt ſpät! Das Kind wird ja müd ſein, nicht wahr?“

„Wenn nur eine Ruh' ſein möcht'“, ſeufzte Kathi, und: „Gute Nacht“. Dann ging ſie hinaus, mit freundlichen Blicken auf Veronika.

*

„Komm', mein Kind, jetzt wollen wir uns niederlegen", sagte Tante Rosi aus der Tiefe des Zimmers. Veronika ging zu ihr. Da war ein seichter Alkoven, den schwere Vorhänge abgrenzten. Veronika hatte von da her einen Spiegel glänzen sehen. Wie sie jetzt hinter die Gardine trat, verwunderte sie sich, wie groß dieser Spiegel war, und als die Tante die rothe Kappdecke abnahm, und das Weißzeug des Bettes schimmernd frei lag, da staunte Veronika, weil sie sah, daß der Spiegel dicht über dem Bettrand sich erhob und die ganze Breite der Mauer einnahm, vom Kopfende bis zu den Füßen. Das schien ihr eine übernatürliche Pracht, und rasch flog es ihr durch den Sinn, daß Tante Rosi beim Erwachen hier sich ankleide und daß sie dank diesem wunderbaren Spiegel völlig geputzt, mit Hut und Schleier, dem Bett entsteige.

„Zieh' Dich nur aus", sagte die Tante, und lächelnd auf die Kissen deutend: „ich glaub', da werden wir Platz haben, wir Zwei." Veronika bewunderte die Breite dieser Schlafstatt, sie lächelte, denn auch für drei Menschen wäre hier noch Raum zuviel und es schien ihr komisch, daß man zum Schlafen soviel Platz brauche. Auf dem großen, mit Spitzen bedeckten Kissen lagen zwei kleine Pölster nebeneinander. Das dünkte Veronika wie eine zärtliche Vorsorge der Tante, die heute, noch ehe sie zur Bahn fuhr, ihr Bett für den Gast bereitet hatte. Veronika streifte rasch ihr Kleid ab, hockte auf einem kleinen Sessel nieder, um sich der Schuhe zu entledigen; dann wartete sie im Hemdchen, bis es ihr erlaubt würde, das blühweiße, duftende Lager zu besteigen. Rosi hatte sich auf den Bettrand gesetzt, nestelte ihre Blouse auf und sagte: „Wart' ein Bissel. Laß' Dich zuerst anschauen." Sie nahm Veronika vor sich zwischen die Kniee, und indem sie ihr die Arme um die Hüften legte, straffte sie das lose hängende Hemd, daß die jungen Formen dieses aufwachsenden Leibes hervortraten: „Nein, wie Du schlank bist . . ." und ihr Blick lief an Veronika herunter, die dünn und geschmeidig in ihren Händen lag und sich warm anfühlte. „Aber eine Kraft hast", setzte sie hinzu und streichelte die runden Arme der Veronika, die außen ganz goldbraun waren. „Und ab'brennt bist . . ." lachte sie, und Veronika lachte mit: „Natürlich, von der Sonne . . . schau', da auch . . ." und sie hob einfach das Hemd und zeigte der Tante ihre bloßen Beine, die an den Waden braun waren bis dicht unter dem Gelenk. Da schauten dann die Knie weiß und zart heraus, wie aus Strümpfen.

„Gehst denn bloßfuß herum?" fragte Rosi.

Veronika bejahte: „Im Sommer schon. Da geh'n wir Alle bloßfuß, nur der Vater nicht."

„Ja, ich weiß," sagte die Tante, wie aus einer Erinnerung, „ich weiß. Ich bin auch so herumg'sprungen."

Aber das kam Veronika ganz unwahrscheinlich vor.

„Und der Mutter geht's gut? Nicht wahr?"

Veronika blickte zu Boden. Irgend einen trüben Zusammenhang zwischen der duftenden in Spitzen gehüllten Tante, ihrer eigenen sonnverbrannten Haut und der fernen Mutter hörte sie aus dieser seufzenden Frage. Sie antwortete nicht.

Tante Rosi schaute das junge Mädchen an, das mit aufgelösten blonden Zöpfen vor ihr stand, dieses frische, sanft geröthete Gesicht, die kleine, derbe Nase unter der schmalen, feinen Stirne, die runden, halboffenen, gutmüthigen Lippen und die großen, frommen, blauen Augen: „Veronika," sagte sie leise, „wie du der Mutter ähnlich schaust . . ."

„Du auch . . ." flüsterte Veronika schüchtern.

„Na," rief die Tante luſtig und rückte ein wenig zur Seite: „Komm' in's Bett herein."

Veronika that einen fröhlichen Sprung und ſchrie vergnügt auf, als ſie von der Federmatratze in die Höhe geſchnellt wurde. Dann fiel ſie hin, lachte verwundert und wiegte ſich: „Wie das hutſcht!" Roſi war aufgeſtanden, beugte ſich über das Bett und ſtieß die Zappelnde ein paar Mal kräftig in die Federn, daß Veronika auf und niederflog. Sie lachte und kirrte wie ein kleines Kind, ſchlug um ſich und lag ſchließlich keuchend da, als Roſi von ihr abließ, um ſich auszukleiden. Ein neues Staunen überkam Veronika, weil die Tante ein ſchwarzes Hemd trug, das vorne an der Bruſt mit Blumen beſtickt war. Ihr wurde ganz feierlich, als Roſi zu ihr in das Bett ſtieg. Sie haſchte nach ihrer Hand, küßte ſie und ſagte: „Gute Nacht." Dann legte ſie ſich auf den Rücken, um zu beten. Weil aber die Tante nichts dergleichen that, glaubte ſie, der Moment ſei noch nicht gekommen, traute ſich nicht, allein anzufangen und wartete ſtill eine ganze Weile. Schließlich, kaum daß ſie es ſelber wußte, übermochte ſie die Gewohnheit, daß ſie ein Kreuz ſchlug und die Hände faltete. Sogleich fuhr Roſie neben ihr empor: „Thuſt beten?"

Veronika entſchuldigte ſich: „O nein . . . nur ſo . . . ich wart' ſchon auf Dich . . ."

„Auf mich?"

„. . . ich hab' geglaubt, daß wir miteinander . . ."

„Ja, ja," ſagte Roſi mit großem Eifer, „ja, ja!" und ſie ſetzte ſich auf, ſchlug ein Kreuz und begann flüſternd: „Vater unſer . . ."

Auch Veronika hatte ſich aufgeſetzt, und als die Tante ſo ſtill anhob, hatte ſie gleichfalls nur leiſe begonnen, ſpäter jedoch kam ſie voll Andacht in den lauten, ſingenden Ton, der ihr von der Schule her eigen war und ſprach die letzten Worte mit ihrer reinen Kinderſtimme, daß ſie im ganzen Zimmer ſchallten. Dann das Amen, und mit einem ſchweren Seufzer warf ſich Tante Roſi in die Kiſſen zurück, ganz auf die andere, nach außen gekehrte Seite, und vergrub ihr Antlitz.

Veronika fühlte ſich bewegt und erhoben von dieſer Andacht, und ließ ſich behutſam auf den Polſter niedergleiten. Wie ſie ſich aber dabei mit bloßer Bruſt und nackten Armen plötzlich im Spiegel gewahrte, erſchrak ſie, als ſei ein fremdes Weſen neben ihr aufgetaucht. Neugierig rückte ſie noch näher an das Glas heran. So leibhaftig mit Schultern und Armen und ganzem Körper, ſo als vollſtändigen Menſchen hatte ſie ſich noch nie geſehen und ſo war ſie ſich neu wie eine friſche Bekanntſchaft. Es war beunruhigend und luſtig zugleich, und dann wieder dachte ſie ängſtlich, ſie ſei gar nicht mehr allein und würde es doch nicht wagen, vor dieſem Spiegelbild hier die Augen zu ſchließen, um zu ſchlafen. Sie wandte ſich im Bette um, ſo daß ſie jetzt über die Tante weg, die noch immer in die Kiſſen gewühlt lag, das Zimmer überſchaute. Da gab es viele Dinge, die ſie zuerſt beim Kommen und dann während des Eſſens gar nicht bemerkt hatte und die nun, vom rothen Ampellicht übergoſſen, ſtill hervortraten. Sie muſterte neugierig den Waſchtiſch, wo auf einer ſchwarzen Marmorplatte köſtliches Geſchirr ſtand, ſo daß Veronika Luſt bekam, gleich jetzt ſich zu erheben, um ſich zu waſchen oder doch wenigſtens zu unterſuchen, was die vielen geſchliffenen Flaſchen, Gläſer und Tiegel bedeuten mochten. Vor dem Waſchtiſch auf dem Fußboden gewahrte ſie lächelnd einen hübſchen, mit Stoff überzogenen Schemel. Der war gewiß für ſie vorgerichtet worden, denn die Tante mochte geglaubt haben, ſie ſei noch zu klein um dort

hinauf zu gelangen. Nein, so gar klein war sie doch nicht mehr. Sie drehte sich nochmals dem Spiegel zu, um sich anzuschauen, erschrak aber doch wieder, als ihr der bloße Leib entgegenschimmerte. Wie gebannt, betrachtete sie sich eine Weile, bis ein ungewisses Bangen sie antrieb, dieses Spiel aufzugeben. Da lag sie nun ganz still, blinzelte sich aus halbgeschlossenen Augen zu, und weil sie auch damit nicht zur Ruhe kommen wollte, besah sie jetzt das Zimmer durch den Spiegel und machte neue Entdeckungen. Sie gewahrte ein schönes Bild, das sie völlig in Anspruch nahm: Eine liegende, ganz entblößte Frau, die einen Schwan in ihrem Schooße hielt. Lange hatte sie ihr Erstaunen an dieser lieblichen Scene, so daß sie eine rasche Neigung zu dem schmeichelnden Vogel faßte und sich allerhand Vorstellungen machte, wie man wohl auch Gänse zutraulich machen oder Tauben zähmen könne, wobei ihr ein junges Kalb einfiel, daß ihr daheim immer die Hände geleckt hatte und ihr manchmal mit der breiten Zunge in einem Strich über das ganze Gesicht gefahren war, und das sich dann so traurig nach ihr umgeblickt hatte, als man es vom Hofe trieb. Beinahe hätte sie wieder geweint, und wie sie immer that, wenn sie gerührt war, schlug sie jetzt die Augen zum Himmel. Da gab es ihr aber vor Ueberraschung einen Ruck, denn oben in der Decke des Baldachins war wieder ein großer Spiegel eingelassen, so daß sie sich nun erblickte, als schwebe sie in ziemlicher Höhe über sich selbst. Sie mußte lachen und winkte hinauf, da winkte das Spiegelbild da oben zu ihr herab, und so hielt sie eine Unterhaltung in Geberden, bis sie still und ohne Nachdenken dalag. Und nun fiel mit allem, was er bringen sollte, der kommende Tag auf einmal wieder in ihre Seele. Wie hatte sich doch bis zu dieser Stunde schon die Welt vor ihr aufgethan. Wie war sie heute noch daheim in der engen Stube klein und unwissend, und wie war sie jetzt erfahren und erwachsen und vieler Dinge ansichtig. Vom Morgen bis zum Abend. Ihr war, als habe das Wunder jetzt bereits seinen Anfang genommen, und darüber kam sie in ein staunendes Glücksgefühl, das sie langsam mit sanfter Müdigkeit erfüllte. Sie legte den Arm unter die Wange und schloß die Augen. Nun wurde es stiller in ihr. Draußen vor der Thüre hörte sie leises Gehen, Rascheln von Kleidern und flüsternde Stimmen. Dann von drunten durch die Wände ein kurzes Gelächter, hörte tiefe Männerworte, die von irgend woher kamen. Dann Glocken klingeln. Zuletzt drang wie aus der Ferne, übermüthiges Klavierspiel herein und machte sie beinahe wieder munter. Aber der Schlaf hatte sie schon zu fest umfangen, und so nahm sie die späte Musik nur noch in ihre Träume hinüber.

*

Am andern Morgen stand Veronika in ihrem frischen weißen Kleid mitten im Zimmer und drehte sich fröhlich zwischen Tante Rosi und der alten Kathi. Sie lachte den Beiden vergnügt ins Gesicht und hörte sich voll Freude loben. „Na wissen S', Fräul'n", sagte die alte Kathi, „mit so an bildsaubern Mäderl in die Kirchen fahr'n, das ist schon ein Vergnügen, — da wird's nicht viele geben . . ."

Und Tante Rosi hatte einen blütenfarbenen Schlafrock an und war schöner nach als gestern, und ein freundlicher Ernst lag in ihren großen braunen Augen. Sie sagte garnichts, aber sie strich manchmal mit ihren feinen Händen über Veronikas Schulter, dann wieder über ihr Haar oder

über die Wangen, faßte sie wohl auch hie und da am Arm, um sie zu drehen und zu mustern.

Veronika fühlte, wie ihr Herz immer lauter zu schlagen begann. Nur auf Eines hatte sie jetzt noch zu warten: bis die Tante angekleidet ist. Dann wird sie dieses Zimmer nur mehr verlassen, um gleich von hier aus in die Kirche zu gehen. Sie stand da, und eine heftige Bangnis erschütterte sie, daß sie ihr schönes neues Kleid vergaß, das sie jetzt zum ersten Mal trug, und auch vergaß, daß man sie bewunderte.

Wie eine Mauer aus der Ferne die frei dahinter liegende Landschaft nicht verhüllt, aber dem dicht Herantretenden den Ausblick völlig versperrt, war jetzt ihr Hoffen plötzlich nah gerückt, so ganz nahe, daß sie darüber garnicht hinauszusehen vermochte, auch nicht einen Schritt.

„Jetzt will ich die Fräul'n Gusti wecken", sagte die Alte, „ich hab' ihr's gestern versprochen . ." und lächelnd ging sie hinaus, wie Jemand, der sich auf einen Spaß freut.

Veronika setzte sich auf den Rand eines Stuhles, während die Tante im Zimmer umherfuhr, Schränke öffnete, Kleider besah, herausnahm und überall hinbreitete.

„Da bin ich! Da bin ich!" schrie draußen die helle Stimme von gestern Abend, und in der weißen Nachtjacke kam zur lärmend aufgerissenen Thür ein starkes, schwarzlockiges Mädchen hereingestürzt.

Veronika stand ehrerbietig auf, sagte leise „Küss' die Hand", aber Gusti flog rasch auf sie zu, sah ihr eine Sekunde lang nah in die Augen, mit großen, lebendigen, schwarzen Blicken und sprang wieder fort: „Ich bring' was! Ich bring' was!" rief sie zweimal und fuhr zur Thür hinaus wie der Blitz. Die Tante hatte nur kurz aufgesehen und gelächelt. Jetzt sagte sie, während sie den Saum eines Kleides musterte, obenhin: „Was die bringt!"

Veronika fühlte sich von Güte und Nachsicht umgeben. In diesem fremden Haus hier, von dem sie nichts wußte, wurde sie gekannt, geliebt sogar. Und die Neugierde wandelte sie an, dieses ganze Haus, das über Nacht so heimlich geklungen hatte, zu durchsuchen und in alle Zimmer zu sehen.

Indessen näherten sich die leichten Schritte und das Gerausche wieder. Die schwarze Gusti kam jetzt ganz leise herein und hielt die eine Hand auf dem Rücken, als verstecke sie dort etwas.

„Du", sagte sie zu Rosi, „hat sie ein Kranzerl?"

Die Tante blickte vom Bett her, wo sie stand und Kleider ordnete, verwundert auf: „Was ist denn? Ein Kranzerl?" Dann rief sie: „Richtig, Veronika, hast ein Kranzerl?"

Veronika war bestürzt und schwieg. Gusti an der Thür stand wartend da und die Tante zuckte die Achsel.

„Macht nichts, wir kaufen halt eins."

Da zog Gusti rasch die Hand hervor und hatte einen Myrthenkranz darin, mit feinen weißen Blüthen. „Das soll sie nehmen", rief sie beinahe flehend, „das hier!" Und das grüne Gewinde in beiden Händen erhoben, kam sie auf Veronika zu. Die neigte das Haupt und fühlte einen wohligen Schauer, als ihr Gusti den Kranz auf das Haupt setzte; „Mein Kranzerl is' g'wesen . ." und es lag ein so weicher Ton in diesen Worten, daß Veronika sich gerührt fühlte. Noch leiser sagte Gusti: „Ja, ja . . . wie lang ist das her? Garnicht einmal lang . . Gott, lieber Gott, wenn ich denk' . . ." Und dann hörte Veronika ein plötzlich ausbrechendes Schluchzen, fühlte sich

heftig umarmt und umklammert, so daß ihr in Spitzen, Duft und Seide an dieser klopfenden, heißen Brust das Sehen verging. Erschrocken spürte sie, daß Gusti am ganzen Körper bebte. Verwirrt machte sie sich frei, sah das schöne, schwarz umlockte Antlitz vor sich, von fließenden Thränen benetzt, aber sie fürchtete sich nicht. Denn in den dunkeln, schwimmenden Augen, die auf ihr ruhten, lag es wie neidvolle Liebe. Beklommen aber nahm sie wahr, wie Tante Rosi sich abwandte und still die Augen wischte und wie die Alte am Tischzeug sich zu schaffen machte, so deutlich bestürzt und verlegen wie Einer, den man auf frischer That ertappt. In diesem Augenblick wehte sie eine Ahnung an: daß es jenseits der Schwelle, an der sie nun stand, geheimnisvolle Dinge geben müsse, die das Herz mit Kummer füllen. Sie stand bewegungslos in ihrem weißen Kleid und sah Alle der Reihe nach fragend an, und Alle blickten auf sie und waren von diesem Kinderangesicht ergriffen, das unter Goldhaar und Myrthenkranz mit erster Blässe sich überzog.

Gusti hatte sich rasch die Augen getrocknet, fuhr Veronika liebreich über Wangen und über den Rücken und schaute sie dabei ganz nahe an, mit einem unmerklichen Versuch zu lächeln. Gleich aber schien es sie wieder zu überkommen; sie bückte sich plötzlich, riß die Hand der Veronika an sich und drückte einen warmen Kuß darauf, dann flog sie hinaus und ließ die Thüre hinter sich offen stehen.

Tante Rosi saß schon vor dem Spiegel, wandte sich um, schüttelte den Kopf und wollte zur Alten etwas sagen. Diese aber ging still hinter Gusti drein, ohne ein Wort, und derselbe Ausdruck von Befangenheit war wieder in ihrem Gehaben, als sie die Thüre beinahe schüchtern zuschloß.

Veronika war an das Fenster getreten. Da lag die enge Gasse in tiefem Morgenschatten. Sie schaute die grauen Häuser hinauf und mußte den Kopf weit zurücklegen. Dann erblickte sie oben auf dem letzten Sims einen kleinen Schimmer der Sonne, und darüber sah wie ein mildes Auge, ganz von ferne, ein winziges Stück Himmel zu ihr nieder. Das trieb ihr die Sehnsucht ins Freie ein, daß sie die Arme erhob, als wünsche sie aus der kühlen Schlucht, auf deren Grund sie eingeengt war, emporzufliegen. So brachte dieser Tag, der dort auf den hohen Dächern sich sonnte, ihr gleich am Anfang die Fülle des Unbekannten. Nachdenklich und bedrängt schaute sie auf ihre Hand, die zum ersten Male eine Lippe berührt hatte, und war mit diesem Kuß, der wie ein sichtbarer Gegenstand vor ihr lag, mitbetheiligt an dem Schicksal der Menschen.

*

Eine Weile später ging sie neben der Tante durch den dämmernden Vorraum, die steil sich windende Treppe hinab. Eine kleine, verborgene Thüre öffnete sich, knapp neben einer Stufe, und Gusti steckte grüßend lächelnd den Kopf durch den Spalt hervor. Die alte Kathi war nirgends zu sehen.

Aufathmend trat Veronika ins Freie, von der frischen Luft angehaucht. So ganz benommen war sie von der heiligen Stunde, die jetzt gekommen war, daß sie in den feinen Wagen stieg, als verstehe sich das von selbst, und der Pracht gar nicht staunte, mit der die Tante angethan war.

Der Wagen fuhr sanft schaukelnd durch die enge, leere Gasse und nach wenigen Schritten war er auf dem großen Platz. Veronika hörte nicht, als die Tante sagte: „Das ist der Graben." Sie war betroffen von dem Anblick der vielen Menschen, die hier durcheinanderliefen, von den vielen

Wagen, die einander bedrängten, vom blendenden Sonnenlicht, das alles überfluthete, und ihr war, als sei sie durch eine kleine Thüre plötzlich in einen großen, menschenerfüllten Saal getreten, wo Alle ihretwegen sich versammelt hatten und sie erwarteten. Sie war ängstlich und voll tiefer Verlegenheit, hielt sich ganz steif und blickte geradeaus vor sich hin auf die carrirte Pferdedecke, die über dem Kutschbock hing. Neben dem Wagen liefen arme Frauen einher, hielten in hoch erhobenen Händen flatternde, weiße Bänder, schrieen und baten, daß Veronika Erbarmen fühlte. Sie wagte aber nicht, sich zu rühren, wandte nicht einmal die Augen. Dennoch sah sie das ungeheure Getümmel rings herum und dachte, es seien aus der ganzen Stadt alle Menschen zusammengelaufen, um dabei zu sein.

Schrittweise nur kam der Wagen vorwärts. Pferdestampfen, Räderrollen, die Tritte der Menge, Rufen, Lachen, alles vermengte sich Veronika zu einem starken Brausen, das sie aufregte. Die bunten Farben in der grellen Morgensonne, das weiße Pflaster, die gelben Omnibusse, die goldenen Lettern an den Firmatafeln bestürmten flimmernd ihre Augen, und die milde Luft trug allerlei scharfe Gerüche nach Spülwasser, Kleiderdunst, nach Pferden und Staub. Dann aber hörte sie von hoch oben her Glockengeläute. Von tausend Geräuschen der Straße verschlungen und zerrissen, kreisten die Töne im Blauen, mit ausgebreiteten Schwingen, wie Vögel, die nicht wagen, sich niederzulassen. Veronika aber lauschte herzlich zu ihnen auf, und da stieg der klingende Gesang zu ihr hernieder, drang durch das Gewirr all der anderen Stimmen und überfluthete sie mit großer Melodie.

Hinter einem Hause, auf dessen Dach die blaue Erdkugel schwebte, stieg mit einem Male die Kirche zum Himmel auf. „Ah —“ rief Veronika überwältigt, und Tante Rosi wandte sich zu ihr. „Nicht wahr?“

Ganz dunkelgrau stand die Kirche da, ragte über alle Dächer gar weit hinaus, und Veronikas staunender Blick lief den Thurm hinauf bis zur Spitze, wo der goldene Doppeladler in der Sonne funkelte wie eine kleine Flamme. Dann stürzte ihr Blick mit Eins wieder zu den Menschen nieder, und ihr war dabei, als käme sie selbst von einem hohen Berge herunter.

Als der Wagen vor der Kirchenpforte hielt, mußte Veronika sich beim Aussteigen am Arm der Tante festhalten, so sehr zitterte sie in Furcht und Spannung. Noch einmal umfing sie mit ihren Augen die ganze Kirche und wunderte sich schnell, weil ihr das Thor, vor dem sie stand, so niedrig scheinen wollte. Das hatte sie sich anders gedacht. Groß, und mit goldenen Thüren weit offen stehend, und feierliche Orgelklänge, die daraus hervorkamen, wie Lieder aus einem singenden Mund.

Da stand sie jetzt am Eingang, sah die Leute sich drängen und im Dunkel verschwinden. „Hier ist Dein Bandel,“ sagte die Tante, „komm' nur,“ und Veronika ließ sich führen wie ein kleines Kind und betrat die Kirche mit gesenkten Augen. „Warum zitterst Du denn so?“ flüsterte Rosi beim Weihbecken. Aber Veronika konnte kein Wort sagen.

Dann fand sie sich vorgeschoben in einem Spalier licht gekleideter Mädchen, sah eine Gasse auf und ab sich hinziehen, gebildet von all den Kindern, die in zwei Reihen einander gegenüber standen und sich in ihren weißen Gewändern dabei wie ein heller Saum von der dunkeln Mauer abhoben, die das Gedränge der Angehörigen hinter ihnen formirte. Von oben, irgendwoher, kam das Tageslicht freundlich herein und spielte auf den Steinfließen ganz für sich, rings umdrängt von wehenden Dunkelheiten, die den ungeheuren Raum erfüllten. Veronika hörte das Flüstern um sich, wie ein leises Rauschen. Sie vernahm das sanfte Hallen der vielen Schritte,

die unaufhörlich durch die Kirche zogen. Dann erschrak sie leicht unter der Berührung von Tante Rosi, die ihr das Band um die Stirne schlang.

Sie sah die anderen Kinder an. Ganz kleine waren darunter mit wundersam gedrehten Locken, daß sie wie Engel aussahen. Aber es regte sich doch eine Mißbilligung in Veronika, denn diese da schienen ihr gar zu kinderhaft. Auch Erwachsene sah sie, die größer waren als sie selbst und die mit ruhigen Mienen dastanden, an ihren Kleidern zupften, auf ihre Handschuhe blickten. Einige lächelten, besonders von den ganz Kleinen, beugten sich vor oder sprachen mit ihren Pathen. Andere traten gar einen kurzen Schritt aus der Reihe und spähten die enge Gasse hinauf. Auch Veronika wagte es endlich, dahin zu schauen, wohin alle Aufmerksamkeit sich wandte. Dort war ein großes Gewimmel von Priestern im Ornat und von Ministranten in rothen und weißen Chorröcken, und die schienen alle um ein Mädchen versammelt, das in der Reihe ganz oben stand, weit entfernt von Veronika.

Sie traute sich nicht, besser hinzusehen, so sehr sie es gewollt, so gerne sie näher unterschieden hätte, was dort geschah, da doch auf den ersten Blick alles verschwommen undim Dämmer undeutlich war. Nun aber blickte sie aufwärts vor sich hin, erwartungsvoll über alle Menschen hinweg in das einfallende Licht, als müsse sie dort oben das Muttergottesbild winken sehen, das ihr daheim immer zulächelte, wenn sie vor dem Altar die Blicke erhob. Sie sehnte sich jetzt nach diesem mild grüßenden, vertrauten Antlitz. Hier oben aber sah sie nur den Rand einer hohen Säule und dahinter blinkte trübselig ein verstaubtes Fenster mit kleinen glanzlosen Scheiben. Sie bekam Lust, diese Gläser zu zählen, gerieth in Verwirrung deswegen und lief mit den Augen, um sich abzulenken, die Cannelirung der Säule auf und nieder, so weit die Sonne darauf schien.

In langen Minuten wurde sie müde, fühlte sich ruckweise aufgerüttelt von der immer wiederkehrenden Erregung und dämmerte dann langsam vor sich hin.

Ein Geräusch von nahen Schritten, von murmelnden Stimmen und ein rother Schein, der ihr ins Auge fiel, weckte sie. Dicht neben ihr, zur Linken, war schon die Gruppe der Geistlichen angelangt, und die Ministranten in ihren rothen Chorröcken standen bis zu ihr.

Da wurde sie munter und von ungeduldiger Andacht erregt. Jetzt sah sie schon die weißen, goldverbordeten, buntgestickten Meßgewänder der Priester vor sich und empfing die Pracht, die sich näherte, die strengen, über alles wegschauenden Mienen mit Bangen und doch wieder mit Zuversicht und hatte das Begehren, sie anzurufen, ihnen zu sagen, daß sie die Veronika sei und daß sie schon vor zwei, ja vor drei Jahren habe kommen wollen, aber es sei nicht ihre Schuld, daß sie Alle miteinander hatten warten müssen, und sie hob den Kopf und rief es ihnen mit den Augen zu, suchte die Vorüberwandelnden mit den Blicken festzuhalten.

Da beugte sich ein volles, gütiges Greisenantlitz zu ihr nieder, sie sah die goldene Bischofsmütze darüber strahlend sich neigen, fühlte zwei kühle Fingerspitzen auf ihrer Stirne, davor sie erbebte, dann eine kühle, unsagbar feine Hand auf der Wange und vor ihrem Mund. Sie küßte diese Hand und haschte im Eifer danach, aber da war schon alles vorüber und nichts mehr vor ihr als die prangenden Ornate der Geistlichen, die in einer schimmernden Wand alles verdeckten. Zuletzt kamen die Ministranten wieder, und die Tante neigte sich vor und sagte lustig: „So, Veronika, jetzt bist g'firmt!“

Sie stand wieder draußen in der warm daherwehenden Luft, im Gewühl der Menschen, blickte mit Staunen um sich und konnte es nicht fassen, daß es nun wirklich solle geschehen sein, daß nichts sich weiter ereignet habe. Mit ungestilltem Erwarten schaute sie dem sonnigen Tag entgegen.

*

In dem glänzenden Uhrmacherladen wurde Veronika wieder getrost. Da gab es viele Dinge, die sie interessirten. Zuerst war sie erfreut von dem blinkenden Ansehen, das der enge Laden hatte. Wohin sie schaute, blickten ihr weiße Zifferblätter entgegen, wie verständige Gesichter. An der Wand schwangen Hängeuhren ihre langen Perpendikel lustig hin und her. Diese rastlos bewegte Mauer war wie in heller Aufregung. Es waren noch andere Leute da, die sich ein wenig drängten, andere kamen herein und warteten.

Plötzlich stand ein kleiner Bub neben Veronika: „Du! Ich bekomme eine goldene Uhr!“ Dazu machte er eine ernste Miene. Er hatte ein dickes, rosiges Gesicht und wasserhelle Augen. Mit prüfendem Gesichtsausdruck blickte er nachdenklich überall umher. Dann nahm er den Hut ab, und fuhr sich mit der Hand vorsichtig über den strohblonden Kopf. Veronika bemerkte, daß sein Haar gebrannt war und sich in prächtigen Locken um die Schläfen legte, ferner sah sie, daß ihm der Abtheil wie ein weißes gerades Schnürchen bis ganz nach rückwärts in den Kragen lief, und sie bewunderte ihn aus vollem Herzen. „Jawohl,“ sagte er nochmals, „ich bekomme eine Doppeldeckeluhr aus Gold, — und Du?“

Sie erwiderte leise: „Ich weiß nicht.“

Er aber hatte garnicht darauf geachtet, sondern redete weiter: „Die ist nämlich viel praktischer, verstehst? Da wird das Zifferblatt geschont, und überhaupt, sie ist auf beiden Seiten gleich, weißt? Das ist viel schöner . .“

Veronika wußte nichts darauf zu sagen.

„Bist Du auch jetzt gefirmt worden?“ fragte er ganz barsch.

„Ja,“ antwortete sie stolz, „gerade jetzt.“

„Na!“ sagte er düster und legte den Kopf auf die Seite, „was? Nichts! Nicht wahr?“ Er hatte den Kopf ganz auf die eine Schulter gedrückt, klopfte mit dem Spazierstock auf seine Füße und fuhr fort: „Garnichts ist dran — und ich bin froh, daß die G'schicht' vorüber ist!“

„Jesus!“ entfuhr es ihr. Sie wollte sich sogleich von ihm abwenden, aber sie hatte doch zu viel Respekt vor ihm. Und dann lag auch in seinen Worten etwas, das sie reizte. Sie dachte, er müsse mehr wissen als sie, und sie fühlte, daß es überall Geheimnisse gab, die man ihr noch vorenthielt. Der kleine Bub vor ihr sah sie zustimmungsheischend an, und zu ihrem eigenen Entsetzen fand sie sich gezwungen zu sagen: „Ich bin auch froh, daß' vorüber ist,“ aber während sie sich noch sprechen hörte, erschrak sie und gab diesen Worten heimlich in ihrer Seele eine andere Deutung.

„Hast Du g'seh'n?“ fragte er weiter, „der Bischof hat mit dem Kopf gewackelt; . . . so,“ er wackelte mit dem Kopf und fing laut zu lachen an.

Veronika überlief es. Nicht Schmerz fühlte sie, aber die Ahnung eines Schmerzes, der irgendwo verborgen lag, und bevorstand.

„Bekommst Du eine goldene oder eine silberne?“

„Ich weiß nicht.“

„Ich krieg' eine goldene! Nicht wahr, Herr Stanzinger?“ wandte er sich dringend an einen alten Herrn, „ich krieg' eine goldene Uhr?“

Ein kleiner, dicker, alter Herr mit grauem Schnurrbart antwortete sehr gemächlich und mit tiefer Stimme: „Wenn Du schön brav bist, sonst'n aber nicht!"

„Ich bin brav, ich bin sehr brav! Sie wissen's ganz gut", schrie der kleine Bub, „Sie wissen es, daß ich brav bin, also krieg' ich eine goldene?"

„Ich weiß garnix", sagte der alte Mann, „und überhaupt, Kinder müssen bescheiden sein . ."

„Also krieg' ich eine goldene . .?" beharrte der Kleine.

„Abwarten, mein Sohn, abwarten! Wenn Du's so eilig hast, erwisch' ich in der Geschwindigkeit eine aus Messing." Und scherzend fragte er über den Ladentisch hin: „Haben S' nicht vielleicht eine alte Uhr, die was nicht geht, aus Blech?"

Da warf der Junge seinen Spazierstock und seinen Hut wüthend zur Erde und brach in Thränen aus. Alle Leute im Geschäft wurden aufmerksam, hielten einen Augenblick im Gespräch inne und sahen ihn an. Er stand mitten in einem kleinen Kreis, der sich gebildet hatte, kümmerte sich um nichts und stampfte und weinte. Der Uhrmacher beugte sich vor und sagte: „Aber Uhren aus Messing haben wir ja garnicht; da kann der junge Herr ganz ruhig sein."

Der Uhrmacher hatte einen schönen weißen Bart und gütige Augen. Er sah Veronika an und sagte: „Wollen Sie vielleicht auswählen, Fräulein?" Sie gerieth in Verlegenheit, weil sie nicht erwartet hatte, angesprochen zu werden, jetzt, da ihr noch schien, als sei der kleine Junge, der neben ihr zappelte und weinte, die Hauptsache und als dürfe überhaupt nichts geschehen, bevor er nicht beruhigt und zufrieden gestellt sei. Aber sie merkte, daß alle Leute sich abwandten, und so thaten, als sähen und hörten sie nichts, und in dieser Haltung lag soviel Verurtheilendes, daß Veronika auch darüber erschrak. Der Junge schien ihr für alle Zeit verloren.

„Es sind beide sehr elegant", sagte der Uhrmacher wieder und hielt Veronika zwei Uhren hin, ganz kleine, wunderbare goldene Uhren. Die eine hatte ein emaillirtes Zifferblatt mit blauen Lettern, die andere dafür trug auf ihrem Mantel ein kleines in winzigen Rubinen leuchtendes Kreuz. Veronika stand völlig rathlos da. Daß sie auch eine Uhr bekommen werde, hatte sie in der andächtigen Spannung der letzten Tage vergessen. Jetzt erinnerte sie sich plötzlich ganz scharf, daß die Mutter manchmal davon gesprochen hatte, und wie sie auf die prächtigen Uhren sah, that es ihr auf einmal sehr weh, daß sie sie der Mutter geben sollte, denn so war es ausgemacht worden: die Firmuhr sollte im Schrank aufbewahrt werden.

„Na, die welche g'fallt Dir denn besser?" fragte Tante Rosi so ruhig, als ob es sich um eine Kleinigkeit handeln würde. Veronika sah aufgeregt bald die blauen Ziffern an, bald das rothe Rubinkreuz. Auf der einen Uhr war es genau zwölf, auf der anderen halb drei. Veronika bemerkte es und vertiefte sich darin, ohne an eine Wahl zu denken, bis die Tante wieder sagte: „Na, so red' doch, wer wird denn so kritisch sein?" Da entschied sie sich rasch für die zwölfte Stunde, und es ergab sich, daß es das Rubinkreuz war. „Das Fräulein hat einen feinen Geschmack", sagte der Uhrmacher, und Veronika wunderte sich, wie sie eigentlich das Richtige getroffen habe, denn der Mann sagte jetzt dem blauen Email alles Böse nach, behauptete, daß er abspringen müsse und daß man sehe, wie das Fräulein etwas Gutes zu unterscheiden wisse. „Für's Auge", sagte er, „ist sie ja ganz gut", und Veronika verfiel in Nachdenken über dieses Wort.

Die Tante hielt ihr ein glitzerndes Kettchen vor das Gesicht: „Magst

es?“ Es war sehr hübsch, und an einem Ende baumelte ein kleiner Anker mit einem Compaß darauf. Veronika nickte fröhlich, und die Tante schob ihr die Uhr in den Halskragen, daß die Kette ihr bis auf die Brust niederbaumelte. Veronika spürte die kühle Uhr auf ihrer Haut und lächelte. Der Uhrmacher begleitete sie höflich bis zur Thüre. Sie sah noch, wie der kleine Bub mit dem Rockärmel seinen Hut putzte. Er war ganz verweint, aber der alte Herr schaute mit spöttischem Gesicht zu.

*

Als sie wieder im Wagen saßen, ordnete die Tante mit geschäftigen Händen allerlei Pakete und gab Erklärungen: „Schau', da sind die Mandelkuchen drin, und das da sind die Lebzelten, da ist Honig dabei und da sind die Busserl. Ich lass' Dich aber jetzt nichts essen, weil'st Dir sonst den Appetit verdirbst.“ Veronika hatte gar kein Verlangen, von diesen Dingen zu essen. Sie hätte nur gewünscht, das große Lebzeltenherz, daß sie eben von der Tante geschenkt bekommen hatte und das sie noch fest in Händen hielt, aus dem Papier nehmen zu dürfen, um es anzusehen. Es war so über alle Begriffe schön, war mit blauem und weißem und rothem Zuckerguß bedeckt, und in der Mitte trug es ein Bild, ein weißes, kleines Lamm in einem blauen Feld und eine Fahne darüber. Zuhause, wenn am Kirchweihtag ein Lebzelter seine Bude aufthat, lag immer ein großes Herz als Haupt- und Zierstück mitten unter all den Süßigkeiten. Doch Veronika hatte niemals gesehen, daß Einer es zu kaufen und fortzutragen wagte. Jetzt aber besaß sie selbst so ein Herz, noch prächtiger und größer, als je eines auf der Kirchweih erschienen war. Nie im Leben wollte sie davon essen, sondern es immer aufbewahren. Es schien ihr grausam und unbegreiflich, daß sie es nun so in Papier gehüllt tragen sollte, und sie verlangte sehnlichst danach, es offen zu zeigen. So wie sie es jetzt hielt, war ja nichts gethan damit. So gehen die Leute vorbei, dachte sie, und sehen nichts, und Niemand weiß, daß sie das wunderbare Herz in ihren Händen trägt.

„Schau' Dich doch ein Bissel um, Veronika, — Du kommst ja nicht alle Tag' nach Wien.“

Sie blickte rasch auf. Da fuhr der Wagen gerade über eine Brücke. Die Stadt, die sie seit gestern Abend mit ihren Häusern eng umstellt hatte, lag hier auf einmal frei, und der silberklare Fluß schlüpfte in einer zierlichen Wendung herein. Veronika sah wie durch eine offene Thür in das Land hinaus, dorthin, von wo sie gestern gekommen, woher die Wellen da unten kamen, die ewig unterwegs waren und ewig eintrafen. Ferne schloß der grüne Leopoldsberg den Horizont und grüßte sie als ein stiller Freund, der über die Dächer zur Stadt hereinschaute, wie es der Veronika wohl ergehen mag.

„Schön ist's heut'“, sagte die Tante. Aber der Fluß war schon verschwunden und der Berg und die Weite des Himmels und es gab rings umher wieder nur hohe Häuser, Menschen zu Fuß, zu Wagen, überall Menschen.

Sie sprachen nun kein Wort mehr, saßen in die weichen Polster des Wagens geschmiegt und fuhren immer rascher, bis sie in den Prater kamen. Als sie im Hof der Krieau ausstiegen, sagte Rosi, indem sie umher deutete: „Da schau', hier is man wie am Land.“ Veronika war sogleich hinter zwei jungen Hunden her, befreundete sich mit den Tauben und stand liebevoll vor dem Eichhörnchen, das in seinem Käfig große Augen machte.

„Gieb auf Dein Kleid Acht, die Hunde werden Dir's ruiniren.“

Veronika erschrak und war tief bekümmert darüber, daß sie jetzt eine Weile gespielt hatte wie ein Kind, genau so wie ehegestern noch zu Hause, als sei unterdessen garnichts geschehen. Ist denn nichts in mir verändert? fragte sie sich. Sie war enttäuscht und mühte sich ab, in sich hineinzuhorchen, und konnte es zu nichts bringen, als zu einem feierlichen Unbehagen. Und in dieser Stimmung, in der sie ängstlich auf sich Acht gab, sich Mühe nahm, alles Kindische in ihrem Gehaben zu verbergen, saß sie mit der Tante dann zu Tisch und aß in steifer Haltung mit unbequemer, ermüdender Geziertheit alle die schönen Speisen, bei deren Anblick schon sie sich zu einem feineren Betragen gezwungen fühlte. Dann aber schlief sie, des Weines ungewohnt, im Schooße der Tante ein, bekam glühend rothe Wangen und schlafrothe Ohren.

Beim Erwachen lag sie mit dem Kopf auf einem harten Kissen auf der Bank. Außerhalb des Gartens stand die Tante vor dem Wagen und plauderte mit dem Kutscher. Veronika suchte ihre Pakete. Wo waren sie? Ach ja, — im Wagen dort. Sie hatte nichts bei sich. Jetzt erst kam ihr die Uhr wieder in den Sinn und sie fühlte sie nun auch an ihrem Halse. Sie hatte ganz daran vergessen. Nun griff sie danach und betrachtete ihr neues Eigenthum. „Es ist fünf Uhr", sagte sie dann beinahe laut und mit solcher Entschiedenheit, als verkünde sie ein Gesetz. Sie erhob sich, strich ihr Kleid zurecht und ging mit schlaftrunkenen Bewegungen zur Tante.

„Na?" lachte ihr Rosi entgegen, „schon ausgeschlafen? Da wollen wir aber gleich fort."

Sie war ganz erfrischt und ohne jede Ermüdung, als der Wagen unter den hohen Praterbäumen dahinrollte. Mit dieser raschen Fahrt, bei der ihr die laue Luft weich ins Gesicht blies, schien ihr alles aufs neue zu beginnen. Sie lehnte sich bequemer in die Kissen zurück, fühlte sich ernst und ruhig, was sie mit Freuden wahrnahm. Unablässig rollten flinke Wagen an ihnen vorüber, und sie selbst fanden sich eingeschlossen in einer Wagenkolonne, die sich in der endlosen Allee eilig vorwärts bewegte. Beständig fuhren weiß gekleidete Mädchen an ihnen vorbei, das Firmel-Kränzchen im Haar, Knaben in schwarzen Anzügen, weißen Handschuhen und hohen Hüten, wie Erwachsene. Veronika freute sich der vielen schönen Pferde, die mit muthigen Bewegungen einhertrabten, sie freute sich der vielen Menschen, die zu beiden Seiten des Fahrweges im Schatten der alten Kastanien standen und zu ihr hinüber schauten, und sie bewunderte den Sicherheitswachmann, der würdevoll und gelassen inmitten des Getriebes zu Pferde saß und über alle zu herrschen schien. Zweifellos war diese festliche Auffahrt nur für die Firmlinge veranstaltet, und die übrigen Menschen, die da zu beiden Seiten des Weges Spalier bildeten, kamen nur her, die geweihten Kinder zu sehen. Plötzlich erblickte sie den Jungen wieder, der heute früh im Uhrmacherladen so häßlich sich betragen hatte. Er fuhr soeben vorbei, und der alte Herr saß breit und lächelnd neben ihm. Sie winkte dem Knaben, ganz erfreut, einen Bekannten zu treffen. Der aber bemerkte sie nicht, denn er blickte gerade ernsthaft auf seine Uhr.

„Schau'," sagte die Tante und richtete sich lebhaft auf, „da kommt wer vom Hof."

Hohe, goldgeschirrte Pferde mit nickenden, stolzen Köpfen näherten sich. Veronika sah den Kutscher und Bedienten in seltsam geformten goldbortigen Hüten und dann sah sie auf hellen Atlaskissen ein junges, märchenhaft feines Mädchen, das sich nach allen Seiten hin grüßend verneigte. Im Nu war sie vorbei. Veronika blickte hinter sich und sah die schneeweiße,

schöngebogene Peitschenschnur über den Lakaien schweben und sah das blonde Haupt der kleinen Prinzessin sich immer wieder neigen, während alle Leute den Hut zogen. „Das war die Erzherzogin Elisabeth," sagte die Tante und hatte etwas bewunderndes in ihrer Stimme und in ihrer Mienen.

Veronika jedoch fühlte sich im tiefsten beschämt und wußte nicht, warum. Der Anblick dieses prunkvollen, lächelnden Geschöpfes war berückend gewesen, und dennoch kam sie sich nun so merkwürdig verarmt vor. Sie wandte sich rasch zur Tante: „Wie alt ist sie denn?"

„So alt wie Du . . ." sagte Rosi, und Veronika erröthete beglückt.

*

Der Kutscher schmunzelte, als Tante Rosi ihm zurief: „Fahren wir in den Wurstelprater." Von weitem schon hörte Veronika vielfache Musik, und als sie den Wagen verließ und in das Gedränge hineinschritt, das von hundert Stimmen lärmend übertönt, wie eine große Welle ihr entgegenkam, ward sie wieder von jener aufgeregten Erwartung befangen, die sie heute früh empfunden hatte. Von dem Geschrei der Ausrufer und von den bunten Bildern vor den Buden ward ihre Aufmerksamkeit bald dahin bald dorthin gezerrt.

„Astarte, die Königin der Luft!" brüllte Jemand neben ihr. „Astarte! Astarte! Astarte!" Ein starker Mann stand vor einer Bude und schrie immerfort mit rothem Gesicht: „Astarte, die Königin der Luft!" Er sah Veronika streng an, daß sie erschrak, als sei sie einem Befehle ungehorsam gewesen. „Kommen Sie herein! Bitte hereinspazieren!" rief er ihr wüthend zu. Sie fürchtete sich. Der Mann aber tobte: „Was heißt denn das? So was muß man sehen!" Und es schien, als wolle er Jemanden ermorden. Veronika stand still. Um nichts hätte sie gewagt, hier vorbei zu gehen. Der wilde Mann kam sogleich näher, direkt auf sie zu, und sagte ganz sanft: „Bitte näherzutreten, mein Fräulein, eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges." Und mit einem flehenden Blick schritt er ihr voraus. Veronika folgte mechanisch, lachend ging die Tante hinterdrein. Ein Vorhang, der prunkvoll schien, hob sich, und sie waren in einem dunklen Raum. Die Stimme einer unsichtbaren Frau sagte: „Bitte, die Herrschaften, Platz zu nehmen. Die Vorstellung wird sogleich beginnen." Veronika wurde festlich gestimmt, noch mehr aber, als nun ein Klavier zu spielen begann. Vor ihr wurde es plötzlich hell, und in rothem Atlashöschen stand ein hochfrisiertes, ernstes Mädchen auf dem Podium. „Erlaube mir vorzustellen," sagte die Stimme der unsichtbaren Frau, „das ist Astarte, die Königin der Luft, aus Berlin, die sich schon vor Prinzen und Königen producirt hat." Veronika blickte ehrfürchtig zu ihr auf und erinnerte sich an die junge Erzherzogin. Vielleicht war sie eben hier gewesen. Während sie sich in den Anblick Astartens vertiefte, ihre bloßen Schultern und Arme und die Goldfranzen ihres Tricots bewunderte, sagte dieselbe Stimme wieder: „Astarte, verschwinde," und sofort verschwand die Erscheinung. Nur ein fahler Lichtschimmer blieb an der Stelle, an der sie gestanden. „Astarte, zeige Dich wieder", und augenblicklich ward das hochfrisierte Mädchen sichtbar mit derselben gleichmüthigen, ruhigen Haltung. Nun begann das Klavierspiel von neuem, und Astarte flog im Kreise der Lichtscheibe umher, drehte sich, schien wie ein Fisch in einem Glase zu schwimmen, hatte den Kopf nach unten gekehrt und hing schwebend im leeren Raume, richtete sich wieder auf und stand zuletzt in der ersten Stellung da, gleichgiltig, ruhig,

mit trüben Augen ins Leere starrend. Veronika aber war von großer Bewunderung ergriffen. Als sie die Bude verließen, ging sie lebhaft vor der Tante her. Nach kurzen Schritten aber blieb sie entsetzt stehen und ein kleiner Schrei entfuhr ihr. Da ruhte auf einer dünnen Säule ein halbes Mädchen, ohne Bauch, ohne Füße, ohne Arme, hilflos und elend, und ein lächelnder junger Mann mit aufgedrehtem Schnurrbart stand daneben und jubelte: „Die Dame ohne Unterleib! Schau'n Sie sich das Weltwunder an. Das kostet nichts! Dafür verlangen wir kein Geld." Veronika blickte bestürzt zu ihm auf, aber auch das Mädchen da droben lächelte, sie hatte trotz ihres fürchterlichen Zustandes prunkvoll gebrannte Stirnlöckchen und schien völlig getröstet. Da wandte sich Veronika verzweifelt zur Tante: „Um Gotteswillen! Kann sie denn leben?"

Rosi lachte laut auf: „Das ist ja ein Schwindel! Du dummes Mädel, Du!"

„Schwindel?" fragte Veronika, „wenn sie keine Füße und keine Hände hat?"

Rosi lachte noch mehr: „Nein, das darfst Du nicht glauben. Die hat grad so viel Hände und Füße und ist überhaupt genau so gesund wie Du. Ein Schwindel ist das, weiter nichts."

Veronika wurde sehr nachdenklich: „Und die Astarte, die Königin der Luft? Ist das auch ein Schwindel?"

„Natürlich."

„So? Aber sie ist doch die Königin der Luft?"

„Na ja . . ."

Veronika begriff das nicht. Warum zeigte man diese hier ohne Arme und Beine, wenn sie doch gesund war, warum ging man zur Astarte, und warum wurde Klavier gespielt drinnen und die Prinzen und Könige kamen, das hatte die unsichtbare Stimme gesagt, und dann war es so wunderschön.

„Schau' lieber da her!" rief Rosi. Auf einem erhöhten Podium standen einige ganz winzige Menschen.

„Kinder!" schrie Veronika.

„O nein! Das sind Zwerge! Die werden nie größer, bleiben immer klein."

Veronika lief herzu. Ein kleines Männchen stand da, mit einem schwarzen Schnurrbart und war aber nur so groß wie ein dreijähriger Bub, neben ihm eine Dame, nicht höher als der Mann. Veronika sah nun, daß sie beide alt waren, gelbe, traurige und faltige Gesichter hatten. Darüber war sie ein wenig betroffen, denn sie erschienen ihr überaus zierlich und sie dachte sogleich, es müße ein rechtes Glück sein, immer so klein zu bleiben und so lieb. Augenblicklich hatte sie den Wunsch, mit ihnen zu spielen, und als der Ausrufer eine kleine goldene Carosse zeigte und dazu sagte: „Dieses hier ist der Wagen, in welchem die Herrschaften da alle Tage spazieren fahren," erfüllte Veronika aufrichtiger Neid. Plötzlich fielen ihr Märchen ein. Die Zwerge! Schneewittchen! Und sie empfand eine heftige Freude. Es giebt also wirklich Zwerge. Da sind sie ja, hier vor ihr, und es ist wahr, daß sie unermeßliche Reichthümer haben und in goldenen Kutschen fahren. Nun sieht sie es ja selbst mit eigenen Augen. Zum ersten Mal an diesem Tage fühlte sie befriedigtes Wünschen, gestillte Erwartung, und zum ersten Male, während sie sich jetzt ihre Märchen bestätigte, war ihr, als wisse sie nun wirklich mehr als gestern.

Später gingen sie dann noch zum Meerestaucher. Als der große,

finster blickende Mann den Helm aufsetzte, in den Bottich stieg und im schmutzigen Wasser verschwand, meinte Veronika wieder, daß ihr Wissen nun sich erweitert habe, und war in ihrer Seele zufrieden. Sie gedachte mancher Dinge, die sie in der Schule gelernt hatte, deren Wirklichkeit aber nie für sie in Betracht gekommen war, ja, an die sie niemals recht geglaubt hatte. Jetzt aber empfing auf einmal alles, was sie gelernt hatte, durch den Meerestaucher wirkliches Leben. Sie stand am Rande des Kübels, und für sie weitete er sich zum Meere, denn auch, daß es ein wirkliches Meer gab, wußte sie erst in diesem Augenblick ganz bestimmt, und vor ihren Gedanken breitete sich eine unendliche, ruhevolle Wasserfläche aus, die sonnig dalag und über den tapferen, zur Tiefe getauchten Menschen schwieg.

Die ersten Lampen glänzten schon, als Veronika mit ihrer Tante von den Buden sich entfernte. Sie ließ sich vom Schnarren der Leierkästen, vom Gedröhne der Blechorchester, von all dem heiteren Rufen und Schreien umfangen, wie von einer lieblichen Musik, und in diesem durcheinanderstürmenden Lärm schien ihr eine Kraft eingeschlossen, die sich überstürzend herandrängte. Sie war von einer zuversichtlichen Heiterkeit erfüllt und schritt beinahe tanzend einher.

„Magst Dich ringeln lassen?“

„Ja, o ja!“ Und sie gingen zum Ringelspiel, wo ein dicker kurzhalsiger Mann mit einem breiten, glatten Froschgesicht stand und brüllte, bis ihm die Augen aus dem Kopfe traten: „Einsteigen! Einsteigen! Abfahrt nach Berlin, Paris, London!“ Eine Lokomotive wartete, blitzblank, hinter ihr kleine offene Wagen im Kreise. Dann wieder scheckige Pferde, die sich bäumten, die Ohren hochgespitzt hielten und aus großen Glasaugen wild umherzublicken schienen.

Veronika wollte auf ein Pferd. Ohne sich helfen zu lassen, sprang sie hinauf, saß kühn im Sattel mit baumelnden Beinen, wiegte sich hin und her und griff nur leicht nach dem Kränzchen, ob es sich nicht verrücke. Dann schaute sie zufrieden und lachend nach allen Seiten. Eine rasende Musik setzte ein. Langsam fing das Spiel an, sich zu drehen. Die Tante stand in der Thür mit anderen Leuten und winkte, und dann verschwand sie. Es war wie ein Abschied. „Nach Paris! Nach London!“ sagte sich Veronika vor, und im Fluge blickte sie zu dem Chinesen auf, der in der Mitte sich sachte um sich selbst drehte und dabei feierlich die Hände emporhob. Sie hatte ihn jetzt erst bemerkt. „Nach Amerika!“ In diesem Geknatter und Gestampfe, in dem Dröhnen und Klingen lag die ganze Welt vor ihr offen, und sie war überzeugt, daß genau soviel Lärm nöthig sei, wenn Jemand auf die Reise ginge. Die Drehungen wurden rascher, immer rascher. Veronika flog jetzt sausend dahin und sah von allen Menschen nichts; nicht mehr die Tante, Niemanden, Alle verschwammen zu einer undeutlichen, zitternden Masse. Ihr Holzpferd bäumte sich, und Veronika schleuderte sich im Sattel mit behenden, fischartigen Bewegungen umher. Sie war nun allein mit sich, zum ersten Mal an diesem Tage, und horchte jetzt auf all ihren Reichthum, ohne ihn in seinen Einzelheiten zu betrachten. Sie überschlug ihn nur geschwind bei sich und nahm die tolle Fahrt, in der sie ihre Lustigkeit schießen lassen konnte, mit unter die Güter auf, die ihr zugefallen waren. Sie warf den Kopf zurück und jauchzte leise. Sobald sie aber bemerkte, daß ihre Stimme von der donnernden Musik verschlungen wurde, schrie sie lauter und lauter und gab sich zuletzt in einem langanhaltenden singenden Jubelschrei, der sich der dröhnenden Melodie anpaßte und in ihr verflatterte. Sie war wie in einem plötzlichen Rausch, und da

sie bisher alles, was ihr begegnet war, still hingenommen hatte, schien es, als wolle nun erst ihr Denken zu tönen beginnen.

Das Ringelspiel ging langsamer, und die Musik brach so plötzlich ab, daß Veronika, die sich mit ihrem Jauchzen dahinter versteckt hatte, nun im Stiche gelassen, hörbar wurde, wie ein zwitschernder kleiner Vogel, der einem Orchester obsiegt.

Heiß und roth glitt sie von ihrem Rößlein herab, stand eine Weile noch benommen da, flog aber, kaum sie Rosi erblickte, dieser entgegen und warf sich heftig in ihre Arme.

„Na, so komm' halt jetzt . ." sagte die Tante und herzte sie ein wenig, „Du bist ganz echauffirt."

Es war dunkel geworden und ringsumher kam aus allen Gärten und Buden der blendende Glanz vieler Lampen. Von den alten Bäumen herab strömte ein frischer Laubgeruch. Veronika ging mit wankenden Knieen neben der Tante. Noch drehte sich der Boden unter ihr, und ein Beben war im ganzen Körper von jener Fahrt zurückgeblieben. Sie hing sich an Rosi's Arm: „Ach, ich bin noch ganz hin, Tante," seufzte sie gelöst, „aber schön war's . ."

„Natürlich, alle Kinder thun gern ringeln . ."

Veronika war bestürzt darüber, das eben Erlebte so herabgedrückt zu hören. Ist denn alles vergebens gewesen und sie immer noch ein Kind? Warum hatte sie die Tante hergeführt und sie auf's Pferd setzen lassen, wenn das ein Kinderspiel war? Sie wußte doch, was sich heute zugetragen hatte. Allerdings, Veronika erinnerte sich, auch ganz kleine Kinder im Ringelspiel gesehen zu haben. Allein dergleichen war sie jetzt schon gewöhnt. Auch in der Kirche waren diesen Morgen kleine Kinder gewesen. Ueberdies: die hier eben, die hatten ja in einem Wagen gesessen, aber nicht allein, auf einem Pferd. Veronika wurde dennoch sehr traurig.

Wie ihr Körper im Taumel geblieben, der noch von der kreisenden Fahrt in ihr weiter schwang, so waren ihre Gedanken jetzt langsam durcheinander gerathen. Sachte wollte in ihr eine Enttäuschung aufdämmern, aber schon das Vorgefühl davon nahm sie mit solcher Angst wahr, daß sie sich heftig dagegen zur Wehre setzte und nichts hören wollte. Es war, als sei sie leise von Jemandem angesprochen worden, den sie über die Maßen fürchtete und der nun bei ihrem Erschauern ohne ein weiteres Wort im Dunkel verschwand. Veronika ging weiter und ließ dieses entsetzliche Gefühl zurück. Für sie blieb es hinter ihr liegen, gerade an dem Ort, an dem sie soeben vorbeigegangen war, an der Laterne dort, neben dem Grasweg, bei der finsteren Bude. Aber eine übermächtige Langeweile breitete sich in ihr aus, erfüllte sie mit Schläfrigkeit und übergoß überall alles mit einem faden, bleifarbenen Flimmern. Sie kämpfte vergebens dagegen an. Immer leerer wurde es ringsumher, leblos und erstarrt, als sei aus diesem mit Musik und Lichtglanz, mit Buden und Menschen gefüllten Garten die Luft entwichen und die Wärme. — Veronika hing schwer am Arm der Tante und fühlte sich einsam, mißhandelt, eingeschüchtert und müde. Von allen Liedern und Märschen, die hier gespielt wurden und die vorhin so fröhlich auf sie eingedrungen waren, vernahm sie jetzt garnichts als ein andauerndes, freudloses Blechrasseln, das sie betäubte. Nur die Sehnsucht, die seit der Marienandacht zu Hause tönend in ihr aufgewacht war, ging noch als eine schlichte Melodie in ihrer Seele weiter, und nur diese hörte sie jetzt, aber ganz von Weitem, wie verweht.

*

„So, da ist der Eisvogel," sagte die Tante, „na, und der Kutscher is' auch da." Während sie in den hellen Gasthausgarten traten, fragte Veronika, neugierig umherschauend: „Wo ist der Eisvogel? Geh', wo denn? Ich möcht' ihn seh'n . ."

„Na, da ist er, — — wir sind ja da, beim Eisvogel."

Veronika begriff, daß der ganze Garten Eisvogel heiße, aber sie beschäftigte sich mit dem wunderbaren Namen. Vielleicht ist einmal Einer da g'sessen, dachte sie, und blickte über die vielen weißgedeckten Tische, als könne sie jetzt doch noch irgendwo einen Eisvogel sitzen sehen. Viele Menschen waren an den Tischen, gingen suchend dazwischen durch, und über allen tönte ein fröhliches Gläserklirren, lag ein frischer, lauer Speisenduft. Veronika erblickte jetzt die Damenkapelle und war sofort bezaubert. Weißgekleidete junge Mädchen, die Geige spielen, Flöte blasen und sogar die Trommel schlagen, das erschien ihr beinahe erhaben. In dieses Schauspiel ganz verloren, wußte sie nicht, was ihr besser dünkte, in einem goldenen Wagen durch den Prater fahren und sich nach allen Seiten hin verneigen, oder im weißen Kleid mit einer blauen Schärpe hier in dem prächtigen Garten stehen, die Geige spielen und die Trommel schlagen.

Als sie schon eine Weile saßen, sagte Veronika: „Ich möchte Geige spielen lernen, oder Trommeln . . ."

Die Tante begriff: „Oh nein, mein Kinderl," sagte sie, „das is nix."

Diesmal erlaubte sich Veronika einen Widerspruch: „Wieso denn? Warum is das nix?"

Tante Rosi antwortete nicht gleich. Sie streifte die Handschuhe ab, räckelte sich ein wenig und sah ermattet aus. Dann schaute sie mit lächelnden Blicken herum.

Veronika aber wollte Antwort haben: „Warum is das nix? Sag' doch, Tante, warum? Das is doch sehr schön . ."

Rosi schaute sie gütig an: „Bist halt noch kindisch . ." und als sie bemerkte, daß Veronika tief erröthete und traurige Augen machte, fuhr sie fort: „Ich mein' ja nur . . . Du hast halt nicht die Erfahrung . . . das da", und sie deutete mit einer kurzen Handbewegung auf die Spielenden, die eben mit Pauken und Trompeten einen Marsch schmetternd ausklingen ließen, „das sieht ja ganz schön aus, so bum bum tschindadara! Ja, aber die armen Mädeln haben ein schweres Leben . ."

Veronika sah neugierig hin. Nun fielen ihr die ernsten Gesichter auf. Alle spielten das lustige Stück und schauten dabei angestrengt, fast düster in die Notenblätter, und viele waren bleich. Eine hatte einen Zwicker auf und war schon alt. Sie blies die kleine Flöte mit vorgebeugtem Kopf und mit sehr gespitzten, verdrießlichen Lippen. „Ein schweres Leben", wiederholte Veronika leise.

Rosi nickte: „Ja, ein leichtes Geschäft ist das nicht . ."

Veronika wendete sich zu ihr und fragte unvermittelt: „Und Du, Tante, was hast denn Du für ein G'schäft . .?"

Rosi schrie beinah auf: „Ich . ." Sie schöpfte Athem, zupfte sich an der Halskrause und sah Veronika von der Seite an. Seit sie dieses blühende Kind bei sich hatte, schien es ihr ausgemacht, daß die Kleine da um alles wisse, wie man in diesem Alter eben um solche Dinge ein Ungefähres weiß, und daß sie darüber schweige, wie Jeder darüber geschwiegen hatte, den sie seither vom Dorf daheim gesprochen. Veronika aber saß da und schaute sie mit hellen Kinderaugen wichtig an und that eben den Mund auf, um ihre Frage zu wiederholen.

Rosi bekam Angst. Langsam wurde sie roth, immer mehr, daß ihr hübsches Gesicht bis unter das Stirnhaar sich färbte.

Veronika neigte sich vor, legte beide Hände auf den Tisch und sagte: „Du bist ja so reich, Tante, nicht wahr? Und arbeiten thust du auch nix, was?"

Einstweilen rettete sich Rosi in diese Frage und antwortete, beinahe flüsternd: „Wer hat Dir denn das erzählt, daß ich nix arbeit'?"

„Na, der Vater sagt's immer, Du arbeitest nix und hast das schönste Leben . ."

Rosi schüttelte leicht, wie abwehrend den Kopf. Sie wünschte sich von irgendwoher eine Hülfe herbei gegen die Scham, die sie überfallen hatte und aus der sie keinen Ausweg wußte.

„Na alsdann, sag' doch, Tante, was bist Du denn?" klang die frische Stimme der Veronika. Dabei schob sie das Gesicht ganz nahe herzu. Rosi tastete mit unsicheren Händen in das blonde, bekränzte Haar der Veronika: „Mein Kind . ." sagte sie mit erstickenden Worten . . .

„Jesses, die Roserl!" hörte sie plötzlich rufen. Aufathmend fuhr sie empor. Ein großer Mann mit einem weißen Strohhut, den dicken Bauch in einer weißen Weste vorgestreckt, kam rasch zum Tisch heran. Er lachte laut und mit tiefer, unbefangener Stimme: „Ja Roserl, wie kommst denn Du da her?"

Rosi lächelte befreit: „Wie soll ich denn herkommen? Siehst denn nicht, ich bin ja garnicht da."

Der Mann nahm den Strohhut ab und brüllte vor Lachen. Dann wischte er mit dem Taschentuch über den Kopf. Er hatte eine große, rothe Glatze. Auf einmal hielt er inne, und die Hand mit dem weißen Tuch noch auf dem blanken Schädel, daß ihm die Zipfel wie eine Haube in die Stirne herein hingen, sagte er zu Rosi flüsternd: „Ja, was ist denn das?" und er deutete auf Veronika, ohne diese aber anzusehen, gleichsam nur mit dem breiten Rücken: „Was ist denn das? — Bist einig'sprungen?"

Rosi setzte sich wieder: „Warum nicht gar! — Das hab' ich gern gethan. Ein G'schwisterkind is. Von zu Haus", fügte sie stolz hinzu.

Der Mann blickte nun Veronika prüfend an. Seine großen, weißen Zähne schimmerten freundlich aus dem rothen Schnurrbart. „Ist's erlaubt? Fräulein?" fragte er höflich, aber mit so listigen Augen, daß Veronika dachte, er müsse einen Scherz gemacht haben. Dann ließ er sich langsam auf einen Stuhl nieder, ächzend, als koste ihn das die größte Mühe. „Na weißt, Roserl", sagte er dann, „wenn mich das Fräul'n da garsoviel sekkirt, daß ich dableiben soll, so setz' ich mich halt her . . . . damit ich Ihnen den Schlaf nicht austrag'", wandte er sich wieder an Veronika. Er reichte ihr, da sie ihn freimüthig ansah, seine Hand über den Tisch und sagte gewonnen: „Na, sind wir wieder gut, was?" Es war eine große, braune Hand mit vielen dicken, goldenen Ringen, und Veronika fühlte, daß sie sehr warm und weich war. „So ein Handerl, so ein kleines", sagte er und sah verwundert auf Veronikas Hand herab, die in der seinigen verschwunden war. „Und ganz roth von der Sonn'!" Er neigte den Kopf, fuhr mit dem Schnurrbart darüber hin, als wollte er Veronikas Hand küssen. „Meiner Seel'", fuhr er fort, „man g'spürt noch die frische Luft." Dann rasch aufsehend, erkundigte er sich: „Alsdann heut' sind S' g'firmt word'n, was?" Veronika nickte. „Das is recht", sagte er lebhaft und ganz erfreut, als ob ihm ein Glück widerfahren sei. „Das is recht, mein Kind, und schön is',

was? Na, ich gratulir', ich gratulir'". Er drückte ihre Hand noch einmal herzlich fest und ließ sie dann frei.

Veronika war entzückt. Der erste Mensch, der ihr Glück gewünscht hatte. Der Erste, der ihr zeigte, daß sie nun anders war, und der sie die Ehre des Tages fühlen ließ. Sie rückte auf ihrem Sessel und richtete sich höher auf. Dann sah sie, wie er sie genau betrachtete, und glaubte, er bestaune sie so recht in ihrer Freude. Er wandte sich zu Rosi, mit leisen Worten, die aber hörbar blieben, weil er nicht im Stande war, die Kraft seiner Stimme völlig zu dämpfen: „Du, schön ist Dir das Mädel! Wirklich, sauber, — und ganz fertig!" Hierauf neigte er sich noch näher zur Tante und flüsterte etwas, das im Gebrumme undeutlich blieb. Rosi wisperte gleichfalls und fügte nur, die Hand auf das Herz legend, etwas lauter hinzu: „Meiner Seel' Leopold, wenn ich Dir sag' . . ." Leopold warf nochmals prüfende Blicke auf Veronika und sagte dann: „Na freilich, man siecht's ja, man siecht's ja . .!"

Dann aßen sie fröhlich miteinander und Leopold machte viele Scherze, über die Veronika lachen mußte. Er fragte sie, ob sie auch eine Uhr bekommen habe, verlangte, sie zu sehen, und als Veronika sie ihm hinhielt, rief er: „Wo denn? Wo denn? Ich seh' ja nichts . . ."

Veronika sagte: „Aber da. Da liegt sie ja!"

Er that, als ob er die Uhr suche: „Wo denn? Ich seh' noch alleweil nichts."

Nun zeigte Veronika mit dem Finger darauf: „Da — da liegt sie", sagte sie entschieden.

„Opla!" rief er und stellte sich übermäßig erstaunt. „Das is' ja gar keine Uhr. Das is ein rother Floh!" Er schlug rasch mit der hohlen Hand darüber, als ob die Uhr wirklich davonspringen könne und als wolle er sie fangen. Dann legte er die seinige heraus. Ein großes, dickes, goldenes Ungethüm, das wie gefesselt an einer schweren Goldkette hing. Es war ein Doppelgehäuse, und er ließ den Deckel springen. Veronika mußte gleich an den Buben von heute Früh denken. „Na da schauen S' her, Fräul'n, woll'n S' tauschen? Ich geb's Ihnen, . . na?" Veronika starrte die andere Uhr an, neben der ihre eigene wie ein Punkt sich ausnahm. „Na, so tauschen wir", sagte Leopold so einladend, daß sie anfing, die Sache zu überlegen. Er merkte das und fügte ernsthaft hinzu: „Wissen S', Fräul'n, da nehmen S' Ihnen dann einen Dienstmann, daß er's Ihnen nachtragt, die Uhr."

Er wollte sie wieder einstecken, aber Rosi hielt die Kette fest und besah die Anhängsel. Veronika beugte sich vor, und auch Leopold duckte sich und schaute zu, wie Rosi die goldenen Niedlichkeiten durch die Finger gleiten ließ. Alle Drei saßen sie so da, friedlich mit zusammengesteckten Köpfen, in einer Vertraulichkeit, die Veronika als Ehre empfand. Stück für Stück bewunderten sie. Ein kleiner Hund war da, ein Schweinchen mit rothen Augen, ein Pferd, das durch ein Hufeisen sprang, ein Pilz mit blauem Emaillekopf.

„Und das Kreuzl da, das werd' ich Ihnen schenken, Fräulein", sagte Leopold, löste es ab, und da lag es, von der übrigen Gesellschaft befreit, allein und funkelnd auf dem Tisch. Veronika nahm es in die Hand und liebkoste seine glatten Kanten. Sie schaute Leopold ungläubig an. „Na ja, wirklich, ich schenk's Ihnen . . ." Sie war ganz glücklich, begriff die Sache nicht und dennoch erschien es ihr selbstverständlich, ja, sie fühlte sich sogar berechtigt, alles anzunehmen. Dennoch dankte sie nur leise und

schüchtern und blickte Rosi dabei an, ob sie es auch erlaube. Tante Rosi beachtete sie aber garnicht. Sie hielt zwischen zwei Fingern alle Anhänger, klirrte damit und hielt sie Leopold hin und mit so heftiger Bitte sah sie ihn dabei an, daß Veronika in Erstaunen gerieth. „Na, und mir giebst Du nix?" fragte Rosi.

Veronika wunderte sich noch mehr. Die Tante wollte von Jemandem etwas geschenkt haben?

„Mir giebst Du nix?" wiederholte Rosi dringend. Leopold schwieg, lächelte und wiegte den Kopf. Veronika bekam auf einmal Angst, er könne Nein sagen, und sie glaubte, das müsse dann furchtbar sein, denn die Tante sah so aus, als hinge ihr ganzes Wünschen daran.

„Geh', was willst denn von dem Kram?" fragte Leopold ruhig.

„Das da schenkst D' mir!" Und sie hielt ihm das Schweinchen vor's Gesicht, daß es mit seinen rothen Augen Leopolds Nase anzublicken schien.

„Das möchst'?"

Im Nu hatte Rosi es abgelöst, warf die Kette hin und befestigte das Schweinchen an ihrem Armband. Veronika wartete noch immer, daß Leopold Ja sage. Noch gehörte das goldene Ding da garnicht der Tante. Was thut sie denn? dachte Veronika. Sie nimmt es sich einfach, ohne daß er's erlaubt. Er wird gewiß böse sein. Rosi hielt ihre Hand empor, ließ das Schweinchen baumeln und sah es an. Leopold wippte mit einem Finger daß es stärker hin und her pendelte, dann neigte er sich flüsternd zu Rosi und fragte sie etwas.

Sie fuhr auf: „Heute? Du bist verrückt!"

Veronika wußte sich's garnicht zu erklären. Erst hatte sie ihm was weggenommen und jetzt schrie sie ihn grob an.

Leopold blickte mißvergnügt auf Veronika, und Rosi sagte eifrig zu ihm: „Morgen, weißt Du, wenn ich wieder allein bin . ."

Da klopfte er an sein Glas und rief: „Zahlen!"

Rosi scherzte: „Deswegen kannst Du doch dableiben."

Als der Kellner kam, fragte Leopold: „Was habt's denn g'habt?" und er zahlte alles. Vorher aber wandte er sich freundlich an Veronika: „Möchten S' vielleicht noch was essen, Fräulein?"

Der Kellner war gegangen, lächelnd und dankend. Leopold raffte mit seinen großen weichen Händen das Silbergeld zusammen. Die dicke Brieftasche lag auf dem Tisch. Rosi griff danach und öffnete sie.

„Laß' steh'n", sagte Leopold mit leichter Verdrießlichkeit. „Laß' doch steh'n!" Und Veronika dachte: Jetzt wird sie ihm das Geld wegnehmen.

Aber Rosi schaute nur so von der Seite mit einem blinzelnden Auge hinein und rief: „Je, das viele Geld!" Dann gab sie die Tasche ruhig zurück, und Leopold schob sie, die Cigarre im Mundwinkel drehend, mit Aechzen in die Brusttasche.

Wer ist der Leopold? fragte Veronika indessen bei sich. Er ist sehr reich. Und augenblicklich fiel ihr der Vater ein, mit der braungestrickten Jacke, den knochigen, schwarzen Händen und dem arbeitsmüden, gekrümmten Rücken. Wie würde er zu Leopold sprechen? Tante Rosi sagt Du zu ihm, nimmt ihm das Glücksschweinchen von der Kette und schaut in seine Börse. Würde der Vater auch Du zu ihm sagen? Kennt ihn der Vater? Leopold! Sie hatte nie von einem Leopold sprechen gehört.

„Aber ich werd' Euch was Anderes sagen, Kinder", rief er plötzlich.

Kinder? dachte Veronika, er ist gewiß aus der Verwandtschaft.

„Ich werd' Euch was Anderes sagen, fahr'n mir zum Ronacher, was?"

Rosi widersprach: „Jetzt noch zum Ronacher? Es ist gleich neun Uhr, die Veronika muß schlafen gehen."

Schlafen gehen? Veronika war sehr erschrocken. Also ist dieser Tag wirklich schon schon zu Ende, und das war alles?

Leopold bemerkte ihr angstvolles Gesicht. „Lächerlich", sagte er, „das Fräul'n ist garnicht schläfrig. Wir führ'n s' noch zum Ronacher, das hat sie g'wiß noch nicht g'seh'n." Dann, wie um Rosi zu bestimmen, fügte er bei: „Der Eugen ist dort, mit der Mali, und der Ferdinand hat auch g'sagt, daß er hinkommt."

Die Tante zögerte noch: „Du weißt . ." und sie warf einen bedeutsamen Blick auf Veronika, „nein, nein, es ist besser, wir fahren zu Haus'."

Er beruhigte: „Aber woher denn? Was kann ihr denn g'scheh'n? Garnix!" Und nochmals bekräftigte er laut: „Garnix kann g'scheh'n, lächerlich!"

Sie standen auf und verließen den Garten. Ein fescher Marsch wurde eben wieder gespielt, und Veronika wiegte sich in der von Fröhlichkeit geschwellten Melodie, während sie hinaus spazierte. Da ging die Musik mit einem Akkord plötzlich in die Volkshymne über, alle Leute applaudirten, und über das Klatschen und Rufen hinaus stieg das „Gott erhalte" süß und feierlich zu den Bäumen. Veronika schaute noch einmal die Mädchen auf dem Podium an. Sie saßen in ihren weißen Kleidern mit den blauen Schärpen, spielten und trommelten ernsthaft und wie bewußtlos und schienen eben jetzt sehr angestrengt von der festlichen Stimmung, die sie verbreiteten.

Als die Drei auf die Straße traten, lag der Garten klingend hinter ihnen, und Veronika sang draußen den Schlußrefrain laut mit.

* * *

Es war eine sausende Fahrt aus dem dunkeln, menschenerfüllten Prater in die Stadt. Veronika saß zwischen Rosi und Leopold und fühlte ihr Haar, vom Luftzug angeweht, flattern. Sie war ganz erfrischt und munter, sich selbst überlassen und wie allein, Rosi und Leopold mit ihren halblauten Gesprächen blieben dahinter. Flüchtig nur dachte sie an zu Hause, an den kleinen, grünen Hügel, auf dem die Kirche stand, an ihre eigene enge Kammer. Vater und Mutter schienen ihr wie im Nebel, weit weg. Dann kam die Frage in ihr auf, was nun geschehen solle, wenn sie wieder daheim ist, — und rasch tauchte sie in die Gegenwart dieses Tages, der wie eine Reihe von Jahren mit seinen reichbeladenen Stunden hinter ihr lag, gab sich der Fahrt hin und der Erwartung.

Dann hielt der Wagen in einer Säulenhalle. Veronika sah einige grellfarbige Plakate, einen Portier, der herankam, die Mütze zog, ihnen beim Aussteigen half, die Thüre öffnete, als habe man sie erwartet. Die sanft ansteigende Treppe war mit rothen Teppichen bedeckt, und eine rauschende Musik war hier schon vernehmlich. Veronika begann, schneller zu gehen. Bald darauf trat sie mit Rosi und Leopold in eine Loge und sah den glänzenden Saal vor sich. Eilig, aber entzückt trank sie diese neue Pracht mit einem Blick, dann wurde sie allsogleich von einer Dame, die auf der Bühne singend umhermarschirte, gänzlich gefesselt. Sie war wunderschön, trug ein tiefausgeschnittenes Kleid und zog eine lange gelbe Schleppe hinter sich her. Ihr lachendes Gesicht erinnerte an Tante Rosi, und Veronika

nahm sogleich ihre Frage von früher wieder auf: „Nicht wahr, Tante, Du singst auch da?"

Rosi anwortete jetzt nicht darauf: „Setz' Dich nieder und hör' nur recht gut zu", sagte sie dringend und wies Veronika auf einen Sessel, der vorne an der Brüstung stand. Sie selbst hielt sich mit Leopold ein wenig rückwärts. Veronika nahm es wie eine Aufgabe und paßte scharf auf. Sie horchte die Worte aus dem Gesang hervor, aber sie verstand sie nicht; sie strengte sich besser an, vergeblich, und zur Tante sich umwendend, sagte sie, wie zur Entschuldigung: „Ich hör' zu, aber ich versteh' nichts."

Leopold erwiderte beruhigend: „Na ja, mein Kind, das ist halt französisch."

Von jetzt an war Veronika doppelt aufmerksam. Daß es Menschen gäbe, die eine andere Sprache reden, schien sie erst jetzt zu erfahren. Was ist das? Sie sagen alles, was sie wollen, forschte sie bei sich, und man weiß nichts davon. Sie können laut reden, ohne daß man sie hört. Und als die Sängerin dann mit Kußhand und Verbeugung abging, applaudirte Veronika lebhaft. Alle Leute klatschten, aber die Sängerin kam nicht. Sie zeigte nur ihr Gesicht in der Vorhangspalte und lachte, und die Leute klatschten noch mehr. Da verschwand sie, steckte nur das Bein heraus und zappelte damit. Veronika konnte sich nicht beruhigen über diesen Scherz. „Hast g'seh'n, Tante, was die gemacht hat? Hast es g'seh'n?"

Die Musik begann sogleich wieder, und zwei Clowns kamen. Sie hatten furchtbare Gesichter, die Veronika abscheulich dünkten. Sie hielten aufgeregte, schreiende Gespräche mit einander, die Veronika wieder nicht verstand. Sie begriff aber, daß sie um einen Tisch stritten und so grausam schlugen sie sich darum, daß Veronika meinte, sie müßten zu Grunde gehen. Allein es geschah nichts dergleichen. Der Eine hatte ein Brett gefaßt und schmetterte es dem Anderen von rückwärts gegen den Kopf. Der blieb jedoch ruhig auf dem Tisch sitzen und rauchte ruhig weiter, als wäre nichts geschehen, indessen das Brett zersprang und die Splitter umherflogen. Nach einer Weile erst ging er weg und rieb sich die Stirne. „Jetzt ist ihm nicht gut geworden", dachte Veronika. Derweil nahm der Missethäter vergnügt den eroberten Platz ein, bis der Vertriebene zurückkam, ein riesiges Beil schwingend. „Nein", schrie Veronika entsetzt auf, aber schon hatte er zugeschlagen, die Axt saß dem Anderen im gespaltenen Schädel und blieb drin stecken. Veronika glaubte, ein Mord sei geschehen, aber der Ermordete hatte die Axt in der Glatze stecken und rauchte weiter. Dann balgten sie sich noch schrecklich und fielen zuletzt über den Tisch her, rissen ihm die Beine aus und setzten sie an den Mund. Und nun begannen sie, auf den Tischfüßen eine wundersame Weise kunstvoll zu blasen.

Veronika war über diesen Ausgang sehr betroffen und konnte sich nicht erklären, weshalb sie untereinander gerauft hatten, warum sie sich so gräßliche Verletzungen beibrachten und weshalb sie auf Holzfüßen spielten und nicht lieber auf richtigen Trompeten, da sie doch so schön zu blasen verstanden.

Wieder hatte die Musik begonnen. Ein Herr in einem Sammtrock trat auf und begann, auf einer grauen Tafel mit erstaunlicher Schnelligkeit zu zeichnen. Veronika sah prächtige Landschaften entstehen, mit Dörfern, dichten Wäldern und hohen, schneebedeckten Gebirgen dahinter, oder Meeresküsten mit aufgehendem Mond, und sie wunderte sich nicht allein über die Raschheit, mit der all das hervorgebracht wurde, sondern weil sie damit zugleich erfuhr, daß die Maler ihre Bilder im Theater anfertigen, während

die Musik dazu aufspielt, und sie nun glaubte, es sei ein Gebrauch dieser Künstler, ihre Geschicklichkeit also zu üben.

Unterdessen hörte sie Jemanden ganz laut „Servus, Roserl" rufen, und umblickend, gewahrte sie, wie eine starke, rothhaarige Dame mit großem Federhut lebhaft über die Tante herfiel. Leopold streckte die Hand aus und berührte ganz leicht den breiten Rücken der Dame. Sie schnellte sogleich empor, zeigte ein weißes, großes, lachendes Gesicht und schrie: „Ah, mit'n Lepold bist da! Je! Ich bin auch mit mein' Alten da." Und sie wandte sich um, gegen den Gang hinaus: „Wo is er denn? Wo is er denn?" Hinter einer Gruppe von befrackten Herren kam in hellem Sommeranzug ein kleiner, außerordentlich fetter Mann herbei, der, einen Strohhut schwingend, oftmals hintereinander: „Schamster Diener" sagte. Er hatte eine tiefausgeschnittene Weste, und wie Blutstreif lief eine rothe, dünne Kravatte vom Hals das weiße Hemd herab in den Bauch hinein.

Leopold sah über die Achsel zu ihm hin: „Servus, Prinz Eugen," sagte er, und Veronika fühlte sich enttäuscht. Ist das ein Prinz? Prinz Eugen hatte ein bartloses, ganz rothes Gesicht und keuchte laut. Seine Augen quollen weit und in ewigem Erstaunen aus dem Kopf. Sie waren blutunterlaufen, was Eugen ein Ansehen gab, als habe er mit schweren Uebelkeiten zu kämpfen. „Schamster Diener," sagte er, neigte sich zu Rosi herüber und versuchte, ihr unter's Kinn zu greifen.

Leopold fing den Arm auf und sagte: „Obacht!" Nun erst bemerkte Eugen die kleine Veronika und starrte sie einige Sekunden an. Seine Augen fragten so heftig, daß Mali sagte: „Das ist g'wiß Dein Firmkind, Roserl? was?" Und ohne Antwort abzuwarten, erklärte sie dem sprachlos dastehenden Eugen: „Aber ich hab' Dir's ja erzählt, die Rosi ist Firmpathin . . Siehst denn nicht . . das weiße Kleid, das Kranzerl . .?" Eugen begann, seinen Strohhut gegen Veronika zu schwenken: „Ah was", schrie er laut, „der Prinz Eugen sieht schon das Kranzerl und das weiße Kleidl. Aber schön ist das Fräul'n, das g'firmte, das sieht der Prinz Eugen auch . ."

Alle lachten, und auch Veronika stimmte ein.

Da begann er, wieder seinen Hut zu schwenken und sich zu ereifern: „Das is aber ein ganz ausg'wachsenes Madl . . hörst, Leopold . . schau's an . . was? Wie die g'stellt ist?" Und zu Veronika gewendet, fuhr er sie an: „Heut' erst san S' g'firmt worden? Freilich, was denn? Wer's glaubt . ." er musterte sie von oben bis unten, und Leopold sagte ermahnend „Ob Du an' Ruh' geben wirst . . ."

Mali schrie auf: „Ich bitt Euch, was sagt's zu mein' Alten . . . möchst nicht vielleicht anbandeln da?"

Der Vorhang theilte sich wieder, die Musik begann. Langsam kam ein großes Schwein heraus und darauf saß ein buntgekleideter Mensch, der mit einer komischen, tiefen Stimme erklärte: „Das Schwein Odol!" Das Wort Odol klang dabei wie ein gepreßtes Aechzen. Veronika wollte den Spaß nicht allein genießen, als sie sich aber nach der Tante umsah, fand sie sich allein in der Loge. Rosi und Leopold saßen mit Mali und mit Eugen rückwärts im Korridor an einem Tischchen, tranken und unterhielten sich. Veronika fürchtete, sie könnten Alle das seltene Schauspiel versäumen, deshalb stand sie auf, um sie zu holen: „Tante, ich bitt' dich, komm' . . . ein Schweinderl' ist da . ." sagte sie, aus der Loge tretend.

Wiederum lachten Alle, und Mali rief: „Was brauchen wir denn ein Schweinderl? wir haben ja den Prinz' Eugen . ." und sie schlug den fetten kleinen Mann vor die Brust. Eugen riß den Mund auf, denn das

Lachen drohte ihn zu ersticken. Die Augen traten ihm aus dem Kopf, und er winkte eifrig mit der Hand, als hielte er noch seinen Strohhut. Sie waren Alle sehr lustig, und Veronika wußte nicht, warum. Sie wunderte sich nur, daß Keiner zuschauen wollte. Auf einmal bemerkte sie einen hochgewachsenen, schwarzbärtigen jungen Mann, der hinter Leopolds Sessel an der Wand lehnte und sie mit weißen Zähnen anlächelte.

Sie schaute ihn an und dachte: den kenn ich auch nicht. Er nickte ihr leicht zu und kam hinter dem Tisch hervor.

„Warten Sie, Fräulein, ich werde mir meinen Freund Odol ansehen." Er trat mit ihr in die Loge.

Wieso sagt er denn, sein Freund Odol? dachte Veronika und setzte laut hinzu: „Der Mann heißt aber nicht Odol."

Er lächelte wieder. Es war wie ein heller Blitz in seinem dunkeln Bart. „Ja, ja! Der Mann ist auch nicht mein Freund, aber mit Odol bin ich sehr gut, per Du sogar . . ."

Sie blickte ihn ungewiß an. Er beugte sich jetzt über die Brüstung und wandte sich aufmerksam der Bühne zu.

Veronika aber schaute nicht mehr auf die Bühne, sondern sah nur immer ihn an. Er hatte ein ganz weißes Gesicht und eine feine gerade Nase, die ganz blaß war. Darunter aber begann dieser tiefschwarze Bart, der wellig bis zur Brust herabfiel. Er sieht aus wie der Teufel, dachte Veronika. Dann aber betrachtete sie sein Haar, das weich und gleichsam zärtlich um die weiße Schläfe sich legte. Nein, wie der Teufel g'wiß nicht, dachte sie weiter, und wurde gerührt, als habe sie ihm bitteres Unrecht gethan.

Er fühlte ihren Blick und wandte sich ihr freundlich zu, und dieses schimmernde Lächeln ergriff sie wie eine große Gnade. Sie hielt es mit ihren Mienen fest, aber er drehte sich wieder weg und blickte zerstreut im Saale umher. Da fühlte sich Veronika plötzlich wie verstoßen. Sie entdeckte mit einem Male, daß sie viel mit ihm zu sprechen hatte. Sie wollte ihn nach Odol fragen, und ob Eugen wirlich ein Prinz sei, und ob er gehört habe, wie man hier auf Tischfüßen geblasen, aber die Stimme versagte ihr, daß sie sich nur einige Male räusperte, und dann befiel sie eine tiefe Hoffnungslosigkeit.

Tante Rosi rief: „Ferdinand, Ferdinand!" Er stand gelassen auf: „Da bin ich schon", und ging hinaus zu den Anderen, ohne etwas zu sagen. Veronika war es, als sei ein Unglück geschehen, und sie bildete sich ein, die Tante habe Ferdinand absichtlich gerufen. Das kam ihr schlecht von der Tante vor, und sie ward ganz erbittert darüber. Ueberhaupt, Niemand kümmerte sich um sie, Niemand war gut zu ihr. Jetzt wußte sie es. Niemand war gut zu ihr. Daran lag es. Er war aufgestanden und war einfach weggegangen.

Sie saß allein in der Loge, konnte nichts sehen und nichts denken, nur der schmerzhafte Wunsch lag in ihr wie eine Wunde, er möchte wieder hereinkommen, neben ihr sitzen und mit ihr sprechen. Furchtbar langsam vergingen ihr die Minuten. Sie horchte nach rückwärts zum Tisch hin und hörte alle durcheinandersprechen, Leopolds weiche Stimme, das Zwitschern von Tante Rosi, das Keuchen des Prinzen Eugen, und Mali kreischte laut, nur ihn hörte sie nicht, und eine große Ungeduld befiel sie, daß sie aufspringen und hinlaufen wollte, aber eine ungewisse Absicht, sich zu peinigen, hielt sie fest.

Sie wollte weinen und getraute sich nicht. Aber sie stellte sich vor, wie

Alle herbeikommen würden, angſtvoll und erſchrocken, bei ihren' Thränen, und würden fragen und in ſie dringen und ſie ſtreicheln und tröſten, und ſie wurde ſehr gerührt bei dieſen Gedanken. Ihre Sehnſucht aber ſtieg.

Plötzlich ſtand die Tante hinter ihr: „Komm', Veronika, es iſt ſpät.“ Sie empfand einen ſolchen Gram bei dieſen Worten, daß ſie nichts ſagen konnte. Gehen? An dieſe Möglichkeit hatte ſie überhaupt nicht gedacht. Sie ſtand auf und blickte zu Ferdinand hinüber. Er lehnte wieder an der Wand, ſah zerſtreut umher, und ſie fühlte ſich von Abſchiedsweh zerriſſen.

Leopold kam herbei und Mali. Sie hatte rothe, erhitzte Wangen, ſtürzte auf Veronika zu und drückte ſie an ſich: „Ka Spur, mein Kind, was? Ka Spur? was? Jetzt ſchon z'haus geh'n?“ Veronika klammerte ſich hilfeſuchend an ſie, und Leopold ſagte ärgerlich: „Geh', mach' keine G'ſchichten, Roſerl! Nur a Stund' noch. Was iſt denn dabei . . .?“

Draußen war Eugen ſitzen geblieben und winkte ſtürmiſch mit der Hand: „Net fad ſein! Net fad ſein!“

Leopold berührte Veronika an der Schulter, ganz leiſe und behutſam: „Nicht wahr, Fräul'n, Sie ſind nicht ſchläfrig?“ Mit naſſen Augen ſah ſie zu ihm auf, jetzt konnte ſie ihre Thränen nicht mehr zurückhalten. In ihren Mienen lag eine ſolche Angſt und ein ſolches Bitten, daß Leopold ganz betroffen davon wurde: „Aber nein, mein Kinderl, wir geh'n noch nicht ſchlafen,“ ſagte er beſchwichtigend, und zu Roſi gewendet: „Alsdann, es is garnix dabei, — ſei nicht ſo dumm.“ Hierauf nahm er Veronika an der Hand und trat mit ihr aus der Loge. Eugen raffte ſich keuchend, ſtöhnend und mit den Armen rudernd, aus ſeinem Seſſel. Er ſchien begeiſtert und hatte Luſt, Veronika an der anderen Hand zu nehmen. Mali drängte ſich herzu: „Komm',“ ſagte ſie, „wir bleiben,“ und er hielt die Arme ausgebreitet, ließ ſich in die Bruſt ſchlagen und keuchte vor Vergnügen.

Veronika bemerkte, wie Ferdinand dazu lächelte. Sie ſah ſeine milden gelaſſenen Mienen, ſeinen dunkeln, beſchatteten Blick, und ihr war, als habe er unendliche Nachſicht mit allen Menſchen und als verzeihe er auch ihr. Sie wußte nicht genau, was er ihr zu verzeihen hatte, aber ſie fühlte ſich beglückt.

Sie ſchritten Alle den Gang hinunter, und es machte Veronika ſtolz, daß ſich die Leute nach ihr umſahen und ſie neugierig betrachteten. Roſi ging neben ihr, faßte ſie um die Mitte und fragte: „Biſt Du wirklich nicht ſchläfrig?“ Und da ſie lachend den Kopf ſchüttelte, meinte Roſi: „Na, wenn's d' Dich nur gut unterhaltſt . . .“ Der Kellner ſtieß eine Thür auf, und ein nettes, kleines Zimmer zeigte ſich. Eugen ſchrie: „Ja beim Souper — im Schahmber ſeparäh!“ Dann ſetzte er entrüſtet hinzu: „Zuerſt die Damen! Die Damen haben den Vortritt!“ Und er ſah alle mit aufgeriſſenen Augen wichtig an.

*

Veronika war ſchon in das Zimmer getreten, hatte in den Spiegel geſchaut, das Klavier bemerkt, die rothen Sammetfauteuils um den weißgedeckten Tiſch und das ſchmale Sopha bewundert. Da hörte ſie, wie Mali mit ihrer breiten Stimme ſagte: „Ja, was iſt denn, Ferdinand? Sie werd'n doch nicht z'haus geh'n wollen?“ Mit einem Sprung war ſie wieder an der Thür. Leopold hatte Ferdinand beim Arm gefaßt und redete ihm zu. Eugen ſtand dabei und ſchaute die Beiden von unten herauf mit vorquellenden Augen an.

Ferdinand lächelte mild alle im Kreiſe an und ſchüttelte den Kopf: „Laßt's mich geh'n, meine Herrſchaften, es iſt ja ſchon ſpät.“ Mali fuhr zankend auf ihn los. Er hob abwehrend die weiße Hand und blickte ſie ernſt an. Veronika zitterte, aber Tante Roſi ſagte gutmüthig: „Geh', bleib da, Ferdinand, wir wollen ſingen, bleib' bei uns.“ Eugen ſchrie: „Ja, ſingen! Der Prinz Eugen wird den Prinz' Eugen ſingen. Was, da bleibſt'?“ Ferdinand ſah ihn von der Seite an, aber Leopold wandte ſich ab und brummte unwillig: „Alsdann, wenn Du gehſt, geh'n mir halt auch, hol's der Teufel!“ Und er ſetzte ſeinen Hut auf. Ferdinand hielt ihn feſt: „Na, ſtören will ich Euch nicht . . aber nur eine Stunde!“ Er trat ins Zimmer, während alle Bravo riefen. Veronika drückte ſich an die Thür und ließ ihn herein.

Man ſetzte ſich und zwei Kellner füllten die Gläſer. Roſi ſagte zu Veronika: „Du! nicht viel trinken! Das is Champagner!“ Veronika nippte nur. Ihr ſchien es, als ob ſich dieſer Wein wie etwas Lebendiges im Munde bewege, und es ſchmeckte ihr nicht. Sie ſetzte das Glas ab und betrachtete Ferdinand. Er ſaß grade und ruhig ihr gegenüber, rauchte eine dünne Cigarette, die als ein heller Streif auf ſeinem ſchwarzen Bart hing, und ſah lächelnd umher. Auch ihr lächelte er zu, aber ſie hielt den Blick nicht aus.

Mali knöpfte ihren Kragen auf und ließ den weißen Hals und das Doppelkinn ſehen: „Ah!“ rief ſie, „heiß iſt mir! Einſchenken!“ und ſie ſchlug mit dem Glas auf den Tiſch. Eugen kam herbei, holte ein kleines Eisſtück aus dem Kübel und wollte es ihr in den Nacken ſtecken. Sie kreiſchte laut, ſprang auf, drängte Eugen an die Wand und ſtieß ihn mit der Fauſt in die Bruſt. Roſi beſchwichtigte ſie: „Aber ſtill ſein, jetz'n! Hört's lieber zu.“

Leopold nahm eine ernſte Miene an und begann, herrlich zu pfeifen. Alle lauſchten. Er trillerte und flötete wie eine Amſel. Veronika hörte dieſen zarten Vogelgeſang und ſchaute zufrieden auf Ferdinand. Nach einer Weile jedoch fuhr Eugen dazwiſchen und fing zu brüllen an: „Prinz Eugen, der edle Ritter wollt' dem Kaiſer wiedrum liefern Stadt und Feſtung Bellegrad . . .“ Er ſchnappte nach Luft, und ſein keuchender Athem riß das Lied in Fetzen. „Hörſt denn nicht auf“, ſagte Mali, die ſich Luft zufächelte: „Thu' lieber kräh'n.“ Eugen ſtellte ſich auf die Fußſpitzen, drückte das eine Auge zu, ſo daß das andere nur noch mehr hervorzuſtehen ſchien, und ſchrie laut: „Kikeriki!“ Dabei ſchlug er mit den Armen wie mit Flügeln und wiegte den Kopf. Man lachte, und Veronika ſah wiederum das blitzelnde Lächeln Ferdinands.

Leopold war ans Klavier getreten und ſpielte jetzt einen Walzer. Tante Roſi hob die Kleider und drehte ſich luſtig umher. „Komm', Ferdinand“, rief ſie, „tanzen wir!“

Er blieb zur Freude Veronikas ſitzen und ſagte nur: „Es geht ja nicht, da herin.“

„Die Donauwellen“, rief die Tante immer tanzend, Leopold zu, „Bitt' Dich, die Donauwellen!“ Und er begann die Donauwellen. Nun flog Roſi mit wehenden Röcken ganz erhitzt um den Tiſch herum und ſang mit friſcher Stimme den Walzer mit. Dann blieb ſie, ſchnell athmend, vor Veronika ſtehen, riß ſie vom Seſſel auf und fragte: „Kannſt Du tanzen?“ Zuerſt war Veronika beſtürzt und meinte, Ferdinand müſſe ſie auslachen, aber kaum ſie im Arm der Tante hing, gab ſie ſich dem Rhythmus hin.

Roſi hielt die leichte Geſtalt an ſich gepreßt und drehte ſich wiegend mit ihr durch das Zimmer. Veronika war wie berauſcht. Plötzlich brach

das Spiel ab, Tante Rosi fiel mit einem schreienden Seufzer in einen Sessel und ließ Veronika stehen. Alles drehte sich noch mit ihr. Sie schwankte, Ferdinand streckte den Arm aus und stützte sie. Ohne ihn zu sehen, erkannte sie ihn und hielt sich bebend an seine Brust geschmiegt, bis er sie sanft von sich abdrängte. Da ging sie auf ihren Platz zurück, wagte nicht aufzuschauen und setzte sich bekümmert.

Unterdessen war Mali wieder mit Eugen in einen Streit gerathen. Er wollte sie durchaus zu trinken zwingen, und wie sie sich sträubte, hatte er ihr den Wein über das Kleid gegossen. Sie schrie auf, und während Eugen noch lachte, faßte sie ein volles Glas und schüttete es ihm mitten in das Gesicht, daß er blasend, stöhnend und spuckend nach rückwärts fiel. Sein Athem klang wie ein Röcheln. Bald aber richtete er sich wieder empor und begann zu singen: „So san mir Landsleut . .“ Alle fielen ein. Dieses Lied kannte Veronika, und fröhlich sang sie mit. Man hörte ihre Stimme hell aus den anderen heraus. Mali lächelte ihr zu, und Rosi fuhr ihr, singend über die Wangen. Leopold unterbrach das Lied: „Die Veronika hat die schönste Stimm'“, sagte er, „wie ein Glöckerl. Sie sollt' doch was singen.“

„Wirklich“, stimmte Ferdinand bei. „Man hat sie ja am meisten gehört.“ Er sagte es zu Leopold, und Veronika begann sogleich mit großem Eifer. Sie sang das Kirchenlied, das sie zuletzt daheim, am Vorabend ihrer Abreise, mit den Kindern gesungen hatte. Es war ganz still geworden, und ihre Stimme klang hell und weich durch das Zimmer. Tante Rosi war gerührt: „Das kenn' ich auch“, rief sie leise, „das kenn' ich auch“, und sie fiel mit ihrem frischen Sopran ein. Beide sangen das Lied zu Ende. Dann klatschten die Männer Beifall. Ferdinand hatte damit angefangen. Veronika wollte das Lied sogleich von vorne beginnen, aber Mali sagte: „Das ist, wie man's bei die Wallfahrten hört.“

Rosi entgegnete: „Lächerlich! Von der Maiandacht ist's.“

„Bitte“, rief Mali gekränkt, „Sie werden mir was erzählen, wo ich alle Jahr' nach Maria Zell geh'.“ Und geringschätzig setzte sie hinzu: „Ich kenn's sowieso, das Lied, sehr gut sogar kenn' ich's.“

Am Klavier schlug jetzt Leopold ein paar Akkorde an und ging in eine Weise über, an die Veronika sich dunkel erinnerte. Wo war das nur?

Alle stimmten begeistert ein:

„Und doch warst Du mein Glück, mein ganzes Leben . .“ Gestern hatte es die Tante gesungen vor dem Schlafengehen.

Leopold drehte sich, weiterspielend, zum Tisch her: „Geh', Ferdinand, magst net?“ Und Rosi und Mali baten: „Ja, ja, der Ferdinand soll's allein singen.“

Ferdinand machte ein ernstes Gesicht, legte den Kopf zurück, daß der schwarze Bart weitab in die Luft stand, und hob mit einer gelinden, leise zitternden Stimme an:

„Weißt, Liebchen, Du . . .“

Regungslos lauschte Veronika. Der warme, bebende Gesang überrieselte sie, drang durch ihre Kleider über Nacken, Rücken und Brust, zärtlich, wie leise Berührungen. Jetzt nahm Ferdinand einen Aufschwung mit der Stimme und kam zum Refrain: „Und doch warst Du mein Glück, mein ganzes Leben . . .“ Die Wiederholung sangen Alle mit. Veronika vermochte es nicht. Sie kämpfte mit den Thränen.

Auf dem Sopha balgten sich Eugen und Mali. Er schrie: „Dir ist heiß! Dir ist schrecklich heiß!“ und versuchte, ihr die Blouse zu öffnen.

Sie lachte und kreiſchte, wehrte ſich, fiel zurück und ſchlug mit den Beinen herum. Ihr Fuß lag plötzlich auf dem Tiſch. Veronika ſchaute auf den ſchwarzen Strumpf und auf den ausgeſchnittenen Lackſchuh. Er lag da, und rührte ſich, als wolle er ſich hier oben einmal umſchauen. Niemand achtete darauf.

Leopold hatte Tante Roſi in eine Ecke gedrückt, ſtand vor ihr und redete auf ſie ein. Sie ſchrie jeden Moment laut, als ob ſie gezwickt würde. Dann trat ſie an den Tiſch, mit aufgelöſtem Haar, roten Wangen und glänzenden Augen. Sie gab Ferdinand einen Klaps in den Rücken: „Einſchenken!“ nahm das volle Glas und ſtürzte es in einem Zug hinunter. Leopold zog ſie zum Klavier hin, ſetzte ſich und nahm ſie auf den Schooß. Sie ſchrie und lachte durcheinander, er küßte ſie langſam, und ſie ſträubte ſich. Dann aber warf ſie ihren Arm um ſeinen Hals und preßte ſich an ihn. Beide ſaßen jetzt ſtill, in Küſſen verſunken. Auf dem Sopha wälzten ſich Eugen und Mali, wortlos, mit kurzem Stöhnen. Ferdinand ſagte zu Veronika: „Nur wir zwei ſind allein, was?“

„Sie ſah nur ihn, blieb von allem, was hier geſchah unberührt, und lächelte: „Wir zwei!“

Er ſah ſie erſtaunt an. Dieſes unbefangene, freie Mädchenantlitz verwirrte ihn. Dann ſtand er auf und ging um den Tiſch herum, kam zu ihr und beugte ſich herab: „Was wollen wir da machen?“ flüſterte er leiſe, ganz nahe an ihrem Ohr.

Wiederum gab ſie ihm munter die Frage zurück: „Ja, was wollen wir machen?“

Wie iſt denn das mit ihr? fragte er ſich, richtete ſich auf und begann, langſam im Zimmer hin und her zu gehen. Der Rauch lag in ſchweren blauen Dämpfen in der Luft. Veronika ſaß aufrecht da, ſchimmernd in ihrem weißen Kleid, mit ſtrahlenden Augen, die ſie vor ſeinen raſchen Blicken nicht niederſchlug. Er trat nochmals zu ihr, näherte ſein Geſicht dem ihrigen. Sie fühlte, daß er ſchwer athme; er war verlegen und erregt, ſtarrte ſie eine Weile ratlos an: Warum ſchaut ſie ſo? dachte er benommen. Wie eine Frau ſchaut ſie. Er nahm unerwartet ihre Hand und ſagte knabenhaft: „Lieb ſind Sie!“ Sie lächelte und entgegnete herzlich: „Sie auch!“ Er ging raſch von ihr fort, an die andere Seite des Tiſches, und trank ein Glas Wein. Dann lief er wieder im Zimmer auf und ab.

Veronika betrachtete ihn nicht mehr, ſondern ſchaute vor ſich hin; ſie fühlte ſich unendlich erhoben und reich.

Mali raffte ſich vom Sopha empor, blauroth im Geſicht und taumelnd: „Gieb mir den Hut,“ ziſchte ſie Eugen zu. Ferdinand ſprang hin und ſetzte ihr den Hut auf. Sie befeſtigte ihn unſicher mit der Nadel. Er hing ſchief. Eugen hielt ſich ſtöhnend an die Tiſchkante: „Leopold!“ rief er, „wir geh'n, . . hörſt?“ Dann ſtieß er ſich ab und wankte keuchend hinaus.

Roſi glitt von Leopolds Schooß herunter. Sie konnte nicht ſtehen. Leopold fing ſie wieder auf, und ſie ſtützten ſich gegenſeitig.

Alle gingen nacheinander hinaus, zur Treppe.

Roſi hielt dabei ihren Hut in der ſchlaff niederhängenden Hand. Ihr Kopf fiel bei jedem Schritt nach rückwärts. Sie ſang: „Und doch warſt Du . . . .“ aber ſtimmlos, leiſe kreiſchend. Leopold brummte, und zerrte ſie mit ſich, und hielt ſich ſchwankend am Geländer.

Erſchrocken ging Veronika hinterher. Aber Ferdinand beruhigte ſie mit ſeinem ſchimmernden Lächeln. Als ſie das Thor erreichten, fuhr Mali mit

Eugen davon. Eugen ſchwang müde ſeinen Strohhut und röchelte einen Gruß. Eben half auch Leopold der Tante in den Wagen, ſie fiel beinahe in die Kiſſen. Dann ſtieg er zu ihr. Veronika ſah es von der Treppe aus und begann zu rufen. „Tante Roſi!“ ſchrie ſie, daß es im Veſtibule hallte. Aber Ferdinand riß ſie plötzlich zurück: „Sei doch ruhig! Um Gotteswillen!“ bat er.

Veronika war ſofort ſtill.

Der Wagen war fort, als ſie auf die Straße traten. Eben bog er um die Ecke und verſchwand.

„Führen Sie mich nach Haus?“ fragte Veronika flüſternd und ſuchte ſein Geſicht in der Dunkelheit.

„Nein“, ſagte Ferdinand, „Du bleibſt bei mir.“ Und da ſie erſtaunt zu ihm aufblickte, beugte er ſich nieder und küßte ſie ſanft auf den Mund, daß ſie ſeinen Bart wie ein weiches Seidentuch fühlte.

*

Als ſie in einem Wagen ſaßen, fröſtelte Veronika. „Mir iſt kalt“, murmelte ſie und ſchmiegte ſich enger an ihn. Er legte den Arm um ihren Leib, den ſie allen Berührungen hingab, und dachte dabei: Spürt ſie nichts? Oder weiß ſie nicht, was das bedeutet? Wieſo hab ich ſie überhaupt bei mir? Er legte den Mund an ihr Ohr: „Du gehörſt mir! Ja?“

Veronika rührte ſich nicht. Sie lachte nur leiſe, weil ihr das ein glücklicher Gedanke ſchien.

„Ja — ich gehöre Ihnen.“

Er wußte nichts zu ſagen.

Dann blieb der Wagen ſtehen. Veronika ſtieg aus, ſah das Hausthor an und ſagte zweifelnd: „Aber da wohn' ich ja garnicht?“

Er ſchloß auf und erwiderte ſchroff: „Aber ich!“

Sie zögerte: „Und die Tante . . .“

Da ergriff er ſie bei der Hand und ſagte heftig: „Komm' jetzt, der Kutſcher ſchaut ſchon.“

*

Als ſie mit lächelnden Augen in den Kiſſen lag, die goldenen Haare wie einen Schimmer um Haupt und Nacken, ſtand er vor ihr und that in ſeiner wägenden Erfahrung, in ſeiner Angſt und in ſeiner Begierde viele Fragen bei ſich, während er auf ſie niederſchaute. Was iſt ſie? Wieſo liegt ſie hier in meinem Bett, ohne ſich zu wehren, ohne ſich bitten zu laſſen, und iſt doch beinahe noch ein Kind . . und heute erſt gefirmt worden . . ſo erzählen ſie . . iſt ſie wirklich unſchuldig, iſt das überhaupt alles wahr? Freilich, eine Pathin wie die Roſerl . . die Roſerl! Und dann ſtreichelte er ſie mit den Blicken und dachte: Wie eine Blume iſt ſie, ſo duftend und ſo friſch. Und bückte ſich, ſie langſam, ganz langſam zu genießen, und küßte ſie leiſe und oft.

Sie aber legte die Arme um ihn, frei, zufrieden und in heiterer Zärtlichkeit. Dann aber erbebte ſie, wie ſie an ſeiner warmen Bruſt ſich plötzlich entzündete, und ein raſcher Schrei flog zur Decke empor.

Später war ſie befreit und lauſchte beſinnungslos und ergriffen dem verklopfenden Herzſchlag, der aus der Bruſt, an der ſie ruhte, unverſtandene Dinge zu ihr redete. Fühlte ſich allein gelaſſen, dämmerte in berauſchtem

Erstaunen dahin und versank in die unermeßliche Tiefe eines traumlosen Schlafes.

*

Der erste Sonnenstrahl, der in das Zimmer fiel, weckte Veronika wie ein leiser Ruf. Sie sah Ferdinand mit tief in die Kissen gewühltem Antlitz schlafen, aber es litt sie nicht länger. In ihr war eine geschäftige Eile, die sie nicht still bleiben ließ. Als solle das Leben jetzt sogleich erst wirklich beginnen, und als habe sie keine Minute zu verlieren, stahl sie sich fort. Immer lächelnd, machte sie sich im Zimmer zu schaffen, ordnete Ferdinands hingestreuten Kleider und zog sich selbst an.

Dann setzte sie sich angekleidet auf den Bettrand und schaute mit liebevollen Augen still auf den Schläfer. Sie rührte sich nicht. Aber er erwachte endlich vor ihren Blicken, und als er sie vor sich sitzen sah, im weißen Firmungskleid, das Kränzchen auf dem Kopf, fuhr er verblüfft empor und staunte sie mit schlaftrunkenen, wirren Blicken an.

Sie lachte zu diesen fragenden, unbehaglichen Mienen, glaubte ihn zu beruhigen und sagte innig: „Nein . . ich geh' nicht fort, ich bleib' bei Dir, immer und ewig."

Jetzt erst ward er vollends munter: „Was sagst Du da?"

Sie wiederholte: „Immer bleib' ich jetzt bei Dir" und hatte ein glückliches Gesicht.

In ihm begann sich wüthend ein großes Bedauern zu rühren, aber entnüchtert und schlaff, wie ihm zumuthe war, wußte er nicht, was er thun sollte.

Veronika sah ihn mit leuchtend frischen Augen an, und das machte ihn noch mehr verlegen. Was wird geschehen? Unannehmlichkeiten und Scherereien, und er bekam Angst. Sein Mißtrauen erwachte wieder, und während er blinzelnd zu Veronika hinüberschaute, sagte er für sich: „Dumm! Dumm ist man zuweilen."

Sie aber saß rathlos vor ihm, schaute ihn nur immer an mit einer Zärtlichkeit, die er nicht ertragen konnte, weil sie ihm von gestern schien, und gestern eben vorüber war.

„Es war ja sehr hübsch," sagte er unter diesen Blicken für sich, „aber jetzt könnte sie doch wissen . . und überhaupt . . geh' hinaus!" sagte er plötzlich zu Veronika ziemlich barsch, und weil er ihr verwundertes Gesicht sah, wiederholte er sanfter: „Geh' . . ich möchte mich anziehen," aber er wandte sich ab, während er sprach, so befangen war er.

Sie erhob sich gehorsam und ging mit ihren Kinderschritten ohne Eile zur Thür. Von dorther wandte sie sich noch einmal zurück. Er nickte ihr ungeduldig zu, und sie verschwand. Im Vorzimmer blieb sie stehen. Hier war es noch ganz dunkel, und sie hielt sich am Thürrahmen und wartete, bis er sie wieder rufe.

Ferdinand war kaum allein, als er aus dem Bett sprang und sich am Waschtisch mit kaltem Wasser übergoß. Während er sich abrieb und bürstete, überlegte er: Ach was, das wird nur so eine Rederei von ihr sein: bei mir bleiben; überhaupt, er würde sich gar nicht weiter einlassen. Rosi hatte das fein gemacht. Das war ein Geschäft, weiter nichts. Aber wenn man jetzt Dummheiten mit ihm probiert, dann wird man eben an den Unrechten kommen. „Ein Schwindel ist's, diese ganze Geschichte mit der Firmung," sagte er, im Zimmer umhergehend, und auf einmal wurde es hell in ihm. Natürlich, so war es! — Halt, und er sprang plötzlich

zum Nachttiſch. Ein raſcher Verdacht war in ihm entſtanden. Nein, die Uhr lag da, die Kette. Er öffnete die Brieftaſche, zählte ſein Geld, nichts fehlte.

Alſo ſchön! Und jetzt überlegte er. Was ſoll ich ihr geben? Er nahm, was ihm nöthig ſchien, ſteckte es beiſeite, . . ſo . . und dann, ſie mit einem Wagen heimſchicken, aber gleich, noch bevor es ſpät wird und die Leute im Hauſe erwachen. So! Noch hatte er ſeine Weſte nicht zugeknöpft, als er ſie hereinrief, mit dem Wunſch, alles nur bald los zu ſein.

„Mein Kind," ſagte er gleichgiltig, „Du wirſt nach Haus wollen."

„Nach Haus? . . ."

„Nun ja, zur Tante alſo —"

Sie ſah ihn ganz erſchrocken an: „Oh nein! Nein, ich will ganz gewiß nicht."

„Ja, aber . ."

„Ich bleib bei Dir." Sie warf ſich ihm an den Hals und ſah zu ihm auf. Alles, was ſie ſprach, klang ſo ſelbſtverſtändlich, ſo überzeugt und ſo einfach. „Ich bleib' bei Dir."

„Aber das geht ja nicht." In ſeiner rathloſen Verwirrung war ihm dieſes Wort entfahren. Sie trat blitzſchnell zurück und ſchaute ihn mit ſolcher Verzweiflung an, daß er ſie raſch an ſich zog und in ſeiner Noth anfing, auf ſie einzureden: „Ich meine ja nur, . . weißt Du . . Du mußt doch erſt zur Tante, . . nein, ſei nur ruhig . . aber . . Du mußt doch Deine Sachen holen."

Ja richtig! Sie überrannte ihn beinahe, wie ſie jetzt eilte. „Augenblicklich hol' ich mir alles!" Dann lachte ſie, klatſchte einmal in die Hände und lief zur Thür. „Komm! komm mit!" Er griff zum Hut. Was bleibt da übrig . . ich ſchick' ſie jetzt nach Haus und geh' dann ſpäter hin, um mit Roſi ein ernſtes Wort zu ſprechen.

„Ich führe Dich zu einem Wagen," ſagte er. „Du holſt Dir alles, und der Tante ſagſt Du, ich laſſ' ſie grüßen."

Sie fügte ſich willig und ſchritt neben ihm die Treppe hinab. Als ſie im Wagen ſaß, wollte ſie großen Abſchied nehmen. Er winkte ihr lächelnd, bedeutungsvoll; gab dem Kutſcher die Adreſſe und trat aufathmend zurück.

*

Während ſie die enge finſtere Treppe hinaufſtieg, dachte ſie: Bei ihm iſt's viel ſchöner! Und wie ſie dann vor der kleinen Thüre ſtand, mit dem Gefühl eines Boten, der an Ahnungsloſe wunderbare Nachricht bringen ſoll, und an der Schwelle einmal noch zögert, ſich einen Augenblick zu weiden an der Unwiſſenheit Derer, die hinter dieſer Thüre ſind und nicht harren, da ſtrich Veronika in Glücksgefühlen mit den Händen an ihrem Leib herunter, athmete tief und breitete die Arme aus.

Dann drückte ſie geſchwind auf die Glocke, und als die alte Kathi öffnete, fuhr ſie raſch und lachend in das dunkle Vorzimmer.

Kathi aber hielt ſie an: „Jetzt kommen S' — na warten S'," ſagte ſie drohend. „Na, ſowas, ſowas, das war noch nicht da!" Und als Veronika an ihr vorbei zu Roſis Zimmer wollte, vertrat ſie ihr den Weg: „Bleiben S' da, verſteh'n S', Sie Nichtsnutzige! Sie!" Dann ging ſie ſelbſt ſchlürfend und brummend zur Thür. — Veronika ſtand betroffen und wußte nicht, was das bedeuten ſolle. Raſch dachte ſie: Wenn ich erſt alles erzählt habe, werden ſie ſich freuen.

Kathi klopfte laut an die Thür: „Machen S' auf, Fräul'n Rosi, die Kleine ist da."

Drin tönte ein Gepolter, und Kathi wandte sich heftig an Veronika: „Freuen S' Ihnen! . . Sowas!"

Im nächsten Moment ward die Thür aufgerissen. In einem rothen Hemd, Arme und Schultern frei, mit gelösten Haaren, bebend vor Zorn, stand Tante Rosi in der Thür.

„Wo warst?"

Veronika war so erstaunt, daß sie erst nicht sprechen konnte. Diese leise geziſchte Frage betrübte sie und brachte sie aus der Fassung.

„Wo warst?"

Veronika dachte: Sie ist bös, weil sie glaubt, ich bin herumgelaufen und hab' nicht nach Haus gefunden.

„Beim Ferdinand war ich, Tante, er laßt dich grüßen."

Rosi stieß einen Schrei aus und warf sich auf Veronika: „Beim Ferdinand? So!" Und sie schlug sie mit weitausholender Hand ins Gesicht.

„Da hast du für'n Ferdinand — und da hast du für's Grüßenlassen!" Noch einmal klatschte die flache Hand in Veronikas Gesicht.

Die alte Kathi schrie auf: „Jessas, Fräul'n Rosi, sein S' g'scheit, um Gotteswillen!"

„Ich derschlag' sie, ich derwürg' sie!" heulte Rosi.

Veronika taumelte unter den Schlägen. Alles tanzte vor ihren Augen. Sie hatte schluchzend die Hände erhoben und fühlte, wie sie jetzt mit geballten Fäusten geschlagen wurde. Sie zitterte vor Traurigkeit. Ueberall wurden Thüren aufgerissen, und im Nu war das Vorzimmer voll Frauen, die im Hemd herbeiliefen und Veronika ansahen.

Eine große Gestalt schob sich zwischen Rosi und Veronika und schleuderte die Tante mit einem Stoß gegen die Thür.

Veronika stand befreit in dem Kreis. Es war die große, dicke Dame, die am ersten Abend beim Hausthor gewesen und ihr Haar gelobt hatte. Jetzt stand sie da, riesenhaft in einem langen weißen Hemd, ruhig und breit, und blickte ernst auf Veronika herab.

Hinter ihrem Rücken zeterte die Tante: „Pfui Teufel! Ich werd' ihr zeigen, mit an' Mannsbild in die Wohnung geh'n!"

Eine spöttische Stimme sagte: „Ein schöner Firmling!"

Veronika erbebte vor diesem Spott und sah auf. Alle lachten, aber bei der Tante brach die Wuth nur noch stärker los. „Ich werd' dir geben! So ein Vieh!" Und sie versuchte, wieder auf Veronika einzudringen. Aber die Dicke hielt sie mit einem einzigen Griff zurück. „Auslassen! Auslassen, sag' ich dir!" kreischte Rosi, „ich muß ihr noch Eine geben! Weil sie gesagt hat: der Ferdinand laßt mich grüßen!"

Ein riesiges Gelächter erhob sich.

Rosi zappelte unter den Händen der Dicken.

Die Anderen begannen jetzt zu sprechen: „Wie ich so jung war, hab' ich noch nicht einmal g'wußt, was ein Mann ist", und eine Kleine in einem schwarzen Hemd schrie laut: „A Gemeinheit is das! Aber da sieht man's, wie schlecht sie am Land sind!" Andere stimmten bei: „Aja, die glauben, sie versäumen etwas!"

Aus der Tiefe des Vorzimmers kam Gusti gestürzt: „Wo ist sie, das Luder, das elende!" rief sie von Weitem und überschrie sich. „Der hab' ich mein Kranzel 'geben! Her mit mein' Kranzl auf der Stell'!"

Eine allgemeine Entrüstung brach los: „Da schaut's her! Ganz keck

tragt sie das Kranzl!" Und ehe noch Gusti zur Stelle war, streckten sich viele Hände nach Veronika aus. Zornig stürmten sie von allen Seiten auf sie ein, rissen ihr im Nu den Kranz aus den Haaren, zerrten und zausten sie und zeterten durcheinander.

Veronika war blaß geworden, rang nach Athem und versuchte zu fliehen. Die Tante aber, aufgestachelt von dem Tumult, und in ihrer Wuth von der allgemeinen Zustimmung bestärkt, wollte sie aufs neue erreichen. Sie weinte laut vor Zorn. „Umbringen thu' ich sie!" Die Dicke versuchte Rosi wieder zu halten, haschte nach ihr, aber wie rasend schlug sie um sich, zappelte, und da ging mit einem Riß das Hemd entzwei, daß Rosi nackend entsprang. Veronika duckte sich und empfing zuckend den Streich.

Da sagte die Dicke mit ihrer tiefen, gleichgiltigen Stimme: „Vielleicht hat er ihr was ein'geben."

Rosi ließ ab und warf die Arme empor: „Der Schuft! Der miserable! Ich geh' zur Polizei! Zur Polizei geh' ich!" Und weinend fuhr sie fort: „Das hat man davon, wenn man ein gutes Herz hat! Da hab' ich mich ang'nommen um das G'schwisterkind, a goldene Uhr hab' ich ihr 'kauf und 's Kleid machen lassen, und gleich am ersten Tag ... Aber nein! Was sag' ich denn! Die war schon früher schlecht, schon am Land draußen, und ich — na! Wenn ich denk', wie ich dumm war, ich bin gestern eigens solid g'wesen ... Sie wissen S' ja, Kathi, Was? Wie der Alte kommen is, am Abend, was?"

Kathi stimmte ernsthaft bei: „Durchaus hat er zu der Roserl wollen," und die Kleine bestätigte: „Der, was dann zu mir 'gangen is?"

„Ja", sagte Rosi boshaft, „Derselbige, der geht ja sonst nie zu dir!"

Veronika blickte umher. Von welchen Dingen sprach man jetzt? Sie sah die Tante nackend dastehen und ihrer Nacktheit nicht achten, sie sah diese verschlafenen Weiber hier, gewahrte auf einmal, als sähe sie jetzt erst ihre Gesichter, die Müdigkeit ihrer Züge, die Frechheit ihrer Augen, sah, wie sie hier in aufgeputzten Hemden standen und ihre Blößen hervorkehrten, spürte, wie sie Alle denselben lauen Geruch ausströmten, hörte, wie sie sich Männernamen gegenseitig zuwarfen, in Worten, die sie nicht begriff, und plötzlich war ihr, als stünde sie selber nackt vor den Augen Ferdinands. Und als müsse sie sich vor ihm bedecken, schlug sie die Hände vor's Gesicht. Und sie erinnerte sich an das, was hinter ihr lag, sie fühlte, daß Alle hier darum wußten und daß es hier so viel anderes bedeute. Furchtbar begann sie sich jetzt zu schämen, und nun erst begann sie laut aufzuweinen, fassungslos, schreiend, keuchend, mit vor die Brust gepreßten Händen. „Marsch hinein!" sagte Rosi, „drinnen werden wir weiter reden." Und sie stieß sie in ihre Thüre.

Veronika zuckte jetzt unter jeder Berührung Rosis zusammen, als ob sie von etwas Ekelhaftem angegriffen würde.

Schluchzend floh sie in das Zimmer und fiel erschöpft auf das große Sopha. Dort verbarg sie ihr Antlitz.

Rosi schloß hinter ihr zu und verhandelte weiter mit den Anderen.

„Vielleicht hat er ihr was eingeben . . .!"

*

Draußen redeten sie laut und durcheinander, mit kreischenden Stimmen. Veronika hörte nicht hin und wollte nicht hören. Aber sie vernahm, wie Rosi oft und laut „Polizei!" schrie, und ihr war dabei, als müsse sie vor diesem Wort auf und davon gehen. Was war mit ihr geschehen, daß

man nach der Polizei rufen wollte? War sie so schlecht? So furchtbar schlecht? Und wird man jetzt Männer holen, die ihr die Hände binden und sie ins Gefängnis führen? Und warum sollte ihr das geschehen? Sie grübelte darüber, verfiel in Angst und fühlte, daß sie in häßliche Dinge verwickelt sei. Dann aber, auf einmal kam ihr die Erinnerung: Ferdinand wartet! Sie richtete sich geschwind auf und trocknete ihre Thränen.

Ja, er wartet, und sie hat versprochen, daß sie zu ihm zurückkommt, daß sie bei ihm bleiben wird — immer und ewig! Und sie wird ihre Sachen zusammennehmen und ihr Bündel schnüren und von hier fortgehen, zu ihm.

Ihre Gedanken verwirrten sich, und plötzlich war ihr der Zusammenhang gerissen. Alles das war ihr ja bisher Eins gewesen, die Firmung, ihre drängende Sehnsucht, der Tag und das ganze Leben, das ihn erfüllte, dann der Abend, der Abend gestern, da die Tante mit dem Herrn Leopold weggefahren war und sie bei Ferdinand gelassen hatte. Vor einer Stunde noch, da hatte er ihr gesagt: „Ich laß' die Tante grüßen." Das alles, wie es gekommen, war ihr wie ein Gesetz gewesen. Alle Menschen waren ihr einig erschienen in ihrem Thun, Und jetzt wollte sie von hier fort, geschimpft, geschlagen, müdgeweint, und wollte zu ihm, und er war etwas Anderes, und die Tante war etwas Anderes. Dann bekam sie Furcht. Wenn sie ihn warten läßt, wird auch er böse werden, und wenn sie dann zu spät zu ihm kommt . . . Sie stand auf, schritt entschlossen zur Thür und öffnete.

Rosi stand noch im Kreis mit den Anderen. Sie hatte einen Mantel umgeworfen und erzählte eifrig. Alle blickten Veronika an. Das Gespräch stockte.

Rosi fragte barsch: „Was willst?" und Veronika erwiderte: „Fort will ich."

Die Entrüstung war groß. „Untersteh' Dich! Nur einen Schritt, und ich laß' die Polizei holen!" rief die Tante. Veronika wurde in das Zimmer zurückgestoßen. Sie ging still zum Sopha hin und setzte sich nieder. Jetzt dachte sie nur noch daran, daß Ferdinand glauben werde, sie wolle nicht zu ihm kommen und sie habe das von „immer und ewig" nur so gesagt, und das schmerzte sie sehr. Sie malte sich aus, wie er warte, wie er ungeduldig sein werde, und schließlich selber herbeieilen, sie zu holen, zu sehen, wo sie denn bleibe. An diesen Gedanken klammerte sie sich und holte neue Freudigkeit daraus. Sie stellte sich vor, wie die Tante vor Ferdinand Angst haben werde, wie sie dann hereinkommt und bittet: „Sag' ihm nichts, Veronika, daß ich Dich geschlagen habe, ich bitte Dich, sag' ihm nichts und verzeih' mir, es ist nur in meinem Zorn gewesen, und sag' dem lieben Ferdinand nichts davon." Und doch, sie wollte ihm alles sagen, nur das Eine, daß Rosi ohne Hemd dagestanden, das wollte sie verschweigen. Bei dem Gedanken daran verbarg sie plötzlich ihr Gesicht in den Händen, und es that ihr sehr weh, wie sie sich schämte.

Und dann saß sie und wartete. Es wurde still draußen. Die Stimme der Tante klang nur noch von Weitem; sie mußte in ein anderes Zimmer gegangen sein. Nach einer Weile war es ganz ruhig.

Dann kam Rosi herein, ging, ohne Veronika anzublicken, zum Schrank, holte einen Schlafrock daraus hervor und warf ihn über. Hierauf ordnete sie mit böser Miene ihr Haar vor dem Spiegel und warf die Thür, als sie wieder hinausging, laut schallend hinter sich ins Schloß.

Eine Stunde verging. Veronika saß da und wartete, und ihre

Ungeduld ſtieg. Sie horchte auf jeden Laut, der ſich regte, auf jeden Schritt, den ſie draußen vernahm.

Dann ſtand ſie auf, weil es ſie nicht länger duldete, holte ihre Kleider und ſchnürte ihr Bündel, und als ſie fertig war und alles auf den Tiſch gelegt hatte, ſaß ſie davor und horchte andächtig, voll Zuverſicht.

Und es läutete. Sie hörte flüſtern, erkannte ſeine Stimme, ſprang auf und ſtand zitternd da, aber mit leuchtenden Augen.

Nach einer Weile wurde die Thür aufgeriſſen, und hinter Tante Roſi kam Ferdinand herein.

Ehe ſie ihm entgegeneilen konnte, herrſchte Roſi ſie an: „Hinaus!“

Veronika ſuchte Ferdinands Blicke. Er hielt aber den Kopf abgewendet, und auch er ſchien darauf zu warten, daß ſie gehe. Da ſchlich ſie leiſe aus dem Zimmer, blieb aber draußen an der Thüre ſtehen, voller Hoffnung. Nur daß ſie nicht raſch auch ihr Bündel vom Tiſch genommen habe, um dann gleich mit ihm davon zu gehen, bedauerte ſie jetzt. Denn ſonſt war ſie gar nicht mehr bekümmert, keine andere Möglichkeit ging ihr in den Sinn. Er war ja gekommen, da wollte er ſie alſo holen, weil ſie ihm zu lange geblieben. Etwas Anderes gab es für ſie nicht.

Drinnen wurden Stimmen laut, und ſie hörte wie Tante wieder von der Polizei zu ſchreien begann. Aber da fuhr Ferdinand mit harten Worten laut dazwiſchen: Nur ſo ſolle ſie nicht kommen, ſonſt müſſe er andere Saiten aufziehen. „Biſt du davongefahren, ja oder nein?“

Roſi wollte etwas Anderes ſagen.

„Ja oder nein?“ Die beiden Worte fielen drinnen nieder, als ſchlage Jemand zweimal auf den Tiſch.

Eine geflüſterte Antwort. Darauf Ferdinands hartes Reden: „Du haſt ſie einfach bei mir laſſen, verſtehſt? Probir's nur und mach' jetzt ein Aufſehen.“

Wieder eine geflüſterte Antwort. Dann Ferdinand in hohem Tone: „Was meinſt denn, wem wird man mehr glauben, dir oder mir?“

Und dann wurde es ſtill, und Veronika begriff von all dem nur das Eine, daß Ferdinand die Tante beſiege, und ſie faltete die Hände und drückte ſie vor die Bruſt, weil ſie ſingen wollte und ſich bezwang.

Immer ſtiller wurde es im Zimmer, und dann auf einmal hörte Veronika, wie die Tante lachte. So war alles wieder gut. Sie lachte glückſelig mit und lächelte noch, als ſich die Thür öffnete und Ferdinand heraustrat, und lächelnd ſtreckte ſie ihm beide Hände entgegen. Aber er ſah nur flüchtig auf ſie, trat verlegen zur Seite, ſchritt raſch vorbei und murmelte: „Adieu.“

Wie er nun eilig verſchwunden war, ſtand Veronika noch einen Augenblick und wußte garnicht, daß das Lächeln noch auf ihren Lippen ſchwebte. Dann blickte ſie langſam in dem weiten Vorzimmer umher, in alle Ecken, und als Roſi ſah, welches Entſetzen allmälig in Veronikas Augen trat, fragte ſie: „Was iſt denn? Was iſt denn?“ raſch hintereinander, und obwohl Veronika alles umher ſich drehen fühlte, ſchien es ihr doch, als läge ein Schuldbewußtſein und eine große Angſt im Ton der Tante. Sie wandte ſich ab.

Roſi trat zu ihr und führte ſie in das Zimmer zurück. An der Schwelle blieb Veronika ſtehen und fragte leiſe: „Warum iſt er denn fortgegangen?“

Roſi wußte keine Antwort.

„Warum?“ Veronika ſprach mehr vor ſich hin. „Er hat mich doch holen wollen, er hat mich doch mitnehmen wollen . . .“

„Was sagst? Um Gotteswillen, was sagst Du da? Das ist ja Unsinn.“

Veronika hörte nicht, und heftiger, mit aufsteigendem Schluchzen sagte sie: „Ich hab ihm versprochen, daß ich bei ihm bleib', immer und ewig.“

Rosi erschrak bei diesen Worten, und es fiel ihr auf, daß Veronika jetzt erst zerstört sei, trauriger als vorhin, da sie geschlagen wurde. Sie sagte nach einer Weile unsicher: „Aber Kind! Was fällt Dir denn ein? Das ist ja Unsinn, und alles war nur ein Spaß.“

Veronika hob das Gesicht und sah mit gequälten Augen zur Tante auf, wie Kinder blicken, denen man Schauermärchen erzählt. Rosi fuhr dringender fort: „Ja, ja, nur ein Spaß war's, natürlich. Jetzt ist's einmal g'scheh'n, und jetzt ist's auch schon wieder vergessen . . und Du . .“ sie redete weiter, wie um sich gegen dieses Antlitz zu wehren, „Du wirst jetzt schön z'haus fahren, . . und . .“ leiser setzte sie hinzu: „und wirst nichts erwähnen, hörst, vor der Mutter.“

Veronika stand auf, ging wankend zum Tisch, nahm ihr Bündel herunter und näherte sich der Thür.

Rosi trat dazu: „Jesses nein, wenn's d' heut noch dableiben willst, kannst ja noch dableiben.“ Veronika stand vor der Thürklinke und rührte sich nicht.

„Aber Du mußt auch vorher noch was essen — es is ja bald Mittag.“

Veronika bewegte sich nicht. Sie schaute unverwandt auf das Schloß, wie ein verschüchterter Hund, der hinaus begehrt.

Rosi wußte sich nicht zu helfen. Sie rüttelte Veronika leicht an der Schulter: „Du, hörst, Du sollst nicht so trotzig sein, gieb ein' Antwort!“ Aber Veronika hielt die Lippen aufeinander gepreßt.

Rathlos ging die Tante hin und her, räumte da und dort zwecklos auf und schaute immer wieder zu Veronika hinüber. „Ueberhaupt . . . Du wirst doch nicht in dem weißen Kleid auf der Eisenbahn fahren? Daß d' ganz schmutzig wirst, bis d' heimkommst . . . .?“ Und weil wieder keine Antwort kam, ging sie hin, ihr das Bündel aus der Hand zu nehmen. Aber wie sie nur einmal daran zerrte, bekam sie den festen Griff zu spüren, mit dem Veronika ihre Siebensachen hielt, und daran erkannte sie eine unabänderliche Entschiedenheit und sagte nur: „In Gottesnamen . . fahrst halt gleich . . aber ich kann nicht mit zur Bahn, ich nicht . . . . . setz' Dich nieder, hörst . . wart' ein bissel.“ Und weil Veronika nicht vom Platz weichen wollte: „Gleich kannst nach Haus fahren . . . wart' ein bissel . . . die Kathi muß sich erst anziehen . . . die Kathi wird Dich begleiten.“ Veronika ließ sich wieder zu einem Sessel führen. Dort saß sie aufrecht, hielt das Bündel mit beiden Händen im Schoß und schaute vor sich hin.

Tante Rosi ging hinaus. Eine lange Zeit verstrich, dann kam die alte Kathi, hatte das kurze graue Haar offen in einem Strähnchen herunterhängen und trug eine Tasse, auf der allerhand Eßschüsseln standen.

„Da ham S' . . . essen S' jetzt . . . ich zieh' mich daweil an.“ Die Arme in die Seiten gestemmt, blieb sie noch vor Veronika stehen und betrachtete sie neugierig.

Wieder verging, nachdem Kathi sich entfernt hatte, eine lange Zeit. Veronika aß nicht, sie bewegte sich kaum.

*

Als Rosi gegen Nachmittag wieder hereinkam, stand Veronika vor dem Schwanenbild und besah die sanfte, in der Umarmung des Schwans hingestreckte Leda.

„Na, jetzt fahrst halt, in Gottesnamen."

Veronika drehte sich daraufhin um und ging mit gleichmäßigen stillen Schritten zur Thür, ohne Rosi anzusehen, wie im Schlaf.

„Nicht einmal das Essen hast berührt. ."

Veronika ging weiter.

Rosi lief ihr nach. „Wart' doch ein bissel. ." Und dann sagte sie schüchtern: „So . . ohne grüß Gott . . willst fort von mir?"

Veronika schwieg. Rosi stand verlegen, staunend und zaghaft da, faßte rasch nach ihrer Hand und sprach dann eilig: „Da hast, das schickt er dir . . der Ferdinand. ."

Jetzt stockte sie. Denn nun ruhten Veronikas klare Augen glanzvoll auf ihr, und dieser Blick traf sie wie ein plötzlicher Schlag. Sie hielt unbeholfen ein paar Banknoten in der Hand, und weil Veronika nicht darauf achtete, bückte sie sich und schob ihr das raschelnde Papier tief in das Bündel. „Schau' nur, das d' es nicht verlierst . . . er hat mir's für Dich gegeben . . . Du sollst Dir was Schönes dafür kaufen. . . Aber zu Haus, wenn s' Dich fragen, sag' nur, es is von mir . . . verstehst? Ja . . und noch was . . . merk' auf . . . wenn am End' . . . na ja, Du weißt schon . . . es könnt' ja sein . . . dann schreib' mir nur . . . hörst Du? . . Dann schreib' mir aber gleich . . . und dann hol' ich Dich her . . . und dann muß er was für Dich thun, der schlechte Mensch. . . Aber hast g'hört? nicht der Mutter sagen . . . und gleich mir schreiben . . . und b'hüt' Dich Gott . . . alsdann . . ."

Rosi wollte sich vorneigen und Veronika auf die Stirne küssen, aber noch immer ruhte dieser fragende, zerrüttete Kinderblick auf ihr. Sie hielt inne und wiederholte nur leise: „B'hüt' dich Gott, alsdann . . ."

Im Vorzimmer wartete die alte Kathi, trug ein blaues gestreiftes Leinenkleid, einen rothen Sonnenschirm und war barhaupt.

Veronika stieg langsam, Schritt vor Schritt die eng gewundene Treppe hinter Kathi hinab. Als sie auf dem ersten Absatz an der kleinen Thüre vorbeikam, ward diese rasch geöffnet. Gusti schlüpfte heraus, umschlang Veronikas Hals und flüsterte: „Kein Glück hat's Dir 'bracht, das Kranzerl von mir." Dann küßte sie sie auf den Mund, und Veronika lag schluchzend an ihrer Brust.

*

In einem langsamen Omnibus fuhr Veronika durch die Straßen. Eine breite, schäfrige Nachmittagssonne lag auf dem weißen Pflaster, hing sich verdrießlich an alle Menschen und wühlte in den Gerüchen der Rinnsale.

Die alte Kathi plauderte mit den Leuten im Omnibus. Sie erzählte von Veronika, von der Tante, von der Firmung, der Uhr und dem Kleid; von allem Anderen aber schwieg sie. Man hörte ihr zu, ohne zu antworten. Nur ein feiner Herr, der ihnen gegenüber saß, beugte sich vor und sah Veronika ins Gesicht. „Aber traurig ist das kleine Fräulein," sagte er, „so hübsch und so traurig . ."

„Na ja", rief Kathi schnell, „weils' wieder z'haus fahrt. Es g'fallet ihr halt in Wien."

Der Conducteur, ein kleiner, schiefbeiniger Kerl, der furchtbar schwitzte, wurde ganz begeistert: „Das glaub' ich, daß ihr da recht wär', und ein' Ansprach' thät's auch finden", dabei lachte er dem eleganten Herrn frech ins Gesicht. Der aber schwieg und blickte auf die Straße hinaus.

Auf dem Bahnhof sagte Kathi noch: „Kommen S' g'sund nach Haus

und geben S' Acht, daß' nix verlieren. Das viele Geld . . und die vielen Sachen . . ."

Veronika ſtieg in das Coupé, ohne etwas zu erwidern, ohne zu hören, ohne zu grüßen.

Dort ſaß ſie, völlig verſunken, und hielt ihr Bündel auf den Knieen, und als ſie ſchon weit weg von Wien war, über Kloſterneuburg hinaus, ſchüttelte ſie nur einmal heftig den Kopf.

Dann ſaß ſie wieder eine Weile ſo achtlos, daß die rüttelnde Bewegung der Fahrt ſie wie eine Schlafende hin und her warf.

Leute kamen und gingen, jedesmal, ſo oft man ſtehen blieb. Veronika begann, unruhig zu werden. Sie holte unter allen ihren Sachen das große Lebkuchenherz hervor und achtete nicht darauf, als das Geld dabei herausfiel und in drehenden Papierfetzen langſam zu Boden ſchwebte.

Dann aber, kaum der Zug in der Station Tulln anhielt, ſtand ſie plötzlich auf, als folge ſie einem Rufe, und wiewol ſie noch nicht am Ziel ihrer Reiſe angelangt war, verließ ſie den Wagen, ſo eilig wie in Angſt. Der Zug fuhr weiter, und in dem leeren Coupé war nichts geblieben als Veronikas gelöſtes Bündel, ihr altes Kleid, ihr neues Gebetbuch und die verſtreuten Geldſcheine.

Veronika ging langſam im Abenddämmer dem Städtchen zu. Ein paar Leute ſpazierten in der ſchönen Luft des Sonnenuntergangs. Kinder liefen umher. Dann kam eine kleine Kaſtanienreihe, die ſich am Ufer der Donau hinzog, und Veronika ſchritt hier durch und blickte auf das Waſſer hinaus, das in den Flammen der verſinkenden Sonne ſchimmerte. Sie holte ihr Lebkuchenherz aus der Hülle und ließ das Papier im Winde flattern. Langſam ſchritt ſie vorwärts, das Herz in beiden Händen vor ſich, und blickte auf die bunten Farben, die vom weißen Zuckerguß ſauber eingeſchnörkelt und abgetheilt wurden.

Ueber ihr ſchlug plötzlich lautes Glockengeläute an, ſchwang ſich herab und flog weit über das Waſſer zu den Auen hinüber. Veronika ſtand an der Kirche, die mit ihrem grauen Gemäuer und ihrer kleinen dunkeln Pforte vor ihr ſich aufthat.

Sie trat ein und ſah alles funkelnd erleuchtet. Hier war es ſchon Abend, und eine große Gemeinde füllte die ſchwarzen Bänke. Am Altar kniete, umſtrahlt von Kerzenlicht, ein alter Prieſter in ſtillem Gebet.

Bebend blieb Veronika bei der Thüre ſtehen, hielt das Herz gegen ihre Bruſt gedrückt, faltete die Hände, und viele Thränen liefen ihr jetzt über die Wangen, verſchleierten ihre Blicke, daß ſie langſam die Lider ſenkte, um die Augen frei zu bekommen, und immer, wenn ſie die Lider ſchloß, fühlte ſie, wie heiß ihre Thränen waren, und immer, wenn ſie die Augen aufſchlug, fühlte ſie, wie neue Tropfen über die Wangen herabliefen, denſelben Weg.

Die Kirche war groß und feierlich, und überall funkelte das Gold an den Wänden, an den Altären und im ſpielenden Glanz der Kerzen. Und dunkle Heiligenbilder blickten ernſthaft nieder, und graue Statuen mit goldenen Reifen um den Kopf ſchauten zu ihr her.

Mit einem Male begann die Orgel zu ſpielen, tief und brauſend, daß alle Lichter vor dem Rieſenklang zu erzittern ſchienen. Veronika zuckte, als vernähme ſie eine zornerfüllte Stimme, und ſtand in ſich verkauert da, mit geſenktem Kopf. Dann fiel mit einem langgezogenen, wehklagenden Geſang die Gemeinde in das Orgelſpiel, und es war, als werde jetzt von Dingen verkündet, die ewig verloren ſind. Der Athem wurde Veronika ſo

eng, daß sie mit den Händen in die Luft griff. Das Herz fiel auf die Steine und zersprang in Stücke.

Sie aber floh in den freien Abend hinaus.

Eine lange Strecke lief sie die Kastanienreihe zurück, an der hohen Eisenbahnbrücke vorbei, die über den Fluß führt.

Die Dunkelheit glitt schwer hernieder, wie sie in die offene Uferau kam und im stillen Grase die Schritte mäßigte. Ein stilles Rauschen drang vom Wasser her, vermengt mit dem hellen Zirpen der Grillen. Sie ging immerzu, immerzu, den verlorenen Blick auf die letzten rothen Wolkenstreifen gerichtet.

Da fuhr sie zusammen, weil eine Hand sich auf ihre Schulter legte. Zwei Soldaten standen vor ihr. Braune, wilde, lachende Gesichter. Zitternd wich sie zur Seite und hörte, wie sie zu ihr redeten. Sie ging noch ein paar Schritte, wandte sich um und sah, wie die beiden ihr folgten.

Da schrie sie ein einziges Mal auf. Dann begann sie zu laufen, immer schneller, und weil sie rufen hörte, immer noch schneller, immer gegen das Wasser zu.

Jetzt vernahm sie nichts mehr als das Hämmern ihrer Schläfen.

Sie lief über die Böschung hinab, kam unten auf die Kiesel, that einen kleinen Sprung, der in ihrer Trostlosigkeit wie ein rasches Erinnern an heitere Kinderspiele sie durchflog. Dann war es ihr, als ob Jemand mit kalten Griffen in ihren Kleidern nach ihrem Körper wühle.

Sie sah mit einem Male die Eltern, wie sie an dem weißen Tisch zu Hause über die Furche gebeugt saßen und ihr zunickten, sie sah die Tante Rosi mit erhobenen Armen, vernahm plötzlich ihre frische Stimme, singend, dicht am Ohr. Der steinerne Engel vom Grab des alten Pfarrers schoß an ihr vorbei und überschlug sich, dann stürzte die Dorfkirche ein, mit einem Donner, der ihr den Athem raubte.

Es wurde hell vor ihr. Sie sah die große Stadt und die Brücke, und sich selber den Fluß herunter kommen, langsam, in ihrem weißen Kleid, den Kranz im Haar, und bleich, und die Leute drängten sich schon, die wiederkehrende Veronika zu sehen.

Dann wurde es still und finster ringsum.

Aber der Strom trug sie mit sich fort in gerader Richtung, und er ließ sie nicht in den Arm gleiten, der durch die inneren Straßen sich windet. Weit draußen trieb sie dann in tiefer Nacht vorüber, wo der Fluß außerhalb der Stadt durch die Auen dahingeht, und war nur wie ein kleiner lichter Fleck auf den nachtschwarzen Wellen.

Der Wille zur Macht.

Von **Paul Mongré.**

Spinozas dritte Erkenntnißart, aus welcher summa quae dari potest mentis acquiescentia oritur, läßt sich in den Fragmenten von Nietzsches Hauptwerk*) vergeblich suchen. Zarathustra „als Segnender sterbend" blieb ein Entwurf; hier redet ein Fluchender, vielleicht gar nur ein Scheltender, ohne freien Umblick, ohne verklärende Ueberschau. In der Mittagsgluth und Staubwolke des Kampftages, in der furchtbaren Spannung ungelöster Widersprüche wurde der Gewaltigste entwaffnet, und das Letzte, das schweben blieb, ist eine Dissonanz. Eine erstarrte Fechterstellung. Die glühende Lava hat etwas unheimlich Lebendiges verschüttet. Gerade so, wie die Umwerthung aller Werthe nun vor uns steht, ohne abschließende Weihe, eine unfreiwillig festgehaltene Verwandlungsphase, nichts Krönendes, Endgültiges, ruhevoll Triumphirendes — gerade so bezeugt sie ihres Urhebers unerschöpfte Fruchtbarkeit und das Chaos von Zukunft, das er damals noch in sich trug. Nietzsche war noch nicht fertig; eben dies unfertige Buch beweist es. Wer den tragischen Unsinn der Turiner Katastrophe nicht empfindet, sondern als Fürsprecher der vernünftigen Wirklichkeit Nietzsches Laufbahn für abgeschlossen erklärt, der wird entweder in der Umwerthung ein glänzendes Finale suchen und enttäuscht werden, oder sie wird ihm gerade darum ein Ende bedeuten, weil sie kein mächtiger Schritt über „Jenseits" und „Zarathustra" hinaus, sondern nur eine leidenschaftliche Wiederholung und unermüdliche Variation dieser vorausgesandten Thaten ist. Aber gerade darum bedeutet sie uns kein Ende, vielmehr einen Uebergang, eine Krisis mit unprophezeibarer Lösung, ein Momentbild mitten im Fluge.

Wer will errathen, wohin dieser „Wahrsagevogel" fliegen sollte? Vielleicht in ein neues Christenthum; ich halte diese Prognose eines Theologen für nicht ganz unglücklich und würde mir selbst dann noch nicht erlauben, Nietzsche mit den artistischen Banqueroutiers, die zum Schluß katholisch werden, zusammenzuzählen.

Nietzsches Kritik der christlichen Werthe, hier und im „Antichrist", ist nicht der sachliche Richterspruch eines Darüberstehenden, eines Freien, der das Christenthum „unter sich" sieht, vielmehr ein leidenschaftliches Ringen und Nichtloskommen von einer fixen Idee, das polemische Fieber des inficirten Organismus, der einen Fremdkörper vergeblich auszustoßen trachtet. Die häufige Nennung Pascals hat etwas Erschütterndes: als hätte sich Nietzsche gerade gegen diese Art Verdüsterung und Blutvergiftung nicht immun gefühlt. Er ist gegen das Christenthum in

*) Nietzsche, Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwerthung aller Werthe. (Band XV der Gesammtausgabe). Leipzig 1901, C. G. Naumann.

herausfordernder Weiſe ungerecht: ich meine nicht objectiv ungerecht, worüber ſich nur von einem beſtimmten Parteiſtandpunkt aus entſcheiden ließe, ſondern ſubjectiv übelwollend, dialektiſch, unbedenklich in der Wahl ſeiner Kampfmittel. Man erſtaunt einen Satz zu leſen wie den folgenden: „gegen die Formulirung der Realität zur Moral empöre ich mich: deshalb perhorreſcire ich das Chriſtenthum mit einem tötlichen Haß, weil es die ſublimen Worte und Gebärden ſchuf, um einer ſchauderhaften Wirklichkeit den Mantel des Rechts, der Tugend, der Göttlichkeit zu geben;“ denn nicht einmal, ſondern hundertmal in den erdenklichſten Paraphraſen verſichert Nietzſche ſonſt, daß eben das Jaſagen zur Wirklichkeit heidniſch, klaſſiſch, vornehm, das Neinſagen zur Wirklichkeit chriſtlich und die Lüge der Décadents ſei. Der Grundgedanke ſeiner eigenen affektiv-biologiſchen Erkenntnißtheorie („daß es nicht darauf ankommt, ob Etwas wahr iſt, ſondern wie es wirkt“) wird bei Chriſten als „abſoluter Mangel an intellektualer Rechtſchaffenheit“ gebrandmarkt. Dem Chriſtenthum gegenüber wird Nietzſche unlogiſch und — unhiſtoriſch. Er ſieht kein langſames Werden, kein Zeitdifferential, keine allmähliche, ruhige Schichtung: er denkt Kataſtrophentheorie. Er perſonificirt, im Stile der Aufklärer; wie Voltaire wittert er überall Prieſterbetrug, bewußte Fälſchung zu bewußten Zwecken, er präſumirt eine ausgewachſene Art Jeſuitismus ſchon für die früheſten Zeiten. Er phantaſirt viel zu viel Sinn in die Geſchichte hinein, wenn er die Verbreitung des Chriſtenthums als Symptom eines ungeheuren Raſſenverfalls nimmt; übrigens erklärt ſich dieſe Hyperbel als Kampfwahrheit, als Gegenſtimme gegen eine Geſchichtsphiloſophie, die in der Heraufkunft des Chriſtenthums einen Act providentieller Leitung oder eine nothwendige Evolution ſieht. Philoſophiſcher als dieſe beiden entgegengeſetzten Maßloſigkeiten war es, als ſich der jüngere Nietzſche über das Glockengeläute zu Ehren eines vor zweitauſend Jahren gekreuzigten Juden wunderte und den hiſtoriſchen Zufällen nachſann, vermöge deren das Chriſtenthum im Abendlande herrſchend wurde, während andere Zufälle mit derſelben Leichtigkeit eine andere Religion heraufführen konnten; philoſophiſch war es, als er die homöopathiſche Doſis Chriſtlichkeit in den angeblichen modernen Chriſten beſtaunte und lächelnd vom ſanften Alterstode, von der Euthanaſie des Chriſtenthums ſprach. Wozu einen Sterbenden noch todtſchlagen? Zehn Jahre ſpäter hält er dies wieder für nothwendig; die gütige, wiſſende Ablehnung iſt zu brennendem Haß entzündet, aus der überwundenen Entwicklungsſtufe iſt ein neuer Kerker und Alpdruck, der „unſterbliche Schandfleck der Menſchheit“ geworden. „Mit einem Erlebniß nicht fertig werden, iſt bereits ein Zeichen von Décadence“; Nietzſche wurde mit dem Chriſtenthum nicht fertig. So etwas mit den dürftigen Mitteln der Individualpſychologie begreifen wollen, könnte zur Verzweiflung treiben: wie irrationell iſt das Alles, wie unökonomiſch, welche Kraftvergeudung! Hier hilft nur ein Sprung in das große Unbekannte, das wir Atavismus nennen. Niemand anders als Nietzſche ſelbſt giebt uns dieſen Fingerzeig: er hat, wiſſenſchaftlich und für ſich perſönlich, der Vorfahrenkette, der Vererbung, der Raſſe den größten Wirkensſpielraum zugeſtanden. Das Individuum iſt eine äußerſt dünne Lebensſchicht über der Ahnentiefe. Wie wenig wiſſen wir von uns! welche Dispoſitionen des Keimplasmas, und dahinter welche Erlebniſſe in den Vorgenerationen mögen bedingt haben, daß Nietzſche eine ſolche Reizbarkeit, Anfälligkeit, Rückfälligkeit für religiöſe Zuſtände in ſich barg — die unheimlich détaillirte Kennerſchaft ebenſo wie ſeine krampfhafte Energie der Selbſtbefreiung verräth alles! — für Zuſtände, die

er bereits einmal als wunderliche Petrefacte einer abgestorbenen Kulturschicht mit kühler, freigeistiger Ueberlegenheit ironisirt hatte? „Es ist der Krieg," so beschreibt Nietzsche 1888 die Grundstimmung seines menschlich-allzumenschlichen Buches für freie Geister, „aber der Krieg ohne Pulver und Dampf, ohne kriegerische Attitüden, ohne Pathos und verrenkte Gliedmaßen. Ein Irrthum nach dem andern wird gelassen aufs Eis gelegt, das Ideal wird nicht widerlegt — es erfriert." In demselben Jahre führte Nietzsche schon wieder den Krieg mit Pulver und Dampf, mit jenem Dampf, der den Gegner verhüllt; und die erfrorenen Ideale werden nicht mehr auf Eis, sondern auf flammende Scheiterhaufen gelegt.

In Nietzsche glüht ein Fanatiker. Seine Moral der Züchtung, auf unserem heutigen Fundamente biologischen und physiologischen Wissens errichtet: das könnte ein weltgeschichtlicher Skandal werden, gegen den Inquisition und Hexenprozeß zu harmlosen Verirrungen verblassen. „Das Leben selbst erkennt keine Solidarität, kein gleiches Recht zwischen gesunden und entartenden Theilen eines Organismus an: letztere muß man *ausschneiden* — oder das Ganze geht zu Grunde." Ungefähr sagen das die päpstlichen Ketzerrichter und Dominikanermönche auch, nicht einmal mit ein bischen andern Worten; das Ausschneiden kranker Glieder ist bei den Sprenger und Institoris, Arbuez und Torquemada eine beliebte Formel. Sollen wir wieder einmal erleben, wie man mit dem Hexenhammer philosophiert? Zarathustra ruft noch den Einzelnen, das Liebespaar zu selektorischer Fürsorge für die Nachkommenschaft: nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf. Aber jetzt soll gar die Gesellschaft als Großmandatar des Lebens der Zeugung Degenerierter vorbeugen und „ohne Rücksicht auf Herkunft, Rang und Geist die härtesten Zwangsmaßregeln, Freiheitsentziehungen, unter Umständen Castrationen in Bereitschaft halten": derselbe Philosoph, der den Moral-Castratismus der Guten und Gerechten verabscheut, befürwortet den eigentlichen, chirurgischen Castratismus im Dienste der Auslese. Um das zu würdigen, müssen wir einmal, was schneller gethan als gesagt ist, unser heutiges Wissen von Vererbung zusammenzählen: daß Trunkenbolde häufig idiotische Kinder zeugen, daß Geisteskrankheiten, Tuberkulose, Neurasthenie sich der Disposition nach manchmal vererben, manchmal auch nicht. Auf diesen verblüffenden Reichthum an Kenntnissen hin soll man der Biologie das gesegnete Messerchen in die Hand geben? Solche Eingriffe in die Sphäre des Einzelnen wollen wissenschaftlich ganz anders motivirt sein; vielleicht sind wir in hundert Jahren soweit. Einstweilen scheint laisser aller und *Beobachtung* den Vorzug vor jedem gewaltthätigen Experiment zu verdienen, d. h. Beobachtung und Statistik am Menschen, nicht bestechende Analogie mit Ergebnissen der Thier- und Pflanzenzucht. Wir wollen einmal warten, bis über ein so specielles Thema wie die Verwandtenehe Einstimmigkeit erzielt ist, bevor wir heirathslustige Leute chicaniren (d. h. am Heirathen, nicht an der Fortpflanzung hindern) und armen Teufeln die Liebesmöglichkeit abschneiden. So wie die Sachen heute liegen, wäre es ein grauenhafter Rückfall in alten, bizarren Despotismus, wenn die Wissenschaft, selbst kaum einige Jahrhunderte der Verfolgung entronnen, als unfehlbare Autorität über das weitere Schicksal der Menschheit resolviren und sich eine Machtbefugniß anmaßen wollte, ihren jeweiligen Stand an Unkenntnis thätlich festzunageln.

Nietzsche ist ein Fanatiker wie alle Religionsstifter. Erheiterndes Mißverständniß, daß gerade unbedenkliche Genußmenschen und schwammige Snobs, denen

ſchon der Begriff Disciplin ein Aergerniß iſt, ſich auf Herrenmoral und Uebermenſchenthum berufen: wenn ſie eine Ahnung hätten, wie unbequem, wie rigoros, wie verpflichtend Zarathuſtras Werthtafeln ſind! Die alte Moral hat mit Ruthen geſtrichen, die neue würde mit Scorpionen züchtigen. John Henry Mackay, der Biograph Stirners, hat den richtigen Inſtinkt, wenn er Nietzſche nicht mag, den Anarchiſtenhaſſer und Bändiger des entfeſſelten Ichs. Und wenn man ehrlich ſein will, ſo iſt das zwar die häufigſte Wirkung Nietzſches, aber die letzte, die er ſelbſt beabſichtigt hätte: daß man dem Zerſtörer zerſtören, aber dem Baumeiſter nicht wieder aufbauen hilft. Das iſt Entwerthung aller Werthe, nicht Umwerthung. Es giebt heute eine tiefe, hoffnungsloſe Skepſis, die ſich nicht überreden kann, daß Zarathuſtras Ziele weniger Illuſionen ſeien als alle früheren Zielſetzungen. Dieſen Seelenzuſtand hat Nietzſche mit unvergleichlichen Worten geſchildert, in der Kritik des europäiſchen Nihilismus; er ſelbſt hat den Nihilismus in ſich zu Ende gelebt, als ontogenetiſche Abkürzung menſchheitlicher Prozeſſe, und aus der Verneinung eine ſtärkere Bejahung, das „Princip einer neuen Werthſetzung" ans Licht gebracht. Den alten Moralfanatismus hat ein neuer abgelöſt, der nicht minder gewaltſam das Wirkliche ſyſtematiſirt und dogmatiſirt. Bemerkt man nicht, wie „großzügig" und primitiv Nietzſches letztes Weltbild iſt? „Der Arme an Leben, der Schwache, verarmt noch das Leben: der Reiche an Leben, der Starke, bereichert es. Der Erſte iſt deſſen Paraſit: der Zweite ein Hinzuſchenkender. Wie iſt eine Verwechslung möglich?" Das klingt allerdings rieſig einfach, verdächtig einfach. In dieſes zweitheilige Schema wird Geſchichte, Kunſt, Moral, Philoſophie eingegliedert: Erhöhung des Lebens oder Abkehr vom Leben. Aber wir mißtrauen den Rechenexempeln, die zu glatt aufgehen, und wir mißtrauen den Entdeckern, die eine vorgefaßte Kategorie der Polarität, ein weltauftheilender Dualismus blendete: Liebe und Haß, Seele und Leib, Ausdehnung und Denken, Kraft und Stoff, Herrenmoral und Sclavenmoral, aufſteigendes Leben und abſteigendes Leben — es iſt zu unwahrſcheinlich, daß ſich das klingende Spiel der Wirklichkeit ſo reſtlos in Thema und Gegenthema, Theſe und Antitheſe auflöſen ſollte. Einer moniſtiſchen Vermiſchungstendenz gegenüber kann Zweitheilung die höhere Erkenntnißſtufe bedeuten: ſo etwa bei Nietzſche ſelbſt Dionyſos und Apollo gegenüber der unklaren Einheit „Griechenthum". Aber vor dem Ganzen verſagt Eins wie Zwei. Das eine Moralprincip ſpaltet Nietzſche in einen Dual; aber ſollte die Wirklichkeit nicht den Plural verlangen? — Und noch einen Singular hat er geprägt, eine Weltformel, die zugleich den Titel des Werkes hergeben mußte: der Wille zur Macht. Es iſt ſeltſam, daß mit dieſer allereigenſten Wendung Nietzſche plötzlich in der Nachbarſchaft wohlbekannter moderner Gedanken auftaucht; der Voluntarismus an Stelle des Rationalismus, die Verſelbſtändigung der Werthkategorie gegenüber der Wahrheitskategorie, die Erkenntniß als Syſtem von Willensakten, Uebereinkünften, Anpaſſungen (als „Oekonomie"), die Ablehnung des Materialismus zu Gunſten einer mehr dynamiſchen Weltanſicht, einer Art Energetik — nach allen dieſen philoſophiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Netzpunkten entſendet der „Wille zur Macht" ſeine Fäden. Daß er trotz alledem kein Weltcentrum und kein ruhender Pol, ſondern aus der Flucht der Erſcheinungen eine ſpecielle Erſcheinung iſt, konnte nur dem hypnotiſirten Entdecker ſelbſt entgehen; Nietzſches Verſuche, aus ihm auch die anorganiſche Welt aufzubauen, ſind um nichts weniger metaphyſiſch als Schopenhauers Wille zum Leben auf ſeinen verſchiedenen Objectivationsſtufen oder Fechners Beſeelung der

Atome mit Luſt- und Unluſtgefühlen. Kein Monismus wird eben der Polymorphie der Dinge gerecht; man wird das auch an den berühmteren Monismen dieſes Zeitalters einmal erfahren. Ein Wort, das die Welt umſpannen ſoll, kann ein Abſtractum ſein, und dann iſt es nichtsſagend; oder ein Concretum, dann iſt es falſch.

Es ſcheint vielleicht Unrecht, über dieſe ernſthaften Fragen mit einigen knappen Andeutungen hinzugleiten, aber die Verführung iſt groß, ein Buch über das Buch zu ſchreiben. Wir haben ein wenig geblättert: ein ſolches Werk „beſpricht“ man nicht. Aber warum gerade die Punkte herausgreifen, die zum Widerſpruch reizen? Weil Nietzſche gerade mit ſeinen ſchwachen Punkten populär iſt, genau wie es nach ſeinem eigenen Urtheil Wagnern und Schopenhauern erging: weil dieſe praſſelnden Leuchtworte und Scheinwerfer „Antichriſt“, „Wille zur Macht“, „Herrenmoral“ den milderen Glanz des Sternenhimmels abblenden. Soll ich vielleicht zum Schluß Nietzſche loben und dem Leſer zur Beruhigung mittheilen, daß er auch in dieſem Studienbande auf Schritt und Tritt fruchtbare Gedanken, tiefe Zuſammenhänge und ſubtile Zergliederungen, exquiſite Sprachzauber, flüſternde Zartheit und flammendes Pathos und blitzenden Hohn und die ganze Scala des Stilvirtuoſen finden wird? Nein, ich will nicht, um mit Hebbel zu reden, die Abgeſchmacktheit begehen, dem Feuer einen Kranz aufzuſetzen. Nur das darf noch geſagt werden, daß eben da, wo wir die Unruhe und Ungerechtigkeit des allerletzten Nietzſche beklagen, der kritiſche Maßſtab von keinem Anderen hergenommen iſt als von Nietzſche ſelbſt: von dem gütigen, maßvollen, verſtehenden Freigeiſt Nietzſche und von dem kühlen, dogmenfreien, ſyſtemloſen Skeptiker Nietzſche und von dem Triumphator des Ja- und Amenliedes, dem weltſegnenden, allbejahenden Ekſtatiker Zarathuſtra.

Rundschau.

Königsphantasien.

„Ihr Antlitz war mit Träumen ganz beladen . . .“

Was moderne romantische Dichtung in lyrischen Phantasien als Vorstellungsreiz sich bildet, das wandelt in jener früheren Romantik, zu der wir jetzt so gern heimkehren, leibhaftig durch die Alltagswirklichkeit der Straßen. Eine Verwandlungskunst, mit den Erscheinungen des Lebens selbstherrlich zu schalten, spielt hier verwirrend und berauschend; leidenschaftlicher Subjektivismus prägt die sichtbaren Dinge um; diese Menschen stehen in ganz nahem, magnetischem Kontakt mit ihrem unbewußten Ich und in dauerndem Projizieren schaffen sie sich Umwelten, die ihnen die greifbaren und fühlbaren Manifestationen ihres tieferen, inneren Seins sind. Diese Produktivität, diese Züchtung und Entwicklung der inneren Sinne zu fruchtbarer Zeugung ist ihnen ihr eigentlicher Beruf. Dem „Verarabenen Tempel“, den die Propheten der Vie intérieure heut aus verschütteten Vergessenheitsgründen erwecken wollen, waren sie nah, sie kehrten in ihm ein und die wunderthätigen Bilder seiner Wände leuchteten ihnen vertraut. „Es stellt sich gleich einer Säulenreihe um Dich auf und ein Tempel wölbt sich über Dir und Dein Gedanke durchduftet ihn“, schrieb Clemens Brentano an Bettine, seine Schwester.

Gerade Bettine stellt am reinsten den Typus der phantastischen Existenz dar, der die Vorstellungen, das Traumwerk ihrer Gefühle wirklicher ist als die Realität. Sie spielte mit allen Lebenserscheinungen, wie ein Kind mit Blumen, und ohne die geringste Scheu nahm sie alles, was ihr begegnete, nur als einen bildsamen Stoff für die Märchenschmiede ihrer Phantasie. Sie hat sich ihre Goethewelt erschaffen und brauchte sie, wie ihr es gefiel, sie ließ sich Flügel wachsen und schmeichelte sich als Psyche an den Marmorthron Jupiters.

Immer war in ihr der fanatische Umbildungstrieb in heftiger Erregung; nicht wie sie waren, interessierten sie die Menschen, sondern wie sie in der steigernden Metamorphose verwandelt werden könnten. Ihr eigener Bruder charakterisiert das gut in einer Stelle, die Ricarda Huch in ihrem neuen Buch über „Ausbreitung und Verfall der Romantik“ (Leipzig H. Haessel) zitiert. Clemens spricht da von ihrem steten „Reden, Singen, Urteilen, Scherzen, Fühlen, Helfen, Bilden, Zeichnen, Modellieren, mit dem sie alles in Beschlag nehme und in Taschenspielerfertigkeit sich alle und jede platte Umgebung zurecht gewaltthätige, um das Gemeine als Modell zum Höheren in irgend einem Akt zu stellen.“

Dieser brennende Zug, Menschen und Welt nach ihrem inneren Bild zu prägen, scheint an dieser Frau das Wesentliche. Nirgends ist das so markant offenbart, nirgends vorher sah man so deutlich in die Werkstatt dieser Metamorphosen, als in der überraschenden Briefpublikation, die Ludwig Geiger jetzt nach einem glücklichen Funde im Charlottenburger Königlichen Hausarchiv gemacht hat.

Es ist schade, daß Ricarda Huch dies Buch noch nicht gekannt hat, als sie Bettinens Porträt zeichnete, denn viel unmittelbarer und entschleierter als in den Briefen an Goethe zeigt sich dies Märchenwesen hier in den Briefen an einen König, an Friedrich Wilhelm den Vierten.*) Vom Jupiter flog Psyche zum Caesar, zum Caesar, der gleich ihr Romantiker war.

Sie mußte immer Göttern dienen und vor Altären knien. Jetzt hatte sie in sich den Königsgedanken erhöht. Ein Bild voll Pathos, purpurumwallt, göttlich gesalbt und gesendet, schwebte ihr vor dem inneren Auge; einen Herrscher träumte sie sich von legendarischer Macht, Herrlichkeit und Güte. Ein Gnadenreich, überströmend von Glanz und menschlichem Glück, ließ ihr verstiegenes Sehnen mitten aus dem Strudel der wirren, verstörten Zeit aufsteigen. Ein neues König-

*) Frankfurt a. M. Litterarische Anstalt. Rütten und Loening.

tum sollte kommen, das die Vernunftregeln und die praktisch nüchterne Politik ministerieller Weisheit überwindet, das divinatorisch, kraft innerer Weihe, das Gute schafft, das mit dem Volke geht und in der Liebe des Volkes ruht, ein messianisches Königstum, wurzelnd in der Volksseele.

Diese Ideen nährt sie, läßt sie schwellen, erregt sich an ihnen, bis sie völlig von ihnen besessen ist, des süßen Königsweines voll. Erotische Untertöne spielen hinein. Wie sie als Kind sich in Goethes Schoß schmiegt, seine Nähe zu fühlen, so läßt sie sich jetzt in der Nacht von der starken und feurigen Gestalt ihres Königstraumes umschweben, sie läßt sich „im Mondschein von ihren Gedanken mit einem wunderlichen Geflecht beglückender Abenteuer wie mit Schlingpflanzen umstricken." Sie schreitet mit ihrem Helden unter den Bäumen heimlicher Wälder und auf dem Berg der Verheißung, wo die „Fata Morgana ihre Zauberschleier durcheinander wühlt," sie ruht in seinem Zelt und ihre Lippen stammeln: „Herrlicher Traumgenoß, wollte doch der Traum noch einmal seine grünen Zweige um Dich und mich winden."

Diese Vorstellungen haben für sie eine solche Materialisierungskraft, daß es ihr starke Gewißheit wird: ihr Königsgedanke ist lebendig, wirklich; der Held, den sie fühlt, den sie innerlich trägt, den muß sie leibhaftig erwecken. Sie muß der wunderthätige Magus sein, der in dem seiner selbst unbewußten Königsscheinbild im Berliner Schloß das höhere Sein auferstehen läßt. Sie fühlt sich gleichsam als die mystische Bewahrerin seiner Seele, und will sie ihm nun zurückgeben, daß er aufsteht und wandelt, die fleischgewordene Manifestation ihrer Träume. Geistige Königsmacherin will sie werden und ihn zu sich selbst, zu seiner intelligibelen Natur erhöhen.

Später hat sie selbst einmal dem König das seltsame Verhältnis erklärt: „Ich liebe Dich, ich habe die Einsamkeit geliebt, weil sie mich mit Dir zusammenführte, ich habe mir kein geschnitztes Bild, aber einen erhabenen Geist aus Dir herausgezaubert, der die von Gott in Dich gedachte Idee bezeichnet, weil sie die Geschichte Deiner Tage glorreich erfüllt. Du bist wirklich der, den ich denke, und der König von Preußen, wie ihn die Welt denkt und sieht und wie sie ihn in Versammlungen und auf Konferenzen unter dem Purpur der Absolutheit geknebelt in die Küche des Teufels bringen und wie er selbst vielleicht sich zu verstehen meint — der ist nur Chimäre."

„Und wie er selbst vielleicht sich zu verstehen meint" — darin liegts; Bettine wollte ihm also Augenöffnerin, Anreizerin und Flammensporn zu der ihm eingebornen höheren Existenz werden.

Dieser Mission dienen nun die hier mitgeteilten, so lange verschollenen Briefe, in denen dämmernde Zwischentöne, biblisches Pathos, hingewühlte Extase, mit eindringender Dialektik, mit beschwörender Ueberredungskraft, mit eisernder, zorniger Liebe und leidenschaftlichen Lauten seelischen Ringens bis zur tiefsten grollenden Enttäuschung wechselt. Die Briefe haben fast immer ein praktisches Thema aus den Geschehnissen der Zeit, sie fordern immer Handlungen der Gnade, sie rufen auf für die schlesischen Weber, für die unterdrückten Juden, für die Verfassung, sie mahnen, gemeinsam mit dem Volk zu gehen, sie schüren das Kaisertum, sie fordern aber vor allem schrankenlosen Edelmut für alle politischen Vergehen, Begnadigung der politischen Revolutionäre, Freilassung Kinkels.

Um Kinkels Leben hat sie am inbrünstigsten gekämpft, und die schwere Enttäuschung, die sie dabei erlitten, konnte sie nie verwinden. Alle diese Mahnungen, Prophetien, Verkündigungen kommen nun bei Bettinen nicht aus dem humanitären Ideale. Sie sind nicht Selbstzweck; im letzten Grunde handelt es sich dabei nicht um die, denen etwas erfüllt werden soll, sondern um den, der erfüllt. Bettine hat Mitleid mit den Unterdrückten, aber sie sieht in diesen Fällen weniger das Unglück der Betroffenen, als die günstige Gelegenheit für den König, sich in ihrem Geiste königlich zu erweisen.

Darauf kommt es ihr hauptsächlich an. Ein gewisser Gefühlsegoismus spricht mit, die maßlos gesteigerte Sehnsucht nach den Sensationen großköniglicher Handlungen. Das ist dieser Frau das „Wunderbare": an einem Fürsten die Offenbarung des Erhabenen zu erleben.

Drum betont sie immer wieder, daß sie die Menschen, für die sie bittet gar nicht kennt, daß sie von der Lage der Dinge, von den politischen Zusammenhängen keine Ahnung habe, sie will nur, „daß alle Menschen gerettet würden und dem Königsgewissen nichts aufgebürdet werde." Blind soll die Gnade walten, ohne alle Rücksichten auf Vernunftsgründe, um die Befriedigung schrankenloser Allgefühle zu erfüllen. „Höhere Naturen dürfen sich nie herablassen, sich dessen, was ihnen störend sein kann, durch Verfolgung und Vernichtung zu entledigen."

Innerhalb dieser gesteigerten Vorstellungen ist es nun ganz gefühlslogisch, daß ihr Fordern immer aufgewühlter gerade das heischt, was der Staatsraison am meisten widerspricht, also vor allem die Begnadigung der Revolutionäre, oder noch lieber (was sie freilich auf Abraten Varnhagens doch ließ) die Absolution eines Attentäters, der einen Mordanschlag auf den König gemacht hatte.

Je idealere Forderung sie stellt, desto höher wächst ihr ihre Königsvorstellung. Und zu solchen erdenfernen überschwebenden Gipfeln möchte sie den Doppelgänger ihres

inneren Königs gewaltig mit Menschen- und Engelszungen locken. Etwas Hilde Wangelsches ist in dem allen, wie sie in sich selbst zeugend ein Wesensvorbild schafft und durch Transfusion nun dem irdisch unvollkommenen Abbilde Kräfte, Mächte und Lebenssäfte zuführen will.

Doch der König hört auf diese Stimmen nur wie auf ein mystisches Harfenspiel, das ihm in Dämmerstunden Lieder des Unwirklichen singt, und nicht wie Baumeister Solneß läßt er sich zu schwindelnd gefährlichem Steigen auf unwegsame Bahnen locken.

Die Rolle des Königs in dieser seltsamen Liaison dangereuse der Seelen (gesehen und gesprochen haben sie sich erst spät und nur wenige Male) ist fast noch interessanter als die Bettinens.

Wenn er es auch nicht so deutlich ausspricht, so merkt man doch, er fühlte gegenüber dieser Phantastin, die sein Bild erhöht, ähnlich, wie Bettinens Freundin die Günderode, die einmal an sie schrieb: „ich bin zufrieden, daß Du mich zum Kerbholz Deiner heimlichen Seligkeiten machst; ich möchte Dir immer stillhalten, so anmutig fühle ich mich bemalt und beschrieben von Deinen Erlebnissen."

Des Königs Romantizismus genoß sich stärker in diesem Spiegelbild des erhabenen Doppelgängers, das ihm Bettine vorhielt. Es waren ihm Reize und seelisches Raffinement, sich von diesen Visionen des Majestätischen und Heldenhaften umschweben zu lassen, die ihm die hohen Lieder dieser Briefe zauberten. Die Wollust geistiger Erregung, idealistische Exaltationen, das Traumwandeln im Purpur und in der Krone auf Wolken als Gesalbter des Herrn, von den himmlischen Heerscharen und vom Flügelschlag der Kaiseradler umrauscht, war ihm nur allzu vertraut. Und niemand sang ihm sein Lied so schwungvoll, als das Goethekind, das er jetzt im Geist zu seinen Füßen sah, so wie es einst an des Dichters Stufen sich bettete. Das alles war dem „Romantiker auf dem Thron der Caesaren", heftige und sympathische Stimulanz.

Er geht auf diese Töne in Antwortbriefen ein und er spricht mit ihr in ihrer hochgestimmten Sprache; er nennt sie „Nebengeländen Entsprossene, Sonnengetaufte". Er hängt an ihren Briefen und bewahrt sie in Heimlichkeit. Doch ihre Gedanken können in Wirklichkeit nicht zusammen kommen, denn er liebt nur das äußere Kostüm, das er in ihren Träumen trägt: die demokratische Erfüllung, die diese Sibylle erwartet, alle diese Begriffe von Verfassung, Volkstum, Paktieren, Sanktionieren der Revolution sind ihm Gräuel und Aberwitz. Und seine reaktionäre Seele schwankt beständig zwischen dem heimlichen Zug zu dieser Frau, deren Ekstasen so wunderbar sich mit den seinen reimen, und der tiefen Abneigung gegen alle ihre thatsächlichen Vorschläge. Er draviert sich mit allen den Attributen, dem Mantel der Erhabenheit, dem Machtschwert, der Heldenkrone, „an dem der Unterdrückte ein Kleinod ist", die sie ihm als Opfergabe brachte; wie ein Gott nahm er die Spenden und atmete den Weihrauch, aber er blieb in der Starrheit der Majestät und gab nichts wieder.

Peinlich ist ihm manchmal diese Beziehung und am peinlichsten, daß er daran hängt. Dann vergnügt er sich mit einer gewissen Genugthuung über die boshaften Scherze, die an der Potsdamer Hoftafel mit Vorliebe auf Kosten der „überspannten Frau von Arnim" und ihrer unstandesgemäßen Liebe zum Pöbel gemacht wurden, und er stimmt selber mit ein.

Dann wieder verstärkt sich ihm der Wunsch, diese Verbindung mit ihrer Gefühlsresonanz sich zu bewahren, und, da er doch Bettinen ihre Wünsche nicht erfüllen kann, so rechtfertigt er sich vor ihr. Er setzt ihr, ebenso eindringlich und inständig, seine negativen Gründe auseinander, wie sie ihm ihre positiven.

Man merkt, am liebsten wäre ihm, wenn ihre Vorstellungen mit allem Glanz und Schmuck der Königsideen erhalten blieben, genau die gleichen Ornamente, aber nicht, wie sie will, auf demokratischer, sondern wie er will, auf der reaktionären Basis. Darum geht der Kampf mit aller erbitterter Inbrunst seelischer Eroberungsleidenschaft. Und keiner giebt einen Fuß breit nach. Er schreibt: „Mein Amt verurteilt mich zur energischen Reaktion der heiligen Treue wider die wirre Untreue dieser Zeit."

„Persönliche Beleidigungen kann ich umsonst vergeben und vergessen und thue es fast täglich. Das Antasten und Umwerfen der göttlichen Ordnung darf ich so nicht vergeben."

Und dabei ist immer ein leises Werben in seiner Stimme, daß man fühlt, er möchte sich einen Hauch ihrer Welt und ihres Dienstes halten; ja er geht so weit, anzudeuten, wie schmerzlich ihm die Unerfüllbarkeit der Bettinenutopie ist und er schreibt: „er wolle alles thun, aber er könne wenig ohne die Minister und er freue sich, daß sie doch auf den Mann vertraue, den sie verachte."

Bettine fühlt aber nur die schwere Desillusion; das Bild ihrer Gottheit ist ihr geschmäht und geschändet durch das irdische Abbild, das feilscht und engherzig wägt, und zürnend hält sie ihm noch einmal den Spiegel vor: „Im Traum, da hatte der König Lust zu gewähren, mit leichter Hand schüttelte er den Zweig, der über ihm schwebte. Er macht keine Bedingungen, er frägt nicht, soll ich oder soll ich nicht? Er giebt mit leisem Lächeln und meint nicht Dank zu verdienen."

Nun aber, da nichts sich erfüllt, da

Friedrich Wilhelm die Strafe Kinkels, die vom Kriegsgericht statt auf Tode auf lebenslängliche Festung erkannt, in Zuchthaus verschärft, bleibt als bitterer Rest nur die Erkenntnis: „In tiefster Seele fühle ich mich betrogen in allem, was ich so lange hegte.“

In diesen Bettinebriefen ist das Ernsteste, was sie je geschrieben; und wie sie manchesmal mit brennendem Rechtsgefühl rückhaltlos das Königsgewissen spielt, ist wirklich wie Varnhagen es nannte „schön und stark, und streng und vortrefflich“.

Und doch bleibt der letzte Eindruck: nutzloses Verpuffen überhitzter Gedankenleidenschaft mit dem Unterton der Tragikomik. Die leichte Lächerlichkeit des Theoretischen schwingt mit. Bettine erkannte es selbst, als sie sagte: „Ich thue meine großen Thaten alle im Traum. Und dies ist, was mich oft erschreckt, daß ich im Lande der Phantasie mir eine große Rolle auserwählt habe, die ich zwar ohne Gefahr spiele, die aber nicht die Wirklichkeit berührt.“ F. P.

Kunst und Künstler.

„Kunst und Künstler“ nennt sich die neueste deutsche Kunstzeitschrift. Warum nicht anders? Warum nicht „Neue Propyläen?“ Warum nicht „Nachtwache?“ Kunst und Künstler gehört nun zu den farblosen Titeln, über die sich — es giebt leider mehr als einen heute — ein feinfühliger Redakteur jeden Monat von Neuem ärgert. Doch der Wein macht die Marke.

Unter der Titelüberschrift, gänzlich unvermittelt, sieht man eine Zeichnung von Thomas Theodor Heine, die das an Charakter gut machen möchte, was der Titel schuldig bleibt. Aber sie hat einen schiefen Charakter. Ein Weib, dem ein Page die Schleppe trägt, hält ein Bäumchen, dahinter ein Pfau, noch ein Bäumchen, und eine vortreffliche violette Linie, ein Atem von Renaissance, ein Fragment Renaissance, eine Lintenvision einer Rampe, wie es Heine mit seiner Stenographie fertig bekommt. Dieser Schmuck ist der eines witzigen französischen Buches, das eine Stunde dauert, seine schwungvolle Linie reicht nicht für Monate und wird schnell karikaturistisch.

Die neue Zeitschrift ist sehr schön gedruckt und wirkt, wie bei Bruno Cassirer vorauszusetzen, durchaus edel. Das Format ist groß und für Bilder angenehm, die Spalteneinteilung für die Lektüre nicht minder. Der Inhalt, fern von jeder Sensation, mit jener Selbstverständlichkeit großen Stils, ohne von sich selbst viel zu reden, ohne sich selbst zu überschätzen, ohne die Alleinseligmacherei zu betreiben, wie es einer europäischen Zeitschrift würdig ist. Redakteur ist Helferich, ipso nomine Emil Heilbut, der Vorkämpfer moderner Kunst in Deutschland, ein Georg Brandes der Malerei, und Cäsar Flaischlen, der seine Erfahrungen vom Pan mit hineinbringen konnte.

Für den Gentlemancharakter der Zeitschrift sind die einleitenden Worte sehr beachtenswert, kein kindlich-patriotisches Programm, kein Schulmeisterton, kein Aestheticismus. Indem auch alte Kunst mit neuen Augen angesehen werden soll, weist sich das Journal den Platz an. Es steht zwischen der Bruckmannschen „Kunst“, die heut das umfassendste in Deutschland ist, den Koch'schen Darmstädter Organen, die sich den neuen gewerblichen Bestrebungen widmen, der Hanfstängl'schen „Kunst unserer Zeit“, die nicht das Moderne, sondern das Heutige pflegt, dem „Kunstwart“, dessen Aufgabe eine pädagogische ist, der Seemann'schen Zeitschrift für bildende Kunst, die auch strengerer Wissenschaft den Eintritt offen hielt, und den eigentlichen wissenschaftlichen Kunstblättern, unter denen ja unser „Jahrbuch“ einen so vornehmen Rang behauptet. „Kunst und Künstler“ wird niemals etwas der Mode, sondern stets alles um der Kunst willen pflegen und niemals etwas Altes verherrlichen, weil es alt ist, sondern weil es uns heut etwas bedeutet.

Der erste Artikel ist von Wilhelm Bode geschrieben, über die amerikanische Konkurrenz im Kunsthandel und ihre Gefahr für Europa — ein Essai aus der Fülle des Wissens. Bode hält die Angst Europas um seinen Kunstbesitz für übertrieben. Wer nicht aus Liebe und Kenntnis sammelt, sammelt schlecht — und die heutigen Pierpont Morgan's vermögen wohl einige Zeit lang uns in Trubel zu setzen, aber auf die Dauer bleibt ihr Eifer doch unschädlich. Morgan besitzt jetzt seinen Rafael, aber das Bild ist nüchtern und von den Galerien Europas abgelehnt. Seine Bronzen, Schnitzereien und Silbersachen brauchen uns nicht gerade neidisch zu machen. Man arbeitet so viel mit Reklame für die amerikanischen Sammler, daß sie mehr als einmal einfach hintergangen worden sind. Leider geben sich unsere Zeitungen öfters zu diesem Handwerk her, weil die Kunstredaktion sich oft in den Händen Unwissender befindet. Clarke, der Kupfertrustman, kaufte für über 1½ Millionen die Preyersche Sammlung in Wien, in der nur ein Daubigny hervorragt. Henry Walters in Philadelphia fiel furchtbar herein, er kaufte für 5 Millionen Francs die berüchtigte Sammlung des Don Marcello Mazzarenti Ordelaffi, die voll mäßiger Bilder und Fälschungen ist und bei der (sofort erteilten) Ausfuhr nur mit 200000 in Steuerrechnung gebracht wurde. Schließlich, was etwa wichtiges doch hinüber kommen sollte, hat ja immer Aussicht wieder öffentlich zugänglich gemacht zu werden. Amerikaner sind vielfach Vorbilder dafür. Und so

werden vornehme Sammler Europas bald auch ihre Schätze lieber dem Staat schenken, als dem Trustman verkaufen. Beispiele: Das glänzende Wallace-Museum in London, der neue Rothschildsaal im Louvre, das Thierry'sche Vermächtnis französischer Bilder an denselben Louvre, die Schenkung der alle amerikanischen Erwerbungen übertreffenden Dubuit-Kollektion an die Stadt Paris, die Renaissancegaben von James Simon an das neue Berliner Kaiser Friedrich-Museum, die günstige Erwerbung der bewundernswerten Beckerathschen Handzeichnungen für unser Kupferstichkabinet.

Es folgt ein Tagebuchblatt Gerhart Hauptmanns über die Mediceergräber Michelangelos: ein feines Empfinden einer Künstlerseele über eine andere, das Wiederfinden einer eignen Sehnsucht in einer fremden, ein Stück historischer Stimmung, die unhistorisch geworden ist — unser aller Wunsch.

Heilbut selbst wickelt Leben und Kunst Trübners auf, eines der Väter unter uns Kindern. Lichtwark schreibt über den Schmuck, eine Warnung vor der Mechanisirung moderner Formen, und ein Hinweis auf die tausend noch ungeahnten Kulturmöglichkeiten, die aus den Rohstoffen der Metalle und Steine zu gewinnen wären. Max J. Friedländer leitet das Bild der Cranach'schen „Ruhe auf der Flucht" mit einigen Worten ein, dieser wichtigen neuen Erwerbung der Berliner Galerie, des besten und eines der wenigen guten Gemälde dieses populären Mannes. Warum gab man nicht lieber diesen Cranach in Gravüre statt der Trübnerschen Landschaft? Die Schärfe paßt zu Cranachs minutiösem Stil, während Trübner durch sie eine falsche photographische Pedanterie erhält.

Notizen, Buchbesprechungen, Zeitschriftenschau führen zu den Annoncen über, die ein merkwürdig gutes Bild heutigen Kunsttreibens geben: Keller und Reiner mit der Ausstellung des Lechterschen meisterlich-dekorativen Bildes für den Pallenbergsaal in Köln, dann des Klingerschen Beethoven, der die Welt in zwei Lager teilte. Kühtmann mit seinen naturwissenschaftlichen Büchern, die dem modernen Ornamentiker neue Stilisierungen möglich machen sollen. Die Reimersche Anzeige des Sammelbandes „Kunst im Leben des Kindes." Bodes Rembrandtwerk für tausend Mark. Sievogts kommendes Alibababuch. Thodes erster Michelangeloband. Der Bibliophilenkatalog von Breslauer und Meyer mit Goethes Doktordissertation, Beardsley's Malorybuch, fünf Jahrgängen Pan und einem Passierschein für Landsknechte. O. B.

Der neueste Muther.

Kein Buch hat in neuerer Zeit so tiefgehend auf die kunsthistorische Bildung Deutschlands gewirkt, als Muthers Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert. Hier ging wirklich einmal das viel citirte, und allerdings auch vielcitirende Mädchen aus der Fremde durch ein bisher sehr stilles Thal. Es brachte uns die Blütenlese des Besten, was in Europa über die neue Malerei gesagt und über die ältere phantasirt worden war. Es schlug den leichten Ton der Goncourts an und glitt süß und angenehm in unsere Gefühle. Es wurden nicht bloß unbekannte Maler nunmehr in Deutschland bekannt, nein auch bekannte lebten neu auf, Litteratur und Kunst schüttelten sich die Hände, die Impressionisten wurden historisch verklärt und für die letzten, damals noch so neuen symbolistischen Ahnungen fand man den technischen Ausdruck Neuidealismus. Das Buch wirkte auf die Festigung der modernen Malerei, erweiterte ihre Internationalität, die ja heut ihr Charakter ist, und, wenn unser Publikum unterdessen ein wenig gebildeter wurde, so dankt es viel davon dem Muther.

Das Werk wurde nicht wieder aufgelegt und könnte auch heut nicht wieder gedruckt werden. Wir haben noch keine Geschichte moderner Kunst und, ehe wir sie werden haben können, wird der Begriff Geschichte längst verflüchtigt sein. Einige zurückgebliebene Philologen werden ihm noch treu sein, die Kenner und Liebhaber werden wissen, daß auch der Genuß der Geschichte ein subjektiver Reiz ist. Ich konstruire nur eine Entwicklung. Aber sie hat mit der Objektivität nichts zu thun. Jene genieße ich, diese könnte ich niemals genießen. Sie ist verschoben, verzwickt, launisch und willkürlich wie nur je ein Modell meiner Einbildungskraft. Ich sah neulich einen Goya, auf dem die Landschaft mit genau derselben Technik behandelt war, wie sie jetzt die Schotten haben. Wo ist da die Geschichte? Diese Objektivität ist ein Witz.

Muther hat unterdessen eingesehen, daß die Welt rund ist. Statt die Geschichte noch einmal zu schreiben, und dann vielleicht noch einmal, nimmt er sich Gruppen, äußerlich zusammengehörige Dinge, ja sogar eine äußere Gelegenheit ihrer Gruppirung, und spricht nun darüber, wie es ihm in Sinn und Feder kommt. Er reiste nach Paris zur Weltausstellung, durchwanderte die Centennarsäle und schrieb sein „Jahrhundert französischer Malerei." Jetzt reiste er nach Glasgow, wo ebenfalls centennarisirt wurde, machte sich Notizen, las nichts Ueberflüssiges, sondern sah, dachte, verglich, korrigirte — und schrieb seine „Geschichte der englischen Malerei", die ja von selbst wieder ein „Jahrhundert" von Malerei wurde.

Hier war die Grenze vom Meer gezogen, Englands Kunst war von jeher Inselkunst, selbständig und sich selbst genügend. Man hatte dort Philosophen der Malerei,

wie Watts, gewerbliche Naturen, wie Crane, Versdichter wie Rossetti, Classicisten wie Leigthon, Kulturmaler wie Reynolds, Landschafter von Crome bis Stevenson, Porträtisten von Gainsborough bis Sargent, Coloristen von Stothard bis Turner: der Kontinent war für England nicht nötig. Was sie sich von Antikem holten, wurde bei ihnen zu einer neuen eigentümlichen Linie und Leigthons Andromeda verhielt sich zur Klassik, wie die Campbell zur Bernhardt. Was sie von der prärafaelitischen Kunst sich holten, wurde edle Symbolik, mystische Schwärmerei. Die Venezianer wurden kokett und Rubens wieder zurückitalienisirt. Alle südliche Sinnlichkeit bekam die süßen Versteckheiten des Nordens, wo die Prüderie gedämpftes Begehren, die Lässigkeit schmachtendes Geheimnis, die Aristokratie raffinirte Grausamkeit wird. Die Venus des Giorgione lag als nackte Statue auf dem offenem Bett. Die Venus des Reynolds hat ein weiches Hemde an, das nur über den Schultern noch gehalten wird, das die Brüste herausquellen läßt, das in Empirehöhe mit einem glatten spielerigen Bändchen gegürtet ist, dessen Schleife Amor löst. Die italienische Venus schämt sich nicht, sie hält die Hand auf den Schoß, um nackt bleiben zu dürfen. Die englische Venus stellt sich schämend. Sie hält nicht die flache Hand vors Gesicht, sondern den Rücken der Hand, sie bedeckt damit Nase und halben Mund; es genügt, um sie dahinter mit dem andern halben Mund und dem einen Auge gar deutlich sprechen zu sehen.

England hatte nur so viel von Europa, als nötig war, um sich nicht ganz von der menschlichen Gesellschaft auszuschließen. Es verarbeitete alles im eignen Geist und hat nie eine Mode mitgemacht, vielleicht weil die feine Kunst beim englischen Publikum doch niemals modern war. Wie Turner, hat Watts, hat Whistler, haben die Schotten sich selbst entweder schenken oder in Paris und München loben lassen müssen. Ueber dem stupiden englischen Publikum schweben die Künstler als unabhängige Schöpfer, die ihr Geschäft nur dann machen, wenn ihr Name auf natürliche oder künstliche Weise Plakatgröße angenommen hat. Jetzt scheint es zu Ende zu sein. Die isolirte Kraft der englischen Kunst hat sich aufgeschleust und Europa viel mehr zurückgegeben, als es ihm je entnommen hat. Einfluß ist darum immer noch nicht vorhanden, nur Bewunderung und sehr viel Lehre. Man kann bewundernd und lernend „zurückblicken". Dies war der richtige Zeitpunkt für Muthers Buch, etwas früher wäre es zu heiß, etwas später zu kalt geworden. Jetzt liest es sich angenehm temperirt und die vorzüglich gedruckten Bilder rufen mannigfache Erinnerungen wach. O. B.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Roack & Co.

Digitized by Google